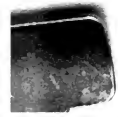
Digitized by Google

4° Per. 7 lh
(1856,7 - 12



Digitized by Google

Erheiterungen.

Ein Unterhaltungsblatt.

Jahrgang 1856.
(Zweites Halbjahr.)

Aschaffenburg.

Verlegt bei Wailandts Wittib.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Inhalts-Verzeichniß.

(Die Zahlen bedeuten die einzelnen Numern der Blätter.)

Novellen.

So lohnt die Welt! 156. — Der Vetter im Konsistorium. 156. — Der Schwiegersohn des Kommerzienraths. 209. — Die drei Erscheinungen. 218. — Die beiden Geizhälse. 223. — Die Ahnenprobe. 235. — Der Wende. 244. — Des Rheders Tochter. 246. — Nordmann. 251. — Mary O'Brien. 278. — Die alte Jungfer. 304.

Verschiedene Aufsätze und kleine Erzählungen.

Die beiden Mémoires. 172. — Die Sägemühle. 175. — Ein deutsches Herz. 182. — Die jüngsten Ereignisse in Barcelona. 186. — Eisenbahnunglück in Nordamerika. 188. — Eines Tauchers Bericht aus der Meerestiefe. 190. — Der Potsdamer Depeschendiebstahl. 193. — Gardinenpredigten. 196. — Die Gräber der Alliirten in der Krim. 197. — Die Münzkonferenz in Wien. 198. — Das streitige Erbe. 204. — Das erste mittelrheinische Musikfest. 205. — Programm der Kaiserkrönung in Moskau. 209. — Die Krönungsfeier in Moskau. 217. — Eine gefährliche telegraphische Depesche. 234. — Wohlfeile Gastfreundschaft. 253. — Die Ermordung der Fürstin Sulkowska. 259. — Die Verhaftung Carpentiers. 271. — Eine eigenthümliche Vergiftung. 274. — Der Korb und das Korbgeben. 276. — Die Kunst des Schmollens. 277. — Eine neue Feuerlöschmethode. 280. — Compiegne und der kaiserliche Hof von Frankreich. 282. — Das Cölibat unter den Laien. 283. — Die geheimnißvolle Braut. 284. — Der arme Student. 290. — Die Pulverexplosion zu Rhodus. 294. — Der Schiffbruch des Lyonnais. 296. — Ein Geschichtchen aus den Bergen. 297. — Zur Charakteristik des jetzigen Königs von Neapel. 305. — Beim Nußkernen. 307. — Ein Polizeidiener als Kammerdiener. 312.

Länder- und Völkerkunde.

Kalifornien. 189. — Eine Erruption des feuerspeienden Berges Awu. 191. — Australische Städtebilder. 194. — Die Zigeuner in den Donaufürstenthümern. 199. — Die Völker der europäischen Türkei, wie sie jetzt sind. 203. — Der Aufstand in der Ukraine. 221. — Das Warschauer Volksfest zur Krönungsfeier. 222. — Die Emanzipationsbestrebungen der amerikanischen Frauen. 245. — Der Ausbruch des Bürgerkrieges in Kansas. 256. — Die Vaudur-Religion auf Hayti und Kaiser Soulouque. 165. — Grausame Verfolgungen der Chinesen gegen eine christliche Gemeinde. 277. — Griechische Ehen. 279. — Der Tod des Daïri in Japan. 281. — Bolgrad. 283. — Die Schlangeninsel. 289.

Literatur und Kunst.

240, 241.

Gedichte.

Fränkischer Gruß an die Frau Gräfin Meline von Bentheim-Tecklenburg. 196. — An Mozart. 216 — Die Sternlein 218. — An unsere zukünftigen Schulschwestern. 225. — Mariabuchen bei Lohr 228. — Festgruß zum hohen Geburtsfeste Ihrer Majestät der Königin Marie von Bayern. 248. — Kloster Engelsberg bei Klingenberg. 276. — Trauerklänge am Grabe des Forstamtsaktuars Franz Hartmann. 289. — Der Prinzessin Sonntagsfeier. 294

Mannigfaltiges.

(Fast in allen Numern.)

Räthsel.

156, 160, 161, 165, 167, 171, 174, 181 183, 188, 190, 192, 198, 202, 205, 214, 216 221, 223, 227. 228, 232, 235, 240, 243, 245 247, 249, 252, 258, 261, 265, 283, 286, 292 297, 304, 305, 307.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 156 Dienstag, 1. Juli 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Nun nannte er leise ihren Namen, nun flüsterte er kaum hörbar: Elise!

Sie schreckte zusammen und blickte auf. Aber sie sah Niemand, und indem sie wieder in sich zusammen sank, seufzte sie leise: ich täuschte mich! Es war nur der Wind!

Aber jetzt flüsterte es wieder: Erschrick nicht, Elise, kein Laut, keinen Schrei!

O mein Gott, murmelte sie leise, und ein Zittern durchflog ihre Glieder.

Und jetzt fühlte sie sich glühend umfangen, jetzt brannte ein Kuß auf ihrer Stirn, und eine nur zu geliebte Stimme flüsterte ihren Namen.

Feodor! murmelte sie kaum hörbar, und überwältigt von der Gewalt ihrer Empfindungen lehnte sie das Haupt matt an seine Brust. Aber dann richtete sie sich wieder empor und sah ihn an, und dieser schwärmerische, zärtliche Blick begegnete seinen strahlenden Augen, und sie war wie gebannt in diesem Anschauen, selig wie im Traum, und doch des süßesten Wachens sich bewußt.

Erkennst Du mich, Elise, flüsterte er, erkennst Du Deinen Feodor, trotz dieser Verkleidung?

Sprich weiter, weiter, sagte sie, als er jetzt schwieg. Ich habe Deine Stimme so lange nicht gehört.

Zehn Wochen sind vergangen, ohne daß ich Dich sehen, oder Dir nur Nachricht hätte geben können! O mein Gott, es war eine Ewigkeit der Qual, sagte er, indem er sie fester an sein Herz zog. Ich konnte es nicht länger ertragen, und jetzt, Dir so nahe, nur durch eine Mauer von Dir getrennt; und dennoch nicht bei Dir! Das war mehr als meine Vernunft von meiner Sehnsucht verlangen konnte. Gott ist der Freund der Liebenden, sagte ich mir, und so steckte ich mich in diese Verkleidung und unternahm das Wagniß.

Elise richtete sich von seiner Brust empor, und sah ihn mit angstvollen Blicken an. Sie erwachte jetzt erst aus diesem Taumel des Entzückens, und ward sich der Gegenwart bewußt.

Mein Gott, Dir droht Gefahr! sagte sie bebend.

Der Tod, wenn man mich [illegible] findet, sagte er ernst, der Tod, wenn man drüben im russischem Lager erfährt, weßhalb ich hier bin.

Du hättest nicht kommen sollen, rief Elise, indem sie sich ängstlich an ihn schmiegte. Ja Du hast Recht, Du bist hier nicht sicher. Mein Gott, wenn mein Vater Dich hier fände! O es war grausam von Dir, daß Du kamst!

Es wäre noch grausamer gewesen, wenn ich, Dir so nahe, Dich nicht hätte sehen sollen, sagte er lächelnd. Ich habe so lange nach diesem Wiedersehen geschmachtet, so lange darnach mich gesehnt, in Deinen Augen zu lesen, daß Du mich nicht vergessen hast. Elise, Du schlägst die Augen nieder?

Weil Du schon zu viel darin gelesen hast, sagte sie hold erröthend, mehr als Du durftest, Feodor, mehr als mein Vater jemals verzeihen würde.

Dein Vater war immer gut und freundlich gegen mich, und dennoch, Du hast Recht, damals war ich Kriegsgefangener, jetzt aber sieht er in mir nichts weiter als den Feind des Vaterlandes! Und dennoch, Elise, eben weil ich das nicht seyn kann, bin ich hier. Höre mir zu, meine Minuten sind gezählt, und ich bin verloren, wenn ich zu lange zögere. Aber ich mußte Dich sehen, um Euch zu warnen, um die Gefahr abzuwenden, welche Dich, welche Euch Alle bedroht. Höre also! Dein Vater ist der mächtigste und bedeutendste Mann dieser Stadt! Sein Einfluß vermag Alles beim Magistrat und den Bürgern. Flehe Du ihn an, Elise, daß er all seinen Einfluß anwendet, ein entsetzliches Blutvergießen von dieser Stadt abzuwenden.

Elise schüttelte ernst und finster ihr Haupt. Der schöne Traum war verrauscht, jetzt war sie nicht mehr das schwärmerische, liebende Mädchen, sondern das bewußte, überlegende und besonnene Weib.

Wie kann mein Vater das? fragte sie ungläubig.

Er muß die Bürgerschaft von Berlin bewegen, daß sie sich nicht in einen Kampf mit uns einlasse.

Das wird mein Vater nicht thun! rief Elise lebhaft.

Digitized by Google

Er wird es thun, sagte ihr Geliebter, wenn er erfährt, daß jeder Kampf vergeblich ist, und das, Elise, sollst Du ihm sagen. Er soll Erbarmen haben mit seiner Vaterstadt, ja, mit sich selber. Ihr Alle seyd verloren, wenn Ihr kämpft. Schon stehen zwölftausend von den Unsrigen unter General Tottleben vor den Thoren, und indem ich spreche, naht sich von der andern Seite Tschernitscheff mit zwanzigtausend Mann regulärer Truppen. Auch Graf Lacy mit den Oesterreichern kommt hierher. Das Alles sage Deinem Vater, und sage ihm auch, daß General Tottleben seiner Kaiserin Elisabeth geschworen hat, Berlin zu nehmen, und müßte er es in Schutt und Asche verwandeln. Sieh, Geliebte, nur um Dir dieß zu sagen, bin ich gekommen. Mein Herz steht still, wenn ich mir denke, daß ich Deinem Vater als Feind gegenüber stehen könnte. Wende all Deinen Einfluß an, beschwöre Deinen Vater, daß er Alles, was er vermag, dazu thut, die Stadt Berlin zur friedlichen Uebergabe zu bereden.

Ich habe keinen Einfluß auf meinen Vater, sagte Elise traurig, und wenn ich ihn hätte, würde ich ihn doch hierzu nicht benutzen. Eine solche Niederlage ohne Kampf wäre eine Feigheit.

Aber ein Kampf mit der sichern Gewißheit des Unterliegens wäre eine Raserei, rief Feodor lebhaft. Dein Vater weiß nicht, welche Truppenmassen sich um Berlin anhäufen. Sage es ihm.

Sie sah ihn mit wehmüthigen Blicken an. Und soll ich ihm auch sagen, von wem ich diese Nachrichten habe?

Wenn es nicht anders seyn kann, antwortete er nach kurzem Sinnen, nun denn, so sage es ihm. Dein Vater wird mich nicht verrathen.

Aber er wird vielleicht seiner Tochter fluchen, rief Elise schmerzvoll, weil sie mit einem Feinde des Vaterlandes gesprochen, während schon die russischen Kanonen sich drohend gegen unsere Stadt gerichtet haben. Nein, nein, Feodor, es nützt nichts, ihn zu warnen! Mein Vater würde doch nicht auf mich hören!

So wird Berlin in sein Verderben rennen, und ich kann es nicht mehr hindern, sagte der Obrist traurig. Ich habe gethan, was ich vermochte. Ich wollte Deinem Vater vergelten, was er Gutes an mir gethan, und deßhalb wagte ich mein Leben, um ihn zu warnen.

Elise reichte ihm beide Hände dar, und sah ihm fest und innig in die Augen. Glaube mir, Feodor, daß ich Dir das nie vergessen werde, sagte sie. Wie sehr mein Vater auch zürnen mag, mein Herz bleibt dennoch Dein. Die Liebe kennt keine Feindschaft der Nationen, sie ergibt sich ohne Rückhalt dem, welcher sie gewonnen.

Sie lehnte ihr Haupt an seine Brust, und er drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Ich danke Dir für dieß Wort; es soll der Talisman seyn, welcher mich begleitet.

Ach sage nicht, daß Du schon wieder gehen willst! flüsterte sie, sich an ihn schmiegend.

Ich muß, Elise, sagte er traurig.

Ach Feodor, ich darf nicht sagen, bleibe, denn ich zittere schon bei dem Gedanken, daß mein Vater Dich hier sehen könnte. Aber wann, mein Geliebter, wann werden wir uns wiedersehen?

(Fortsetzung folgt.)

Der Vetter im Konsistorium.

Von W. O. von Horn.

1.

Der Wittwe Stüblein.

Es war im Frühling des Jahres 1786, als in einer kleinen Stadt eine betagte Frau an dem weit geöffneten Fensterlein saß und eifrig strickte. Sie war nahe an den Siebzigen, aber an den Zügen der Matrone konnte man noch wahrnehmen, wie schön sie einst im Frühling ihrer Tage mußte gewesen seyn. Sie trug eine sehr einfache, man konnte sagen ärmliche Kleidung, und auf ihrem edlen Antlitz spiegelte sich das milde Abendroth eines Lebens voll Leiden und Entsagung. Das Häuschen, an dessen Fenster sie saß, war eine Gärtnerwohnung, in welcher die Matrone eingemiethet war. Es lag an der Landstraße, die sich eine Anhöhe hinaufzog und aus dem Fensterlein konnte man, so weit es die hohen und weitästigen Apfelbäume gestatteten, die die Landstraße zu beiden Seiten begränzten, eine ansehnliche Strecke weit die Landstraße überblicken — und dorthin richtete das Mütterchen seine Blicke mit einer Sehnsucht, die wohl ermessen ließ, daß sie ein theueres Wesen erwartete.

Die Sonne war eben hinabgesunken und schon trat der Vollmond im Osten in voller Pracht und milde leuchtend hervor. Die Luft war so milde und weich, die vom Felde her wehte; sie trug die wonnigen Düfte der zahlreichen, in vollster Blüthe stehenden Obstbäume in mächtigen Wellen daher und eine Nachtigall sang ihr herrliches Loblied in einem der blühenden Apfelbäume der Landstraße.

Ueberall war es stille, seit die Betglocke geläutet und das Menschenherz zum Danke gegen den milden Geber alles Guten aufgefordert, wie sie Ruhe dem Müden gebracht, der des Tages Last und Hitze getragen hatte. Selbst die Heerden waren längst heimgezogen, und der Abendstern erglänzte schon neben dem leuchtenden Monde, und dennoch

strickte die fleißige Frau unermüdet fort. Nur dann und wann sank die Hand auf den Schooß. War das aus Ermüdung oder ruhte sie nur darum, weil das Mütterchen hinaufblickte, wo der Herr wohnt und waltet, der nach dem heiligen Worte der Schrift »der Wittwen Mann und der Waisen Vater« ist? Noch eher aber war es Beides, denn sie gönnte sich kaum auf Augenblicke Ruhe am Tage, und die fromme Seele sandte ihre leisen Gebete hinauf zu dem Helfer in der Noth, getragen von Seufzern, die aus einer kummerwunden Brust emporstiegen; und wenn sie so hinaufblickte mit dem Ausdrucke betender Inbrunst, dann spiegelte sich der Mond in zwei Thränen, die langsam die gefurchte Wange herabrollten und es kund gaben, wie es im Herzen aussah.

Eine solche Tageszeit ist erst recht geeignet, auf die Tage zurückzublicken, die, wie der eben geschiedene, längst in's Meer der Zeit hinabgesunken waren. Es ergreift die Seele dann gern jene schwermüthige Stimmung, die ebensowohl die Erinnerung weckt, als sie von ihr getragen wird.

Auch die betagte Frau gab jetzt jenen längst verschwundenen Zeiten Raum in ihrer Seele, und die wechselnden Bilder derselben gingen an ihrem Geiste vorüber. Da ruhte das Auge der Seele auf einem kleinen Pfarrhause, das in einem reizenden Thale auf einer kleinen Anhöhe neben der alten Kirche lag, und die Häuser des Dorfes lagerten sich herum, friedlich und vertraulich, den Segen erwartend, der von der Höhe in's Thal sich ergoß in unsichtbaren, aber reichen Strömen. Da ruhte der Geistesblick auf der Stube dieses Pfarrhauses, wo ein blühender Knabe, um Vater und Mutter spielend, sich tummelte; da schweifte er dann hinüber auf ein Grab auf dem nahen Friedhofe, von dem ein blühender weißer Rosenstock seine Blüthenblätter herabstreute — und jetzt sanken die Hände der Strickerin und das Auge schaute, von Thränen bethaut, hinauf, wo Der ihrer harrte, dessen theure Hülle jenes Grab barg.

In diesem Augenblick pochte es leise an die Thüre und die betagte Frau schrack zusammen, weil das Pochen sie aus ihren Erinnerungen urplötzlich weckte. Es war die gutmüthige Gärtnersfrau, die, ein Töpflein Abendmilch in der Hand, hereintrat.

»Guten Abend, liebe Frau Pastorin,« sagte die Frau, welche im Alter der am Fenster sitzenden Strickerin nahe, wohl um diese Zeit ein wenig mit der Wittwe zu plaudern kam, was sie besonders that, wenn Jene allein und dann ihren traurigen Erinnerungen überlassen war. »Wieder so fleißig bis in die späte Nacht und wieder so traurig?« fuhr die Gärtnersfrau fort; »wenn ich Sie doch einmal froh fände! Aber das erleb' ich nicht!«

»Es ist nicht Jedem gegeben, heiter zu seyn,« sagte darauf die Wittwe mit einem mild-freundlichen Ausdrucke, »zumal wenn die vergangenen Zeiten vor der Seele vorübergehen.«

»Sie sollten nicht immer diesen Erinnerungen nachhängen,« tadelte sanft die Gärtnersfrau.

»Kann man den Gedanken wehren an solchen Tagen?« fragte die Wittwe mit rührendem Tone. »Heute sind es gerade fünfzehn Jahre, da legte ich meinen lieben Mann in's kühle Grab; und was lag vor mir? O Frau Gebhards, es ist hart für eine Pfarrwittwe, nach dem Verluste ihres Mannes alsbald das Haus verlassen zu müssen, an dessen Räume sich die theuersten Erinnerungen ihres Lebens knüpfen und nun, gleichsam hinausgestoßen in die Welt, mit ihrem Schmerze eine Wohnung suchen zu müssen, die ihr fremd ist; mit schweren Sorgen ein Ringen und Kämpfen beginnen zu müssen, die sie früher nicht gekannt hatte. O, das ist bitter sehr bitter!«

»Glaub's wohl,« sagte mit inniger Theilnahme die Gärtnersfrau; »aber Sie standen doch nicht allein. Sie hatten Ihren guten Sohn, und der Herr half gnädig durch, daß er ein so tüchtiger und braver Mensch wurde. Er ist ja ein junger Mann nach dem Herzen Gottes, wie David. Ist er doch schön wie Absalon, und wenn er auf der Kanzel steht und predigt, meint man, er wäre Johannes, der dem Herrn an der Brust geruht und den er lieb hatte. Er drückt es Einem ordentlich in die Seele hinein. Bei dem Herrn Inspektor, nun, er ist ein Ehrenmann und ein gewaltiger Prediger vor dem Herrn, das muß wahr seyn, aber mir kommt doch bei ihm, Gott verzeih's mir, so dann und wann ein Bischen der leidige Schlaf, und ich nicke ein wenig gegen meinen Willen und aus menschlicher Schwachheit; doch bei dem Herrn Gustav käme mir kein Schlaf und wenn er die Predigt verzöge bis an die Nacht, wie es in der Apostelgeschichte steht. Ich kann's aber auch nicht lassen, sein Lob zu verkündigen, wo die Rede auf ihn kommt. Nun, es kann ihm der Segen Gottes nicht fehlen, und Sie wissens, ja, der Mutter Segen bauet den Kindern Häuser, und den hat er ja reichlich und verdient ihn so sehr.«

Die Pastorin hatte mit seligem Mutterherzen dem Lobe des geliebten Sohnes gehorcht, das über die Lippen der Frau Gebhards floß; aber bei den letzten Worten konnte sie doch ein leisen Seufzer nicht unterdrücken, der aber nicht dem Umstande etwa galt, daß Gustav nicht in dem Maße des Mutterseegens würdig gewesen wäre, in welchem Frau Gebhards ihn ihm zuerkannte, sondern jenem, daß der verheißene Segen dem Mutterherzen zu lange ausblieb — eine Ungeduld, die in dem Reichthume der Mutterliebe ihre Quelle hatte, denn

Digitized by Google

Gustav mußte den Lebensunterhalt für sich und die theure Mutter mit großer Anstrengung verdienen, und wenn bis jetzt eine Pfarrstelle erledigt war, ging es ihm damit wie dem Kranken am Teiche Bethesda — wenn er sich bewarb, hatte sie ein Anderer schon, obgleich Gustav die herrlichsten Zeugnisse vorzuweisen hatte.

Dem scharfen Ohre der Frau Gebhards war der leise Seufzer der Wittwe nicht entgangen.

„Es ist wahr," sagte sie, „es hat ihm bis heute nicht glücken wollen mit einer Anstellung; aber wer weiß, was der liebe Gott mit ihm vor hat? Seine Wege sind nicht unsere Wege, und seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken; aber sie sind höher als die unsrigen; so viel der Himmel höher ist, denn die Erde. Er verläßt fromme Menschenseelen nicht."

Die Witwe faltete ihre Hände und blickte betend gen Himmel. In ihrem Angsichte drückte sich Glaube und Hoffnung aus.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Regensburg wurde vor Kurzem ein bedeutender kunstgeschichtlicher Fund gemacht. Die östliche, als Musikchor verwendete Nische der ursprünglich im byzantinischen Style erbauten, im vorigen Jahrhundert aber mit den Attributen des Zopfstyles überladenen Obermünsterkirche sollte als sehr schadhaft abgebrochen und die Kirche durch eine gerade Mauer geschlossen werden. Als man mit dem Abbruch auf beiläufig auf 30′ herabgekommen war und einzelne Balken herausgenommen hatte, entdeckte man an der südlichen Seite Spuren einer Freskomalerei. Diese Wahrnehmung veranlaßte zu weiteren Nachforschungen, und dem beharrlichen Eifer des leitenden Architekten gelang es, durch vorsichtiges Ablösen der oberen Mörtelschichte außerordentlich schöne und größtentheils noch gut erhaltene Freskogemälde aus der ältesten Zeit, vermuthlich aus dem 10. Jahrhundert, an den Tag zu legen. Dieselben stellen wenigstens dem äußeren Anscheine nach das jüngste Gericht vor. In Folge dieser werthvollen Entdeckung wurde der frühere Bauplan abgeändert und die Erhaltung der Nische durch vier äußere Stützmauern beschlossen.

Der Kourier de l'Eure erzählt, daß Sonntag den 15. Juni ein Korporal und drei Soldaten der Arbeits-Kompagnie es unternahmen, einen der alten Steinbrüche bei Vernon zu untersuchen. Nachmittags halb drei Uhr gingen sie hinein, verirrten sich aber nach einer halben Stunde dergestalt, daß sie keinen Ausgang mehr finden konnten. Ein mitgenommenes Licht war bald ausgebrannt; sie zerrissen jetzt ihre Hemden, Taschentücher, um Licht zu behalten, doch war dieses Mittel auch bald erschöpft. Gegen Mitternacht sanken sie vor Müdigkeit nieder und umschlangen sich fest, um sich gegen die Kälte zu schützen. Den Tod vor Augen, faßten sie den Entschluß der Verzweiflung, die Steindecke zu durchbrechen, und gaben sich an's Werk. Mit dem neuen Tage begrüßte die Erschöpften ein Lichtschimmer, und gegen Mittag waren sie nach 22stündigem Marsche, von Hunger und körperlicher und moralischer Anstrengung auf's Aeußerste gebracht, erlöst. Sie waren dem schrecklichsten Tode entgangen.

Die englischen Archäologen führen bittere Klagen über den Vandalismus, mit dem man in Schottland die Druiden-Altäre zerstöre. Zwischen Elgin und Nainn waren zehn dieser alten Denkmale, von denen seit wenigen Jahren keines mehr besteht. So wurde jetzt auch der Mayneß-Tempel in Manayshire, früher der vollkommenste Druidenkreis, der im Aeußern 200 bis 300 Fuß im Umfange hatte, im Innern einen Kreis, von 19 großen und 41 kleinen Steinen, vernichtet. An der Südseite lagen zwei mächtige Felsblöcke, der Cromlech (Altarstein) und der Logan (Schwebestein), der, mehrere tausend Zentner schwer, auf einer Felsspitze schwebend lag, so daß er bei der geringsten Berührung sich 6 Zoll auf jeder Seite wiegte und dieß bis 26 Mal. Die Steine sind als Baumaterial zerschlagen worden.

Ein Skandal zwischen zwei Damen der hohen Aristokratie, Mutter und Tochter, einer Frau v. A. und Gräfin S., macht in Berlin viel reden. Der Börsenschwindel, zu dem sich Beide hinreißen ließen, ist die Ursache: die Tochter hat dadurch ihr ganzes Vermögen, die Mutter einen großen Theil des ihrigen eingebüßt, und beide Damen verfolgen einander mit Wechselklagen und Auspfändungen auf's Heftigste.

Charade.

Willst du nach unsers Meisters Bilde,
Das Glück der letzten Drei empfinden,
So laß dein Erstes edle Milde
Statt des verwirkten Ganzen finden.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Alsette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 157 Mittwoch, 2. Juli 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Er sah sie lange und mit festen durchbohrenden Blicken an. Dann sagte er fast rauh: Du hast mir Treue und Liebe bis in den Tod geschworen! Denkst Du daran?

Ich denke daran, und werde niemals meinem Schwur untreu werden! flüsterte sie, unter Thränen lächelnd.

Du hast mir geschworen, Niemand auf der Welt anzugehören, als mir allein! Hast Du das nicht vergessen?

Nein, ich habe es nicht vergessen!

Wohlan, sagte er aufstehend, so werden wir uns bald wiedersehen!

Wann, Feodor, wann?

Wenn Berlin in unserer Hand ist, sagte er mit einem stolzen, triumphirenden Lächeln, wenn wir als Sieger in Eure Thore eingezogen sind.

Er sah, wie sie schmerzlich zusammen zuckte, seine Stirne verfinsterte sich einen Moment und ein spöttischer, gehässiger Ausdruck flog durch seine Züge. Aber dieß dauerte nur einen Augenblick, dann erschien sein leichtbewegliches Gesicht wieder klar und liebevoll. Er nahm Elisens Hand und drückte sie an seine Lippen.

Wirst Du mir auch dann noch erlauben, Dich zu sehen? fragte er schmeichelnd.

Und sie? Wann hätte sie dem Zauber seiner Stimme widerstehen, wann sich dieser Gewalt widersetzen können, welche er auf sie ausübte?

Wirst Du mich erwarten? fragte er, wirst Du, treu Deinem Schwur, Dich erinnern, daß meine Elise bei Gott und ihrer Liebe geschworen hat, niemals ihr Ohr meinem Ruf zu verschließen? Willst Du mich erwarten?

Ich werde es! flüsterte sie kaum hörbar.

Und ich werde kommen, rief er leidenschaftlich, und ginge der Weg zu Dir über Berge von Leichen!

Sie warf sich in seine geöffneten Arme, und schmiegte sich wie eine scheue Taube an seine Brust.

O, flüsterte sie, wenn Dich Gefahr bedroht, so denke, daß ich ein Mann seyn möchte, um sie mit Dir zu theilen!

Er bedeckte ihre Lippen, ihre Augen mit seinen Küssen. Lebe wohl, lebe wohl, Elise, und will es Gott, auf Wiedersehen!

Nun noch ein letzter Kuß, eine letzte Umarmung, dann machte er sich los aus ihren Armen, dann eilte er wieder der Mauer zu.

Jetzt hatte er sie erklettert, und winkte ihr seine letzten Grüße zu. Dann begann er jenseits hinab zu steigen.

Er ist fort, er ist fort! rief Elise, indem sie auf ihre Kniee niedersank, und ihre Arme zum Himmel empor streckte. O mein Gott, habe Mitleid mit mir, habe Erbarmen mit meiner Liebe.

Vielleicht hatte Gott ihre Stimme vernommen, denn ein wohlthätiger Schleier senkte sich auf ihre Augen nieder, und eine Ohnmacht nahm ihr das Bewußtseyn.

VII.

Das unterbrochene Fest.

Inzwischen hatte das Fest, welches Gozkowsky in dem vordern Theil des Gartens seinen Arbeitern gab, seinen ruhigen Fortgang. Gozkowsky hatte noch keine Kunde erhalten von der Gefahr, welche die Stadt bedrohte, und mit heiterem Sinn verweilte er inmitten seiner Arbeiter. Sie befanden sich jetzt vor dem großen Rasenplatz, in dessen Mitte eine hohe Stange mit einem hölzernen Vogel an der höchsten Spitze aufgerichtet war. Die Frauen und Mädchen standen umher und schauten neugierig und mit gespannter Aufmerksamkeit nach den Männern, die unter jenem Zelt da drüben versammelt waren, und mit der Armbrust nach dem Vogel schossen. Jeder glückliche Schuß ward mit einem Freudenschrei, jeder verfehlte mit einem Hohngelächter begrüßt und die Preise, welche den glücklichen Schützen zu Theil wurden, erhöheten nur noch die Lust und Heiterkeit der frohen Menge.

Plötzlich aber vernahm man aus der Ferne lautes Wehegeschrei und ängstliche Klagen, und während

Digitized by Google

Alle sich ängstlich und scheu umblickten, kam dieß unheimliche Geschrei immer näher, und jetzt erschien an der nahen Eingangspforte des Gartens die wunderliche und abenteuerliche Gestalt des prophetischen Leinewebers, begleitet von den beiden Gelehrten, Herrn Kretschmer und Herrn Krause.

Pfannenstiel, es ist Pfannenstiel unser Prophet! jauchzte die Menge, indem Alle mit frohem Lachen und heiteren Begrüßungsworten ihrem Liebling und Propheten entgegen eilten.

Pfannenstiel indeß schritt ernst und majestätisch vorwärts, indem er die Grüße der Arbeiter mit gnädigem Kopfnicken erwiderte, und von Zeit zu Zeit gleichsam segnend die rechte Hand ausstreckte.

Und während die Menge sich um ihn drängte und das Erscheinen des Propheten als eine neue Lustbarkeit ihres Festes betrachtete, ging Gogkowsky mit heiterem Lächeln den beiden Literaten entgegen, indem er sie freundlich willkommen hieß. Sie erwiderten indeß seinen fröhlichen Gruß mit feierlichem Ernst, und baten mit geheimnißvoller, wichtiger Miene um eine Unterredung mit ihm.

Gogkowsky sah sie erstaunt an, als er aber in ihren Mienen den tiefen und angstvollen Ernst ihrer Bitte las, winkte er ihnen, und ging ihnen voran in den Pavillon an der andern Seite des Rasens.

Hier können wir ganz unbemerkt plaudern, sagte er, indem er einen Blick hinüber warf nach seinen Gästen, welche sich um Pfannenstiel drängten, und sich mit tiefem andächtigen Ernst von ihm seine Bilder erklären ließen. Sie sehen, meine Gäste sind ganz beschäftigt mit dieser Vogelscheuche, welche Sie mir da in's Haus gebracht haben. Was soll diese Unke eigentlich bei meinen fröhlichen Arbeitern?

Er behauptet, Gott habe ihm befohlen, zu Euch zu gehen, und Euch im Namen Gottes zu warnen, und Euch aufzufordern, daß Ihr Berlin beschützet, sagte Krause feierlich.

Und uns hat er, ihn zu begleiten, ergänzte Kretschmer, weil er uns einigen Einfluß auf unseren theuren Freund zutraut.

Gogkowsky sah die beiden Herren mit einem wunderlichen Gemisch von Ernst und Spott an. Sagt mir, verehrte Herren, wer ist hier krank im Kopf? Ihr, oder ich? Ich soll Berlin beschützen und weßhalb?

Die Russen kommen! rief Herr Krause feierlich.

Gogkowsky zuckte die Achseln. Das ist ein Märchen, sagte er. Können sie denn, wie die Geier durch die Luft fliegen, haben sie Flügel, um in zwei Tagen von Frankfurt hierher zu flattern? In Frankfurt standen sie vor zwei Tagen, und daraus geht hervor, daß sich irgend ein Spaßvogel das Vergnügen gemacht hat, Euch zu necken, und Euch ein wenig in Furcht zu setzen wegen der Donnerkeile, die Ihr gegen die Russen gerichtet habet!

Ihr beliebt zu scherzen! sagte Herr Krause, indem er einen schnellen Blick des Hasses auf Gogkowsky warf. Es ist schön, daß der reiche und mächtige Gogkowsky so heiter ist. Ich werde mir das notiren. Es ist eine Börsennachricht, und die Papiere werden steigen, wenn man erfährt, daß Gogkowsky gelacht hat.

Gogkowsky's Antlitz nahm jetzt einen ernsten Ausdruck an, und fast feierlich sagte er: Erzählt der Welt, meine Larve hätte gelacht, aber wie es da drinnen in meinem Herzen aussähe, das wüßten selber die Frau Basen nicht.

Gelobt sey Gott, rief Herr Kretschmer spöttisch, jetzt werdet Ihr wieder ernsthaft, und so werdet Ihr auch wohl geneigt seyn, unsern ernsthaften Vorstellungen Gehör zu geben. Es ist kein Märchen, was ich Euch gesagt, die Russen stehen schon unweit von Berlin. Sie sind in Eilmärschen von Frankfurt gekommen. Diese Nachricht ist jetzt kein Geheimniß mehr, ganz Berlin weiß sie, und wenn Ihr die jetzt nichts davon erfahren, so liegt das nur daran, daß Ihr ein fröhliches Fest gabt, und bei dem Freudenjauchzen Eurer Arbeiter das Angstgeschrei der Berliner nicht hören konntet.

O mein Gott, ächzte Herr Krause, angstvoll die Hände faltend, es ist auch ein furchtbares Schicksal, welches unsere unglückliche Stadt bedroht.

Gogkowsky sah ihn mit finsterem Stirnrunzeln an. Ihr seyd freilich ein Greis, sagte er, aber auch die Greise sollten heut zu Tage noch Männer seyn. Aber Ihr, Herr Kretschmer, Ihr seyd jung und rüstig. Was sagt Ihr zu diesem Anmarsch der Russen?

Ich sage, erwiderte Herr Kretschmer mit scharfem Ton, ich sage, daß es Wahnsinn wäre, durch Widerstand die Wuth des Feindes zu reizen. Ich sage, daß diese Berliner Bürger Narren sind, welche das Volk zum Kampfe aufreizen.

Thun Sie das, rief Gogkowsky freudig, nun, dann ist noch nicht Alles verloren.

Begreift Ihr den Unsinn, wimmerte Herr Krause, kämpfen zu wollen gegen ein überlegenes Heer, während unsere streitbaren Männer und Jünglinge in Schlesien bei der Armee sind, und wir keine andere Mannschaft haben, als Invaliden und Kranke, und keine andere Artillerie, als zwei verrostete Kanonen?

Gogkowsky's Antlitz strahlte von Muth und Begeisterung. Ein Volk, das für seine Freiheit kämpfen will, rief er, ist riesenstark, auch ohne Bajonette und Kanonen. Gott gab ihm seine Hände und das Steinpflaster. Wenn wir den Feind, der unsere Freiheit bedroht, nicht erschießen können, nun wohl, so werden wir ihn erschlagen.

Was sagt Ihr? stammelte Herr Krause, indem er entsetzt in Gogkowsky's glühendes Antlitz schaute.

Ich sage, daß Ihr Euch in mir geirrt habt, rief

Digitized by Google

Gozkowsky. Ich werde dem tapfern Berliner Volk nicht den Rath geben, sich zu beugen.

Aber bedenkt doch nur die Wuth des Feindes! sagte Kretschmer, während Krause leise wimmernd, und die Hände ringend auf und nieder ging. Wißt Ihr nicht, daß die russischen Generäle überall bekannt machen lassen, daß auf den Befehl ihrer Kaiserin in jeder eroberten Stadt und Provinz den Preußischen Unterthanen nichts als Luft und Erde übrig bleiben soll.

Ach bah, sie werden sich schon entschließen müssen, uns außerdem noch Einiges zu lassen, rief Gozkowsky lachend.

Und habt Ihr diese fürchterliche Drohung Laudon's gehört? Er hat gesagt, seine Soldaten sollten Alles niedermetzeln und selbst des Kindes im Mutterleibe würden sie nicht schonen.

Und wißt Ihr auch, was der tapfere Schwerin gesagt hat, als er diese österreichische Prahlerei hörte? fragte Gozkowsky. Er sagte: meine Soldaten sind nicht in der Hoffnung, und ich bin es auch nicht.

Aber Mann, seyd Ihr denn von Sinnen? rief Krause weinerlich. Ihr, der reichste und größte Fabrikherr, Ihr könntet so unsinnig seyn, zum Krieg zu rathen? Der Krieg ist ja der ärgste Feind des Wohlstandes, und bedroht zu allererst das Eigenthum.

Wehe den Besitzenden, sagte Gozkowsky feierlich, wenn das Eigenthum sie zu feigen Männern macht, denen nichts heilig ist, als eben ihr Besitz. Die Freiheit ist unser höchstes Besitzthum, und alles Andere muß ihr weichen.

In diesem Augenblick wurden sie durch lautes Schreien und Jammern der im Garten versammelten Arbeiter unterbrochen, welche in dichten Gruppen den auf einer Bank stehenden Propheten umringten, und seinen Prophezeihungen mit angstvollem Staunen zuhörten.

Ach, ich verstehe, sagte Gozkowsky stirnrunzelnd, dieser gute Leineweber ist Euer Verbündeter, meine tapfern Herren, und wie Ihr mich, so will er meine braven Arbeiter zu alten Weibern bekehren. Nun, wir wollen doch einmal sehen, in welchem Kauderwelsch Herr Pfannenstiel meinen guten Leuten seine Weisheit beibringt.

Und ohne weiter auf die beiden Memmen zu achten, verließ Gozkowsky rasch den Pavillon und näherte sich der lauschenden Menge.

(Fortsetzung folgt.)

Der Vetter im Konsistorium.

(Fortsetzung.)

„Ja, ja," fuhr nun die redselige Frau Gebhards fort, „ich meine gewiß zu seyn, daß er ehestens eine Pfarrstelle erhalten wird, wenn er auch selbst wieder ohne eine aus der Hauptstadt kämt. Die Hand des Herrn ist über ihm. Sie wissen, Frau Pastorin, meine Träume sind ein Bischen prophetisch. In vergangener Nacht hab' ich geträumt, Sie wären mir mit freudestrahlendem Gesichte entgegen gekommen und hätten gesagt: Guten Morgen, liebe Frau Gebhards, wie Sie das so freundlich alle Morgen thun. Ei, seh' ich Sie denn einmal freudig? sagte ich zu Ihnen. Was ist Ihnen denn Gutes passirt? fragte ich, und Sie wissen's ja, wie lieb ich Sie habe, und wie ich meine, was Ihnen passirt, das passire mir. Ach, Frau Gebhards, liebe Frau Gebhards, glaub' ich, sagten Sie da, wie soll' ich nicht froh seyn? Unser Leid hat nun ein Ende, denn Gustav ist Pfarrer geworden! Wo denn? liebste Frau Pastorin, rief ich da voller Freude, wo denn? Ei, sagten Sie darauf, in — und wie Sie den Namen aussprechen wollten, bin ich voller Freude aufgefahren, und hab' meinen Alten angestoßen, daß er und ich wach wurden. Da hab' ich denn meinen Morgensegen gebetet, und Sie und den Herrn Gustav auch von Herzen mit eingeschlossen, und mir ist's seitdem zu Muthe, als wär' Ihr Leid am Thorschluß. Gott geb's!"

„Wohl geb' es Gott," versetzte die Wittwe. „Nicht, als ob ich mich nicht zu frieden und glücklich fühlte; um mich ist's wahrlich nicht, sondern um meinen lieben Gustav, denn er plagt sich mit dem Unterricht der Knaben den ganzen Tag. Abends studirt er bis tief in die Nacht. Sich selbst gönnt er Nichts; nicht einmal eine gute Pfeife Tabak raucht er, um ja auszukommen und keine Schulden zu machen."

„Ach der liebe, gute Mensch," fiel Frau Gebhards ein. „Aber sagen Sie mir doch, warum haben Sie denn auch gar kein Wittwengehalt? Ich meine doch, sonst hätten die Frauen der Pastoren ein Gehalt?"

„Ach, leider ist in unserem kleinen Lande eine solche Anstalt nicht," sagte die Wittwe, „und — und — meine Bittschriften an unsern Fürsten und Herrn haben nichts gefruchtet."

„Nichts gefruchtet?" rief Frau Gebhards aus. „Das begreife, wer kann! Unser Herr ist doch so ein milder Herr, der so gerne gibt!"

„Das ist gewiß und wahr, Frau Gebhards, aber wir haben einen Feind, und der ist unversöhnlich."

„Sie einen Feind? Sie? Das ist mir noch bunter. Wer, um Gottes willen, könnte Ihnen denn Feind seyn?"

„Ach," versetzte die Wittwe, „das ist eine alte traurige Geschichte, die ich ungern erzähle —"

„Katharine!" rief in diesem Augenblicke unten im

Digitized by Google

Hause eine rauhe Mannesstimme, „deine Milch ist angebrannt!"

„Da sehen Sie, wie er's macht," rief Frau Gebhards. „Hab' ich zu ihm gesagt: Jakob, sagt' ich, ich gehe ein wenig zur Frau Pastorin hinauf, die ist heute wieder so allein und so traurig, da ist's Pflicht, daß man sie ein wenig aufheitert. Ich stelle die Abendmilch auf, sagt' ich; kannst ein Bischen Acht geben, daß sie nicht überläuft; heb's sie ab, wenn sie steigt; aber, sag' ich, schüre das Feuer nicht so stark, daß sie nicht anbrennt. Ein seelenguter Mann ist's, das muß ich sagen, der auch sein Geschäft versteht und unverdrossen arbeitet, aber ein Tollpatsch ist er, wie alle Männer. Sie verstehen nichts von dem, was Küche und Haushaltung angeht und lernen's auch nicht. — Nun," schloß sie, „ich glaube nicht, daß der Herr Gustav noch kommt. Es ist schon zu spät. Legen Sie sich zur Ruhe, liebe Frau Pastorin, Sie sind müde, und unsern alten Knochen thut die Ruhe wohl. Gute Nacht, liebe Frau Pastorin! Ich muß noch einmal Milch abkochen, denn mein Jakob trinkt die nicht, die so ein kleines Brändchen hat."

Sie reichte der Wittwe die Hand und drückte die ihre herzlich.

„Ihre Milch für Morgen steht hier," setzte sie noch hinzu, als sie schon die Thüre in der Hand hatte. „Sie kostet nichts, denn unsere Braune hat nach dem jungen Klee doppelt so viel gegeben, als sonst. Gute Nacht!"

Mit diesen Worten war sie zur Thür hinaus und die Wittwe konnte kein Wort des Dankes anbringen.

„Die gute Seele!" sagte sie vor sich hin. „Segne sie Gott dafür! Unser Monatsgeld ist auch durch Gustavs Reise recht zusammen geschmolzen. Ich habe gewiß gespart, Gott weiß es, und er auch; aber man muß ja doch leben. — Ach, wie oft hat mich die treue Seele schon mit ihrem Troste aufgerichtet!"

Sie trat zum Fensterlein, blickte noch einmal auf die vom Monde beleuchtete Landschaft und faltete dann ihre Hände.

„O Du milder, segnender Herr," betete sie, „laß es in Gnaden wahr werden, was der Mund der gottesfürchtigen Frau mir verkündigt hat!"

Sie wollte zurücktreten vom Fensterlein, da die Kirchuhr des Städtchens eben die zehnte Stunde schlug, da rief von unten herauf eine wohltönende, jugendliche Stimme: „Guten Abend, liebe Mutter!" Und aus dem tiefen Schatten der Bäume trat die Gestalt eines jungen Mannes hervor.

„Ach, mein Gustav!" rief die glücklich Mutter und eilte ein Licht anzuzünden.

Während dessen war der Kandidat in die Gästewohnung eingetreten. Man mochte es deutlich hören, wie ihn die Gärtnersleute mit warmer Herzlichkeit willkommen hießen und wie er mit ihnen freundlich sprach. Dann war er in einigen Schritten die Treppe heraufgesprungen und trat staubbedeckt in das Stübchen der Wittwe, wo ihn die Mutterliebe mit aller Seligkeit begrüßte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Deggendorf, 22. Juni: Der Söldnerssohn Lehner von Werding, eine halbe Stunde von Schloß Egg, bemerkte vor vier Tagen einen sehr großen Vogel in den väterlichen Fluren, welcher sich öfters aufschwang, aber sich immer bald wieder niederließ und endlich in ein Kornfeld einfiel. Ohne die Gefahr zu kennen, verfolgte Lehner den Vogel, erfaßte ihn auch, wurde aber alsogleich mit kräftigem Flügelschlage von dem Vogel zu Boden geschleudert und ließ wiederholt sich ein paar Mal; Lehner aber ließ nicht nach, wurde auch wirklich des wahrscheinlich sehr ermatteten Vogels Meister, brachte ihn in die väterliche Scheune, band ihm die Flügel und legte ihn dort an. Dieser Vogel, ein Steinadler, der mit ausgebreiteten Flügeln 11½ Schuh mißt, befindet sich noch jetzt nach 4 Tagen ganz wohl.

Dem unter dem Namen „Gedeon von der Heide" rühmlichst bekannten rheinischen Dichter Joh. Bapt. Berger, Pfarrer in Boppard, ist die Auszeichnung zu Theil geworden, von Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, welcher er ein Exemplar seines so eben bei Fr. Hurter in Schaffhausen erschienenen neuesten lyrischen Werkes: „Gnaden," übersandt, ein prachtvolles Missale als Zeichen der Allerhöchsten Anerkennung als Andenken zu erhalten.

„Warum heirathest Du nicht?" fragte jüngst Jemand einen hübschen Mann, welcher an die Dreißig streift. „Weil unsere Frauen den Blumen auf dem Felde gleichen," antwortete er. „Warum das?" fragte man ihn weiter. „Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie spinnen nicht, und sind doch herrlicher gekleidet als Salomon in all seiner Pracht."

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ehrette Waitandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 158 Donnerstag, 3. Juli 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

VIII.

Der Prophet und der Mann.

Pfannenstiel, wie gesagt, stand auf einer Bank und predigte der versammelten Menge, indem er ihnen seine Bilder aufrollte, und den andächtig Schauenden und Hörenden den mystischen Sinn seiner Gemälde in eben so mystischer Sprache zu erklären suchte.

Gozkowsky näherte sich dieser Gruppe mit eiligem Schritt, und drängte sich schweigend bis dicht an Pfannenstiels Seite.

Der prophetische Leineweber hatte indeß eben ein neues Bild entrollt, und indem er es mit feierlicher Miene empor hob, rief er mit kreischender Stimme: der Tag des Gerichtes ist gekommen, und das Verhängniß ist vor der Thür. Ich habe ein Gesicht gesehen in meinem Traum, und es war ein Gesicht, wie es keines gibt, ich habe eine Stimme gehört, und es war eine Stimme, wie es keine gibt!

Und doch habt Ihr sie gehört? fragte Gozkowsky lachend.

Der Prophet sagte ruhig: Ja, denn es ward gesehen, was nicht gesehen werden kann, und es ward gehört, was nicht gehört werden kann! Und indem er ein neues Bild aufschlug und es der Menge zeigte, fuhr er fort: Seht da dieses Bild, welches ich heute Morgen auf meinem Betttuch fand; es enthält die Geschichte Eurer Zukunft, und Gott hat sie mir verkündet, als ich an meinem Webstuhl saß und webte. Da rief eine Stimme: Pfannenstiel, mein liebster Sohn, hörst Du mich? Und ich fiel nieder auf meine Knie, und antwortete: Ja, ich höre! Weißt Du, was Du webst? fragte die Stimme. Ja, sagte ich, es ist Hemdenleinen für den Ochsenkopf! — Nein, sagte die Stimme, es ist ein Thränentuch für die Stadt Berlin, denn Thränen werden vergossen werden von den Töchtern Eurer Väter, und es wird seyn Jammern und Wehklagen!

Er begleitete diese letzten Worte mit einem schluchzenden und klagenden Geheul, in welches seine Hörer zitternd mit einstimmten, indem sie einander versicherten, daß Pfannenstiels Prophezeihungen immer einzutreffen pflegten, und daß er schon vor Beginn des Krieges diese ganze Schreckenszeit voraus verkündet habe. Aber bald erhob Pfannenstiel seine Stimme wieder, und ihr heiseres Gekrächze übertönte das halblaute Gespräch und die Klagen seiner Hörer.

Wehe über Berlin, rief er mit kreischendem Pathos. Blut wird fließen in seinen Mauern! Die Stimme sprach zu mir: Ich werde Rothes sehen, aber es wird kein Purpurmantel seyn, und wenn die rothe Fahne weht, werden die Häuser zittern und des Jammerns wird kein Ende seyn. Und der Hahn wird krähen, und der Himmel wird blutroth leuchten, und überall und aller Orten wird man schreien: Blut ist neuer Lebenstrank, Blut macht jung, was alt ist, Blut löscht Schulden aus, die beschworen sind, Blut macht demüthig, was stolz ist, Blut wollen wir trinken!

Lautes Wimmern und Jammergeschrei der Menge unterbrach den Propheten. Die Weiber, in Thränen ausbrechend, sanken auf ihre Knie nieder und beteten, oder klammerten sich zitternd und weinend an ihre finster blickenden Männer.

Pfannenstiel schaute mit stolzem Triumph auf diese sichtbare Wirkung seiner Rede hin, und fuhr dann in milderem Tone fort: Aber die Stimme sprach zu mir: Hoffet, und Alles wird wieder gut werden, und das Blut, welches fließt, wird sich zu einem Purpur verklären, und die Menschen werden ihn: die Freiheit! benennen. Aus dem Tode wird das Leben erwachsen. Darum fallet nieder auf Eure Knie, denn die Stunde des Gerichts ist gekommen, und nicht das Schwert, sondern nur das Gebet kann Euch noch erretten.

Eben schickte die andächtige Menge sich an, diesem Befehle zu gehorchen, als Gozkowsky mit zornflammenden Augen und glühendem Antlitz unter sie trat.

Hört nicht auf diese scheinheilige Menge, diesen lügnerischen Propheten, Ihr Leute, rief er mit don-

Digitized by Google

nernder Stimme. Er will Euch zu Memmen machen, welche sich heulend und wimmernd unterjochen lassen! Ihr werdet diese Schmach nicht wollen! Ihr werdet Männer seyn wollen, welche mit tapferem Muth ihre Freiheit bis zum letzten Blutstropfen gegen die einziehenden Barbarenhorden vertheidigen. Denn die Barbaren kommen, und ihre rohe Wuth bedroht Eure Weiber, Eure Kinder. Wollt Ihr sie mit demüthigem Wimmern den Russen überliefern?

Nein, nein, schrieen die Männer und hier und da erhob sich eine wuthgeballte Faust, hörte man wilde Verwünschungen murmeln.

In diesem Moment vernahm man von der Straße her wüstes Schreien und Heulen, dann dumpfes Trommelwirbeln und das eintönige Geheul der Sturmglocke, welche die Bürger zum Rathhaus rief.

Jetzt wurden die Thüren des Gartens mit Heftigkeit aufgerissen, und man sah eine Schaar rüstiger Arbeiter, welche mit wildem Ungestüm zu Gozkowsky hineilten. — Dieß waren Leute aus Gozkowsky's Fabriken, fleißige Arbeiter, welche es vorgezogen, lieber, statt beim Feste zu erscheinen, in der Fabrik zu arbeiten, um nicht des Tagelohnes verlustig zu gehen, und denen Gozkowsky, damit auch sie Theil haben sollten an der Geburtsfeier seiner Tochter, eben den doppelten Tageslohn hatte auszahlen lassen.

Die Russen sind vor den Thoren! schrieen sie. Alle Bürger bewaffnen sich! Wir haben keine Waffen, gebt uns Waffen, Herr!

Ja, gebt uns Waffen! wiederholten jetzt auch die, welche kurz zuvor mit Schaudern Pfannenstiels Worten zugehört. Gebt uns Waffen! Wir wollen keine feigen Memmen seyn! Wir wollen kämpfen!

Gozkowsky's blitzendes Auge überflog die Menge, und las in den glühenden Gesichtern der Männer, daß es ihnen Ernst sey mit ihrer Forderung und ihrer Kampfeslust.

Nun, wenn Ihr kämpfen wollt, an Waffen soll es Euch nicht fehlen, rief er freudig. Ich habe da drinn in meinem Hause eine Sammlung kostbarer Waffen, wie Ihr wißt. Folgt mir, meine Kinder, wir gehen in meine Waffenhalle, und Jeder von Euch mag sich nehmen, was ihm beliebt. An solchem Tag sind Waffen nicht das Eigenthum des Einzelnen, sondern, wo Ihr sie findet, da nehmt Ihr sie! Das ist Euer heiliges Mannsrecht! Das Vaterland ist in Gefahr! Kommt in meine Waffenhalle und bewaffnet Euch!

Die Männer jubelten laut bei Gozkowsky's Worten, und mit wildem Ungestüm und freudiger Eile folgten sie ihm in das Haus und in die große Halle, in welcher die herrlichsten Waffen geschmackvoll gruppirt und zierlich geordnet an den Wänden aufgestellt waren. Mit gieriger Hast bemächtigten die Männer sich dieser Waffen, und Gozkowsky sah mit stolzer Freude seine seltenen Damaszenerklingen, seine silbercisilirten Pistolen, seine mit Gold ausgelegten Dolche und kostbar verzierten Säbel und Gewehre in den Händen seiner kampfesdurstigen Arbeiter. Auch er bewaffnete sich jetzt, und die Arbeiter, immer gewohnt, ihn gern und freudig als ihren Führer anzuerkennen, ordneten sich hinter ihm zu einem langen, militärisch geordneten Zuge.

Jetzt, meine Kinder, laßt uns zum Rathhaus gehen und dem Magistrat unsere Dienste anbieten, rief Gozkowsky, und an der Spitze seiner Arbeiter verließ er sein Haus.

Bald herrschte eine tiefe Stille in diesen vorher so tumultuarisch bewegten Räumen. Auch der Garten war jetzt öde und leer. Nur Pfannenstiel, der Prophet, stand noch immer auf seinem erhöhten Platz und blickte träumerisch und sinnend in sein Bilderbuch.

Als diese Stille eine Zeitlang gedauert hatte, traten Krause und Kretschmer, vorsichtig umherblickend, aus dem Pavillon, in welchem sie sich bis jetzt verborgen gehalten. Ihre Gesichter waren bleich und zornig zugleich.

Dieser Gozkowsky ist ein aufgeblasener Narr, sagte Krause mit finsterem Stirnrunzeln. Er hat mit seinen großsprecherischen Redensarten uns diese Arbeiter verführt, daß sie, wie angeschossene Eber sich in den Kampf stürzen und uns die Russen auf den Leib hetzen werden.

Wir dürfen noch nicht alle Hoffnung aufgeben, sagte Kretschmer. Das Volk ist wetterwendisch und furchtsam, und wer ihm die schönsten Worte gibt, der gewinnt es. Kommt, laßt es uns anderswo versuchen. Alles kommt darauf an, diesem Prahlhans, dem Gozkowsky, zuvor zu kommen, und zuerst auf das Volk zu wirken. Ihr, Pfannenstiel, begleitet uns, und laßt Eure Rede kräftig und begeistert seyn, damit das Volk an Euch glaube.

Pfannenstiel klappte sein Bilderbuch zu, und schlug seinen Mantel mit majestätischer Würde über seine hageren Schultern.

Das Volk ist wie eine Heerde Schaafe, sagte er, es verlangt einen Führer, gleichviel welchen! Nur muß der Führer zur rechten Zeit da seyn, und wenn ihm Gott die Gewalt der Rede gegeben, so kann er, wie's ihm beliebt, das Volk entweder in die Kirche zu zerknirschtem Gebet, oder auf das Schlachtfeld zu blutigem Kampfe treiben. Das Volk ist eine Heerde Schaafe, weiter nichts.

Nun so kommt, rief Herr Kretschmer pathetisch, kommt und macht Euch zu ihrem Leithammel und führt das Volk in die Kirche.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Vetter im Konsistorium.

(Fortsetzung.)

2.

Die alte, traurige Geschichte.

„Das ist eine alte, traurige Geschichte, die ich nicht gerne erzähle," hatte die Wittwe der Gärtnersfrau gesagt und dem war in Wahrheit so. —

Es war vor vielen, vielen Jahren da lebte in der Universitätsstadt, die dem kleinen Staate angehörte, ein pensionirter Beamter in ganz guten Verhältnissen. Er besaß einen reichen Schatz, der sein Alter erheiterte und ihm jede Stunde versüßte, seine wunderschöne Tochter. Anna zählte damals neunzehn Jahre und der unbeschreibliche Schmelz der frischesten Jugend, Reinheit und Unschuld lag auf dem Gesichtchen und der Gestalt, die beide kaum schöner gedacht werden konnten.

In dem Hause, welches der Rath Zündler bewohnte, hatten auch zwei Studenten ihre Wohnung, ein Jurist, aus einer der angesehensten Familien des Landes, Gerhard von Laubing und ein armer Theologe, Gustav Altenberg.

Gerhard von Laubing wohnte im dritten Stocke, über der Wohnung, welche der Rath Zündler inne hatte. Er besaß drei Zimmer, denn er war reich und lebte als Kavalier auf dem üppigsten Fuße. Altenberg hatte ein Dachstübchen und arbeitete fleißig.

Laubing hielt sich einen Bedienten und ein Reitpferd, kleidete sich prachtvoll und war unendlich eitel auf seine schöne Gestalt. Daß alle Mädchen der kleinen Universitätsstadt in ihn verliebt seyen, daran zweifelte er keine Minute; allein dennoch war nur Eine, die er liebte, aber auch mit allem Feuer seines Herzens, und diese Eine war Anna Zündler. Ihr seinen Adel, seinen Reichthum, seine glänzende Zukunft zu Füßen zu legen, konnte ihm keine Ueberwindung kosten; war sie doch ein Engel in allen Beziehungen und gebildet in jeder Richtung, so daß sie den Zirkeln, in denen einst seine Gemahlin glänzen sollte, nur Ehre machen mußte. Daß auch sie ihn liebe, — wie hätte daran ein Zweifel in seine Seele kommen können? War er ja doch adelich, reich, angesehen, schön, konnte er ihr doch ein Loos bieten, wie kein Anderer. Und was mochte ihn hindern? Er war unabhängig; als Waise Herr seines Willens. So standen seine Aussichten und an ihrem Gelingen war kein Zweifel bei ihm.

Droben im Dachstübchen wohnte der arme Altenberg, und es bemerkte fast Niemand im Hause, daß er da wohnte, als ein Paar blaue Mädchenaugen.

Mädchenaugen eigneten sich absonderlich zur Polizeihandhabung. Die haben in einem Totalblick mehr weg, sind sicherer in ihren Ergebnissen als wir, wenn wir die schärfsten und längsten Beobachtungen angestellt haben.

So hatte Anna bereits bei dem ersten Blicke auf Gustav herausgefunden, daß er wunderschöne und wundergute Augen habe; daß er um Vieles schöner sey, als alle andere Studenten; daß er eine große Bescheidenheit an den Tag lege, dennoch aber sie allemal mit Erröthen anblicke, wenn er ihr begegne; daß er endlich erstaunlich fleißig in seinem Studium sey.

„Der gute Mensch muß arm seyn!" sagte sie zu sich mit einem leisen Seufzer des Mitleids.

Das aber schadete ihm in den Augen des wunderschönen Mädchens gar nicht; im Gegentheil, indem sie sann, wie sie etwas möchte dazu beitragen können, seine Lage zu erleichtern, so mußte sie sich immer mehr mit ihm in ihren Gedanken beschäftigen und wie oft in der Welt, war die Liebe auch hier an der Brust eines zarten Mitleids aufgewachsen, ehe Anna das für möglich hielt.

Wer war denn aber dieser Gustav Altenberg? — Das ist eben bald gesagt. Sein Vater war ein Pfarrer, der viele Kinder und wenig Einkommen hatte. Er selbst, der wackere, gelehrte Mann, hatte seinen Gustav bis zur Universität herangebildet und zwar in einer Weise, wie Wenige die Universität beziehen. Der Bibliothekar hatte ihn kennen gelernt und war über das reiche Maß seiner Kenntnisse wahrhaft erstaunt. Durch die Empfehlung desselben war Gustav in mehrere Familien der kleinen Universitätsstadt eingeführt worden und hatte durch den Unterricht, den er in französischer und englischer Sprache, damals noch eine Seltenheit, ertheilte, sich selbst eine schöne Hülfsquelle für seinen Aufenthalt auf der Universität eröffnet. Da er zugleich auch musikalisch war und besonders eine sehr schöne Tenorstimme hatte, war er überall in diesen Familien gern gesehen, zumal sein Wandel auch den leisesten Tadel nicht aufkommen ließ.

Eine dieser Familien war mit dem Rathe Zündler befreundet. Dieser hörte da viel Lobens von einem Hausgenossen, den er selbst nicht kannte und lernte ihn eines Abends kennen, als er am Klavier saß und bewunderungswürdig schön spielte, was er aber erst gethan hatte, als man ihn auf's Dringendste darum gebeten.

Dem alten Zündler gefiel der junge Mensch, dem er mehrmals im Hause begegnet zu seyn sich jetzt entsann. Er ließ sich mit ihm in eine Unterredung ein, die immer lebhafter und interessanter wurde. Sie führte Gustav immer tiefer in das

Digitized by Google

Vertrauen des alten Herrn hinein und als der Abend nahe vorüber war, lud ihn Zündler ein, ihn bisweilen zu besuchen.

Diese Unterhaltung des alten, reichgebildeten Mannes mit dem jungen Studenten hatten ein Paar Mädchen mit besonderem Wohlgefallen beobachtet. Es war die Tochter des Hauses und Anna Zündler.

„Sag' Rosa,“ hatte Anna gesagt, „wie kommt eigentlich der hübsche Altenberg in Euren Familienkreis?“

„Das will ich Dir erzählen, liebe Anna,“ hatte Rosa gesagt. „Mein Vater ist ein Freund des Bibliothekars. Der hat den jungen Mann verwunderlich herausgestrichen und gepriesen, als den tüchtigsten aller Studenten und zugleich als den anständigsten und gesittetsten.“

„Das ist er auch ohne Zweifel,“ sagte Anna mit Wärme. „Er wohnt in unserem Hause und ich habe sein Thun und Lassen beobachtet.“

„So?“ sagte Rosa, und sah ihre Freundin scharf an, mit einem so schelmischen Ausdrucke, das Anna unwillkürlich erröthete.

„Wie Du auch gleich seyn kannst!“ schmollte Anna.

„Nun,“ begütigte Rosa, „ich meine nur, daß ein junger Mann, wie der schöne, gelehrte und brave Altenberg, schon die Aufmerksamkeit verdient, die ihm meine Freundin zollt.“

„Ich bitte Dich, Rosa!“ sagte Anna leise und erglühte im höchsten Purpur.

„Ist denn das etwas Unrechtes?“ fuhr scherzend Rosa fort. „Mir gefällt er auch recht gut, und Du glaubst nicht, wie vortrefflich er im Französischen unterrichtet und im Klavierspiel, in dem er, wie Du eben selbst hörtest, ein größerer Meister ist, als unser alter Musiklehrer Brenner. Und wie singt er schön.“

„Wirklich?“ sagte Anna. „Singen hab' ich ihn noch nicht gehört.“

„So soll er uns gleich einmal singen!“ rief Rosa und verließ ihre Freundin, die mit ihren Augen ihr folgte.

Rosa trat zu Altenberg.

„Meine Freundin Anna wünscht gar sehr, daß Sie das schöne Lied vortrügen, welches Sie gestern bei Professor Wagner's sangen,“ sagte sie.

Altenberg's Blicke flogen dahin, wo Anna am Fenster lehnte. Sie sahe diese Blicke und erglühte. Sie sah, wie er sich niedersetzte und Rosa ihr winkte. Unwillkürlich fortgezogen, trat sie zu der Freundin, aber sie war so verwirrt, daß sie sich glücklich pries, daß Niemand nach ihr hinsah.

Als Altenberg einige Accorde griff und nach einem kurzen passenden Vorspiel zu singen begann, stockte plötzlich das Gespräch bei den älteren Gliedern der Gesellschaft.

Der alte Zündler legte seine Tarockkarten nieder und sagte zu seinem Partner: „Da muß man ein wenig zuhören; wir wissen ja wie das Spiel steht.“

Leise begann der Jüngling seinen Gesang. Es war, als hauchte er die herrlichen Töne seiner silberklaren Stimme nur so hin; dann schwoll sie an mit allmähligem Steigen bis zur vollen Kraft und verschmolz dann gegen das Ende der Strophe wieder so leise hin, daß unwillkürlich jedes Herz ergriffen war und in manches schöne Auge eine Thräne trat. Auch Anna fühlte, daß ihre Augen feucht wurden. Jede Faser ihres Herzens bebte. Sie war bis in's Innerste ergriffen.

Athemlos horchte die Gesellschaft.

Das Lied hatte vier Strophen.

Als Altenberg mit einer weichen Kadenz schloß, trockneten sich die Mädchen die Augen und dankten ihm mit wenigen, aber bedeutungsvollen Worten.

Er verbeugte sich stumm, aber man sah es ihm trotz seiner Verwirrung an, daß es ihm unendlich wohlthat.

„Ich habe die Partie verloren!“ rief Zündler, seine Karten weglegend, aus. „Der Junge hat mir das Konzept total verrückt. Ist das ein Gesang!“

Er stand auf und trat zu Altenberg, von dem sich die Mädchen in eine Fensternische zurückgezogen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Seit dem Beginn der Pferdefleisch-Ausschrotung, d. i. seit drei Jahren, sind in Wien von 12 Schlächtern 4725 Pferde geschlachtet worden, welche 1,902,000 Pfund Fleisch lieferten und an dürftige Personen in 3 804,000 Portionen zu ½ Pfund abgegeben wurden. Der Gesammt-Ertrag für Fleisch (das Pfund zu 4—6 kr. berechnet), Häute, Jungen, Knochen und Hufe beläuft sich auf 225,085 Gulden.

Rothschild hat das große Etablissement St. Leonard bei Lüttich käuflich an sich gebracht; es soll dort eine Maschinen-Fabrik in dem Maßstabe wie die zu Seraing errichtet werden.

Redakteur: Gustav Pfeffert.
Druck u. Verlag bei Liselle Westandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 159 Freitag, 4. Juli 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

IX.

Der Russe ist vor den Thoren.

In wenigen Minuten hatte sich das sonst so stille, friedliche und arbeitsame Berlin zu einem ostensiblen Kriegslager umgewandelt. Aus allen Straßen eilten bewaffnete Schaaren herbei, um nach dem Rathhause zu ziehen, wo der Magistrat berathschlagte über die Möglichkeit des Widerstandes, oder nach dem Kommandanten von Berlin, General Rochow, der durch alle Straßen Patrouillen marschiren und unter Trommelwirbel die Bürger auffordern ließ, an der Vertheidigung der Stadt sich mit den Waffen in der Hand zu betheiligen. Der Russe ist vor den Thoren! Dieser unheilvolle Schreckensruf schien selbst die Kranken und Schwachen gesund und stark zu machen, und den Zagenden Muth und Kraft zu verleihen. Der alte Nationalhaß der Deutschen gegen die Russen erwachte in seiner ganzen Stärke und Gluth, drückte selbst dem Feigling die Waffen in die Hand, und rief Worte des Ingrimms auf Lippen, welche sonst nur zu Gebeten und furchtsamen Klagen sich geöffnet hatten.

In der Kommandantur war der Kriegsrath versammelt, der, wunderlich genug, nur aus Verwundeten und Greisen bestand. Da war der greise General und Kommandant Rochow, und der achtzigjährige Feldmarschall Lehwald, da war der schwer verwundete General Seidlitz und der ebenfalls verwundete General Knoblauch. Diese vier Männer allein bildeten den Kriegsrath, und überlegten, vollkommen der Gefahr und ihrer geringen Streitkräfte sich bewußt, ob man sich der Aufforderung der russischen Truppen fügen und die Stadt übergeben solle, oder ob man mit zwölfhundert Mann Garnisonstruppen, mit zwei verrosteten Kanonen, einigen tausend verwundeter Soldaten und der Bürgerschaft den Kampf wagen wolle, gegen die zwölftausend irregulärer Truppen des Generals Tottleben, denen bald, wie man wußte, die in Eilmärschen heranrückende, zwanzigtausend Mann starke Armee des Generals Czernischeff, und vierzehntausend Oesterreicher, unter Anführung des Grafen Lacy, sich gesellen würden.

Aber so groß war die heldenmüthige Erbitterung und ehrbegierige Kampfbegier der alten tapfern und schlachtenerprobten Krieger, daß auch nicht ein Einziger von ihnen zur Uebergabe rathen mochte, sondern daß Alle einstimmig beschlossen, Berlin zu vertheidigen, so lange ein einziger Blutstropfen noch in ihren Adern. Da diese tapfern Generale keine Armee hatten, um sie in die Schlacht zu führen, wollten sie die Stadt nicht wie befehlende Generale, sondern wie kämpfende Soldaten vertheidigen, und ihrer kriegerischen Würde und ihres Ranges in edler Vaterlandsliebe vergessend, übernahmen sie es, gleich den übrigen Soldaten einzelne Schanzen und Palisaden zu vertheidigen.

Aber während auf der Kommandantur dieser heldenmüthige Entschluß gefaßt ward, war der Magistrat noch immer in geheimer Sitzung auf dem Rathhaus beisammen, starrten die weisen Väter der Stadt einander mit entsetzten Gesichtern an, und überlegten in weichmüthiger Feigherzigkeit, ob sie wirklich diese schwere Verantwortung auf sich nehmen und die friedlichen Bürger der Stadt zu einem Kampfe veranlassen wollten, der aller Wahrscheinlichkeit nach dennoch nutzlos und resultatlos seyn würde.

Ich stimme für Unterwerfung, stammelte der Oberbürgermeister, Herr von Kircheisen, mit lallender Zunge, sich mit dem seidenen Taschentuch die großen Schweißtropfen abtrocknend, welche auf seiner Stirn standen. Ich stimme für Unterwerfung. Die ehrsamen Bürger unserer Stadt sind nicht berufen, ihr Blut in nutzlosem Kampf zu verspritzen, und die Wuth dieser räuberischen Feindeshorden noch durch Widerstand zu reizen. Außerdem werden die Feinde uns ohne Zweifel eine Kriegskontribution auferlegen, und diese wird jedenfalls geringer sein, wenn wir uns sofort unterwerfen, als wenn sie es wagen, uns zu widersetzen. Es ist aber die heiligste Aufgabe des Magistrates, das Eigenthum sei-

Digitized by Google

Bürger zu schützen, und nach besten Kräften zu erhalten. Es ist daher meine Meinung, daß wir, um diesen armen, hinfänglich geplagten Bürgern Berlins ihr wohlerworbenes Hab und Gut zu bewahren, uns dem überlegenen Feinde sofort zu unterwerfen haben.

Man sah es den sich aufheiternden Gesichtern der weisen Magistratsherren an, daß die Beredtsamkeit des Herrn Oberbürgermeisters sie vollständig gewonnen, und daß die angeregte Geldfrage allerdings das entscheidende und unterwerfungsgebietende Moment in dieser hochwichtigen Angelegenheit seyn würde.

Bereits hatte der zweite Bürgermeister seine volle Uebereinstimmung mit dem Herrn von Kircheisen erklärt, und der erste Rathsherr öffnete eben den Mund, ein Gleiches zu thun, als das von der Straße herauf dringende Geschrei und Lärmen die edlen Herren mitten in ihren weisen Berathschlagungen unterbrach, und sie entsetzt von ihren Sitzen empor trieb.

Sie eilten an die Fenster, und hinter den Vorhängen verborgen, wagten sie es, verstohlen auf die Straße hinunter zu blicken.

Unten auf der Straße war es immer lebendiger geworden, in immer dichteren Schaaren strömten Männer und Jünglinge, Greise und Knaben selbst herbei, und forderten, ihre Arme und Blicke zu den Fenstern des Rathsaales erhebend, Waffen und Munition von den Vätern der Stadt.

Vielleicht war es nur die Furcht, vielleicht auch ein edleres Gefühl, welches diese friedfertigen Berliner Bürger plötzlich so löwenmuthig und kühn gemacht hatte, gewiß ist, daß sie Alle zu dieser Stunde nur von einem Gefühl, einem Wollen durchglüht waren, und daß dieser tödtliche Haß gegen die Russen und Oesterreicher keine friedliche Unterwerfung mehr zuließ. Der Schneider warf seine Nähnadel weg, um zum Schwert zu greifen, der Schuster vertauschte den Pfriem mit dem Dolche, und alle diese sonst so friedfertigen, so kleinmüthigen Bürger waren jetzt, von Haß und Furcht, von Zorn und Schrecken durchglüht, zu kampfesdurstigen Helden geworden.

Gebt uns Waffen! erschallte es wieder und wieder.

Ein heldenmüthiger Schneider schwang sich einem buckligen Schuster auf den Rücken und mit seinen Armen die Luft durchfägend, schrie er: Das Volk von Berlin schreit nach seinem Recht, es will kämpfen für seine Freiheit! Gebt dem Volke von Berlin was dem Volke gebührt! Gebt ihm Waffen! Waffen! Waffen! brüllte das Volk ihm nach! Wir wollen Waffen!

Und wozu Waffen? rief plötzlich eine schrille, dröhnende Stimme. Aller Augen wandten sich dorthin zu, woher die Stimme kam, und man bemerkte jetzt die hagere, graue Gestalt des prophetischen Leinewebers, welcher sich auf eine Bank geschwungen hatte, und von diesem hohen Standpunkt aus die Menge mit dem sichern Blick eines Siegers überschaute.

Indessen bemerkte Pfannenstiel zu seinem Entsetzen, daß diesmal seine Erscheinung nicht die erwartete Sensation gemacht, sondern daß man ihn mit zornigen Blicken betrachtete, und daß sich hier und da eine drohende Faust gegen ihn erhob.

Wozu Waffen? wiederholte er noch einmal. Das Gebet ist die einzige Waffe, welche friedlichen Bürgern geziemt.

Ein höhnisches Gelächter des Volkes war die Antwort.

Herunter mit dem Leineweber! Reißt ihn in Stücke! brüllte der Haufe.

Wir wollen kämpfen und nicht beten! schrie der kühne Schneider, wir wollen nichts wissen von Deiner Feigherzigkeit, Du lumpiger Leineweber!

Der Schneider hat Recht, Pfannenstiel ist ein schlechter Prophet! schrie eine andere Stimme.

Hängt ihn auf!

Er will uns zu Memmen machen!

Und immer wüthender tobte und drängte die Menge nach der Stelle hin, an welcher Pfannenstiel stand. Bereits hoben sich drohende Fäuste dicht neben ihm empor und die Lage des armen Propheten begann unheimlich genug zu werden, als plötzlich zwei neue Gestalten neben Pfannenstiel empor tauchten und durch ihr unerwartetes Erscheinen auf einen Moment die Wuth des Volkes dämpften.

X.

Der passive Widerstand.

Diese beiden Männer, welche so unerwartet an der Seite des prophetischen Leinewebers erschienen, um das Volk von Berlin zu beruhigen, waren niemand anders, als Herr Kretschmer und Herr Krause. Sie hatten Beide schon mehrfach auf Straßen und Plätzen Pfannenstiel in seinen Friedens-Ermahnungen unterstützt, und kamen jetzt, ihr Rednertalent an dieser, vor dem Rathhaus versammelten Menge zu erproben.

Hört auf mich, Ihr guten Bürger von Berlin, rief Herr Krause. Seht auf mein graues Haupt; bei dem Alter ist, wenn nicht Weisheit, so doch Erfahrung. Hört also auf meinen Rath. Ihr, die Ihr für die Freiheit kämpfen wollt, seyd besonnen und mäßig!

Gebt mir mit Eurer Mäßigung, schrie der Schneider. Wir wollen nicht mäßig seyn.

Aber vernünftig und klug doch gewiß? fragte Herr Kretschmer mit seiner hellen, durchdringenden Stimme, indem er sich auf den Fußspitzen erhob und

Digitized by Google

seine großen, wasserblauen Augen über die Menge hingleiten ließ. Vernünftig wollt Ihr doch gewiß seyn, und aus Vernunft sollt Ihr mir sagen, was Ihr wollt, und mit mir überlegen, ob das, was Ihr wollt, auch gut ist?

Wir wollen Waffen!

Und wozu diese Waffen?

Zum Kampf gegen den Feind! rief der Schneider, als der stillschweigend anerkannte Vorsprecher des Volkes.

Ihr wollt also wirklich kämpfen? rief Herr Kretschmer. Ihr wollt, wie ein tollkühner Verzweifelnder, Euch in einen Kampf stürzen, bei dem Ihr gewiß seyd, unterliegen zu müssen? Ihr wollt einem Feind entgegen treten, der Euch zehnfach überlegen ist, der mit hohnlachendem Stolz das kleine Häuflein Eurer Streiter mit seinen Kanonen in den Tod jagen wird! Bedenkt, was ihr thun wollt! Zwölftausend Russen stehen jetzt schon vor Euren Thoren, ihre Kanonen sind gegen Eure Häuser gerichtet, und sie erwarten nur den Moment, um sich auf Euch, wie der Tiger auf seine Beute zu stürzen. Und wir? Was haben wir ihnen entgegen zu stellen? Unsere kleine Garnison besteht aus Invaliden und Verwundeten, denn unsere streitkräftige Jugend ist dem Rufe Ihres Königs gefolgt, und nach Schlesien zu blutigen Schlachten ausgezogen. Nur ein kleines Häuflein ehrsamer Bürger ist noch hier. Können die den Kampf wagen gegen den zehnfach überlegenen Feind? Können sie es wagen wollen?

Keine Stimme antwortete auf diese Frage. Man sah die Gesichter bedenklich werden, und die Zornesröthe auf ihren Wangen erblassen.

Ja, es ist wahr, sagte Einer aus dem Volke, wir sind sehr schwach.

An einen Sieg ist nicht zu denken, murmelte ein Anderer.

(Fortsetzung folgt.)

Der Vetter im Konsistorium.

(Fortsetzung.)

„Hören Sie, junger Mann," sagte er, seine Hand mit Wärme drückend, „Sie haben mich in meiner Tarockpartie total verwirrt gemacht. Himmel und Erde, was Sie schön singen! Sie sind ja ein Tausendsasa, der überall zu Hause ist. Spielen am Ende auch Violine?

„Ein wenig, Herr Rath," sagte Altenberg bescheiden.

„Nun, wenn so Einer, wie Sie, ein wenig sagt, so weiß man, was das sagen will. Könnten wohl am Ende auch Gesangunterricht geben?"

„Ich glaube wohl," war Altenberg's Antwort.

„Das muß ich sagen," fuhr Zündler fort, „sitzt man da unter einem Dache und weiß Nichts von einander, bis ein günstiges Zusammentreffen Einem die Augen und Ohren aufthut. Ich liebe die Musik und habe Sie da vorhin zu mir eingeladen. Jetzt wiederhole ich diese Einladung ganz besonders."

Auf dem Heimwege sagte Zündler zu seiner Tochter: „Der Altenberg ist ein Kapitaljunge. Hab' mich da mit ihm über Dinger unterhalten, mit denen man sonst solchen Gelbschnäbeln nicht ankommen darf, weil es spanische Dörfer für sie sind; aber der ist zu Hause, wo man ihn anfaßt. Und wie der spielt! Ich sage Dir, Anna, mein Kind, er ist ein Meister. Wenn ich mir da den alten, tauben Brenner denke, dem ich das Heidengeld bezahlen muß, so ist es ja gar nicht zu verantworten, daß man eine solche Gelegenheit unbenutzt läßt. Weißt Du was? Ich danke ihn morgen ab!"

Anna zitterte ordentlich und wußte doch nicht warum. Der schöne Altenberg hatte doch so gar nichts Erschreckliches an sich.

„Aber der alte Mann, Vater!" sagte sie, um doch Etwas zu sagen.

„Aber der alte Mann!" rief Zündler aus. „Bin ich denn mit ihm verheirathet? Und arm ist Brenner nicht, daß man aus Barmherzigkeit ein Uebriges zu thun sich verpflichtet hielte. Soll ich Deine gute Stimme unausgebildet lassen aus Rücksicht darauf, daß Dir der Brenner bis jetzt schlechten Klavierunterricht gab? Ne, ne, Kindchen das ist Nichts. Ich will's schon fertig machen. Sorge Du nicht und auf ein anständiges Geschenk zum Abschied für den Alten kommt mir's auch nicht an. Es soll das Billet schon verzuckern."

Unter diesen Reden waren sie heimgekommen. Anna sagte ihrem Vater gute Nacht und ging in ihr Schlafgemach um — nicht zu schlafen.

Wie hätte sie auch schlafen können? Wenn sie das Alles so bedachte, was ihr heute begegnet war, so ergriff sie eine unaussprechliche Unruhe. Der schöne Altenberg sollte ihr nun nahe treten, sie mit ihm verkehren, singen, musiziren. Das sagte ihr das Herz, daß er ihr nicht gleichgültig sey. Und ohne zu wissen wie es kam, stellte sie ihn gegen den zudringlichen Laubing, der wohl auch in ihren Kreis kam. Wie hob diese Vergleichung den stillen, bescheidenen, talentvollen Altenberg!

Nach einer kurzen Besprechung zwischen diesem und ihrem Vater, war die Sache erledigt und Gustav übernahm die Lehrstunden, täglich eine.

So war Altenberg denn mit einem Male in eine seinem Herzen gefährliche Verbindung getreten. Das erste Zusammentreffen war peinlich. Das Mädchen aber ermannte sich schnell und überwand die Verlegenheit. Auch in Altenberg stellte sich dadurch

Digitized by Google

das Gleichgewicht her und bald hatten die Stunden ihren Fortgang regelmäßig und mit sichtbarem Erfolg. Der Rath wohnte ihnen meistens bei und dadurch war für Beide viel gewonnen; aber die Liebe nistet sich so stille ein, wurzelt so schnell und tief, daß, ehe man es meint, sie Herr des ganzen Herzens wird.

Laubing kam oft, aber er kam nicht, wenn Altenberg da war. Er sah und hörte nur die Fortschritte Anna's.

Das war denn etwas für den alten Zündler, der seine Liebe für Altenberg gerne gegen Jedermann aussprach. Da war denn des Lobens nach allen Richtungen kein Ende und — Laubing ahnte, daß ein gefährlicher Nebenbuhler ihm erwachse. Indessen beruhigte ihn sein überwiegendes Selbstgefühl. Wie sollte ein Mädchen, wie Anna, den bettelarmen Theologen ihm vorziehen? — Allein dennoch trug er seitdem einen Haß gegen den Menschen, der mit Anna in eine nähere Berührung treten durfte, als er; denn Anna hatte eine so würdevolle Haltung, daß jede vertraulichere Annäherung fast unmöglich für Laubing wurde. Er nahm sich indessen vor, mit seinen Wünschen hervorzutreten, wie sich eine Gelegenheit dazu günstig würde finden lassen.

An diesem Plane wurde jedoch durch besondere Ereignisse viel geändert.

Laubing hatte seine dreijährigen Studien vollendet. Ein alter Oheim, dessen beträchtliches Vermögen ihm zufallen mußte, wurde gefährlich krank und wünschte dringend seine Rückkehr. Er mußte schnell abreisen und zwar zu einer Zeit, wo Zündler mit Anna eine kleine Reise zum Vergnügen angetreten hatte.

War das auch für Laubing sehr unangenehm, so blieb ihm ja eine schriftliche Werbung übrig.

Er reiste ab und fand seinen Oheim nicht mehr am Leben. Die verwickelten Vermögensumstände führten ihn in die Residenz des kleinen Staates und dort drang man in ihn, seine Prüfung zu machen, weil man den reichen Kavalier da zu behalten wünschte.

Unter diesen Umständen konnte er seine Absicht nicht wohl eher ausführen, als bis er mit einer Stellung im Leben vor Anna hintreten konnte.

Dieß aber verzog sich fast ein halbes Jahr, und dieß halbe Jahr wurde entscheidend für ihn, für Anna, für Altenberg; denn als der Winter kam, konnte Zündler kaum ohne die Gesellschaft Altenberg's seyn, so hatte er sich an ihn gewöhnt, so theuer war er ihm geworden. Da wuchs denn Altenberg mit der Familie in Eins zusammen. Fast jeden Abend brachte er mehrere Stunden bei ihnen zu und die gegenseitigen Gefühle wurden inniger und immer inniger, bis endlich das süße Geheimniß über die Lippen schlüpfte und der reinste und heiligste Lebensbund geschlossen war.

Rosa hatte wohl da die Hand mit im Spiele; denn ihr scharfes Auge war nur zu bald, der Sache auf den Grund blickend, hinter das süße Geheimniß Anna's gekommen. Sie wußte es so zu leiten, daß die Glücklichen sich oft allein sahen. Und wie der alte Zündler zu Altenberg stand, so war Hundert gegen Eins zu wetten, daß er sein Ja und seinen Segen nicht versagen werde.

Da trat er eines Tages in Anna's Gemach und legte ihr einen duftenden Brief auf ihren Arbeitstisch.

„Lies ihn Anna, mein Kind," sagte er. „Es ist eine wichtige, ernste Sache, die ein Mädchen in Deinem, und ein Vater in meinem Alter nicht ohne ernste Erwägung lassen dürfen. Nur das Eine sage ich Dir: Ich war mit Deiner seligen Mutter so glücklich, wie ich Dich mit Deinem künftigen Gatten sehen möchte, und wir liebten uns. Du sollst nie eine Verbindung schließen, zu der Dich nicht Dein Herz hinzöge."

Mit diesen Worten ging er und ließ das Mädchen in einer außerordentlichen Spannung und Verlegenheit zurück. Sie ahnte fast, was der Brief enthalte und von wem er sey.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Bei dem Festmahl der Professoren am vorjährigen Stiftungsfeste der München er Universität wurde ein Preis für das beste auf das sogenannte „Universitätsschifflein" (ein der Hochschule eigenthümliches altes Trinkgeschirr in Form eines Schiffes) sich beziehende Trinklied ausgesetzt, welches, nach irgend einer bekannten Melodie singbar, bis zum dießjährigen Stiftungstage von einem der Universitätskorporation Angehörigen eingeliefert würde. Es waren fünf Bewerbungen eingegangen, zwei mußten als von nicht kompetenter Seite geliefert ausgeschieden werden, ein drittes, betitelt „das goldene Schifflein der Ludwig-Maximilians-Universität," wurde zwar mit außerordentlichem Beifall aufgenommen, allein es war der Name des Verfassers nicht beigefügt. Es blieben sonach noch zwei, und zwar „Schiffpumpenlied" (Melodie: Prinz Eugen ꝛc.) von Professor Dr. v. Kobell und eines ohne Titel (Melodie: Gaudeamus igitur) von Professor Dr. Bodenstedt. Beide wurden als preiswürdig erkannt und sofort gesungen. Für das nächste Jahr ward ein Preis ausgesetzt für das gelungenste Matrosenlied zu dem goldenen Segelschiffe „Ferdinand II."

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Ellette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 160 Samstag, 5. Juli 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Herr Kretschmer, welcher mit sicherem Blick den Vortheil überschaute, welchen seine Rede schon errungen, fuhr mit erhöhter Stimme fort: Euer Kampf würde eine Art Selbstmord seyn. Eure Weiber und Kinder würden Euch fluchen, daß Ihr ihnen die Gatten und Väter gemordet. Ehrsame Bürger, seyd besonnen und bedenkt, daß der Kampf nicht Euer Beruf ist, sondern die Arbeit. Geht also nach Hause, denkt an Eure Geschäfte, sorgt für Weib und Kind, und beugt Euer Haupt in Demuth unter das Joch der überlegenen Kriegsgewalt.

Herr Kretschmer schwieg, eine Pause trat ein. Das Volk schien die klugen Worte des Redners zu überlegen und mit sich zu Rathe zu gehen, ob es ihnen Gehör geben sollte. Selbst der heldenmüthige Schneider war sachte von dem Buckel des Schusters herabgestiegen und verhielt sich nachdenklich und still.

Der Mann hat Recht, rief jetzt der Schuster mit seiner tönenden Baßstimme.

Ja, wahrhaftig, sagte der Gevatter Handschuhmacher. Warum sollen wir unsere Arme und Beine hinopfern. Siegen können wir doch nicht.

Nein, siegen können wir doch nicht, wiederholte Herr Krause, und indem er feierlich beide Arme erhob, gleichsam als wolle er das Volk beschwören, fuhr er fort: Nun meine ich aber, da wir nicht siegen können, sollten wir lieber gar nicht kämpfen, und dadurch auch den Feind um seinen Sieg bringen. Denn, wo kein Kampf ist, da kann auch kein Sieg seyn. **Setzet also den bewaffneten Schaaren den ruhigen Widerstand Eurer geistigen Größe entgegen. Handelt nicht, sondern unterwerft Euch, aber thut es mit einem trotzigen Gesicht; gebraucht die Waffen nicht, aber gebt sie auch nicht ab an den Feind, sondern ballt Eure Fäuste um den Griff Eurer Schwerter und — seyd ruhig. Wenn sie Euch höhnend schelten, so schweigt, aber laßt sie in Euren Mienen Euren Trotz lesen; wenn sie mit ihren Schwertern und Kanonen auf Euch eindringen, so tretet mit stolzem Lächeln zurück und wehrt Euch nicht. Dann wollen wir einmal sehen, ob sie Kannibalen genug sind, Euch unbewaffnete friedliche Bürger anzugreifen. Handelt so, und der geistige Sieg ist Euer, und Ihr habt alsdann den Feind durch Eure geistige Größe jedenfalls überwunden, wenn Ihr ihm auch materiell vielleicht erliegen seyd. Gegen Kanonen und Bajonette kann ein Volk sich nicht anders wehren, als durch den passiven Widerstand, als durch Unterwerfung, mit schweigendem Groll im Herzen. Wendet also keine andere Waffe an, als den passiven Widerstand, und die Nachwelt wird Euch rühmend preisen, und mit Bewunderung wird man von Euch sagen: sie waren keine Helden des Kampfes, aber sie waren Helden des passiven Widerstandes.**

Hier schwieg Herr Krause und lehnte sich erschöpft an des prophetischen Leinewebers Schulter.

Ihr mögt Recht haben, sagte der im Innern noch revoltirende Schneider. Das klingt Alles ganz gut und verständig.

Ich sage, es ist auch gut und verständig, rief der buckliche Schuster. Weßhalb sollen wir auch kämpfen, sind wir Soldaten, daß wir dem Schlachtruf folgen müssen? Nein, sage ich, wir sind ehrsame Bürger, Schneider und Schuster, und sollten ruhig bei unserm Leisten bleiben. Und wer bezahlt uns unsere Arme, wenn sie einmal abgehauen sind?

Niemand, Niemand thut's! rief eine Stimme aus der Menge.

Und wer sorgt für unsere Weiber und Kinder, wenn wir Krüppel sind, und kein Brod verdienen können? fragte der Schuster weiter. Sollen wir vielleicht hinaus gehen in das neue Armenhaus, welches sie da draußen vor dem Königsthor errichtet haben, und das sie den Ochsenkopf nennen?

Nein, nein! heulte und schrie das Volk. Wir wollen nicht in den Ochsenkopf.

Wir wollen nicht kämpfen!

Laßt uns nach Hause gehen!

Die Beredsamkeit Krause's und seines Freundes schien endlich den Sieg davon getragen zu haben über das kampfesdurstige Volk. Man sah die Grup-

Digitized by Google

pen hier und da sich lichten, und die entschlossensten und kühnsten der Männer selbst schwankend werden.

Herr Krause und Herr Kretschmer stiegen hernieder von der Bank, und winkten dem Leineweber, ein Gleiches zu thun. Nun mischten diese drei Helden des passiven Widerstandes sich unter die Menge, und sezten mit eisriger Beredsamkeit ihre friedfertigen Bemühungen fort.

Aber es schien, als wolle das Glück ihnen heute durchaus nicht günstig seyn, denn jezt kam durch die nächste Straße Gotzkowsky mit seiner bewaffneten Arbeiterschaar daher, und stellte sich mit ihnen vor dem Rathhaus auf. Der Anblick dieser tapfern, beherzten Schaar, dieser trozigen Männer mit den entschlossenen Zügen, den blizenden Augen übte einen magischen Einfluß auf das Volk, und als jezt Gotzkowsky zu ihm sprach und es mit hinreißender Beredsamkeit, mit glühenden Feuerworten zum Widerstand ermahnte, als er sie mit edler Begeisterung aufforderte, ihre Pflicht zu thun, und ihrer Mannesehre zu genügen, da rief das schnell umgewandelte Volk abermals: Waffen! Waffen! Gebt uns Waffen!

Nur der vorher so heldenmüthige Schneider war jezt noch immer verzagt und kleinmüthig, und die Schreckensworte der Friedensprediger tönten ihm noch immer vor den Ohren. Er schwang sich wieder auf des Schusters Schulter und rief: Kinder, bedenkt, was die Herren uns vorher gesagt haben. Seid weise, es ist nichts mit dem Kampfe. Es lebe der passive Widerstand!

Zum Teufel mit Eurem passiven Widerstand! rief Gotzkowsky. Das ist eine Vogelscheuche, mit der man nicht einmal die Spazen aus den Erbsen jagen kann. Ihr wollt nicht kämpfen?

Nein! sagte der Schneider entschlossen. Wir wollen unsere Arme und Beine behalten.

Wir wollen nicht nach dem Ochsenkopf, rief ein Anderer.

Gotzkowsky sagte glühend: Sind das Männer, welche so zu reden wagen? Ihr fürchtet Eure Gliedmaßen zu verlieren? Würdet Ihr denn durch Eure Feigheit, die Ihr den passiven Widerstand nennt, nicht Euer höchstes Gut, Eure Freiheit verlieren, und Eure Ehre? Wenn Ihr als Krüppel durch die Straßen schleicht, da werden Eure Weiber und Kinder mit Stolz auf Euch blicken, und Einer wird's dem Andern sagen: Das ist auch Einer von den Helden, die für die Freiheit kämpften! Einer von den Tapfern, die dem Feinde, welcher Berlin belagerte, entgegen traten, und muthig kämpften für unser gutes Recht!

Das ist schön, rief der Schneider, hingerissen von Gotzkowsky's feurigen Worten. Ja, wir wollen Helden seyn! Wir wollen kämpfen!

Oben an den Fenstern des Rathhauses hinter den Vorhängen verborgen, standen noch immer die hochweisen Mitglieder des Magistrates, und lauschten mit hochklopfendem Herzen den Dingen, welche da unten auf der Straße sich begaben. Des Oberbürgermeisters Antlitz war erdfahl geworden, und kalter Angstschweiß stand auf seiner Stirn.

Dieser Gotzkowsky ist ein Unglücksrabe, ächzte er matt, ein Unglücksrabe, welcher unser Verderben krächzt. Dieser tollkühne Mensch wird uns noch zwingen, tapfer zu seyn, und unsere Freiheit dem Feinde nicht bloß mit Blut, sondern auch mit Millionen zu verkaufen. O mein Gott, wie verblendet ist doch die Menschheit! Aber man wird dieser tollkühnen Rotte nachgeben müssen, denn dem aufgeregten Volk zu widerstreben, könnte dem Magistrat selber Gefahr bringen. Gütiger Himmel, unterbrach er sich jezt selber, indem er wieder auf die Straße hinunter blickte, gütiger Himmel, was ist das nun wieder?

Unten auf der Straße hatte sich ein neues Bild entwickelt. Unter dem Schall kriegerischer Musik war eine Schaar alter, narbenbedeckter Krieger daher gekommen. Es ist wahr, sie waren fast Alle verwundet, Einige hinkten, Andere trugen den Arm in der Binde, noch Andere hatten das Haupt mit Tüchern umwickelt, aber man sah es diesen ernsten, entschlossenen Gesichtern an, daß dennoch ein freudiger hoher Muth ihre Seele durchglühte, und sie über die Leiden ihres Körpers erhob, indem er ihre Kraft stählte. In ihrer Mitte auf einer Tragbahre sah man den tapfern, noch von der Kunersdorfer Schlacht verwundeten General Seidlitz, welcher, nicht im Stande zu gehen, zu der Batterie des Kottbuser Thores, welche er zu vertheidigen übernommen, sich tragen ließ.

Und wie der Held jezt mit freundlichem Gruß sich an das Volk wandte und es mit kurzen, schlichten Worten zur Tapferkeit ermahnte, da schallte ihm ein tausendstimmiges Vivat entgegen, und Alles schwenkte die Hüte, und alles Volk rief laut und donnernd zu den Fenstern des Magistrats empor: Gebt uns Waffen! Waffen!

Oben am Fenster stand der Herr Oberbürgermeister von Kircheisen mit schlotternden Gliedern und erdfahlem Angesicht.

Es ist entschieden, wimmerte er leise. Die Berliner Bürger wollen durchaus als Helden sterben.

Und mit einem schwachen Schmerzensschrei sank der weise Herr Oberbürgermeister ohnmächtig in die Arme des ersten Stadtrathes. — Der zweite Bürgermeister aber öffnete das Fenster, und rief: Ihr sollt Waffen haben! Wir wollen uns vertheidigen bis zum letzten Blutstropfen!

(Fortsezung folgt.)

Digitized by Google

Der Vetter im Konsistorium.

(Fortsetzung.)

Mit zitternden Händen ergriff sie den Brief und entfaltete ihn. Ein kleines Briefchen an sie überschrieben, lag darin. Sie erbrach es zuerst. Es enthielt eine feurige Liebeserklärung; allein es sprach auch die Ueberzeugung aus, daß sie ihn liebe. Es enthielt so viel Selbstgenügsamkeit, daß es einen höchst ungünstigen Eindruck hervorbrachte und die schönen Züge Anna's mit einer Gluth des Unwillens bedeckte.

„Der eitle Thor!“ rief Anna aus und warf das Blatt mit höchstem Unwillen weg.

In dem Brief an ihren Vater sprach er die Ueberzeugung aus, daß Anna ihn liebe; er wies auf seinen Reichthum hin und auf die Stellung, als Assessor des Hofgerichts, wie auch auf seine glänzende Zukunft. Der ganze Brief ließ es eben merken, daß er an eine Ablehnung seiner Anträge gar nicht dachte, ja er ließ es durchscheinen, daß sie keine Ablehnung finden könnten.

Sie trat zu ihrem Vater in das Gemach. Der alte Mann saß in tiefen, ernsten Gedanken da.

„Theurer Vater,“ sagte sie, „mich wundert, daß es der Herr nicht deutlicher ausdrückt, wie unverdient die Ehre sey für ein bürgerliches Mädchen, dessen Stellung und Habe bei Weitem nicht an die seine hinanreicht, solcher Anträge gewürdigt zu werden.“

„Nimm's nicht so streng, Anna, mein Kind; Du bist aufgeregt. Laubing ist kein böser Mensch,“

„Ich weiß es nicht. Ich kenne ihn zu wenig,“ sagte Anna. „Der eitle Thor ist mir von je zuwider gewesen. Um kein Gut möchte ich ihm meine Hand geben.“

„Du liebst ihn also nicht? Er meinte es aber doch.“

„Nun, ich glaube, er meint, daß alle Mädchen ihn lieben müssen, weil er eben der Herr von Laubing ist. Ich fühle auch keinen Funken von Neigung zu ihm.“

„Darf ich das als Deine entschiedene Meinung hinnehmen?“

„Vollkommen, theurer Vater.“

Der alte Zündler seufzte leise und ging in seine Schreibstube. Der alte Mann erwog mit kühlem Verstande die Sache. Es wurde ihm schwer, den sonst ehrlichen und ehrenden Antrag abzulehnen. Er schrieb zwar noch nicht gleich und nahm die Sache noch einige Male auf; als aber Anna sich unumwunden dahin aussprach, daß sie lieber als Einsame durch's Leben gehen, als Laubing's Gattin werden wolle, da griff er zur Feder, um die ungenehme Zeilen niederzuschreiben und für die Ablehnung wenigstens die freundlichste Form zu suchen, was ihm wohl auch gelang, ohne daß aber die Sache selbst dadurch für Laubing hätte weniger bitter und niederschlagend gemacht werden können.

Die Wirkung war ätzend, furchtbar. Laubing war außer sich. Er mußte Urlaub nehmen und eine Reise antreten.

Verschmähte Liebe und tief verletzte Eitelkeit sind bei leidenschaftlichen Naturen ein nachhaltig wirkendes Gift. Die Liebe Laubing's zu Anna schlug in einen tödtlichen Haß um, und dieser Haß wucherte in seinem Herzen fort und fort, selbst auch da noch, als er einer Anderen seine Hand reichte.

Genaue Erkundigungen bei Freunden in der Universitätsstadt ließen, da sie der intimen Verhältnisse Altenberg's zu Zündler's erwähnten, die Ahnung in seiner Seele aufsteigen, dieser ihm längst verhaßte Mensch sey der Grund seiner Zurückweisung von Seiten Anna's, und auch auf ihn warf sich sein glühender Haß. Die aber, die dieser Haß traf, ahnten Nichts davon; konnten es nicht ahnen, daß tausendfaches Leid in ihm seine Quelle finden sollte.

Altenberg hatte endlich auch seine Studienzeit vollendet, aber seine Anna zu verlassen war ein bitteres Weh. Zündler merkte an der elegischen Stimmung Beider zuerst, wie es um die Herzen stand. Er beobachtete schärfer und was er nur erst vermuthet, wurde zur Gewißheit.

Der Tag des Scheidens kam endlich; ihm selber war er sehr schmerzlich, da er Altenberg eben so innig achtete, und liebte.

Anna war tief gebeugt. Sie konnte den tiefen Schmerz nicht verhehlen, der ihr ganzes Denken und Fühlen ergriffen hatte.

Am Morgen traf Zündler sie in Thränen.

Er faßte ihre Hand. „Anna, mein Kind,“ sagte er bewegt, „es geht ein tiefes Leid durch Deine Seele; warum darf es Dein Vater nicht theilen, oder — heilen.

Sie sank schluchzend an seine Brust, aber reden konnte sie nicht. In diesem Augenblick trat Altenberg ein. Er blieb betroffen stehen.

„Kommen Sie,“ sagte der Rath; „Sie kennen den Grund dieser Thränen und was sie hervorruft, theilen Sie.“

Altenberg trat bleich heran.

„Herr Rath,“ stotterte er, „es ist wahr. Grollen Sie mir nicht, daß ich Anna liebe, mehr als mein Leben.“

„Grollen?“ sagte der alte Mann und seine Stimme wankte. „Nein, mein Sohn, wenn Anna Dich liebt, so sollst Du mir ein lieber Sohn seyn.“

Da fuhr Anna herum und sah ihren Vater mit

Digitized by Google

einem Blicke an, der ihm in's Innerste der Seele drang.

„Ist es wahr, mein Vater?“ fragte sie und preßte ihre Hände vor das Herz, das zerspringen wollte.

Mit Thränen im Auge nahm Zündler ihre Rechte und legte sie in die Altenberg's.

„Ist Dir diese Antwort genug?“ fragte er. Da sanken Beide an sein Vaterherz und der Herr im Himmel sagte Amen zu einem Bunde, der ihm wohlgefiel.

So war das Schicksal zweier trefflicher Herzen auf immer verbunden und Altenberg trennte sich von Anna, wenn auch den Scheideschmerz tief fühlend, mit dem seligen Bewußtseyn, daß sie sein sey.

Noch im Herbste desselben Jahres brachte er ihr seine geliebten Eltern, und auch sie wünschten sich Glück zu der lieblichen, trefflichen Tochter.

Gustav machte seine Prüfungen und bestand sie mit einem seltenen, glänzenden Erfolge; aber er mußte eine nur gering dotirte Stelle annehmen, wie es die Einrichtung des Landes gebot. Er führte seine Anna heim, in das stille Dörfchen, was im waldigen Gebirge lag, und ihr Vater wohnte bei ihnen. Anna wurde es leicht, in der Liebe zu ihrem trefflichen Gatten die Freuden des geselligen Lebens in der Universitätsstadt aufzugeben. Sie lebte ihrem häuslichen Beruf, pflegte ihr häusliches Glück und ihr Vater starb im beglückenden Bewußtseyn, daß Anna glücklich sey, wenn auch Reichthum und Glanz ferne war von dem einfachen, bescheidenen Leben des Paares, das im Erfüllen seiner gegenseitigen Liebe sich glücklich fühlte.

Der Tod des verehrten und geliebten Greises warf einen tiefen Schatten auf ihr häusliches Glück. Es war das erste Weh, das sie traf. Es kam nicht unerwartet; es kam vom Herrn. So trugen sie es im frommen Ergeben in den heiligen Rathschluß dessen, der Alles wohl macht, aber es war, als ob mit diesem Hinübergehen eines treuen, vortrefflichen Herzens eine Reihe bitterer Erfahrungen beginnen sollte.

Der alte Zündler hatte sein Vermögen bei einem Handelshause, einer nahen, bedeutenden Handelsstadt zinstragend angelegt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Im Jahr 1831 ließ der Generalkapitän von Katalonien dreißig Kamele nach Barcelona aus Afrika bringen, um zu sehen, ob sie sich akklimatisiren würden. Allein eines nach dem andern starb, weil es ihnen an der nöthigen Pflege gebrach, und das Klima, das ihnen nicht zusagen mochte, trug auch seinen Theil dazu bei. Vor einigen Jahren erneuerte Königin Isabella den Versuch, und ließ einige zwanzig nach Aranjuez kommen, wo sie nun bestens gedeihen, so daß man für die südlicheren Provinzen des Reichs ein eben so nützliches wie billiges Hausthier erlangen wird. Schon werden sie sehr häufig gekauft und verwendet, da man den ungeheuern Vortheil, den sie vor vielen andern Thieren voraushaben, mehr und mehr erkennt, und bald dürfte die Zeit kommen, daß das Thier ebenso heimisch in Spanien sich fühlen wird, wie in Afrika. Dasselbe ist der Fall mit den Gazellen. Auch diesem Thier scheint das spanische Klima zuzusagen, denn die zwei Paare, die kürzlich nach Spanien kamen, haben sich schon auf neunzehn Köpfe vermehrt.

Neulich stand vor den richterlichen Schranken zu Bern ein altes Ehepaar, das keinen andern Scheidegrund vorzubringen wußte, als: „Mer sy enangere so verleidet, daß Keis meh d's Anger schmöcka ma. So lieb mer enangere vor füfezpysig Jahre g'ha hei, so arg basse mer jetzt enanger u wei durchaus jetzt g'schyde sy.“ Da die Richter auf einen solchen einfachen Grund nicht eingehen wollten, wurden die alten Leutchen, beide schon über sechzig Jahren alt, ab- und zur Verträglichkeit gewiesen. Nach vier Tagen fand man sie Morgens todt in ihren Betten liegen, ohne Spuren von Gewalt oder Absicht.

Räthsel.

Nun rathet, was ist das,
Ein Spiegel ohne Glas:
Habt ihr ein ehrlich Angesicht,
Schaut herzhaft d'rein, ihr seht euch nicht;
D'rin steht sich nur der Bösewicht,
Und sieht er sich, so läuft er fort,
Und sieht an einen andern Ort.
Auch schaut er nie daheim hinein,
Er muß auf einer Reise seyn.

Auflösung der Charade in No. 156:

Feindseligkeit.

Redakteur Gustav Messerli.
Druck u. Verlag der Lisette Wallandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 161 Montag, 7. Juli 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

XI.

Die Schreckensnacht.

Der feurige, nicht überlegende Muth hatte also dießmal über die besonnene, großprahlerische Feigherzigkeit den Sieg davon getragen. Der Magistrat, der Nothwendigkeit sich fügend, hatte den Beschluß gefaßt, tapfer zu seyn, und der wieder erwachte Herr Oberbürgermeister legte seine Amtstracht an, und begab sich, geschmückt mit der goldenen Kette, und gefolgt von den wohlweisen Stadträthen, zum Kommandanten von Rockow, um von diesem Waffen für die Berliner Bürger zu erbitten. Diese Bitte fand ein bereitwilliges Gehör, das Zeughaus ward geöffnet, und man sah jetzt nicht bloß Männer und Jünglinge, Knaben und Greise, sondern auch Weiber und Mädchen nach dem Zeughaus eilen, um sich zu bewaffnen zum heiligen Kampf für das Vaterland und die Freiheit. Ein erhabener Anblick war es, dieses Volk zu sehen, welches in langem feierlichem Zuge, schweigend und andächtig wie in heiliger Prozession nach dem Zeughaus wallfahrtete, diese Gesichter zu betrachten, aus denen eine edle Entschlossenheit, eine todesmuthige Freudigkeit und Ruhe leuchtete. Nicht ein einziger lauter Schrei, nicht ein rohes Wort, ein lautes Lachen erschallte aus dieser Schaar, Jeder sprach leise und ernst zu seinem Nachbar, Jeder war der tiefen und schweren Bedeutung sich wohl bewußt, und fürchtete durch ein zu laut gesprochenes Wort diesen Gottesdienst des Vaterlandes zu unterbrechen. Mit stiller Andacht wurden die Schwellen des Zeughauses überschritten, welches zu dieser Stunde in einen heiligen Tempel sich umgewandelt hatte, dessen Priester diese waffenvertheilenden Soldaten waren, aus deren Händen das gläubige Volk die heiligen Symbole, — die Waffen zur Vertheidigung des Vaterlandes, entgegen nahm.

Aber nicht alle Straßen boten einen so erhebenden, stolzen Anblick dar. Während die kampfesdurstigen Bürger, die kaum von ihren Wunden genesenen Krieger, während das Volk sich bewaffnete, um Weib und Kind und die heilige Freiheit des Vaterlandes zu vertheidigen, während all diese muthigen Schaaren nach der Dresdener- und Kottbusserstraße eilten, vor deren begränzendem Thore die Russen standen, sah man andere Schaaren die Linden und die Friedrichstraße hinunter rennen, auch den Thoren zu. Aber diese Schaaren waren unbewaffnet, wenn auch nicht unbeladen, ihre Gesichter waren blaß, ihre Augen trübe und glanzlos.

Das waren die Schaaren der Feigherzigen und Gesinnungslosen, die Schaaren der Reichen und Besitzenden, welche dieser Stadt den Rücken kehren wollten, in welcher der Kampf für die edelsten Güter der Menschheit gekämpft werden sollte, das waren die Schaaren dieser großsprecherischen, wetterwendischen Heuchler und Schmeichler, welche keiner andern Gottheit huldigen, als dem Glücke, und zu keinem andern Glauben sich bekennen, als zu dem des Besitzes und der persönlichen Sicherheit. Mochte Berlin in einen Aschenhaufen verwandelt werden, mochte ein neuer Herrscher seinen blutriefenden Thron inmitten dieser zertretenen Stadt aufrichten, was kümmerte es diese Leute, vorausgesetzt, daß sie ihr eigenes Leben, und ihr Geld in Sicherheit gebracht hatten.

Jetzt sah man sie dahin eilen, schreckensblaß, Tod und Entsetzen in den zerstörten Mienen. Frauen des höchsten Adels, deren seidenbeschuhter Fuß niemals das rauhe Steinpflaster betreten, flogen jetzt mit eiligem Schritt die Straßen hinunter, Schultern, welche noch keine Last des Lebens und der Sorge getragen, waren jetzt belastet mit Schätzen, und das Gold war für diese modernen Aeneaden der Sohn, welchen sie zu retten suchten aus den Mauern der bedrohten Stadt.

Hier gab es keinen Rang und keinen Stand, keinen Grafen und keinen Diener mehr, die Furcht hatte sie Alle verbrüdert, die Furcht war die republikanische Göttin gewesen, welche den Wahlspruch der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" zur momentanen Wahrheit gemacht hatte.

Da sah man stolze Gräfinnen ihrem Bedienten

Digitized by Google

freundlich zulächeln, um sich von ihm den Beistand seines Armes zur eiligeren Flucht zu erbitten, da sah man vornehme Herren, belastet wie die niedrigsten ihrer Diener, belastet mit Gold- und Silbergeschirr, welches sie mit hinaus nehmen wollten aus der bedrängten Stadt.

Grade diejenigen, welche durch Berlin groß und glücklich geworden, welche der großen und luxuriösen Stadt ihren Wohlstand und ihr Glück, ihre Erheiterung und ihren Lebensgenuß verdankten, grade diejenigen waren die Ersten, welche der Stadt jetzt, da sie vom Unglück bedroht war, den Rücken wenden wollten, und unter ihnen grade Solche, welchen des Königs Gunst am meisten zu Theil geworden, und die gelebt von dem Sonnenschein königlicher Gnade.

Was kümmerte es diese Leute, ob des Königs Residenz fallen und unterliegen müßte, was kümmerte es sie, ob der Thron der Hohenzollern vernichtet würde, für sie gab es nur Einen Gedanken, nur Ein Gebet: Rettung und Flucht!

So, jammernd und wehklagend, mit athemloser Brust, mit zitternden Gliedern, eilten diese Schaaren die Straßen hinunter den Thoren zu.

Jetzt war es erreicht, jetzt standen sie vor diesen Thoren, hinter denen für sie die Rettung und Sicherheit lag, aber — diese Thore waren geschlossen, und die sie bewachenden Krieger erklärten, daß Niemand mehr passiren dürfe, daß die Männer in der Stadt bleiben müßten, um sie zu vertheidigen, die Weiber, um die Verwundeten und Sterbenden zu pflegen.

Umsonst war alles Bitten, alles Flehen. Umsonst bot der Münzpächter Ephraim, der durch die Pachtung der Münze zum Millionär geworden, der Wache Tausende an, für die Oeffnung des Thores, umsonst flehten die sonst so stolzen Herren, rangen die schönen Gräfinnen ihre weißen Hände vor dem geringen Arbeiter, dem sonst verachteten Armen. Dieser Arme war in dieser Stunde reicher als der Ephraim, denn er war reich an Muth, mächtiger als die stolzeste Gräfin, denn in seiner Hand ruhten die Schlüssel einer Stadt. Und diese Stadtthore öffneten sich nicht den Schaaren der Feigherzigen. Sie waren verdammt zu bleiben, verdammt zu der Qual zitternder Angst, feigen, thatenlosen Gebetes.

Heulend und jammernd flohen sie zurück in die Stadt zu ihren Häusern, um wenigstens im Keller ihre Schätze zu vergraben, und sich bereit zu halten, dem Sieger, welcher immer es auch sey, mit der Friedenspalme und dem Hosiannah entgegen zu gehen.

Und jetzt, ein neuer, ihre Schritte beflügelnder Schrecken. Jetzt flogen die Bomben in die Stadt, jetzt sah man hier und dort glühende Feuerkugeln und Tod und Verderben verbreitende Haubitzgranaten in die Stadt fliegen, und zu dem Gebrüll der Fliehenden und Verwundeten, dem Todesröcheln der Sterbenden erschallte jetzt das ängstliche Jammern und Winseln der Sturmglocke, welche verkündete, daß zu den Schrecknissen der Belagerung sich noch die Schrecknisse der Elemente gesellten. Gleich großen Fackeln eines Leichenbegängnisses glühten die Flammen der brennenden Häuser und färbten den Himmel purpurroth, purpurroth wie das Blut der zum Tode Getroffenen.

Die Nacht brach herein, aber sie brachte keine Ruhe, keine Stärkung für den Kranken, keine Erquickung für den Ermatteten. Die Feuerkugeln und Bomben flogen immer noch in die Stadt, die Sturmglocken heulten fort und fort, die brennenden Häuser flammten zum Himmel empor, aber dennoch sank den Belagerten nicht der Muth, dennoch wankten sie nicht von den Thoren, und boten mit heldenmüthiger Tapferkeit den Angriffen der Feinde Trotz. Vergebens bestürmten die Russen die Thore, die tapfern Belagerten schlugen sie immer wieder zurück, leisteten einen immer keckern, immer trotzigeren und vernichtenderen Widerstand.

Plötzlich verstummten die Kanonen, und der Feind zog sich zurück.

Was bedeutet dieß? fragten die Kämpfer an den Thoren sich unter einander.

Das bedeutet, rief Gozkowsky, der so eben mit einer Abtheilung seiner Arbeiterschaar aus einem andern Theile der Stadt daher kam, das bedeutet, daß uns Hülfe naht. Das bedeutet, daß Gott mit uns ist, und unserer edlen und gerechten Sache Beistand verleiht. Der Prinz von Württemberg mit seinem Korps ist so eben von Pasewalk hier eingetroffen und General Hülsen naht in Sturmschritten von Koswig her.

Lautes Triumphgeschrei der Krieger unterbrach seine Worte, und die, welche noch eben so trotzigkühn und lachenden Muthes dem Tode in's Auge geschaut, sanken jetzt mit Thränen in den Augen, und heiße Gebete zu Gott empor richtend, einander in die Arme.

Wir sind gerettet! Berlin wird sich nicht ergeben, Berlin wird siegen, denn die Hülfe ist gekommen!

Mit solchem Jubelgeschrei sanken die Tapfern auf das Steinpflaster nieder, um auf hartem Lager eine Stunde auszuruhen nach heißem Kampfe.

Gozkowsky ruhte nicht. Für ihn gab es keine Ruhe und keinen Schlaf, aber auch keine Gefahr und keine Furcht. Sorglos wie er sein Haus, seine Tochter und seine Reichthümer unbewacht verlassen, eben so sorglos war er beim Kugelregen und dem Gepraffel der platzenden Bomben geblieben. Er dachte nicht an den Tod, nicht an die Gefahr, er dachte nur an das Vaterland, und nur die Eine große, erhabene Idee, die Idee der Freiheit, brannte in seinem Herzen, belebte sein ganzes Seyn.

Digitized by Google

Der Magistrat, den Einfluß Gotzkowsky's auf die Bürger kennend, hatte daher, sobald der Prinz von Würtemberg mit seinen Regimentern in Berlin angelangt, Gotzkowsky zuerst dieß freudige Ereigniß mitgetheilt, und ihn beauftragt, es den Kämpfenden mitzutheilen.

Mit strahlendem Blick und hellem Angesicht hatte er diese vielverheißende Kunde den tapfern Kriegern mitgetheilt, und ihr Muth hatte sich dadurch neu belebt, ihre Kraft hatte sich verdoppelt, während sie den Feind von den Thoren zurückgetrieben, und seine Kanonen zum Schweigen gebracht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Vetter im Konsistorium.

(Fortsetzung.)

Urplötzlich traf Altenberg die Kunde, daß dieß Haus ruinirt sey; daß ein treuloser Bankerott ausgebrochen und der Handelsmann entflohen sey. Er eilte in die Handelsstadt; aber er kam zurück mit der trostlosen Gewißheit, daß auch nicht ein Pfennig zu retten sey.

Anna war gebeugt, denn sie trug ein Pfand der Liebe unter ihrem Herzen.

„Nicht meinetwegen trauere ich," sagte sie mit Thränen im Auge zu dem geliebten Gatten, „sondern — wegen der Zukunft dessen, was uns die Liebe Gottes schenken wird."

„Du hast recht gesagt, theures Weib," erwiderte Altenberg. „Die Liebe Gottes wird uns ein Wesen schenken, in dem unsere Liebe sich, wie in einem Mittelpunkte, vereinigen wird; aber nicht wahr, meine Anna, die Liebe Gottes, die es uns schenken wird, wird auch über ihm und uns walten? Laß den Verlust uns verschmerzen. Es ist eine Prüfung, die unser Vertrauen bewähren wird. Geld macht nicht das wahre Glück des Lebens aus."

Solche Tröstungen gaben Anna ihre Ruhe, ihre volle Sammlung wieder. Sie sank an die treue Brust des Mannes, von dem sie lernte, das Unvermeidliche im Glauben zu tragen und zu dulden.

Und der Herr segnete sie mit einem wohlgebildeten Knaben, der nun ihr Glück vollendete. Auch Altenberg's Eltern hatten die Schuld der Menschennatur bezahlt. Das Erbe, was sie ihm ließen, war ungemein klein, aber es half doch Sorgen abwenden, denn die Pfarrstelle versorgte sie kaum mit dem Nöthigen. So flossen Jahre hin. Altenberg hatte sich um bessere Stellen gemeldet, daer Andere erhielten sie und er darbte. Lange blieb es ihm ein Geheimniß, worin die Ursache lag — bis er erfuhr, daß Laubing Präsident des Konsistoriums geworden sey. Nun wußte er, wie es um ihn stand. Nun kannte er die Quelle seines Zurücksetzens. Laubing trug einen unversöhnlichen Haß in seinem Herzen, dessen Früchte jetzt Altenberg zu ernten begann. Seiner Anna verschwieg er, was ihn drückte, um sie nicht noch tiefer zu beugen; aber er war Mann genug, mit der Waffe der Wahrheit und mit der Freimüthigkeit des guten Gewissens auf die Quelle seiner ungerechten Zurücksetzung hinzuweisen.

Laubing las mit Ergrimmen diese Eingabe, die zuerst in seine Hand kommen mußte. Er unterdrückte sie; aber sie blieb nicht unbeantwortet. Eine heftige Zurechtweisung voll Kränkungen, scheinbar aus dem Schooße des Konsistoriums ausgegangen, traf Altenberg niederschlagend; aber er ermannte sich und forderte Thatsachen und Recht. Auch mit dieser Eingabe ging es, wie mit der ersten. Er wurde mit harten Worten zur Ruhe verwiesen und eine leise Drohung wies auf Entlassung, Entsetzung hin.

Jetzt sah Altenberg, daß, wenn er nicht Alles auf's Spiel setzen wolle, er schweigen und dulden müsse. Innerlich knickte das den sonst so thatkräftigen Mann; allein Anna ahnte es nicht. Ihr zeigte er nur ein heiteres Angesicht.

Um seinen Verhältnissen aufzuhelfen, und zugleich die Bildung seines Sohnes desto erfolgreicher bezwecken zu können, entschloß sich Altenberg, fremde Kinder in Erziehung und Unterricht zu nehmen. Anna nahm gerne die größere Last des Hauswesens auf ihre Schultern, da der geliebte Gatte eine so viel schwerere, verantwortungsvollere übernahm und ihres kleinen Gustav's Bestes dabei leitend war.

Ein erfreulicher Erfolg krönte diese Bestrebungen, allein eine große Verbesserung der äußeren Lage wurde und konnte um so weniger erzielt werden, als die Kosten des Hauswesens in fast gleichem Maße wuchsen und die enge Pfarrwohnung nur eine kleine Zahl von Zöglingen aufzunehmen gestattete.

Was aber das Schlimmste war, das blieb Anna's liebenden Auge nicht verborgen: ihres Gatten Gesundheit schwankte bedenklich. Sieben Stunden Unterricht täglich waren eine Bürde, die er auf die Dauer zu tragen außer Stande war.

Als Gustav, ihr Sohn, in's fünfzehnte Jahr trat, war die Stunde gekommen, welche das Aufhören des kleinen Institutes energisch gebot. Der befreundete Arzt forderte es gebieterisch, wenn nicht die Tage Altenberg's sollten verkürzt werden.

So fielen denn die kleinen Hülfsquellen weg und an eine Versetzung auf eine bessere Stelle war nicht zu denken, da Laubing es nicht unterließ, Altenberg als einen unfriedlichen Mann mißliebig zu

Digitized by Google

machen. Das nagte an dem Herzen des schuldlos leidenden Mannes und untergrub vollends seine wankende Gesundheit. Man konnte es sehen, daß er nicht mehr weit zum Grabe hatte.

Als endlich Gustav nahe der Universität war, reich an Kenntnissen und Gaben Gottes, erkrankte der Vater, der seine besten Kräfte aufgezehrt hatte; hoffnungslos lag er ein Jahr darnieder, und als der Nordwind kälter über die Stoppelfelder strich, als die Bäume ihre gelben und rothen Blätter auf die Erde streuten und der Wind sie in den Lüften trillte, als die Wandervögel einer wärmeren Heimath zuzogen, da ging auch sein Geist hinüber in die stille Heimath eines Friedens, der nicht mehr gestört wird.

Den Schmerz Anna's und Gustav's können Worte nicht schildern.

Nach einem Vierteljahre mußten sie den Ort verlassen, wo das theure Grab war. Sie zogen in das Städtchen, wo wir sie in der Gärtnerwohnung fanden. Die Wittwe war Anna, und Gustav, der Kandidat, ihr Sohn; und das war die alte Geschichte, von der die Wittwe so ungerne sprach.

Schrecklich und tief empörend war es, daß der unedle Laubing auch da seinen Haß nicht enden ließ, als Altenberg's Herz gebrochen und seine Rache an ihm befriedigt war; daß er ihn fort im Herzen nährte und die arme Anna, die verlassene Wittwe, tief empfinden ließ, und jetzt ihren trefflichen Sohn, der mit großer Anstrengung die geliebte Mutter und sich ernährte, da Altenberg's Krankheit auch die letzten Sparpfennige aufgezehrt hatte.

Da im kleinen Lande manche nützliche Einrichtung fehlte, so hatten auch die Pfarrwittwen keine Anstalt, die ihre Sorgen milderte. Anna hatte auf den Rath der Freunde ihres seligen Gatten zweimal sich an den Landesherrn gewendet, um eine Unterstützung zu erhalten; allein Laubing's Arme reichten so weit, daß er auch hier die Hoffnungen vernichten konnte. Alle Bewerbungen Gustav's um erledigte Stellen suchte er zu entkräften, indem er darauf hinwies, daß er durch Errichtung einer Privatschule sein reichliches Auskommen habe und Andere es darum eher verdienten, untergebracht zu werden, als er.

So wirkte die alte, traurige Geschichte fort und fort heillos für Mutter und Sohn, und die Tage der Prüfung schienen für die Dulderin dießseits des Grabes nicht enden zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Der Werth des Menschlebens in Amerika.] Ein Reisender, Oliphant, welcher ein Buch über „Minesota und den fernen Westen“ herausgegeben hat, erzählt darin eine Anekdote, die zwar sehr bekannt klingt, in dieser neuen Fassung aber immer wieder gern gehört werden wird. Die Scene liegt an den Wasserfällen von Sault St. Marie. Zwei tollköpfige Amerikaner sind in das wilde Elemene gerathen und kämpfen um ihr Leben. Am Strande sammeln sich Menschen, um den Ausgang zu erwarten. Da tritt plötzlich in höchster Aufregung ein Mann in die Gruppe und ruft: „Rettet mir den Mann mit den rothen Haaren.“ Sogleich trifft man Anstalten; die „rothen Haare“ werden gerettet, der andere Waghals aber, um den sich Niemand bekümmert, findet sein Grab in den Fluthen. Von einer Wiedersehensscene, als die rothen Haare gelandet waren, wird nichts erzählt, wohl aber zeigt der Retter den Umstehenden ein freundliches Gesicht und erklärte ihnen, er habe sich für den Rothhaarigen interessirt, weil er ihm 18 Dollars schuldig sey, während der andere, welcher keinen Gläubiger in der Nähe hatte, elend umkam. Die Moral von dieser Geschichte ist, daß man in Amerika der Gesellschaft nur unentbehrlich ist, wenn man seinen Bekannten sich werthvoll zu machen versteht.

Nordamerikanische Blätter kündigten vor Kurzem an, daß ein Journalist in Bayon-Sarah durch einen Kollegen im Duell getödtet worden sey. Nachstehender ausführlicher Bericht mag lehren, was man in jenen gesegneten Gegenden unter Duell versteht: „Am Sonntag begab sich Robertson (Knownothing) auf die Post. Marks (Demokrat) klopfte ihm dort auf die Schulter und erklärte ihm, daß er bereit sey. Ich auch! erwiderte Jener; allsogleich begannen sie auf einander aus Revolvern zu feuern. Bald darauf betheiligte sich ein Bruder des Marks am Kampf, und das Duell wurde nunmehr dreieckig, da beide Brüder von verschiedenen Standpunkten auf Robertson feuerten, und dieser Schuß um Schuß beantwortete, bis er in den Kopf geschossen wurde.“ Es scheint übrigens, daß derartige, mehreckige Duelle zu den Ortsgebräuchen gehören. Wenigstens fand beinahe gleichzeitig alldort ein Duell zwischen sechs Personen statt. Dieses war nun offenbar ein sechseckiges; auch blieben zwei Opfer auf dem Platze.

Palindrom.

Vorwärts — wirst du liegen,
Rückwärts — wirst du lügen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 162 Dienstag, 8. Juli 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Aber Gozkowsky's Seele war dennoch sorgenvoll und traurig. Er hatte die einziehenden Regimenter des Prinzen von Württemberg gesehen, er hatte auf den ermattenden, schlaffen und übermüdeten Gesichtern dieser schwankenden, und vor Ermattung taumelnden und zusammen sinkenden Soldaten gelesen, daß sie des Kampfes unfähig, daß sie nicht im Stande, das Schwert zu halten.

Indeß sein Herz verzagte dennoch nicht, die Freudigkeit seines Muthes schien nur noch zu wachsen mit der Gefahr. — Vielleicht konnte eine kurze Rast, vielleicht konnten stärkende Nahrungsmittel, konnte glühender Wein diesen Leuten die verlornen Kräfte wieder geben.

Jetzt, zum Erstenmal seit dem Angriff des Feindes, eilte Gozkowsky seiner Wohnung zu, aber nicht um seine Tochter zu sehen, nicht um nach seinem Eigenthum zu fragen, sondern nur, um seinen Keller zu öffnen, und ganze Körbe voll Flaschen des edelsten Weines von seinen Arbeitern emportragen zu lassen, nur um von seinem Kassirer sich seine Taschen mit Gold füllen zu lassen.

Nun flog er wieder die Straße hinauf, grade nach dem Rathhaus hin, wo der Magistrat versammelt war, und eben die Aeltesten der Stadt zu einer Berathung zu sich gerufen hatte.

Mit glühender Beredtsamkeit, mit flammendem Muth schilderte Gozkowsky jetzt den trostlosen Zustand der eingezogenen Regimenter, forderte er auf zu ihrer Stärkung und Unterstützung, beschwor er den Magistrat, diesen ermüdeten Mannschaften vor allen Dingen Obdach und Lagerstätte zu geben.

Erst laßt sie schlafen und essen, dann werden sie mit uns kämpfen und siegen, sagte Gozkowsky. Dem Hungrigen und Ermüdeten schläft auch der Muth in der Brust.

Und vom Rathhaus eilte er weiter, hin zu den reichen Kaufleuten und Fabrikherrn. Der reiche Mann ging betteln für die hungrigen Brüder, und sein Stolz fühlte sich nicht erniedrigt von der flehenden Bitte.

Seinem freudigen Eifer, seiner edlen Beredtsamkeit widerstand Niemand, von seiner uneigennützigen und hilfreichen Großmuth fühlte sich Jeder hingerissen. Für den Augenblick hatte selbst das irdische Eigenthum seinen Werth verloren, denn es galt die Erhaltung eines höhern Gutes: der Freiheit und der Ehre!

Jeder gab mit vollen Händen und gab freudig.

In wenigen Stunden hatte die Stadt ein ganz verändertes Aussehen angenommen, und wenn diese Nacht nur Schrecken und Graus gesehen hatte, so schien der darauf folgende Morgen und Tag nur ein Festtag, die Vorbereitung zu einem großen, feierlichen Gastmahl seyn zu sollen. Wieder wie in der Nacht hörte man Geschrei und Brüllen, aber statt der Kanonen waren es jetzt nur Ochsen, welche brüllten, und wenn in dieser Nacht nur zwanzig der Belagerer getödtet worden, so schlachtete man an dem darauf folgenden Morgen vierzig der herrlichsten und fettesten Ochsen, — Gleich wie die römischen Priester dem Gott des Krieges das Brandopfer der geschlachteten Ochsen darbrachten, und aus den zuckenden Eingeweiden und dem rauchenden Blut das Schicksal des Krieges lesen wollten, so wollte man jetzt in Berlin diese vierzig Ochsen den Göttern des Krieges darbringen, nur daß diese Götter Fleisch und Blut hatten und ermattete, hungernde Soldaten waren, und daß die Entscheidung des Krieges nicht von dem Zucken der Eingeweide, sondern von dem Gegessenwerden derselben abhing.

Um Mittag bewegte sich ein seltsamer Zug die Königsstraße hinauf und über den Schloßplatz hin. Was bedeutete dieser Zug? Es war kein Leichenzug, denn man sah keine Trauerflore und keinen Sarg, es war kein Hochzeitzug, denn es fehlte die geputzte Braut und die fröhliche Musik. Auch ging der Zug weder zum Kirchhof, noch in die Kirche, sondern in das neue, schöne Opernhaus, welches der König erst vor kurzer Zeit hatte bauen lassen, und dessen Pforten sich alle weit geöffnet hatten, zum Empfang des Zuges. Es schien ein Bachusfest zu seyn, denn da sah man ungeheure Tonnen heranfahren, oder

Digitized by Google

vielleicht ein Fest der Ceres, denn dort kamen in feierlicher Prozession die Bäcker, auf großen Wagen mehrere Tausend Brode herbeifahrend, ihnen folgten die weißbemützten Köche in großen Kesseln das dampfende Fleisch der Ochsen heranschleppend. Zuletzt noch kamen die Küfer mit großen Körben voll Wein.

Und all diesen höchst irdischen, höchst materiellen Dingen öffnete sich der erhabene und glänzende Tempel der Kunst, und in dem prachtvollen Saal, in welchem sonst Friedrich der Große, umgeben von seinen Generalen, und seinen bewährten Freunden, den Wunderklängen Gluck'scher Opern zuhörte, erschallte jetzt wüstes Geschrei, standen die Küfer neben den herbeigerollten Tonnen, und schenkten Branntwein in die Flaschen, welche von behenden und flinken Marketenderinnen hinaus getragen wurden. Auf derselben Bühne, auf welcher sonst die Galiari und Barbarini, Ostroa und Salimbeni durch ihren bewunderungswürdigen Gesang das Publikum entzückten, auf derselben Bühne sah man jetzt große Kessel mit Ochsenfleisch, und statt der Sänger fungirten die Köche, welche das Fleisch aus den Kesseln zogen, um es auf ungeheueren Schüsseln zierlich zu ordnen.

Und diejenigen, welche jetzt von der andern Seite des Hauses in langen Zügen hereinströmten, waren es die Zuschauer dieser seltsamen Opernhaus-Vorstellung?

Nicht die Zuschauer, aber die handelnden Personen der Festvorstellung.

Gotzkowsky hatte seinen Zweck erreicht, und Berlin speiste heute im Opernhause die ermatteten und hungernden Schaaren des Prinzen von Württemberg. Gotzkowsky hatte seine edelsten und besten Weine zu diesem Gastmahl des Patriotismus hergegeben.

XIII.

Wer ist der schlimmste Feind?

Nach so vielen Schrecknissen und so viel Stunden der Angst, war endlich am Abend des zweiten Tages der Belagerung ein momentaner Friede eingetreten. Berlin ruhte aus von der Aufregung und Qual, und auch die Belagerer schienen zu ruhen. Es flogen keine Bomben und Feuerkugeln mehr, und auch der Donner der Kanonen war verhallt. Es war Friede, das heißt, man war hier und dort zu erschöpft zum Kampf, und wollte sich durch einige Stunden der Erholung und des Schlafes zu neuem Kampfe stärken.

Berlin schlummerte also. Die von mattem Lampenlicht erhellten Straßen waren öde und leer, nur aus den dunklen Häusern vernahm man hier und dort lautes Klagen und Jammern; das war entweder der Todeskampf eines Verwundeten, oder das Klagegeschrei seiner um ihn trauernden Angehörigen. — Sonst war Alles still. Die Berliner waren »eingeschlafen vor Traurigkeit.«

Diese todesähnliche Stille der Straßen hatte schon mehrere Stunden gedauert, als sie plötzlich durch ein eigenthümliches Geräusch unterbrochen ward. Es klang wie dumpfes, unterdrücktes Trommelwirbeln, dann vernahm man den regelmäßigen Schritt von marschirenden Truppen. — Dieses Geräusch kam näher und näher, und beim schwachen Licht der Straßenlaternen konnte man jetzt ganz deutlich eine Truppenkolonne erkennen, welche vom Opernhause her die Linden hinunter marschirte. Es war eine Kolonne von mehr denn sechstausend Mann, welche jetzt in geschlossenen Gliedern, in tiefem, selbst von keinem Kommandowort unterbrochenen, Schweigen die Linden hinunter marschirte. Einen schauerlichen Eindruck machte es, diese dunkle, schweigende Kolonne zu sehen, welche sich so geheimnißvoll durch die dunkle, schweigende Straße bewegte, und wer abergläubig war, hätte vermeinen mögen, diese dunkelen, todesstillen Kriegergestalten, welche um diese Mitternachtsstunde durch die Straßen marschirten, seyen keine lebende Soldaten, sondern das große und jeden Tag sich mehrende Geisterheer der Gefallenen, und es halte jetzt seinen Leichenzug durch die sterbende Stadt, wie die Raubvögel die Stätte des Todes mit vorahnendem Fittig umkreisen.

Indeß hatte die Spitze der Kolonne das Brandenburger Thor erreicht. Die Wache stand hier unterm Gewehr und salutirte. Der dem Zuge voranschreitende Führer trat zu dem Offizier der Wachtmannschaft heran, und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr. Der Offizier verneigte sich tief und ehrfurchtsvoll, und gab seinen Soldaten halblaut einen kurzen Befehl. Dann trat er zurück und präsentirte. — Jetzt drehten sich knarrend die Thorflügel, und in feierlichem Schweigen marschirte die Kolonne hinaus. Eine Stunde fast dauerte dieser lange dunkle Zug der ausmarschirenden Truppen, dann schlossen sich die Thore wieder, und dieselbe Stille, wie zuvor, herrschte wieder auf den Straßen.

Berlin träumte oder schlief, betete oder weinte, aber es wußte nicht, daß zu dieser Stunde neues Unglück hereingebrochen war, es wußte nicht, daß der Prinz von Württemberg so eben mit seinen Regimentern Berlin wieder verlassen, und sich nach Spandau zurückgezogen hatte, weil er sich zu schwach fühlte, dem dreifach überlegenen Feinde zu widerstehen. Es wußte ferner nicht, daß der österreichische Graf Lacy bereits Potsdam und Charlottenburg mit seinem zehntausend Mann starken Korps besetzt hatte, und in wenig Stunden vor Berlin stehen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Vetter im Konsistorium.

(Fortsetzung.)

3.

Die Nachrichten, die Gustav mitbrachte.

Aus seinem Stübchen trat Gustav im gemächlichen alten Hausrocke und setzte sich neben die Mutter, die mit bangem Herzklopfen seiner Mittheilungen harrte. Sie goß ihm eine Tasse Thee ein, um die er gebeten hatte, und sagte dann, ihn wehmüthig anblickend: „Wieder ein Mal umsonst? Nicht wahr, mein guter Gustav? Verschweige mir's nicht, ich bin darauf gefaßt!“

„Ich weiß es nicht, liebste Mutter, ob ich das, was Sie vermuthen, so gerade bestätigen kann. Es ist eine ganz eigene Geschichte, die ich Ihnen wohl ausführlich erzählen muß.

Sie wissen, daß ich erst am zweiten Tage in die Hauptstadt kommen konnte, wie wacker ich auch wandern kann. So war es denn Samstag Abends, als ich in einem kleinen Gasthofe meine Wohnung nahm. Sonntag ist's so eigentlich nichts mit Besuchen, und da die Sitzung, welche über die Pfarrstelle zu Leindorf entscheidet, erst am Freitag gehalten wird, so brauchte ich auch grade nicht zu eilen, zumal ich meine Meldung nebst meinen Zeugnissen auf dem Sekretariate bereits abgegeben hatte.

Ich ging am Sonntag in den Frühgottesdienst und dachte den Nachmittag die herrliche Anlage zu besehen, welche etwa drei Viertelstunde von den Thoren der Stadt entfernt ist. Ich war nie dort gewesen und man hatte mir sie so reizend geschildert, daß ich ein großes Verlangen empfand, mich in ihren Laubgängen zu ergehen, an der riesigen Fontaine mich zu erlaben und im Waldesgrün einmal wieder zu athmen, was man hier in der flachen Gegend ganz entbehrt. Im Schatten einer prächtigen Allee kam ich hin.

Es war gegen Mittag, als ich ein einsames Plätzchen suchte, um mein bescheidenes Mahl, das ich in meiner Tasche trug, zu halten. An einem tiefen, schönen Teiche, um den mächtige Trauerweiden ihre dünnen Aeste und Zweige im Winde bewegen und mit den Spitzen im klaren Wasser gaukeln, fand ich das gesuchte Plätzchen und dort streckte ich die müden Glieder in's Gras.

Es war so stille in diesem Theile der Anlage, der eine blumenreiche Wiese bildete. Der Wind rauschte so wundersam in den Zweigen der alten Trauerweiden, daß ich endlich einschlief. Wie lange ich so geschlafen, weiß ich nicht, aber ein seltsam Traumgebild umfing mich, als jener Zustand eintrat, wo das Erwachen nahe, und doch alle Leibes- und Seelenkräfte noch gebalten sind. Es war mir nämlich, als nahte sich Jemand leise. Ich rang, wach zu werden; aber die Ermüdung von der Wanderung der beiden vorigen Tage war zu groß. Immer näher trat die Gestalt und endlich beugte sie sich über mich und eine Blume fiel aus einem Strauße, den sie in der Hand hielt, gerade auf meine Augen.

Ich erwachte und blickte in ein unbeschreiblich schönes Mädchengesicht, das sich eben niederbeugen wollte, die Blume vom Gesichte des Schläfers wegzunehmen, so leise als möglich.

Sie fuhr in einer großen Verwirrung mit tiefem Erröthen zurück und war verschwunden hinter dem Gebüsche, das an dieser Stelle sehr dicht war.

Gustav erzählte seiner Mutter weiter: Offenbar war es der Jungfrau Zweck, leise einen Büschel Vergißmeinnicht zu pflücken, die gerade neben meinem Kopfe herrlich und üppig blühten.

Die Blume habe ich behalten, liebste Mutter, denn sie ist mir ein theures Andenken geworden. Es war ein Mädchen von vielleicht sechzehn Jahren, unbeschreiblich schön und in ihrem blauen Auge spiegelte sich eine gewiß reine, gute Seele! —

Ich stand rasch auf, um — sie noch einmal zu sehen: allein mein Suchen war umsonst. Es waren der Fremden so viele in der Anlage, daß es mir zuletzt als eine rechte Thorheit vorkam, dem Gedanken Raum zu geben, sie noch ein Mal zu sehen.

Und dennoch geschah es.

Als ich mich noch ein Mal der schönen Fontaine nahte, sah ich sie auf dem Rande des Bassin's sitzen und einen Kranz winden. Jetzt erst bemerkte ich, daß sie in Trauer gekleidet war. Vielleicht ist der Kranz für das Grab einer geliebten Mutter, dachte ich und die Sehnsucht, die Vergißmeinnicht zu besitzen, fand darin ihre Erklärung.

Nicht weit von ihr stand ein ebenfalls trauernder Herr, der schon alt zu seyn schien. Er sprach mit einem Andern und wandte ihr und mir den Rücken zu.

Ich weiß heute noch nicht, wo ich den Muth hernahm, aber ich nahte mich der Stelle, wo sie saß und an dem Kranze flocht, legte leise meinen Strauß Vergißmeinnicht auf den Rand des Bassin's neben sie hin, und wollte, wie ich hoffte, mich unbemerkt entfernen; aber der Schatten machte sie aufmerksam. Sie blickte auf, sah die Vergißmeinnicht, erröthete tief, aber sah mich mit einem Gesichtchen an, das ich nie vergessen werde, so milde, so engelsmilde lächelnd, als wollte sie sagen: Du hast meine Gedanken errathen. Ich danke Dir.

Ich ging schnell weg, aber als ich noch einmal

Digitized by Google

umsah, nahm sie die Vergißmeinnicht und blickte noch einmal mir nach.

„Von da an sah ich sie nicht mehr — bis —“

„Nun, wie hat sich die Begebenheit weiter abgesponnen?“ fragte die Mutter.

„Leugnen will ich es nicht,“ fuhr Gustav mit kindlicher Offenheit fort, „daß es mich nach der Stelle hinzog, wo sie gesessen hatte. Sie war längst weg, als ich dahin zurückkam. Es lagen Blumen zerstreut, die sie zu ihrem Kranze nicht verwenden konnte.

Ich bückte mich, sie aufzunehmen — da glänzte mir etwas in's Auge. Ich bückte mich tiefer und — es war ein Ring, ein einfacher Goldreif, mit dunkeln Haaren darein geflochten. Auf dem feinen Schilde standen die Buchstaben L. L. verschlungen.

Ich hob ihn auf.

Vielleicht, dachte ich, ein theures Kleinod! Vielleicht die Haare der theuern Mutter, für deren Grab sie den Kranz gewunden. O, daß ich sie wiederfinden könnte, denn der Ring war sicher ihr! Er war so enge, daß er nur für den niedlichen Finger eines so jungen Mädchen passen konnte.

Ich lief durch alle Gänge des Gartens. Ich fragte die Gärtner, ob sie nicht ein Mädchen gesehen, dessen Gesicht und Kleidung ich genau beschrieb. Sie lachten, aber sie konnten mir nichts sagen.

Am andern Morgen nahm ich meinen Ring in die Tasche und ging vorerst meine Meldungsbesuche zu machen.

Ich fand eine kühle Aufnahme bei den Herren Räthen; der Eine meinte, es wären viele Bewerber da und ältere, als ich; der Andere verwunderte sich, daß ich unter den Bewerbern erscheine, da ich mir hier durch die Schule einen Wirkungskreis und ein nährendes Auskommen gegründet habe; der Dritte war am ehrlichsten. Ich traf ihn in seiner Amtsstube im Regierungsgebäude. Er hörte die Schilderung meiner Lage mit Theilnahme an.

Junger Mann, sagte er, ich glaube, Ihrem würdigen Vater ist ein schweres Unrecht geschehen; aber die Hand, die ihn gedrückt, ruht auch auf Ihnen, wenn auch gewiß so unverdient, als auf Ihrem würdigen Vater. Ich zweifle, ob es Ihnen gelingen wird, die treffliche Stelle in Leindorf zu erhalten. Sie ist zudem eine Patronatsstelle Sr. Exzellenz des Herrn Ministers, der erst in diesen Tagen aus dem Bade von Töplitz zurückkehren wird. Aber wissen Sie was, melden sie sich schriftlich bei Sr. Exzellenz und beziehen Sie sich auf mich. Sie dürfen auf mich rechnen.

In diesem Augenblick ging die Thüre auf und es trat, einige Aktenstücke in der Hand, ein hoher Mann herein, dessen Aeußeres finster war und unangenehm berührte; denn trotz dem Alter, das die Haare schon gebleicht, lag etwas Stutzerhaftes in dem Manne, etwas Abstoßend-Hochmüthiges. Ich weiß nicht, daß mich je ein Mensch so tief angewidert hätte.

Der alte, biedere Rath verbeugte sich tief. Kurz und diplomatisch-einsilbig reichte er dem Rathe die Akten. Mich sah er nur flüchtig, aber mit einem stechenden Blick an, dann beachtete er mich nicht mehr.

Als er sich entfernen wollte, nahm der Rath das Wort.

Herr Präsident, sagte er, erlauben Sie mir, Ihnen hier einen Bewerber um Leindorf vorzustellen, der sich eben die Ehre geben wollte, Ihnen aufzuwarten, jetzt aber, da Sie nach der Sommerresidenz Sr. Durchlaucht sich zu begeben gedenken, dieses Glückes nicht theilhaftig werden kann.

So? sagte er eisig kalt und blickte mich wieder mit dem stechenden, niederschmetternden Blicke an. Wie heißt der Herr?

Ich verbeugte mich tief und sagte fest ihn ansehend: Gustav Altenberg.

Es war, als ob ihn ein giftig Gewürm in diesem Augenblick gestochen hätte. Es zuckte etwas über sein Gesicht, das Haß, Grimm und Verachtung einte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein merkwürdiges Reiterkunststück wurde neulich auf den elyseischen Feldern in Paris vor einer zahlreichen Menge von Zuschauern ausgeführt. Der Graf von Lancosme-Brèves hatte angezeigt, daß er auf seinem englischen Jagdpferde Joyn Bull einen Raum von ungefähr einem Kilometer (über 3000 Fuß) und zwar so, daß das Pferd im Trab und rückwärts gehe, zurücklegen würde. — Der Graf von Lancosme-Brèves ist in der That von dem runden Platze in der Mitte der elisäischen Felder abgeritten. Er ritt zuerst im Schritt mit rückwärts gehendem Pferde bis an dem Eingange des Industrie-Palastes, von da trabte das Pferd in derselben Stellung mit zunehmender Schnelligkeit bis zum Obelisken, welcher das Ziel des Laufes war und wo es in fünf Minuten und 37 Sekunden anlangte. Es ging so schnell, daß die zuschauenden Reiter ihre Pferde in Trab lassen mußten, um folgen zu können.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Lisette Wolland in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 163 Mittwoch, 9. Juli 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Indessen, — die Berliner konnten ruhig schlafen, denn — die Väter der Stadt wachten für sie! Sie waren in ernster Berathung im Saale des Rathhauses versammelt, welches sie seit zwei Tagen nicht verlassen hatten. — Aber so eben schien eine Pause in ihrer Berathung eingetreten zu seyn, denn sowohl der Herr Oberbürgermeister von Kircheisen, als auch die Stadträthe lehnten schweigend in ihren hohen, geschnitzten Sesseln, und betrachteten mit schläfriger Ruhe die Wachskerzen auf den silbernen Armleuchtern, deren mattes und trübes Licht den weiten Saal in seinen entfernteren Theilen nur mit spärlichem Dämmerlicht erhellte. Zuweilen warf auch Einer oder der Andere einen fragenden, aufhorchenden Blick nach der Thüre, und neigte sich vorwärts, um zu lauschen.

Nach einiger Zeit vernahm man wirklich Schritte im Vorzimmer, und die Gesichter der hochweisen Magistrats-Mitglieder erhellten sich.

Endlich kommt er, sagte der Herr Oberbürgermeister, indem er sich mühsam in seinem Sessel emporhob, und die Kette auf seiner Brust, welche sich ein wenig verschoben hatte, wieder in Ordnung brachte.

Die Thüre öffnete sich jetzt, und der Kaufmann Gozkowsky trat herein und näherte sich der Versammlung mit festem, eiligem Schritt.

Das Licht der Kerzen beleuchtete sein Antlitz, in dessen ermatteten, bleichen Zügen man all die Mühseligkeiten, Anstrengungen und Gefahren lesen mochte, welchen er sich in diesen zwei Tagen des Unglücks unterzogen hatte. Nur sein Auge leuchtete noch in seinem milden, und zugleich feurigen Glanze, und in seiner Brust schlug noch immer ein freudiges, muthvolles Herz.

Ihr habt mich rufen lassen, hochedle Herren, sagte er, und wie Ihr seht, bin ich sofort auf Euren Ruf herbei geeilt.

Ja, wir haben Euch rufen lassen, sagte der Oberbürgermeister feierlich. Der Magistrat verlangt Euren Rath.

Um Gozkowsky's Lippen spielte ein leises, spöttisches Lächeln. Es ist nicht das erste Mal, sagte er, daß mich der Magistrat dieser Ehre würdigt.

Herr von Kircheisen rückte an seiner goldenen Kette, und seine Stirn umwölkte sich. Die Antwort Gozkowsky's hatte seinen Stolz verletzt.

Ihr habt uns gestern auch Euren Rath ertheilt, sagte er, und es geschah auf Euer lebhaftes Andringen, daß wir die Truppen des Prinzen von Württemberg gespeist und gebettet haben. Und nun hätten wir uns diese Mühe sparen können, und unsere vierzig Ochsen sind umsonst geschlachtet.

Der Prinz von Württemberg hat uns verlassen, ich weiß es, rief Gozkowsky schwerlich, und wir sind wieder auf uns selbst beschränkt. O, es ist zum Weinen, zwei Tage und zwei Nächte haben die Bürger Berlin's gekämpft, wie eine Löwin, die ihr Junges vertheidigt, und doch umsonst! So viel edles Menschenblut ist vergossen worden, und doch umsonst!

So müssen wir also unterliegen? fragte Herr von Kircheisen erblassend.

Wenn der hochweise Magistrat nicht Drachenzähne säen, und eine Armee aus der Erde stampfen kann, wenn er uns nicht Kanonen gießen und Männer schaffen kann, welche sie bedienen, dann müssen wir unterliegen, sagte Gozkowsky traurig. Ja, hätten wir ein Dutzend Kanonen, wie unsere zwei, die wir am Kottbusser Thor aufgestellt haben, und welche der tapfere Bombardier Fritze versorgte, dann wäre uns geholfen. Das waren Schüsse! Wie eine Todessichel mäheten sie im Heer der Feinde, und ganze Reihen stürzten nieder. Dieser Fritze ist ein Held, der sich mit diesen Russenlecken ein Denkmal gesetzt hat. Und alles dieß umsonst!

Umsonst sagt Ihr, seufzte der Oberbürgermeister, ich fürchte leider, es wird uns sehr viel Geld kosten! Die Oesterreicher haben den Fürsten von Löwenstein als Parlamentair in die Stadt gesandt, mit der Aufforderung, sich ihnen zu ergeben. Aber auch die Russen haben einen Parlamentair zu gleichem Zweck gesandt. Nun ist die bedeutungsreiche

Digitized by Google

Frage, wem von den beiden Gewalten sollen wir uns ergeben? Wer von Beiden wird am wohlfeilsten seyn?

Und indem der Bürgermeister diese Frage mühsam hervorstieß, griff er nach dem großen Pokale, welcher vor ihm stand, und leerte ihn auf einen Zug. Dann befahl er dem an der Thüre stehenden Rathsdiener, ihn wieder mit Johannisberger zu füllen.

Die Stadträthe und Senatoren warfen einander bedenkliche Blicke zu, und der zweite Bürgermeister warf die schüchterne Bemerkung hin, ob der schwere Wein der kostbaren Gesundheit des Herrn Oberbürgermeisters nicht schädlich seyn möchte.

Im Wein steckt Muth, sagte Herr von Kircheisen mühsam, so lange der Magistrat von Berlin guten Wein im Rathskeller hat, können die Bürger Berlins ruhig schlafen, denn so lange wird der Magistrat den Muth haben, dem Feinde zu trotzen. Gebt mir also Wein her, damit ich mir Muth trinke.

Und wieder leerte der Herr Oberbürgermeister den neugefüllten Pokal. Dann starrte er gedankenvoll zur Decke empor, und schien sich ganz zu versenken in die tiefsinnige Betrachtung dieses Lorbeerkranzes, den ein, vielleicht ruhmdürstiger Maler am Plafond des Saales angebracht hatte.

Der zweite Bürgermeister erhob sich jetzt leise von seinem Sitz und nahm Gotzkowsky's Arm, indem er den beiden ersten Stadträthen einen Wink gab, ihm zu folgen.

Sie traten in eine der entfernteren Fensternischen, und indem er achselzuckend zu Herrn von Kircheisen hinüberblickte, sagte der zweite Bürgermeister: Mein Freund, lassen Sie uns von dem sprechen, um deßwillen wir Sie aus dem Schlummer geweckt haben. Wir bedürfen ihres Rathes. Der Oesterreicher und der Russe fordern uns Beide zur Uebergabe auf. Gotzkowsky, der Magistrat von Berlin fragt Euch um Rath, an welchen Feind er die Stadt übergeben soll. An den Oesterreicher, oder an den Russen?

Das ist bei Gott eine Wahl, um die uns der Teufel beneiden muß! rief Gotzkowsky mit einem schmerzlichen Lachen. Wem wir uns übergeben sollen? Entweder dem Oesterreicher, unserem erbittertsten Feinde, oder dem barbarischen Russen. Laßt mich ein wenig überlegen, denn dieß ist eine schmerzvoll traurige Wahl.

Und in tiefernstem Sinne ging Gotzkowsky schweigend auf und ab. Eine Pause trat ein, dann sagte Gotzkowsky: Welchem Feinde wir uns unterwerfen sollen, fragt der wohlweise Magistrat? Wenn ich unter meinen Feinden meinen Bruder hätte, so würde ich unter ihnen Allen diesen am meisten fürchten, denn solche Bruderfeindschaft ist die unnatürlichste und deßhalb auch die heftigste. Der Oesterreicher ist des Preußen deutscher Bruder, und doch sind Beide im Kampf gegen einander entbrannt. Zwei Zwillingsbrüder, welche um das Recht der Erstgeburt miteinander streiten, während sie in gleicher Berechtigung, gleich mächtig, gleich entschlossen, nicht sich, nur Deutschland groß zu machen, in Eintracht miteinander gehen sollten. Statt dessen, um die Unnatur noch weiter auszudehnen, verbindet Oesterreich sich mit Rußland, dem Erbfeind Deutschlands, und kämpft mit dieses Erbfeindes Hülfe gegen ein deutsches Brudervolk. Darum meine ich, wenn wir uns wirklich ergeben, und wenn die Preußen wirklich unterliegen müssen, so sey es nicht an Oesterreich. Dem Gleichgestellten sich unterwerfen, ist doppelte Demüthigung. Weniger schmerzlich ist der Tod von fremden Händen, als wenn uns die eigene Bruderhand zerfleischt. Ich würde bei dieser unglückseligen Wahl Rußland den Vorzug geben.

Das ist auch meine Meinung, sagte der Bürgermeister und die Stadträthe stimmten ihm bei.

Sie traten wieder zu dem Tische, an welchem der Herr Oberbürgermeister saß und in den weingefüllten Becher starrte, als wäre es ein Kaffeegrund, und er die Wahrsagerin, um daraus Berlin's Zukunft zu prophezeihen.

Gotzkowsky ist unserer Meinung, sagte der Bürgermeister, es wird das Beste seyn, uns an den Russen zu übergeben.

XIII.

Elise und Fedor von Brenda.

Elise hatte diese zwei Tage und Nächte einsam in ihrem Zimmer zugebracht. Indeß hatte sie keine Angst empfunden, und der Donner der Kanonen, das Klaggeschrei der Verwundeten hatte sie mehr mit einem schmerzlichen Trotz, als mit Furcht erfüllt. Wie sie einmal am Fenster stand, flog eine Bombe dicht vor ihrem Hause nieder, und zerschmetterte die Fensterscheiben des Erdgeschosses.

Ich wünschte, sagte sie mit glühenden Wangen und hochathmender Brust, ich wünschte, diese Kugel hätte mich getroffen, dann wäre all diese Qual zu Ende, all dieses Wirrniß gelichtet, und wenn mein Vater sich wirklich noch einmal die Mühe gäbe, sein Haus zu betreten, und nach seiner Tochter zu fragen, so würde mein Tod die strafende Antwort auf seine Frage seyn.

Das war es, was sie peinigte und mit einem fast zornigen Schmerz sie erfüllte, — ihr Vater sorgte nicht um sie, und in diesen Tagen der höchsten Gefahr und Todesnoth war er nicht ein einziges Mal in sein Haus zu seiner Tochter gekommen. Dieß war eine Demüthigung ihrer Liebe, ja ihres Stolzes, die sie alles Andere vergessen ließ. Mit dem ganzen Egoismus eines Weibes begriff sie nicht die Größe, die edle Resignation, die mannhafte Standhaftigkeit,

Digitized by Google

welche in dem Benehmen ihres Vaters lag, sondern sah darin nur Gleichgültigkeit und Herzenskälte.

Der geringste und roheste Arbeiter ist ihm lieber, als sein eigenes Kind, sagte sie, indem sie sich trotzig die Thränen trocknete. Er steht vielleicht und bewacht die Hütte eines seiner Arbeiter, währenddem sein Haus in Flammen aufgeht. Und wenn er's hört, und wenn man ihm sagt, daß seine Tochter in den Flammen umgekommen, so wird er ruhig sagen: »das Vaterland forderte dieses Opfer von mir, ich unterwerfe mich.« Und keine Thräne würde sein Auge umdüstern, und kein Seufzer um seine Tochter, sondern nur um das Vaterland würde seine Brust beklemmen. Ach das Vaterland! Ich hasse dieses Wort! Man sey zuerst Vater, ehe man Vaterländer ist. Das Vaterland! Dort, wo man glücklich ist, wo man geliebt wird, dort ist unser Vaterland!

(Fortsetzung folgt.)

Der Vetter im Konsistorium.

(Fortsetzung.)

So? sagte er noch ein Mal, aber der Ton war entsetzlich, und dieß: So? klingt noch in meiner Seele nach. Noch ein Mal musterte er mich mit dem Blicke, der etwas Basiliskenartiges hatte, dann sagte er mit schneidender Kälte: Die Hoffnung auf Leiendorf können Sie fahren lassen. Exzellenz ist Patron und hat die Stelle so gut als vergeben.

Er reichte dem Rathe die Hand und ging, ohne mich eines Blickes mehr zu würdigen.

Das war Herr von Lauding! sagte mit Wehmuth der alte Rath, als er von der Begleitung des Mannes zurückkam.

Ich wußte es, sagte ich.

Haben Sie ihn schon gesehen? fragte er.

Das nicht, war meine Antwort; aber ich mußte es schließen, daß er es war. So würde, wenn ich auch ein Bettler wäre, der um eine Almosen flehte, Niemand mich behandelt haben.

Der Rath seufzte tief auf. Leider haben Sie Recht. Er ist, seit seine Gemahlin gestorben ist und seine Finanzen zerrüttet sind, nur noch abstoßender und menschenfeindlicher geworden.

Ich dankte dem wackern Greise für sein Wohlwollen und ging.

»Mutter, Mutter, wie war mir, als ich aus dem Hause trat! Alle meine Hoffnungen mit einem Male, mit einem Worte schonungslos zertreten! Und dieser Mensch hatte kein Wort für mich, das entsetzlich Bittere zu versüßen, vielmehr drückte er absichtlich den Stachel recht tief in die Seele des Armen, den er haßt und verfolgt, wie er es von je gegen den seligen Vater gethan.«

Die Mutter hatte ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Sie schluchzte laut. Es waren die bitterstenErinnerungen ihres Lebens wach geworden. Die »alte Geschichte« mit all' ihrem Weh und Schmerz stand wieder lebendig vor ihr.

Gustav's Züge zeigten einen tiefgenährten Unmuth und Unwillen. Er kannte theilweise den Grund jenes Hasses. Die Mutter hatte einst unwillkürlich eine Aeußerung fallen lassen, die ihn verrieth; aber mehr hatte es ein Brief gethan, den er unter den Papieren seines Vaters gefunden hatte. Er war an einen Freund gerichtet gewesen, aber wahrscheinlich nicht abgesendet worden. Er enthielt die »alte traurige Geschichte,« von der die vielgeprüfte Anna nicht gerne sprach.

Jedes Gefühl, auch das schmerzlichste, erleidet seinen Wendepunkt.

Ruhiger geworden, sagte die Mutter: »Du bist noch nicht am Ende Deiner Erzählung, mein Sohn; fahre fort, ich bin gefaßt, noch Bitteres zu hören!«

Gustav seufzte und fuhr dann fort: »Ich rannte die Straße hinauf, um schnell mein Ränzel umzuhängen und den Staub von meinen Füßen zu schütteln. Verworrene Gedanken durchkreuzten meinen Kopf, aber keiner kam zur Klarheit als der, schnell heimzukehren mit meinen vernichteten Hoffnungen.

Da kam ich an der Kreuzstraße vorüber, wo ein Haufen Menschen um einen Ausrufer stand.

Wer ihn doch gefunden hätte! sagte neben mir eine arme Frau. Das machte mich aufmerksam, und brachte den Ring mir wieder in's Andenken.

Ich trat zu dem öffentlichen Ausrufer und fragte, um was es sich handle.

Es ist gestern in den Anlagen ein Ring verloren worden, dessen Finder eine ansehnliche Belohnung erhält, wenn er den Ring wiederbringt, sagte er.

Ist es ein einfacher Haarring? fragte ich.

Der Mann bejahte meine Frage.

So habe ich ihn gefunden, sagte ich. Wollen Sie ihn?

Nein, nein, versetzte der Ausrufer. Sie müssen ihn selbst hintragen. Es ist ganz nahe. Dort in dem großen Hause, No. 41. Ich will Sie hinführen.

Der Mann führte mich einige Häuser weiter, zog an einer großen Thür die Klingel und ein Bedienter trat heraus.

Der Herr will den Ring überbringen, sagte er zu dem Bedienten.

Digitized by Google

O, das ist schön, versetzte dieser. Sie bringen Freude in das Haus. Kommen Sie!

Der Bediente führte mich eine Stiege hinauf, auf der Teppiche lagen. Alles verrieth ein sehr vornehmes Haus. Endlich öffnete er eine Thür bat mich einzugehen, verbeugte sich und ging.

Ich stand in einem prachtvollen Saale. Ein kostbarer Teppich bedeckte den Boden. Reiche Geräthe standen umher. An den Wänden hingen herrliche Oelgemälde in breiten goldenen Rahmen. Eines derselben zog mich vor Allen an. Es war, wenn ich mich nicht täuschte, das Bild der Schönen, welcher ich die Vergißmeinnicht im Parke gereicht hatte. Ich stand im Anschauen dieses Bildes versunken, als sich hinter mir eine Thüre öffnete.

Als ich mich umwendete, stand sie vor mir in all' ihrem Liebreiz.

Wir standen einander gegenüber, erröthend und so betroffen, daß Keines ein Wort zu finden wußte.

Endlich gelang es mir, mich zu sammeln.

Vielleicht bin ich so glücklich, stotterte ich, Ihnen ein schwer vermißtes Gut wiedergeben zu können. Ich fand gestern diesen Ring an der Fontaine, wo Sie — den Kranz wanden. Mit großer Freude lege ich ihn in die Hand der rechtmäßigen Eigenthümerin.

O Mutter, da hätten Sie dieß Engelsgesicht sehen sollen! Es war in tiefe Gluth getaucht, aber sie ging in eine tiefe Verklärung über, wie ich Aehnliches nie gesehen. Ihre Hand zitterte, als ich ihn hineinlegte. Sie sah ihn mit Entzücken an, drückte ihn an ihre Lippen und zwei Thränen, es waren gewiß Freudenthränen, rannen über die Wangen.

Gottlob! Gottlob! daß ich ihn wieder habe! rief sie mit seliger Freude und nun schlug sie das große herrliche Auge mit unbeschreiblichem Ausdrucke zu mir auf. Dank! tausend Dank Ihnen, der Sie mir dieß unschätzbare Gut wiedergeben. Ach, fuhr sie in einer schönen Begeisterung fort, wenn ich Ihnen sage, daß es die Haare einer theuren Mutter sind, daß sie mir den Ring am Tage meiner Konfirmation gab — dann erst werden Sie fühlen, welchen Werth er für mich hat, und wie hoch ich Ihnen verpflichtet bin.

Die zwanglose Natürlichkeit, die kindliche Innigkeit dieser Worte ergriffen mächtig mein Herz. Ich dachte an Sie, meine theure Mutter, und fühlte mich unaussprechlich glücklich, dem trefflichen Mädchen ein solches Gut erhalten zu haben. Alle Scheu, aller Zwang, alle Verlegenheit war von meinem Herzen genommen.

Ich verstehe diese Gefühle! ich kann sie ganz nachempfinden, sagte ich, denn auch ich habe eine vortreffliche Mutter.

Sie sah mich freundlich an, aber mit Wehmuth sagte sie: Sie haben sie noch, o, wie glücklich sind Sie dann! Jetzt aber erblaßte sie plötzlich. Sie mochte an die verheißene Belohnung denken, und hatte doch den Muth nicht, sie mir anzubieten.

Ich schätze mich glücklich, hob ich wieder an, um sie aus der Verlegenheit zu ziehen, Ihnen eine so große Freude gemacht zu haben. Die Erinnerung an diesen glücklichen Augenblick und — und zwei andere, wird mir nie erlöschen. Doch habe ich eine Bitte. — Ich bitte mir eine dieser Rosenknospen aus, als Erinnerungszeichen dieser glücklichen Stunde!

Sie hatte zufällig zwei kaum erblühte Rosenknospen in der Hand.

Obgleich tiefe Gluth ihr Antlitz bedeckte, reichte sie mir schnell eine dar.

Ich dankte innig für die Rose und verbeugte mich, um mich zu entfernen.

Sie sah mich an und sagte: O, möchte Ihnen, wenn Sie einst sollten das Unglück haben, ein theures Gut zu verlieren, eben so uneigennützig der Finder es zurückgeben. Doch um Ihren Namen darf ich wohl bitten, damit ich weiß, wem ich so hoch verpflichtet bin.

Den kann ich Dir sagen, liebe Anna, sprach in diesem Augenblicke eine rauhe, unfreundliche Männerstimme, der Herr ist der Kandidat Altenberg! Aber, was führt sie zu meiner Tochter? richtete der Unwillkommene jetzt die Frage an mich.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In dem von dem Physiker Dr. Gistel 1854 bei Enke in Erlangen erschienenen Werke: „Physische Geographie von Bayern" ist Seite 451 zu lesen: „Was unsere gegen die früheren Jahre äußerst inkonstable und auffällige perturpirte Witterungsverhältnisse betrifft, so stelle ich dreist den (für ganz Deutschland ꝛc. gültigen) Grundsatz auf, daß die Telegraphen als Konduktoren von Gewittern u. s. w. wesentlichen Einfluß auf die Beschaffenheit der Witterung üben, welche sich seit dieser Errichtung derselben allwärts verschlimmert hat." (!)

Auflösung des Räthsels in Nro. 160:

Steckbrief.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 164 Donnerstag, 10. Juli 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Elise war das verzogene Kind des Glückes, und die stete Erfüllung ihrer Wünsche, sowohl von ihrer Umgebung als auch vom Schicksal selbst, hatte ihr einen gewissen Eigenwillen gegeben, den das Leben noch nicht gebrochen hatte. Das Schicksal schien Mitleid zu haben, mit diesem heißen, schwärmerischen Frauenherzen, es schien ihr noch ein wenig Freiheit und Unwissenheit gönnen zu wollen, ehe es sie in die Schule nahm, und sie einweihte in die harte Wissenschaft der Schmerzen und Thränen.

Zudem hatte Elise von ihrem Vater die starke Willenskraft, den entschlossenen Muth geerbt, und hinter diesen schwärmerisch glühenden Augen wohnte eine edle und stolze Seele. Gleich ihrem Vater glühte ihre ganze Seele nach Freiheit und Unabhängigkeit, nur daß sie die Freiheit anders verstand, nur daß sie dieselbe ganz persönlich nahm, während Gozkowsky's großer und klarer Sinn nur auf das Große, das Allgemeine gerichtet war. Sie wollte nur für sich die Freiheit, er wollte sie für das Vaterland, und er hätte sich persönlich willig in Ketten und Banden schmieden lassen, wenn dadurch die Freiheit des Volkes gesichert worden.

Aus dieser Gleichheit, und auch aus dieser Verschiedenheit des Charakters entsprangen all die Schmerzen, welche Elisens Glück trübten. Gozkowsky mißverstand das Herz eines jungen Mädchens und Elise das Herz eines edlen Patrioten. Das war es, was sie, ihnen selber unbewußt, einander entfremdete, welches machte, daß sie sich Beide niemals verstanden, niemals Einer in des Andern Seele zu lesen vermochten. Es hatte diesen beiden starken und selbstständigen Naturen das weiche, und versöhnende Prinzip der Mutterliebe gefehlt, welches schlichtend und versöhnend auf sie Beide gewirkt haben würde. Aber Elisens Mutter war früh gestorben, und so war das Kind der Sorgfalt und Pflege fremder Menschen anvertraut worden, während ihr Vater selten Zeit und Muße fand neben seiner Tochter zu seyn, deren Bild indessen seine ganze Seele erfüllte, und ihm Muth und Freudigkeit zur Arbeit und zum thatenvollen Wirken verlieh. Des Vaters Seele blieb in treuester unveränderter Liebe bei ihr, wie wenig er auch mit seiner Person neben ihr seyn mochte, aber grade seine seltene Erscheinung, das seltene Begegnen und gegenseitige Aussprechen war es, welches ihm seine Tochter entfremdete, und in dieser jungen, aufblühenden Mädchenseele, welche einsam inmitten der Fülle und des Reichthums aufwuchs, den Zweifel, und zuletzt die Ueberzeugung von der Gleichgültigkeit ihres Vaters gegen sein einziges Kind entstehen ließ.

Aber eben weil sie stolz war und voll Unabhängigkeitsgefühl, klagte sie niemals, mochte sie niemals ihren Vater mit einem Vorwurfe, einer Klage beschweren, sondern schloß nur ihr Herz fester und einsamer in sich zusammen, und suchte es da, wo sie sich abgewiesen glaubte, auch ihrerseits loszureißen zu können.

Die Liebe läßt sich nicht erzwingen und nicht erbetteln, sagte sie zu sich, wenn sie, ihrem natürlichen, kindlichen Gefühl nachgebend, zuweilen die unwiderstehliche Sehnsucht hatte, zu ihrem Vater, den sie wieder den ganzen Tag nicht gesehen, hinzugehen, ihn aufzusuchen inmitten seiner Arbeiten und seiner Geschäfte, sich still an seine Brust zu legen, und zu ihm zu sagen: Liebe mich, mein Vater, denn ohne Liebe sind wir Beide so einsam.

Einmal war sie dem Drange ihres Herzens gefolgt, einmal war sie hinunter gegangen in sein Arbeitszimmer, um sich mit all ihrer Liebe, ihrer Sehnsucht an sein Vaterherz zu flüchten. Es war an dem Tage, an welchem Gozkowsky von einer wichtigen und bedeutenden Reise zurückkehrte. Er war wochenlang von seiner Tochter entfernt gewesen, und als er jetzt zurückkehrte, war doch sein erster Gang nicht zu Elisen gewesen, sondern er war in sein Arbeitszimmer gegangen, und hatte es jetzt noch nicht wieder verlassen. Aber Elise wußte nicht, daß er mit Kurierpferden gereist, daß er trotz der rauhen Winterkälte Tag und Nacht gefahren, und sich keine Ruhe, keine Erholung gegönnt hatte, nur um baldmöglichst wieder daheim zu seyn, nur aus Sehn-

Digitized by Google

sucht nach dem Anblick seiner Tochter, deren holdes und liebliches Antlitz immer der Stern war, welcher ihm seine öden und einsamen Arbeitsstunden durchleuchtete, und ihm Muth und Freudigkeit in die Seele strahlte.

Sie wußte auch nicht, daß er diese Reise nur unternommen, weil der Fall eines der größten holländischen Handelshäuser sein eigenes Haus gefährdete, und daß es sich vielleicht um den Verlust seines ganzen mühevoll erworbenen Reichthums handle.

Sie trat mit hochklopfendem Herzen, mit Thränen der schmerzlich süßen Liebe zu ihm hin, ihr ganzes Wesen war gehoben, voll Zärtlichkeit und Wärme, voll demüthiger Kindesliebe. Aber Gozkowsky richtete kaum von seinen Büchern und Papieren den Blick zu ihr empor, er kam ihr nicht entgegen, sondern blieb ruhig im Kreise seiner Beamten und Diener stehen, und unterbrach nicht einmal die angefangene Unterredung mit dem Dirigenten seiner Seidenfabrik.

Aber sie trat dennoch näher zu ihm hin, ihr Herz dürstete so sehr nach einem Tropfen Vaterzärtlichkeit. Sie legte ihre Hand auf seine Schulter und hieß ihn zärtlich willkommen. Er sah sie nur flüchtig an, und sagte fast verdrießlich: Ich bitte Dich, mein Kind, störe mich nicht. Es sind sehr ernste Dinge, welche mich beschäftigen.

Und allerdings waren es sehr ernste Dinge, die gleich nach seiner Rückkehr Gozkowsky's ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Es handelte sich um beinahe eine halbe Million, welche er durch ein eben erlassenes königliches Dekret wahrscheinlich verlieren mußte.

Dieses königliche Dekret verfügte, daß die neuen viel zu leichten Friedrichsd'or, welche der Münzpächter Ephraim eben hatte prägen lassen, überall im ganzen Lande, sogar bei den königlichen Kassen für vollgültig angenommen werden sollten. Es war daher sehr natürlich, daß alle Schuldner sich beeilten, ihre Gläubiger in diesem Gelde, das plötzlich und ganz unerwartet einen so hohen Kours bekommen, zu bezahlen. Gozkowsky hatte von seinen Schuldnern über achtmal hunderttausend Thaler in diesen leichten Friedrichsd'or bezahlt erhalten, während dagegen seine auswärtigen Kreditoren sich weigerten, dieses Geld überhaupt nur in Zahlung anzunehmen, sondern ihre Auszahlung in vollgültigem Golde verlangten. Gozkowsky, welcher in Folge seiner großen und ausgedehnten Verbindungen mit dem Auslande gegen dreimal hunderttausend Thaler Wechselschuld auszustehen hatte, bezahlte seine Kreditoren in schwerem Golde und verlor dadurch in Einem Tage dreimal hunderttausend Thaler.

Und grade in der Stunde, als dieser herbe Verlust ihn traf, wär es gewesen, daß Elise kam, ihn zu begrüßen. Sein Herz krampfte sich zusammen bei ihrem Anblick, und jetzt erst, als er seine Tochter sah, erschien ihm dieser große Verlust als ein Unglück, denn nicht er, sondern sein Kind war es, welche einen Theil ihres Reichthums verloren hatte.

Elise, wie gesagt, wußte nichts davon. Sie wußte nur, daß sie mit ihrem zärtlichen, heißen Herzen abgewiesen worden, und sie zog sich zurück mit verwundeter, tief gekränkter Seele, indem sie sich mit bittern Thränen gelobte, niemals wieder der Gefahr einer solchen Zurückweisung, einer solchen Demüthigung sich auszusetzen.

Gozkowsky verlor in dieser Stunde nicht bloß dreimal hunderttausend Thaler, sondern er verlor das, was für ihn höher galt als alle Schätze der Welt, er verlor die Zärtlichkeit seiner Tochter, und Beides verlor er ohne eigenes Verschulden.

Elise zwang ihr Herz, sich ihrem Vater zu verschließen, oder mindestens den Kummer über seine vermeintliche Gleichgültigkeit zu überwinden, und auch nach Gleichgültigkeit, nach ruhiger, kühler Zuneigung zu streben.

Indessen sehnte dieses warme, glühende Herz sich nach der Liebe, wie sich die Pflanze nach der Sonne sehnt, welche sie zu dem Wunder ihrer Blüthe durchglühen und reifen soll. — Wäre ihr Freund und Jugendgefährte Bertram noch neben ihr gewesen, so möchte dieses sehnsuchtsvolle, heiße Herz mit seinem ganzen Liebesdrange sich ihm zugewandt haben. Aber er war schon seit einem Jahr auf seiner großen Weltreise begriffen, und Elisens Herz, welches stets nur mit schwesterlicher Zuneigung an ihm gehangen, wandte sich mehr und mehr von ihrem Jugendfreunde ab.

(Fortsetzung folgt.)

Der Vetter im Konsistorium.

(Fortsetzung.)

Schon hatte ich ihn angeblickt und Eiseskälte durchrieselte meine Adern, denn es war der Präsident von Lauving, der mit entsetzlichem Ausdrucke vor mir stand. Er sah mich starr und zornig an. Ich verbeugte mich tief und sagte fest, denn der Mann hatte mich aus allen meinen Himmeln gerissen, daß ich so glücklich gewesen sey, den Ring zu finden, den das Fräulein verloren habe.

Aha, sagte er mit einem zermalmenden Hohne, Sie wollen wohl die Belohnung einkassiren, die Anna versprach? Gehe Kind, sagte er zu dieser, hole Geld, der Herr hat Eile!

Ich fühlte, wie eine dunkle Gluth in mein Gesicht stieg. Jeder Nerv meines Körpers bebte. Das

Digitized by Google

Mädchen wurde todtenbleich und hielt sich an eine Stuhllehne.

Ich richtete mich stolz auf, sah ihm fest in das Auge und sagte mit bitterem Tone: Sie irren, Herr Präsident! Ich bin dadurch reich belohnt, daß ich Ihrer Fräulein Tochter ein theures Gut habe zurückgeben können.

In der That, sehr generös! sagte er in gleichem Tone. Ich dächte aber, Sie hätten nichts wegzuwerfen!

Jetzt fühlte ich, wie jede Rücksicht schwand, wie ich reden mußte, mochte folgen was da wollte!

Wenn ich das Loos der Armuth mit meiner theuern Mutter trage, sagte ich kalt, so trage ich es durch eine fremde Schuld. Dem der sie trägt, möge es Gott verzeihen; aber unedel muß ich es nennen, einen Gedrückten in solch einem Augenblicke an sein unverdientes Loos zu erinnern!

Ich grüßte kurz und kalt und wendete mich zur Tochter: Nehmen Sie meinen Dank für Ihre milde Freundlichkeit!

Ich verließ das Zimmer.

Ein edler Stolz hob meine Brust. Meine Armuth war nicht mehr drückend.

„O Gott! o Gott! wie wird das enden!“ rief die weinende Mutter und rang die Hände.

„Wie Gott es fügt!“ sagte Gustav. „Er wird's wohl machen. Ihm habe ich Alles anheimgestellt im Gebete, als ich ruhiger geworden war.“

Die Mutter war außer sich. Sie war trostlos. Der Sohn bot Alles auf, sie zu beruhigen, was ihm endlich gelang.

„Noch bin ich nicht am Ende, theure Mutter,“ hob er nach einer langen Unterbrechung wieder an. „Lernen Sie auch den Hoffnungsstrahl kennen, der diesem düstern Augenblick folgte.

Ich eilte in mein Wirthshaus, zahlte meine kleine Zeche und eilte zum Thore hinaus. Es war Nachmittag.

Wie mein ganzes Innere in Aufruhr war, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Ich rannte die Straße dahin, als brenne mich der Boden an meinen Sohlen. Endlich erreichte ich im dichten Walde eine Anhöhe. Ich fühlte, daß ich rasten mußte, denn meine Kräfte ließen nach. Eine Bank am Wege bot einen Ruheplatz.

Aber, wie die leiblichen Kräfte ihre Spannung verloren, so auch die des überreizten Innern. Ich stemmte meine Ellenbogen auf die Kniee, bedeckte mit beiden Händen mein Gesicht und ein Strom von Thränen brach hervor. Ich war in einer Stimmung, wie noch nie in meinem Leben. Die Welt hätte in Trümmer gehen und mich verschlingen können, ich hätte es nicht bemerkt.

Plötzlich fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter, und eine tiefe, wohltönend klingende Stimme sagte: Junger Mann, der Mensch, der verzweifelt, hat keine Religion!

Ich fuhr erschrocken auf.

Vor mir stand ein alter Herr. Das Haar war schneeweiß; das Gesicht edel; die ganze Gestalt hatte etwas Ehrfurchtgebietendes.

Sie haben Recht, sagte ich; aber darin irren Sie, wenn Sie einen Verzweifelten in mir zu finden meinen. — Es gibt Lebenslagen, die ein Menschenherz aus den Fugen heben können, das ist gewiß; aber mein Glaube steht zu fest, daß ich verzweifeln könnte.

Gut, sagte er; aber ein Menschenherz, das aus den Fugen gehoben ist, dürfte der Verzweiflung nicht ferne seyn! Sehen sie mich einmal an, fuhr er fort, ich bin dem Grabe nahe, wo man weder mit Worten, noch weniger mit Gefühlen spielt. Ich sage Ihnen, Sie haben mir aufrichtige Theilnahme eingeflößt. Ich habe hier gestanden, als Sie kamen. Sie sahen mich nicht. Ich habe Sie beobachtet. Es muß ein entsetzliches Schicksal Sie betroffen haben. Mein Herz ist Ihnen offen; öffnen Sie einem alten Manne das Ihre. Denken Sie, ich sey Ihr Freund. Der Arzt kann nur helfen, wenn er die Krankheit kennt. Vielleicht hat mich Gottes Hand hierher geführt, daß ich Ihr Arzt werde. Fassen Sie Vertrauen zu mir. Ich bin dessen nicht unwerth und zum Helfen bin ich bereit, sofern es in meiner Macht steht.

Er setzte sich neben mich, faßte meine Hand und sagte: Nun, mein Sohn, reden Sie!

Die Last meiner Seele war zu schwer. Die Bürde mußte abgewälzt werden. Ich konnte nicht anders, ich mußte ihm Alles sagen, was mich drückte, Alles, was die trübe Vergangenheit in ihrem Schooße trug und was die Gegenwart so unerträglich machte.

Es floß im vollsten, reichsten Vertrauen über meine Lippe, und ich beichtete Alles ohne Rückhalt, ohne Hehl.

„Nanntest Du auch Laubing's Namen?“ fragte angstvoll die Mutter.

„Nein, theure Mutter; den verschwieg ich; aber als ich geendet hatte, sagte der edle Greis: Ich kenne den Mann, den Sie so edel waren, nicht zu nennen. Es ist der Präsident von Laubing. Er hat Ihnen viel, sehr viel Böses gethan, und Sie suchten ihm nicht, das ist christlich, das ist Ihrer würdig.

Wenn ich nun aber die Lage, in der Sie sich befinden, überblicke, sagte er plötzlich von diesem Ernste in ein heiteres Ton übergehend, so will es mir vorkommen, als wären sie in der Lage des Kandidaten in der Chur Brandenberg. Kennen Sie die Geschichte.

Ich verneinte.

Digitized by Google

Nun, so will ich sie Ihnen kurz erzählen. In der Nähe von Berlin lebte zur Zeit des kräftigen Mannesalters Friedrichs des Großen auch ein Kandidat, der, wie Sie, etwas Tüchtiges gelernt, gute Zeugnisse und ein achtungswerthes Leben für sich hatte; aber es wollte ihm durchaus nicht glücken, eine Anstellung zu finden. Es menschelt halt überall, und es menschelte auch stark im Konsistorium zu Berlin. Da galt Gunst und Empfehlung mehr als Verdienst, und wer keinen Vetter im Konsistorium oder in dessen Nähe hatte, konnte als Kandidat grau werden. Der in Rede stehende Kandidat entbehrte aller dieser Vorschubmittel und hatte auch nicht einmal die Gabe, sich geltend zu machen. Er war nahe daran, in seiner Noth und Armuth zu verkommen. Eines Tags, wo er sich wieder um eine Stelle beworben hatte und keine Zusage empfangen konnte, lief er, da er Sanssouci noch nicht gesehen hatte, um sich zu zerstreuen, dorthin und kam in den königlichen Garten. Er kannte den großen Monarchen nicht und hätte ihn wohl gerne einmal gesehen.

Eine besondere Fügung des Himmels war es, daß Friedrich, lustwandelnd im Garten, zu ihm kam und sich mit ihm in ein Gespräch einließ.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Pferd als Lebensretter.] Das „Morning Chronicle“ berichtet folgenden merkwürdigen Fall von dem Scharfsinn, oder vielmehr von der Menschenfreundlichkeit eines Pferdes. Am Abend des 29. um 11 Uhr ging der Gutsbesitzer Henry Carr von Show-Wood-Gardens mit zweien seiner Freunde über ein Feld, um auf einem näheren Wege nach der Behausung des Ersteren zu gelangen; als ihnen ein Herrn Carr gehöriger Pony entgegensprang. Man schmeichelte dem Thiere wie gewöhnlich; dieses wieherte jedoch in auffallender Weise und galoppirte querfeldein nach einem in der Nähe befindlichen Eisenbahn-Viadukte, kehrte von dort zu Herrn Carr zurück und wieherte wieder. Dadurch aufmerksam gemacht, folgte die Gesellschaft dem Thiere, als dasselbe dem Viadukte zutrabte, wo es vor einer Lache von bedeutendem Umfange hielt, stärker wieherte und darauf in das Wasser hineinging. Man sah jetzt genauer zu und unterschied einen Körper, der auf der Oberfläche zu schwimmen schien. Einer der Freunde des Herrn Carr drang jetzt in die Wasserlache ein und zog einen Menschen heraus, der sich im Zustande der Besinnungslosigkeit befand. Es war ein Schuhmacher, Namens Johnson von Sunderland, der betrunken in die Pfütze gerathen war. Nach drei Stunden angestrengter Bemühungen wurde er wieder zum Bewußtseyn gebracht; aber offenbar hatte er sein Leben nur dem Scharfsinne des Pony zu danken.

Die Hof-Schauspielerin Fräulein Denker in München hatte einen Prozeß mit der Hoftheater-Intendanz, welche sie um 83 fl. gestraft hatte, weil sie im Januar v. Js. sich weigerte, die Rolle der Madame Foster in den „Gebrüdern Foster“ zu spielen. Fräul. Denker behauptete nämlich, für solche Rollen sey sie nicht engagirt. Sie erhielt auch deßhalb in jedem folgenden Monate bis jetzt die Hälfte ihrer Gage (240 fl.) 120 fl. Abzug. Das kgl. Stadtgericht hat nun, gestützt auf 42 Zeugen als Sachverständige, im mündlichen Verhöre der Hof-Schauspielerin Recht gegeben und die Intendanz für schuldig erachtet, womit dieser Streit, der in der Theaterwelt viel von sich reden machte, erledigt ist.

Als kürzlich der berühmte Kapellmeister Strauß mit seinem Orchester in Pawlofs, einem Konzertgarten bei Petersburg, spielte, fand eine von ihm neu komponirte Polka den allgemeinen Beifall; einige Enthusiasten wollten es sich durchaus nicht nehmen lassen, den Virtuosen im Triumph durch den Saal zu tragen, setzten auch ihr Vorhaben trotz des Sträubens des Künstlers endlich durch. Als der Letztere seinen Platz am Dirigentenpult wieder einnahm, vermißte er seine Brieftasche mit 500 Rubel Inhalt, und erkannte leider die Enthusiasten als — gemeine Gauner.

Die verheiratheten Frauen von Honolulu (Sandwichs-Inseln) haben kürzlich an das dortige Parlament eine Petition gerichtet, in welcher sie die Aufhebung der Theater und Kunstreiterbuden verlangen, weil ihre Ehemänner durch den Besuch dieser Vergnügungsorte veranlaßt würden, die ganze Nacht auswärts zuzubringen.

Ein oberbayerischer Bauer begehrte unlängst von einem Bader eine Aderlasse. Nachdem 12 Unzen Blutes geflossen waren, fragte der Bauer den Bader: „Was kost't jetzt das Blut?“ — „12 kr.,“ antwortete der Bader. „Nun,“ sagte der Bauer, „weil's nit mehr kost't, dann laß' mir halt noch um 12 kr. 'raus“ — was auch geschah. (Buchstäblich wahr.)

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wörlandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 165 Freitag, 11. Juli 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

War es die Gottheit oder war es ihr böser Dämon, welcher jetzt den Ruf ihres vereinsamten, klagenden Herzens vernommen, und ihrer Verlassenheit sich erbarmen wollte, indem er ihr diesen russischen Offizier, diesen jungen Obrist Fedor von Brenda, entgegen führte?

Elise glaubte, daß es die Gottheit sey, welche ihn ihr gezeigt, und mit Entzücken und Freude, mit unbegränztem unschuldigem Vertrauen gab sie ihre Seele und ihr Herz diesem neuen Gefühl hin.

Und in der That, dieser junge Obrist Fedor von Brenda war eine sehr glänzende, sehr imponirende Erscheinung. Er war einer jener russischen Adeligen, welche sich auf dem Kontinent, und im Umgang mit der noblesten und exclusivesten Gesellschaft Deutschlands und Frankreichs jene äußere Gewandtheit und gesellschaftliche Tournüre angeeignet und sich jenen glänzenden, graziösen Schliff gegeben hatte, unter dem sich sehr wohl gar manche Leidenschaft verbergen ließ. Er war ein glänzender Gesellschafter, hinlänglich bewandert in Künsten und Wissenschaften, um über Alles sprechen zu können, ohne sich zu kompromittiren und seiner glänzenden und hinreißenden Unterhaltungsgabe keinen Gegenstand und keinen Stoff zu hoch und zu schwierig zu finden. An dem Hof der Kaiserin Elisabeth erzogen, hatte das Leben sich ihm in aller Ueppigkeit und Fülle dargeboten, während es dabei sich für ihn sehr früh aller Phantastereien und aller Ideale entäußert hatte. Für ihn gab es keine Ideale und keine Unschuld mehr, keinen Glauben, selbst nicht einmal mehr einen Zweifel, welcher doch immer noch einen Schimmer des Vertrauens in sich schließt, für ihn gab es nur noch die klare, niemals zu täuschende Entnüchterung und das Vergnügen war das Einzige, an welches er noch glaubte.

Diesem Vergnügen jagte er nach mit aller Kraft und Energie, deren seine ursprünglich groß und edel angelegte Natur fähig war, und da man ihm alle Gottheiten zerstört, alle heiligen Ideale zu elenden Lappen und hohlen Phantomen zerbröckelt hatte, wollte er sich mindestens Eine Gottheit sichern, welcher er einen Altar errichten, zu der er beten wollte, diese Gottheit war das Vergnügen.

Das Vergnügen suchte er überall, in allen Ländern, und um so glühender und durstiger, je weniger er es zuletzt irgendwo zu finden vermochte. Das Vergnügen war das erste schüchterne, spröde Weib, welches sich ihm grausam entzog, und je mehr er ihm nachstellte, ihn desto kälter zu fliehen schien. Jetzt machte er aus seinem ganzen Leben nichts weiter, als eine Aventure, einen Don Quichote's-Zug nach der verlorenen Geliebten, nach dem Vergnügen.

Indeß war sein Herz dem edleren und besseren Empfinden nicht verschlossen, und einmal schien es, als ob eine edlere, ernstere Neigung diesen gefürchteten Nebenbuhler aller Ehemänner und Liebhaber dauernd zu fesseln vermöchte.

Fedor von Brenda, der ausgelassenste, witzsprudelndste, übermüthigste Kavalier am Hofe seiner Kaiserin ward plötzlich ernst und still; auf seinem stolzen und edlen Gesicht sah man jetzt zum ersten Mal das Aufleuchten eines weichen, milden Gefühls, und wenn er seiner schönen Braut, der Gräfin Lodoiska von Sandomir sich nahte, so leuchtete aus seinen großen, dunklen Augen eine höhere, heiligere Gluth, als nur das Feuer der Sinnlichkeit. Hätte er mit ihr in eine Wüste fliehen, in die Einsamkeit und Stille seines Bergschlosses sich zurückziehen können, so wäre er gerettet gewesen. Aber das Leben hielt ihn mit tausend kleinen, unsichtbaren Fäden fest, und die Vergangenheit flüsterte ihm mit tausend lachenden und neckenden Stimmen ein Spottlied über seine Gläubigkeit, sein Vertrauen auf ein Weib in's Ohr.

Er rettete sich zu Lodoiska's Füßen, um diese Stimmen nicht zu hören, aber sie tönten lauter als das Geflüster ihrer Liebesworte, und neben diesem Weibe, welches er wie einen Engel anbetete, erhob sich ihm der Dämon des Zweifels und des Mißtrauens, und grinselte ihn an mit spöttischem Lächeln und verachtenden Blicken.

Digitized by Google

Aber immer doch war Fedor von Brenda ein Ehrenmann, ein Kavalier, welchem sein gegebenes Wort heilig, und welcher bereit war, die Ehrenschuld, die ihn an seine Verlobte fesselte, zu bezahlen. Sie hatte von ihm mehr als ihre Ehre, sie hatte von ihm ihre Ruhe und ihr Bewußtseyn zu fordern, ihr ganzes Leben, ihre ganze Zukunft lag in seiner Hand. Und diese Liebe zu der Gräfin Lodoiska, obwohl vom Zweifel angefressen und benagt von den unheilevollen Erfahrungen seines eigenen Lebens, hatte dennoch Gewalt genug über ihn, um ihm die Zukunft nicht als eine traurige, sondern als eine verheißungsvolle erscheinen, und ihn, wenn nicht auf Glück, doch auf Ruhe und Genüge hoffen zu lassen.

Mitten aus diesen idyllischen Träumereien und phantastischen Phantasieen schreckte der Kriegsruf ihn auf. Elisabeth hatte sich mit Maria Theresia zum Kampf gegen Friedrich von Preußen verbündet, und die Kaiserin von Rußland wollte ein Heer aussenden, zum Beistand ihrer Bundesgenossin.

Fedor von Brenda erwachte aus seiner süßen Betäubung, und wie Rinald zerriß er die Rosenketten, mit denen seine Armida ihn zu fesseln trachtete.

Er folgte den entfalteten russischen Fahnen und zog mit dem General Sievers, als dessen Adjutant, in den Krieg nach Deutschland. Da das ganze Leben für ihn nichts mehr war, als eine Aventure, wollte er sich in derselben auch den lustigen Spaß eines Krieges nicht entgehen lassen. Dieß war mindestens etwas Neues, eine noch nicht gekostete Art des Vergnügens und der Zerstreuung, und der junge Obrist ergab sich ihr mit voller Seele und muthiger Thatenlust.

Indeß entführte ihn das Geschick bald von dem Kriegsschauplatz, um ihn zu einem Kriegsgefangenen zu machen, und als solcher gelangte er mit General Sievers nach Berlin. Aber es war eine sehr leichte Haft, eine Gefangenschaft, deren Kerker das ganze große und heitere Berlin war, dessen Thore er nur nicht überschreiten durfte.

Ein Zufall machte den General Sievers mit Gozkowsky bekannt, und aus dieser Bekanntschaft entwickelte sich bald eine innigere Freundschaft. General Sievers liebte es, den größten Theil seines Tages in Gozkowsky's Hause hinzubringen, mit ihm diese Reihe herrlicher Gemälde zu betrachten, welche Gozkowsky in Italien für den König gekauft, und die noch nicht abgeliefert waren nach Sanssouci, oder an der Seite des Fabrikherrn diese großen Fabrikräle zu durchwandern, in denen für ihn ein ganz neues Leben, eine nie geahnte Welt sich auftha, er liebte es, von Gozkowsky sich die großen und riesenhaften Plane, mit denen sein Geist sich beschäftigte, mittheilen zu lassen, und mit ihm durch die Pforten einer neuen Zeit, welche hinter der jetzigen sich auftürmte, hindurch zu blicken, einer Zeit, welche die Industrie zur Beherrscherin der Welt machen müsse, und den jetzt noch verachteten Arbeiter zu dem gewichtigsten und gefürchtetsten Staatsbürger erheben würde.

Aber wo blieb, während Gozkowsky vor seinem Freunde, dem General Sievers, seine riesigen Zukunftspläne entfaltete, wo blieb da Gozkowsky's Tochter, die schöne und vielumworbene Elise?

Ihres Herzens Sehnsucht war endlich gestillt, die Lücke in ihrer Seele endlich ausgefüllt, und während die beiden Männer schwärmten, von der Zukunft der Industrie, schwärmten die beiden jungen Leute von der Zukunft ihrer Liebe.

Der junge Obrist von Brenda hatte diese Liebe zu der Tochter des reichen Fabrikherrn auch nur wie eine neue Aventure begonnen. Es war so pikant, einmal mit einem edlen, unschuldigen, deutschen Mädchen alle Stadien einer schwärmerischen, phantastischen, deutschen Liebe zu durchleben, und sich von ihr in die heiligen Hallen unschuldiger Träumereien, heiliger Entzückungen und keuscher Zärtlichkeit führen zu lassen. Es war eine so angenehme Zerstreuung seiner Gefangenschaft, warum sollte er sie nicht genießen?

Er begann daher diese Neigung zu Elisen als ein flüchtiges Spiel, und er tändelte mit seinen Schwüren und Liebeswerbungen, bis er unvermerkt in seinen eigenen Netzen sein eigenes Herz sich verwickeln sah. Die so heiße, und doch so unschuldige Liebe dieses jungen Mädchens rührte ihn, es war ihm neu, der Gegenstand einer so keuschen und anbetenden Neigung zu seyn, es erfüllte seine Seele mit Scham und Abscheu vor sich selber, zu gewahren, mit welchem kindlichen Vertrauen, welcher heiligen Sicherheit und demuthsvollen Ergebenheit dieses junge, reiche und reizende Mädchen sich ihm zuwandte.

Zum ersten Mal empfand er das glühende Verlangen, einer solchen edlen Neigung würdig zu seyn, und mindestens ein wenig diesem idealen Bilde zu gleichen, welches sich Elise von ihm geschaffen, ein wenig der Held, der Ritter und der edle Mensch zu seyn, als welchen Elise ihn anbetete. Zudem war es so überraschend und wunderbar, einem Mädchen zu begegnen, die ganz Demuth, ganz Unterwürfigkeit, sich ihm ergab, und doch dabei felsenfest und unerschütterlich in ihrer Reinheit und Unschuld vor ihm dastand. Er hatte mit seinem feurigen, leicht beweglichen Naturell sich mit einer Art leidenschaftlicher Neugierde in die Rolle eines platonischen Liebhabers hineingestürzt. Er machte aus dieser Liebe eine Art Kultus, er stellte Elise auf den Altar, und betete sie an, wie eine Heilige, zu der er sich flüchtete aus dem Geräusch und der wüsten Lust des Lebens, und in deren Anblicken und durch deren

Digitized by Google

Anbetung ihm Vergebung aller seiner Sünden und Verirrungen zu Theil ward.

(Fortsetzung folgt.)

Der Vetter im Konsistorium.

(Fortsetzung.)

Der Kandidat sprach frisch von der Leber weg und der König fand Gefallen an seinen gesunden Ansichten und gediegenen Urtheilen. Endlich sagte Friedrich; nicht wahr, er ist Kandidat der Theologie?

Ja, Herr! war des Kandidaten Antwort.

Wie ich bemerke, fuhr Friedrich fort, blüht sein Waizen auch nicht. Sein Röcklein ist sehr fadenscheinig.

Ich kann mir kaum so viel durch Privatunterricht verdienen, sagte der Kandidat, daß ich mein Leben durchbringe. An Anderes darf ich nicht denken. Seit sieben Jahren bewerbe ich mich um alle erledigten Pfarrstellen; aber mir geht's wie dem Kranken am Teiche Bethesda. Wenn ich komme, ist immer ein Anderer vor mir in's heilende Wasser gestiegen.

Wie kommt denn das? Hat Er vielleicht einen Flecken im schwarzen Rock? fragte der König.

Herr, sagte der Kandidat darauf, lesen Sie diese Zeugnisse und ich bin der Antwort auf diese scharfe Frage überhoben.

Er reichte dem Könige ein Päckchen Papier.

Der König öffnete es, las sie, legte sie ruhig wieder zusammen und gab sie zurück.

Nun, nahm er darauf das Wort, diese Zeugnisse sind vortrefflich; darum begreife ich es aber um so weniger, daß Er keine Stelle kriegt?

Ich begreife es leider nur zu gut, sagte der Kandidat, ich habe keinen Vetter im Konsistorium.

Steht's so? fragte der König und runzelte seine Stirn. Weiß Er was, ich will sein Vetter seyn!

Das wird mir wenig helfen, sagte lächelnd der Kandidat, der den König für einen untergeordneten Beamten hielt.

In diesem Augenblicke trat ein Adjutant des Königs aus einem Seitenweg, stand und grüßte ehrfurchtsvoll.

Der Kandidat sah das, betrachtete seinen Begleiter und in diesem Augenblicke fiel's ihm wie Schuppen von den Augen.

Ach, Eure Majestät! rief er bebend aus, —

Laß Er's gut seyn, sagte der König lachend. Ich denke, der Vetter soll ihm schon helfen.

Von Kleist, rief er darauf dem Adjutanten zu, setz' Er sich gleich mit diesem Herrn hier in einen Hofwagen und fahr Er bei dem Oberkonsistorialrath Teller vor. Sag' Er ihm, dieser Mann habe keinen Vetter im Konsistorium, da wolle der König sein Vetter seyn. Man solle ihm auf der Stelle die erledigte Pfründe geben, um die er sich beworben hat.

Der Kandidat wollte sich entschuldigen, aber der König sagte lachend: Geh Er hin und mach Er Seinem Vetter keine Schande!

Das Ende der Geschichte ist kurz dieses: der Kandidat erhielt die Pfründe auf der Stelle, und ihm war geholfen.

Nun bin ich weder ein Friedrich noch ein Fürst, sondern blos ein Mann, der vielleicht etwas für Sie thun kann. Ich will auch einmal Ihr Vetter seyn, und Sie sollen von mir hören. Seyen Sie gutes Muth's. Gott befohlen!

Der Reisewagen war unterdessen zur Höhe gekommen. Der Herr sprang, ehe ich ein Wort sagen konnte, hinein und der Wagen rollte fort.

„Großer Gott! was wird das geben? Wie wird das enden?" rief angstvoll die Mutter.

Und wieder sagte Gustav: „Ich habe die Wahrheit geredet. Gott wird Alles lenken!"

4.

Der Vetter im Konsistorium.

Am andern Morgen begann Gustav seine Schule wieder. Die Knaben drückten alle des geliebten Lehrers Hand, und rüstig ging es wieder an das Werk. Ihm war dieß Wirken eine rechte Wohlthat; denn seine Seele wurde aus den Grübeleien und Träumereien herausgerissen, denen er sich hingegeben in Gefahr war; allein selbst mitten in die grammatischen Regeln trat das liebliche Bild Anna's von Laubing.

Die Mutter hatte sich Alles zusammen gestellt, zu recht gelegt, und wie ein Alp lag es auf ihrem Herzen, daß ihres Sohnes Offenheit so groß gewesen gegen einen Unbekannten, von dem man ja doch nicht wußte, welchen Gebrauch er davon machte. Zwar hatte der Mann sich auf eine Weise benommen, die Vertrauen erwecken konnte und mußte, allein wie war die Welt heutzutag? Wie waren die schönsten Worte oft so trügerisch!

Wochen kamen und gingen in's Land und jenes Wort des Fremden: „Sie sollen von mir hören" blieb — ein leeres Wort. Zwar wollte es Anfangs den Jüngling tief niederbeugen; allein er hatte zu oft Täuschungen erlebt und erfahren in seinem noch so jungen Leben, daß er sich am Ende darein gab.

Er wußte es ja nicht, daß die genauesten Erkundigungen unter der Hand angestellt wurden nach ihm, seinen Eltern, seinen und ihren Geschicken,

Digitized by Google

seinem und ihrem Thun und Lassen. Ihm blieb es unbekannt, was sich an dem Orte zutrug, an dem die Entscheidung erfolgen mußte.

Der Minister von B. ließ eines Morgens den Präsidenten von Laubing bitten, alle diejenigen Papiere und Akten, so wie die Meldungen und Zeugnisse, welche sich auf die Besetzung von Leiendorf bezogen, ihm zu übersenden. Dieß geschah und der Minister durchblätterte sie. Ganz zuletzt fand er die des Kandidaten Altenberg nebst seinen Zeugnissen in den von dem Inspektor beglaubigten Abschriften. Im Aktenvormerkt standen von Laubings Hand die Worte: „Ist nicht zu beachten, da er ein „unzufriedener Querulant ist, der das Konsistorium „bei jeder Vakanz belästigt, während er in seinem „Wohnort eine einträgliche Schule gegründet hat. „Zudem sind Alle, welche sich beworben haben, als „Kandidaten älter und müssen also, ohne die Mei„nung des hohen Herrn Patrons beschränken oder „Einfluß darauf üben zu wollen, eher berücksichtigt „werden."

Der Minister warf die Akten zornig auf den Tisch.

Also immer noch der alte, unvertilgbare Haß aus verschmähter Liebe. Menschenherz, Menschenherz, wie bist du unergründlich! Laubing ist sonst ein redlicher Mann; er hat ein gutes Herz, möchte ich sagen; und doch diesen endlosen Haß! Und er lebte, wie es heißt, nicht unglücklich mit seiner verstorbenen Frau. Sie soll, wie man mir sagte, eine vortreffliche Frau gewesen seyn, und seine Tochter, ihr Abbild, soll ein treffliches Mädchen seyn. — Er nannte sie Anna, wie seine erste Liebe hieß. Sollte dieß die Erinnerung ewig wach halten? — Welche Räthsel?

Einige Tage später kam der Präsident von Laubing zu ihm, zu einer vertraulichen Besprechung.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die erste Sitzung der internationalen Kommission für den Suezkanal hat am 23. Juni stattgefunden. Nach einer Eröffnungsrede des Herrn de Lesseps, worin er den gegenwärtigen Stand der auf das Kanalprojekt bezüglichen Forschungen darstellte, indem er zugleich alle Aktenstücke in die Hände der Kommission niederlegte, ergriff Herr Konrad im Namen des Ausschusses das Wort und setzte jene Punkte auseinander, deren Erörterung der Letztere sich zur Aufgabe gemacht. Sie betreffen die Speisung des Kanales, die Schleusendämme bei Suez und Pelusium, die Einbeichung der Bitterseen, die Richtung, Tiefe und Breite des Kanales. Schließlich haben sich die fünf Mitglieder der Kommission, welche die Reise nach Aegypten gemacht, einstimmig gegen die indirekte Linie ausgesprochen, welche den Kanal von Alexandrien nach Kairo, von Kairo nach Uade-Tumilat und von dort nach Suez führen würde. Was die finanzielle Organisation der Kanalgesellschaft betrifft, so soll das auf 200 Millionen angesetzte Kapital auf jene Nationen vertheilt werden, die ein entsprechendes Interesse an der Verwirklichung des großen Planes haben. Auf die Türkei z. B. würden 50 Millionen, auf England 40, auf Frankreich 40, auf Oesterreich 25 Millionen kommen, und der Rest würde unter die übrigen Staaten repartirt, ohne daß jedoch diese Ziffern schon als festgestellt zu betrachten wären. Sie würden vielmehr bei der definitiven Gründung der Gesellschaft wohl noch eine oder die andere Aenderung erleiden, je nach den mehr oder minder lebhaften und zahlreichen Betheiligungsgesuchen, indem die vorläufigen Subskriptionen schon jetzt die Summe von 200 Millionen überschreiten.

Bie den jüngsten Taufeierlichkeiten zu Paris wurden zur Verschönerung eines der Säle ein Teppich verwendet, welcher ursprünglich für die Kaiserin Maria Louise bestimmt war und welcher s. Z. von der Teppichfabrik Savonnerie für diesen Zweck angefertigt wurde. Unter den jetzigen Verhältnissen ist es merkwürdig, in welcher Weise von diesem Teppich in Börne's Schriften (Band 4) die Rede ist; es heißt nämlich darin: „Jetzt (zur Zeit Ludwig XVIII.) wird dieser Teppich nicht gebraucht, weil in den Zipfeln desselben Adler angebracht sind, und er liegt in einer Kammer zusammen gerollt, um dort zu verfaulen. Vielleicht aber auch nicht; es kommt nur darauf an, wer andauernder ist — Frankreich oder der Teppich." Also war es der Teppich, wie es sich jetzt gezeigt hat.

Charade.

Die Erste, Mädchen! würd' ich seyn,
Wenn du von deinen beiden Letzten,
Die jederzeit mein Aug' ergötzten,
Mir eine willst aus Liebe weih'n;
Erfülle den bescheid'nen Willen,
Das Ganze werd' ich dann im Stillen.

Auflösung des Palindroms in Nro. 161:

Schlaf — fall.

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck u. Verlag bei Ignatz Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 166 Samstag, 12. Juli 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Sie sollte die Seine werden, er wollte mit diesem glänzenden Diamant, dem einzigen, den er ächt und ohne Folie gefunden, als köstlichstes Besitzthum seine Hand zieren, er wollte, allen Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten zum Trotz, seiner verlobten Braut und seiner feierlichen Gelübde uneingedenk, der Gatte dieses schönen, deutschen Mädchens werden, dessen Seele sich ihm mit so heißer und demuthsvoller, und doch zugleich so keuscher und stolzer Liebe ergeben hatte. Grade die Schwierigkeiten aber, welche sich einer solchen Verbindung entgegensetzten, befeuerten nur seinen trotzigen Muth, diese zu überwinden. Er war verlobt, und die Kaiserin Elisabeth selber hatte diese Verlobung gefeiert; er durfte daher nicht zurücktreten, ohne seiner Gebieterin Zorn zu erregen, und wie heftig und vernichtend dieser Zorn der Kaiserin Elisabeth seyn konnte, davon zeigt die Geschichte mehr als ein Beispiel. Und Elise durfte nicht hoffen, jemals die Einwilligung ihres Vaters zu einer Verbindung mit einem Feind des Vaterlandes zu erlangen, sie mußte diese Liebe mit ängstlicher Scheu vor seinen Blicken bergen, wenn sie nicht sich der Gefahr aussetzen wollte, sofort sich von ihrem Geliebten auf immer getrennt zu sehen. Denn ihr Vater, sonst stets nachgiebig und gütig gegen sie, war in diesem einen Punkt unerbittlich, das wußte sie, und keine Thränen und kein Flehen wäre im Stande gewesen, den festen, energischen Willen des glühenden Patrioten zu beugen.

Beide hatten sie daher ihre Liebe als ein Geheimniß zu bewahren, und in diesem Geheimniß lag für ihn ein neuer Reiz, der ihn an sie fesselte, während es Elisens Herz immer mehr ihrem Vater entfremdete, und es in unbegränzter Zuneigung an ihren Geliebten kettete.

Indeß kam die Zeit, in welcher Feodor mit dem General von Sievers Berlin wieder verlassen mußte. Er schwur Elisen ewige Liebe und Treue, und sie gelobte ihm freudig, niemals eines Anderen Weib zu werden, sondern in Geduld und Treue auf seine Wiederkunft zu warten, und zu hoffen auf die Beendigung des Krieges, welche alle Wirrnisse lösen und den Widerstand ihres Vaters beseitigen müsse. Daß es noch ein anderes Hinderniß außer ihrem Vater geben könnte, ahnte Elise freilich nicht; Feodor hatte ihr so oft geschworen, daß sie seine erste, seine einzige Liebe sey, und sie war so jung und unerfahren, daß sie ihm geglaubt hatte.

XIV.

Elise und Bertram.

Elise war allein, ihr Vater war noch immer nicht zurückgekehrt, aber, wie gesagt, in ihrer Seele war weder Furcht noch Zagen, sondern nur ein trotziger Schmerz über diese anscheinende Gleichgültigkeit bei der Gefahr, welche seit zwei Tagen sie, wie ganz Berlin, bedrohte. Sie hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen, und dieß nicht sowohl, weil sie irgend eine Gefahr vermuthete, sondern weil sie allein seyn wollte, weil sie den treuen Freund, der sie mit sorgsamster Liebe in diesen Tagen bewacht hatte, weil sie Bertram zu vermeiden wünschte. Er hatte treu in diesem, von ihrem Vater verlassenen Hause ausgeharrt, er hatte, ein sorgsamer Wächter, niemals die Thüre desselben verlassen, sondern mit Dolch und Pistol bewaffnet, hatte er diese zwei Tage und Nächte sich gewissermaßen als Schildwache in der großen Vorhalle des Hauses postirt, bereit, auf den leisesten Ruf Elisens zu ihr zu eilen, und sie mit seinem Leben zu vertheidigen gegen jeden Angriff und jede Gefahr. Elise fühlte sich ihm zu Dank verpflichtet, und doch war ihr diese Pflicht der Dankbarkeit eine Last. Es war ihr peinlich und schmerzvoll zugleich, Bertrams stilles und trauriges Antlitz zu sehen, und in seinen treuen, umflorten Augen seinen so sorgsam und tapfer verschwiegenen Kummer zu lesen. Aber sie hatte sich dennoch bemüht, dieß Gefühl zu überwinden, und oft war sie in diesen Tagen zu ihm gekommen, um mit ihm zu plaudern von vergangenen Zeiten, und durch ihre Nähe ihm zu danken für seinen Schutz und seine treue Gegenwart.

Digitized by Google

Aber Bertrams zartfühlende Seele hatte dennoch sehr wohl empfunden, welchen Zwang sich Elise um seinetwillen auferlegt, und das harmlose, heitere Geplauder mit ihr war ihm selber um so schmerzlicher gewesen, je mehr es ihn an vergangene Zeiten und an zertretene Hoffnungen gemahnte. Er hatte daher mit einem traurigen, resignirten Lächeln Elise gebeten, nicht mehr in die Halle zu kommen, weil bei dem nahe bevorstehenden Einmarsch des Feindes es besser sey, wenn sie in dem obern Stock des Hauses in ihrem Zimmer bliebe, und die Thüre verschlösse, um vor jedem möglichen Ueberfall gesichert zu seyn.

Elise hatte ganz die Zartsinnigkeit und den Edelmuth dieser Bitte verstanden, und war seitdem still und ungestört in ihrem Zimmer geblieben.

Die zweite Nacht war so heremgebrochen, Elise verbrachte sie, wie die vorige, auf- und abwandelnd, des Schlafes nicht bedürfend, sondern wach gehalten von ihren Gedanken und Träumen.

Aber mitten in der Nacht war Bertram gekommen, und seine leise und schüchterne Stimme hatte sie um Einlaß gebeten.

Elise empfand keine Furcht, ihm zu öffnen, sie wußte sehr wohl, daß sie in Bertram immer nur einen Beschützer und Vertheidiger, niemals einen Bedroher finden würde, sie wußte, daß ihre Ehre ihm heilig sey, wie seine eigene, und daß er sie eben so rein als treu liebe.

Sie öffnete ihm daher ohne Furcht ihre Thüre, und hieß ihn eintreten.

Bertram kam schüchtern und beklommen, innerlich fast überwältigt von Glück, denn dieses Zimmer, welches er jetzt betrat, es war das Schlafzimmer Elisens, das Sanktuarium der Jungfräulichkeit und Schönheit, und er hätte auf seine Kniee niederfallen und beten mögen, so sehr erschien ihm dieß Gemach als ein heiliger Tempel der anbetungswürdigen Unschuld.

Er blieb schüchtern nahe an der Thüre, es schien ihm, sein unheiliger Fuß sey nicht würdig, die Stätte zu betreten.

In leisen, beflügelten Worten brachte er Elisen die Grüße ihres Vaters, erzählte er ihr, daß er eben heimgekehrt gewesen, nicht um zu ruhen, sondern um Elisen zu sehen, als ihn schon wieder ein Bote des Magistrats auf das Rathhaus berufen. Indeß habe er Bertram den Auftrag gegeben, seine Tochter zu bitten, sich lieber aus den Vorderzimmern des Hauses in die nach dem Garten führenden Zimmer zurückzuziehen, weil sie dort sicherer sey, und weniger von dem einmarschirenden Feinde zu fürchten habe.

Mein Vater hat sich also endlich meiner erinnert, sagte Elise mit einem schmerzlichen Lächeln. Sein Patriotismus hat ihm also einen Moment Muße gegönnt, um seiner einzigen Tochter zu gedenken, welche allein und verlassen inmitten von Dienern und Miethlingen zurückgeblieben seyn würde, wenn nicht mein edler und treuer Bruder meines Vaters Pflichten übernommen, und mich bewacht und behütet hätte.

Sie reichte Bertram mit einem vollen dankbaren Blick ihre beiden Hände dar, aber er berührte sie kaum, er hielt sie nur leise und kühl einen Moment in den seinen, und gab sie dann wieder frei. Diese so flüchtige und leise Berührung hatte ihn wie mit elektrischem Schlag durchzuckt und alle Schmerzen seiner Seele wieder wach gerufen.

Sie werden also dieß Zimmer verlassen? fragte Bertram, indem er sich der Thüre näherte.

Ich werde in den dicht daneben befindlichen Salon gehen.

Ganz allein? fragte Bertram, und als ahne er, sie möchte fürchten, daß er sich ihrer Nähe aufdringen wolle, fügte er schnell hinzu: Sie sollten eine ihrer Dienerin neben Ihnen seyn lassen, Elise.

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. Wozu? fragte sie. Bertram beschützt mich! Ich bin also ganz sicher! Ich habe die Mädchen in ihr Schlafzimmer geschickt, sie waren müde von Angst und Weinen. Mögen sie also schlafen. Bertram wacht für uns Alle. Ich habe also gar keine Furcht, und ich würde dieß Zimmer selbst nicht verlassen, so sicher fühle ich mich, wenn ich nicht der seltenen, und freilich etwas verspäteten Sorgfalt meines Vaters Genüge thun wollte.

So sprechend nahm sie den silbernen Armleuchter und durchschritt ruhig das Gemach, um sich in den anstoßenden Salon zu begeben. In der Thür blieb sie stehen, um wandte sich noch einmal um. Das volle Licht der Kerze beleuchtete ihr edles, schönes Angesicht, dessen Anblick Bertram mit Entzücken und Qual zugleich erfüllte.

Bertram, sagte sie leise und schüchtern, Bertram, mein Bruder, ich danke Dir für Alles, was Du mir an Liebe und Treue opferst. Glaube mir, ich wünschte, daß Du mich niemals verlassen hättest, niemals von meiner Seite gewichen wärest, dann würde alles Anders gewesen, und wir Alle würden dann vielleicht nicht so traurig und hoffnungslos geworden seyn, als wir es jetzt sind. Aber immer denke daran, mein Bruder, daß ich niemals aufhören kann, Dich wie eine Schwester zu lieben, und daß, wenn ich mein Herz nicht zwingen kann, Dich anders zu lieben, doch auch wieder keine andere Gewalt und kein anderes Gefühl meine schwesterliche Neigung jemals mindern oder ertödten kann. Daran denke, Bertram, und zürne nicht.

Und indem sie mit einem lieblichen Lächeln ihm zunickte, trat sie zurück durch die Thüre.

Bertram stand wie bezaubert noch immer auf derselben Stelle, und blickte nach der Thüre, durch

Digitized by Google

welche ihre Lichtgestalt ihm verschwunden war. Dann richtete er seine thränenumdüsterten Blicke gegen Himmel, und in seinem Herzen war kein anderer Gedanke, kein anderes Begehr, als nur ihr Glück, ihre Ruhe.

Möge sie glücklich seyn, sagte er leise. Möge sie niemals von den Qualen des Irrthums oder der Reue gefoltert werden, möge der, welchen sie liebt, ihrer würdig seyn.

Und überwältigt von den bittern und schmerzvollen Gedanken, welche jetzt auf ihn aufstürmten, senkte er sein Haupt auf seine Brust und zwei Thränen rannen langsam über seine Wangen nieder.

Dann nach einer Pause richtete er sich wieder empor, und schüttelte sein Haupt, als wolle er diese ganze Last der Sorgen und des Kummers mit der Kraft seines Wollens von sich abwälzen.

Ich werde mindestens immer an ihrer Seite seyn, sagte er, und sein Antlitz leuchtete jetzt von edler Entschlossenheit. Ich werde, wie ein treuer, wachsamer Hund, immer ihr folgen, und über sie wachen und sie behüten vor jeder Gefahr, und jedem Unglück, das ihr nicht von Gott, sondern von den Menschen kommen mag. Sie hat mich ihren Bruder genannt, nun wohl, auch ein Bruder hat Rechte und Pflichten, und ich werde sie erfüllen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Vetter im Konsistorium.

(Fortsetzung.)

Der Minister war ein Mann, der in der Schule des Lebens gereift war. Obwohl Diplomat vom Fache und wohl kennend jene feine Kunst, welche die Sprache nur als eine Gabe ansieht, die Gedanken zu verhüllen und zu verbergen, war er unter andern Umständen, welche nicht in das Gewebe diplomatischer Verhandlungen einschlugen, wieder ganz Mensch und ein edler Mensch dazu. Eingedenk, daß er zu Gustav gesagt — denn er war jener Fremde, der ihm bei der Bank auf der Anhöhe im Walde die Hand auf die Schulter gelegt hatte, und dem Gustav so offen Beichte gesessen —: „Ich will Ihr Vetter im Konsistorium seyn," hatte er über ihn, seine Thätigkeit und sein Leben die umfassendsten Erkundigungen in der Stille eingezogen und der alte biedere Rath, der selbst an Gustav einen so warmen Antheil genommen hatte, war ihm dabei die Rechte gewesen, die Alles that, was nöthig war, um den Schleier von diesen Verhältnissen wegzuziehen. Jetzt sah der Minister völlig klar. Was Gustav in offener Zutraulichkeit ihm offenbart hatte, lag als sonnenklare Wahrheit vor ihm da. Er erkannte in ihm einen jungen Mann von ausgezeichneten Eigenschaften und Talenten, wie ihn die Gemeinde in Leiendorf brauchte, und er — der oft den halben Sommer mit seiner Familie in Leiendorf wohnte, — sich ihn nicht nur zum Umgange, sondern zum Unterrichte seiner beiden jüngsten Kinder wünschte. Er war daher entschlossen, Gustav Altenberg zur Pfarrstelle in Leiendorf zu präsentiren. Daß diese Präsentation, wenn er seinen Wunsch in die Wagschale legte, durchgehen würde, konnte kaum bezweifelt werden.

So standen die Verhältnisse, als Laubing bei dem Minister eintrat. Das finstere Antlitz des Mannes war noch finsterer als sonst gewöhnlich, und eine Blässe lag darauf, die auf eine große Gemüthsbewegung zurückzuschließen gestattete.

„Sie sehen bleich, Herr Präsident," sagte der Minister, als Laubing sich niedergelassen hatte.

„Wohl möglich, Exzellenz," erwidert er, nachdem er für die Theilnahme auf eine feine Weise gedankt. „Meine Tochter ist leidend seit einiger Zeit und sie ist das einzige Gut des Herzens, das mir geblieben ist, da mag es erklärlich werden, daß die Seele des Vaters gedrückt ist."

„Wissen Sie was," sagte der Minister, „lassen Sie sie auf einige Zeit mit meiner Familie nach Leiendorf gehen; die Landluft wird ihrer Genesung jedenfalls heilsam seyn."

Der Präsident verbeugte sich dankend. „Exzellenz begegnen allzuholdvoll in eben dem Grade meinen Wünschen, als denen der Aerzte."

„Desto besser," versetzte der Minister; so ist die Sache abgethan. Nächste Woche reist meine Familie nach Leiendorf. Sie wird sich der Gesellschaft Ihrer Fräulein Tochter freuen. Doch in Bezug auf Leiendorf, wie steht es um die Besetzung der Pfarrerstelle?„

„Das Konsistorium harrt der Präsentation, um unbedingt den Wunsch Eurer Exzellenz zu erfüllen, da es ganz in Eurer Exzellenz Wünschen liegen muß, die Stelle mit einem ausgezeichneten Manne zu besetzen. Die Akten sind in Eurer Exzellenz Händen.

„Ich habe die Akten durchgelesen und geprüft," sagte der Minister; „aber ich finde gerade den, welchen ich präsentiren möchte, als ungeeignet bezeichnet. Ich weiß nicht, ob Sie wissen, wen ich im Auge habe? — Ich kann nur allein den Kandidaten Gustav Altenberg wählen."

Der Präsident verfärbte sich. „Altenberg?" rief er dann mit Leidenschaft aus, ganz die Lage und das Gegenüberstehen des Ministers vergessend.

„Gerade diesen!" sagte der Minister kalt, aber betont.

Eure Exzellenz werden es entschuldigen, wenn

Digitized by Google

ich meine Verwunderung vielleicht nicht in der gehörigen Weise äußerte. Ich kenne diesen jungen Mann."

„Ich auch!" sprach der Minister kalt und ernst.«

„Er ist hochfahrend, trotzig und anmaßend —«

„Ach, Sie schließen das aus der letzten Unterredung, welche Sie mit ihm in Ihrer Wohnung hatten," fiel ihm der Minister mit scharfem Tone ein. „Ich glaube, Herr Präsident, wie er da sich benahm und sprach, so mußte ein Ehrenmann reden, der schuldlos zertreten wird, der Dank verdiente und Hohn erntete."

Der Präsident war sprachlos. Er wagte es nicht, den Minister anzusehen, der diese Umstände kannte, die ihn, das sagte ihm sein Gewissen, in einem so verwerflichen Lichte erscheinen ließen.

„Ich erstaune, daß Euer Exzellenz solche spezielle Dinge kennen, bei denen nur drei Personen anwesend waren, von denen nur Eine die Mittheilung kann gemacht haben, die, wenn ich es nicht unter meiner Würde hielte, es so zu bezeichnen, Partei war, und natürlich das, was sie veröffentlichte in ihrem eignen Interesse, und mit der Schminke der Selbstsucht verändert, verlautbart hat," sagte anscheinend mit aller Ruhe der Präsident.

„Sie mögen von Ihrem Standpunkte aus Recht haben, so zu reden, Herr Präsident," sagte darauf der Minister und runzelte seine Stirn; „aber eine Thatsache darf nicht aus ihrem Zusammenhange mit der Vergangenheit gerissen werden. Bedenken Sie das, und lassen Sie es nicht hier, wo wir, beide Greise, vor Gott stehen, aussprechen, daß ich diese Vergangenheit bis in Ihre Jugend hinab genau, selbst bis in die feinsten Beziehungen kenne. Ich bin Ihr Richter hier nicht, der ist über uns Allen, Herr Präsident, und das schreckliche Wort: Thue Rechenschaft! wird an uns Alle ergehen, aber das halte ich für meine Pflicht, Sie daran zu erinnern, daß es Zeit ist, in sich zu gehen, daß es Zeit ist, der unversöhnlichen Rache ein Ziel zu setzen und gut zu machen, was Sie, Herr Präsident, Sie, an einer schuldlosen Familie verschuldet haben. Der Vater ruht im Grabe. Kummer über Verfolgungen hat ihm das Herz gebrochen. Ein edles Weib, hoher Achtung werth, darbt mit ihrem Sohne seit Jahren, und die Last eines unvertilgbaren Hasses ruht auf ihr und ihrem Sohne. Herr Präsident, fühlen Sie, was das heißt? Es ist Zeit für Sie zur Buße. Machen Sie gut, was Sie übel gemacht. Ich erwarte den Antrag auf eine bedeutende Pension für die darbende Wittwe Altenberg und ihr Sohn muß Pfarrer in Leiendorf werden. Ich sehe, daß meine Worte nicht auf den Weg gefallen sind, wo sie zertreten werden. Ermannen Sie sich von nun an sind die beiden Menschen unter meinem Schutz und jede Kränkung würde zur Entlarvung Derer führen, die sie sich beigehen ließen. Die Folgen liegen nahe. Sie kennen nun unsre gegenseitige Stellung. Ich lasse Sie hier allein. Sammeln Sie sich, ehe Sie mein Haus verlassen. In diesem Zustande darf Sie Niemand sehen!"

Er stand auf und ging in ein Zimmer neben an und überließ den Zerknirschten sich selbst und seinem innern Richter.

Dieser saß da wie eine Leiche. Starr waren die aus ihren Höhlen heraustretenden Augen. Er erzitterte am ganzen Leibe und die Gedanken rasten in seinem Kopfe umher, weil keiner Halt gewinnen konnte. Sein Herz pochte hörbar und sein Gewissen war in einer Weise zum Erwachen aufgerüttelt worden, daß es sich nicht mehr zur Ruhe einlullen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Für dieses Jahr sind in Brüssel schon so viele Feste, Kongresse, Versammlungen und Ausstellungen angekündigt, daß man kaum dachte, daß noch etwas Neues hinzukommen könnte. Die Brüsseler werden jedoch noch einen ganz aparten Konkurs haben, indem ein ausgezeichneter Musik-Liebhaber aus dem Reiche des Czaren, Hr. Nikolas Makaroff, der eine besondere Vorliebe für die Guitarre hat, dieses fast vergessene Instrument wieder zu Ehren bringen will. Um wo möglich die Guitarre wieder zu einem ehrenhaften Rang unter den Salon-Instrumenten zu bringen, hat Hr. Makaroff Preise ausgesetzt. Der Konkurs wird, wie gesagt, in Brüssel stattfinden und in zwei Abtheilungen bestehen. In der ersten gibt es einen Preis von 800 Franken für die beste Komposition für die Guitarre, und einen zweiten von 500 Franken für die nächstbeste. Zwei Preise von 800 und von 500 Franken werden gleichfalls für die beiden am besten gearbeiteten Guitarren von großer Dimension und vorzugsweise zu zehn Saiten gegeben, die übrigens alle Eigenschaften eines vollkommenen Instruments: Fülle, Kern und Wohlklang, haben müssen. Was die Musikstücke betrifft, so müssen sie für die Guitarre zu sechs oder zu zehn Saiten, mit oder ohne Begleitung des Piano oder des Quartetts geschrieben, und vor allen Dingen ausführbar seyn, keine phantastischen Hexereien, die einen Zane di Ferranti selbst zur Verzweiflung bringen würden. Die Guitarre und die Kompositionen müssen vor Ende November 1856 an die hiesige russische Legation franko eingeschickt werden.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 167 Montag, 14. Juli 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

XV.

Das Rendezvous.

Elise hatte sich also in diesen Salon begeben, welcher unmittelbar neben ihrem Schlafzimmer sich befand, und das gewöhnliche Gesellschaftszimmer war, in welchem Gozkowsky seine Freunde zu empfangen pflegte. Dieser Salon lag auf der Gartenseite des Hauses, und man konnte durch die Glasthüren desselben hinaustreten auf den Perron, von welchem zierlich gewundene bronzene Treppen hinabführten in den Garten.

Es war, trotz der späten Jahreszeit, eine milde mondhelle Nacht. Elise öffnete die Glasthüren, und trat hinaus auf den Perron, sie ließ ihre heiße Stirn sich kühlen von der frischen Nachtluft, und auf das Geländer gelehnt, blickte sie träumend und lächelnd zu dem Monde empor.

Welche süße und köstliche Phantasieen waren es nicht, welche jetzt die Seele des jungen Mädchens erfüllten, und eine tiefe Gluth auf ihre Wangen trieben.

Sie dachte an den, welcher jüngst wie ein Traumbild vor ihr erschienen war, sie wiederholte sich jedes seiner Worte, und es erfüllte sie mit einem süßen zitternden Bangen, als sie daran dachte, daß er ihr befohlen, ihn zu erwarten, daß er geschworen zu ihr zu kommen, und ginge der Weg zu ihr auch über Leichen und durch Ströme von Blut. Mit welcher stolzen Freude erfüllte es sie, sich diese zugleich so leidenschaftlichen und kühnen Worte zurück zu rufen, wie wohl that es ihrem Herzen sich die Braut eines Helden nennen zu dürfen. Mochte dieser Held immerhin der Feind des Vaterlandes seyn, was kümmerte es sie. Sie liebte ihn, und was fragte sie nach der Nationalität und den Zwistigkeiten der Fürsten. Sie war sein; sein in Liebe, Treue, Reinheit und Unschuld, was kümmerte sie alles Andere.

Ein leises Geräusch unten im Garten weckte sie aus ihren Phantasieen. Was bedeutet dieses Geräusch? War es vielleicht irgend ein Dieb, welcher, die allgemeine Verwirrung benutzend, sich durch den Garten einschleichen wollte? Elise blieb unbeweglich stehen und horchte. Sie hatte sich nicht getäuscht, sie vernahm ganz deutlich das Geräusch herannahender Schritte.

Ein Gefühl von Furcht bemächtigte sich ihrer, und doch wagte sie es nicht, sich von der Stelle zu bewegen, oder um Hülfe zu rufen. Konnte es nicht ihr Geliebter seyn, welchem sie gelobt, ihn zu erwarten?

Sie blickte mit angestrengter Aufmerksamkeit hinunter in den Garten, ihr Auge schien die Finsterniß zu durchdringen mit seinem scharfen, spähenden Blick. Aber sie sah nichts, keine Gestalt bewegte sich durch diese schweigenden Gänge, deren gelber Sand vom Mondlicht hell genug beleuchtet war, um Jeden zu verrathen, der es gewagt hätte, ihn zu beschreiten. Alles war jetzt still, aber es schauderte Elisen vor diesen langen, schwarzen Schattengebilden der beschnittenen Hecken zu beiden Seiten der Gänge, es schauderte ihr, noch länger auf dem Perron zu bleiben. Sie trat zurück in den Salon, indem sie die nach demselben führende Thüre weit geöffnet ließ, um jedes von dorther kommende Geräusch sogleich vernehmen zu können.

Wieder vernahm sie jetzt Schritte, näher und näher kamen sie heran. Sie wollte aufstehen, aber ihre Füße versagten ihr den Dienst, sie sank kraftlos in den Sessel zurück und schloß die Augen. Sie wußte selber nicht, war es Furcht oder selige Erwartung, was ihr ganzes Wesen durchschütterte.

Jetzt waren diese Schritte oben auf dem Perron, dicht hinter ihren Fenstern. Würde wohl ein Dieb es wagen, sich diesen erleuchteten Fenstern zu nähern?

Sie schlug die Augen auf, — da stand Er, ihr Geliebter, ihr Herr, der Gebieter ihres Herzens, ihrer Gedanken, ihrer Träume und ihrer Hoffnungen, da stand Frodor von Brenda in der Thüre des Salons, und flüsterte leise ihren Namen.

Sie konnte sich nicht aufrichten, ihre Füße zitterten so sehr, und in ihrer Seele war ein banges,

Digitized by Google

unheimliches Gefühl der Furcht und des Schreckens. Aber dennoch breitete sie die Arme zu ihm hin und dieß ihn willkommen mit ihrem Blick und ihrem Lächeln.

Und jetzt lag sie in seinen Armen, jetzt drückte er sie fest an sein Herz, und flüsterte zärtliche und schmeichelnde Worte in ihr Ohr.

Sie drängte ihn sanft zurück und blickte ihn an, und diese glänzende, russische Uniform that ihr weh und erinnerte sie zugleich an die Gefahr, welche ihn bedrohen konnte. Er las in ihren Blicken ihre Furcht und ihre Sorge.

Sey ruhig, meine holde Taube, flüsterte er lächelnd, und zog sie wieder in seine Arme. Niemand wird uns bedrohen. Die Unsrigen sind jetzt Herren der Stadt, und Berlin hat sich den Russen übergeben. Der Feind ist jetzt der Sieger und der Herr, und Niemand wird es wagen, diese Uniform anzutasten. Selbst Dein Vater wird sich jetzt fügen lernen und seinen Haß vergessen.

Elise wiegte traurig ihr Haupt. Er wird es nicht, Feodor, Du kennst ihn nicht, Nie beugt er seinen Willen, und nie wird es der glühendsten Bitte gelingen, von seinem Herzen das zu erlangen, was sein Verstand nicht gebilligt hat. Er ist es nicht gewohnt, nachgeben zu müssen. Sein Reichthum macht ihn gewissermaßen zu einem unumschränkten Herrn. Alles beugt sich vor ihm.

Er ist der König der Kaufmannschaft, sagte Obrist Feodor, indem er seine Finger lächelnd durch die langen, dunklen Locken dieses jungen Mädchens gleiten ließ, dessen Haupt an seiner Schulter ruhte. Dein Vater ist wie Gott Pluton, so mächtig durch seinen Reichthum.

Das eben ist mein Unglück, seufzte Elise.

Der Obrist lachte und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Schwärmerin, sagte er, Dich unglücklich zu nennen, weil Du eines Millionärs Tochter bist. Ach, sagte sie traurig, wie todt ist dieser Reichthum. Glaube mir, mein Geliebter, das Herz erkältet daran, und meines Vaters Herz ist kalt für seine Tochter. Für ihn gibt es tausend andere Dinge zu thun, tausend Anderes zu bedenken, als sein Kind. Die ganze Welt hat Ansprüche an ihn, Jeder will seinen Rath, seinen Beistand, Jeder ordnet sich ihm unter und gehorcht ihm, aus allen Enden der Welt kommen Briefe, die er beantworten muß, und wenn er dann spät am Abend sich erinnert, daß er nicht bloß der Börsenkönig, der Mann der Spekulation, der reiche Fabrikant, sondern daß er auch noch Vater ist, dann ist er müde und erschöpft, dann hat er nur noch wenig matte Worte für sein Kind, das einsam ist in diesem Reichthum, und diese Millionen verwünscht, welche es arm gemacht.

Sie hatte mit immer steigender Erregung und Erbitterung gesprochen, selbst ihre Liebe war ihr einen Moment in den Hintergrund getreten vor diesem Gefühl der gekränkten Tochter, deren heimliche Schmerzen sie heute zum ersten Male ihrem Geliebten klagte.

Als sie jetzt schwieg, legte sie ihren Arm fest um Feodor's Schultern und schmiegte sich inniger an ihn, als wolle sie an seinem Herzen Schutz suchen gegen alles Leid und alle Schmerzen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Vetter im Konsistorium.

(Fortsetzung.)

Alles war wahr, was der Minister gesagt. Die Hand Gottes hatte ihn in den Worten dieses Mannes gefaßt.

Lange, lange saß er da und rang nach Fassung und gewann sie nicht. Endlich kamen ihm Thränen. Er schlug an seine Brust und bekannte dem Unsichtbaren, Ewignahen seine Schuld und flehte um Vergebung.

Erst jetzt stand er auf und begab sich, so schnell er konnte, in seine Wohnung.

Er schrieb mit zitternder Hand den Antrag auf eine bedeutende Pension für die Wittwe Altenberg. Er faßte das Schreiben ab, durch welches Gustav Altenberg zum Pfarrer in Leiendorf ernannt wurde und schickte Beides durch den Kanzleidiener an die Räthe, die im erwachenden Gefühle früheren Unrechts, dessen stillschweigende Werkzeuge sie gewesen, mit Freuden unterzeichneten, obgleich sie die wundersame Gesinnungsänderung des Präsidenten Laubing nicht begriffen.

Als beide Dokumente wieder in seiner Hand waren, legte er das Gesuch um seine Pensionirung hinzu, das er, während jene unterzeichnet wurden, abfaßte. Alle drei sandte er dem Minister.

Dieser erstaunte über das Pensionsgesuch des Präsidenten.

„Der Mann ist besser als ich gedacht," sagte er und befahl seinen Wagen.

Er fuhr zum Präsidenten.

Er fand ihn im Bette, fiebernd.

Schmerzlich beklagte er diese Wendung der Sache. Er bat Laubing, der übrigens ein tüchtiger Mann in seiner wichtigen Stellung war, das Gesuch um Entlassung zurückzunehmen, und verhieß ihm, daß die Kenntniß der vorgefallenen Dinge keinen Einfluß auf ihre gegenseitige Stellung haben solle. Den Minister bestimmten zu diesem menschenfreundlichen Schritte das Wissen um die ungeheuer zerrütteten Vermögensumstände des Präsidenten, den Eitelkeit und aufsehenerregende Prunksucht in diesen Abgrund gestürzt hatten.

Digitized by Google

„Bitte," sagte Lauding, „erwähnen Euer Exzellenz der Dinge nicht mehr. Ihre Mahnung an die Buße ist nicht ohne Erfolg geblieben. Ich weiß, was mich erwartet; aber gerade dieser Schritt ist der Anfang meiner Buße. Ich bin unwürdig des Vertrauens, das ich genoß, unwürdig der Stelle, an der ich stand. Daß ich um eine Pension gebeten, ist nur um meines Kindes willen, denn ich verdiene sie nicht; aber ich bin ein Bettler. Alle meine Habe wird daraufgehen, meine Schulden zu bezahlen, in die mich meine Eitelkeit gestürzt hat. Lassen Sie Alles so, wie es ist, Exzellenz."

Er war nicht zu überreden.

Der Minister verließ ihn nicht ohne Sorgen für sein Leben; aber er hatte die Beruhigung, daß es im Innern dieses Mannes zu einem heilbringenden Umschlag gekommen war.

5.

Der unerwartete Besuch.

Das, was zwischen dem Minister und dem Präsidenten vorgefallen war, blieb ein Geheimniß. Ein Billet des Ministers an die Räthe des Konsistoriums legte diesen ein unverbrüchliches Schweigen in Bezug auf die Besetzung der Pfarrstelle von Leiendorf auf. Während dessen ließ er die Bestallung ausfertigen und schrieb einige Zeilen an den Inspektor in dem Orte, wo Gustav wohnte, deren Inhalt Niemand kannte.

In der folgenden Woche ließ der Inspektor Gustav zu sich bitten.

„Herr Kandidat," sagte er zu ihm, „ich fühle mich nicht so recht in der Stimmung, nächsten Sonntag zu predigen. Eine Menge unangenehmer Arbeiten lastet auf mir. Wollten Sie nicht für mich eintreten?"

Gustav, der sich glücklich fühlte, wenn er seinen heiligen Beruf ausüben konnte, sagte freudig zu und eilte heim, sich an die Arbeit zu machen, zu der ihm nicht viel freie Stunden zugemessen waren.

Die letzte Zeit war für ihn wieder eine rechte Zeit der Prüfung gewesen; die Hoffnungen, die er hegen zu dürfen geglaubt hätte, waren erblichen, denn der Fremde, der aus so tiefem Ernste plötzlich in einen gewöhnlichen Scherz übergegangen, den er, wie es alte Leute wohl gerne zu thun pflegen, an eine Anekdote knüpfte, hatte auch nicht das Mindeste von sich hören lassen und der Gedanke lag nahe, daß er sein Vertrauen an einen Unwürdigen verschwendet habe; ja noch mehr, er bereute tief seine Unklugheit, ihm zu rücksichtslos sein Inneres, seine Verhältnisse, das Thun Lauding's erschlossen zu haben, und manche quälende Besorgniß kam über ihn, die eigentlich in der Mutter vielbeängsteter Seele ihre Quelle hatte.

Zu diesem Schmerz hatte sich ein anderer gesellt, der auch in der Mutter liebreicher Seele einen, wenn auch schweigenden, doch tiefen Anklang fand, ohne daß es übrigens Gustav ahnete. Daß das holdselige Kind des gehässigen Lauding einen außerordentlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte, konnte ihm so wenig, wie der Mutter verborgen geblieben seyn. Schon im Garten zu W. war ihre Erscheinung ihm als die lieblichste vorgekommen. Sie hatte ihn angeblickt, daß ihm der Blick dieses wundervollen Auges in die Seele drang. Wer mochte es dem Jünglingsherzen hoch anrechnen, daß es bewegt war, wie nie? daß dieß Bild sich ihm eingeprägt; daß er sie liebte?

Anna stand wachend und im Traume vor seiner Seele, und nur am Klaviere hauchte er sein Gefühl aus in den weichsten und rührendsten Klängen. Und sie war Lauding's Tochter; sie stand hoch und unerreichbar über ihm, und des Vaters Haß ließ vollends dem ungetrübten Blicke eine unübersteigliche Kluft erkennbar werden. Da hatte er gerungen und war endlich dazu gekommen, seine Liebe in's Grab zu legen, wie die Rosenknospe hingestorben war, die sie ihm gereicht hatte. Seitdem legte sich eine stille Schwermuth über seine Seele, wie der herbstliche Nebel über eine schöne Landschaft. Dennoch war auch hier sein religiöses Gefühl Meister geworden über eine Regung des Herzens.

So stand es um seine Seele, als der Inspektor ihn bat, für ihn eine Predigt des nächsten heiligen Tages zu übernehmen.

Als er sich niedersetzte und das heilige Buch zur Hand nahm, da weilte er bei der herrlichen Stelle des Evangeliums, wo die Jünger mit dem Herrn über den See fahren, er entschläft und sich der Sturm erhebt, des See's Wellen aufwühlend, daß sie das Schifflein zu verschlingen drohen. Sie wecken den Herrn, der ihren Glaubensmangel straft; er spricht ein allmächtig Wort; der Sturm legt sich und das heilige Buch sagt so bedeutungsvoll: „Und es ward ganz stille!" Er konnte nicht weg von der Stelle, die so bedeutsam für sein inneres Leben war, und er nahm sie zum Texte einer Predigt, wie sie inniger, beziehungsreicher, salbungsvoller nie aus seiner Seele gequollen war. Er hatte sie in einem Zuge niedergeschrieben; er trug sie die ganze Woche in seiner Seele herum, hier und da ändernd und verbessernd, bis endlich, heiß ersehnt, der heilige Tag kam, daß er sie, als ein Zeugniß eigner, innerer Erfahrungen ausströmen lassen konnte im lebendigen Worte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Der mit Beginn dieses Monats auf so festliche Weise begangenen hundertjährigen Jubelfeier des k. Kadettenkorps in München verdankt man auch eine vollständige Geschichte desselben, aus Originalquellen verfaßt von dem k. Oberlieutenant Freiherr von Schönhueb, Inspektions-Offizier im Kadettenkorps. Die Schicksale dieser Schule, welche bekanntlich von Maximilian III., jenem Kurfürsten gegründet wurde, welcher auch durch die Gründung der Akademie der Wissenschaften, so wie durch Förderung des öffentlichen Unterrichts, das Licht der Aufklärung über Bayern auszubreiten suchte, bilden ihre Geschichte, die uns den Entwicklungsgang der Anstalt und ihre Wirksamkeit vorführt. Neben der eigentlichen Geschichte sind in dem umfangreichen, sehr gut geschriebenen Werk auch die Namen sämmtlicher Vorstände, Erzieher und Lehrer, welche seit hundert Jahren der Anstalt ihre Kräfte widmeten, aufgeführt, ebenso die Namen sämmtlicher Zöglinge, welche in diesem Zeitraum aus ihr hervorgingen, oder derselben jetzt noch einverleibt sind, unter Angabe ihrer militärischen oder öffentlichen Stellung und der erhaltenen Auszeichnungen. Der erste Theil des Werkes behandelt den geschichtlichen, der zweite den persönlichen Theil, und zwar der erstere die Gründung des Kadettenkorps bis zur Aufhebung und zum Uebergang desselben in die herzoglich Marianische Landesakademie 1756 bis 1778; dann diese Landesakademie bis zu deren Uebergang in die Militärakademie 1778 bis 1790; die Gründung der Militärakademie bis zu deren Umwandlung in ein Kadettenkorps 1790 bis 1805, und schließlich das Kadettenkorps von 1805 bis 1836. Die vier Abschnitte sind mit großer Gründlichkeit und Umsicht behandelt, und geben daher ein vollständiges, geschichtliches Bild der Anstalt, von deren bisherigen 2600 Zöglingen das Vorwort mit Recht bemerkt, daß ein Ueberblick ihrer späteren Leistungen zeige, daß sie mit ganz geringer Ausnahme alle den gerechten Erwartungen ihrer Kriegsherren treulich entsprochen haben. Eine beigefügte Tafel zeigt, daß von den Zöglingen des Kadettenkorps 5 Kriegsminister wurden, 3 Generale, 13 General-Lieutenants, 40 General-Majore, 50 Obersten, 56 Oberstlieutenants, 118 Majors, 406 Hauptleute oder Rittmeister u. s. w.; 173 erhielten Anstellungen im Zivilstaatsdienst und 126 traten in der Folge dahin über; 72 traten in fremde Kriegsdienste, 39 waren Griechen oder Walachen ꝛc. (Platen blieb zwar nur Lieutenant, manche Leute mögen aber geneigt seyn, zu glauben, daß das, wozu er sich später selbst machte, sogar noch über einen General-Lieutenant hinausliegt). Gegenwärtig befinden sich noch 725 vormalige Zöglinge in der Armee, darunter der Herr Kriegsminister, 7 General-Lieutenants, 20 General-Majore, 28 Obersten, 34 Oberstlieutenants, 75 Majors, 232 Hauptleute oder Rittmeister, und in dem Kadettenkorps sind zur Zeit 41 Junker, 135 Zöglinge und 9 zum Unterricht zugetheilte Unteroffiziere und Regiments-Kadetten. Auf dem Feld der Ehre sind geblieben 41 — hierunter zuletzt, 1848, die wackern Lieutenants Waldmann und Corneli in Schleswig — und den Kriegsbeschwerden erlagen 26; den hohen Militär-Max Joseph-Orden haben 29 erhalten. Die Namen dieser 96 Kriegshelden finden sich auf der jüngst erwähnten ehrenden Gedächtnißtafel eingegraben — und ihre Zahl wird, wenn je das Vaterland wieder rufen sollte, sich gewiß noch auf ehrenvolle Weise vermehren.

Zu Hamm wurde bei dem Kriminalsenate des königlichen Appellationsgerichts am 4. Juli gegen einen des Gänse-Diebstahls Angeklagten verhandelt. Die Sache hatte eine komische Seite; denn zur Feststellung des objektiven Thatbestandes zu gelangen, war schwierig, weil der Bestohlene die Identität der ihm entwendeten Gans nicht beschwören konnte. Er glaubte solche jedoch dadurch beweisen zu können, indem er dem Richter erster Instand den Vorschlag machte, die Gans mehrere Hundert Schritte von seinem bäuerlichen Gehöfte in Freiheit zu setzen und dann zu sehen, in welcher Richtung sie den Flug nehmen werde. Der Vorschlag kam alsbald zur Ausführung, und siehe da, die Gans eilte theils laufend, theils fliegend dem Gehöfte des Bestohlenen zu, wo sie von ihren früheren Kameradinnen mit einem lang' anhaltenden Geschnatter bewillkommt, besonders aber von dem Gänserich auf das herzinniglichste begrüßt wurde. Der Dieb, durch dieses Experiment zum Geständniß angetrieben, wurde in die gesetzliche Strafe verurtheilt.

Logogryph.

In voller Zahl,
Bin ich die Qual;
Nimm mir ein Zeichen,
Dann mach' ich froh,
Und kann dir so
Die Qual verscheuchen.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ziegler Wailandt in Aschaffenburg

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 168 Dienstag, 15. Juli 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung)

Er blickte mit einem stolzen, triumphirenden Ausdruck zu ihr nieder, welche wie eine willenlose, gebrochene Blume an seinem Busen lag. — Wilde, ungestüme Wünsche erfüllten zu dieser Stunde sein Herz, und hatten ihn dieses Wagniß einer Zusammenkunft unternehmen lassen. Sie sollte sein werden um jeden Preis, sie sollte ihm in dieser Stunde folgen und sich ihm unterwerfen in Liebe und Demuth. Die lange Trennung von ihr, das wüste Kriegsleben hatte diese letzten Blüthen zarter und schüchterner Neigung in seinem Herzen zertreten, und er verspottete sich jetzt selber um seiner anbetenden und schüchternen Liebe willen. Das Mißtrauen hatte wieder Gewalt über ihn gewonnen, und der Zweifel hatte sich wie Mehlthau auch über dieß letzte seiner Ideale ausgebreitet. Elise war ihm nur noch ein Weib, wie alle Andern, und er wollte sie besitzen. Er hatte kein Mitleid, kein Erbarmen mehr mit ihrer Jugend. Sie war sein Eigenthum, und als sein Eigenthum wollte er über sie herrschen.

Aber es lag dennoch etwas in ihrer zarten jungfräulichen Erscheinung, welches ihn, wider seinen Willen, beherrschte, und gewissermaßen umwandelte. Ihr gegenüber, in ihr helles, klares Auge sehend, vergaß er seiner finstern Entschlüsse, und seiner traurigen Zweifel, und Elise ward ihm wieder der Engel der Unschuld und Reinheit, die Heilige, zu der er betete, und deren sanfte Blicke ihm Vergebung spendeten.

Er hatte all die grausamen und wilden Gedanken vergessen, mit denen er gekommen war, er war dem Zauber wieder unterlegen, und die unschuldigen und reinen Blicke dieses jungen Mädchens, welches so vertrauensvoll sich an seine Brust schmiegte, rührten ihn, und ließen ihn fast erröthen über sich selbst. Er wußte ihr nichts zu sagen, aber sie verstand ihn auch ohne Worte, sie las in seinen Blicken, in seinem Lächeln, daß er sie liebe. Was bedurfte es für sie weiter der Worte.

Sie hob ihr Haupt von seiner Brust empor, und schaute ihn lange an, und ihr Antlitz nahm einen strahlenden, seligen Ausdruck an.

Oh, sagte sie, ich nannte mich arm und habe Dich! Nein, Feodor, seit ich Dich kenne, bin ich nicht mehr einsam, nicht mehr arm! Aber ich war es, und dieß, mein Freund, ist die Entschuldigung meiner Liebe! Ich stand in diesem kalten Glanz des Goldes wie in einem Zauberschloß, und Alles war todt und starr um mich her, denn der Zauber hielt alles Leben in mir erstarrt, und mir selber fehlte das rechte Wort, diesen Zauber zu lösen. Da kamst Du, und mit Dir kam die Liebe. Das rechte Wort war gefunden, und ein glühendes Leben erwachte in mir, vor dem aller Glanz des Goldes in Staub zerfällt. Jetzt war ich reich, denn ich liebte, jetzt bin ich reich, denn Du liebst mich.

Und einen Krösus beneide ich nicht, wenn Du mich liebst! rief der Obrist stürmisch. Laß Deinem Vater seine Schätze! Ich will nur Dich, nur einzig Dich!

Sie zuckte zusammen in seinen Armen, und richtete sich erschrocken empor. In dem überwältigenden Glück dieser Stunde hatte sie die Gefahr, welche ihren Geliebten bedrohte, ganz vergessen. Jetzt erinnerte sie sich, und ihre Wange erbleichte.

Mein Vater, flüsterte sie, Feodor, wenn er jetzt käme! Ach, ich zittere, nur daran zu denken! Mein Gott, sein Blick schon würde mich tödten!

Und wieder schmiegte sie sich angstvoll und zagend an Feodor's Brust.

Fürchte nichts, Geliebte! flüsterte er. Er wird nicht kommen! Gott schützt die, welche sich lieben! Nein, Theure, zittre nicht, denke an keine Gefahr, vergiß alle Sorge, alles Zagen. Diese Stunde ist unser, und wie ich Dich jetzt mit Entzücken und Jauchzen in meine Arme schließe, so wird es einst immer und ewig seyn. Einst, Elise, wenn Du mein Weib bist! Denn Du weißt doch, meine holde Taube, daß Du mein bist, daß Du Niemand anders angehören darfst, daß Du Dich mir gelobt hast, und einst mir folgen mußt, als Deinem Gatten?

Ich weiß, ich weiß, murmelte sie.

Plötzlich fuhr es wie ein elektrischer Schlag durch

Digitized by Google

ihren Körper, und mit Blitzesschnelle sprang sie empor und lauschte.

Sie hatte ganz deutlich die Stimme ihres Vaters vernommen.

Als Feodor jetzt sprechen, als er sie nach der Ursache ihres plötzlichen Erschreckens fragen wollte, drückte sie ihm schnell ihre Hand auf den Mund.

Still, flüsterte sie leise. Ich habe es ganz deutlich gehört, mein Vater kommt durch den Garten hierher.

Beide schwiegen sie jetzt und lauschten. Durch die Stille der Nacht vernahm man jetzt Gotzkowsky's Stimme, wie er seinen Dienern befahl, die Thüren des Gartens fest zu verschließen und sie genau zu beobachten, weil die einmarschirenden Oesterreicher an dieser Mauer vorüberziehen würden.

Du hast Recht, es ist Dein Vater, sagte Feodor. Dieß ist in der That ein unglückseliger Zufall.

Oh, er wird mich ermorden, wenn er Dich hier findet, murmelte Elise, sich halb ohnmächtig an ihres Geliebten Arm klammernd.

Er drückte sie fest an sich. Ich beschütze Dich mit meinem Leben, Elise!

Nein, nein, sagte sie athemlos. Er darf Dich hier nicht finden! Niemand darf Dich sehen! Ach, Feodor, hörst Du nicht? Er ist nicht allein, Bertram ist bei ihm, und seine Diener. O mein Gott, sie würden Dich tödten, rette Dich, rette mich, Feodor, und verbirg Dich!

Und indem sie ihn mit unwiderstehlicher Gewalt nach der Thüre hinzog, flüsterte sie: Da hinein, in mein Schlafzimmer! Dort verbirg Dich!

Niemals, sagte er fest und entschieden, nie werde ich mich verstecken, wie eine feige Memme.

Du mußt es thun, Feodor. Und wie sie sah, daß er zauderte und widerstrebend zurückwich, fuhr sie fort: Nicht nur um Dich, um meiner Ehre willen, Feodor. Bedenke, es ist Nacht, und ich bin allein mit Dir.

Ja, Du hast Recht, sagte Feodor traurig. Verbirg mich, Deine Ehre soll rein seyn von jedem Fleck.

Elise zog ihn in krampfhafter Hast nach der Thüre ihres Zimmers. Schon vernahm man dicht hinter den Fenstern Gotzkowsky's Stimme.

Eile, eile, sie kommen! flüsterte sie, indem sie die Thüre aufstieß und Feodor in das Zimmer drängte.

Er ist gerettet, jauchzte ihr Herz, als sich die Thüre hinter ihm geschlossen hatte, und indem sie halb ohnmächtig auf einen Sessel niederglitt, murmelten ihre zitternden Lippen: habe Erbarmen, mein Gott, Erbarmen mit ihm, und mit mir!

In diesem Augenblick trat ihr Vater, begleitet von Bertram und dem Fabrikarbeiter Balthasar durch die Balkonthüre in den Salon.

XVI.

Der Bombardier Fritze.

Gotzkowsky kehrte also endlich in sein Haus zurück. Seine Seele war traurig und kummervoll, und finstere Wolken lagen auf seiner sonst so klaren, reinen Stirn. Er trauerte um sein Vaterland, um die vergeblichen Kämpfe, das vergeblich vergossene Blut und in bitterem Schmerzgefühl fragte er sich, was er denn verschuldet habe, daß ihm die traurige Pflicht der Entscheidung, welchem der Feinde man sich ergeben solle, auferlegt worden sey?

Indeß, die Entscheidung war jedenfalls jetzt da, und Berlin mußte sich den Russen ergeben.

Das war es, was Gotzkowsky traurig machte, welches ihn die Angst und Todtesblässe seiner Tochter gar nicht bemerken ließ.

Schweigend durchschritt er den Salon, dessen Pforten Bertram sorgfältig verriegelte, und dann Balthasar und den Dienern halblaute Befehle zum Schutz des Hauses gab.

Das ist eine unheilsvolle Nacht, sagte Gotzkowsky, indem er sich ermattet auf den Divan gleiten ließ. Nicht bloß meine Glieder, sondern auch mein Herz thut weh.

Aber trotz seiner Ermattung erhob er sich jetzt, als sein Auge Elisen gewahrte, welche athemlos und zitternd noch immer auf dem Sessel neben der Thüre saß.

(Fortsetzung folgt.)

Der Vetter im Konsistorium.

(Fortsetzung.)

Endlich läuteten die Glocken. Die Gemeinde strömte zum Gotteshause. Begeistert und begeisternd sang die Gemeinde das bedeutungsvoll gewählte Lied Paul Gerhard's: „Befiehl du deine Wege," und nun war der Augenblick gekommen, wo Gustav's Lippe kund thun sollte, wie jeden inneren und äußeren Sturm des Herrn Wort zur Ruhe bringt, daß es ganz stille wird.

Nie hatte er inniger und darum hinreißender gepredigt. Die Gemeinde hing an seinem Munde; man konnte die Athemzüge hören, solche Stille der Andacht, der hingebendsten Aufmerksamkeit herrschte in der Kirche. Alle waren ergriffen, erhoben, erbaut. Ueber Alle, wie über ihn, war der Friede Gottes gekommen.

Er eilte heim. Seine Seele war so voll, daß sie sich noch ausströmen mußte. Er setzt sich an sein Klavier. Ohne es selbst zu wissen, war es die

Digitized by Google

Melodie des wunderherrlichen Liedes, die er spielte, die er kunstreich und fugenartig behandelte und die ihn noch einmal in die heiligen Regionen empor trug, in denen seine Predigt sich bewegt.

Er hatte es nicht bemerkt, daß leise die Thüre hinter ihm aufgegangen war und sich Jemand in des Vaters Sorgenstuhl am Ofen stille niedergelassen hatte. Die Mutter war noch zu einer befreundeten Familie gegangen und weilte länger, als sie sonst pflegte.

Lange hatte Gustav gespielt. Endlich schloß er begeistert mit einer Fermate, die das Amen zu seinem melodischen Gebete war. Er stand auf und trat gegen das Fenster mit gefalteten Händen. Nach einer Weile drehte er sich um — und vor dem Erschreckenden stand — der Fremde. Er ergriff des Kandidaten bebende Hand und drückte sie mit Wärme.

Der Fremde ergriff zuerst das Wort: „Sie werden vielleicht an mir irre geworden seyn, mein junger Freund, aber ich nicht an Ihnen. Ein ehrlicher Mann hält sein Wort. Ich bin heute Ihr Zuhörer gewesen, und komme, Ihnen zuerst für die Erhebung zu danken, die mir Ihre vortreffliche Predigt gewährt hat, und habe Ihnen dann noch einen Dank abzustatten, den für Ihr treffliches Spiel, dessen stiller Zuhörer ich hier gewesen bin, und das vollständig den Eindruck Ihrer Predigt fortgesetzt und vollendet hat."

Er sah so freundlich in des Kandidaten Augen, daß das Erschrecken schnell von diesem wich. Er bat den Fremden, sich doch in des Vaters Sorgenstuhl niederzulassen und sagte: „Es haben nur gute Menschen darin gesessen!"

Der Fremde lächelte.

„Nun," sagte er, „möge denn ihr Geist auf mich übergehen, wenn ich mich noch einmal darin niederlasse! Nun setzen Sie sich aber zu mir. Ich habe Ihnen Mancherlei zu erzählen, denn in der Hauptstadt, wo ich wohne, ist Mancherlei vorgegangen, was Sie interessiren wird. Zuerst ist Herr von Laubing freiwillig von seinem Amte zurückgetreten und hat eine sehr anständige Pension. Er wird Ihnen nicht mehr schaden! Mit ihm die beiden alten Räthe, die seine Kreaturen gewesen sind. Nur der Eine wackere Mann, der Ihnen so freundlich rieth, ist im Amte geblieben."

„Großer Gott," sagte Gustav erbleichend, „es wird doch nicht das, was ich in unbewachter Offenheit Ihnen mitgetheilt habe, die Ursache dieser Veränderung seyn? Ich würde mich in meinem Gewissen belastet fühlen, und habe jene Unbesonnenheit schwer beklagt!"

„Seyen Sie ganz ruhig," versetzte der Fremde. „Sie haben ja die vollste Wahrheit gesagt; aber zu Ihrer Beruhigung bemerke ich blos noch, daß der Rücktritt der Herren freiwillig war. Das ist aber nicht Alles, was ich Ihnen zu sagen habe. Auch Leiendorf ist besetzt. Sie haben dem guten Rathe des würdigen alten Konsistorialrathes Folge geleistet und ich, Ihr Vetter im Konsistorium," setzte er lachend hinzu, „habe auch meinen Senf hinzu gethan, und — der Minister hat Sie präsentirt."

„Großer Gott!" rief Gustav erschreckend. „Ich habe erst hinternach gehört, daß Leiendorf eine der besten Stellen des Landes ist, und daß ich darauf nicht die mindesten Ansprüche habe. Die Stelle gehört einem alten verdienten Manne."

„Das ehrt Sie, junger Mann," erwiderte der Fremde; „aber der Minister hat sich nach Ihnen erkundigt und was er gehört, konnte ihn nur in seiner Meinung bestärken. Da er den Sommer über in Leiendorf mit seiner Familie wohnt, so ist er auch ein wenig eigennützig. Er hat noch, obgleich er den Sechzigern angehört, einen Sohn von vierzehn und eine Tochter von eilf Jahren. Sehen Sie, da spekulirt der Mann auch ein wenig auf den Unterricht dieser Kinder, und namentlich auch auf die Musik, deren Freund er ist und die er in seiner Familie sehr pflegt. Ueberdieß wünschte er dorthin einen tüchtigen Prediger. Ich will Ihnen ganz ehrlich sagen, daß er mich hierher geschickt hat, Sie predigen zu hören und Ihnen auf den musikalischen Zahn zu fühlen. Da hab' ich's denn besser nicht treffen können, und ich bin in beiden Beziehungen im Stande, Ihnen Zeugnisse beizulegen, wie sie eben der Minister wünscht."

In diesem Augenblicke überhob der Eintritt der Mutter Gustav's diesen einer Antwort, zu der ihn seine Verlegenheit nicht würde haben kommen lassen.

Gustav stellte sie vor, die den fremden Herrn demüthig begrüßte.

Der Fremde bewies ihr ein hohe Achtung und bat um die Erlaubniß, in seinen Mittheilungen fortfahren zu dürfen.

„Der Präsident von Laubing scheint," sagte er, „übrigens sich vollständig umgeändert zu haben. Wie ich gehört habe, so ist eine seiner letzten Amtshandlungen gewesen, für Sie würdige Frau, eine recht anständige Pension von Sr. Durchlaucht zu erbitten. Ich zweifle nicht an der Gewährung; wie er dann auch auf Ihre Bestallung als Pfarrer in Leiendorf angetragen hat."

Die Wittwe saß starr da. Sie war bleich geworden, und zwei heiße Thränen rannen über ihre Wangen. Ihre Händen waren wie zum Gebete gefalten, und ihre Lippe zuckte.

„Gott segne ihn dafür!" sagte freundlich kaum hörbar.

„So ist's recht, würdige Frau!" versetzte mit Rührung der Fremde. „Wir sollen segnen die Hand,

Digitized by Google

die uns geschlagen hat, und beten für unsere Verfolger. So lehrt's uns der Herr!"

„Und Du Pfarrer in Leiendorf?" sagte sie, Gustav's Hand ergreifend, und sah ihn dabei selig an.

„O Herr," wendete sie sich dann zu dem Fremden, „Sie sind ein Segensbote Gottes! — Ach — — der Abend meiner Tage will sich noch aufklären? Ja, Gustav, der Herr hat den Sturm beschworen und es wird ganz stille! Sein Name sey gelobt!" setzte sie begeistert hinzu und drückte des Sohnes Hand.

„Amen!" sprach der Fremde und zerdrückte eine Thräne, die ihm in's Auge trat.

Da klopfte es an der Thüre.

Der Postbote trat herein und überreichte zwei große Briefe, denen Gustav nicht ansah, daß alle Postzeichen fehlten und sie also hier auf die Post gelegt waren. Der eine der Briefe war an seine Mutter überschrieben.

Sie nahm ihn, öffnete ihn und las. Er enthielt die Zusicherung einer Pension von dreihundert Thalern.

Ihre Thränen rannen ungehemmt.

„Da lies, Gustav!" sagte sie. „Dreihundert Thaler Pension sichert mir der gnädige Fürst zu! O, so viel hatte Dein armer Vater kaum Besoldung!"

„Es ist der späte Abtrag einer gerechten Schuld!" versetzte der Fremde.

Und Gustav reichte ihr bebend sein Patent als Pfarrer in Leiendorf.

„O Gott, o Gott!" rief die Mutter. „Es ist zu viel auf einmal!"

Da sanken Mutter und Sohn sich in die Arme und der Fremde stand in seligem Anschauen da. Es war eine Scene, die jedes Herz hätte ergreifen müssen.

„Und Sie, Sie," rief Gustav, „Sie sind der Wohlthäter meines Lebens geworden!" Er faßte seine Hand und drückte sie.

„Möge Gott Ihnen vergelten in reichem Segen, was Sie für mich thaten!"

Der Fremde schüttelte, keiner Antwort fähig, den Kopf, nahm seinen Hut und wollte gehen.

„Ach," sagte Gustav verlegen, „verlassen Sie uns nicht! Theilen Sie unser einfaches Mahl, Sie sind Besseres gewohnt, aber — theilen Sie einmal das Mahl der Armuth."

Er blieb und theilte das höchst einfache Mahl, man sah es dem Manne an, wie glücklich er war.

Nach Tische sagte er, daß er noch ein Kleines zu besorgen habe und dann wiederkehren würde. Er ging schnell weg — aber er kam nicht wieder, und als Gustav im Gasthofe fragte, war er abgereist.

„Wer ist's?" fragte die Mutter den Sohn, und erst jetzt fiel es ihm ein, daß er nach seinem Namen nicht gefragt.

Sie blieben stille in ihrem Glücke zusammen diesen Tag; aber gegen zwei Uhr klopfte es leise.

Frau Gebhards kam herein.

„Ach du lieber Gott," sagte sie, „ich habe Sie, Frau Pastorin, in Thränen gesehen und doch nicht traurig, wie sonst. Da mögen Sie es mir schon zu gute halten, daß ich, wahrlich nicht aus Neugier, sondern in herzlicher Theilnahme komme und frage, was Ihnen denn begegnet ist?"

Nun erzählten sie es denn der treuen Seele ausführlich.

„Sehen Sie," sagte sie überglücklich, „mein Traum ist wahr geworden! O was wird mein Alter sagen? Nun wird er doch endlich einmal Etwas darauf geben! Ja, ja, mein lieber Herr Pastor, es ist ewig wahr, der Eltern Segen baut den Kindern Häuser! Es bleibt ewig wahr, was Sie heute wieder gepredigt haben. Der Herr hat Ihnen Gnade gegeben. Er sey gelobt!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Einem eifrigen Alterthümler in einer benachbarten Stadt bei Wien wurde kürzlich nach einem großen Wolkenbruche eine Art Grabstein zugesendet, auf dem sich nachstehende, aus römischen Buchstaben und Ziffern bestehende, räthselhafte Inschrift befand:

I. N. A.
R. R. M.
VIII. X.

Der Alterthümler zerbrach sich vergebens den Kopf, was diese Inschrift zu bedeuten habe, sendete auch eine Abschrift derselben an viele Alterthumsforscher. Wer aber malt seinen Aerger, als er plötzlich einen anonymen Brief des Inhaltes erhielt: „Blamiren Sie sich nicht länger," die Inschrift lautet: „„Ein Narr macht zehne!""

Auflösung der Charade in Nro. 165:

Frohlocken.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 169 Mittwoch, 16. Juli 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Bei dem Anblick seiner Tochter flog ein milder, freudiger Ausdruck durch Gozkowsky's Züge, und seine Stirn erheiterte sich. Er eilte zu ihr hin, und zog sie in seine Arme empor.

Ach, sagte er, sey gegrüßt mein Kind. Ich war zwei Tage lang nur Bürger und Soldat, nun mag es mir vergönnt seyn, mich einen Augenblick daran zu erinnern, daß ich Vater bin. Beim Himmel, ich hatte es in diesen wüsten, schmerzreichen Tagen fast vergessen. Guten Abend, mein Kind!

Elise küßte ihm demuthsvoll die Hand und flüsterte leise einen Willkommensgruß.

Gozkowsky sagte weich: Dieß ist eine Erquickung, welche alle Schmerzen vergessen läßt. Kommt, meine Kinder, wir wollen für eine schöne Stunde alle Sorge und Mühsal abstreifen, und mitsammen heiter und glücklich seyn. Laßt uns frühstücken. Die arme, hinfällige Kreatur bedarf der Stärkung, denn sie erinnert mich jetzt daran, daß ich seit zwei Tagen, wie ein Gefangener, nur von Brod und Wasser gelebt habe. Laßt uns also frühstücken. Komm Bertram, setze Dich zu mir, und unsere schöne, kleine Hausfrau wird uns den Kaffee serviren.

Elise erhob sich mühsam und ertheilte dem Diener die nöthigen Befehle.

Und indem die Diener hin und wieder gingen, das Frühstück zu serviren, lehnte Gozkowsky im Halbschlummer der Erschöpfung im Divan, während Bertram und Elise sich schweigend einander gegenüber saßen.

Plötzlich vernahm man in der Ferne wüstes Geschrei und lautes Toben und Heulen. Dann hörte man eilige Schritte die Treppe hinauf fliegen, die Thüre des Salons ward aufgerissen und ein Soldat stürzte herein.

Mit athemloser Hast schob er den Riegel vor die Thüre, dann diesen weißen Mantel, welcher seine ganze Gestalt umhüllt hatte, und diesen breitgeränderten Hut, der sein Haupt bedeckte, von sich werfend, sank er laut ächzend auf einen Stuhl.

Gozkowsky war zu ihm hingeeilt und betrachtete ihn aufmerksam, während Elise, in einem instinktartigen Gefühl der Gefahr sich wieder der Thüre zugewandt hatte, hinter welcher ihr Geliebter verborgen war.

Der Bombardier Fritze! rief Gozkowsky jetzt mit sichtlichem Erstaunen.

Ja, ich bin's, ächzte dieser. Rettet mich, Gozkowsky, liefert mich nicht diesen Oesterreichern aus.

Gozkowsky legte ihm die Hand auf die Schulter und blickte ihn freundlich an: Ich würde selbst den Feind nicht verrathen, wenn er sich hülfesuchend in mein Haus rettete, sagte er, und Du bittest, daß ich den tapfersten und ruhmvollsten Vertheidiger Berlin's nicht verrathen soll. Ach Bertram, dieser Mann hier, dieser einfache Bombardier hat Wunder der Tapferkeit vollbracht, und sich in diesen unglückseligen Tagen einen ruhmvollen Namen erkämpft. Er war es, welcher diese beiden Kanonen, die einzigen, welche Berlin zu seiner Vertheidigung besaß, versorgte, und nie ermüdend, ohne Rast und Ermatten den Tod zu dem feindlichen Heere hinüber trug. Sey ruhig, mein Sohn, Du hast in diesen Tagen gekämpft wie ein Held, und Gott kann nicht wollen, daß Du zum Dank für Deine Tapferkeit Deinen Feinden in die Hände fällst.

Sie verfolgen mich überall, sagte der Bombardier. Wie ein gehetztes Wild bin ich durch die Straßen und Gassen hierher geeilt, verfolgt von den Lacy'schen Jägern. Ihr sagtet mir gestern, daß, wenn ich jemals eines Freundes in der Noth bedürfte, Ihr es mir seyn würdet. Deßhalb komme ich jetzt zu Euch. Die Oesterreicher haben geschworen, blutige Rache an dem Kanonier zu nehmen, dessen Kugeln so mörderisch in ihren Reihen getroffen, und ein bedeutender Preis ist auf meinen Kopf gesetzt.

Ah, die Oesterreicher theilen Preise aus, rief Gozkowsky lachend, bevor sie das Geld dazu haben. Laß sie immerhin tausend Dukaten auf Deinen Kopf setzen, mein Sohn, es wird ihnen doch an den Dukaten sowohl, wie an Deinem Kopf fehlen, und

Digitized by Google

Berlin wird ihnen weder das eine, noch das andere geben. Müssen wir Geld zahlen, so bekommt es der Russe, und Deinen Kopf, nun, den werde ich mit meinem Leben bezahlen, wenn es seyn muß. Du hast gekämpft wie ein Löwe, und wie Löwen wollen wir Dich vertheidigen.

Der Bombardier sagte traurig: Was hat es mir geholfen zu kämpfen. Es ist den Feinden doch gelungen, in die Stadt zu dringen, und ihre Wuth ist fürchterlich. Sie haben geschworen, mich zu tödten. Aber Ihr werdet mich nicht ausliefern, und kämen sie hierher und fänden mich, dann aus Erbarmen, tödtet mich, aber liefert mich dem Feinde nicht aus.

Um Euch zu tödten, müssen sie zuvor uns Beide tödten, rief Bertram, dem tapfern Kanonier die Hand darreichend. Nicht wahr, Vater Gozkowsky, wir vertheidigen ihn in Eurem Hause?

Und zwar so sicher, daß Niemand im Stande seyn soll, ihn aufzufinden, sagte Gozkowsky, und indem er des Soldaten Hand ergriff und ihn emporzog, fuhr er fort: Folgt mir, mein Sohn. Hier in dem Zimmer meiner Tochter ist ein sicheres Versteck. Der Wandspiegel bildet eine verborgene Thüre, hinter welcher sich ein Raum befindet, grade groß genug, um einen Menschen dahinter zu verbergen. Kommt!

Und er führte den Bombardier zu der Thüre nach Elisens Zimmer.

Aber vor dieser Thüre hatte sich jetzt Elise mit glühenden Wangen und blitzenden Augen aufgerichtet. Die Gefahr ihres Geliebten hatte ihr jetzt Muth und Entschlossenheit verliehen, und ließ sie selbst dem Zorn ihres Vaters muthvoll entgegen gehen.

Nicht dahinein, Vater, sagte sie fast gebieterisch, nicht in mein Zimmer!

Gozkowsky trat erstaunt einen Schritt zurück und sah seine Tochter an.

Wie, fragte er, Du wehrst mir den Eingang?

Elise sagte mit fliegender Hast: Im großen Saal hinter dem Madonnenbild ist ein ähnliches Versteck, führt ihn dahin.

Gozkowsky erwiderte nichts, sondern schaute starr und mit durchbohrendem Blick in das Antlitz Elisens. Finstere und unheilvolle Ahnungen und Vermuthungen, die er oft mit Mühe zurückgedrängt, wurden wieder wach in ihm, und erfüllten ihn jetzt mit einem zornigen, verzweiflungsvollen Schmerz. Gleich dem Virginius des Alterthums würde er es vorgezogen haben, seine Tochter zu tödten, ehe er sie den Armen des verhaßten Feindes überliefert hätte.

Und weßhalb soll er dorthin, und nicht hier bleiben? fragte er endlich mühsam.

Bedenke, Vater, stammelte sie erröthend, es ist mein Schlafzimmer, ich —

Sie verstummte als sie plötzlich dem Blicke ihres Vaters begegnete, der mit durchbohrender Gewalt auf ihr ruhte, als sie auf seinen blassen, zitternden Lippen und auf seiner Stirn, deren Adern hoch angeschwollen waren, den aufgrollenden Zorn seiner Seele las.

Bertram hatte mit wachsendem Staunen dieser kurzen und doch so beredten Scene zugeschaut. Elisens sichtbare Angst, ihr Erbleichen und Zittern, ihr Bewachen jener Thür war ihm gleich bei seinem Eintreten nicht entgangen, und hatte ihn mit bangem Schmerz erfüllt. Aber als er jetzt in den Zügen Gozkowsky's die Symptome eines Zornes, der um so heftiger und vernichtender zu seyn pflegte, je seltener Gozkowsky sich ihm überließ, erkannte, fühlte er die Nothwendigkeit, der bedrängten Schwester zu Hülfe zu kommen.

Er näherte sich daher ihrem Vater, und indem er leise seine Hand ihm auf die Schulter legte, sagte er: Elise hat Recht! Ehrt ihr jungfräuliches Zagen!

Gozkowsky wandte sich mit einer heftigen Kopfbewegung nach ihm um, und sah ihm starr in's Gesicht. Dann brach er in ein wildes, spöttisches Lachen aus.

Ja, sagte er, laßt uns ihr jungfräuliches Zagen ehren! Wohl, Du hast weise gesprochen, Bertram! Hörel Du kennst den Vorschlag hinter dem Madonnenbild im Bildersaal. Dorthin führe unsern tapfern Freund, und gib Acht, daß die Feder fest in's Schloß springt.

Bertram sah ihn mit traurigen, angstvollen Blicken an, er hatte den sonst so besonnenen Mann niemals in einer so leidenschaftlichen, fieberhaften Bewegung gesehen.

Ihr geht nicht mit uns, Vater?

Nein, sagte er, ich bleibe, um hier den Feind zu erwarten.

Und er warf Elisen, welche immer noch an der Thüre lehnte, einen drohenden Blick zu, welcher ihr Herz erzittern machte.

Bertram seufzte und hatte nicht den Muth, zu gehen, und Elisen in diesem kritischen und angstvollen Moment zu verlassen.

Eile Dich, Freund, sagte Gozkowsky streng. Das Leben eines tapfern Mannes steht auf dem Spiel. Eile Dich!

Der junge Mann wagte nicht zu widersprechen, aber er näherte sich Gozkowsky und flüsterte leise: Seyd vorsichtig, Vater! Seht, wie sie zittert! Arme Schwester!

Und noch ärmerer Bertram flüsterte sein Herz, als er jetzt die Hand des Bombardiers nahm, um ihn aus dem Salon zu führen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Vetter im Konsistorium.

(Fortsetzung.)

5.

Der Pfarrer zu Leiendorf.

Die Wolken waren verzogen. Der Himmel lachte so heiter über Mutter und Sohn. Die Theilnahme im Städtchen war aufrichtig und herzlich.

So kam denn endlich der Tag der Abreise. Alle Bewohner des Städtchens nahmen rührend Abschied von den beiden trefflichen Menschen, besonders leid that es den Familien, deren Kinder Gustav unterrichtet, und den Knaben selbst, deren Liebe und Hochachtung er sich in hohem Grade erworben hatte.

Am schwersten aber war der Abschied von der guten Frau Gebhards und ihrem Manne, der wenigen in Worten ausdrücken konnte, wie er es so treu meinte, als seine zungenfertige, gutmüthige Frau.

Von ihren Segenswünschen begleitet, fuhren die Glücklichen endlich ihrer neuen Bestimmung zu. Sie hatten mehrere Tagreisen. Die Gegend war bergig und rauh, durch welche ihr Weg sie führte; aber allmählig wurde sie milder, fruchtreicher. Die Berge waren weniger hoch, die Thäler lieblicher, die Dörfer wohlstehender. Sie nahten sich der Gegend, wo in hügeligem Land reiche Fruchtfluren, üppige Obstbäume ein mildes Klima weissagten.

Es war an einem warmen schönen Tage, als Gustav und seine Mutter endlich Leiendorf im Thale vor sich liegen sahen.

Dieß war ein reiches, schönes Dorf, das an einem bedeutenden Bache lag, der sich durch ein fruchtbares Thal schlängelte, dessen Höhen ein schöner Wald krönte.

In Gustav's Herzen fehlten ernste Gedanken. Sein heiliger Beruf trat in seiner Schwere und Verantwortlichkeit vor seine Seele; aber auch das Vertrauen wuchs in seiner Brust, daß der Herr ihm beistehen würde, damit er ihn recht ausrichte.

Herzlich bewillkommnete die Gemeinde ihren neuen Seelsorger, dem ein so guter Ruf vorausgegangen war. Wie im Triumph wurde er zur Pfarrwohnung geleitet.

Als sie dort ankamen, trat ein hoher Mann aus der Thüre ihnen entgegen, seine Brust war mit Orden geziert. Die Männer der Gemeinde traten ehrerbietig zurück. Staunend erkannte Gustav den Fremden.

Er reichte ihm herzlich die Hand und sagte: „Es ist billig, daß ich sie auf der Schwelle Ihres Hauses begrüße. Ich bin der Patron Ihrer Kirche, der Minister von B.. Dort droben blickt meine Wohnung herüber. Lassen Sie uns gute Nachbarschaft halten.

Da erbleichte Gustav und bückte sich tief vor dem Manne, der ein Werk, ganz des Herrn, in seine letzten Geschicke so wesentlich eingegriffen hatte.

„Nicht so, nicht so, liebster Pfarrer!“ sagte der edle Mann. „Sie kamen mir mit Vertrauen, Offenheit und Freundschaft entgegen, als Sie mich noch nicht kannten; lassen Sie denn auch jetzt dieß Verhältniß fortdauern, aus dem, wie ich hoffe, manche schöne Stunde für uns erblühen soll! Schlagen Sie ein auf gute Nachbarschaft!“

Er reichte Gustav seine Hand hin, und dieser schlug, überwältigt von der Güte des Ehrenmannes, ein.

„Nun aber kommen Sie,“ sagte er zur Mutter; „Sie müssen vor Allem die Wohnung kennen lernen, wo Ihnen ein neues Leben erstehen soll und, so Gott es will, wird.“

Er führte die Mutter in's Haus und zuerst in das Wohnzimmer. Da standen einfache, aber schöne neue Möbel und vorzüglich, ein neues treffliches Klavier. Ueberall war für das Nöthige gesorgt in einfacher Weise, aber ächt und gut.

Dann sagte er den Ueberraschten: „Das Alles gehört Ihnen! Es fehlt nichts, als ein wackere junge Hausfrau, der lieben Mutter eine liebe Tochter. Da hat aber meine Vetterschaft ein Ende,“ schloß er lachend; „denn da ziehe ich mich bescheiden zurück, und lasse Gott und Sie selbst sorgen! Heute Mittag aber bitte ich Sie, mein Brod mit mir zu theilen, und da es Zeit ist, so lassen Sie uns gehen.“

Wie strömten da die Herzen von Dank über, und wie einfach wies ihn der edle Mann ab!

Als sie in's Schloß traten, empfing die Ministerin auf eine wohlthuende, herzliche Weise die Mutter Gustav's. Bei Tisch erschienen die beiden kleineren Kinder, die Gustav unterrichten sollte, und die älteste Tochter; allein wie erbebte Gustav, als Anna, Laubings schöne Tochter, an ihrer Hand eintrat.

„Ich habe Ihnen zu sagen vergessen, daß Sie eine Bekannte treffen,“ sprach der Minister, Gustav vorstellend.

Er kannte die Lage Beider, und nur seiner Geistesgegenwart gelang es, das Bittere, was die Erinnerung hatte, zu tilgen.

Anna kannte das Verhältniß nicht, das einst zwischen ihrem Vater und der Mutter Gustav's bestanden; sie wußte es nicht, wie tief die Wunden waren, die seine Hand ihr geschlagen; aber es war ein Zug ihres Herzens, der sie zu dieser ehrwürdigen Frau hinlenkte. Sie sah neben ihr; sie erwies ihr eine ungeheuchelte Ehrerbietung; sie schloß sich

Digitized by Google

mit wahrer Liebe ihr an; aber die Empfindungen ahnte sie nicht, die das Herz der Vielgeprüften erfüllten, sie wußte die Thräne nicht zu deuten, die dann und wann hervorbrechen wollte. Und dennoch that der wilden Frau diese Liebe so wohl.

Gustav sah dieß Werben um der Mutter Liebe mit seliger Freude! O, auch für ihn hatte sie manches liebreiche Wort, manchen Blick, der freilich tief in seine Seele drang, und einen alten Kampf erneuerte, den er siegreich bestanden zu haben meinte. Wie kamen die süßen Erinnerungen über ihn, wie eine erhebende Weihe, als ihn nach Tisch der Minister bat, sich an das Instrument zu setzen. Er vergaß ganz seine Umgebung, er lebte in der Welt seiner seligsten Gefühle. Die Erinnerungen seines vergangenen Lebens und die helle Aussicht in die Zukunft — Alles verschmolz in seiner Seele zu einem Ganzen, welches sich in seinem freien Spiele ausprägte. In einem ergreifenden Adagio hatte er begonnen. Die Akkorde waren tief ergreifend. Dann wurde sein Spiel lebhaft, feurig; die Hoffnung einer bessern Zukunft tagte; der Sonnenblick der Liebe fiel wonnig in sein Leben; aber jetzt zogen die Wolken am Horizonte herauf. Ein wilder Sturm brauste durch die Saiten; doch auch dieser Sturm legte sich, und leise verschmolzen die Akkorde, fast hinsterbend. Alle Hoffnungen waren erblichen an Anna's Rosenknospe; aber aus diesem tiefen Weh eines hingebenden Schmerzes entstand siegend der Glaube. Ein ernstes Spiel voll Kraft und Weihe drückte dieß aus, und in dem wieder meisterhaft fungirten Choral: Nun danket alle Gott, endigte der Spielende. Der Minister stand hinter ihm.

Als er geendet, beugte er sich über ihn und sagte: „Ich habe Ihr Spiel vollkommen verstanden. Es ist das Bild Ihres Lebens in letzterer Zeit gewesen. Ich danke Ihnen für diesen Genuß!"

Und zu der Familie wendete er sich und fragte: „Hab' ich zu viel gesagt?"

„Nein, nein!" riefen Alle begeistert.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber ein Concert diabolique in Amerika berichtet die österreichische Zeitung: „In einer Stadt im Westen Amerika's kam ein Violinist auf die Idee, sich als Teufel mit Hörnern und Schwanz zu kostümiren und so den „Karneval von Venedig" von Paganini zu spielen. Außerdem versteckte er an mehreren Punkten des Saales Musiker, welche sich nach der Reihe in die Melodie theilen sollten. Das satanische Konzert wurde durch riesige Prospekte und haarsträubende Reklamen angekündigt. Der Tag des Konzertes kam, der Saal war zum Erdrücken gefüllt und der Teufel erschien. Tobender Applaus begrüßte ihn; und in der That fehlte nichts. Die Hörner waren ausgezeichnet, der Schwanz von ungeheurer Länge, seine rothe Haut glänzte wie die Schale eines gesottenen Krebses. Es war ein schöner Teufel. Einige Minuten lang spazierte er auf und ab, von Zeit zu Zeit nahm er die geeigneten Stellungen, um das Gemüth der Zuschauer vorzubereiten. Endlich stand er stille, hob langsam die Violine, betrachtete lange den Bogen und plötzlich wie auf ein Zeichen der Hölle begann er. Kaum hatte er die Hälfte des Themas vollendet, als ein unsichtbares Instrument die Melodie aufnahm, seinerseits wieder von andern ebenfalls unsichtbaren Instrumenten unterbrochen und abgelöst, die zuletzt aus allen Ecken des Saales ertönten. Während dieses Dialogs der höllischen Geister spazierte der Teufel mit großen Schritten auf der Scene herum, stieß von Zeit zu Zeit ein höllisches Gelächter aus und wiederholte, wenn die Reihe an ihn kam, mit entsetzlichen Variationen die Melodie, die von allen Seiten ertönte. Das Konzert schloß mit einem Tutti, das auch dem Ruhigsten Schrecken einflößen konnte. Lange sprach man von diesem orginellen Konzert und dem Meister, der den Geschmack der Amerikaner so zu treffen gewußt hatte."

Der mehrere Mal schon angeregte Plan, den Straßenverkehr in London durch eine unterirdische Eisenbahn zu erleichtern, soll denn doch zur Ausführung kommen. Die Bahn wird 4½ englische Meilen (also ungefähr eine deutsche Meile) lang werden, und die drei größeren, am entferntesten gelegenen Bahnhöfe mit dem Hauptpostamt im Herzen der City verbinden. Das Anlagekapital ist auf eine Million Pfund veranschlagt, wovon die Hälfte durch Aktien bereits gedeckt ist, die in den Händen der betreffenden Bahngesellschaften sind. Für die andere Hälfte sind durch ein Deposit von 100,000 L. 6 pCt. garantirt.

Vor einigen Tagen hat ein Schmiedgeselle aus einer Wiener Vorstadt in blinder Wuth ein glühendes spitzes Eisen einem Lehrjungen in den Leib gerannt, wodurch letzterer eine tödtliche Verletzung erhielt, und nach einem viertägigen, äußerst schmerzvollen Krankenlager den Geist aufgab. Es wäre nur zu wünschen, daß denjenigen Handwerksgesellen, welche ein besonderes Recht auf die Haut der Lehrjungen zu haben wähnen, dieser traurige Fall zur Warnung dienen möchte.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Ästette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 170 Donnerstag, 17. Juli **1856.**

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung)

XVII.

Der Liebhaber hinter der Thüre.

Elise war jetzt allein mit ihrem Vater. Sie war neben dieser verhängnißvollen Thüre niedergesunken, und ihre erblaßten Lippen murmelten leise Gebete. Gozkowsky stand noch immer unbeweglich da, aber sein zuckendes Angesicht, seine finstere Stirn, seine blitzenden Augen verriethen die tiefe und leidenschaftliche Bewegung seiner Seele. In seinen heiligsten Gefühlen bis in den Tod getroffen und verletzt, fühlte er kein Mitleid, kein Erbarmen mehr mit diesem armen, zitternden Mädchen, das jede seiner Bewegungen mit scheuem, angstvollen Auge verfolgte, sondern nur einen flammenden Zorn gegen seine Tochter, die, wie sein ahnendes Herz ihm sagte, seine Ehre in den Staub getreten.

Eine Pause trat ein, eine lange entsetzensvolle Pause. Man hörte nichts als die lauten, stürmischen Athemzüge Gozkowsky's, und die leise gemurmelten Gebete seiner Tochter.

Plötzlich raffte Gozkowsky sich auf, und warf stolz das Haupt zurück. Dann ging er mit festem Schritt nach der auf den Perron führenden Thüre und verschloß diese, wie die gegenüber liegende, auf den Hausflur führende.

Elise flüsterte leise: Erbarmen, Erbarmen, mein Gott! Ich vergehe vor Angst.

Ihr Vater näherte sich ihr, und ihre Hand fassend, zog er sie mit einer raschen Bewegung vom Boden empor. Wir sind jetzt allein, sagte er, und seine Stimme klang heiser und rauh. Antworte mir jetzt! Wer ist dort in Deinem Zimmer verborgen?

Niemand, mein Vater.

Niemand! wiederholte er wild. Und doch zitterst Du?

Du siehst mich so zornig an, sagte sie angstvoll, das macht mich zittern.

Ihr Vater schleuderte ihre Hand mit einer zornigen Bewegung von sich. Lügnerin! Du willst also, daß ich ihn tödte?

Und er nahm den Degen, welchen er bei seinem Kommen abgelegt, vom Tische, und näherte sich der verhängnißvollen Thüre.

Elise warf sich ihm mit einem Angstgeschrei in den Weg. Was willst Du thun, mein Vater?

Den Dieb tödten, welcher mir die Ehre meiner Tochter stahl.

Vater, Vater, beim ewigen Gott, ich bin unschuldig! rief Elise, indem sie ihn mit krampfhafter Angst zurück zu halten suchte.

Dann laß mich den Beweis dieser Unschuld haben! sagte Gozkowsky, sie zurückstoßend.

Aber mit der Behendigkeit einer Gazelle sprang sie vorwärts, stürzte sie wieder zu der Thüre hin, und krampfte ihre beiden Hände fest um das Schloß. Nein, Vater, ich bleibe hier, sagte sie entschlossen, Du sollst Dich und mich nicht so sehr beschimpfen, daß Du Unwürdiges und Ehrloses von mir glaubst, und daß es des Beweises meiner Unschuld bedarf!

Dieser trotzige Widerstand Elisens reizte Gozkowsky um so mehr, je mehr er ihr ein Beweis ihrer Schuld war. Eine rasende Wuth überkam ihn jetzt, und mit erhobenem Arm und sprühenden Augen zu Elise hinschreitend, rief er: Fort von der Thüre, oder beim Himmel, ich vergesse, daß ich Vater bin!

Oh, sagte sie, Du hast es oft vergessen, gedenke aber jetzt daran, denke daran, daß ich die Tochter Deines Weibes bin, welches Du geliebt hast! Vertraue mir, Vater! Beim Geiste meiner Mutter schwöre ich Dir, meine Ehre ist rein von jedem Fleck, und wie auch der Schein gegen mich seyn mag, ich bin dennoch unschuldig. Ich that nie etwas, dessen sich mein Vater zu schämen hätte. Glaube mir dieß, Vater, reiche mir die Hand und sage: ich glaube an Deine Unschuld, ich vertraue Dir auch ohne Beweis!

Und ihr Antlitz überströmt von Thränen, sank sie wieder auf ihre Knie nieder, und hob ihre Arme flehend zu ihrem Vater empor.

Er sah sie lange und schweigend an, und allmählig kamen weichere, mildere Gefühle über ihn.

Digitized by Google

Ob ich ihr Unrecht thue? fragte er sich leise, indem er sinnend in ihr weinendes Antlitz starrte. Ob sie wirklich unschuldig ist?

Versuchen wir's, sagte er dann nach einer Pause, indem er seine Hände fest an seine glühende Stirne drückte. Als er die Hände wieder herab gleiten ließ, war sein Antlitz ruhig und klar, und keine Spur des früheren Zornes war mehr sichtbar.

Ich will Dir glauben, sagte er. Komm, Elise, da ist meine Hand.

Elise stieß einen Freudenschrei aus, und von ihren Knieen empor fliegend, stürzte sie ihrem Vater entgegen, und drückte ihre brennenden Lippen auf seine dargereichte Hand.

Mein Vater, ich danke Dir! Ich werde Dir ewig danken!

Gozkowsky hielt ihre Hand fest in der seinen, und während er alsdann zu ihr sprach, näherte er sich, anscheinend zufällig, immer mehr jener von Elisen so kühn vertheidigten Thüre.

Ich war ein Thor, Dir zu mißtrauen, sagte er, Du hast Recht, mein Kind, aber, ich bin eifersüchtig auf meine Ehre, wie Du weißt, denn das ist das einzige Juwel, welches der reiche Gozkowsky für seine Millionen nicht erkaufen kann. Es ist schwer, ein reicher Mann zu werden, aber schwerer ist es, ein Ehrenmann zu bleiben.

Die ganze Welt nennt Dich so, sagte Elise mit einem mühsamen Lächeln.

Wie würde aber diese ganze Welt, diese neidische, mißgünstige und heimtückische Welt jubeln, wenn sie einen Flecken auf meiner Ehre finden könnte. Wehe also dem, der sie verdunkeln möchte, und wäre der Verbrecher selbst mein eigenes Kind!

Wie er Elisen erblichen und die Augen niederschlagen sah, fuhr er mit milderer Stimme, aber immer noch ihre Hand in der seinen haltend, und sich mit ihr der Thüre nähernd, fort: Ich wiederhole es, ich that Dir Unrecht! Ich will Dir meinen Verdacht gestehen! Der russische Parlamentär, welcher vorhin zur Stadt kam, um mit dem Magistrat zu unterhandeln, war von zehn Soldaten und zwei Offizieren begleitet, welche, während der Parlamentär im oberen Rathsaal mit dem Magistrat verhandelte, im unteren Geschoß des Hauses zurückblieben. Ich geleitete den Parlamentär, als er den Magistrat verließ. Wir fanden seine militärische Begleitung in Sorge und Aufregung, denn der eine ihrer Offiziere, welcher sie vor zwei Stunden verlassen hatte, war noch nicht zurückgekehrt, und man rief und suchte ihn überall. — Der Parlamentär vermuthete einen Mord. Ich aber, mein Kind, ich argwöhnte etwas weit Schlimmeres, als ich den Namen dieses vermißten Offiziers erfuhr. Soll ich Dir diesen Namen nennen?

Elise antwortete nicht, sie blickte ihren Vater mit Thränen in den Augen an, und schüttelte matt das Haupt.

Gozkowsky fuhr fort: Es ist der Name eines Mannes, dem ich einst, als er im Mißgeschick war, viel Freundlichkeit erwiesen, dem ich gastfrei mein Haus geöffnet, und der mir zum Dank dafür, als heimtückischer Dieb, das Herz meiner Tochter stehlen wollte. — Oh, versuche nicht, dieß zu widerlegen, Elise, ich weiß es, und wenn ich es bis jetzt vermied, zu Dir über diese Angelegenheit zu sprechen, so geschah es, weil ich zu Deinem guten und gesunden Sinn, zu Deinem edlen, unschuldigen Herzen das Vertrauen hegte, Du würdest diesen ersten täuschungsvollen Traum Deiner Unerfahrenheit von Dir abschütteln, wie man ein Rosenblatt abschüttelt, das der Wind ganz zufällig in unser Haar getrieben. Dieser Offizier, welcher sich so tollkühn entfernt hatte, — es war der Obrist Graf Feodor von Brenda.

Elise hatte Selbstbeherrschung genug, nicht aufzuschreien, nicht zusammen zu sinken. Nur ihre Wimper zuckte, — aber ihrem Vater war dieß nicht entgangen.

Er drückte ihre Hand fester in der seinen, und näherte sich noch dichter jener Thüre. Nun denke Dir, mich durchfuhr der tolle Gedanke, — wie, wenn dieser Mensch nun tollkühn und verwogen genug wäre, zu meiner Tochter zu gehen? — Weßhalb zitterst Du? fragte er sie jetzt mit donnernder Stimme, als ihre Hand in der seinen zuckte.

Ich zittere nicht, mein Vater! sagte sie, nach Fassung ringend.

Gozkowsky fuhr mit erhöhter, schallender Stimme fort: Verzeihe mir diesen Gedanken, mein Kind. Ich hätte wissen sollen, daß selbst, wenn dieser Verwegene es wagte, eine frühere Bekanntschaft zu erneuern, meine Tochter niemals so klein und niedrig denken würde, ihn willkommen zu heißen; denn ein deutsches Mädchen wirft ihre Ehre nicht weg an einen Feind ihres Vaterlandes!

Vater, rief Elise entsetzt, und aller Vorsicht vergessend, Vater, sprich nicht so laut!

Nicht so laut? — Es kann uns also Jemand hören? fragte Gozkowsky, den Arm seiner Tochter heftig drückend. Ja will laut sprechen, ich will laut es sagen: Der in ein Bube, der sich feig und ehrlos verbirgt, statt sich zu vertheidigen, eine Memme, der die Ehre eines Mädchens in die Schanze schlägt gegen sein eigenes, sämmtliches Leben. Kein Deutscher würde sich lieber verkriechen, als sein Leben mannhaft zu vertheidigen.

In diesem Augenblick ward die Thüre heftig aufgerissen, und der russische Obrist erschien mit hochgerötheten Wangen und zornsprühenden Augen auf der Schwelle derselben.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Vetter im Konsistorium.

(Fortsetzung.)

Nur Anna schwieg. Sie saß stille da, aber die innere, tiefe Bewegung ihrer Seele war in ihren Zügen zu lesen. Sie redete den ganzen Abend kein Wort mehr, so hatte sie Gustav's Spiel ergriffen; aber oft ruhte ihr Blick auf ihm mit dem Ausdrucke reiner Liebe, die ihr Herz bewegte.

Von nun an begannen für Mutter und Sohn Tage eines ungetrübten Glückes. Seinem Amte und Berufe widmete sich Gustav mit hingebender Liebe und Treue. Der Unterricht im Schlosse des Ministers war ihm eine wahre Freude, denn der Erfolg war erfreulich, besonders in den Stunden der Musik, welche er der Aeltesten der Kinder des Ministers gab. Sie hatte eine schöne Stimme, und meist nahm auch Anna daran Theil.

Gegen Abend mußten Mutter und Sohn im Schlosse seyn. Das gestaltete sich bald zum Herkommen. Da wurde dann musizirt und die Abende waren genußreich und schön.

Anna's Gesundheit stellte sich schnell her. Sie blühte wie eine junge Rose, und der Minister, dessen scharfes Auge die Verhältnisse schnell durchdrang, sah gar wohl, wie der junge Pfarrer einen gewaltigen Antheil an dieser raschen Genesung hatte, allein er sah auch, wie gerade dieser immer mehr an Heiterkeit einbüßte. Er bemerkte ein scheues Zurückziehen des jungen Mannes, aus dem dennoch die Ohnmacht der Herrschaft über seine Gefühle hervorbrach, und er wußte genug über den Herzenszustand Beider.

7.

Ein Wendepunkt.

Der Präsident von Laubing war in der Hauptstadt geblieben, als seine kränkelnde Tochter mit der Familie des Ministers nach Leiendorf ging. Er war froh, daß Anna nicht anwesend war, als der Sturm, den er über sich hereinbrechen sah, unaufhaltsam kam.

Er war in seiner Jugend verschwenderisch und eitel gewesen und war es geblieben in seinem späteren Leben, nur daß seine Person mehr zurück und sein öffentliches Leben an deren Stelle trat.

In späteren Jahren trafen ihn manche Verluste. Er wagte Spekulationen in Staatspapieren; er spielte, in Hoffnung eines Alles ersetzenden Gewinnes in auswärtigen Lotterien; aber die Spekulationen endeten mit Verlust ansehnlicher Summen, die Lotterien täuschten ihn; sie verzehrten die Einsätze und gaben nichts wieder. Das erfuhr Niemand. Er galt fort und fort als ein sehr reicher Mann. Nur er und seine auswärtigen Gläubiger wußten, wie es um ihn stand, und diese Gläubiger nicht einmal genau, weil ja Keiner von dem Andern wußte, und Jeder glaubte, der Einzige zu seyn, der darum sich hinlänglich gesichert hielt.

Da kam sein Rücktritt vom Amte. Die Gläubiger stellten sich ein und sahen nun erst mit Schrecken, daß ein Konkurs eingeleitet werden mußte. Der Minister erfuhr wohl diesen längst erwarteten Erfolg, allein er verschloß das für Anna so unaussprechlich beugende Verhältniß in seiner Brust. Er befürchtete noch mehr.

So war denn das Unausbleibliche über Laubing gekommen. Alle seine Habe, sein glänzendes Haus, seine Pferde und Equipagen reichten nur eben hin, einen Theil seiner Schulden zu decken. Nicht einmal das Landgütchen, welches er ererbt, blieb ihm als Zufluchtsort. Er hatte es seinem Hauptschuldner verschrieben, der es an sich zog.

Da blieb denn nichts übrig, als die Hauptstadt zu verlassen, und wie es der Minister vorausgesehen, in eine kleine Landstadt zu übersiedeln, wo eine einfache Miethwohnung sein stiller Aufenthalt wurde.

Er schrieb das seiner Tochter nach Leiendorf so schonend, als er es vermochte, und drückte den Wunsch aus, daß sie dort seine Einsamkeit theile.

Das war ein Blitz aus heiterem Himmel für Anna zunächst. Nicht daß sie das glanzvolle Leben vermißt hätte. Ihr Sinn war der ihrer bescheidenen Mutter. Sie konnte das missen, was ihr nie recht zugesagt; aber was ihr Vater einbüßte, was er litt, das wußte sie, und das war es, was sie beugte.

Gustav stand ferne; aber es zog ein neues Weh durch seine Brust. Anna's Leid war sein Leid; ihr Scheiden ein Ereigniß, an das er nur mit schwerem Herzen denken konnte; indessen, es mußte ja doch einmal eintreten.

Am Abend vor ihrer Abreise war er im Garten des Ministers. Alle waren traurig, weil es der letzte Abend ihres Zusammenlebens war, das so schön gewesen. Wie ein Alp lag's auf den Herzen.

Gustav zog sich in den Garten zurück. Seine Gefühle waren zu mächtig, als daß er sich nicht hätte Sammlung suchen müssen. Auch Anna wollte noch einmal alle die schönen Orte sehen, an die sich eine heilige Erinnerung knüpfte.

In einem entfernten Theile des Gartens trafen sie sich und standen plötzlich einander gegenüber; aber sie erschracken nicht.

„Die schönsten Tage sind vorüber," sagte Gustav und sein Blick traf den ihren, der feucht war.

„Auch für mich," sagte sie bedeutungsvoll, und

Digitized by Google

ein schwerer Seufzer rang sich aus der gedrückten Brust. Sie dachte an ihren Vater, aber auch an das Scheiden von dem Manne, der sie, das war ihr klar geworden, mit heiliger Liebe umfaßte.

„Bei jedem Scheiden, selbst bei dem schmerzlichsten, letzten, bleibt uns die Hoffnung des Wiedersehens," sagte er weich. „Das ist der gold'ne Schimmer, den die untergehende Sonne auf die Landschaft wirft."

„Es ist schön, dieß Bild," erwiderte bewegt das Mädchen, „und in ihm wird Scheiden und Sterben leicht."

„Das ist eine heilige Wahrheit," versetzte Gustav, ihre Hand faffend. „Gedenken Sie unseres ersten Scheidens? Damals glaubte ich, daß ich nie mehr in Ihre Auge sehen würde und jetzt, und so oft, erfreue und erfreute ich mich dieses Glückes." Er blickte auf den Haarring, den er ihr damals wiedergab, und den sie als einzigen Schmuck stets an ihrer Hand trug. Sie bemerkte das und erglühte. „Dieser Ring," sagte er, „führte uns einst wieder zusammen. Er ist ein Sinnbild der Ewigkeit. Er verheißt mir ein Wiedersehen!"

„Hier oder dort!" flüsterte sie leise.

„O Anna, Anna!" rief er dahingerissen von seinem Gefühl; „es gibt auch eine Ewigkeit des Gefühls! Möge Sie dieser Ring, der Ihnen so theuer ist, einmal daran mahnen, daß er an ein Gefühl erinnert, das hier lebt."

Er legte die Hand auf sein Herz. Beide schwiegen, aber Anna's Thränen rieselten leise über ihre bleichgewordenen Wangen. Beide standen lange stumm vor einander.

„Ich bewahre eine Rosenknospe als ein Heiligthum; sie ist erblichen," sagte er; „aber die Erinnerung nicht, die sich an sie knüpft. Ich legte damals ein Sträußchen neben Sie nieder. Sie nahmen es auf. Wissen Sie den Namen der Blumen noch?"

Sie erhob feierlich ihr Auge zu ihm.

„Ich weiß ihn noch," sagte sie ernst, „und vergesse ihn nicht!"

Da drugte er sich auf ihre Hand und hauchte einen Kuß darauf. Er fühlte einen leisen Druck seiner Hand — wie ein flüchtiges Reh enteilte das Mädchen.

(Schluß folgt)

Mannigfaltigkeiten.

[Galante Aufmerksamkeit.] Unsere europäischen Damen haben doch bei weitem den Gemeingeist nicht, wie ihre republikanischen Schwestern in New-York. Im ersten Konzert, in dem Jenny Lind dort auftrat, erschien sie ohne Kamm im Haar, während alle anderen Damen mit diesem Haarschmuck versehen waren. Sie glaubte gegen die Sitte des Landes nicht gleichgültig seyn zu dürfen; und ließ sich schon am nächsten Morgen einen Kamm holen. Als sie jedoch zum Diner an der Table d'Hote erschien, hatten schon sämmtliche Damen, um einen Kopfputz à la Jenny Lind zu haben, den bisher beliebten Kamm abgelegt, so daß diese jetzt die einzige der anwesenden Damen war, die einen Kamm im Haar hatte. Bei unseren Damen wirkt der Gemeingeist nicht so schnell und mächtig, daß sie allzumal über Nacht einer Mode huldigten. Es gehen immerhin 2 bis 3 Tage darüber hin.

Man schreibt aus Danzig, 10. Juli: „Ein mit 11,000 entwendeten Thalern, aus Pakocz entflohener und steckbrieflich verfolgter Postschreiber, hatte sich in Neufahrwasser auf eine eben abzegeln wollende Galiote einschmuggeln, und sich dem revidirenden Lootsen unbemerkbar zu machen gewußt. Doch, auf der Rhede angelangt, kam er aus seinem Verstecke hervor, und weil er sich durch keinen Paß legitimiren konnte, ließ der Kapitän die Flagge vor den Topp hissen. Dieß ist ein Zeichen, daß er einen Lootsen verlange, sein Schiff wieder in den Hafen zu bringen. Es geschah, wie er wollte, und der Dieb wurde dingfest gemacht, um der Polizei zur weiteren Beförderung überantwortet zu werden."

Der Besitzer einer Rübenzuckerfabrik zu Staßfurt bei Magdeburg, allerdings wohl der größten in dieser an derartigen Etablissements so reichen Gegend, läßt jetzt auf eigne Kosten eine Eisenbahn von seiner Fabrik bis zu seinen, eine volle deutsche Meile entfernten, Kohlengruben lediglich zum Transporte dieser Kohlen erbauen, die zugleich mit der Schönebeck-Staßfurter und dadurch zunächst wieder mit der Magdeburg-Leipziger Eisenbahn in direkte Verbindung steht.

„Aus Wien wird vom 12. Juli geschrieben: „In der Kavalleriekaserne in der Ungergasse auf der Landstraße befindet sich gegenwärtig ein Pferd amerikanischer Race, das am ganzen Körper unbehaart ist und weder Schweif noch Mähne hat; dieses Kuriosum soll für die kaiserliche Menagerie in Schönbrunn acquirirt werden."

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Kisette Wanlandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 171 Freitag, 18. Juli 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

XVIII.

Wer ist der Bombardier?

Als der Obrist so plötzlich und unerwartet sich zeigte, stieß Elise einen durchdringenden Schrei aus, und starrte ihren Geliebten mit entsetzten Blicken an.

Gozkowsky's Antlitz aber durchleuchtete eine finstere, grausame Freude. Ah, endlich also, sagte er, und indem er den Arm seiner Tochter frei gab, griff er hastig nach seinem Degen.

Feodor von Brenda schritt stolz und ruhig auf ihn zu. Hier bin ich, mein Herr! sagte er, Sie sollen mich nicht beschimpfen!

Ich habe Sie aus Ihrem Versteck hervor getrieben, wie der Fuchs den Dachs aus seinem Bau jagt, rief Gozkowsky mit einem spöttischen, wilden Lachen, das, wie es seine Absicht war, den Zorn des jungen Offiziers noch steigern mußte.

Die beiden Männer standen sich jetzt gegenüber und starrten einander an mit Blicken voll Haß und Zorn.

Elise warf sich zwischen sie, und vor ihrem Vater auf die Kniee sinkend, flehte sie: Tödte mich, Vater! Rette Deine Ehre, tödte mich!

Gozkowsky schleuderte sie erbarmungslos bei Seite. Fort! sagte er rauh. Es ist ein Mann da, mit dem ich kämpfen kann für meine Ehre!

Obrist Feodor näherte sich ruhig Elisen, welche mit gerungenen Händen am Boden lag. Er hob sie empor, und indem er ihr einige leise, unhörbare Worte zuflüsterte, führte er sie zum Divan. Dann wandte er sich zu Gozkowsky um.

Ihre Ehre ist rein und unbefleckt, mein Herr, sagte er, und wie immer Sie über mich denken mögen, so sollen Sie doch Achtung haben vor der Tugend Ihrer Tochter! Elise ist unschuldig!

Unschuldig, rief Gozkowsky höhnend, unschuldig, wenn Sie mit Ihrer Nähe ihre Unschuld verpestet haben!

Vater, tödte mich, aber beschimpfe mich nicht! rief Elise, und eine dunkle Gluth trat auf ihre Wangen.

Mir gelte Ihr Zorn, sagte Feodor glühend, ein wehrloses Mädchen anfallen, ist barbarisch!

Gozkowsky erwiderte lachend: Ihr sprecht von Barbarei, und wer seyd Ihr?

Ein Ausruf des Zornes drang von des Obristen Lippen, dann griff er nach seinem Schwert und es schnell aus der Scheide ziehend, trat er Gozkowsky entgegen.

Endlich! rief Gozkowsky triumphirend, indem er sein Schwert erhob, und als Elise sich abermals zwischen sie warf, als sie jetzt Feodor beschwor, nicht gegen ihren Vater zu kämpfen, stieß ihr Vater so wilde Worte der Verachtung und des beleidigenden Zornes hervor, daß der junge Offizier, in seiner militärischen Ehre verletzt, dem Flehen seiner Geliebten kein Gehör mehr geben durfte. Er selber war es jetzt, welcher Elise zurückdrängte, und sich dann mit erhobenem Arm ihrem Vater gegenüber stellte.

Sie müssen mich tödten, mein Herr, oder diesen Schimpf mit Ihrem Blute abwaschen, rief er, indem er sich zum Kampf auslegte.

Nun schwiegen Beide. Es war eine entsetzliche, unheilvolle Pause, nur unterbrochen von dem Klirren ihrer Schwerter und diesen einzelnen Ausrufungen des Zornes, oder der wilden Freude, mit welchem jeder gut getroffene Stoß empfangen und gegeben ward.

Elise war auf ihre Kniee gesunken und betete. Es schwindelte vor ihren Augen, ihr Kopf verwirrte sich, sie hatte ein Gefühl, als ob sie wahnsinnig werden könnte, und sie flehte zu Gott, daß er sie, sey es durch Wahnsinn oder Tod, von der Marter dieser Stunde erlösen, oder ihr eine Rettung, einen Ausweg zeigen möge.

Die Streitenden hatten in der Heftigkeit ihres Wortwechsels und ihres jetzigen Kampfes es nicht gehört, daß im Hause plötzlich ein wildes Geräusch, ein hastiges Getose in den Gängen und auf den Treppen sich vernehmen ließ, sie hatten nicht gehört, daß auf der Straße ein Piket Soldaten aufmarschirt

Digitized by Google

war, und der kommandirende Offizier mit lauter Stimme die Herausgabe des Bombardiers verlangt hatte, welcher sich in dieses Haus geflüchtet hätte. — Als man dieser Aufforderung kein Gehör gegeben, hatte der Offizier seinen Soldaten befohlen, die Hausthüre zu sprengen, und mit Gewalt in das Haus einzudringen, aber Bertram war der Ausführung dieses Befehles zuvorgekommen, indem er die Thüre öffnen ließ, und den österreichischen Offizier ersuchte, mit seinen Leuten das Haus zu durchsuchen, und sich zu überzeugen, daß man Niemand in demselben versteckt halte. — Und mit emsigster Sorgfalt, eingedenk des auf das Haupt des Bombardiers gesetzten Preises, durchsuchten die Soldaten jetzt alle Räume des Hauses, und waren endlich auch an die verschlossene Thüre des Salons gelangt.

Es war gerade, als Elise inbrünstig zu Gott flehte um Rettung, als heftige Kolbenstöße an die Thüre und der gebieterische Ruf nach dem Oeffnen der Thüre die Kämpfenden unterbrach, und sie zwang, inne zu halten in ihrem erbitterten Gefecht.

Während sie noch standen und lauschten, flog Elise von ihren Knieen empor, stürzte sie mit einem Schrei des Entzückens nach der Thüre und öffnete diese.

Ein Offizier von den Lacy'schen Jägern trat mit einigen Soldaten herein, während die übrige Mannschaft den Hausflur und die Gänge des Hauses mit wildem Getöse erfüllte.

Mit herrischem, drohendem Tone forderte der Offizier die Herausgabe des Kanoniers, versicherte er, daß derselbe, wie sie selber bemerkt, sich in dieß Haus geflüchtet habe, und daß er dasselbe verlassen, sey unmöglich, da man das Haus sofort umstellt habe. Und als Niemand ihm auf seine Drohungen Antwort gab, als man seiner heftiger wiederholten Aufforderung nur ein trotziges Schweigen entgegenstellte, schwur er, das Haus in Brand zu stecken und Niemand heraus zu lassen, wenn man ihm nicht sofort den Verstecken auslieferte.

Goßlowsky hatte anfangs wie im Traume dagestanden, und vor diesen Stimmen der Verzweiflung und des Zornes, welche seine Brust erfüllten, hatte er kaum gehört, was der feindliche Offizier von ihm gefordert hatte. Jetzt begann er allgemach sich von seiner Betäubung zu erholen, und die Kraft zu finden, seine Blicke vom Nächsten, was ihn umgab, zuzuwenden.

Er richtete sein Haupt von seiner Brust empor, und wie aus einem Traume erwachend, blickte er mit staunender Verwunderung umher. — Der österreichische Offizier wiederholte sein Begehr noch gebieterischer, noch drohender; jetzt hatte Goßlowsky seine ganze Besonnenheit und überlegende Ruhe wieder gefunden, und mit entschlossener Stimme erklärte er, daß Niemand in seinem Hause verborgen sey.

Er ist hier! rief der feindliche, österreichische Offizier, die Unsrigen haben seine Spur bis hierher verfolgt, und sofort dieß Haus umzingelt. Liefert ihn aus, um Blutvergießen zu vermeiden. Und sich an seine Soldaten wendend, fuhr er fort: Durchsucht alle Räume, forscht genau nach, dieser Mensch ist hier verborgen, und wir —

Plötzlich unterbrach er sich in seiner Rede, und blickte starr nach der Thüre, durch welche seine Soldaten sich herein drängten.

Hatte dieser Bombardier, als er hierher floh, nicht einen weißen Mantel um, trug er nicht einen breitgeränderten Hut? fragte er.

Die Soldaten bejahten es, alsdann schritt der Offizier nach der Thüre hin, und zog unter den Füßen seiner Soldaten den Mantel und Hut des Bombardiers hervor.

Die Soldaten brachen in ein wildes, triumphirendes Freudengeschrei aus.

Werdet Ihr nun noch leugnen, daß dieser Mensch hier verborgen ist? fragte der Offizier, indem er den Mantel emporhob.

Goßlowsky antwortete nichts, sondern blickte sinnend und gedankenvoll zur Erde.

Der junge russische Obrist hatte sich beim Eindringen der Soldaten in den entfernteren Theil des Saales zurückgezogen, und sah mit lebhaftester Theilnahme der Scene zu, welche sich vor ihm entwickelte. Ein Wort von ihm hätte die ganze Angelegenheit sofort zu Ende bringen können, denn als unfreiwilliger Lauscher hatte er Alles vernommen, was den Bombardier betraf, und kannte ganz genau den Verstreck, hinter welchem man denselben verborgen hielt. Indeß dachte der russische Obrist ritterlich genug, um auch nicht die kleinste Versuchung zu solchem Verrath in sich rege zu fühlen; er war nur gespannt auf den Ausgang dieser Scene, und entschlossen, wenn die Gefahr sich mehre, mit seiner Waffe dem Bedrängten zu Hülfe zu eilen, und jedenfalls ihn vor der Wuth der Oesterreicher zu schützen.

Goßlowsky, wie gesagt, antwortete nicht sogleich. Er sann auf ein Mittel, den tapfern Vertheidiger Berlin's, dessen Hierseyn er, nach so überführenden Spuren desselben, kaum noch leugnen konnte, zu retten, und die drohende Gefahr von seinem Haupte abzuwenden.

Plötzlich schien es wie ein Blitz durch seine Seele zu fahren, sein ganzes Antlitz klärte sich auf, und sein Auge wandte sich mit einem seltsamen Ausdruck zu dem Obrist von Brenda hin.

Nun, fragte der Offizier, wollt Ihr noch leugnen?

Nein, ich leugne es nicht länger, sagte Goßlowsky entschlossen. Ihr habt Recht, mein Herr, der Kanonier, der die Reihen Eurer Soldaten niederschmetterte, — er ist hier in meinem Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Vetter im Konsistorium.

(Schluß.)

Er aber stand wie gebannt an der Stelle und ging dann, ohne Abschied genommen zu haben, aus dem Garten.

Niemand erwähnte später dessen. Nur der Minister war unbemerkter Zeuge des Schreibens beider, ihrer Unterredung gewesen. Er vermied es von Anna zu reden, und wenn auf sie mit den Worten herzlicher Liebe die Rede kam, zog er Gustav in ein anderes Gespräch.

Gustav trauerte lange um Anna. Ihre Gedanken, ihre Gefühle umrankten sein Bild.

Seltsam berührte es sie, wenn der Vater, war er Herr seines Trübsinns geworden, einmal von ihm, von dem er ja wußte, daß sie ihm in Leiendorf oft nahe gewesen war, mit Achtung und Anerkennung sprach. Es that ihr so wohl, diese Aenderung seiner Gesinnung wahrzunehmen; aber sie schwieg dann.

Lauding's Kräfte schwanden zusehends. Anna erkannte es mit unsäglichem Schmerze. Schwand ja doch mit dem geliebten Vater ihre einzige, letzte Stütze hin!

Darüber sprach sie sich in ihren Briefen an die mütterlich sie liebende Ministerin aus.

Die edle Frau, die mit dem Herbste nach der Residenz zurückgekehrt war, tröstete sie mit reicher Liebe und sagte ihr dann den Schooß ihrer Familie als Zufluchtsort zu.

Das richtete den Kranken auf.

„O nur noch einmal möchte ich Anna sprechen," sagte er.

„Welche Anna?" fragte die Tochter, und kalter Schrecken durchrieselte sie, weil sie meinte, er rede irre.

„Komm' Kind," sagte er, seine magere Hand nach ihr ausreckend; „lege Dich zu mir. Ich muß den Schleier von einer Partie meines Lebens wegziehen, daß Du klar siehest. O richte mild, mein Kind, über Deinen armen Vater!"

Und nun erzählte er ihr, ohne etwas zu verhüllen, seine jugendlichen Beziehungen zur Mutter Gustav's. Er zeigte ihr seine Liebe zu ihr in ihrer Fülle und — auch den Umschlag dieser verschmähten Liebe in den glühendsten Haß, weil dadurch sein Leben elend geworden war. Er sprach es aus, daß Altenberg ihrer Liebe würdiger gewesen sey, als er. Auch die Verfolgungen Altenberg's verschwieg er nicht, nicht die Härte gegen die einst so geliebte Anna.

„Ich habe," fuhr er nach einem minutenlangen Schweigen fort, indem er Kraft zum Reden schöpfen mußte, „ich habe den Haß aus meiner Seele herausgerissen mit der Wurzel; ich habe meine Sünden erkannt und bereue sie tief, tief! Durch den Minister kenne ich die Scene Eures Abschieds. Er war unbeachteter Zeuge derselben. O, meine Anna, der Gedanke beseligt mich, daß Du Gustav einst Deine Hand reichen wirst, wie Du ihm Dein reines Herz gegeben hast; er beseligt mich, weil Du, mein Kind, so das Unrecht Deines Vaters vergüten hilfst. Ach, mache ihn recht glücklich. Schaffe ihm, wenn Du kannst, das Leben zum Himmel! Und seine Mutter, diese Anna, die ich einst liebte, und so elend machte, o ich flehe Dich an, trage sie auf Deinen Händen. Das wird mir den Tod versüßen, und mich jenseits erquicken. Sprechen kann ich sie nicht mehr; aber in meinem Schreibtische findest Du einen Brief an sie, den gib ihr, ehe Du ihre Tochter wirst. Und nun segne Euren Bund der Herr im Himmel, wie ich ihn segne! Er hat Euch zusammengeführt. Ich sehe darin einen Lichtstrahl seiner Gnade für mich!"

Er sank müde zurück.

Anna war in einem Wechsel der Gefühle ihm gefolgt, der ihr Wesen tief erschütterte. Aber welch' ein Trost kam in ihre Seele.

Weinend warf sie sich über den Vater. Er umfing sie mit seinen Armen und drückte sie innig an sich.

Der Arzt kam darauf, nach dem Kranken zu sehen. Er fand eine merkwürdige Veränderung in seinem Zustande, das Leben schien allmählig zu erlöschen, und als die zwölfte Stunde schlug, war Anna eine Waise.

Ihr innerstes Wesen war durch die Mittheilungen ihres Vaters und durch seinen Tod in einer Weise erschüttert, die den Arzt für ihre Gesundheit fürchten ließ; aber Anna's Glaube war stark. Sie trug ihr Geschick als wahre Christin. Als sie ihre Angelegenheiten geordnet hatte, begab sie sich wieder zur Familie des Ministers. Wie ein Kind in's Vaterhaus, so kam sie dorthin. Sie fand eine Mutter, einen Vater, Geschwister. Ueberall umgab sie eine Liebe, die so rührend als innig war. Dem Minister, der sie mit Liebe um ihr volles Vertrauen bat, und seiner edlen Gemahlin, theilte sie in kindlichem Vertrauen Alles mit, was ihr der Vater gesagt.

In dem kommenden Frühling ging interessen die Familie nicht nach Leiendorf, sondern in ein böhmisches Bad, wo sie den Sommer verweilte.

Der Minister hielt es jedoch für geeignet, Gustav Eins und das Andere als Wink mitzutheilen.

Das war eine Botschaft, die mit einem Male den stillen Trübsinn heilte, in dem er versunken war. Er schied an Anna, er legte ihr sein Herz

Digitized by Google

offen dar, auf dessen Grund sie nur ihr Bild erblickte, umgeben von der Glorie einer, reinen, heiligen Liebe.

Auch der Mutter hatte er seine Liebe zu Anna in kindlicher Offenheit bekannt, und ihr Segen war ihm geworden. Der Winter ging vorüber, ohne daß sie sich sahen; aber mit den ersten Schwalben kam auch die Familie des Ministers nach Leiendorf.

Welch ein Wiedersehen erwartete die Glücklichen!

Als Gustav seine Anna vom Schlosse hinüber zur Mutter führte, da empfing sie sie mit den Armen mütterlicher Liebe.

Anna war von der Bedeutung dieses Augenblickes so durchdrungen, daß sie niederkniete und mit demüthig gesenktem Haupte um den mütterlichen Segen bat, und betend legte die Mutter die Rechte ihr auf's Haupt, und die Linke zum Himmel erhebend sprach sie: „O du Herr aller Gnade, segne sie und laß ihr dein Angesicht leuchten! Laß aufgehen aus der Saat in Haß eine reiche Ernte in Liebe; aus der Saat in Thränen eine Ernte in Freuden, und wie du hier einest, was feindlich getrennt schien, so eine dort in vergebender Liebe die Vollendeten, und laß uns einst Alle als Selige dich preisen.“

Auch Gustav war neben Anna niedergekniet, und „Amen“ sagten sie Alle, und die Mutter zog ihre Kinder an ihr Herz und auch die Jenseitsversöhnten waren selig in dieser Stunde.

Nicht lange nach diesem heiligen Augenblick wurde Gustav's und Anna's Lebensband gesegnet am Altare des Herrn. Und ihre Tage waren Tage des Glückes, und Anna's Liebe machte der Mutter Lebensabend so glücklich, wie es ihr Vater gewünscht, wie sie es vor Gott gelobt hatte, und wie ihr liebevolles, treues Herz sie lehrte.

Mannigfaltigkeiten.

Der San Francisco Herald bringt einen statistischen Nachweis, dem zufolge der Ackerbau in dem neuen Staate Kalifornien sich immer mehr hebt. Es werden schon 484,498 Akres Land bestellt, welche die reichste Ernte in allen Getreide-Arten liefern. Kalifornien besitzt 220,611 Rebenstöcke, 121,219 Pfirsichbäume, 91,817 Aepfelbäume, 11,873 Birnbäume und 63,091 andere Fruchtbäume. Im Ganzen zählt man 500,000 Stück Rindvieh, Pferde, Schafe und Schweine. Die Holzschneidereien in sechs Grafschaften liefern jährlich 123,544,000 Fuß Zimmerholz.

Der Winterthurer Landbote erzählt: „Kürzlich erhenkte sich Jemand; der Strick riß aber, und der Selbstmörder fiel ohnmächtig zu Boden. So lag er einen halben Tag, bis er wieder zu sich kam. Er glaubte bereits in der anderen Welt zu seyn und wunderte sich ungemein, daß Jenseits Alles gerade so sey wie im Dießseits.“

Auf einem in der Nähe Berlins gelegenen Gute wurde jüngst ein Stück Rindvieh, welches erkrankt war, geschlachtet und das Fleisch davon zum Theil verzehrt. Bald darauf erkrankten alle Personen, die davon gegessen, lebensgefährlich. Zwei davon sind bereits gestorben, und die übrigen liegen noch schwer erkrankt darnieder.

Dieser Tage wurde auf der Wieden Nr. 601 in Wien die Tischlersfrau Anna Heller von vier Kindern entbunden, die sehr klein, aber gesund sind. Die beiden Knaben will sie Franz und Joseph und die Mädchen Elisabeth und Eugenie taufen lassen.

Charade.

Wenn die Natur erwacht zum neuen Leben,
Und laue Lüfte durch die Schöpfung weh'n,
Wenn aus den Knospen sich die Blüthen heben,
Im grünen Festschmuck wir die Fluren seh'n,
Dann prangen zart, im mannigfalt'gen Kleide,
Und Düfte spendend, meine ersten Beide.
Doch süßer'n Hauch's als ihre schönsten Düfte,
Und höher'n Werth's als ihrer Farben Pracht,
Durchhallt ein süßer Laut die Frühlingslüfte,
Ein Himmelston in tiefer Brust erwacht.
Die Zweiten sind's und Alles hier auf Erden,
Kann ihrer Anmuth nicht verglichen werden.
Durch sie wird uns das Göttliche verkündet,
Und jedes Große zeuget laut ihr Mund;
Und wenn das Herz sich zu dem Herzen findet,
So schließen sie den ew'gen, heil'gen Bund.
Dem Armen Wehe, dem des Schicksals Walten,
Das Köstlichste der Güter vorenthalten.
Doch wenn von Furcht und zarter Scham befangen,
Die Liebe nicht die lauten Zweiten wagt,
Und dennoch gern — obgleich mit zartem Bangen —
Was sie durchglühet, dem Geliebten sagt,
Dann gibt sie still die Ersten für die Zweiten,
Und Liebe wird das sinn'ge Ganze deuten.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 167:
Schmerz — Scherz.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wallandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 172 · Samstag, 19. Juli 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung)

Wieder brachen die Soldaten in ein brüllendes Triumphgeschrei aus, während Elise mit entsetzensvoller Angst zu ihrem Vater hinüberblickte, und sich zitternd nach der Bedeutung seiner Worte fragte.

Sollte er wirklich im Stande seyn, diesen Mann, welchem er seinen Schutz geschworen, zu verrathen? dachte der Obrist Fedor, und seiner Neugierde nachgebend, näherte er sich der Gruppe, welche in der Mitte des Salons sich befand.

Plötzlich fühlte er Gozkowsky's Arm auf seiner Schulter, begegnete er dessen finstern, gehässigen Blicken. Ihr suchet den Bombardier Fritze? sagte Gozkowsky mit lauter, trotziger Stimme. Nun wohl, hier ist er!

Zu gleicher Zeit vernahm man einen Schrei und ein fröhliches Lachen.

Es war Elise, welche den Schrei ausstieß, und der Obrist von Brenda, welcher diese unerwartete Wendung der Scene mit einem fröhlichen Gelächter begrüßte.

Aber Gozkowsky ließ sich weder von dem einen, noch von dem andern irre machen. Er legte seinen Arm um des Obristen Nacken, und zwang seine Mienen freundlich zu seyn.

Theurer Freund, sagte er, Du siehst, das Leugnen ist umsonst. Unsere Kriegslist ist uns leider nicht gelungen.

Welche Kriegslist? fragte der österreichische Offizier und Fedor zu gleicher Zeit.

Gozkowsky sagte traurig zu dem Obrist: Verstelle Dich nicht länger, mein Sohn, Du siehst, es ist umsonst! Und sich dann an den österreichischen Offizier wendend, fuhr er fort: Wir hofften, er sollte in dieser russischen Uniform, welche der frühere kriegsgefangene Adjutant des Generals Sievers in meinem Hause vergessen hatte, entkommen können. Indeß, der Hut und Mantel hat uns leider verrathen.

Der Obrist von Brenda blickte mit staunender Bewunderung Gozkowsky an, und diese so schnell ersonnene, rasche Kriegslist belustigte ihn ungemein. Es war in der That ein pikantes Abenteuer, welches ihm der Haß und die Liß Gozkowsky's darbot, und Fedor, welchem, wie wir schon früher sagten, das ganze Leben nur noch eine Aventure schien, war nicht geneigt, dieses interessante und originelle Abenteuer zurück zu weisen, welches ihn, den russischen Obristen Grafen von Brenda, den Favoriten einer Kaiserin, zu einem preußischen Bombardier degradirte, dessen Leben in Todesgefahr schwebte. Sein tollkühner und wilder Sinn fand Gefallen daran, einmal die Rolle eines zum Tode verurtheilten Verbrechers zu spielen.

Als daher der österreichische Offizier ihn fragte, ob er die Auslage Gozkowsky's anerkenne, oder ob er es leugne, der Bombardier Fritze zu seyn, erwiderte er keck: Wozu hilft das Leugnen, da dieser Herr, der mich erretten sollte, mich verrathen hat? Ich bin der Mann, welchen Ihr suche!

Aber jetzt stürzte Elise mit einer wilden Haß zu ihrem Geliebten hin. Nein, rief sie laut, nein, er ist —

Ihres Vaters Hand drückte sich schwer auf ihre Lippen. Noch eine Sylbe und Du bist seine Mörderin, flüsterte er.

Der österreichische Offizier blickte mißtrauisch zu ihnen hin. Ihr leugnet es also nicht, mein Herr, fragte er Fedor, daß Ihr es seyd, der dieß mörderische Kanonenfeuer auf unsere Soldaten gerichtet hat? Ihr leugnet nicht, daß Ihr der Bombardier Fritze seyd, daß Euch dieser Hut und Mantel gehört?

Ich leugne nichts mehr, war des Obristen trotzige Antwort.

Der Offizier winkte einigen Soldaten, und befahl ihnen, ihre Gewehre zu schultern, und den Gefangenen in ihre Mitte zu nehmen, indem er ihnen einschärfte, genau auf ihn Acht zu haben, und bei dem ersten Versuch der Flucht ihn zu erschießen. Als er aber dann des Obristen Degen forderte, trat dieser erschrocken und widerstrebend zurück.

Jetzt erst ward er seiner Tollkühnheit und seines Wagnisses sich bewußt, dessen gefährliche und vielleicht entstehende Folgen er nicht überlegt und vorhergesehen hatte. Indeß, einmal so weit gegangen, würde er es für unehrenhaft und feig gehalten haben,

Digitized by Google

jetzt noch zurück zu treten, war es seiner Lust nach Abenteuern nur ein neuer Sporn zum kühnen Vorwärtsschreiten.

Er zog seinen Degen, und ihn mit gewaltiger Kraft zerbrechend, warf er ihn stolz zu des Oesterreichers Füßen nieder.

Der Offizier zuckte die Achseln. Euer Trotz wird Eure Lage nur verschlimmern, sagte er. Vergeßt nicht, daß Ihr Kriegsgefangener seyd.

Er muß und soll sterben, brüllten die Soldaten, indem sie wüthend auf Feodor eindrangen.

Der Offizier gebot Ruhe. Er muß sterben, das ist wahr, sagte er, aber zuvor müssen wir ihn zum General bringen, um den Preis für ihn einzulösen.

Und als die Soldaten ihn jetzt umringten, als sie ihn nach der Thüre hindrängten, stürzte Elise mit glühenden Augen und fieberhaft gerötheten Wangen zu ihm hin.

Nein, ich lasse Dich nicht, rief sie mit der ganzen glühenden Gewalt der Liebe. Du gehst in den Tod.

Feodor küßte sie leicht und lächelnd auf die Stirn. Ich fürchte nichts, sagte er, das Glück verläßt einen tapfern Soldaten nicht!

Er nahm Elisens Hand und führte sie zu ihrem Vater hin.

Hier, Vater Gotzkowsky, hier bringe ich Euch Eure Tochter, sagte er, seyd Ihr ein besserer Vater, als Ihr mir ein Freund gewesen! Das sey mein Lebewohl. Und indem er sich jetzt vorwärts neigte, als wolle er Gotzkowsky, Abschied nehmend, umarmen, flüsterte er leise: Ich hoffe, wir sind quitt! Ich habe meine Schuld gesühnt, Ihr werdet jetzt Eure Tochter nicht mehr strafen wollen, um mein Verbrechen.

Dann warf er den weißen Mantel um, und Elisen, welche halb ohnmächtig an ihres Vaters Seite lehnte, noch ein zärtliches Lebewohl zurufend, trat er in die Reihen der Soldaten zurück.

Achtung! Schultert's Gewehr! kommandirte der Offizier, und in geschlossenen Gliedern, den Gefangenen in ihrer Mitte, verließen die Oesterreicher den Saal.

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Mémoires.

Während der König (Ludwig XVI.) sich zu Madame Adelaide begab, um mit ihr an der Ernennung seines neuen Ministeriums zu arbeiten, befand sich die Königin Marie Antoinette in ihren Gemächern, in welchen sie heute zum Erstenmal ihren Hofstaat, die Palastdamen, die Hofdamen, die Kammerfrauen, die Vorleserin und endlich auch die Kammerherren und Stallmeister und ihren früheren Lehrer, den Abbé Vermond empfangen hatte. Jetzt war dieser große Akt der Etiquitte beendet, und die junge Königin hatte sich in ihr Kabinet zurückgezogen, um sich ihren Träumen und Gedanken nach so vielen Aufregungen endlich wieder einmal ungestört überlassen zu können.

Aber diese Ruhe sollte auch jetzt nur von kurzer Dauer seyn, denn bald kam Herr von Campan, dieselbe zu unterbrechen, indem er der Königin den Gesandten der Kaiserin von Oesterreich, den Grafen von Mercy, meldete.

Die Königin befahl mit lebhafter Stimme ihn eintreten zu lassen, und ging dem Grafen alsdann sogar hastig einige Schritte entgegen. Die Oberhofmeisterin Frau von Noailles, welche zugleich mit Herrn von Campan in das Gemach der Königin eingetreten war, um, wie es ihr Dienst erheischte, bei der Audienz zugegen zu seyn, sah diese Zuvorkommenheit der Königin gegen den Gesandten mit tiefem Erschrecken, und ihre Stirn legte sich in düstere Falten.

Marie Antoinette achtete nicht darauf. Sie reichte sogar mit einem süßen Lächeln dem alten Grafen ihre Hand dar, und duldete es freundlich, daß er sie an seine Lippen zog und sie küßte.

Frau von Noailles seufzte und räusperte sich ganz hörbar. Das gehörte zur großen Kour der Gesandten, sagte sie leise vor sich hin, aber es ist ganz unstatthaft in einer Privataudienz!

Die Königin hörte es nicht, sie hatte die Anwesenheit der Oberhofmeisterin ganz vergessen, und das schöne Lächeln, und die leuchtenden Blicke, mit welchen sie den Grafen Mercy anschaute, galt nicht ihm, sondern ihrer geliebten Heimath, den Erinnerungen an ihre Mutter, ihre Geschwister und alle die reinen Freuden ihrer Kindertage.

Was bringen Sie mir, Herr Graf? fragte Marie Antoinette mit ihrer sonoren Stimme. Nicht wahr, es sind Nachrichten aus Wien angelangt, und zwar gute, nicht wahr?

Ich bringe die Kondelenzbriefe und die Glückwunschschreiben der Kaiserin Maria Thereſia und des Kaisers Joseph, sagte der Graf lächelnd.

Aber sind Sie denn ein Zauberer? rief die Königin verwundert. Unser Königthum ist noch nicht vier und zwanzig Stunden alt, und der Kurier, welcher dem Hofe von Wien die Nachricht bringt, kann kaum den vierten Theil des Weges zurückgelegt haben. Sie müssen also durchaus ein Zauberer seyn, wenn Sie jetzt schon die Glückwunschschreiben meiner Mutter und meines Bruders empfangen haben!

Die Sache geht indeß ganz natürlich zu, Majestät, sagte Graf Mercy lächelnd. Ew. Majestät erinnern sich gnädigst, daß schon vor acht Tagen die Nachricht sich verbreitete, der König sey gestorben. Seine

Digitized by Google

Aerzte selber hatten sich getäuscht, und eine tiefe Ohnmacht für den Tod selber gehalten. Nach drei Stunden erwachte der König noch einmal aus seinem Todesschlaf, aber mein Kurier, der die Nachricht seines Todes nach Wien brachte, war schon abgefertigt, und derjenige, den ich ihm später, als ich den Widerruf der Aerzte erfuhr, nachsendete, hat den ersten Kurier nicht mehr einholen können. Als er in Wien anlangte, war der erste Kurier mit den Antwortschreiben schon wieder abgegangen, und so ist es gekommen, Majestät, daß diese beiden Schreiben hier schon heute vor einer halben Stunde anlangen konnten.

Der Graf reichte mit einer tiefen Verneigung der Königin zwei versiegelte Schreiben dar. Marie Antoinette nahm sie hastig, und indem sie auf dieselben ihre großen, von langen seidenen Wimpern beschatteten Augen heftete, rief sie freudig: es sind die Handschriften der Kaiserin und meines Bruders. Lassen Sie mich zuerst den Brief der Kaiserin lesen!

Sie erbrach das Schreiben, und während sie es dann las, schwand der Glanz der Freude aus ihren schönen Zügen, und das Lächeln erstarb auf ihren purpurrothen Lippen.

Es ist nichts als ein offizielles Schreiben, sagte sie, das Papier auf den Tisch legend. Jetzt kenne ich auch den Inhalt des zweiten Briefes, und ich habe gar keine Lust mehr, diese steifen, zeremoniellen Phrasen zu lesen! Haben Sie mir weiter gar nichts zu bringen. Gibt es gar nichts Neues am Hof und in meinem lieben Wien? Besinnen Sie sich, Herr Graf, haben Sie mir gar nichts zu erzählen?

Graf Mercy warf einen verstohlenen Blick hinüber nach der Oberhofmeisterin, welche gerade und steif neben einem Lehnstuhl stand, und Aug' und Ohr der Königin zugewandt hatte.

Marie Antoinette fing diesen Blick des Gesandten auf und verstand ihn.

Die Frau Oberhofmeisterin wird wohl nichts dagegen haben, sagte sie, sich an Frau von Noailles wendend, wenn ich Sie ersuche, sich in das anstoßende Zimmer zurückzuziehen. Ich wünschte von dem Herrn Grafen von Mercy noch einige Nachrichten zu vernehmen, die er, wie ich vermuthe, nur mir mittheilen soll.

Die Oberhofmeisterin blieb steif und unverändert wie vorher in ihrer vorigen Stellung, und die Worte der Königin schienen ihr Ohr gar nicht erreicht zu haben.

Marie Antoinette erröthete, und warf ihr Haupt stolz zurück. Ich ersuche die Gräfin von Noailles, sich in das große Empfangzimmer zurückzuziehen, sagte sie gebieterisch. Ich wünschte mit dem Herrn Grafen Mercy allein zu seyn.

Ich erlaube mir dagegen Euer Majestät zu bemerken, daß ich diesen Wunsch Eurer Majestät durchaus nicht befriedigen darf, sagte Frau von Noailles. Keine Königin von Frankreich darf den Gesandten einer auswärtigen Macht anders als umgeben von ihrem Hofstaat empfangen. Es ist schon ein unerhörter Fall, daß die Königin von Frankreich den auswärtigen Gesandten nur allein im Beisein ihrer Oberhofmeisterin empfängt und ich werde Seine Majestät den König wegen dieses meines Fehlers um Vergebung bitten!

Die Augen der Königin schossen Blitze des Zorns auf die verwegene Oberhofmeisterin, welche es wagte, sich ihr zu widersetzen und ihr eine Lehre zu ertheilen.

Sie haben Niemand um Verzeihung zu bitten, Madame, als mich allein, rief sie, und zwar wegen Ihres ungebührlichen Betragens gegen mich.

Ew. Majestät verzeihen, sagte Frau von Noailles ruhig, aber ich handle nur meiner Pflicht gemäß, und diese gebietet der Oberhofmeisterin streng darüber zu wachen, daß das Zeremoniell niemals verletzt werde. Die Etiquette ist das Gesetz, welches über den Königinnen von Frankreich steht, und sie müssen sich diesem Gesetz beugen, und haben es von jeher gethan!

Ich benachrichtige Sie, Madame, daß ich dieses Gesetz nicht anerkennen werde, rief Marie Antoinette mit flammenden Blicken und zitternden Lippen. Die Königin von Frankreich ist da, um die Gesetze zu geben, nicht um sie zu empfangen, und was die Etiquette anbelangt, so werde ich mich deren Lächerlichkeiten und Extravaganzen nicht fügen. Noch einmal, und zum letzten Mal Madame, ich befehle Ihnen in das große Empfangzimmer zu gehen, und mich mit dem Gesandten der Kaiserin, meiner Mutter, allein zu lassen!

Frau von Noailles erwiderte nichts, sie machte gegen die Königin ihre tiefe, zeremonielle Verbeugung und wandte sich dann rückwärts gehend, langsam der Thüre zu.

Marie Antoinette blickte ihr mit glühenden Blicken nach, bis die letzte Spitze ihrer langen Schleppe verschwunden war und die sammtne Portière über der Thür niederrauschte.

Ah, endlich einmal ein kleiner Triumph über meine Tyrannin, murmelte sie, ihre Purpurlippen zornig aufwerfend, daß die beiden Reihen ihrer glänzend weißen Zähne sichtbar wurden. Ich habe lange genug gefeufzt unter dem Druck, aber jetzt ist es an mir, Lektionen zu ertheilen, und Frau von Noailles hat so eben ihre erste Lektion empfangen. Die Dauphine hat die Ketten getragen, aber die Königin wird sie zerreißen, und diese lächerlichen Fesseln der Etiquette sollen mich nicht länger tyranniſiren! Und jetzt Herr Graf, fuhr sie aufathmend fort, jetzt, da wir allein sind, frage ich Sie: brin-

Digitized by Google

gen Sie mir keine weiteren Nachrichten von meiner Mutter?

Herr von Mercy warf einen langen, forschenden Blick im Zimmer umher, und als er sich überzeugt hatte, daß wirklich Niemand sein Gespräch mit der Königin belauschen könne, zog er zwei andere versiegelte Papiere aus seiner Brust hervor und überreichte sie der Königin.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Eine interessante Operation wurde im Spital von Bristol mit günstigem Erfolge vorgenommen. Ein junger Irländer hatte unter Scherz und Tändeln mit einigen Mädchen eines derselben mit Gewalt an seine Brust gedrückt. Hiebei drang eine Nadel, die das Mädchen an sich trug, in das Herz des jungen Mannes und brach mit Rücklassung eines Splitters von ¾ Zoll, englischem Maß, in der Wunde ab. Er erbleichte und brach bewußtlos zusammen. Alsogleich in das Spital gebracht, beschlossen die Aerzte den Versuch zu machen, den Splitter aus der Wunde zu ziehen, um, wenn möglich, dem Tode vorzubeugen, der in Folge der Entzündung des Herzens unfehlbar zu erwarten stand. Einer der Aerzte legte dann das Herz bloß, entdeckte den Splitter und entfernte ihn mit vieler Geschicklichkeit. Der junge Mann ist nun zwar nicht außer aller Gefahr, die Wissenschaft ist jedoch um den Beweis reicher, daß eine Stichwunde im Herzen nicht unmittelbar den Tod nach sich ziehen müsse.

An einem der letzten Abende saßen in Wien einige Herren vor einem Kaffeehause, ruhig plaudernd und rauchend. Plötzlich ertönt gellendes Angstgeschrei. Man horcht . . . . . abermals Hülferufe, immer kläglicher und herzzerreißender, und zwar aus der oberen Etage des gegenüber liegenden Hauses. Jetzt springt man auf, holt den Wirth, nimmt vorsichtig auch noch eine Patrouille mit, und rasch wird hinaufgestiegen, erwartungsvoll die Thüre geöffnet — — da sitzt eine Dame im Negligé, lesend auf dem Sopha, nicht wenig über den späten Besuch verwundert. Wer war die Dame? Die ausgezeichnete Hofschauspielerin Fräulein Seebach, welche eben eine Rolle einstudirte und dabei den Ausruf des Entsetzens und Schmerzes so natürlich gab, daß man wenigstens Räuber und Mörder zu vermuthen berechtigt war. — Daß die Scene zum beiderseitigen Ergötzen endete, braucht nicht gesagt zu werden.

[Nähkissen mit Musik.] In Wiener Galanterie-Waarenhandlungen verkauft man seit Kurzem Nähkissen, in welchen eine Art Spieluhr angebracht ist, welche Walzer, Polka und andere Früchte der höheren Kultur zum Besten gibt. Das einzige Mittel, das arbeitsscheue schöne Geschlecht noch im Kreise zerrissener Häuslichkeit und schadhaft gewordenen Familienlebens festzubannen. Vielleicht bilden sich demnächst auch die Kochgeschirre, Bügeleisen u. s. w. zu musikalischen Instrumenten heran; dann werden auch stolze Bürgerstöchter es wieder erträglich finden, selbst zu kochen, zu waschen u. s. w.

Ein sächsischer Förster, Namens Gastell, „der nunmehr 82 Jahre alt geworden und das Geheimniß nicht mit sich in die Erde nehmen will,“ veröffentlicht unter den Inseraten der „Leipziger Zeitung“ nachstehendes Mittel gegen den Biß toller Hunde, welches er seit 50 Jahren gebraucht und womit er vielen Menschen und Vieh geholfen haben will: Man besorge sogleich warmen Essig oder laues Wasser, wasche die Wunde aus und trockne sie; alsdann gieße man einige Tropfen mineralische Salzsäure in die Wunde, weil mineralische Säure das Speichelgift auflöst, wodurch dessen böse Wirkung aufgehoben wird.

Lord Keat in London soll sich jüngst dadurch von einer als unheilbar erklärten Gicht befreit haben, daß er sich in einem eben geleerten Fasse einkellern ließ, in welchem fünf Jahre ein schwerer spanischer Wein gelagert. Der ganze Körper, mit Ausnahme des Kopfes, steckte im Fasse, welches luftdicht verkittet, und dann der Wärme ausgesetzt wurde. In einer Stunde war der Lord von dem Weindunste betäubt; er wurde nun in ein heißes Bett gelegt, und als er den Rausch ausgeschlafen, sprang er umher und die Gicht war verschwunden.

Ein gewisser John Shakespeare, der auf Verwandtschaft mit dem Dichter Anspruch macht, hat in Stratford, dem Geburtsorte des letzteren, Vorbereitungen getroffen, das Geburtshaus des Dichters mit einer Glaseinfassung, ähnlich dem Bau des Krystallpalastes, zu umgeben, wodurch es gegen Witterungs-Einflüsse und Feuersgefahr geschützt werden soll. Die Kosten sind auf 3000 L. veranschlagt, und Sir John Paxton ist dabei zu Rathe gezogen.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 173 Montag, 21. Juli 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

XIX.

Vater und Tochter.

Als die Oesterreicher mit dem vermeintlichen Bombardier Fritze den Salon verlassen hatten, blieb Elise mit ihrem Vater allein.

Keines von ihnen sprach ein Wort, Beide standen sie unbeweglich, schweigend da und lauschten. Sie hörten die Soldaten die Treppen hinunter eilen, sie hörten das heftige Aufreißen der Hausthüre, und vernahmen wie der Offizier seinen auf der Straße harrenden Soldaten mit lauter Stimme die glückliche Gefangennehmung des Bombardiers verkündete. Ein Triumphgeschrei der Oesterreicher war die Antwort, dann hörte man das laute Kommandowort des Offiziers, nun Trommelwirbel, der sich immer mehr entfernte, und endlich in der Ferne verklang.

Alles ward still.

Erbarmen, mein Gott, Erbarmen! Sie führen ihn zum Tode! rief Elise mit herzzerreißendem Jammerton, und sie sank auf ihre Kniee nieder und betete.

Gogkowsky's Antlitz hatte einen erhabenen, feierlichen Ausdruck. Der tapfere Bombardier ist gerettet, flüsterte er still in sich hinein, und auch er faltete die Hände, und blickte zum Himmel empor. War es ein Gebet des Dankes, oder des verzweiflungsvollen Vaterherzens, welches seine Lippen murmelten? — Er blickte hinüber zu seiner Tochter, welche noch immer auf den Knieen lag, und seine Augen verdunkelten sich und ein schmerzliches Zucken ging durch seine Züge.

In seinem Innern war kein Zorn mehr, sondern nur gränzenlose, erbarmende Liebe, und er empfand nur noch ein schmerzensreiches, trauriges Mitleiden mit diesem armen, todesbleichen jungen Mädchen, das dort, in Schmerzen zitternd, am Boden lag. Er erinnerte sich nicht mehr seiner verletzten Ehre, seines tief beleidigten Vaterstolzes; er sah seine Tochter weinen, und sein Herz erbarmte sich ihrer, um ihr Alles zu verzeihen, um sie zu trösten, und aufzurichten.

Plötzlich erhob sich Elise von ihren Knieen und schritt mit flammenden Augen und erglühenden Wangen zu ihrem Vater hin. Es lag etwas Imponirendes, Feierliches in ihrer stolzen Haltung, in ihrer seltsamen Ruhe, welche doch nur der durchsichtige Schleier war, hinter welchem man ihre tobenden Schmerzen und ihre leidenschaftliche Erregung erkannte.

Vater, sagte sie feierlich, und ihre Stimme klang kalt und rauh, möge Dir Gott vergeben, was Du gethan hast. In diesem Moment, wo vielleicht sein Haupt fällt, wiederhole ich es Dir, ich bin unschuldig.

Diese stolze Ruhe legte sich wie eine rauhe Hand auf Gogkowsky's Herz, und drängte alle die milden, vergebenden Gefühle wieder zurück in sein Vaterherz. Er erinnerte sich wieder seiner Schmach, und der verletzten Ehre seiner Tochter.

Du bist unschuldig, sagte er, und in der Nacht hieltest Du dort, — in Deinem Schlafzimmer — einen Mann verborgen?

Dennoch bin ich unschuldig! rief Elise glühend. Lies es auf meiner Stirn, sieh es in meinen Augen, ich bin unschuldig!

Und ganz überwältigt von der bittern und verzweiflungsvollen Qual ihrer Seele fuhr sie immer erregter fort: Aber, was kümmert dieses Alles Dich! Nicht um meine Ehre war es Dir zu thun, nicht diese wolltest Du rächen! Du wolltest mich nur strafen, weil ich gewagt, ein freies, selbstständiges Wesen zu seyn, weil ich gewagt, zu lieben, ohne Dich um die Erlaubniß gefragt zu haben. Der reiche Mann, der über Millionen zu gebieten hat, vor dem sich Alles beugt, dem Alles huldigt, weil er der Priester ist, dieses mächtigen Götzen, welcher die Welt beherrscht, der reiche Mann sieht mit Entsetzen, daß es doch noch ein Wesen gibt, das, nicht geblendet von seinem Reichthum, ein eigenes Leben, einen eigenen Willen und ein Herz hat, dem er nicht gebieten kann. Und weil dieß Wesen sich nicht freiwillig beugt, so tritt er es in den Staub, unbekümmert, daß es sein einziges Kind ist.

Digitized by Google

Elise, rief Gozkowsky endlich, Elise, bist Du wahnsinnig? Weißt Du, daß Du zu Deinem Vater sprichst?

Aber ihr zerquältes Herz vernahm diese Mahnung nicht, und sich nur erinnernd, daß ihr Geliebter vielleicht in dieser Stunde durch ihres Vaters Schuld den Tod erleide, ließ sie sich unaufhaltsam fortreißen von dem Gluthstrom ihres Schmerzes. Sie begegnete dem flammenden Auge ihres Vaters mit einem verachtenden Lächeln, und sagte kalt: O sich mich nur an, ich fürchte Deine zornigen Blicke nicht! Ich bin frei! Du selbst hast mich erlöst von dieser Furcht vor Dir! Du nahmst mir den Geliebten, und damit nahmst Du Dir Dein Kind!

O mein Gott, sagte Gozkowsky leise, mein Gott, habe ich dieß verdient?

Und er richtete seine Augen mit einem rührenden Schmerzensausdruck auf seine Tochter hin.

Aber sie war unerbittlich, der Kummer hatte sie rasend und grausam gemacht. O, sagte sie triumphirend, jetzt will ich Dir Alles sagen. Du sollst wissen, was ich gelitten, wie ich gedarbt habe!

Elise, rief er schmerzvoll, gab ich Dir nicht Alles, was Dein Herz begehrte?

Ja, sagte sie mit einem grausamen Lachen, Du gabst mir Alles, Du erfülltest jeden meiner Wünsche, und damit machtest Du mich arm an Wünschen, arm an Freuden. Es blieb mir nichts zu wünschen, denn was ich nur begehren konnte, das war Mein. Ich brauchte nur die Hand auszustrecken, und es gehörte mir. Freudlos und einsam stand ich unter Deinen Schätzen, und Alles, was ich berührte, verwandelte sich mir in hartes Gold. Des reichsten Mannes Kind beneidete die Bettlerin auf der Straße, für die es doch noch Wünsche, noch Hoffnungen, noch Entbehrungen gab.

Gozkowsky hatte ihr zugehört, ohne sie mit einem Wort, einem Seufzer zu unterbrechen. Nur zuweilen war er sich mit der Hand nach der Stirn gefahren, hatte er einen irrenden zweifelnden Blick auf seine Tochter geworfen, als wolle er sich überzeugen, daß dieß Alles kein wahnsinniger, phantastischer Traum, sondern schmerzvolle, grausame Wirklichkeit sey.

Als Elise jetzt hochathmend, zitternd vor Erregung, einen Augenblick inne hielt, und er nicht mehr den grausamen, schneidenden Ton ihrer Stimme vernahm, preßte er beide Hände an seine Brust, als wolle er den Schmerzensschrei seines ganzen, vernichtenden Lebens zurückdrängen.

O mein Gott, murmelte er leise, das ist ein Wehe fühl! Das trifft in's Herz!

Elise fuhr nach einer Pause fort: Ich war auch eine Bettlerin, und ich schmachtete nach dem Brod Deiner Liebe.

Elise, rief Gozkowsky, mein Kind, Du weißt also nicht, daß ich Dich gränzenlos liebe?

Sie sah nicht diese zärtlichen, fast flehenden Blicke, welche ihr Vater auf sie richtete, ihr Auge war inwärts gekehrt, und sie sah nur ihre eigene, qualzerrissene Brust.

Ja, sagte sie, Du liebtest mich, so wie man ein Kleinod liebt, das man in Gold faßt, um es noch glänzender zu machen. Du liebtest mich, wie einen kostbaren Aufputz Deiner Zimmer, wie ein Ding, das Dir Gelegenheit bot, Dich immer im Glanz Deiner Großmuth zu zeigen, und das Füllhorn Deines Reichthums auszuschütten. Aber Du liebtest mich nicht, wie ein Vater, Du sahst nicht, ob ich geweint hatte, oder, wenn Du's sahst, gabst Du mir Brillanten, um mich zu trösten, kostbare Kleider, um mich lächeln zu machen, aber kein Vaterherz. Da endlich sieht des reichen Mannes Kind ein Glück, das Gold und Schätze ihr nicht zu bieten vermögen, das ihres Vaters Millionen nicht kaufen können, dieß Glück — es ist die Liebe. Dieß Eine, Vater, was wider Deinen Willen mein gewesen, das hast Du mir grausam entrissen, weil es wider Deinen Willen mein war. Jetzt suche, Du reicher armer Mann, nimm all Dein Gold, und suche Dir ein Kind! Mich hast Du verloren!

Und mit einem leisen Aechzen zurücktaumelnd, schloß sie ihre Augen und sank ohnmächtig auf den Teppich nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Mémoires.

(Fortsetzung.)

Marie Antoinette nahm sie hastig, und indem sie das Siegel des ersten Briefes rasch erbrach, begann sie zu lesen. Ah, das ist kein Brief, sagte sie dann traurig, es ist eine Instruktion, welche mich unterrichtet, wie ich es anzufangen habe, mir das Vertrauen des Königs zu gewinnen, und auf seine Politik zu influiren, um ihn zu einem treuen und unerschütterlichen Bundesgenossen Oesterreichs zu machen. Ach wahrlich, die Kaiserin hat nicht nöthig, mir diese Politik zur Pflicht zu machen, und mich zu ermahnen, die Interessen meines Hauses niemals aus den Augen zu verlieren. Die Königin von Frankreich wird in ihrem Herzen immer eine Oesterreicherin bleiben, und Alles dazu thun, damit die Banden innigster Freundschaft sich immer fester und unauflöslicher um Oesterreich und Frankreich schlingen! Sagen Sie das meiner Mutter, Herr Graf, sagen Sie ihr, daß ich niemals vergessen werde, daß ich ihre Unterthanin und ihre Tochter bin, und daß ich daher ihre Interessen immer zu den meinen

Digitized by Google

mache! Und jetzt lassen Sie mich das zweite Schreiben sehen.“

Sie erbrach das Siegel des zweiten Briefes. „Mein Gott sagte sie dann lächelnd, wieder Politik! Meine Neugierde empfängt heute keine Befriedigung, und es scheint, ich werde nichts Neues erfahren aus meinem lieben Wien!“

Sie schaute wieder in das Papier und las: „Liste derjenigen Personen des Hofes von Versailles, welche ich meiner Tochter, der Königin Marie Antoinette, als besonders brauchbar empfehle, und die besonders zu Rathgebern des Königs und zur Gesellschaft des Königs geeignet sind.“ — Es war dieß eine ziemlich lange Namensliste, an deren Spitze von der Kaiserin eigener Hand geschrieben stand: Der Herzog von Choiseul. Es muß Alles angewandt werden, denselben wieder zum Minister zu erheben, denn er ist uns treu und unveränderlich ergeben! — Viele andere hohe und beachtungsvolle Namen folgten; aber wenn die Königin diese Liste der von ihrer Mutter ihr empfohlenen Personen mit der Liste der von seinem Vater an den König empfohlenen Personen hätte vergleichen können, so würde sie gefunden haben, daß nicht Einer dieser Namen auf beiden Listen sich wiederholte, und daß alle die Personen, welche Maria Theresia anführte, die offenkundige und erklärten Gegner derjenigen Personen waren, welche auf der Liste des Dauphins enthalten waren. Auf der einen befanden sich die lauter österreichischgesinnter und auf der andern die Namen lauter antiösterreichischgesinnter Personen.

Ich werde mir diese Liste getreulich aufbewahren, sagte die Königin, indem sie beide Schreiben in die Tasche ihres großen Reifrocks barg. Sie kennen ohne Zweifel die Namen derselben, aber da unten am Ende steht geschrieben: „Berathen Sie sich immer mit Mercy.“ Nun, Herr Graf, folgen wir den Befehlen meiner erhabenen Mutter, berathen wir uns.

Wollen Ew. Majestät aber nicht zuerst auch das Schreiben des Kaisers lesen? fragte der Graf.

Wozu, rief die Königin lächelnd. Ich hasse diese kalten Schreiben der Etiquette, und es überfällt mich ein Fröstеln, wenn ich solche vom Zeremonienmeister und nicht vom eigenen Herzen diktirten Briefe meiner nächsten und theuersten Verwandten sehe. Lassen Sie also den Brief immerhin neben dem offiziellen Schreiben der Kaiserin uneröffnet liegen. Der König mag ihn nachher lesen!

Ew. Majestät mögen verzeihen, aber ich glaube nicht, daß das ein offizielles Schreiben ist.

Ich bin fest überzeugt davon, rief die Königin lächelnd, und zur Strafe Ihres Unglaubens sollen Sie, Herr Graf, selber mir dieses Schreiben vorlesen müssen.

Sie nahm das versiegelte Schreiben und öffnete dasselbe. Ohne den Brief aber auseinander zu falten, reichte sie denselben dem Gesandten dar.

Lesen Sie, Herr Graf, lesen Sie, und zwar mit lauter, deutlicher Stimme, sagte sie, indem sie sich langsam in einen Fauteuil niedergleiten ließ.

Aber wenn dieß mehr ist als ein offizielles Schreiben, Majestät?

Nun, ich habe Vertrauen genug zu Ihnen, um Ihnen auch den Einblick in ein vertrauliches Schreiben des Kaisers zu gestatten. Hat nicht die Kaiserin geschrieben: „Berathen Sie sich mit Mercy?“ — Nun, um mit Ihnen berathen zu können, muß ich Ihnen vertrauen. Lesen Sie also!

Graf Mercy verneigte sich, und indem er das Papier auseinander faltete, las er:

„Madame! Ich wünsche Ihnen Glück zu der Thronbesteigung Ihres Gemahls. Er wird Frankreich über die letzte Regierung beruhigen; er wird dem Volke die Liebe wiedergeben, die es sonst für seine Könige gehabt, und das Reich so glücklich und groß machen, als es vormals gewesen.“

„Die Nation seufzte unter der Last, welche ihr in den letzten Jahren von Ludwig XV. auferlegt worden. Er hatte die Parlamente verwiesen, seinen Günstlingen zu viel Herrschaft über das Volk eingeräumt, hatte die Choiseuls, Malesherbes und den Charolais entfernt, Männer wie Maupeau, den verhaßten Abt Terray und den Duc d'Aiguillon an's Ruder gesetzt, die mit der schändlichen Dubarry das Reich plünderten und verwirrten, und dieß hatte ihm die Liebe seines Volkes geraubt.“

„Ich habe diesen Prinzen oft in meinem Innersten beklagt, daß er sich so sehr zum Spiel seiner Leidenschaften gemacht, so vor den Augen seiner verehrungswürdigen Familie und seiner Unterthanen selbst herabgesetzt hat, und daß er so wankend in seinen Entschließungen als König gewesen.“

„Vereinigen Sie Ihre Bemühungen mit dem Bestreben Ihres Gemahls, ihm die Liebe seines Volkes zu erwerben. Lassen Sie nichts unversucht, um sich der Zuneigung Ihrer Unterthanen zu versichern und Sie werden dadurch das wohlthätigste Geschenk der Vorsehung für das Reich der Franken seyn!“

„Leben Sie immer zufrieden, Königin! Befestigen Sie die Harmonie zwischen Frankreich und dem deutschen Reich, und entsprechen Sie nach allen Kräften Ihrer Bestimmung, die Sie zur Friedensstifterin von zweien der berühmtesten Nationen Europa's gemacht hat.“

„Ich küsse Ihnen die Hände, und bin mit der größten Hochachtung Ew. Majestät gehorsamster Bruder und Freund

Joseph.“

Sie hatten Recht, Herr Graf, sagt die Königin, als der Graf zu Ende gelesen, und ihr das Schrei-

Digitized by Google

den wieder darreichte. Das ist durchaus kein offizielles, sondern ein sehr charaktervolles Schreiben meines Bruders. Es überträgt mir eine große Aufgabe. Ich soll die Harmonie zwischen Frankreich und dem deutschen Reich befestigen und die Friedensstifterin beider Nationen machen! Ach ich fürchte, ich bin dieser Aufgabe wenig gewachsen, und gestehe Ihnen ehrlich, ich empfinde nicht die mindeste Lust mich in die ernsthaften Händel der Politik einzulassen. Ich bin noch so jung, und mir scheint, ich habe das Leben noch so wenig genossen. Man wird es einer Königin von neunzehn Jahren nicht verargen können, wenn sie auch ihren Antheil fordert an den Freuden und Genüssen des Lebens. Ich will das Leben in all seinen unschuldigen, schönen und reinen Freuden genießen, das ist meine Politik, ich will die Fesseln zerreißen, welche die Königin von Frankreich zu einer Sklavin der Etiquette machen, und ihr kaum ein menschliches Fühlen und Empfinden gestatten. Das ist die kleine Palastrevolution, die ich mir vorgesetzt habe, und die Welt soll bald die Wirkungen davon erfahren. Aber außerdem liegt mir doch Eines sehr am Herzen, und dieß zu erreichen, soll mein Bestreben seyn, und dazu müssen Sie mir Ihren Rath und Beistand geben. Der Herzog von Choiseul muß durchaus wieder in das Ministerium treten. Ich weiß, daß er es wünscht, und ich bin ihm zu viel Dank schuldig, um nicht seine Wünsche berücksichtigen zu wollen. Er ist es, der meine Vermählung zu Stande gebracht, und mich zur Königin von Frankreich gemacht hat. Er ist außerdem alle Zeit ein treuer und eifriger Diener meiner Mutter gewesen, der treueste und gewissenhafteste Verwalter ihrer Politik. Wenn es mir daher gelingt, fuhr die Königin mit einem sanften Lächeln fort, den Herzog von Choiseul zum Minister des Auswärtigen zu machen, so wird man ohne Zweifel mich gar nicht mehr mit dieser ernsthaften, und verzeihen Sie, ein wenig langweiligen Staatspolitik belästigen wollen, und Herr von Choiseul wird ein guter Remplaçant für mich seyn. Er wird es verstehen, die Politik unseres Hauses zur Geltung zu bringen, und ich selber werde an ihm einen treuen und ergebenen Diener und Freund haben. Es ist also durchaus nöthig, daß wir den Herzog von Choiseul wieder an den Hof zurückrufen!

Der Herzog ist heute Morgen schon von seinem Gut Chanteloup in Paris eingetroffen, sagte Graf Mercy, aber er hält es nicht für rathsam, sich Sr. Majestät dem König vorzustellen, ohne dazu aufgefordert zu werden!

Ich werde diese Aufforderung veranlassen, rief die Königin rasch. Der König wird mir diese Bitte nicht verweigern können! Sie zucken die Achseln? Zweifeln Sie, Herr Graf?

Ew. Majestät haben die Gnade gehabt, mich Ihres Vertrauens würdig zu halten, sagte der Graf ernst, und ich darf mich rühmen, daß auch meine erhabene Kaiserin mich desselben Werth erachtet.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Kürzlich fand in dem neuen Hyppodrom in Paris, wo mehr als 10,000 Zuschauer versammelt waren, ein komischer Vorfall statt. Der berühmte Luftschiffer Godard hatte sich aus den Lüften in der Mitte des Schauplatzes niedergelassen, und zur Weiterreise einem der Künstler des Zirkus, Franz v. Bach, einen Platz in seiner Gondel angeboten. Die Frau des Künstlers aber wollte diesen gefährlichen Luftabstecher ihres Mannes nicht dulden, schrie, ihn aufzuhalten, und eilte in den Zirkus, mehrere Polizei-Sergeanten zur Hülfe auffordernd. Aber es war zu spät, und als die Polizei-Sergeanten sich dem Ballon nahen wollten, erhob er sich eben in die Lüfte. Die Witterung war ruhig und Godard hielt es für geeignet, mitten in Paris in der Rue de Sevres herab zu steigen, wo er ungefähr zwanzig Minuten, von einer ungeheuren Menschenmenge umgeben, blieb. Er stieg sodann neuerdings auf, um sich zum zweiten Male in den Steinbrüchen von Charanton herab zu lassen, wo die beiden Aeronauten sehr gut aufgenommen wurden und gegen 9 Uhr Abends gesund und wohlbehalten in's Hyppodrom zurückkehrten.

In einem Städtchen bei Königsberg kam letzter Tage eine gräßliche Geschichte vor. Ein Hausmeister verheirathet seine junge, schöne Tochter an einen Forstmann. Die Hochzeit geht in Lust und Freude vor sich, vor Mitternacht entfernen sich die Gäste und es wird stille im Haus. Da hört eine im ersten Stock schlafende Magd im zweiten Stock starkes Gepolter, eilt zum Hausmeister hinab, wird abrr da mit dem Bedeuten abgefertigt, der Lärm werde sich schon legen. — Nächsten Morgen kommt das Ehepaar nicht zum Vorschein, man klopft — keine Antwort; endlich wird die Thüre gesprengt — entsetzlicher Anblick: die Frau liegt mit abgebissener Kehle, zerfleischtem Gesicht und im Blute schwimmend, todt im Bette, ihr Gatte windet sich in fürchterlichen Krämpfen, Schaum vor dem Munde, unter dem Tische. Der Unglückliche war vor einiger Zeit von einem wüthenden Hunde gebissen worden, glaubte aber, da bereits ein Monat vorüber, keine bösen Folgen befürchten zu müssen. Leider brach in der Brautnacht die Wasserscheu aus.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ignatz Waitandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 174 Dienstag, 22. Juli 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung)

Eine fürchterliche Stille herrschte jetzt in diesem Gemach. Gozkowsky stand unbeweglich mit gegen Himmel gerichteten Blicken da. Vor seinem inneren Ohr erklangen fort und fort diese grausamen, höhnenden Worte seines Kindes und schienen all seine Willenskraft in Stein zu wandeln, und ihn an den Boden zu fesseln.

Allmählig erholte er sich aus dieser Apathie seines Schmerzes, erwachte das in seinen Adern erstarrte Blut, und schoß wie ein brennender Feuerstrom zu seinem Herzen hin. Er lebte, er athmete, und er litt wieder.

Er neigte sich zu seiner Tochter nieder und schaute sie lange an, und seine Züge wurden immer weicher, immer milder. Er strich ihr leise mit der Hand die Locken von dieser klaren, hohen Stirn, und wie er es that, lächelte er fast, so schön und liebreizend fand er sie in dieser todteähnlichen Ruhe.

Sie ist ohnmächtig, flüsterte er leise, als fürchte er sie zu wecken. Wohl ihr, und möge sie, wenn sie erwacht, alle diese grausamen Worte, welche sie mir gesagt, vergessen haben.

Er legte seine Hand auf ihr Haupt, als wolle er sie segnen, und Liebe und Vergebung sprach aus seinen Blicken.

Er verzieh ihr jetzt alle Qual, alles Leid, das sie ihm zugefügt, er verzieh ihr diese Vorwürfe, diese ungerechten Beschuldigungen, und mit einer erhabenen Rührung den Blick zum Himmel wendend, sagte er: Du siehst mein Herz, o Gott, Du weißt, daß auf dem Grunde desselben nur die Liebe wohnt! Nur die Liebe zu meinem Kinde! Und mein Kind glaubt nicht an mich! Ich habe gearbeitet, ich bin reich geworden, habe Schätze gesammelt, — nur für sie! An mein Kind dachte ich, wenn ich lange, öde Nächte in schwierigen Berechnungen an meinem Pult saß! An meine Tochter erinnerte ich mich, wenn ich ganz ermattet, und fast erdrückt war von dieser Last der Arbeit! Sie sollte glücklich, sie sollte reich und groß wie eine Fürstin werden! Darum arbeitete ich! Es blieb mir keine Zeit mit ihr zu scherzen, weil ich für sie arbeitete, wie ein Sklave! Und das, fuhr er mit einem schmerzvollen Lächeln fort, das macht sie mir zum Vorwurf! Ich habe nichts, an das ich glaube, nichts als mein Kind! Und mein Kind glaubt nicht an mich! Die Welt beugt sich vor mir, und ich bin ein Bettler!

Ueberwältigt von diesen qualvollen Schmerzen, welche jetzt auf seine Brust einstürmten, senkte er sein Haupt in seine Hand und weinte bitterlich!

Dann nach einer langen Pause richtete er sich wieder empor, und schüttelte mit entschlossenem Ausdruck die Thränen aus seinen Augen fort.

Genug jetzt, genug! sagte er laut und fest, ich muß für sie sorgen!

Und er schellte heftig und befahl den eintretenden Dienerinnen die Ohnmächtige aufzurichten, und in ihr Zimmer zu tragen.

Aber als die Mädchen den Kammerdiener aufforderten, ihnen behülflich zu seyn, und die ohnmächtige Gebieterin empor zu heben, drängte Gozkowsky sie Alle zurück und trug sie sanft und leise, zärtlich und sorgsam wie eine Mutter zu einem Sessel hin, auf den er sie niedergleiten ließ. Nun betrachtete er sie lange, und drückte einen inbrünstigen Kuß auf ihre Stirn. Als er aber sah, daß Elise sich regte, daß ihre Wangen sich wieder färbten, und sie die Augen öffnete, winkte er den Dienerinnen, und hieß sie, Elise in ihr Gemach tragen.

Er blickte ihr nach bis sie verschwunden war, und den thränenfeuchten Blick gegen Himmel richtend, sagte er leise: Mein Kind! Armer Vater!

Und wieder bedeckte er sich das Gesicht mit seinen Händen, und man hörte nichts als das qualvolle Aechzen dieses in Schmerzen ringenden Vaterherzens.

Plötzlich vernahm man von draußen her lautes Jammergeschrei, und angstvolles Hülferufen. Es kam näher und näher, es erreichte jetzt sein Haus, und erfüllte dessen Gänge und Hallen. Es war nicht das Jammergeschrei eines Einzelnen, vielfach ertönte es, klagend und wimmernd, kreischend und heulend.

Digitized by Google

Hülfe, Hülfe! Erbarmt Euch! Rettet uns! Die Kroaten hauen uns nieder! Sie stecken unsere Häuser in Brand! Rettet uns!

Gozkowsky ließ die Hände von seinem Gesicht gleiten und horchte.

Was war das? Wer ruft um Hülfe? sagte er träumerisch, und dann, plötzlich zu vollem Bewußtseyn erwachend, sagte er: Ach, wo war ich? Die Menschheit leidet, und ich dachte nur an meinen Schmerz! — Ja, ich kenne diese Stimmen, es sind die Kinder und Weiber meiner Arbeiter, es sind die Bedrängten und Armen der Stadt, welche mich rufen. Das Volk bedarf meiner. Auf Gozkowsky, gib ihnen Dein Leben, gib ihnen Dein Herz. Versuche es den Unglücklichen Vater zu seyn, dann bist Du nicht arm an Kindern.

Draußen tönte fort und fort das Wehegeheul und das Hülfegeschrei, und jammernde und zitternde Weiber und rührende Kinderstimmen riefen laut Gozkowsky's Namen, flehten und baten: Gozkowsky, hilf uns! Erbarme Dich unser, Vater Gozkowsky!

Gozkowsky richtete den strahlenden, begeisterten Blick gegen Himmel, und mit einem wehmüthigen Lächeln sagte er: Sie nennen mich Vater, und ich beklage mich.

XX.

Die Schriftsteller sind an Allem Schuld.

Berlin war also der Uebermacht erlegen, und hatte sich dem Sieger ergeben. Die Avantgarde der Russen war durch das Königsthor einmarschirt, während der kommandirende General Tottleben mit seinem Stabe und der Hauptarmee seinen feierlichen Einzug durch das Kottbusser Thor halten wollte, und dem Magistrat von Berlin hatte befohlen lassen, an diesem Thore zu erscheinen und eine Deputation der Kaufmannschaft mitzubringen, um mit derselben über die, der Stadt aufzuerlegenden Kontribution zu unterhandeln.

Zur selben Zeit aber, und bevor noch der russische General seinen Einmarsch gehalten, waren die, die Avantgarde bildenden Kroaten des Lacy'schen Armeekorps in die Friedrichsstadt eingedrungen, und verübten dort und in der Neustadt Greuelthaten jeder Art. Mit wildem Geschrei drangen sie raubend und plündernd in die Häuser ein, dieselben mißhandelnd, welche ihnen ihre Habe verweigerten, und durch die rohesten Gewaltthätigkeiten sich überall eine Brandsteuer erzwingend.

Zugleich begann ein System der Verfolgung, welches Schrecken und Entsetzen in jedem Haus, in jeder Familie verbreitete. Graf Lacy führte ein langes Verzeichniß derjenigen Personen mit sich, welche sich durch Wort, That oder Schrift gegen Oesterreich oder Rußland erklärt, und er gab dasselbe seinen Leuten mit dem Befehl, zur Habhaftwerdung dieser Leute kein Mittel, keine Drohungen und keine Gewaltthätigkeiten zu scheuen, indem er ihnen zugleich bedeutende Belohnungen für jeden dieser eingebrachten „Verräther" zusagte.

Kein Wunder, daß diese Sendlinge kaum in die Stadt gelangend, die Verfolgung dieser Geächteten bewerkstelligten, und mit furchtbarem Geschrei in die Häuser eindrangen, überall die Namen derjenigen ausrufend, auf deren Verfolgung sie es abgesehen, und deren Einlieferung ihnen eine goldene Belohnung sichern sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Mémoires.

(Schluß.)

Ich bin außerdem ein alter Diener Ihres Hauses, und mein Haar ist weiß geworden im treuen Dienst meiner Herrscherin. Wollen Ew. Majestät, welche ich von dem ersten Tage Ihrer Geburt an gekannt, deren Kindheit und Jugend, deren Entwickelung und endlich, deren jetzige Größe der Himmel mich begnadigt hat zu schauen, Ew. Majestät, welche ich nicht blos verehre und anbete als die Tochter meiner Kaiserin, sondern welche ich, gestützt auf mein Alter und meine langjährige Zugehörigkeit sogar zu lieben wage, wollen mir Ew. Majestät gestatten, offen und ohne Umschweife zu Ihnen zu reden?

Ich gestatte es Ihnen nicht nur, ich bitte Sie darum.

Dann erlauben mir Ew. Majestät, Sie zu beschwören: seyen Sie auf Ihrer Hut! Es ist nicht Alles an diesem Hofe wie es seyn sollte, seyn müßte! Ew. Majestät hat Feinde, scharfe, wachsame Feinde, welche nur auf eine Gelegenheit warten, um ihre geheimen Drohungen in offne Gewaltthätigkeiten zu verwandeln. Der eigne Bruder Ihres Gemahls, der Graf von Provence, und die Prinzessinnen-Tanten stehen an der Spitze dieser Feinde, und glauben Ew. Majestät mir nur, daß sie mit wachsamen Augen jeden ihrer Schritte beobachten.

Mein Gott, was that ich ihnen nur, um diese Feindschaft zu verdienen? fragte die Königin schmerzlich.

Sie sind eine österreichische Prinzessin, das genügt. Diese Vermählung des Dauphins mit der Erzherzogin von Oesterreich war ein Sieg, welchen die altfranzösische Partei Ihnen, Majestät, und dem Herzog von Choiseul niemals verzeihen wird. Wenn es ihnen möglich ist, werden sie Rache dafür neh-

Digitized by Google

nen, und wenn Ew. Majestät nicht auf Ihrer Huth sind, werden sie diese Rache selbst bis auf Ihre erhabene Person ausdehnen! Der Graf von Provence hat eine gar scharfe Zunge und weiß sie wirksam und mit Vorsicht zu gebrauchen; die Prinzessinnen-Tanten, welche es Ew. Majestät niemals verzeihen werden, daß eine Oesterreicherin an diesem Hofe jetzt die erste Stelle einnimmt, werden sich dafür rächen, indem sie sich umgeben mit einem großen und glänzenden Anhang, der es sich zur Aufgabe machen wird, jede Miene, jedes Lächeln, jedes Wort und jeden Blick Eurer Majestät zu bewachen, um daran zu deuteln, zu feilen und zu drehen, bis sich daraus eine Waffe machen läßt, um entweder Ew. Majestät damit zu verwunden, oder Sie zu verdächtigen. Deßhalb, verzeihen mir Ew. Majestät, daß ich es zum dritten Mal wiederhole, deßhalb müssen Ew. Majestät auf Ihrer Huth seyn, und Alles vermeiden, was Ihren Feinden Anlaß geben könnte zu Verdächtigungen irgend einer Art. Ich fürchte aber, daß Ew. Majestät in dem edlen Bewußtseyn Ihrer Größe, Reinheit und Unschuld Ihre Feinde zu gering achten. Frau Gräfin von Noailles zum Beispiel! Sie gehört zu dem ältesten und größten Adel Frankreichs, eine große anhangvolle Familie steht hinter ihr zur Seite, und das französische Volk, welches gewohnt ist, seine Königinnen von der strengsten Etiquette umgeben, sie gewissermaßen wie einen Heiligenschrein eingeschlossen zu sehen, das französische Volk weiß, daß die Gräfin von Noailles das Palladium Frankreichs, welches die Ehre seiner Königin ist, mit unerschütterlicher Treue und Standhaftigkeit überwachen wird. Es wäre daher gefährlich, schlimm, wenn es den Bemühungen und den gehässigen Zuflüsterungen Ihrer Feinde endlich doch gelingen sollte, diese Frau hinüberzuziehen in das feindliche Lager, und man würde sie benutzen, um vor ganz Frankreich den Beweis zu führen, daß die Königin gebrochen habe mit den heiligen Gesetzen der französischen Etiquette und gering achte, was bis dahin als heilig und unverletzlich gegolten! Ew. Majestät sollten es daher gnädigst vermeiden, die Gräfin von Noailles durch Widerstand gegen diese immerhin ein wenig drückenden Anforderungen der Etiquette zu reizen, und der Gräfin nicht anzurechnen scheinen, was nur die strengste Pflichterfüllung ihres Amtes ist. Es wäre sehr beklagenswerth, wenn die Gräfin von Noailles eines Tages dahin kommen sollte, ihr Amt niederzulegen, denn mit ihr würden die größten und mächtigsten Adelsfamilien Frankreichs in das Lager der Feinde der Königin übergehen!

Sind Sie jetzt zu Ende, Herr Graf von Mercy? fragte die Königin, welche ihm mit immer höher erglühenden Wangen, mit immer feuriger aufblitzenden Augen zugehört hatte.

Ich bin zu Ende, und ich danke Ew. Majestät, daß Sie die Gnade gehabt, mich so lange anzuhören.

Hören Sie auch jetzt meine Antwort, Herr Graf, rief die Königin, indem sie sich aus ihrem Fauteuil erhob, und groß und stolz dem Grafen gegenüber stand. Sie haben mir gesagt, daß es für mich hier mächtige Feinde gibt, welche es mir niemals vergeben werden, daß eine österreichische Prinzessin Königin von Frankreich geworden. Sie haben mich ermahnt, gegen diese Feinde auf meiner Huth zu seyn, und ihnen wo möglich einige Zugeständnisse zu machen. Sie sind noch weiter gegangen, Sie haben mir Frau von Noailles als die Repräsentantin der Tugend, Ehrbarkeit und Sitte dargestellt, als die Blüthe des reinsten und ältesten Adels Frankreichs, und Sie haben sich nicht undeutlich merken lassen, daß, wenn die Frau von Noailles mich eines Tages verließe, mich damit auch die Tugend und Ehrbarkeit und außerdem noch der hohe Adel Frankreichs verlassen würde. Oh, vertheidigen Sie sich nicht, denn Ihre Worte haben mich nicht beleidigt, da ich weiß, daß sie aus einem treuen Herzen kamen. Aber hören Sie nun auch, was ich darauf zu erwidern habe! Ich kenne meine Feinde, und ich fürchte sie nicht, ich werde ihnen niemals Zugeständnisse machen, sie niemals zu versöhnen suchen, denn solches scheint mir der Königin von Frankreich, wie der Tochter der Kaiserin von Oesterreich gleich unwürdig zu seyn. Mit offenem Visir, mit unverhüllter Brust werde ich meinen Feinden entgegentreten und ich werde ihnen nicht den Triumph gönnen, daß sie mich jemals zittern, jemals zurückweichen sehen sollten. Ich werde mich auch gegen ihre Verläumdungen und ihre Anklagen niemals vertheidigen, nur soll mein ganzes Leben und jeder Tag meines Lebens meine Vertheidigung seyn und damit es so seyn könne, muß Jedermann mein Leben sehen und es beobachten können. Ich werde daher der Gräfin von Noailles keine Zugeständnisse machen, denn ich bedarf keiner Etiquette, um meine Tugend zu schützen, keines Zeremoniells, um mir die Gränzen zu bezeichnen, welche die gute Sitte der Königin von Frankreich, wie jeder andern Frau vorschreibt. Ich sage wie jeder andern Frau," Herr Graf, ich will mir das Recht bewahren, nicht blos eine Königin, das heißt ein Popanz der Etiquette, sondern auch eine Frau zu seyn, welche Herz und Sinn hat für alles Schöne, Große und Gute, und den Muth und Willen das zu zeigen, zu äußern und zu bethätigen, selbst wenn es nicht vereinbar wäre mit denjenigen Regeln, welche Frau von Noailles mit unermüdlicher Gelehrsamkeit aus alten Pergamentbüchern vergangener Jahrhunderte zusammengesucht hat, um mir aus dem Königthum eine Qual, und aus der goldenen Krone eine Dor-

Digitized by Google

nenkrone zu machen. Ich will dem französischen Volk zeigen, daß die Tugend und Reinheit ihrer Königin keines Vertugadin, keiner Etiquette und keines Zeremoniells bedarf, und daß der Glanz und die Glorie des Königthums nicht in dem Schein und den Formen, sondern in der innern Wahrhaftigkeit und dem reinen Selbstbewußtseyn sich äußert. Bis hierher sind die Königinnen von Frankreich Marionetten gewesen in den Händen der Etiquette, ich will sie frei machen, und die Marionette in eine Frau verwandeln, welche das französische Volk um ihrer selbst willen lieben kann, und deren Leben offen und unverhüllt vor ihm daliegt, damit das Volk sehe, daß seine Königin die Tugend liebt, und ihr folgt aus freiem Antrieb und freier Entschließung!

Das heißt königlich gesprochen und gedacht, sagte eine sanfte Stimme hinter ihr, und wie die Königin erschrocken sich umwandte, sah sie den König, welcher auf der Schwelle der kleinen Thür stand, welche von dem Kabinet der Königin in die Gemächer des Königs führte. Der König hatte, um seine junge Gemahlin zu überraschen, diese Thür leise geöffnet, und so die letzten Worte der Königin vernommen.

Mannigfaltigkeiten.

Oesterreichische Blätter erzählen eine entsetzliche Geschichte, in welcher zwei Kinder als Mörder auftreten: „Am 28. Juni d. J. kamen die beiden Mädchen Anna J., 9 Jahre, und Marie P., 10 Jahre alt, Beide aus Schlan, in das Dorf Drahetitz (Böhmen) betteln. Dort sahen sie das siebenjährige Mädchen Johanna W., das sauber gekleidet war; dieß reizte sie; sie lockten das Mädchen aus dem Dorfe heraus und ließen es in der Nähe eines Teiches die Kleider ausziehen, indem sie ihm sagten, sie würden ihm eine Puppe machen. Nachdem das Kind entkleidet war, stießen sie es in den Teich, wo es ertrank, nahmen die Kleider und entflohen, wurden aber an demselben Tage wegen Bettelns von der Gendarmerie verhaftet und vom Bezirksamt Unhofcht in ihren Zuständigkeitsort Schlan am 14. ds. abgeschoben. Da ein Anverwandter des verschwundenen 7jährigen Mädchens erfahren hatte, daß dasselbe mit den zwei Bettelkindern aus dem Dorfe hinaus gegangen sey, so begab er sich zum Schlaner Bürgermeisteramt, woselbst diese beiden Kinder sich noch im Arrest befanden. An einem dieser Mädchen wurde ein dem ertränkten Kinde gestohlenes Tuch erkannt; es wurden deßhalb Beide gerichtlich verhört, worauf sie die oben erwähnte That eingestanden."

Ein junger Geschäftsmann in einer Vorstadt von Wien hat in das Schaufenster seines Ladens einen mit allem Aufwande von Kalligraphie geschriebenen Zettel geklebt, folgenden Inhalts: „Der Besitzer dieses Geschäftes wünscht sich baldmöglichst mit einem braven Mädchen oder einer jungen Wittwe zu verehelichen." Seit Erscheinung dieses mit rother Tinte auf grünem Grunde geschriebenen Heirathsantrages wird der Laden des Vokativus von unverheiratheten Käuferinnen nicht leer, die alle in der Hoffnung sind, den heirathslustigen Gewerbsinhaber zu kapern.

Man schreibt aus Paris vom 18. Juli: „Die übertriebene Ausdehnung der Damenröcke findet allseitige Mißbilligung. Vor einigen Tagen predigte ein sehr beliebter Kanzelredner in einer der Pariser Kirchen vor einer Zuhörerschaft eleganter Damen: „Denken Sie daran, meine Damen, daß die Pforten des Paradieses enge, so enge sind, daß ich wirklich fürchte, daß Sie wegen der Aufgeblasenheit Ihrer Röcke nicht hineinkommen werden."

Charade.

Wenn stolze Träume uns beglücken,
Wenn uns der Hoffnung Schimmer lieblich strahlt,
Wenn sich vor unsern lebensfrohen Blicken,
Im rosenfarbnen Licht die Zukunft malt:
Dann schmettern oft von dem erträumten Glück,
Die ersten beiden Sylben uns zurück.

Wenn uns des Glückes letzter Schimmer schwindet,
Wenn das Geschick mit feindlich strenger Macht,
Den Dornenkranz um unsre Schläfe windet,
Wenn keine Hoffnung mehr uns freundlich lacht,
Dann wird uns tröstend über Zeit und Leben,
Der letzten Beiden Zauberkraft sich heben.

Wenn Jemand aus bedeutungslosen Dingen,
Des Glückes oder Unglücks Lösung zieht,
Wenn Furcht und Angst betäubend ihn umringen,
Wenn er vor seinem eignen Schatten flieht,
So ist er sicher — zweifelt nicht daran,
Bethöret von des ganzen irrem Wahn.

Auflösung der Charade in Nro. 171:
Blumensprache.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 175 Mittwoch, 23. Juli 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Natürlich waren es zunächst die Schriftsteller und Zeitungskorrespondenten, auf welche der rächende Zorn des Siegers gerichtet war; denn es ist von jeher das Loos der Schriftsteller gewesen, daß man sie für das Unglück der Völker hat büßen lassen, daß man sie verantwortlich gemacht für das Seyn und Denken, für das Wollen und Handeln des Volkes, welchem sie angehörten. Immer aber nur ist diese Verantwortlichkeit der Schriftsteller und Dichter in den Tagen des Mißgeschickes eingetreten, — für das Unglück des Volkes hat man die Schriftsteller stets verurtheilt, aber für das Glück desselben sie niemals belohnt. Gleichsam als ob in ihrem Wirken immer nur eine verzehrende, niemals eine wohlthuende Kraft ruhe, hat man immer die Irrthümer und Gebrechen des Volkes den Schriftstellern als strafwürdiges Verbrechen ins Antlitz geschleudert, während es noch Keinem in den Sinn gekommen, die guten und edlen Eigenschaften eines Volkes als das Resultat des Einflusses der Dichter und Schriftsteller zu betrachten. Es ist daher immer ein wenig dankbares Loos, welches Derjenigen harrt, die das Volk mit geistiger Nahrung zu speisen haben, und in derselben Stunde, in welcher Gott sie zu diesem heiligen Berufe segnete, hat ein Dämon seine Schwingen über sie ausgebreitet, und Worte des Hasses und der Verwünschungen über sie ausgegossen; Worte, welche machen, daß die von Gott gezeichnete Stirn der Dichter den meisten Menschen wie mit einem Brandmal befleckt erscheint, und daß sie in Mißtrauen und Furcht sich abwenden und ihm die Gottesgabe zu einem Raub verlästern möchten.

Drei Namen waren es besonders, welche die Lacy'schen Jäger mit wüthendem Rachegeheul durch die Friedrichsstadt und unter den Linden ausschrieen, und deren Eigenem sie in allen Häusern nachspürten.

De Justi! De Justi! Mit diesem Schrei stürzte der erste Offizier, welcher das Thor passirte, vorwärts, hieb er gegen die geschlossenen Hausthüren, und verlangte unter wilden Drohungen die Herausgabe dieses gefährlichen Verbrechers, dessen Verhaftung mit einer der höchsten Prämien belohnt werden sollte.

Und allerdings, Herr de Justi war ein schwerer Verbrecher, nicht blos, weil er in der That ein schlechter Schriftsteller und Vielschreiber war, sondern vorzüglich deßhalb, weil er es gewagt, seine scharfe Feder auch gegen die Oesterreicher und deren Verbündeter, die Russen und Sachsen, zu richten.

Aber Herr de Justi hatte sich dieser Verfolgung der Feinde rechtzeitig zu entziehen gewußt, und schon während der Nacht der Belagerung war er zu einem Freunde nach einer weniger bedrohten Straße hingeeilt, in dessen Keller er ein sicheres und nicht zu ermittelndes Versteck gefunden. — Da man des Schriftstellers nicht habhaft werden konnte, mußte man sich begnügen, seiner verbrecherischen Schriften sich zu bemächtigen.

Die beiden andern Namen, deren Besitzern die eindringenden Oesterreicher mit rasendem Eifer nachspürten, waren die Herren Kretschmer und Krause.

Diese indessen ahnten noch nichts von diesen Verfolgungen, sie wußten noch nicht einmal, daß die Kroaten in die Stadt eingedrungen, sondern in dem sichern Versteck, in welchem beide die Nacht zugebracht, hatten sie nur erfahren, daß Berlin sich den Russen übergeben, und daß der General Tottleben dem Magistrat befohlen, sich um acht Uhr Morgens am Kottbusser Thor einzufinden, um ihm mit seinem Stabe zu empfangen.

Und es sollte ein sehr glänzender, sehr feierlicher Empfang seyn, man wollte den feindlichen General durch demüthige Unterwerfung versöhnlich und milde machen, man wollte durch ein ihm persönlich dargebrachtes Geldgeschenk ihn bewegen, die Kontribution für die Stadt mäßig und gelinde zu halten.

Durfte Herr Krause, der Korrespondent der Spener'schen Zeitung, durfte Herr Kretschmer, der Korrespondent der Vossischen Zeitung, welche sich rühmte, den Berlinern immer die neuesten und frischesten Nachrichten zu bringen, durften diese beiden Herren bei dem Einzug des russischen Generals wohl fehlen?

Digitized by Google

Gleich ächten Helden vergaßen sie ihrer eigenen Angst, wo es sich um das Wohl des Vaterlandes handelte, stürzten sie sich muthig der Gefahr entgegen, zur Ehre ihrer Zeitung.

Der Morgen dämmerte kaum, und am Kottbusser Thor herrschte jetzt noch tiefes Schweigen, und todesähnliche Stille. Die Flügel des Thores waren noch geschlossen, und auch der Wächter desselben hatte sich in sein kleines Haus zurückgezogen, und ruhte aus von den Bedrängnissen der letzten Tage. Die Morgendämmerung lag noch wie ein Schleier über dem armen, geängsteten Berlin und verhüllte dessen Thränen und blutende Wunden.

Am Kottbusser Thor, wie gesagt, herrschte noch tiefes, lautloses Schweigen. Plötzlich ward diese Stille von dem leisen Geräusch schleichender Tritte unterbrochen, und um die nächste Straßenecke sah man jetzt die zusammengekauerte Gestalt eines Mannes schlüpfen. Nun blieb er einen Augenblick stehn und lauschte, dann, als er sich überzeugt, daß alles lautlos und still um ihn her, kroch er, ängstlich sich an die Häuser drückend, vorwärts, und gelangte unbemerkt bis zu diesem Pfeiler an der rechten Seite des Thores, in dessen beschattendem Dunkel er sich verbarg.

Dieser Mann war Niemand anders, als Herr Kretschmer, welcher sich jetzt mit innigem Wohlbehagen in seinem Versteck einrichtete.

Hier ist es sehr gut und sehr zweckmäßig, sagte er zu sich selbst, indem er sich einen zufällig daliegenden Stein hinter den Pfeiler schob, um seiner kleinen Figur dadurch einen etwas höhern Standpunkt zu sichern. Von diesem Platze aus kann ich Alles sehen, Alles beobachten.

Und indem er sich auf den Stein stellte, und sich in die Ecke des Thorpfeilers zurücklehnte, fuhr er mit einem behaglichen Lächeln in seinem Selbstgespräch fort. Diesmal bin ich meinem Rivalen, dem guten Herrn Krause, doch zuvorgekommen. Die Vossische Zeitung wird morgen die Einzige seyn, welche von dem festlichen Einzug des hohen russischen Generals, als Augenzeuge berichten kann. Das ist vortrefflich! Horch, da schlägt es 7 Uhr! Nur noch eine Stunde, und die große Feierlichkeit beginnt! Die Spener'sche Zeitung schläft noch, während die Vossische Zeitung wacht, und für die Neugierde Berlins nahrhaften und mundenden Stoff bereitet. Armer, bedauernswerther Herr Kretschmer! Deine Augen waren nicht offen zu sehen, oder die Dämmerungsschleier, welche Berlin bedeckte, hüllten nicht blos Dich, sondern auch Deinen Nachbarn in eine seinen Falten ein, sodaß Du Deinen aufmerksamen Blick seine zusammengedrückte Gestalt entgegen wie sie drüben längs der Häuser hinschlich, und sich endlich hinter dem Pfeiler zur linken Seite des Thores barg. Während Du noch jubeltest über den langen Schlaf der Spener'schen Zeitung, stand Herr Krause schon Dir gegenüber hinter dem Pfeiler, war er trotz seiner achtundsechszig Jahre, gleich Dir, selber gekommen, um den Einmarsch der Russen zu sehen.

Und sehr froh war sein Gemüth dieses errungenen Sieges über seinen Rivalen, und sehr stolz machte es ihn, zu denken, daß er diesmal dem Herrn Kretschmer zuvorgekommen, und daß er diesmal, als guter Jagdhund, ihm die Beute vor der Nase weggeschnappt, und sich einen Neuigkeitsbraten erjagt hatte, den er morgen den guten Berlinern, als willkommenes Frühstück auftischen wollte.

Herr Kretschmer ahnte nichts von der Nähe seines Rivalen, er freute sich noch immer des glücklich errungenen Vortheils und fuhr froh und heiter in seinem Selbstgespräch fort: Ich muß in der That lachen, wenn ich an die Spener'sche Zeitung denke. Ich selber gab Herrn Krause den Rath, sich zu verbergen, und der Gute ist ihm pünktlich nachgekommen. Ach, dieser kleine, zitternde Greis träumt vielleicht, ich säße, wie er selber, hinterm Ofen, während es hier doch einen Stoff gibt, den ich für meine Zeitung ausbeuten kann. Ein guter Stoff, der sich zu einem interessanten Artikel verschmieden läßt, ist kein so gewöhnliches Ding, daß man ihn achtlos verschleudern könnte.

Indeß auch Herr Krause hatte seine eigenen freudigen Gedanken, und diese traten merkwürdiger Weise ganz genau mit denen seines Herrn Kollegen zusammen. Auch er freute sich des errungenen Vortheils, auch er sagte zu sich selber: welch ein Glück, daß ich dieser Vossischen Zeitung zuvorgekommen bin.

Aber während Herr Krause so mit sich selber sprach, war Herr Kretschmer, da er denselben Gedankengang verfolgte, auf diesem Wege sehr natürlicher Weise auch bis zu demselben Punkt gelangt, und in der Leidenschaft seines Aergers vergaß er sogar der nöthigen Vorsicht, und rief fast laut: Verwünscht sey dieser Nebenbuhler, dieses anmaßende Subjekt, welches sich einbildet, mit mir rivalisiren zu können.

Herr Krause schauderte zusammen bei dem Ton dieser Stimme, welche ihm gewissermaßen als das Echo seiner eigenen unausgesprochenen Gedanken erschien. Aber er bezwang seine Furcht und rief laut: Sprach da Jemand?

Wer spricht da? tönte die Frage zurück, und jetzt sah man zwei Köpfe hinter dem Thorpfeiler hervortragen, und ihre Augen forschend einer auf den andern heften.

Der Morgen war indeß lichter und klarer geworden und jeder Herr erkannte sich.

Beide aber lächelten, und hinter dem Thorpfeiler hervortretend, sanken sie einander in die Arme, und begrüßten sich mit ihrem schwarzen Gott zu Aufrichtiger Freundschaft Verschwörungen.

Digitized by Google

Ich täusche mich nicht! Es ist mein theurer Freund Krause.

O welch ein Glück! Mein theurer Kretschmer!

Und wieder schüttelten sie einander die Hände, und wiederholten die Versicherungen ihrer Freundschaft und Liebe, während sie im Herzen auch ihre Flüche und Verwünschungen wiederholten.

Aber die beiden würdigen Herren waren nicht die Einzigen, welche das Kottbusser Thor in dieser Morgenstunde aufsuchten. Auch einer der österreichischen Offiziere mit einem Piket Soldaten war auf seinen Streifzügen und seiner Jagd nach den beiden Redakteuren glücklich bis hierher gelangt, und marschirte eben mit seiner Mannschaft um die Straßenecke unfern des Thores, seine feurigen Blicke links und rechts wendend und nach allen Fenstern empor spähend.

Jetzt fiel sein Auge auf diese beide Männer, die vor seinem Blick zusammenschracken, und heiße Stoßseufzer der Angst zum Himmel sandten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sägmühle.

Eine Schwäbische Geschichte von Louise Pichler.

Einen ganz eigenthümlichen Typus unter den Mannigfaltigkeiten der Bilder, die das schwäbische Volksleben bietet, haben die Mühlen; besonders jene alterthümlichen Mühlen, die in einsamen Wald- und Felsenthälern sich angebaut haben, wie man's in bergigten Gegenden zu treffen pflegt, wo die Dörfer auf wasserarmen Höhen stehen. Neben den Hauptzügen, die sie gemein haben mit den vereinzelten Bauernhöfen, zeigen sie noch besondere Eigenthümlichkeiten. Ein Müller, wie ein Hofbauer ist in dem Dorfe seines Kirchspiels gewöhnlich ein Gegenstand der respektvollen Achtung, denn ein solcher pflegt eine Wohlhabenheit zu besitzen, die in den Dörfern längst der allgemeinen Armuthei gewichen ist. Dafür aber halten sich zu gleicher Zeit die vom Dorfe schadlos durch ihr Bewußtseyn geistiger Ueberlegenheit, da man auf den Einöden nicht nur der äußeren Weltkenntniß entbehrt, sondern der Mensch selbst auch sich in der Regel nur wenig entwickelt. Die jungen Burschen gelten für schüchtern und täppisch; und von den Mädchen sagt man achselzuckend: „sie ist halt von der Einöde!“ mit demselben Nachdruck, mit dem ein gebildeter Residenzzirkel über ein junges Frauenzimmer das Urtheil spricht: „sie ist eine Landpomeranze!“

Diese beiden Eigenthümlichkeiten waren in hohem Grade auf einer Sägmühle zu finden, die in einem engen Waldthale von einem Sturzbache getrieben ward, der vom Welzheimer Wald herab der nahen Rems zueilte.

Eine Sägmühle hat nicht die lebhafte Einkehr, die in andern Mühlen ein so regsames Leben hervorbringt; der ganze Verkehr mit der Außenwelt fiel hier dem Knecht anheim, der Tag für Tag die gefertigten Bretter an Ort und Stelle führte; schaffte ein Bauer seine Stämme auch selbst zur Mühle, so hielt er sich doch nicht länger auf, als er brauchte, um sie abzuladen. Auch schon das einförmige Geräusch der Säge, das in langgezogenen Tönen durch den einsamen Tannenwald zitterte, mußte auf das Gemüth anders einwirken, als das muntere Geklapper einer Mahlmühle am freundlichen Flußufer.

Diese einsame Lage bewirkte, daß Alles, was man in der Umgegend über die Verhältnisse der Müllersfamilie wußte, eine sagenhafte Unbestimmtheit hatte; nur das stand fest, daß der Sägmüller der reichste Mann des Kirchspiels war, schon vom Vater und Aehni her, und daß die Mühle ihm Jahr aus Jahr ein einen schönen, ununterbrochenen Erwerb gewährte. Er selbst schien zufrieden mit der Mühle, mit seinem Hause und seiner Einsamkeit. Im Dorfe sah man ihn fast nie, einige Sommersonntage ausgenommen, wo er die Kirche besuchte. Vom Morgen früh bis Abends handirte er um seine Mühle, so unverdrossen und schweigend, als die Säge selbst. Ob er je eine Ahnung davon hatte, wie viel Poesie in dieser Mühle, in dieser Waldeinsamkeit, in diesem rauschenden Bach sich erschloß, wäre zu bezweifeln; aber eben so wenig kam ihm je in den Sinn, es dort einförmig zu finden.

Von lebhafterem Wesen war sein Weib, eine verständige, kraftvolle Natur, die als eines Hofbauern Tochter an die Einsamkeit von Jugend auf gewöhnt war, aber innerhalb der engen Gränzen ihres Gesichts- und Wirkungskreises die Schärfe ihres Blickes, die Stärke ihres Willens nur desto mehr konzentrirt hatte. Sie regierte das Haus, und beaufsichtigte den kleinen Feldbau, ohne daß der Müller, der nur um seine Sägestämme sich bekümmerte, ein Worte dawider einzuwenden versuchte. Uebrigens war die Sägmüllerin durchaus keine Haustyrannin, sondern im Gegentheil besorgt, wo sie ungestört schaltete, es auch Jedem behaglich zu machen. Einmal im Jahr ließ sie sich in die Stadt auf den Jahrmarkt führen; dreimal in's Dorf zur Kirche, an Ostern, Pfingsten und Kirchweih, denn sie war schlecht zu Fuß; das Fahren aber konnte bei dem besonderen Zustande der Wege, die nur auf Holzfuhren berechnet waren und nicht für menschliche Glieder, als ein Wagniß gelten, das seine Seltenheit selbst entschuldigte. Uebrigens war sie

Digitized by Google

eine gottesfürchtige Frau, und hielt die häusliche Erbauung strenge aufrecht.

Das einzige Kind endlich war ein hübsches, stilles, junges Mädchen, des Vaters Augapfel, der Mutter Stolz, als die einzige Erbin der Sägmühle.

Sie hatte ein zartes, liebewarmes Gemüth; die Vögel waren kirre gegen sie, und ließen sich täglich von ihr Futter streuen; manchen Käfer, der zappelnd im Mühlbach schwamm, hatte sie als Kind, zum Entsetzen der Mutter, mit eigener Lebensgefahr gerettet. Da sie aber keinen Umgang mit Kindern hatte, so entwickelte sich bei ihr nie die gewöhnliche kindliche Lebhaftigkeit. Stundenlang konnte sie als kleines Mädchen am mosigen Rande des Mühlbachs sitzen, und verzückt in den Himmel schauen, der so mild blau durch den Tannenwald blickte. Fragte man sie dann: „An was denkst Du denn, Rösle?“ so antwortete sie: „Ich weiß es nicht!“

Zu dem Vater hatte sie besondere Zuneigung, und auch sein Blick pflegte sich wunderbar zu erheitern, wenn sie in die Sägmühle trat, und bedächtig, wie er selbst, der Bewegung der Säge zuschaute. Nur die Mutter klagte oft darüber, daß sie ganz ihres Vaters Gemüth hätte. Ein solches stand nach Ansicht der Sägmüllerin trefflich an Männern, in so fern es nie taugte, wenn diese in's Hausregiment pfuschten; aber eine Frau sollte das Heft in der Hand zu halten wissen.

In's Dorf kam das Rösle nach Verfluß der Schuljahre nur noch des Sonntags zum Kirchgange; dann schlug sie das Auge kaum auf, und athmete erst wieder leicht, wenn sie sich auf dem Rückweg im heimischen Walde sah. Besuche machte sie des Jahrs nur einmal, an Weihnachten im Hause des Schulzen, wo ihre Mutter Pathin war. So wenig nun die Sägmüllerin mit dem schüchternen Wesen des Mädchens zufrieden war, so that sie doch keine Schritte dagegen. Einmal fand sich in dem Dorfe unter verschuldeten und wenig begüterten Bauernhäusern durchaus kein standesmäßiger Umgang für des Sägmüllers Tochter; und dann hatte die Mutter schon frühe ihre künftige Heirath bestimmt, und wenn der auserwählte Bursche auch eine Vergleichung keineswegs zu scheuen hatte, so meinte sie doch, in dergleichen Angelegenheiten sey immer Vorsicht besser als Nachsicht! Der zum künftigen Sägemüller auserkorene war ein Schwestersohn der Müllerin; als jüngerer Sohn eines Bauernhofes hatte er zwar kein beträchtliches Vermögen zu erwarten, aber die Müllerin, die viel Familienanhänglichkeit hatte, meinte: es wäre Sünd' und Schade, eines Bischens mehr Vermögens wegen die Tochter mit der Mühle einem Fremden anzuhängen, wenn es Verwandte zu berücksichtigen gäbe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Schäferhüte kommen bei den Damen immer mehr in die Mode, sogar in Städten, wo es sonst lange dauert, ehe sich eine Mode Bahn bricht. Es ist ein romantisch Ding um einen solchen ländlichen Schäferhut mit seinen runden Krämpen, die über die Schultern fallen; aber abgesehen von den widersinnigen Zuthaten von Zugbändern, Feder oder Schleier, ist wohl nicht jede Schöne fähig ihn zu tragen, wie er es verlangt. Zu einem solchen Schäferhut gehört eine ganze Einrichtung von Schönheiten, eine ganze Apotheke von Liebenswürdigkeiten aus tausend Döschen und Büchschen. Man lese das nachstehende gereimte Rezept von Th. Drobisch:

Alle meine Schönen und lasset Euch sagen:
Wer einen Schäferhut will tragen,
Die schaffe sich zu dem Behuf fortan
Als Zugemüse folgende Kleinigkeiten an:
Sechszehn, höchstens siebenzehn Jahr,
Langgelocktes und wo möglich blondes Haar;
Auf den Wangen Lilien mit Röschen,
Ein wahrhaft griechisch feines Näschen!
Blaue Augen, die ganz schalkhaft schauen,
Scharfgeschnittene edle Brauen
Kinn ganz rund, kleiner Mund,
Lippen wie Korallen, Zähne weiß vor allen,
Hals und Schulter weiß wie Wolle,
Und der Nacken rund und volle,
Und der Wuchs wie eine Ceder,
Leicht das Ganze wie 'ne Feder.
Und die Finger und die Knöchelchen
Zart gebaut wie Drechsler-Sächelchen,
Und zu diesem Zugemüs' an Reiz,
Von Natur bekommen ohne Geiz,
Nehme man dazu den Geist ganz munter,
Mische etwas gute Schalkheit drunter,
Etwas frischen, frohen Geist,
Etwas Witz, der nicht sehr beißt,
Etwas Fülle von Natur,
Gar kein Bischen Unnatur;
Etwas wahre Herzensgüte,
Etwas wahre Seelenblüthe! —
Die dieß Alles hat vollauf,
Setz' den Schäferhut nur auf,
Der allein nur steht er gut
So ein Schäferhut.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 176 Donnerstag, 24. Juli 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Der Offizier trat ihnen näher und fragte nach ihren Namen.

Niemand antwortete.

Aber als der Offizier seine Frage, begleitet von einigen Drohungen, heftiger wiederholte, fühlte Herr Krause die gebieterische Nothwendigkeit, zu antworten.

Er vernetzte sich daher verbindlich vor dem Offizier, und auf Herrn Kretschmer deutend, sagte er: Dieß ist Herr Kretschmer, der Hauptkorrespondent der Vossischen Zeitung.

Herr Kretschmer warf auf ihn einen Blick voll Haß und Rache. Und dieß ist Herr Krause, der Hauptkorrespondent der Speyer'schen Zeitung, sagte er mit einem boshaften Lächeln.

Ueber das Antlitz des feindlichen Offiziers flog ein Ausdruck triumphirender Freude. Sie sind meine Gefangenen, meine Herren, sagte er, indem er seinen Soldaten winkte, die beiden Herren zu ergreifen.

Herr Krause trat schnell einen Schritt zurück. Dieß ist ein Irrthum, mein Herr, sagte er erbleichend, wir sind ruhige, friedliebende Bürger, welche nichts mit dem Kriege zu schaffen haben.

Unsere Verhaftung wäre gegen alles Völkerrecht, rief Herr Kretschmer, indem er diese Soldatenarme, welche sich nach ihm ausstreckten, abzuwehren suchte.

Der Offizier lachte. Im Kriege gibt es keine Völkerrechte, sie sind meine Gefangenen.

Und ihres Sträubens und ihres Hülferufes nicht achtend, schleppte man die beiden Korrespondenten als Gefangene in die Wache am Neumarkt fort.

XXI.

Der Einmarsch der Russen und der Oberbürgermeister von Berlin.

Die beiden unglücklichen Literaten hatten kaum auf so höchst unfreiwillige Art das Kottbusser Thor verlassen, als sich demselben von der entgegengesetzten Straße her ein feierlicher Zug nahte. Voran schwankte der Herr Oberbürgermeister von Kircheisen in voller Uniform, geschmückt mit der goldenen Kette, die unter seinen raschen, fieberhaften Athemzügen sich klirrend auf seiner Brust senkte und hob. Ihm folgte der zweite Bürgermeister mit den Stadträthen und die Deputation der Kaufmannschaft, angeführt von Johann Gogkowsky.

In tiefem, feierlichen Schweigen stellten die Herren sich neben dem Thore auf und ein Wink des Oberbürgermeisters rief Gogkowsky an seine Seite. Er reichte ihm mit einem Blick des Jammers seine Hand dar. Bleibt neben mir, mein Freund, ächzte er matt. Ich leide fürchterlich, und selbst die beiden Flaschen Johannisberger sind nicht im Stande gewesen, mir Muth einzuflößen. Dieß ist der schwerste Gang meines Lebens! Denken zu müssen, daß der edle Magistrat sich persönlich dem Feinde unterwerfen muß! Welche Demüthigung!

Sie ist für den geringsten der Bürger gleich groß, sagte Gogkowsky.

Der Herr Oberbürgermeister erbleichte und lehnte sich zitternd auf Gogkowsky's Arm.

Er hatte ein Geräusch hinter den geschlossenen Thorflügeln vernommen, und ahnte die Nähe des gefürchteten Feindes.

Wirklich hörte man jetzt außerhalb des Thores lauten Trompetenschall, und der Thorschreiber eilte, die Pforten zu öffnen. Ein seltsames und buntes Gemisch russischer Uniformen ward jetzt sichtbar. Da sah man die Kosacken auf ihren kleinen Pferden und mit ihren spitzen Lanzen, die Leibgardisten in ihrer goldverbrämten Uniform, die Husaren in ihren mit kostbarem Pelz verbrämten Jacken, und Alles drängte in wirrem Knäuel durcheinander und verbreitete ein rasendes, abgerissenes Getöse, das seltsam kontrastirte gegen die Stille jenseits des Thores, gegen diese lautlosen öden Straßen, diese verhangenen Fenster der Häuser, deren Bewohner es verschmähten, von dem triumphirenden Einzug des Siegers Zeuge zu seyn. Nur der immer neugierige, immer schaulustige, aber auch immer gesinnungslose Pöbel, welchem man zu Zeiten die Ehre angethan, ihn das „souveräne Volk" zu nennen, nur dieser Pöbel, der allemal Dem huldigt, welcher der Machthabende

Digitized by Google

und Gebietende ist, und Dem sich anweiset, der es entweder mit Geld und Verheißungen, oder mit Drohungen und Furcht ihn zu gewinnen weiß, der zu allen Zeiten immer derselbe gewesen, gleich perfide, gleich kindisch und feig, und von dem Cromwell, als er ihm bei seinem Einzug in London entgegen jauchzte und ihm Jubelhymnen sang, mit verächtlichem Achselzucken sagte: „Diese Masse würde morgen eben so jauchzen und singen, wenn man mich zum Schaffot führte," dieser Pöbel, welcher sich überall das Ansehen gibt, der Schutz und Schild der Freiheit zu seyn, während er sie überall in den Staub tritt — dieser Pöbel war auch jetzt aus allen Straßen Berlins herbeigeeilt, um den Einzug der Russen sich anzuschauen, und wenn er gute Unterhaltung und Zerstreuung fände, dem Sieger lustig entgegen zu jauchzen.

Plötzlich trat tiefe Stille in den Reihen der Feinde ein, die Massen öffneten sich und bildeten eine Gasse, durch welche der russische General Bachmann mit seinem Stabe hindurch ritt. In dem Thore angelangt, hielt er sein Pferd an, und fragte mit lauter schallender Stimme in französischer Sprache, ob der Magistrat und die Deputation der Kaufmannschaft gegenwärtig sey.

Der Herr Oberbürgermeister fühlte sich unfähig zu einer Antwort, seine Kniee schlotterten und seine Zähne schlugen krampfhaft auf einander. Er nickte nur schweigend mit dem Kopf und deutete mit zitternder Hand auf seine Begleiter.

Befindet sich unter Ihrer Deputation vielleicht der Kaufmann Johann Gotzkowsky? fragte der General.

Gotzkowsky trat aus der Reihe hervor, und näherte sich mit stolzem Schritt dem General.

Ich bin es, mein Herr.

Und ich freue mich, Sie begrüßen zu können, sagte General Bachmann mit einem verbindlichen Lächeln. Ich habe Ihnen Grüße vom General Sievers zu bringen. Dieser hat mir aufgetragen und mich gebeten, Ihnen alle möglichen Gefälligkeiten zu erzeigen. Kann ich Ihnen in irgend einer Sache nützlich seyn, so befehlen Sie über mich. Ich bin der General von Bachmann, und während unseres Hierseyns zum Kommandanten von Berlin ernannt.

Gotzkowsky's Antlitz strahlte vor Rührung und Freude. Sie sind des edlen Sievers Freund! rief er. O, dann fürchte ich weniger für diese unglückselige Stadt.

Sagen Sie mir schnell, womit ich Ihnen dienen kann! drängte der General, mein Wort vermag viel bei unserm General en chef, dem Grafen Tottleben.

Gotzkowsky schwieg, Herr von Kirchheisen aber neigte sich an sein Ohr, und flüsterte: So bitten doch, daß er uns die Kriegskontribution so klein als möglich mache!

Aber Gotzkowsky achtete nicht auf ihn, er richtete seine großen, dunkeln Augen auf den General, welcher ihm freundlich zuwinkte. Sprechen Sie nur! Wenn es möglich ist, soll Ihre Bitte erfüllt werden!

Mein General, sagte Gotzkowsky, ich bitte dieß: verschont die Armen und Dürftigen dieser Stadt! Befehlt Euren Soldaten menschlich zu seyn, und des Mitleids nicht zu vergessen! Laßt Eure Krieger nicht morden und plündern, laßt sie die Wehrlosen und Besiegten nicht noch verspotten, gebt der Welt das Beispiel eines großmüthigen und edlen Siegers!

Der General sah mit steigender Verwunderung in Gotzkowsky's edles, erregtes Antlitz, und seine Züge nahmen einen immer freundlicheren Ausdruck an.

Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Ihre Bitte erfüllt werden soll. Ich werde meinen Kriegern strenge Ordres geben, und wehe dem, welcher sie nicht erfüllt! Aber kann ich Ihnen persönlich nicht gefällig seyn? Haben Sie gar keinen Wunsch?

O doch! Ich bitte Sie, zum Rathhaus eilen zu dürfen, um den dort versammelten Aeltesten der Bürgerschaft den Trost Ihres gütigen Versprechens zu geben! sagte er.

Herr von Bachmann nickte ihm freundlich zu. Eilen Sie, und kehren Sie bald zurück.

Aber als Gotzkowsky sich umwandte, um von dannen zu eilen, hielt Herr von Kirchheisen ihn mit einer krampfhaften Gewalt zurück.

Mein Gott, Sie wollen mich doch nicht jetzt verlassen? wimmerte er. Bedenken Sie doch —

Daß die tapfern und edlen Bürger die Worte des Generals als Balsam auf ihre Wunden legen sollen, das bedenke ich! rief Gotzkowsky, indem er sich losmachte und mit beflügeltem Schritt von dannen eilte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sägmühle.

(Fortsetzung.)

Lange Brautschaften gelten aber unter den Bauern nicht für schicklich, darum war bei der Jugend des Paares noch nichts Festes ausgemacht worden; doch waren im Stillen die Eltern längst darüber einig, und seit dem zwölften Jahre pflegte Jakob die Sägmühle alle Sonntage zu besuchen, wo die gute Base im Anfang Aepfel und Weißbrod, und als er herangewachsen war, ein Krüglein Most vom Ausstichfasse für ihn bereit hielt. Er war von stiller, friedlicher Gemüthsart, wie das Röslein selbst; in ihren Kinderjahren hatte er ihr unverdrossen Maiblumen und Brombeeren suchen helfen,

Digitized by Google

oder Mühlen von Abzugslöchern am Bache gebaut; seit sie herangewachsen waren, besuchte er regelmäßig mit ihr zuerst die Sägmühle, wo er mit vielem Interesse die angekommenen Baumstämme betrachtete, auch mit Scherzheit seine Vermuthung abgab, in welcher Waldgegend jeder einzelne gestanden haben mochte; dann klopfte er die Pfeife, und folgte ihr in's Gärtchen, um ihre Nägelein zu schauen, deren sie eine große Auswahl hatte, oder wenn's Winter war, ging er mit ihr in die Stube, und betrachtete die »Hölzlein« (Büchlein) in ihrem Gesangbuch, deren Reime sie dann mit einander lasen. Sprach er auch nicht viel, so verstand er doch Alles, worüber man ihn fragte, und namentlich konnte man seiner abgemessenen höflichen Art, die, der städtischen Gewandtheit fremd, einem gewissen stolzen Selbstbewußtseyn entstammte, abmerken, daß er aus gutem Hause kam. Die Thunichtgute gehen meistens aus Häusern von zweifelhafter Stellung hervor; ein Bauernsohn von altangesehener Familie hält strenge auf seinen Ruf.

Er und der Sägmüller verstanden sich gegenseitig, und das Rösle war an ihn gewöhnt; überdieß pflegte ihre Mutter nach jedem Besuche ihr zu wiederholen, daß er ein Prachtbursche wäre; sie mußte es also wohl glauben.

Aber ein unvorhergesehenes Ereigniß griff ein in den wohlgeordneten Gang der Dinge auf der Sägmühle. Die Sägmüllerin wurde von einer »bösigen Krankheit« niedergeworfen, die ihr das Bewußtseyn raubte, ehe sie nur eigentlich an das Vorhandenseyn einer Krankheit glauben wollte. Nach dem Kampfe von acht Tagen erlag ihre kräftige Natur dem Fieber, ohne daß sie die Angelegenheit der Ihrigen noch hätte besprechen können, außer im Delirium, worin sie immer mit ihrer Tochter Heirath mit Jakob sich beschäftigte.

Es war ein erschütternder Schlag für Mann und Kind; kaum konnten sie glauben, daß die Welt, das hieß ihr Hauswesen und Feld, fortbestehen könnte; und also sie nur gewohnheitsmäßig die Arbeit wieder aufnahmen, so wunderten sie sich beständig, daß Alles so ziemlich im guten Geleise weiter ging, einestheils in Folge der guten Ordnung, welche die Sägmüllerin in allen Dingen gehalten hatte, anderntheils aber gewiß auch deßhalb, weil sie manchmal sich das Ansehen gegeben hatte, als ob aus ihrer Anordnung hervorgegangen wäre, was die Leute ganz aus eigenem, gesundem Urtheilsvermögen gethan hatten. So wurde denn das Trauerjahr zu Ende gebracht, und man hatte sich allmählig in den erlittenen Verlust geschickt, obwohl immer noch eine unausfüllbare Lücke blieb, und die Sägmühle noch viel einförmiger dächte, da man nicht mehr die muntere Stimme der Müllerin vernahm. Jakob kam, wie gewohnt, nach alle Sonntagnachmittage, und rauchte seine Pfeife schweigsamer als sonst; sein erster Blick fiel immer auf die Bank am Fenster, wo die Müllerin sonst zu sitzen pflegte; dabei brach er unabänderlich in die Worte aus: »Man sollt's nicht glauben!« Die verstorbene Base war ihm als eine Frau von Verstand und guter Herkunft immer ein Gegenstand höchster Achtung gewesen.

Eben als die Trauerzeit zu Ende gegangen war, störte ein neues Erlebniß die wiedergewonnene Ruhe der Familie. Die Tochter des Schulzen im Dorfe verheirathete sich, und da die verstorbene Sägmüllerin ihre Pathin gewesen war, mußte natürlich das Rösle zur »Hochzeitsmagd« — Brautjungfer — gebeten werden. Hätte das Mädchen nur ihrem Wunsche nachgeben können, so würde sie die zugedachte Ehre ohne Bedenken abgelehnt haben, aber da eine solche Beleidigung nicht in den Bereich der Dankbarkeit gehörte, so mußte sie sich willig darein schicken, so schrecklich der Gedanke an den Hochzeitstag für ihre Schüchternheit seyn mochte.

Aber die Braut war ein erfahrenes und umsichtiges Dorfmädchen, die sich in Rösle's Lage denken konnte. Zuvörderst ordnete sie zwei andere Gespielinnen ab, welche die Müllerstochter in die Stadt begleiten mußten, um den Ankauf der nöthigen Kleidung zu beaufsichtigen, denn so wenig auch an Rösle's Kleidung gespart wurde, hatte sie Stoff und Schnitt doch immer im Geschmack der Zeit getragen, in der ihre Mutter jung gewesen war. Zum ersten Male empfand nun die Sägmüllerstochter das eigenthümliche Vergnügen, das in Auswahl und Ankauf des Putzes zu finden, jedem weiblichen Wesen mehr oder minder angeboren ist. Am Sonntag vor der Hochzeit, als Jakob zum gewohnten Besuche kam, mußte er seine Pfeife allein mit dem Sägmüller rauchen; das Rösle hatte sich mit den zwei Mädchen vom Dorfe in der Kammer eingeschlossen, und war emsig beschäftigt, die so eben erhaltenen neuen Kleider anzuprobiren. Sie sah selbst, daß die farbig gedruckte Zitzschürze, dieser welche Wollzeug von Kittel und Rock sammt dem trichten seidenen Halstuch sie ganz anders kleide, als die schwerfälligen dunkeln Stoffe, die ehemals die Mutter für sie einzukaufen pflegte; überdieß gestanden die Gespielinnen einmal über das andere bewundernd, daß man »hoffärtiger« gar nicht angethan seyn könnte. Diesem befriedigenden Bewußtseyn konnte nicht einmal die Schüchternheit völlig Stand halten; sie erwartete den Hochzeitstag, wenn auch nicht ohne alle Bangigkeit, doch mit einer gewissen schwachen Regung angenehmer, neugieriger Erwartung.

Mit ungewohnter Sicherheit bestieg Rösle am Hochzeitstage nach Tagesanbruch das Wägele, worin der Knecht sie nach dem Dorf führen sollte;

Digitized by Google

die alte Magd blickte ihr mit Stolz nach, der Sägmüller sogar nickte zufrieden mit dem Kopfe, das Rösle konnte sich „sehen lassen.“

Die Fahrt selbst, — so holperig sie immer war, — und der frische Frühlingsmorgen in Wald und Feld erhöhten die angenehme Spannung all ihrer Empfindungen. Das Geräusch der Zubereitungen im Wirthshause, der festliche Anblick von Braut und Bräutigam mit ihren Hochzeitsmägden und Hochzeitsknechten, deren erster, mit dem Rang des Brautführers begleitet, dem Rösle selbst vom Wägele steigen half, die letzte Vollendung des Putzes, das Bekränzen der Braut und ihrer Hochzeitmägde durch die erfahrene Hand einer eigens hiezu eingeübten Person, endlich die Töne der Geigen und Klarinette, die in der Tanzstube gestimmt wurden — Alles wirkte neu und mächtig auf die Sägmüllerstochter ein. Der feierliche Kirchgang steigerte die innere Aufregung auf's Höchste; die Braut selbst vergoß während der Trauung so viel Thränen, wie Rösle, deren Gemüth auf eine ganz ungewöhnte, ahnungsvolle Weise von Freude und Bangigkeit gepreßt war.

Recht wohlthätig und nothwendig war für sie die heitere Ruhe und Abspannung des Hochzeitmahles, das nach dem Gebrauche nur im engsten Kreise des Hochzeittisches begangen wird, während die fremden Gäste erst Nachmittags sich einzufinden pflegen. Ein ganz munterer, ungezwungener Ton herrschte in der kleinen Gesellschaft. Weil das Brautpaar sich selbst wenig in die Unterhaltung mischte, diskutirten die Hochzeitknechten und Mägde um so lebhafter: das erste Wort dabei führte der Brautführer, ein schlanker, hochgewachsener Bursche, dessen stolze Haltung zu erkennen gab, daß er nicht nur einer der vermöglicheren Bauernsöhnen im Dorfe, sondern überdieß noch der erste Tänzer und Sänger, der König der Lichtstuben war. Seine muntern, treffenden Einfälle belebten den ganzen Tisch, und nöthigten der Sägmüllerstochter nicht nur manches Lächeln, sondern auch je zuweilen ein halbes Wort ab. Aber mehr noch als ihr Mund sprachen ihre Augen, die mit staunender Bewunderung an dem schönen und lebhaften Burschen hingen. Auch Nachmittags, als das Gewühl der Gäste Stube um Stube füllte, hatte sie im Ganzen für all' diese Leute sich so wenig interessirt, Blicke und Gedanken nur für Konrad, den Brautführer, der bald hier bald dort war, und allezeit, mochte er nun an einen Tisch alter vertrockneter Zehrgäste ein paar treffende Scherze richten, oder eine hübsche Fremde, die sich schüchtern umblickte, zum Tanzboden ziehen, — frische Heiterkeit emporbrachte. Darüber kam der Abend, und jetzt erst, da die ältern Gäste sich entfernten, und die ledige Jugend des Dorfes sich allmählig vollzählig eingefunden hatte, fing das rechte Leben auf dem Tanzboden an; man hatte Lichter gebracht, der Brautführer schenkte den Musikanten vom Zwölfer ein, und wandte sich dann unversehens an das Rösle, indem er mit höflicher Manier fragte: „Nun wie steht's? Sollten wir nicht auch ein Tänzlein zusammen machen.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ehemals und jetzt.] In einer Augsburger „ordinare“ Postzeitung von 1790, ist folgende Bekanntmachung zu lesen: „Der hier auf Werbung stehende königl. preußische Lieutenant von der Osten findet aus bewegenden Ursachen für nothwendig, jedem, dem daran gelegen, bekannt zu machen, daß, wer ihm brauchbare Leute zuführt, verhältnißmäßig ein Douceur von ein, zwei drei und mehrere Karolins zu gewarten hat. Und da nach allerhöchst königl. Verordnung jedem in Dero Dienst stehenden Soldaten zu heirathen erlaubt ist, so ist es um so angenehmer, wenn ein in königl. preußische Dienste tretender Soldat gleich eine Frau oder Braut mitbringt, und wird in letzterem Fall jedem der Trauschein unentgeldlich gegeben werden. Des obgedachten Lieutenants Werbquartier ist ohnweit des Göggingerthor im goldenen Adler.“ — Es wäre gewiß für einen großen Theil unserer jetzigen heirathslustigen Mädchen, welche die Soldaten lieben, eine sehr große Freude, wenn auch in Bayern eine derartige Verordnung noch bestehen würde, allein jetzt ist es anders, wo beim Militärstand der gemeine Soldat fast gar nicht mehr, der Offizier und Unteroffizier nur gegen entsprechende Kaution und in einem gewissen Alter heirathen kann.

[Rhabarbara-Gemüse.] Ein neues Frühlingsgemüse, in England schon seit langer Zeit und in großen Quantitäten benützt, scheint jetzt auch auf dem Kontinente festen Fuß zu fassen. Dasselbe besteht in den Stengeln der Rhabarbarapflanze, die passend zubereitet, eine sehr wohlschmeckende (die Geschmäcke sind verschieden) und gesunde Speise geben. Von dem Namen Rhabarber braucht sich Niemand den Appetit verderben zu lassen, da die Medizin nur in der Wurzel enthalten ist. In Dänemark und Holstein ist dieses Gemüse bereits in die Karten der öffentlichen Speiseanstalten aufgenommen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Warlandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 177 Freitag, 25. Juli 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Und jetzt zu Ihnen, mein Herr Oberbürgermeister, sagte General Bachmann. Ihr Name, wenn ich bitten darf?

Herr von Kircheisen sah ihn mit trüben Blicken an, und erwiderte nichts.

Der General wiederholte seine Frage.

Der Herr Oberbürgermeister beobachtete dasselbe hartnäckige Schweigen.

Sollten Sie unglücklicher Weise Ihren Namen vergessen haben, mein Herr? fragte der General, und seine Stirn verfinsterte sich.

Dieser strenge, zürnende Blick, welchen er auf ihn heftete, schien Herrn von Kircheisen aus seiner Lethargie zu wecken. Er lallte mit schwerer Zunge seinen Namen.

Wir kommen als Sieger, mein Herr, sagte General Bachmann, und der Sieger pflegt seine Bedingungen zu machen, bevor er in eine eroberte Stadt einzieht. Im Namen unseres Generals, Grafen Tauenzien, soll ich Ihnen die Forderung, welche wir an Kriegskontribution zu stellen haben, mittheilen. Diese Forderung beträgt vier Millionen Thaler guten Geldes!

Der Herr Oberbürgermeister starrte den General mit weitgeöffneten Augen an, dann brach er in ein laut schallendes Gelächter aus, und taumelte zurück an die Mauer des Thorschreiberhauses.

Aber um's Himmels Willen, nehmen Sie sich zusammen, flüsterte der zweite Bürgermeister, indem er den schwankenden und taumelnden Oberbürgermeister zu unterstützen suchte. Bedenken Sie, unser Wohl und Wehe liegt in Ihren Händen.

Herr von Kircheisen grinste ihn mit einem wahnsinnigen Lachen an. Vier Millionen Thaler, kreischte er laut, vier Millionen Thaler! Hurrah, die Russen sollen leben!

Das Gesicht des Generals war immer drohender geworden, und seine Augen schossen zornige Blitze. Wagen Sie es, mich zu verhöhnen? fragte er mit barschem Ton. Hüten Sie sich, mein Herr, und vergessen Sie nicht, daß Sie die Besiegten sind, und wir die Macht besitzen! Haben Sie die Güte, mir jetzt zu antworten. Sie haben meine Forderung vernommen, nicht wahr?

Aber der Angeredete erwiderte nichts. Er stierte mit einem stumpfsinnigen Lächeln auf den General Bachmann hin, und ließ sein Haupt, wie einen Glockenpendel von einer Seite zur andern schaukeln.

Dieß ist ein unwürdiges Betragen! rief der feindliche General, ein Betragen, welches dem Magistratsoberhaupte von Berlin wenig Ehre macht! Es beliebt Ihnen, mich verhöhnen zu wollen. Aber ich sage Ihnen, mein Herr, hüten Sie sich! Ich habe den Armen und Leidenden meinen Schutz zugesagt, aber ich werde diejenigen zu strafen wissen, welche es wagen wollen, unsere Großmuth zu verspotten! Ich befehle Ihnen jetzt, mein Herr, mir zu antworten, oder bei Gott, ich lasse Sie als Gefangenen fortführen, und das Kriegsgericht hat über Sie das Urtheil zu sprechen! Werden Sie antworten?

Der Oberbürgermeister blieb stumm. Schreckensbleich und staunend richteten sich die Gesichter aller Anwesenden zu ihm hin, mit flehenden, beschwörenden Worten neigten sich die Magistratsmitglieder zu ihm, beschworen sie ihn, diesen unnatürlichen Trotz fahren zu lassen.

Herr von Kircheisen erwiderte all ihr Flehen nur mit einem lauten, schallenden Gelächter. Dann stierte er wieder den General an, es arbeitete und kämpfte, es zuckte und zerrte in seinen Zügen, und endlich öffnete er den Mund.

Ach, gelobt sey Gott, er wird sprechen, rief der zweite Bürgermeister.

Aber nein, er sprach nicht — er streckte nur die Zunge aus.

Ein Schrei des Entsetzens tönte von den Lippen der Deputation, ein Schrei der Wuth von den Lippen des russischen Generals, und sich zu seinem Adjutanten wendend, befahl er ihm, sogleich den Oberbürgermeister verhaften und fortführen zu lassen.

Eine unbeschreibliche Scene der Verwirrung und des Entsetzens entstand jetzt. Bleich vor Schrecken hatte der Magistrat und die Deputation der Kauf-

Digitized by Google

mannschaft sich um Herrn von Kircheisen geschaart, und suchte ihn zu vertheidigen gegen diese heran-drängenden Soldaten, welche den Oberbürgermeister verhaften sollten, der, inmitten all dieser Schrecknisse und Verwirrung, immerfort lachte und grimassirte.

Schon begannen die wüthenden Soldaten mit Kolbenstößen die Vertheidiger Kircheisens fortzudrängen, als plötzlich ein Mann sich durch das Gewirre hindurch drängte, und Gotzkowsky's laute und volle Stimme nach der Bedeutung dieser seltsamen Aufregung fragte.

Hundert Stimmen waren bereit, ihm zu antworten, und in wirrem, unverständlichem Durcheinander ihm diese Scene zu erklären.

General Bachmann aber winkte ihn an seine Seite. „Sagen Sie mir, mein Herr, ist dieser Mann so wahnsinnig, uns verhöhnen zu wollen?“

Als Gotzkowsky jetzt in das todesbleiche, zuckende Antlitz des Oberbürgermeisters sah, welcher eben wieder sein schrilles, kreischendes Gelächter erneuerte, verstand er die martervolle und entsetzliche Qual, welche Dieser erduldete. Er eilte zu ihm und geleitete seine schwankende Gestalt zu dem General hin.

„Dieser Mann ist kein solcher Wahnsinniger, Excellenz! Der Schmerz hat ihm die Sprache geraubt, und er lacht nicht, weil er Sie höhnen will, er lacht nur im Krampf seiner Seelenschmerzen!“

Und als der Leidvolle und zornige General ihm nicht glauben wollte, als er auf's Neue seinen Soldaten befahl, den Oberbürgermeister zu verhaften, als die Soldaten mit erneuerter Wuth auf ihn eindrangen, stellte sich Gotzkowsky vor ihn hin und schützte ihn mit seiner stolzen und imposanten Gestalt.

„General Bachmann, rief er glühend, Sie erinnere Sie an Ihren Schwur. Sie haben mir gelobt, der Leidenden zu schonen! Nun wohl, dieser Mann ist ein Leidender und Kranker. Ich fordere von dem edlen Freunde des General Sievers, daß er Mitleid habe mit einem Kranken, und daß man ihn sicher und unangefochten in sein Haus geleite!“

„Können Sie mir Ihr Wort darauf geben, daß dieser Mann nicht im Uebermuthe so handelt?“ fragte der General mit milderem Ton. „Sind Sie überzeugt, daß er krank ist?“

„Ich schwöre Ihnen, Excellenz, daß der Oberbürgermeister Berlins schon seit manchem Jahr am Lachkrampf leidet.“

General von Bachmann lächelte: „Dieß ist eine schlimme Krankheit für das Oberhaupt einer Stadt, sagte er, und mir scheint, die Bürger Berlins hätten zu ihrem Bürgermeister nicht einen Mann wählen sollen, dem Lachen und Weinen gleich bedeutend ist, und dem das Unglück seiner Mitbürger nur zu einem großen Spaß zu dienen scheint! Aber Sie haben mich an mein Wort gemahnt, und Sie sollen sehen, daß ich es erfülle werde!“

Er winkte den Soldaten und befahl ihnen, eine Bahre herbei zu holen, und den kranken Herrn Oberbürgermeister in sein Haus zu tragen. Dann wandte er sich lächelnd an Gotzkowsky: mein Herr, sagte er, der Magistrat Berlin's hat Ihnen dankbar zu seyn, Sie haben so eben dessen Oberhaupt vom Tode errettet!

„Herr von Kircheisen lachte nicht mehr. Sein Antlitz zuckte und flog noch immer fort, und ein Strom von Thränen entstürzte seinen Augen.

„Mit einem unaussprechlichen Ausdruck faßte er Gotzkowsky's Hand und drückte sie an seine Lippen, dann sank er ohnmächtig in seines Erretters Arme.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sägmühle.

(Fortsetzung.)

Ehe sie ihre schüchternre Antwort geben konnte, hatte er schon ihre Hand ergriffen, sich mit ihr in die erste Reihe gestellt, schlang den Arm um ihren Leib, und rief den Musikanten zu: „Nun Einen aufgespielt, Euren Schönsten!“

Es war der erste Tanz in Rösle's Leben, und ihr Tänzer der schönste Bursche des ganzen Kreises. Neu war das ganze Gefühl, das sie durchzitterte, sie war wie im Traume, und doch fühlte sie das Leben so frisch in allen Gliedern strömen, jetzt erst meinte sie, zu empfinden, was es hieße, jung und glücklich zu seyn.

Als Konrad sie endlich an ihren Platz zurückführte, als der Tanz zu Ende war, und die Musikanten eine Pause machten, glühten ihre Wangen, ihre schüchternen Augen glänzten Helle und heiter, und ihre sonst etwas wenig entwickelten Züge nahmen einen belebteren Ausdruck an. Konrad sah jetzt erst, wie hübsch das Rösle von der Sägmühle wäre, auch hatte er genug vom Schatzblick der Eitelkeit, um zu erkennen, daß er ihr als Tänzer durchaus nicht zuwider wäre. In Folge dieser Wahrnehmung widmete er ihr im Verlaufe des Abends seine ausschließende Aufmerksamkeit, mit den reichsten und angesehensten Mädchen des Kirchspiels mochte er sich nicht ungern auf dem Tanzboden zeigen. Nie hatte das Rösle so reiche und vielbewegte Stunden erlebt, wie die an diesem Hochzeitabend, und doch war ihr nie ein Tag so schnell dahingeschwunden, wie der heutige. Die Mitternacht kam, man mußte den Tanzboden verlassen, um zu seinem kleinen, vertraulichen Imbiß an den Hochzeitstisch sich zu setzen. Sonnenbilderen die Hochzeitknechte und Mägde den Kreis um die Braut, und

Digitized by Google

stimmten den üblichen Gesang an, während das Rösle, als die erste der Hochzeitmägde, ihr das Kränzlein abnahm und die Haube aufsetzte. Nun war's Zeit zum Aufbrechen, und Rösle mußte dem Knecht, der längst angekommen war, und sich indeß auf eigene Rechnung auf dem Tanzboden belustigte, den Auftrag zum Einspannen geben. Noch begleiteten Braut und Bräutigam sie zur Hausschwelle, und der Brautführer ließ es sich nicht nehmen, sie selbst auf das Wägele zu heben; dann rollte es hinweg, und die Hochzeit war vorüber, wie ein schöner, glücklicher Traum.

Das Sägmüllerstöchterlein wußte nicht recht, ob sie freudig oder traurig war, als sie durch den heimischen Wald hinfuhr; aber das däuchte sie gewiß, daß sie die Vögel nie so heiter hatte singen hören, und daß der Wald nie frisch und erquickend geduftet hatte, wie jetzt, als sie der Tagesanbruch auf der Sägmühle anlangte.

Der Hochzeitstag war vorüber, aber vergessen war er nicht, Rösle, die sonst still ihren Weg ging, war verändert, bald heiter und aufgeweckt, so daß sie den Sägmüller an sein Weib selig erinnerte, bald träumerisch und zerstreut; zum ersten Mal kam ihr der Gedanke, das die Sägmühle doch etwas einsam und verlassen gelegen sey. In Folge dieser Regungen traf der Vetter Jakob am nächstkommenden Sonntag sie wieder mit an. Sie war in's Dorf gegangen, um das neue Ehepaar in seinem Hausstande zu besuchen, was der Sägmüller wie Jakob schicklich und natürlich fanden. Aber bei dem jungen Paare fand Rösle, was wieder sich ganz natürlich traf, auch Konrad, den Brautführer, und dieser wußte wohl so weit, was Höflichkeit heiße, um ihr auf ihrem Heimweg das Geleit zu geben. Da verbarg sich ihm auch nicht, daß sie die Eindrücke des Hochzeitabends noch nicht vergessen habe; natürlich war es, daß er über die Beschaffenheit derselben nachforschte, und fragend hinwarf: man werde dem Rösle wohl bald auch zur Hochzeit gehen dürfen? Rösle erröthete so hoch, als nur immer das Gegentheil rechtfertigte, und versicherte dann mit ungewohntem, auffallendem Eifer, das stehe noch im weiten Feld, daran denke sie noch gar nicht, wüßte auch durchaus nicht, mit wem? Doch fiel ihr das Unrecht, das sie in dieser letzten Behauptung beging, etwas auf's Herz. Konrad schien verwundert, aber er faßte sich, und lenkte schnell wieder ein, indem er einiges Verbindliche darüber äußerte, da ein Mädchen, wie sie, nicht einmal die Sägmühle zu haben brauchte, um unter den Burschen wählen zu können. Etwas dergleichen ihr persönlich Schmeichelndes hatte Jakob nie geäußert, er hatte durchaus keinen Hehl, daß er in Rösle hauptsächlich die Tochter seiner Base, ein Mädchen von guter Familie, um die Erbin von der Sägmühle sehe. Mit klopfendem Herzen und in nie gefühlter Bewegung nahm sie von Konrad endlich Abschied, und eilte mit flüchtigem Schritte der Mühle zu. Konrad dagegen ging langsam und nachdenklich heimwärts. Sein Interesse für Rösle, das anfangs nur das einer flüchtigen Eitelkeit gewesen war, nahm eine ernstere Farbe an. Die Heirath mit Jakob schien ja nicht so fest schon zu seyn, wie man im Dorfe meinte. So hoch Konrad immer seinen eigenen Werth zu schätzen gewohnt war, so konnte er doch sich nicht verbergen, daß eine Heirath mit des Sägmüllers einziger Tochter doch weit über seine Familien- und Vermögens-Verhältnisse ginge. Aber warum sollte ihn nicht ein so ungewöhnlicher Glücksfall treffen? Die Sägmüllerin, deren Widerstand noch am meisten zu fürchten gewesen wäre, war todt, den Sägmüller fürchtete er nicht, und das Rösle? Nun, die kecksten und schönsten Mädchen des Dorfes blickten ihm freundlich hinter'm Fensterladen nach, wenn er am Hause vorüberging; sollte ihm's fehlen bei einem Mädchen, die aus der Einöde war?

Er war wohl nicht der Erste, der auf diese Art zu seinem Glücke kam!

Trotz Reichsinn und Eitelkeit hatte er ein gutes Gemüth; er vergaß über der Sägmühle das Mädchen nicht ganz, sie war wirklich keine böse Zugabe, nett von Person und, gutmüthig dabei, kein Hausdrache und keine Hochmuthsnärrin. Wenn sie auch kein geläufiges Mundstück hatte, so war noch die Frage, ob dieß nur ein Fehler war?

Von jetzt an sah es also Konrad ernstlich auf des Sägmüllers Tochter ab. Er hatte zwar keine Gelegenheit, offen vor den Leuten in der Sägmühle einzusprechen, aber dieß war auch ganz und gar nicht sein Verlangen, das Rösle zur Abendglockenzeit am Gartenzaun aufzusuchen, oder unter ihr Kammerfenster zu kommen, das blieb ihm unbenommen, so gut als irgend einem andern rechtschaffenen Burschen, und er versäumte es auch keineswegs. Einige Schritte unterhalb der Sägmühle, von ein paar Tannen überwölbt, ging ein Steg über den Mühlbach, dort holte das Rösle alle Abend Wasser zum Haushaltungsgebrauch, und dort stellte er sich auf.

Im Anfange erschrack das Mädchen, das an dergleichen Aufmerksamkeiten nicht gewöhnt war, über seinen unvermutheten Anblick, und bat ihn inständig, sich zu entfernen; aber sie sprach während dessen doch mit ihm, und konnte nicht umhin, anzuhören, was er ihr zu sagen habe. Das begleitete sie nun Tag und Nacht, wob sich in ihre Träume, und sprach zu ihr im Wachen. Ihr Herz war für Eindrücke so empfänglich, und sie hatten so tief, denn sie hatte noch so wenig erlebt. Sie liebte den Konrad, und da einmal diese Liebe ihr im Herzen

Digitized by Google

keimte, hatte sie bald dasselbe umschlungen, wie die Tannen mit ihren Wurzeln das Felsstück, auf dem sie standen. Es brauchte nicht vieler Besuche, bis sie ihm ihre Liebe gestand, und ihm schwur, daß nur er und kein Anderer sie heirathen sollte.

Sie standen auf dem Stege im Schatten der Tannen, und hielten die Hände in einander verschlungen, die Abendlüfte schienen den Schwur unter die säuselnden Baumgipfel zu tragen; unter ihnen rauschte unheimlich der Bach hin, als grollte er dem Paar auf dem Stege.

Rösle fühlte und hörte nichts davon, sie wußte nur, daß sie auf ewig dem Konrad angehöre, und daß ihre ganze Seele ihm zu eigen wäre, so wie er jetzt ihre Hand in der seinigen hielt. Erst als er sie verlassen hatte, als sie ihm nachblickte, bis er im Waldschatten verschwand, schlug sie das Auge auch zum Himmel auf; er blickte so ernst und stille mit tausend Sternenaugen auf die Waldlichtung nieder. Unwillkürlich dachte das Mädchen hiebei an ihre verstorbene Mutter, und ein leichter Schauer durchröselte ihr zuvor so glühendes Herz.

Aber es galt nun, den Vater zur Einwilligung zu bestimmen, und das alte Verhältniß mit Jakob abzubrechen. So zaghaft und willenlos Rösle sonst gewesen war, so entschieden war sie jetzt, denn es war Konrad, der durch sie handelte; sie hatte keinen eignen Willen, sondern den seinigen.

Ein warmer Abend des Hochsommers war's, an dem sie, mit allem Muth ihrer Liebe ausgerüstet, zum Vater trat, um ihm ihr Geständniß zu eröffnen. Der alte Sägmüller hatte Feierabend gemacht, und stand unter der Thüre der Sägmühle, die Vögel sangen rings umher, die Tannen hauchten ihren harzigen Duft aus, durch die schwarzen Zweige blickte der Himmel heiter und blau, dem Sägmüller war's recht wohl, mit doppeltem Behagen rauchte er seine Abendpfeife, und warf zuweilen einen fast zärtlichen Blick zurück auf die große Säge, der nach ihrer Tagesarbeit die Ruhe auch wohl zu thun schien; warum sollte man ihr die Ruhe nicht gönnen, wie jeder andern zärtlichen Kreatur?

Des Müllers Blick wurde noch zufriedener, als auch das Rösle zu ihm auf die Schwelle trat. Er nickte beifällig mit dem Kopfe, ohne zu sprechen; solch ein schweigendes Beisammensein war ihm die liebste Unterhaltung. Aber das Rösle wollte sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Doppelter Schwindel.] Der zärtliche Vater eines jungen Mannes, der Wien gleich einem Kometen mit einem großen Schweif unbezahlter Rechnungen hinter sich verlassen, kam nach Wien, um, wie er sagte, die Schulden seines Sohnes zu bezahlen. Zu diesem Zwecke begab sich auch der Papa zu den Gläubigern seines Sohnes, größtentheils Geschäftsleute, und versprach, dessen Schulden bei Heller und Pfennig zu tilgen. Darüber sehr erfreut, hatten die Geschäftsleute gar nichts einzuwenden, daß sich auch der Herr bei ihnen Waaren auswählte, und sie gleich zu den Rechnungen seines Sohnes schreiben ließ, um dann alles zusammen zu berichtigen. Allein nun hat dieser zärtliche Vater gleichfalls Wien Lebewohl gesagt, ohne weder die Schulden seines Sohnes, noch seine eigenen bezahlt zu haben. Vielleicht kommt nach einiger Zeit auch der Großvater des jungen Mannes nach Wien und gleicht in seiner Weise für Sohn und Enkel aus, wie der Vater für den Sohn.

In Prag wurde kürzlich ein Pferd mittelst Strychnin getödtet. Zwei Tage darauf fand man auf dem Platze einige Ratten neben dem geronnenen Blute, von dem sie einen Theil gefressen hatten, todt liegend. Es waren 3 Gran Strychnin aufgelöst worden, und von diesen etwa 2½ Gran in das Blut des Pferdes gekommen. Rechnet man, daß das Pferd mindestens 50 Pfund Blut hatte, so kam auf 5333 Theile Blut erst ein Theil Strychnin, und diese homöopathische Beimengung hatte genügt, die Ratten zu tödten.

In den letzten Nummern der Berliner Zeitungen bietet sich eine Dame »den geehrten Herrschaften« zum Ausglehen der grauen Haare an. Der trübe Humor dieser Kanonee wird noch durch den Umstand erhöht, daß die seltene Künstlerin nur einmal in der Woche in ihrer Wohnung zu finden ist. Sie scheint also bereits sehr beschäftigt zu seyn.

Professor: »Wie entsteht das Nordlicht?«

Kandidat: (Verwirrt, reibt sich die Hände.) »Ich habe es einmal gewußt, aber ich habe es wieder vergessen.«

Professor: »Ein ungeheurer Verlust für die Wissenschaft! Denn Sie sind wahrhaftig der Einzige Mensch, der einmal gewußt hat, wie das Nordlicht entsteht; und gerade Sie — mußten es vergessen!«

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ehrette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 178 Samstag, 26. Juli 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

XXIII.

Die Feinde in Berlin.

Berlin war jetzt eine Beute des Feindes, und durch die sonst so breiteren Straßen hallte jetzt nichts als Angstgeschrei und Klagen, als wilde Flüche und rohes Gelächter des triumphirenden Feindes, der mit entmenschter Wuth sich auf die zitternden Einwohner warf und nicht zufrieden, ihnen ihr Hab und Gut zu rauben, sie in barbarischer Grausamkeit mißhandelte und sich an ihrem Jammergeschrei, an ihren schmerzverzerrten Gesichtern ergötzte.

Und wer war dieser Feind, welcher so, der Menschlichkeit und der Gesittung spottend, die vom Unglück Heimgesuchten noch marterte und zu Tode hetzte?

Es waren nicht die Russen, nicht die wilden Horden der Kosacken.

Es waren die Kroaten, welche raubend und plündernd, mordend und zerstörend, ehrschändend und brandstiftend in Berlin hausten, und alle Einwohner mit Schrecken und Entsetzen erfüllten.

Der General Bachmann hielt getreulich sein Gotzkowsky geleistetes Versprechen, und die russische Armee übte anfangs nicht allein in Berlin die strengste Mannszucht, sondern schützte sogar die Berliner gegen die Wuth der Ersteren. Die geängsteten Einwohner hatten einen mächtigen und segensreichen Freund, — das war Johann Gotzkowsky. Seiner dringenden Bitte nachgebend, hatte der Adjutant des Generals von Bachmann, von Brinck, in seinem Hause Quartier genommen, und durch die Vermittelung desselben, und durch den General von Bachmann wirkte Gotzkowsky als hülfreiche Macht für ganz Berlin. Er verschaffte den Berlinern, welche bemittelt genug waren, die Soldaten zu bezahlen, russische Sicherheitswachen, und mehr als einmal schützten dieselben die Bewohner der Häuser gegen den Vandalismus der Kroaten.

Die Kroaten waren wider Willen der Russen in die Stadt eingedrungen und hatten mit Gewalt, der mit den Russen abgeschlossenen Kapitulation zum Trotz, sich bei den Einwohnern Quartier erzwungen, von denen sie jetzt mit rohester Grausamkeit und erfindrischster Marterlust alles erpreßten, was sie an Gold und Kleinodien besaßen.

Berlin war jetzt die offene Lagerstätte von Kroaten und Ruthenen, von Husaren und Kosacken geworden, und Entsetzen und Angst erfüllte alle Gemüther.

Es ist wahr, auch die Kosacken vergaßen sehr oft der ihnen anbefohlenen strengen Disziplin, und drangen raubend in die Häuser ein und zwangen durch Knutenhiebe die Bewohner ihnen alles zu geben, was sie begehrten; es ist wahr, sie lauerten oft Abends auf der Gasse jedem Vorübergehenden auf, und nöthigten ihn sich zu entkleiden, und in paradiesischem Anzug heimzukehren, so daß die Berliner Straßen zur Abendzeit mehr einer offenen Badestelle als einer Stadt glichen. Aber sie waren dennoch weniger grausam als die Uebrigen, welche die Unglücklichen noch verspotteten, nachdem sie sie gemartert, und der Grausamkeit den Hohn hinzufügten. Auch bedurfte es nur einer Anzeige bei dem russischen General, um sich sofort Gerechtigkeit zu verschaffen, und die Kosacken ihrem strafenden Richter zu überliefern. Acht Kosacken wurden an Einem Tage, zum warnenden Beispiel der Uebrigen, auf dem Neumarkt vor der Hauptwache aufgeknüpft und büßten ihre Raubsucht mit schnellem Tode.

Dagegen waren es die Kroaten, welche, der Kapitulation nicht achtend, und nur ihrem Nationalhaß und ihrer Raubsucht Gehör gebend, mit wüthendem Gebrüll in die königl. Marställe drangen, die russische Schutzwache von vierundzwanzig Mann, welche General von Tottleben zur Sicherung dort aufgestellt hatte, verjagend, und das an den königlichen Wagen angebrachte preußische Wappen beschmutzend. Dann zogen sie dieselben hinaus auf die breite Straße, und nachdem sie sie ihrer Verzierungen und ihres Schmucks beraubt, bauten sie die Wagen zu einem großen Scheiterhaufen auf, den sie in Brand steckten, den Einwohnern der umliegenden

Digitized by Google

Häuser zu den Schrecken und Qualen, die sie ihnen bereiteten, noch die drohende Feuersgefahr hinzufügend.

Hoch empor loderte die Flamme, leckte begierig hinauf an diesen Karossen, welche Könige und Fürsten getragen, und das Angstgeschrei der Einwohner der nächst gelegenen Häuser, und das Klirren der von der Hitze zerspringenden Fensterscheiben ward übertönt von dem Jubelgeheul der Thäter, welche mit wüthender Freude die Flammen umtanzten und das knisternde Feuer mit Gesängen akkompagnirten.

Nachdem die Flammen erloschen waren, und nur ein Aschenhaufen noch Kunde gab, von den einst so prachtvollen königlichen Karossen, stürzten die Kroaten wieder zurück in das Marstalls-Gebäude, drangen mit wildem Geschrei in die Wohnung des Oberstallmeisters Schwerin ein, um dessen Meubles zu einem neuen Scheiterhaufen aufzurichten, und mit dessen Geld und Silbergeräth sich die Taschen zu füllen.

Und nun ging's hinunter in die königlichen Ställe, nun kämpften sie untereinander um die dort befindlichen Pferde, und wer der Stärkste war, schwang sich auf ein Pferd und jagte damit von dannen, um nach andern Straßen, nach andern Gegenden hin dieses Schrecken und Entsetzen zu tragen, welches überall den Weg der Kroaten durch Berlin bezeichnete. Selbst die Hospitäler waren nicht sicher vor ihrer kannibalischen Wuth, sie rissen die Kranken aus ihren Betten und trieben sie wohnlachend hinaus auf die Straßen, und schüttelten über sie die Federn der aufgeschlitzten Betten aus. Auch in die Kirchen drangen sie ein, erbrachen in der Jerusalemer Kirche die Sakristei, und stahlen die Armenkasse und die heiligen Kirchengeräthe.

Im königlichen Lustschloß zu Charlottenburg hatte eine Abtheilung derselben ihr Quartier sich erzwungen, und eine neue Art der Dragonaden begann hier, nur daß diese Dragonaden nicht bloß gegen Lebende, sondern selbst gegen Marmorstatuen und die heiligen Schätze der Kunst gerichtet waren. Alles, was hier an Pracht und Glanz, und seltenen Luxusgegenständen aufgehäuft war, Alles was der Kunstsinn der Fürsten hier an herrlichen Schätzen vereinigt hatte, erlag ihrer wüthenden Zerstörungslust. Die vergoldeten Meubles, die venetianischen Spiegel, die großen, japanischen Porzellanvasen wurden zerschlagen, die seidenen Tapeten in Fetzen von den Wänden gerissen, die mit zierlichem Holzmosaik ausgelegten Thüren mit Beilen durchhauen, die kostbarsten und herrlichsten Gemälde mit Messern zerschnitten. Auch die herrlichsten, die seltensten Kunstschätze, welche das Charlottenburger Schloß barg, die Kunstsammlung des Kardinals Polignac, entging nicht ihrer wilden Zerstörungswuth. Diese Sammlung, welche unter andern die schönsten griechischen Statuen enthielt, war von Gozkowsky in Rom für Friedrich den Großen angekauft, und der König hatte an denselben immer ein besonderes Wohlgefallen und eine große Freude gefunden, das war es, was sie in den Augen einiger Offiziere, denen dieser Umstand bekannt war, verurtheilte. Sie selber führten diejenigen ihrer Soldaten, welche sich in der Zerstörung am leidenschaftlichsten und wüthendsten zeigt, in die Säle, welche diese herrlichen Schätze bargen, sie halfen ihnen sogar, diese marmornen Statuen zu zerschlagen, sie von ihren Postamenten zu stürzen, ihnen die Köpfe, die Arme und Beine abzuhauen, sie gingen in ihrer raffinirten Bosheit so weit, daß sie ihren Soldaten befahlen, diese abgeschlagenen Theile zu zermalmen, damit eine spätere Restauration der Statuen dadurch verhindert werde.

Die armen Bewohner Charlottenburgs sahen mit zitterndem Entsetzen diese Greuels, welche man im königlichen Schlosse verübte, und um mindestens ihre eigene Habe und ihre Person zu retten, boten sie dem Feinde eine Kontribution von fünfzehntausend Thaler an, die auch angenommen wurde.

Kein Wunder, daß endlich auch die Russen sich hinreißen ließen von diesen Beispielen der Barbarei. Kein Wunder, daß endlich auch sie begannen zu plündern und zu rauben, daß sie Nachts in die Häuser drangen, und Weiber und Mädchen mit Gewalt entführten, um sie am andern Tage gegen schweres Lösegeld wieder heraus zu geben, und daß selbst die strengen Strafen, welche denselben auferlegt wurden, deren Verbrechen man den Muth hatte, den Generälen anzuzeigen, bald kein Schreckniß mehr waren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sägmühle.

(Fortsetzung.)

„Wir sind doch recht in der Einöde hier, Vater!“ fing sie an. Verwundert blickte er sie an, ohne eine Antwort zu geben, es hatte ihm immer wohl gefallen; was das Rösle mit dieser Klage wollte, begriff er nicht. „Aber wir sind doch immer vergnügt miteinander gewesen!“ fuhr sie fort: er nickte wie zu etwas, was sich von selbst verstand. „Es ist nur traurig, daß die Mutter nicht mehr bei uns ist!“ setzte sie hinzu; er seufzte, ohne die Pfeife wegzunehmen. „Aber wir müssen eben jetzt um so fester an einander halten, der Friede im Haus ist das Beste!“ schloß sie. Er nickte wieder, begriff aber offenbar nicht, was sie wollte; es war

Digitized by Google

doch kein Abendmahl verkündet, worauf sie sich hätte vorbereiten müssen, und außerdem wußte er nicht, was sie veranlassen konnte, etwas kund zu geben, das Niemand bestritt. Doch Rösle erklärte sich. „Vater ich kann den Jakob nicht nehmen!“ eröffnete sie; „nun und nimmer nicht; lasset mir daher die freie Wahl und sagt's ihm. Es kann nie aus uns etwas werden!“

Jetzt nahm der Sägmüller die Pfeife aus dem Munde, und blickte das Mädchen starren Blickes an; er fürchtete fast, daß sie von Sinnen wäre; gar zu unerhört, unbegreiflich war, was sie gesagt; den Jakob nicht wollen! Er war doch von Kindesbeinen an heimisch auf der Mühle; die selige Mutter hatte die Heirath gewollt, und Jedermann wußte nicht anders, als daß die jungen Leute ein Paar wären. Wenn der Mühlbach plötzlich rückwärts geflossen wäre, wenn die Tannen sich auf die Köpfe gestellt, und die Wurzeln empor gestreckt hätten, wenn die Säge wieder heilisch geworden wäre, und ihm die Zähne gewiesen hätte, statt sie in's Holz zu stecken, so hätte ihn es nicht mehr verwundern können. Doch das Rösle kannte ihren Vater, sie ließ ihm nicht Zeit, sich in seinem Erstaunen zu verlieren. „Ich kann ihn nicht nehmen, Vater!“ wiederholte sie; „denn ich hab den Konrad vom Dorfe lieb, und hab' ihm schon mein Wort gegeben!“

Das Uebermaß der Ueberraschung verhalf endlich dem Sägmüller zum Worte; er setzte seine Geisteskräfte in ungewöhnliche, plötzliche Regsamkeit; das Wort zu brechen, mit den Verwandten sich befeinden; in der Leute Mund kommen, all das mußte er erwarten, wenn er seiner Tochter zu Willen war. Mit einer schnellen und entschiedenen Entschlossenheit, die selten in seiner Art war, sprach er: „Das kann niemals seyn! Ich geb' mein Wort nicht dazu!“

Rösle wurde blaß, aber sie hatte es im Grunde nicht anders erwartet. „Nun, Vater!“ sprach sie, und aus ihren Augen flammte Entschlossenheit, die ebenfalls ihr nicht natürlich war; „so höret auch mein Wort: lieber wollt' ich mich in den Mühlbach da unten stürzen, als von ihm lassen; wie mir's heut' ist, so wird mir's immer seyn! Ihr könnt nun thun, wie Ihr wollt; Ihr habt mein Glück und Unglück in Eurer Hand!“ Bei diesen Worten brach sie in Thränen aus und ging in's Haus zurück, unfähig mehr zu sagen. Es war dieß auch unnöthig.

Da stand der Sägmüller, ein Bild rathloser Bestürzung; so was hatte er nie erlebt in seinem ganzen Hausstande; die Pfeife war ihm ausgegangen; endlich seufzte er tief auf, und dachte an sein seliges Weib; er hatte es ja wohl gewußt bei ihrem Tode, daß ohne sie das Haus aus seinen Fugen gehen würde.

Der Sägmüller gab nicht nach; er war ein Mann, und hielt auf sein Wort; aber es fing nun auch eine schwere Zeit für ihn an.

Mit Frieden und Zufriedenheit im Hause war's vorbei. So oft er das Rösle ansah, blickte sie hinweg, oder hatte Thränen in den Augen; kaum sprach sie zuweilen ein dürftiges Wort; um so mehr brauchte die Magd die Zunge, um handgreifliche Anspielungen über hartherzige Leute, die keine Liebe für ihre einzigen Kinder hätten, fallen zu lassen. Sie war Rösle's Vertraute, und da sie, obwohl seit Jahrzehnten an die Sägmühle gewöhnt, doch aus ihrer Jugend noch des lustigen Lebens im Dorfe sich erinnerte und gerne eine Abwechslung in das Einerlei kommen sah, so war sie von ganzem Herzen auf Konrads Seite.

Das Alles hielt der Sägmüller in die Länge nicht aus. Er hatte keine Zuflucht außer seinen häuslichen vier Wänden. So erklärte er endlich seiner Tochter: sie möge thun, wie sie wolle, er lege ihr Nichts mehr in den Weg. Ueberdieß war Rösle sein Liebling, und er hatte ihr nie einen Wunsch abschlagen können; Jakob aber, so gut er ihn leiden konnte, war nicht sein eigener Verwandter. Den ersten Schritt vorwärts hatte das Paar also gewonnen, aber es galt jetzt erst noch, einen Hauptwiderstand aus dem Wege zu räumen; den von Jakob und seiner Familie.

Jakob, der ungeachtet seiner schweigsamen Trockenheit nicht auf den Kopf gefallen war, wie man sagt, hatte längst merken müssen, wie das Rösle gegen ihn gesinnt sey. Auch wohnte er nicht so sehr abseits von der Welt, daß nicht das Gerücht von Rösle's Bekanntschaft mit dem Konrad zu seinen und seiner Familie Ohren gedrungen wäre.

Sie beide aber waren zu stolz, und ihres Werthes zu sehr sich bewußt, um mit Worten diesen Umstand zu rügen, so unangenehm er ihnen seyn mochte. Jakob setzte vielmehr, als wäre Nichts vorgegangen, seine Besuche auf der Sägmühle fort, bis der Sägmüller selbst ihm geradeaus sagte: das Rösle wolle ihn nicht, und sie habe ihr Wort schon einem Andern gegeben; wenn dieß aber die Freundschaft stören sollte, so würde es dem Sägmüller leid thun.

Jetzt war die Zeit zum Reden gekommen; Jakob ging, kam aber am andern Tage wieder, begleitet nicht nur von dem Hofbauern, seinem Bruder, sondern auch seiner Mutter, der Schwester der verstorbenen Sägmüllerin, die, wie die Verstorbene, ihren Hof in Jahren nicht mehr verlassen hatte.

Ziemlich heftig verlangte zuerst der junge Hofbauer eine Erklärung über das Betragen auf der Sägmühle, indem es eine ehrbare Familie nicht nur so gutwillig aufnehmen könne, daß man sie Jahre-

Digitized by Google

lang in's Gerede einer Heirath bringe, und hernach abbreche ohne Grund und Ursache.

Der Sägmüller, ohne dießmal auf Rösle's bittende Blicke zu achten, erklärte: mit seinem Willen sey es nicht geschehen, und sey Niemand leidiger, als ihm; aber er könne das Mädchen nicht zwingen, das sey einmal nicht in seiner Art. — —

Nun kehrte der ganze Sturm sich gegen das Mädchen; die alte Bäuerin selbst nahm das Wort, und fragte sie: ob sie ihrer Mutter Andenken nicht mehr werth halte; oder ob sie nicht wisse, was ihre letzten Wünsche gewesen wären und ob sie die Todte noch in ihrer Ruhe stören wolle?

Dabei sah die alte Bäuerin der verstorbenen Schwester so ähnlich, daß dem schaudernden Mädchen es war, als sey die Verstorbene selbst gekommen, um sie anzuklagen. Aber sie dachte an Konrad; es blieb, wie sie ihrem Vater gesagt hatte, sie könnte von ihm nicht lassen, und wenn es mehr als ihr Leben galt. Sie erklärte: man hätte nie ein Versprechen von ihr verlangt, und sie habe dem Jakob noch kein Wort gegeben. Uebrigens könne sie ohne den Konrad nicht leben, und ihre selige Mutter selbst hätte sie nicht zu ihrem Elend zwingen dürfen. —

Nun schickten sich die Verwandten erbittert zum Aufbruch an; nur Jakob, der allein seine Fassung nicht verloren hatte, fragte Rösle noch in aller Höflichkeit, ob sie in irgend einem Ding eine Klage über ihn führen könnte?

„Im Mindesten nicht!“ versicherte das Mädchen.

„Nun denn, geschieden ist geschieden!“ sagte der Bursche, „anbetteln werd' ich mich nicht! mach' Dir auch keinen Vorwurf! Aber Gutes hast Du Dir nicht gethan! der Konrad ist kein Mann für Dich, das glaubst Du freilich heute nicht!“ Dann brach er, die Kappe noch einmal höflich lüpfend, auf, und ging mit seiner Mutter hinweg, der Bruder folgte, nachdem er vorher dem Sägmüller die Freundschaft feierlich aufgekündigt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Wie die Amerikaner ihre Pillen empfehlen.] Vor einiger Zeit hatte ein amerikanischer Arzt, Dr. Ayer aus Lowells im Staate Massachusetts, eine Anzahl Pillen zum Geschenk nach Nanking gesandt. Kürzlich ist ihm nun durch das amerikanische Konsulat zu Hongkong folgendes Dankschreiben übersandt worden: „An Dr. Ayer in Amerika, den großen heilenden Barbaren im Auslande. Hongsiu-Tsiuen, der Fürst des allgemeinen Friedens im Blumenlande des Mittelreichs, der mächtige, erhabene Herr der Mingdynastie, durch ihn wiederhergestellt nach Verlauf von Generationen, hat Ihre Heilmittel richtig empfangen. Er befahl den Beamten, sie den Kranken zu geben nach Eurer beiliegenden, von Dolmetschern übersetzten Anleitung. Seyd glücklich, o weiser Fremdling, ich, Jan-siu-Tsing, melde Euch dieß, die Pillen haben den Kranken des Heeres sehr gut gethan. Seyd drei mal glücklich, denn der mächtige Beherrscher des Mittelreichs rühmt Eure Geschicklichkeit und gestattet Euch, mehrere solche heilende Arzeneien für die zahllosen Armeen zu senden. Diese können Tschanglin, dem hohen Beamten mit dem rothen Knopf zu Schanghai, übergeben werden, welcher dafür bezahlt in Thee, Seide oder Gold. Die hohen Beamten Chinas haben Eure Kunst vernommen, welche die aller andern Fremden übertreffe; ja sie nähert sich der scharfen Einsicht unserer Aerzte, welche Arzeneien bereiten können, die augenblicklich heilen. Wir sind erfreut, zu vernehmen, daß Ihr von zitternder Ehrfurcht erfüllt seyd für unsern mächtigen Gebieter.“

[Sabbathfeier in Schottland.] Mit welcher gewissenhaften Aengstlichkeit die Schotten den Sonntag feiern, davon könnte man in kurzer Zeit eine Menge Beispiel sammeln. Wir erinnern uns z. B. gehört zu haben, daß ein Geistlicher, der beim Nachmittagsgottesdienst zu predigen hatte, bei einem Freund schon früh zu Mittag speiste. Als das Mahl vorüber war, ging er in einen Garten hinter dem Hause auf- und abspazierend und seine Rede überdenkend. Der Garten war, wie die meisten in einer Stadt, von den Fenstern der anstoßenden Häuser beherrscht. Sein Wirth beobachtete ihn eine Zeitlang in tödtlicher Angst, und bat ihn endlich, in's Haus einzutreten, weil das Aergerniß, das er geben würde, wenn man ihn im Garten spazieren gehen sähe, weit mehr Unheil anstiften könnte, als er durch seine Predigt gut zu machen im Stande wäre.

Eine in Berlin sehr bekannte dicke Schlächterfrau stieß ohnlängst an der Kasse des k. städtischen Theaters im Gedränge einen Käsekrämer, der sich ihr vordrängte, ganz gemüthlich mit den Worten auf die Seite: „Nee, Herr Andres, so haben wir nicht gewettet, wär mir ne scheene Wirthschaft, erst kommt der Braten, und nachher Butter und Käse.“

Die im gemeinen Leben so oft gebrauchten Worte „Krethi und Plethi“ sind hebräischen Ursprungs und bezeichneten Diener am Hofe der jüdischen Könige. Krethi wurden die Gesetzvollzieher und Scharfrichter, und Plethi die Schnelläufer genannt.

Redakteur: Gustav Meßerli.
Druck u. Verlag bei Liserle Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 179 Montag, 28. Juli 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

XXIII.

Die Kadetten und der Hammel.

Am Tage nach der Einnahme Berlins sah man einen seltsamen Zug sich die Linden hinunter bewegen, und durch das Brandenburger Thor die Straße gegen Charlottenburg einschlagen. Reuter ritten zu beiden Seiten des Zuges, der einen fast komischen Eindruck gemacht haben würde, wenn nicht die Rührung und Trauer die Komik besiegt hätte. Es war ein Zug von Kriegern, von kleinen, in Uniform gekleideten Menschenkindern, — vielleicht war es die Leibgarde des Königs von Liliput, der dieselbe in großmüthiger Weise nach Berlin zur Vertheidigung der Stadt entsandt, vielleicht war es die Heerschaar der kleinen Unterirdischen, von denen uns die Mährchen erzählen.

Dieses seltsame kleine Regiment, das war das Korps der Kadetten, welches man als Kriegsgefangene behandelte. Der Kommandant von Rochow hatte einen Fehler begangen, — er hatte auf die Menschlichkeit des Feindes gerechnet, er hatte geglaubt, dieses Korps der Kadetten, welches aus unmündigen, kleinen Knaben bestand, deren keiner das Alter von zwölf Jahren überschritt (die größeren und älteren waren, wegen Mangel an Offizieren, zur Armee abgegangen), er hatte geglaubt, diese Kinder seyen durch ihre Hülflosigkeit und Schwäche gesichert, und er hatte es daher versäumt, ihrer in der Kapitulation noch besonders Erwähnung zu thun. Aber der Sieger betrachtete diese armen Kinder als einen Theil der Besatzung, und erklärte sie daher gleichfalls zu Kriegsgefangenen.

Mit rauhen Scheltworten und mit Kolbenstößen führte man sie hinaus auf die Landstraße, zwang man sie, trotz der rauhen Witterung, ohne Mäntel, nur bekleidet mit den kurzen Röckchen ihrer Uniform, auf der von Regengüssen aufgeweichten Straße dahin zu ziehen. Wer das Klagegeschrei und angstvolle Wimmern der von ihren Müttern getrennten Lämmer kennt, der mag das Wehgeschrei dieser armen Kleinen begreifen, denen der Krieg ihre Väter, die Armuth ihre Mütter entrissen hatte, und welche man jetzt ihrer Heimath, der Zufluchtsstätte ihrer verwaisten und verarmten Jugend entriß, um sie, eine Heerde wimmernder Lämmer, hinaus zu jagen in die öden Steppen des Lebens.

Und wenn ihr Fuß ermattete, wenn ihre kleinen, der Anstrengung nicht gewohnten Körper zusammen sanken, so trieb man sie mit Säbelhieben und Kolbenstößen wieder empor, und wenn sie flehten um ein Stückchen Brod, um einen Tropfen Wasser für ihren verschmachtenden Gaumen, so verhöhnte man sie, und statt des Wassers verwies man sie auf ihre eigenen Thränen, welche gleich Wasserströmen über die blassen Kinderwangen hinströmten.

Sie waren fast den ganzen Tag schon gewandert, ohne zu ruhen, ohne irgend eine Labung, irgend eine Stärkung; ihre blutenden Füße schleppten sie kaum weiter fort, aber der Hunger ist mächtiger, als die Müdigkeit, der Hunger trieb sie vorwärts, der Durst brannte glühender noch, als die armen, kleinen Füße. Mit fieberhaft glühenden Augen, mit purpurnen Lippen, wanderten sie weiter, den Blick immer in die Ferne gerichtet, — wohin? — nach einem Obdach, nach einem Stückchen Brod, nach einer Quelle, um sich daran zu laben.

Die Nacht brach herein, und auf offenem Felde, auf dem nassen Erdboden, wies man den kleinen Kadetten ihr Lager an. Sie hatten Anfangs gefleht um ein wenig Nahrung, nur um eine Rinde Brod, aber als sie sahen, daß man sich ihrer Qualen freue, daß ihr Jammergeschrei diesen Soldaten wie ein belustigendes Lied ertönte, da verstummten sie, und in der Brust dieser kleinen, verlassenen, zitternden Knaben regte sich der Geist ihrer Väter. Sie trockneten ihre Augen, und drängten die Klagen zurück in ihre kleine, schmerzende Brust.

Wir wollen nicht mehr weinen, sagte der kleine Remin, der trotz seiner zwölf Jahre, dennoch der Aelteste der gefangenen Kadetten war, und von ihnen als eine Art Führer und Hauptmann betrachtet wurde. Wir wollen nicht mehr weinen, denn unsere Thränen

Digitized by Google

machen unseren Feinden Freude. Laßt uns lustig seyn, dann ärgern wir sie vielleicht. Kommt, wir wollen ihnen zum Trotz, und damit sie sehen, daß wir uns gar nichts daraus machen, ein wenig zu hungern, ein lustiges Lied singen.

Ja, das wollen wir! riefen die Knaben. Was für ein Lied?

Den Prinzen Eugen, sagte der kleine von Ramin, und sofort begann er mit seiner zarten Kinderstimme: „Prinz Eugen, der edle Ritter!“

Und nun fielen alle Knaben mit einer Art verzweiflungsvoller Begeisterung in den Gesang ein, und mit schmetterndem Jubelton hallte das Lied vom tapferen Ritter von den zitternden Kinderlippen.

Aber allmählig verstummte hier und da ein erbleichender Mund, allmählig ward der Gesang leiser und schrillender, und verlor sich zuweilen in einem schauerlichen Gelispel, um dann zu einem unheimlichen und angstvollen Gekreisch empor zu schmettern, und dann wieder zu klagenden Seufzern und wimmerndem Gestöhn hinab zu sinken.

Plötzlich verstummte der kleine Ramin, und ein schriller Schmerzensschrei, der wie der Ton einer zersprungenen Saite erklang, rang sich aus seiner Brust hervor.

Ich kann nicht mehr, der Hunger tödtet mich!

Und er sank nieder auf seine Knies, und hob seine kleinen Arme flehend zu dem Soldaten empor, der neben ihm ging, und mit großem Wohlbehagen ein gebratenes Huhn verzehrte.

O gebt mir ein Stückchen Brod, nur einen Bissen, damit ich nicht Hungers sterbe!

Laßt uns nicht verhungern! Habt Erbarmen mit uns!

Mit diesem Jammergeschrei warf sich das Korps dieser zitternden, hungernden, weinenden Kadettenkinder auf die Knies und erfüllte die Luft mit ihren Klagen und Schmerzenslauten.

Nun wohl, Ihr wollt durchaus essen, Ihr sollt etwas bekommen, Euren Hunger zu stillen! sagte der Kommandirende, und er flüsterte dem Unteroffizier einige Worte in's Ohr, welche dieser mit einem lauten Lachen entgegen nahm, und sich dann eilig entfernte.

Nun seyd stille, und wartet! herrschte Jener den Kadetten zu. Ich habe den Unteroffizier mit einigen Soldaten in das Dorf dort drüben ausgesandt, Euch Nahrung zu holen. Freuet Euch also und wartet.

Und die Kinder trockneten ihre Augen, und versuchten zu lächeln, und einander tröstreiche und ermuthigende Worte zuzuflüstern.

Mit welcher Ungeduld, mit welcher schmerzlichen Sehnsucht harrten sie nicht der verheißenen Nahrung entgegen, wie dankten sie nicht Gott in der Freudigkeit ihres Herzens, daß er Mitleid mit ihnen haben, sie nicht Hungers sterben lassen wolle. Wie starrten ihre glänzenden, von Freude neu belebten Augen nicht hinüber nach jener Gegend, von welcher der Unteroffizier zurückkehren mußte.

Nun erschallte ein einstimmiges lautes Jubelgeschrei von den Lippen der Kinder — sie hatten den zurückkehrenden Unteroffizier, sie hatten diese Soldaten bemerkt, welche gemeinsam eine schwere Last zu tragen schienen.

Sie kamen näher und näher.

Bildet einen Kreis! befahl der Kommandant, und sie thaten es in erwartungsvoller Freude, und um den dichtgedrängten Kreis stellten sich die Soldaten.

Eine lautlose, erwartungsvolle Stille trat ein, und die Herzen der kleinen Kadetten hüpften vor Freude.

Aufgepaßt! Euer Braten kommt! rief der Offizier.

Der Kreis öffnete sich. Ah, jetzt wird der Unteroffizier mit den Soldaten und dem Braten kommen.

Aber nein, der Braten kam ganz für sich allein, er kam mit majestätischem Schritt, und ließ ein angstvolles Mäckern vernehmen, es war ein lebendiger Braten, und diese, den halbverhungerten Kadetten endlich großmüthig gewährte Nahrung bestand — in einem lebendigen Hammel.

Ein rohes, brüllendes Gelächter der Soldaten empfing den gravitätischen Hammel, und übertönte das Klagegeschrei der kleinen, so bitter enttäuschten Kadetten.

Ein Hammel! Was sangen wir damit an? frogten sie angstvoll unter strömenden Thränen.

Ihr schlachtet ihn Euch und bratet ihn! höhnte der Offizier. Ihr seyd Soldaten, nun wohl, Ihr werdet es machen, wie wir es oft im offenen Feldlager gemacht. Ihr werdet Euch selber Koch und Kellner seyn. Niemand von uns wird Euch helfen, wir wollen einmal sehen, ob Ihr auch recht gelehrte Soldaten seyd, und ob Ihr Euch auf das Kochen eben so gut versteht, wie auf das Weinen und Jammern.

Und die Soldaten falteten ihre Arme in einander, und schauten müßig und mit höhnendem Wohlbehagen auf diese armen Kinder, welche, gesenkten Hauptes, weinend und klagend da standen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sägmühle.

(Fortsetzung.)

Ohne ein Wort zu reden, schaute der Sägmüller den Abgehenden nach, dann stand er auf,

Digitized by Google

um die Stube zu verlassen. Ein einzigen Blick warf er auf seine Tochter zurück, aber das war ein Blick, der fragte: „Hab' ich das an meiner Tochter erleben sollen, an meinem einzigen Kinde?“ Dann ging er langsamen, schleppenden Trittes hinüber in die Sägmühle; das Aechzen der Säge, das Gesäusel der Tannen that ihm wohl, wie ein Zuspruch von theilnehmenden Freunden.

Rösle hatte diesen Blick verstanden, sie wußte, daß ihr Vater nun mit den einzigen Menschen entzweit war, mit denen er außerhalb seines kleinen häuslichen Kreises noch in Verbindung gelebt hatte. Von ungefähr blickte sie auf den Fenstersims, und sah seine Pfeife dort liegen, die er vergessen hatte, als er hinwegging, das war ihm zum ersten Male begegnet. Erschüttert barg sie das Gesicht in die Hände und weinte sich aus.

Als sie des Abends wieder am Steg unten mit Konrad zusammentraf, fiel sie ihm um den Hals und sagte: „sieh'! jetzt habe ich Niemand mehr auf der Welt, als Dich! Mit meinen Verwandten habe ich gebrochen; meinem Vater habe ich das Leben verbittert, und an meine Mutter darf ich gar nicht mehr denken!“

Als er sie aber an's Herz drückte, als er sie sein Mädchen, seinen einzigen Schatz nannte, und ihr recht innig in die traurigen Augen schaute — da war sie getröstet; ja sie meinte, sie hätte nichts weniger für ihn geben mögen, als ihre ganze Welt, wie sie gethan hatte.

Wie ein Lauffeuer ging es jetzt im Dorfe um, daß der Konrad Heirathstag halte auf der Sägmühle. Man staunte nicht wenig, denn wenn man auch gewußt hatte, daß Rösele dem Burschen zugethan sey, so konnte Niemand doch im Ernste daran denken, daß er die Tochter des Sägmüllers davon tragen würde.

Die Männer schüttelten den Kopf, und meinten, ungleiche Heirathen wären noch selten gut ausgefallen; auch gefiel es ihnen nicht, daß man dem Jakob das Wort zurückgenommen hatte. Die Mädchen dagegen standen auf Konrads Seite, nur meinten sie einmüthig: es sey Schade, daß solch ein aufgeweckter Bursche auf der Sägmühle verdummen sollte.

Aber es war ein Haus im Dorfe, worin die Nachricht tieferes Interesse erregte, als das einer flüchtigen Neugierde.

Es lebte dort eine Wittwe, mit ihrer Tochter, neben Konrads Elternhaus. Die Tochter, Kathrine, war ein schönes Mädchen von stolzem Wuchs und lebhaften, schwarzen Augen; an Verstand und Gewandheit kam ihr keine Andere im Dorfe gleich. Dennoch hatte sie wenig Aussichten, nicht nur, weil das Bauerngütchen ihrer Mutter sehr verschuldet war, sondern auch noch mehr, weil die Familie nicht in gutem Rufe stand. Man wußte weder Mutter noch Tochter etwas Schlimmes aufzuweisen; aber man glaubte, daß sie zu Jedem fähig wären; böse Zungen hatten sie Beide, von der Mutter wollte überdieß noch verlauten, sie wäre — eine Hexe. Zurückgesetzt und oft gedemüthigt, hatte Kathrinens stolzes Gemüth sich noch erbittert und verhärtet; ihr glühender Wunsch war, durch eine gute Heirath über ihre Gespielinnen zu triumphiren. Ihre Mutter wünschte wegen des verschuldeten Gütchens dasselbe.

Mit Konrad war Kathrine als Nachbarskind von Jugend auf in freundlichem Verhältnisse gestanden, das mit den Jahren nicht kälter wurde; es traf sich so ganz von ungefähr, daß, wenn er sein Vieh Morgens zur Tränke trieb, auch Kathrine mit der Wassergölte zum Brunnen kam, seine Scheuer stieß an ihr Haus; da war es dann natürlich, daß, er am Feierabend, wenn er Futter geschnitten hatte, ein paar Schritte that, um mit Kathrine zu sprechen, die sich an der Hausthüre zeigte. Um sein Verhältniß zur Sägmüllerstochter hatte Kathrine gewußt, ohne sich deßhalb in ihren Hoffnungen stören zu lassen. Er würde dieselbe ja doch nicht bekommen, und wann seine Eitelkeit durch eine vergeblich Werbung verletzt worden wäre, so würde er nur um so leichter zu einer raschen Heirath zu gewinnen seyn, erwartete sie; nicht einmal eifersüchtig war sie auf das Rösle, obwohl sie im Grund des Herzens neben den eigennützigen Hoffnungen den Konrad selbst auch liebte; das Rösle von der Sägmühle war keine Person, um sich ihr an die Seite zu stellen.

Als sie nun eines Abends an dem Brunnen vernahm, der Heirathstag des Konrad sey angesagt, so blickte sie ungläubig und verächtlich drein; doch Konrad selbst kam dazu, und bestätigte, von den Mädchen befragt, mit stolzem Lächeln die Sache.

Ohne ein Worte zu sprechen, nahm Kathrine, während die Andern ihm Glück wünschten, die Wassergölte auf den Kopf, und ging heimwärts. Dort aber verließ sie ihre Festigkeit; Schmerz und grimmender Haß zerrissen ihr das Herz, doch war der erstere stärker, sie setzte sich nieder, den Kopf auf die Arme legend, und weinte bitterlich, sie fühlte jetzt erst recht, wie sehr sie ihn geliebt hatte, den Konrad, ihren Kindheitsgespielen, den schönsten Burschen des Dorfes.

Ihre Mutter erriet das Vorgefallene, und ließ sie ihrem Schmerz nachgehend, ohne einen Versuch zu ihrem Trost zu machen. Nach einer Weile aber sagte sie in kaltem, hartem Tone: „Wenn ich einen Burschi gehabt hätte, und eine Andere hätte ihn mir abspenstig gemacht, so hätt' ich wohl gewußt, Besseres zu thun, als zu weinen.“

Digitized by Google

Da richtete Kathrine sich auf. „Sie hat ihn noch nicht, ist auch noch nicht aller Tage Abend!" sagte sie stolz, und verließ die Stube, jetzt war es eifersüchtiger Haß, der in ihrem Herzen die Obergewalt gewonnen hatte.

Kathrine traf nicht mehr am Brunnen mit dem Konrad zusammen, er mochte in der Scheuer noch so viel zu thun haben, sie zeigte sich nicht unter der Hausthüre.

Für den Anfang war er zu viel beschäftigt, um dieß nur in Acht zu nehmen. Sein Heirathstag wurde gehalten, das Beibringen festgestellt, das sich freilich sehr ungleich ausnahm, die Hochzeit selbst wurde auf drei Wochen nach Ostern bestimmt, da Konrad erst noch zuvor wegen Militärpflichtigkeit Erlaubniß einholen mußte. Es war noch einige Monate bis dorthin. Inzwischen durfte er seine Braut jetzt offen besuchen, wie früher der Jakob. Sonderbarer Weise aber fand er es weniger angenehm in der Stube, als früher des Abends auf dem Stege über den Mühlbach. Nicht nur war hier der alte Sägmüller zugegen, sein künftiger Schwäher, der noch um Vieles schweigsamer und menschenscheuer geworden war, als früher, und sich keine Mühe gab, zu verhehlen, wie unwillkommen der neue Schwiegersohn ihm war, sondern auch das Rösle selbst erschien ihm nicht mehr so anziehend, als ehemals, wo er unter Hoffnung und Ungewißheit sie am Mühlbach erwartet hatte, wo sie alle Hindernisse ihrer Heirath besprochen, nur um sich immer wieder auf's Neue ihrer Treue zu versichern. Das war jetzt überflüssig geworden; vom künftigen Hochzeitstag zu reden, wurde man auf die Länge auch überdrüssig, und an der Sägmühle sah der Konrad auch nichts Neues mehr, nachdem er sie einmal gesehen hatte. Es waren immer die gleichen Balken und Bretter, und die Säge machte das gleiche, schwermüthige Geräusch; nicht einmal ein Lied konnte man singen, das schleppende traurige Aechzen der Säge brachte Einen stets aus dem Takte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Sollte man nicht zuweilen an Bestimmungen glauben?] Von dem, bei dem Geburtstags-Feuerwerke Ihrer Majestät der Königin von Hannover, jüngst verunglückten Fabrikanten Wüstenfeld aus Kassel erzählt man sich Folgendes: Nachdem er schon mehrfach bei Feuerwerken zu Schaden gekommen, setzte sich der Glaube bei ihm fest, daß er bei einem solchen einmal um's Leben kommen werde, und besonders, seitdem bei einem, vor Jahren stattgehabten Feuerwerke, welchem derselbe ebenfalls beiwohnte, ein von der Höhe zurückfallender Raketenstock dessen Haupt der Art getroffen, daß nur der Hut das gefährlichere Eindringen in den Kopf selbst verhinderte. Von dieser Zeit an, ging der Verunglückte, der den Raketenstock sorgfältig aufhob, allen Feuerwerken vorsichtig aus dem Wege. In Hannover zu kaufmännischen Zwecken anwesend, ließ er sich nur durch seine ihn begleitende Nichte bewegen, dem Feuerwerke beizuwohnen, welches diese gerne zu sehen wünschte. Beim Beginne desselben mußte ihn aber die alte Furcht wieder gewaltig durchzucken, denn er erzählte hier in gedrängter Eile oben erwähnte Befürchtung und ihre Entstehung seiner Nichte, und bewog sie dadurch auch richtig dem Vergnügen, das Feuerwerk in der Nähe zu sehen, sich zu entziehen und dem Onkel zu folgen, um es nur aus der Ferne mitanzuschauen. Kaum dort angelangt, trifft ihn der Splitter des gesprengten Kessels an den Kopf und tödtet ihn augenblicklich. Dringt sich uns hier nicht unwillkürlich ein Glaube an Bestimmung auf? — Wahrscheinlich, daß er in der Nähe unverletzt geblieben, da, wie alle Nachrichten ergeben, die Splitter des gesprungenen Kessels ihre gefährliche Wirkung nur in der Ferne ausübten, die Nahestehenden aber keinen Schaden dadurch erlitten.

Aus Karlstadt vom 14. d. Monats berichtet man: Am 15. d. M. sollte ein Gränzer aus Klokoc, Namens Vujanovic, wegen Mords den Tod am Galgen sterben. Am 12. bald nach verhalltem Kanonendoner, der uns das freudige Ereigniß der Entbindung Ihrer Majestät verkündigte, wurde der Stab über ihn gebrochen, der Mörder saß bereits ausgesetzt und hatte schon mit der Welt abgeschlossen, da fiel es seinen herbeigeeilten Angehörigen ein, sich durch den Telegraphen an Se. Majestät direkt um Gnade zu wenden — und sie ward ihm, diese Gnade; die Antwort kam an, huldreich und freundlich. Dem Missethäter ist bereits die frohe Kunde eröffnet worden, und mit Thränen der Dankbarkeit sprach er: „Wenn ich noch einmal Böses thue, so verbrennet mich."

Auflösung der Charade in Nro. 174:

Aberglaube.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck u. Verlag bei Lizette Weilands in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 180 Dienstag, 29. Juli 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Aber endlich richtete der kleine Ramin sich auf. Sein Auge leuchtete wieder in einem edlen, feurigen Trotz, und ein Ausdruck edlen Muthes durchleuchtete sein blasses Gesichtchen.

Wenn der Hammel uns gehört, sagte er, nun wohl, so soll er auch unser Braten seyn.

Aber er lebt ja noch! riefen die Knaben.

So werden wir ihn tödten! rief der kleine Trotzkopf.

Aber das werden wir nicht verstehen! das haben wir noch nie gethan!

Haben wir schon jemals einen Menschen getödtet? fragte Ramin, indem er seine großen, feurigen Augen im Kreise seiner Kameraden umher wandern ließ. Haben wir schon jemals einen Menschen um's Leben gebracht?

Nein!

Aber wir werden es lernen, denn wir werden hoffentlich noch manchen Feind um's Leben bringen, und dazu gehört doch jedenfalls, daß wir mit dem Ersten den Anfang machen. Bilden wir uns also ein, daß dieser Hammel unser Feind sey, und daß wir ihn attakiren müßten. Also, los auf den Feind!

Ja, ja, Ramin hat Recht! riefen die Kinder. Wir wollen den Feind attakiren!

Achtung! kommandirte Ramin.

Die kleinen Knaben stellten sich in militärischer Ordnung auf, dem blöckenden Hammel gegenüber.

Zieht Eure Degen!

In einem Nu blitzten ihre kleinen Degen, die mehr einem Taschenmesser, als einem Schwert glichen, und welche die Soldaten den kleinen »Kriegsgefangenen« in übermüthigem Hohn gelassen hatten, in der Luft.

Eins! Zwei! Drei! kommandirte der kleine Ramin. Achtung! Vorwärts!

Im Sturmschritt gingen sie los auf den Feind, diesen armen, blöckenden Hammel.

Die Soldaten brüllten und schrieen vor Luß, sie gestanden einander mit Thränen in den Augen, daß niemals ein größerer Spaß erlebt worden, und daß es ein Vergnügen ohne Gleichen sey, diesen vor Hunger bald verzweifelten Knaben zuzuschauen.

Die erste Waffenthat dieser kleinen Kadetten war vollbracht, — der Hammel war erlegt. Aber jetzt kam es darauf an, ihn zuzubereiten, das todte kalte Thier in einen schönen, warmen Braten umzuwandeln.

Niemand würde ihnen helfen, das wußten sie wohl, deßhalb baten sie auch nicht um Hülfe. Man gab ihnen Holz, einen Bratspieß und einen Kessel.

War das nicht genug, um sich eine kräftige Suppe und einen Braten zu bereiten?

Wie es geschah, und wie sie es zu Stande gebracht, das wußten sie selber kaum zu sagen. Aber der nagende Hunger macht so gelehrig, so erfinderisch. Und hatten sie nicht im elterlichen Hause manchmal schon einem glücklich eingefangenen Maulwurf das Fell abgezogen, hatten sie nicht manches Kaninchen zerlegt und ausgeweidet? Nun, ein Hammel war etwas größer, als ein Maulwurf oder ein Kaninchen, das war der ganze Unterschied.

Und endlich nach mühevoller Arbeit, unter dem Beifallsgelächter der sie bewachenden Soldaten war es vollbracht. Dort brodelte Fleisch im Kessel, bewacht von zwei kleinen Kadetten, hier drehten zwei Andere den Braten am Spieß.

Das Werk war gethan, der Hammel war in einen Braten verwandelt.

Und weil sie so gar geschäftig und belustigend gewesen, ließ einer oder der andere der Soldaten sich erweichen und warf den kleinen Kadetten ein Stück Brod oder eine Feldflasche hin, und die armen Knaben nahmen diese hingeworfenen Almosen mit dankbarer Demuth an, und in ihren Herzen war kein Groll mehr und kein Trotz, denn sie waren gesättigt.

Aber, gesättigt nur, um neuen Bedrängnissen, neuen Hungerqualen, neuen Verhöhnungen entgegen zu gehen.

Denn sie mußten weiter, immer weiter. Hier und da sank Einer von ihnen zusammen, um Gnade und Erbarmen flehend, was kümmerte das diese verhärteten Soldaten, welche in diesen Kindern nichts

Digitized by Google

sehen wollten, als den verhaßten Feind, welchen sie mit Lust martern, mit Vergnügen zu Tode hetzen wollten.

Mehr denn zwanzig dieser kleinen Kadetten unterlagen den Qualen dieser Wanderung und starben elend, verlassen und einsam auf der Heerstraße, und keine Mutter war da, ihnen die Augen zuzudrücken, und kein Vaterauge neigte sich über sie, und segnete sie mit einer Thräne.

Aber über den gemarterten Kindern wachte die Liebe Gottes, und hullte sie ein zu seligen Träumen, und holden Phantasieen, daß sie von der fernen Heimath träumten, von der kleinen Schwester daheim, und dem kleinen Gärtchen, in welchem sie oft nach Schmetterlingen gejagt. Und unter solchen Phantasieen und lächelnden Erinnerungen träumten sich die kleinen Kinderseelen hinüber in das Jenseits, und zu seligem Erwachen.

XXIV.

Das Zeughaus und die Pulverexplosion.

Der General von Tottleben war allein in seinem Zimmer; sein ernstes, sorgenvolles Gesicht, die finstern Falten auf seiner Stirne bewiesen indeß, daß die Sorge und vielleicht auch der Kummer sich ihm zu lästigen Gesellschaftern aufgedrungen hatten. Und in der That, der General von Tottleben hatte einen großen Kummer, und an seiner Seele nagte ein tiefer, nie zu beschwichtigender Schmerz. Er war ein Deutscher, und kämpfte in den Reihen des Feindes gegen sein deutsches Vaterland. Dieß war das Geheimniß seiner sorgenvollen Züge, die Enträthselung seiner mühsam unterdrückten Seufzer, und der abgebrochenen, schmerzlichen Worte, die er ausrief, indem er jetzt mit verschränkten Armen, gesenkten Hauptes in seinem Kabinet auf- und abging.

Er war ein Deutscher und liebte sein Vaterland, welches ihm indessen seine Liebe mit jener Kälte und Nichtachtung gelohnt hatte, an welcher so viele der edelsten und größten Männer Deutschlands entweder gestorben und verhungert, oder zur Flucht in das Ausland gedrängt sind, um dort diese Wege der Bedeutsamkeit und des Ruhms sich für sie öffnen zu sehen, welche ihr eigenes, engherziges Vaterland ihnen verschließt.

Der General von Tottleben war nur ein Deutscher, — weßhalb hätte also Deutschland Notiz von ihm nehmen sollen. Etwa, weil er Kenntnisse, Talente und Genie besaß? — Deutschland würde dieß anerkannt haben, wäre Tottleben ein Ausländer gewesen, aber da er unglücklicher Weise nur ein Deutscher war, ließ Deutschland ihn unbeachtet, und zwang ihn, im fremden Lande sich eine Bahn des Ruhmes und des Glanzes zu erobern.

So war der deutsche Graf von Tottleben russischer General geworden, und durch das Bündniß Rußlands mit Oesterreich dahin gedrängt worden, als Feind gegen sein eigenes Vaterland zu kämpfen.

Aber der russische General hatte immer noch sein deutsches Herz nicht ersticken können, dieß deutsche Herz, welches so stark ist im Leiden, so groß im Hoffen, so unerschütterlich im Vertrauen, so treu im Lieben, so demuthsvoll im Gehorchen, und so schüchtern im Fordern.

Der General von Tottleben litt an seinem deutschen Herzen, weil es nicht paßte zu seinen russischen Instruktionen, und weil er es nicht zwingen konnte, da gefühllos zu seyn, wo es wider seinen Willen von Mitleid und Erbarmen blutete.

Er, welcher Berlin, diese Stadt, in welcher er schöne Jugendjahre verlebte, um dieser köstlichen Erinnerungen willen liebte, er sollte als ein grausamer Tyrann, als ein empfindungsloser Barbar in dieser Stadt wüthen, er sollte Tod und Verderben in dieser Stadt ausüben, welcher er so gern ein wenig Liebe, ein wenig Erbarmen für den verstoßenen Sohn des Vaterlandes abgerungen hätte.

Indeß sein deutsches Herz mußte schweigen vor der Disziplin des russischen Generals, welcher den Befehlen des Oberkommandanten General von Fermore sich zu fügen hatte. Und General von Fermore hatte ihm die größte Härte und Strenge zur Pflicht gemacht, er hatte ihm geboten, als ein Rachedämon dieses Berlin zu züchtigen, welches das unverzeihliche Verbrechen begangen hatte, seinem König treu bleiben, und sich nicht dem Feinde übergeben zu wollen.

So eben war eine neue Depesche des Generals von Fermore eingelaufen, und diese war es gewesen, welche die Stirne des Generals von Tottleben mit tiefer Sorge beschattete.

Er hatte den Befehl erhalten, das Zeughaus von Berlin in die Luft zu sprengen. Dieses edle und herrliche Gebäude, das in stolzer Pracht inmitten einer volkreichen Stadt sich erhob, zu zerstören, nicht achtend, daß die gewaltsame Sprengung dieses kolossalen Baues Tod und Verderben weithin durch das unglückliche Berlin verbreiten müsse.

Ich werde es nicht thun, sagte der General von Tottleben, während er in seinem Zimmer auf- und abging, und dieß unheilsvolle Papier, welches ihm den grausamen Befehl gebracht, in seiner zusammen gekrampften Hand zerknitterte. Ich kann nicht dieser Barbar seyn, zu welchem Fermore mich verurtheilen möchte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Sägmühle.

(Fortsetzung.)

Das Rösle wußte von all dem nichts, sie war es nicht anders gewöhnt, sie hatte niemals Langeweile, am wenigsten wenn er bei ihr war. Stunden lange konnte sie neben ihm auf der Bank am Fenster sitzen, ihre Hand in die Seinige gelegt, und in seine Augen blicken, wie ehemals in den blauen Himmel, und fragte er sie dann: „was denkst Du denn?“ — so sagte sie wie früher: „ich weiß es nicht!“

Dem Konrad aber, so viel-beredt ihr stilles blaues Auge dann auch blickte, wäre ein beredter Mund immer noch lieber gewesen; von was aber sollte das Rösle reden, wenn nicht etwa von der Predigt, die sie am Sonntagmorgen in der Kirche gehört hatte? Konrad war selbst auch in der Kirche gewesen, und behauptete, die Predigt ganz genau behalten zu haben. Von Dingen, die junge Leute sonst interessiren, von Dorfneuigkeiten, von Hochzeittänzen und Marktgängen wußte sie nichts zu sagen, und wenn Konrad selbst ihr etwas erzählte, was das ganze Dorf in Aufregung brachte, so hörte sie ihm still und geduldig zu, weil er es war, der es erzählte, nicht aber, als ob die Sache sie im Mindesten interessirt hätte. Für ihn war es nun wenig Vergnügen, zu erzählen, was so wenig Theilnahme fand; so schwieg er denn lieber, und endlich nahm er seine Zuflucht auch zur Pfeife, wie es Jakob gethan hatte.

Diese Gleichgültigkeit für Dinge, die ihm interessant waren, ward ihm um so empfindlicher, da er der Sitte gemäß seit dem Heirathstag von allen Lichtstuben, Tänzen und sonstigen Belustigungen der jungen Leute sich zurück halten mußte. Jetzt fiel's ihm doppelt auf, daß er die Kathrine gar nicht mehr sah; er hätte so gern ein gescheidtes munteres Wort aus ihrem Munde gehört; daß sie im Ernst Hoffnungen auf ihn gehabt hätte, ließ sein Stolz ihn nicht glauben, daß sie ihn aber im Stillen gern gehabt habe, und sich über seinen Abschied vom Dorfe gräme — nun dieß rechnete er ihr nicht zum Fehler an!

Von all diesen Gedanken erfüllt, kehrte er eines Abends von der Sägmühle nach Haus zurück. Als er zum Dorfe kam, tönte ihm der Gesang eines beliebten Volksliedes entgegen; es kam derselbe aus einer Lichtstube, das sah er an den hellerleuchteten Fenstern.

Unwillkürlich stand er stille, all die lustigen Stunden, die er hier zugebracht, die tolle Heiterkeit seiner Jugend überhaupt wachten in seiner Erinnerung auf, das Rösle hatte das beste Gemüth, und hing mit ganzer Seele an ihm, aber auf der Sägmühle war es gar zu schrecklich langweilig.

Mit unwiderstehlicher Macht zog's ihn zu dem altgewohnten, lustigen Kreise, noch zögerte er einen Augenblick, da erschien Kathrinens lebhaftes Gesicht am Fenster, er faßte seinen Entschluß, und trat rasch in das Haus.

Man staunte und lächelte, als man ihn sah, aber man hieß ihn willkommen. Er wurde darüber geneckt, daß er eigentlich nicht mehr hierher gehörte, und der muntere Jugendton umspielte so frisch und so heimisch, wie die kühle Fluth den Fisch, der auf dem Trockenen gezappelt hatte. Er stimmte lustig mit ein, gab Schlag auf Schlag zurück, und war so unerschöpflich und zungenfertig, als jemals, in die ganze Lichtstube war mit ihm ein neues, lustigeres Leben gekommen, die Stunden gingen wie im Fluge hin, und die Hausfrau selbst mußte an's Heimgehen mahnen. Da meinte Konrad, man sollte zum Schlusse noch ein Lied singen, man gab im Beifall und schlug eines vor, er war der beste Sänger, Kathrine die fertigste Sängerin in dem Kreise, sie sangen das Lied zusammen, und den Schlußreim wiederholte die Lichtstube im Chor.

Kathrine sang schöner als je, sie und Konrad wetteiferten und überboten sich gegenseitig. Alles rief ihnen Beifall zu, und dem Konrad war's ganz wohl geworden, wieder singen zu können, wenn man auf der Sägmühle auch vor dem Gezächze der Säge Ruhe gehabt hätte, so hatte doch Rösle keine Uebung und kannte keine neuen Lieder, auch war's ein ganz anderes, in der Lichtstube unter Anderen zu singen, als unter den Tannen im stillen Walde.

Als sie nach Hause gingen, schloß Konrad sich an Kathrine an, das war natürlich, sie waren ja Nachbarskinder. Die Aufregung dieses Abends, der heitre Wetteifer des Gesangs, jetzt ihre langentbehrte Nähe in der nächtlichen Stille lösten seine Zunge.

„Man muß Dich in der Lichtstube aufsuchen, wenn man Dich sprechen will!“ sagte er zu Kathrine.

„Der künftige Sägmüller wird mit unser Einem nicht mehr sprechen wollen!“ meinte sie neckend.

„Sey nicht so närrisch,“ erwiderte er, „es hat mich ein Glück getroffen, das hätt' eben so gut einem Andern werden können; deßwegen darf ich mich nicht überheben!“

So scharfblickend er sonst war, so glaubte er dießmal an ihre Aufrichtigkeit, denn sie hatte seine Eitelkeit bestochen. „Sieh',“ fuhr er nun fort, im Eifer, sich selbst und sie zu überreden; „es hat mich schon lange gekränkt, daß Du so fremd thust, wenn man von daheim wegkommt, möchte man im Frieden gehen von Jedermann, besonders von Nachbarskindern, es freut einen dann noch nach vielen

Digitized by Google

Jahren, da man so mit einander aufgewachsen ist, wenn man sich wieder sieht!«

Kathrine klopfte das Herz, doch mit dem Tone ruhiger, nachbarlicher Freundschaft versprach sie, was er verlangte, daß sie nicht mehr fremd thun wollte, und nicht ausweichen, sondern auch zuweilen ein Wörtlein sprechen, wenn man sich gerade sehe.

Am andern Morgen war Konrad gespannt, ob er Kathrine sehen würde. Ihr schelmisches Lächeln, als sie erschien, die paar munteren Worte, die sie hinwarf, beschäftigten ihn den ganzen Morgen über. Abends, als er sie unter der Hausthüre erscheinen sah, war er mit einem Sprung bei ihr, es war eine Dorfneuigkeit zu besprechen, und Kathrinens Bemerkungen darüber waren so scharfsinnig, ein paar eingestreute lustige Einfälle so treffend, daß er sich höchst ungern kostriß, als Kathrine in's Haus zurückkehrte, um ihre Arbeit wieder aufzunehmen.

Die alte Vertraulichkeit war also wieder hergestellt, Konrad war herzlich froh darüber, um so mehr, da er sonst zurückgezogen leben mußte. Auf die Sägmühle kam er jetzt seltener, und die Strenge der Jahreszeit gab Entschuldigungen dafür.

Es fehlte jedoch nicht an Augen im Dorfe, welche das Zusammentreffen am Brunnen, und das allerabendliche Stellbichein unter der Hausthüre bemerkt zu deuten gewußt hätten. Dieselben Beobachter ruhten auch nicht, bis das Rösle auf der Sägmühle durch eine dritte oder vierte Hand davon in Kenntniß gesetzt war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

»Ein Taucher aus Buffalo,« so erzählt der »Detroit Advertiser,« »hat vor Kurzem die Cassette aus dem Meeresgrunde bei Long Point hervorgeholt, die mit dem »Atlantic« daselbst im Jahre 1852 verloren gegangen war. Der Taucher, der 40 Minuten lang unter dem Wasser war, und welcher für die Wahrheit seines Berichts einstehen mag, erzählt nun, im Schiff sey noch Alles in derselben Ordnung, als in dem Augenblicke, als es versank. Als er das Deck betrat, war der erste Gegenstand, den er sah, eine schöne wohlfrisirte Dame, deren Kopf ihm, gleichsam begrüßend, entgegennickte. Sie stand aufrecht, mit einer Hand sich an einem Seile des Takelwerks festhaltend, und um sie herum gruppenweise, wie im ruhigen Schlaf, Freunde, Mütter und Kinder gelagert. Auch alles Andere auf dem Fahrzeuge will er wohlerhalten gefunden haben. Die Cassette, die er aus der Cabine holte, enthielt Geld und Papiere von etwa 36,000 Dollars Werth, von denen nur die ältern Papiere durch das Wasser verdorben waren.«

Das Athenäum enthält Auszüge aus dem bis jetzt noch nicht in Druck erschienenen Tagebuch des Dr. Kane, der darin die Ansicht ausspricht, daß noch mehrere Leute von Sir Franklins Expedition irgendwo in den Polargegenden wahrscheinlich am Leben seyen. Die Mannschaft bestand aus 136 auserlesenen Leuten, Wallfischfängern, Matrosen aus Orkney-Inseln, sämmtlich jungen, harten und an Mühen gewohnten Seefahrern; die Akklimatisirung sey für kräftige Europäer nach seiner Erfahrung nicht schwierig. Dr. Kane glaubt, daß Franklins Mannschaft sich in Abtheilungen trennte, daß die eine oder die andere unter Anleitung von Eskimos ein Jagdrevier auffand, und von Sommer zu Sommer genug Feuerung, Nahrung und Robbenhäute ansammelte, um mehreren Wintern nach einander Trotz zu bieten.

Richard Wagner ist einer Mittheilung aus Zürich in der Allgemeinen Zeitung zufolge seit einem halben Jahre sehr leidend und das ausgesetzte Arbeiten in Verbindung mit mannigfachen Aufregungen, denen seine so leicht erregbare Natur ausgesetzt ist, machten seine Freunde recht besorgt um ihn. Von seinen »Nibelungen« sind die beiden ersten Abende: »Reingold« und »Walküre,« fertig. Zu seiner Erholung und um den dritten Theil seines Riesenwerkes: »Jung Siegfried« ungestörter vollenden zu können, hat sich Richard Wagner für einige Monate in die Nähe Genfs zurückgezogen.

Einer französischen Gesellschaft ist die Erlaubniß zu Errichtung eines großen Bazars von Kunst-, Luxus- und Industrie-Gegenständen auf einem der größten Plätze Moskau's in Verbindung mit einem großartigen Speise- und Kaffeehause ertheilt worden. Das Gebäude wird zeltartig mit Glaswänden und Glasdach erbaut. Die Unternehmer haben die Vergünstigung erhalten, die Waaren, die sie nicht absetzen, gegen Rückvergütung des Zolles wieder über die Gränze zu bringen.

[Die ängstliche Vorsorge.] In dem selbst verfertigten Testamente eines nun verstorbenen Landedelmannes fand sich folgende Stelle: »Mein ehrlicher Schulmeister N. bekommt 120 Gulden für die Begleitung meiner Leiche, aber unter der Bedingung, daß er nicht singt; er macht mir zu viel Schnörkel dazwischen, und die sind mir fatal zu hören.«

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Kiselle Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 181 Mittwoch, 30. Juli 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Und indem er mit hastigeren Schritten im Zimmer auf- und abging, sagte er entschlossen: Ich werde nicht gehorchen! Niemand außer mir kennt bis jetzt diesen Befehl! Ich werde ihn ignoriren! Kaiserin Elisabeth ist mir sehr gnädig, und sie wird es mir verzeihen, daß ich einen Befehl nicht vollführte, der sicherlich nicht ihrem eigenen, edlen und mitleidigen Herzen entsprungen ist!

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und der eintretende Adjutant meldete den Grafen von Lacy.

Das Antlitz Tottlebens nahm einen noch düsterern Ausdruck an, und indem er mit hastigen Schritten dem österreichischen General entgegen schritt, murmelte er leise: Die Bluthunde haben eine Witterung bekommen, und wollen Blut trinken, wie ich merke.

Der Graf Lacy indessen näherte sich ihm mit einem freundlichen und verbindlichen Lächeln, und schien es gar nicht zu gewahren, daß Tottleben diese Hand nicht annahm, welche er ihm mit herzlichem Gruß entgegen streckte. Er sagte nur:

Ich bin gekommen, um Ew. Exzellenz zu fragen, wann es Ihnen beliebt, diese neue Hochzeitsfackeln anzuzünden, welche hier in Berlin den Himmel röthen sollen?

Welche Hochzeitsfackeln? fragte Tottleben erbleichend.

Nun, dieses Münzgebäude und diese Fabriken, sagte Graf Lacy mit lächelnder Gleichgültigkeit. Ich freue mich außerordentlich auf dieses Feuerwerk, welches die Stadt Berlin zur Ehre unserer Gegenwart wird abbrennen müssen.

Zur Schande unserer Gegenwart, wollen Sie sagen! rief Graf Tottleben glühend.

Graf Lacy sah ihn mit einem mitleidigen Achselzucken an. Mein lieber Graf, sagte er dann mit einer schneidenden Kälte, wenn man ein russischer General ist, muß man auch ein russisches Herz haben, und keine deutschen Schwärmereien und Sympathieen mehr darin dulden. Es könnte sonst kommen, daß man Ihren Kopf mit Ihrem Herzen verwechselte, und weil man Ihnen das deutsche Herz nicht nehmen kann, Ihnen den deutschen Kopf entzöge.

General Tottleben trat entsetzt einen Schritt zurück und starrte ihn an.

Graf Lacy fuhr lächelnd und leise flüsternd fort: Ich warne Sie, Exzellenz, vor Ihrer eigenen Milde und Ihrem deutschen Herzen. General Fermore ist mein Freund, und fragt mich oft um die Bedeutung deutscher Worte. Was wollen Sie, wenn ich ihm das Wort Verrätherei auf eine, Ihnen sehr gefährliche Weise erläutere, und wenn diese Erläuterung von Ew. Exzellenz vielleicht in's Sibirische übersetzt werden müßte?

General Fermore ist weder mein Gebieter, noch mein Herr! rief Tottleben stolz.

Aber der Gebieter und Herr Ihrer Gebieterin und Herrin, der erhabenen Kaiserin Elisabeth! Denken Sie daran! — Und nun, Exzellenz, wann werden wir diesen grandiosen Vogel, genannt das Berliner Zeughaus, in die Luft aufflattern sehen?

Mein Gott, Sie wissen dieß? fragte Tottleben erstaunt.

Ich sagte Ihnen ja, daß wir den Russen treue Bundesgenossen sind, und, was ihre Absichten auf Deutschland anbetrifft, keine Geheimnisse vor einander haben! — O, es wird eine lustige Hochzeitsfackel seyn, wenn das preußische Zeughaus in die Luft aufsliegt. Wann werden wir dieß Schauspiel genießen, Exzellenz?

General von Tottleben schwieg und senkte das Haupt seufzend auf seine Brust. Graf Lacy betrachtete ihn mit kaltem, stechendem Blick; Tottleben fühlte diesen Blick und verstand dessen gewichtige Bedeutung. Er wußte, daß seine ganze Zukunft, seine Freiheit, ja vielleicht sogar sein Leben an diesem Moment hing. Er mußte sich daher entscheiden.

In drei Stunden wird dieses Schauspiel stattfinden, Exzellenz, sagte er mit einem erzwungenen Lachen, und das Wehgeheul der guten Berliner wird die Musik dazu machen.

Als der Graf Lacy den General verlassen, ging er noch lange sinnend und in sich gekehrt im Zimmer

Digitized by Google

auf und ab, und Zorn und Mitleid, Furcht und Entsetzen kämpften in seiner Seele.

Er kannte vollkommen die Gefahr, welche ihn bedrohte, er wußte, daß Graf Fermore ihn heimlich als einen gefährlichen Nebenbuhler in der Gunst der Kaiserin haßte, und nur auf eine günstige Gelegenheit lauerte, ihn zu stürzen.

Er mußte sich daher dieser grausamen Nothwendigkeit fügen. Das Berliner Zeughaus mußte geopfert werden.

Aber plötzlich erheiterte sich Tottlebens Gesicht, und ein freudiger Ausdruck flog durch seine Züge.

Er eilte rasch zur Thüre und rief seinen Kammerdiener und Leibeigenen Iwan Petrowitsch.

Iwan, sagte er zu ihm mit der strengen und kalten Ruhe eines Russen, dem sein Leibeigener nichts weiter ist, als eine Sache, über welche er nach Belieben schalten kann, Iwan, ich habe einen Auftrag für Dich, und wenn Du ihn glücklich vollführst, werde ich Deinen Sohn Fedor nicht aufhängen lassen, obwohl ich weiß, daß er, trotz meines Befehls, gestern bei der Plünderung eines Hauses gegenwärtig gewesen ist.

Sprich, mein Herr, was soll ich thun? rief Iwan heftig. Ich will meinen Sohn retten, und wenn es mein Leben kostet!

Es kostet Dein Leben, Iwan!

Ich bin Dein Eigenthum, Herr, und mein Leben gehört Dir! sagte der Leibeigene traurig. Du kannst mich zu jeder Stunde zu Tode peitschen lassen, wenn es Dir beliebt! Sprich also, was ich thun muß, um meinen Sohn zu retten?

Es werden sogleich fünfzig Kosacken nach den Pulvermühlen reiten, um Pulver zu holen. Du wirst sie begleiten.

Das ist Alles, Herr? fragte Iwan verwundert, als Tottleben schwieg.

Der General war immer noch nicht Russe genug. Sein deutsches Herz machte sich immer wieder geltend. Als er den fragenden Blicken Iwan's begegnete, wandte er das Auge ab, — er hatte vergessen, daß er nur zu einem Leibeigenen und nicht zu einem Menschen sprach.

Aber er erinnerte sich jetzt wieder daran.

Du wirst diese Kosacken zu den Pulvermühlen begleiten, sagte ich, und indem Du es thust, wirst Du Deine Pfeife rauchen, und Sorge tragen, daß der Tabak gut brennt und glühender Zunder darauf liegt.

Ich werde rauchen, Herr! sagte Iwan traurig.

Wenn Ihr in der Pulvermühle seyd, und die Kosacken das Pulver aufladen, wirst Du ihnen helfen, und dabei wirst Du Deine Pfeife aus dem Munde fallen lassen.

Eine Pause trat ein. Iwan lehnte blaß und zitternd an der Wand. General Tottleben hatte sich abgewandt, als fürchte er, das bleiche, entsetzte Gesicht seines Leibeigenen anzuschauen.

Wenn Du meinen Befehl nicht vollführst, sagte er endlich, so lasse ich Deinen einzigen Sohn aufhängen, wie er es verdient hat. Wenn Du irgend Jemand, wer es auch sey, von meinem Befehl ein Wort verräthst, so lasse ich Dein Weib zu Tode peitschen! Das ist Alles!

Iwan schüttelte sich, wie im Fieberfrost. Seine Zähne schlugen klappernd auf einander.

Ich werde rauchen, Herr, sagte er endlich mühsam, und ich werde in der Pulvermühle meine Pfeife verlieren. Habe Erbarmen mit meinem Sohne, Herr, und schone meines Weibes!

Ich werde es, Iwan, sagte Tottleben. Ich werde Beiden die Freiheit und eine Pension geben.

Iwan senkte das Haupt, und einen Moment drang ein krampfhaftes Aechzen aus seiner Brust hervor.

Die Zeit drängt, eile Dich also, rief der General mit erzwungener Rauhheit.

Ich gehe, Herr, Du wirst also meinen armen Fedor nicht aufknüpfen, und mein Weib nicht peitschen lassen?

Wenn Du genau und pünktlich meine Befehle vollführst, werde ich für sie sorgen.

Zwei Thränen rannen langsam über Iwan's gebräunte Wangen hin. Ich werde Deine Befehle erfüllen, Herr, ich werde rauchen, und meine Pfeife verlieren. Lebewohl, Herr!

Und er näherte sich mit sklavischer Unterwürfigkeit seinem Herrn, um den Saum seines Kleides zu küssen.

Lebewohl, Herr! Ich danke Dir, denn Du warst mir immer ein guter Herr!

Wie gesagt, der General von Tottleben konnte noch immer sein deutsches Herz nicht in ein russisches umwandeln. Er fühlte sich gerührt von dieser so demuthsvollen und heldenmüthigen Unterwürfigkeit seines Leibeigenen. Er fühlte, daß er ihm einen Trost mitgeben müsse auf seinen unheilvollen Weg.

Iwan, sagte er, Euer Tod wird vielleicht viel hundert Menschen nicht allein Hab und Gut, sondern auch ihr Leben retten.

Iwan küßte ihm leidenschaftlich die dargereichte Hand. Ich danke Dir, Herr, lebe wohl, und denke zuweilen an den armen Iwan! — —

(Fortsetzung folgt.)

Die Sägmühle.

(Fortsetzung.)

Rösle ärgerte sich darüber, daß die Leute dergleichen Dinge glauben mochten. Ihr eigener Glau-

Digitized by Google

ben an Konrad's Treue stand felsenfest, und konnte durch Nichts erschüttert werden. Sie fühlte ja selbst, wie gleichgültig ihr die ganze Welt war außer ihm; warum sollte es bei ihm nicht auch so seyn? Sie hatte ja Alles für ihn hingegeben, wenn er sie betrog, hätte die Welt unter ihren Füßen gewankt.

Dennoch konnte sie am folgenden Sonntag, als sie aus der Kirche, kam, nicht vorübergehen, ohne einen Blick nach der Wohnung der Wittwe zu werfen. Kathrine stand unter der Hausthüre und redete Rösle an; diese konnte nun nicht umhin, einige gleichgültige Worte mit ihr zu wechseln.

„Bist Du so ganz allein?" fragte Kathrine zuletzt; Rösle bejahte. Konrad hatte für seinen Vater einen Gang in die Stadt zu machen, wie sie in seinem Elternhause so eben erfuhr; er konnte sie somit nicht begleiten.

„So begleit' ich Dich ein Stücklein Wegs!" sagte Kathrine, „ich wollte auch gern ein wenig in die Luft gehen, und allein ist's so langweilig!"

Rösle konnte dieß nicht ablehnen, wenn es ihr auch nicht gerade angenehm war, um doch ein Gespräch einzuleiten, fragte sie: ob Kathrine viele Gespielinnen habe?

Da war denn Gelegenheit für Kathrine, ohne daß es weither geholt schien, zu klagen, wie die Leute so böse wären, und wie sie namentlich zwischen Armen und Reichen so viel Unterschied machten, daß man lieber gar nicht mit ihnen umgehen möge.

Rösle konnte nicht umhin, sie zu bedauern; es klang so aufrichtig, so wahr, was Kathrine sagte, daß Rösle selbst sich Vorwürfe über ihren Widerwillen machte.

„Du kannst Dir gar nicht denken, wie die Leute auf dem Dorfe sind," fuhr Kathrine seufzend fort; „da soll man mit unser Einem nicht ein Wörtlein reden dürfen, und wär's nur aus alter Freundschaft, das nicht gleich übel gedeutet wird! Ganz wohl thut's mir, nur einmal wieder mit einem aufrichtigen Gemüth zu reden, wie Du eins hast!" Rösle, gutmüthig und arglos wie sie war, ließ sich recht zu mitleidiger Theilnahme hinreißen; sie konnte sich hineinfühlen, wie weh es thun müsse, wenn man schon arm sey, auch noch deßhalb sich von den Leuten kränken lassen zu müssen; überdieß war sie im Grunde ihres Herzen so froh, auch jeden Schatten einer Ungewißheit über Konrad entfernt zu sehen. Er sprach zuweilen mit der Kathrine, weil sie seine Nachbarin war, aus Gutmüthigkeit und weil er zu leutselig und großmüthig war, um stolz zu thun. In der Herzensfreude und Bewegung hierüber lud Rösle die Kathrine ein, sie auch mit der Kunkel auf der Sägmühle zu besuchen, wenn der Weg gut sey. Neben der Theilnahme, die sie den Armen selbst dadurch beweisen wollte, that ihr es auch wohl, mit einem Mädchen umzugehen, das den Konrad von Jugend auf kannte; ihr Vater war über diesen Gegenstand noch schweigsamer, als über andere Dinge.

Kathrine sagte zu, und kam wirklich in der andern Woche auf einen Nachmittag; dagegen lud sie das Rösle auf den nächsten Tag zu sich ein, wo sie eine Kunkelstube von Schulbekannten treffen würde, die recht erfreut wären, mit dem Rösle einmal wieder zusammen zu seyn.

Ohne Unhöflichkeit konnte Rösle es nicht ausschlagen, übrigens sagte sie gar nicht ungerne zu: die Gelegenheit in's Dorf zu gehen, war ihr ganz erwünscht; sie hatte den Konrad schon seit einer Woche nicht gesehen.

Vergnügt traf sie am andern Tage im Dorfe ein. Von Kathrine und ihrer Mutter wurde sie auf's Höflichste empfangen, und die versammelten Mädchen zeigten sich alle herzlich erfreut, sie zu sehen. Sie erneuerten ihre Schulbekanntschaft, und erzählten einander ihre Schicksale; endlich brachte die Wittwe, um ihren Gast recht zu ehren, gar einen Kaffee, der vollends die Zungen löste, und die Gemüther erwärmte. Rösle, wenn sie auch nicht so viel zu sprechen wußte, wie die Anderen, hörte um so aufmerksamer zu, und fand solch eine Kunkelstube höchst unterhaltend.

Nur den Konrad sah sie nicht, ob sie gleich mit sichtbar wachsender Spannung immer häufiger durch das Fenster blickte, bis eines der Mädchen sie damit „aufzog" und die Vermuthung äußerte, daß der Konrad heute auf dem Lorcher Markt seyn werde. Das war nicht nach den Wünschen des Rösle; doch hoffte sie immer noch, er würde zurückkommen, ehe sie sich auf den Rückweg begebe.

Deßhalb beeilte sie sich nicht aufzubrechen, und ließ sich, als die Anderen sich entfernt hatten, noch von Kathrine aufhalten, welche ihr das Geleit geben wollte, und nur zuvor dem Vieh das Abendfutter reichen mußte. Sie verzog etwas lange hiebei; erst als schon die Dunkelheit eingebrochen war, kam sie in die Stube zurück, mit der Laterne in der Hand, um dem Röschen heimzuleuchten. Als sie endlich auf die Hausschwelle traten, näherte sich ein Bursche und dem Rösle lachte das Herz; es mußte ja doch Konrad seyn, der von ihrem Hierseyn erfahren hatte, und sie heimbegleiten wollte.

Wirklich war es Konrad, der so eben vom Markte zurück kam. „Kathrine wohin so spät? Darf man Dich begleiten?" rief er herüber.

„Ich werde es ja nicht hindern können, wenn Du es einmal willst!" erwiderte sie, „und ohnehin geht's dießmal der Sägmühle zu, Du kannst gleich mit hinübergehen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Am 23. Juli ist in dem Theater der Isarvorstadt zu München Herrn Bacherls berühmtes Stück: „Der Cheruske in Rom“ zweimal aufgeführt worden, jedesmal vor vollem Hause und jedesmal mit großem Beifall. Bacherl ward zehnmal hervorgerufen, viermal bei der ersten und sechsmal bei der zweiten Aufführung; er scheint aber sehr bescheidener Natur zu seyn, denn er leistete dem Rufen anfangs nur ungern Folge, so daß zweimal bei schon erhobenem Vorhange der Dichter von nicht sehr sanften Händen ganz unpoetisch auf die Bühne hinaus und vor das Publikum geschleudert wurde. Da stand er dann vor den profanen Blicken, der deutsche Barde mit den langen Haaren, einem etwas grämlichen saltigen Gesicht, — eine vorgebeugte kurze Gestalt, mit krummen Beinen. Später ward ihm der Ehrengang etwas geläufiger, er trat beherzt heraus und machte auch eine etwas freundlichere Miene dazu. Herr Bacherl, der deutsche Schwärmer, weiß eben auf „Deutsch“ keinen andern Reim, als „Peitsch,“ und gerade von ihm wirkt es komisch, daß auf „Deutschen“ immer „peitschen“ folgt.

An einer gewissen Stelle des Green River, der 200 Meilen unterhalb Louisville im Staat Kentucky in den Ohio fließt, sind die Dampfboote gezwungen, etliche Meilen oberhalb eines Wehres ganz besonders vorsichtig mit dem Feuer zu seyn, zumal bei niedrigem Wasserstande. Es müssen die Oefen geschlossen werden, und Niemand darf mit Fackeln und dergleichen über das Deck gehen, weil sonst sich über dem Fluß ein Feuermeer entzündet. Es sollen schon bei Gelegenheiten, wo diese Vorsichtsmaßregeln unterlassen wurden, Dampfboote in Brand gerathen seyn, indem dieselben völlig in blaue Flammen eingehüllt wurden. Der Boden des Flusses ist nämlich an dieser Stelle stark mit faulem Laub und andern derartigen Gegenständen bedeckt, und die Schaufelräder rühren unter den angegebenen Umständen diesen Schlamm auf, welchem dann ein brennbares Gas entströmt. Sobald sich dasselbe entzündet, müssen die Dampfer still halten, bis das Gas verbrannt ist, um alsdann mit höchster Vorsicht weiter zu fahren, zur Verhinderung einer Wiederentzündung.

In Ludwigslust starb jüngst im 94sten Jahre die Wittwe des Oberstaabsarztes Klose, welche, in Ehrenbreitstein geboren, unter dem Namen Klara Lanius eine gefeierte Sängerin Deutschlands war. Im Jahre 1782 sang sie in einem Konzerte in Mainz vor dem Kurfürsten Emmerich Joseph mit dem damaligen Wunderknaben Andreas Anschütz von Koblenz, dem nachherigen Staatsprokurator und langjährigen verdienten Direktor des hiesigen Musikinstituts, welchem sie noch vor zwei Jahren hier einen Besuch abstattete. Jetzt ruhen Beide in kühler Erde.

Die Dienste, welche die Elektrezität zu leisten vermag, sind noch lange nicht erschöpft. Eine neue Anwendung ist die auf den Fischfang. Es wird nämlich ein elektrisches Kohlenlicht, welches in eine Glaskugel eingeschlossen ist, in das Meer hinabgelassen. Die Fische, denen das Licht behagt, oder die Neugierde treibt, kommen hierauf von allen Seiten angeschwommen. Wenn ihrer nun genug beisammen sind, hat man nur das Netz aufzuziehen, um einen wahrhaft wunderbaren Fischzug zu thun.

In dem großen Konzert am Musikfest zu Genf sang ein Zögling aus dem Blindeninstitut von Lausanne, ein Tenorist, den „Elias“ mit, und zwar mit einer Präzision, die alle ihn umgebenden Choristen mit Staunen erfüllte. Bei diesem interessanten jungen Mann genügt es, ihm ein einziges Mal die Noten vorzulesen, die Pausen und die Worte einer ganzen Partie, wie lang und schwer sie auch sey, herzusagen, er singt sie auf der Stelle. Sein Name ist Delleffert.

Neulich wurden im Theater zu B. Schillers „Räuber“ aufgeführt; als nun im letzten Akte Franz, durch das böse Gewissen vom Lager verscheucht, nach der Verwandlung auf der Scene erschien und sprach: „Ha! wer schleicht mir da nach?“ — trat ein Arbeiter in seiner Schürze vor und entgegnete höflich: „Ich bin es, und suche den Bohrer zur Vorderkoulisse.“

Charade.

Lieblicher Gruß im Ersten ergossen!
Lieblicher Trunk, dem Zweiten entflossen!
Liebliche Maid, dem Ganzen entsprossen!

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ignatz Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 182 Donnerstag, 31. Juli 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Eine Viertelstunde später sah man einen Trupp von fünfzig Kosacken auf ihren schnellfüßigen kleinen Pferden die Friedrichsstraße hinunter jagen. Jeder hatte einen Pulversack neben sich, und wo man sie vorüberreiten sah, flüsterte man einander zu: die reiten nach der Pulvermühle, denn da sie ihr eigenes Pulver verschossen haben, nehmen sie jetzt auf gute Kosackenmanier unser preußisches Pulver!

Ja, sie ritten nach den Pulvermühlen, welche damals, wo Berlin sich an dieser Seite der Friedrichstraße nicht weiter als bis zur Spree erstreckte, und wo zum Beispiel Monbijou noch „ein in der Oranienburger Vorstadt belegenes königliches Lustschloß" war, weit genug entfernt von der Stadt waren, um selbst bei einer möglichen Explosion dieselben nicht zu gefährden.

Dem Offizier der Kosacken zur Seite ritt Iwan, der Leibdiener des Grafen von Tollleben. Er tummelte sein Roß, und war lustig und guter Dinge, wie seine Kameraden, die fröhlichen Söhne der Steppe.

Als sie das Thor erreicht hatten, hielten sie einen Augenblick ihre Pferde an, und überschauten mit einem sichtlichen Behagen diese öde, weite Sandfläche, welche sich vor ihnen ausbreitete.

„Wie schön das ist!" sagte Petrowitsch der Kosackenhetzmann. „Schaut einmal welch' eine herrliche Steppe!"

„Ja, eine so schöne Sandsteppe, wie daheim in unserm schönen Vaterlande!" seufzte einer der Kosacken, indem er leise ein Liedchen seiner Heimath zu brummen begann.

„Das ist die schönste Gegend, welche ich noch in Deutschland gesehen habe!" rief ein anderer. „Es muß eine Lust seyn durch diese Steppe dahin zu jagen!"

„Kommt, laßt uns einen Wettlauf über diese schöne Steppe machen?" sagte ein Vierter. „Und laßt uns ein Lied dazu singen, wie wir's gewohnt sind in unserer Heimath."

„Ja, das wollen wir, das wollen wir!" riefen Alle, indem sie schnell ihre Pferde in einer Linie aufstellten.

„Wartet noch einen Augenblick!" rief Iwan. „Ich kann nicht singen, wie ihr wißt, und für mich gibt es nur noch eine Gefiehte, das ist meine Pfeife. Laßt mich also meine Pfeife anzünden, damit ich rauchen kann."

Er schlug sich mit dem Stahl Feuer an, und setzte den Zunder in Brand, welchen er dann sorgfältig in den Kopf seiner Pfeife legte. Dann that er einige rasche Züge, — Niemand sah seine entsetzten, traurigen Blicke, mit denen er auf diesen glimmenden Zunder und auf seine funkensprühende Pfeife schaute.

„Meine Pfeife brennt! Nun vorwärts, Ihr Jungens, und singt uns ein schönes Lied aus der Heimath."

Und wie sie ansetzten, und dahin jagten über die schöne Berliner Steppe sangen sie in schmetterndem Unisono das Lieblingslied der Kosacken, dieses so traurige, so sanfte Lied: „Schöne Minka, ich muß scheiden."

Wer sah es denn, daß dem armen Iwan die hellen Thränen über die Wangen liefen, während er mit den Andern über die Berliner Steppe jagte, und den Dampf aus seiner Pfeife blies? Wer hörte diese stöhnenden Seufzer, welche er ausstieß, als sie sich mehr und mehr den Pulvermühlen näherten, wer achtete auf diese thränengetränkten Abschiedsworte, welche er leise in sich hinein murmelte, als sein Kameraden sangen:

Schöne Minka, ich muß scheiden,
Ach, Du fühlst nicht dieß Leiden,
Ferne von den schönen Haiden
Fern von Dir zu seyn!
Traurig seh' die Sonn' ich scheinen,
Einsam möchte Nachts ich weinen,
Ohne Dich, allein!

Da, die Pulvermühlen sind erreicht, sie halten ihre Pferde an, und springen aus den Sätteln! —

Digitized by Google

Iwan thut's langsam und zögernd, er hat noch mit seiner Pfeife zu schaffen, er klopft noch den Tabak ein wenig höher auf, damit es lustiger brenne und rauche.

Jetzt ist's gut! die Pfeife brennt! Wie glühende Feueraugen schauen die brennenden Tabaksblätter aus dem Kopfe seiner Pfeife hervor. Iwan steckt sie wieder in den Mund, und bläst große Rauchwolken hervor, indem er sich mit den Kosacken den Pforten der Pulvermühle nähert.

Die russischen Schildwachen vor denselben lassen sie passiren, und heiter lachend und scherzend tragen die Kosacken ihre Säcke in's Haus hinein, um Pulver zu schöpfen zur Sprengung des Zeughauses.

Die Russen haben ja Mangel an Pulver, und wenn sie es gebrauchen wollen, um Berlin zu zerstören, so müssen sie es erst aus der Berliner Pulvermühle holen.

Wie fröhlich sie sind, diese Söhne der Steppe, und wie sorglos! Raucht doch der Iwan ruhig seine Pfeife fort, obwohl sie jetzt in diesem großen Saal stehen, in welchem ein Pulverfaß neben dem andern aufgereiht ist.

Da, jetzt wird eins dieser großen Pulverfässer geöffnet, und lustig und schäkernd beginnen die Kosacken es in ihre Säcke einzuschöpfen.

Was starrst Du so wild, Iwan Petrowitsch? Was rinnt Dir der Schweiß in hellen Tropfen die Stirne hinab? Was zittern Deine Glieder, und was siehst Du Deine Kameraden so trostlos und kummervoll an?

Sie fügen so fröhlich, sie plaudern so lustig, und indem sie es thun, schöpfen sie so flink und behende das Pulver ein!

Iwan bläst immer hellere Wolken aus seiner Pfeife empor. — Jetzt stößt er einen Schrei aus, einen herzzerreißenden, jammervollen Schrei!

Die brennende Pfeife entfällt seinem Munde!

Jetzt ein wildes Geheul, dann ein entsetzlicher, grauenhafter Knall!

Die Erde erbebt, und zittert, als wolle sie sich öffnen, um die Gluthströme eines donnernden Kraters empor zu speien. Der Himmel scheint geschwärzt von diesem furchtbaren Pulverdampf, der weithin die Luft erfüllt, hie und da sieht man einen menschlichen Körper, einzelne zerschmetterte Glieder, Trümmer des aufgeflogenen Gebäudes durch die Luft niederschießen, und die stöhnende und zitternde Erde bedecken.

Aber kein Laut, keine Klage, kein Todesröcheln ertönt mehr.

Es ist Alles vorüber!

Die Pulvermühlen sind in die Luft geflogen, und so weit sie auch von Berlin entfernt sind, so hat man doch überall diese entsetzliche Explosion vernommen, so haben doch in der Friedrichsstraße die Häuser, wie bei einem Erdbeben gezittert, und die Fensterscheiben sind zersprungen.

Und wie sie dem General von Tottleben die Kunde bringen von den aufgeflogenen Pulvermühlen und mit denselben begraben fünfzig Kosacken, verfinstert sich seine Stirn, und er beklagt die armen Kosacken, und seinen armen Leibeigenen Iwan Petrowitsch, — mehr noch beklagt er, daß man jetzt leider verhindert ist, das Zeughaus in die Luft zu sprengen, denn da die Vorräthe in den Pulvermühlen zerstört sind, fehlt es an Pulver zu diesem großartigen Unternehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutsches Herz.

Reiseskizze von **H. C.**

Mancher ist wohl, der erfahren
Hat auf Erden keine Lust;
Keiner, der nicht still bewahren
Wird ein Weh' in seiner Brust.
Rückert.

Ein prachtvoller Morgen begrüßte mich beim Aufstehen, das liebliche Frührothe auf den östlichen Bergen, die hehre Feier der Natur, das muntere Horn des Postillons — Alles stimmte mein Gemüth zum freudenvollen Beginn der Reise. Als der Eilwagen am Bahnhofe angekommen, mußten wir noch eine Stunde warten, bis ein nächster Bahnzug uns weiter beförderte.

Qualvoll erschien mir diese Stunde, ich konnte so zu sagen den Augenblick nicht abwarten, der uns im Fluge nach dem Taunus und den Ufern des Rheines bringen sollte, wo so manche mir theuere Seele weilte. Endlich nach langem Harren hörte man das Dampfroß in wildem Laufe aus den Vorbergen des Spessarts daherschnauben. Ein schrillendes Pfeifen — und der ganze lange Zug zog unter dem Aechzen der Lokomotive im Bahnhofe ein; ich stieg in den Waggon und bald brausten wir eben so schnell an den lieblichen Höhen des Freigerichts, dem »spekulativen« Frankfurt zu. Da mein Reisezeit weiter ging, war mein Aufenthalt daselbst nur kurz. Ich benutzte sogleich den nächsten Zug der Taunusbahn, um einen theuren Freund in Mainz zu besuchen, den ich schon mehrere Jahre nicht gesehen. Mit sehnsüchtigen Blicken betrachtete ich die reizenden Orte und Punkte längs des sagenreichen Taunusgebirges, da mit ihrem Anblicke so manche schöne Erinnerung aus früheren Tagen, während der Ferienzeit, verknüpft war. In Mainz angekommen, suchte ich meinen Freund auf, mit dem ich

Digitized by Google

sodann am Nachmittage einen Ausflug nach Einem der Taunusbäder machte.

Es war mir wirklich ganz wohlig zu Muthe, als ich aus dem Drängen und Treiben am Bahnhofe und in den Straßen der Städte in die Stille des Bades kam, um meinem Innern ein wenig Ruhe zu vergönnen. Obwohl sich ziemlich viele Badgäste eingefunden hatten, so konnte man doch auch die wohlthuende Einsamkeit und das vertrauliche Stillleben genießen.

In den größeren Handelsstädten geht es bei dem materiellen Streben unseres Zeitgeistes wie der junge Nordamerikaner Bayard Taylor in seiner „Reise nach Centralafrika“ von Amerika spricht: „Wir leben zu rasch und arbeiten zu viel.“ Die Meisten jener materiellen Spekulanten wissen nicht einmal, was Ruhe ist. Ihnen ergeht es, wie den Wilden im Urwalde, denen ihren mit dem Wallen und Brausen der Waldwasserfluthen ins Unbestimmte zerfließen.

Am Arme meines Freundes ging ich in den verschiedenen Laubgängen der Anlagen spazieren; die widersprechendsten Physiognomien eilten an uns vorüber, die meisten Gäste aber trugen die Farbe des Leidens und der Krankheit. Hier begegnete uns auch eine bekannte diplomatische Größe, deren Name vor noch nicht langer Zeit ein ganzes Land zittern machte. Ich konnte auch nicht einen Funken von Gutmüthigkeit in diesen scharfgezeichneten Gesichtszügen bemerken; ein unstätes Auge, das allerdings bei höchster Aufregung des Innern einen Schuldbewußten zu Boden schmettern konnte, war Alles, was ich an dieser Persönlichkeit bewunderte — „Paravant terrebantque“ wie Tacitus von den römischen Imperatoren sagt. —

Wir gelangten jetzt zum Kursaal, wo eine ganz tüchtig eingeschulte Musik täglich zum Vergnügen der Badewelt ihre Pièçen vorträgt. Eine große Menschenmenge bewegte sich hier bunt durch einander, man konnte das Badleben in nächster Nähe studiren. Wahrscheinlich hatten sich auch viele Gäste benachbarter Bäder auf ihren Exkursionen hier eingefunden, denn eine solche Anzahl gehörte unmöglich dem Bade selbst. Mir wurde es bald in diesem Gedränge ganz schwül ums Herz, weßhalb wir uns denn auch an einem etwas entlegenen, einsamen Plätzchen auf eine Steinbank niederließen und dort die Frische der freien Natur und die oftmals anziehenden Musikstöne genossen.

„Was ist doch ein Menschenleben!“ sagte mein Freund zu mir, „was ist des Menschen Glück!“ — wirklich, wie Lenau singt, ein kaum gegrüßter, verlorner Augenblick. Betrachte nur alle diese Menschen, die Leidenden tragen das Zeichen an sich, daß die Welt nicht glücklich macht und die Gesunden und Fröhlichen, sie repräsentiren nur zu oft jene Klasse von Menschen, denen nach allem Genusse die Leere und Unzufriedenheit des Geistes und Herzens aus den Augen leuchtet. Wie Mancher, der früher die weisen Lehren der Moral und der Vernunft verspottet, wandelt jetzt sieh am Körper und Geist, die Wüste in Herzen, unter dem Schatten der Bäume umher und sucht Heilung von den Quellen dieser Berge, von den Gaben der Natur, deren lautmahnende Stimme er früher nicht gehört? Wie Mancher dieser Touristen mit lachenden Mienen und geist- und herzlosen Gesichtszügen, die auf Gottes weiter Welt herumbummeln und überall das Opfer ihrer Laster finden, wird nach wenigen Jahren als Krankler seine kurze Lebenszeit hier noch hinschleppen wollen. Allein so sind die Menschen, die besten Seelen sind oftmals nur für den Augenblick im Besitze einer gesunden Logik; sie machen Pläne, versprechen die vernünftigsten Handlungen, fassen die schönsten Grundsätze, allein der nächste Augenblick lehrt, daß Alles nur leere Versprechungen und Träumereien gewesen. Deßhalb kann man sich in unseren Tagen auch auf Niemand mehr verlassen, ein Augenblick drängt den andern und eben deßwegen ist man nicht sicher, ob nicht der nächste Augenblick eine Sinnesänderung bringt. Charakterstärke und offene Entschiedenheit, das sind die „seltenen Vögel“ unserer Gegenwart, wozu noch kommt, daß bei allen Fragen Herz und Gemüth eine untergeordnete Stelle einnehmen. Ohne mit den mittelalterlichen Zuständen zu sympathisiren muß man doch jene Kulturperiode insoferne loben, als dieselbe wenigstens innere Harmonie besaß, was unseren Tagen fehlt und wenn Herr Heine in seinem Testament sagt, er sey, wenn er von heiligen Dingen, von guten Sitten und Moral respektlos gesprochen, weil mehr von dem Zeitgeiste fortgerissen worden, als von dem eigenen Triebe, so hat er sicher wahr gesprochen.

„Mit welchem Seelengenuß las ich schon oftmals jene himmlischklingenden Worte der Kirchenväter, wenn sie am Ufer des Meeres weilend die rollenden Wogen mit den jungen Christen betrachteten, wie sie voll süßer Wehmuth ihre Jünger auf die Unendlichkeit und unbegränzte Liebe Gottes nach dem Bilde der unabsehbaren Meeresfläche aufmerksam machten: „pontum aspectabant fluctus“ wie Justin sagt.

„In diesen drei Worten liegt mehr Poesie, als in bändereichen Ausgaben unserer modernen Dichter. Diese Gottahnung ist das beseligende Glück, sich als Genossen des Geistes zu fühlen und Theil zu haben am Ewigen.“

Ich hatte meinem Freunde seither aufmerksam zugehört und malte mir die Welt mit den prächtigsten Farben, die mir meine Ideale schaffen konnten, da vernahm ich plötzlich wieder die Töne der Musik, es war die Melodie eines mir wohlbekannten Liedes:

Digitized by Google

„Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden.“

Es kam mir vor, als sprächen die Töne diese Worte aus, so deutlich drangen sie in mein Ohr. Ein Meer von Gefühlen und Empfindungen wogte in meinem Busen auf und nieder, Erinnerungen aus jenen schönen Tagen, wo die silberhellen Frühlingswölkchen der Jugend am blauen Himmel der Phantasie aufstiegen, die aber die Stürme der rauhen Wirklichkeit schon längst verscheucht, wurden in mir wach. So manche Täuschung war vorüber gezogen, seitdem ich dieses Lied zum Letztenmal gehört, so mancher Schmerz, so manche Thräne hatte mich von der Wahrheit dieser Sprache überzeugt. Ich glaubte früher nicht an die Worte Uhlands:

„Wohl geht der Jugend Sehnen
Nach manchem schönen Traum,
Mit Ungestüm und Thränen
Stürmt sie den Sternenraum.
Der Himmel hört ihr Flehen,
Und lächelt gnädig: nein!
Und läßt vorüber gehen
Den Wunsch zusammt der Pein.“ —

jetzt erst, nachdem ich so Manches selbst empfunden, verstand ich den Dichter. Ganz in mich selbst versunken, erwachte ich aus meinen Träumereien, als mein Freund, der meine Gedanken wohl errathen mochte, mich zum Aufbruche mahnte und sein Gespräch fortsetzte.

„Was hängst Du Truggebilden nach,“ philosophirte er, „die man nie erfassen kann. Der Mensch muß eben Täuschungen erfahren, sonst wüßte er nicht, daß er Mensch ist. Man muß kämpfen und ringen, um stark zu werden und nur aus dem Schmelzofen des Schicksals und des Unglücks geht eine geläuterte, edle Seele hervor. Der Mittelmäßigkeit gehörte von jeher die Welt und ihre Genüsse und den Geistern, welche die Zierde und der Ruhm der Menschheit sind, fiel als Erbe Arbeit, Schmerz und Elend zu. Wie manche Seele verkommt in unserer gemüthlosen Zeit, die die Herzen bricht wie Glasscherben und Menschenglück niedertritt wie Gewürm! Wie mancher Geist trägt sein Weh sprachlos zum Grabe, weil er längst darauf verzichten mußte, Theilnahme und Verständniß zu finden.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Von Sir John Bowring wird in nächster Zeit ein Werk erscheinen, welches die Geschichte, den gegenwärtigen Zustand, so wie die Zukunft von Hong Kong, mit besonderer Rücksicht auch auf die chinesische Bevölkerung, ihre Religion, Sitten, Aberglauben und soziales Leben behandeln soll. Vor 1841, in welchem Jahre die Insel an England abgetreten ward, bestand die Bevölkerung hauptsächlich aus Fischern, die nebenbei auch Seeraub trieben; sie war aber nur spärlich und maß an der südlichen Küste. Jetzt leben dort 72,000 Chinesen. Die Kolonie, welche Jahre lang 20— 40,000 L. jährlichen Zuschuß vom Parlament bewilligt erhielt, hat jetzt bereits Ueberschuß aufzuweisen. Die im Jahre 1855 hier eingelaufenen Schiffe hielten zusammen etwa 600,000 Tons.

Aus Gent schreibt man, daß Herr Bauwens, Architekt der Stadt Mecheln, nach vielen Jahren der Studien und Versuche das Schlußsiegel auf eine Erfindung gedrückt habe, die von immenser Tragweite seyn würde. Derselbe habe nämlich eine Dampfmaschine erfunden, die, auf die Marine und die Eisenbahnen angewendet, nach aller Wahrscheinlichkeit eine Ersparniß von 90 Prozent auf die gegenwärtig nothwendige Quantität des Brennmaterials ergebe. Auch in Fabriken und in Werkstätten könne die Erfindung in angemessenem Verhältniß ihre Anwendung finden. Das nach den Planen des Erfinders konstruirte Modell wird in Gent während der dortigen Feste ausgestellt werden.

[Eine Biene als Arzt.] In Marktsteft ist eine Biene so zu sagen Doktor der Medizin geworden. Der Bienenvater wurde von ihr am Augendeckel nächst der Schläfe gestochen, schlug ohne Linderung Erde und Wasser auf und fiel endlich in tiefen Schlaf. Als er aufwachte, schlug die Thurmuhr, er horchte verwundert auf und zählte die Schläge; richtig, die Uhr schlug und der Bienenstich hatte ihm sein Gehör wieder gegeben, das er vor zwei Jahren nach einer Erkältung verloren hatte. Der Bienenvater ist nun blos neugierig, welche gelehrte Gesellschaft die Frau Doktorin Biene zu ihrem Mitglied ernennen wird.

Auf dem Gotthard ist in der Nacht vom 9. auf den 10. Juli Schnee gefallen, am 11. Morgens 6 Uhr zeigte das Thermometer 4½ Grad Kälte, um 8 Uhr waren die Fenster des Hospitiums noch mit Eisblumen bedeckt, wie im Winter. Am 15. Juli stieg dann die Wärme Mittags 1½ Uhr auf 22 Grad.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 183 Freitag, 1. August 1856.

Die Sägmühle.

(Fortsetzung.)

„Das fehlte mir gerade!" lachte in toller Markt- und Weinlaune Konrad; „in die Sägmühle kann man meinethalb an einem langweiligen Sonntagsabend gehen, aber nicht wenn man zu Markt gewesen ist! Ich wollt', Du wärest drunten gewesen, Kathrine, da könnt man die Einöde vergessen; aber so wie es jetzt steht, weiß man nicht, was einem langweiliger ist, die Sägmühle, oder des Sägmüllers Mädel!"

Mit diesen Worten trat er näher, Kathrine drehte die Laterne, so daß ein heller Strahl auf das Rösle fiel, das bisher im Schatten der Thüre gestanden war. Er erstarrte, wie sie selbst, und keines sprach ein Wort; von des Rösle's Anwesenheit hatte Konrad nichts geahnt. Jetzt hätte er die Nacht dunkler machen mögen, als sie schon war; selbst Kathrine hielt die Laterne von sich ab, um nicht den Triumph zu verrathen, der in ihren Augen flammte. Nur dem Rösle war's Nacht genug, Nacht im Herzen und Nacht im Auge, Nacht, für die es keinen Tag und keine Sonne mehr gab.

Erst nach einer Weile faßte sich Konrad, um das Rösle zu grüßen. Er bot ihr seine Begleitung an, sie wies dieselbe ab, ohne Zorn, ohne Schmerz, ohne irgend eine Bewegung in der Stimme, aber mit einer Starrheit, die ihm das Herz eisig durchdrang; so schnell er sonst sich zu helfen wußte, so hatte er hier nicht den Muth, ihr wider Willen zu folgen. Er blickte ihr verwirrt und bestürzt nach. Kathrine, die sich jetzt überflüssig sah, war von selbst in ihr Haus zurückgekehrt.

Von der dunklen Nacht, von der bittern Kälte, von der schaurigen Einsamkeit im Walde empfand Rösle auf ihrem Heimweg nichts — in ihr selbst war es dunkler, kälter, verödeter. Spät erst kam sie heim, dichte Schneeflocken im Haare und auf dem Kleid, sie mußte sich unterwegs aufgehalten haben, aber sie gab zu Haus auf keine Frage eine Antwort.

„Was mag sie haben?" fragte des Sägmüllers betroffener Blick. Die alte Magd aber schüttelte vielsagend und bedeutungsvoll den Kopf.

Am andern Tag ging der Jammer an, sie stand auf zur gewöhnten Zeit, und kleidete sich an, aber sie bekümmerte weiter sich um nichts mehr, sie nahm keine Arbeit auf, sie antwortete den Fragen nur mit starrem, irrsinnigem Blicke. Von Zeit zu Zeit brach sie in die einzige Worte aus: „Es ist aus! Alles ist aus!"

Daß Gott erbarm'! Des Sägmüllers einziges Kind war irrsinnig geworden. Der Schlag war stark genug, um den stillen, ruhelebenden Mann völlig niederzuschmettern; da saß er und starrte die Tochter an, so unbeweglich, so geistesgestört saß, als sie selbst. Nur die Magd, die alte, im Hause eingebürgerte Person, brach in lauten, verzweiflungsvollen Jammer aus; sie hatte sich gleich nichts Gutes gedacht, als Rösle zu der Wittwe sich hatte einladen lassen; solchen Leuten sich in die Gewalt begeben, hieß ja Gott versuchen. Da sah man's nun offenbar, daß sie etwas „Böses" bekommen hatte.

Gegen Abend erschien Konrad auf der Sägmühle. Nachdem er seinen Leichtsinn, den Markt und Kathrine tausendmal verwünscht hatte, fand er nichts Besseres zu thun, als zu kommen und Abbitte zu leisten. Es war am Ende ja nur ein Wort gewesen; er schob es auf den Markt und den Wein, nahm ihre Thränen geduldig hin, liebkoste und betheuerte; er wußte, wie das Rösle mit ganzer Seele an ihm hing, er kannte überhaupt die Mädchen nicht erst seit heute!

Er kannte die Mädchen vom Dorfe, und diese wußten allerdings aus eigener Erfahrung, daß man's mit Einem Wort nicht so genau nehmen dürfe. Ein Wort ist kein Pfeil, und eine Hand wäscht die andere. — Aber das Rösle von der Sägmühle kannte er doch nicht genug; gerade weil ihr ganzes Herz an ihm hing, war ihr ganzes Herz mit Einem Wort zertrümmert worden.

Sie schien auf Konrad zu warten, denn seit der Abend sich näherte, hatte sie beinahe keinen Blick vom Fenster verwandt. Als sie ihn aber kommen sah, lief sie hinweg, und verriegelte ihre Kammer. Keine Bitte, keine Ermahnung, kein Versprechen

Digitized by Google

konnte sie bewegen, zu öffnen; statt dessen hörte man sie nur bitterlich schluchzen und weinen. „Es ist ganz offenbar, daß sie bei der Kathrine etwas Böses bekommen hat, das muß ein Kind einsehen! Solche Leute machen immer, daß man gerade die Liebsten nicht mehr leiden kann!“ rief händeringend die alte Magd. Konrad widersprach ihr nicht, er kehrte nach Hause zurück, zerstört von Schmerz und Gewissensqualen.

Schnell hatte die Nachricht von Rösle's Unglück sich im Dorfe verbreitet, man fand es unwidersprechlich, daß es mit dem Kaffee in Kathrinin's Haus nicht „mit richtigen Dingen“ zugegangen sey.

Der Sägmüller machte sich auf und ging zu allen Schäfern weit umher; sogar bei dem berühmten Scharfrichter zu W. sprach er ein. Er brachte Pulver und sympathetische Mittel nach Haus, und zu W. erhielt er den Bescheid, man solle auf das Mädchen wohl Acht haben; am ersten Mai, so sie ihn ohne Unfall erlebe, solle man wieder kommen und ein letztes Mittel holen, sie werde dann genesen.

Man hielt den Rath wohl in Acht, doch war es nicht schwer, das Rösle zu bewachen; sie zeigte sich immer still und geduldig, sich ein Leid anzuthun, machte sie niemals Miene. Nur wenn Konrad in das Haus kam, gerieth sie in heftige Aufregung, und lief davon; auf die Bitten der Magd blieb er endlich weg; der Sägmüller sprach nichts dazu, aber in seinem Blicke lag so endloses Elend, daß Konrad schauderte, und die Mühle nicht mehr betrat. Doch lassen konnte er darum vom Rösle nicht, er war innerlich wie umgewandelt. Vor Kathrine empfand er einen Widerwillen, der an Abscheu gränzte; ihre kecken Blicke und ihre fertige Zunge widerten ihn an. Als er sie nach dem Unglück zum ersten Mal wieder am Brunnen traf, trieb er, ohne zu grüßen, sein Vieh vorüber zur nächsten Gasse. Sie merkte sich's, und begegnete ihm nicht mehr. Dagegen begleitete das Bild des Rösle's ihn, wo er ging und stand; es war ihm leer und öde mitten im Gedränge des Dorfes, ihm fehlte das treue, liebreiche Herz, die Augen mit dem stillen, wunderbar tiefen Blick. In sich gekehrt und verstört ging er umher, jetzt seinem Schwiegervater, dem Sägmüller, gleich, mit dem er in früheren Tagen so wenig gemein gehabt hatte.

(Schluß folgt.)

Ein deutsches Herz.

(Fortsetzung.)

Unser Weg wurde menschenleer und einsam, ein Thor öffnete sich vor unsern Augen und wir traten in einen Kirchhof. Die kunstvoll und reich gearbeiteten Grabsteine bewiesen, daß bei manchem Badgaste der Tod doch Sieger geblieben.

Viele Menschen empfinden ein gewisses Grauen, an einen Kirchhof oder an Gräber zu denken, besonders dann, wenn die Lichtseite des Lebens in ihren Augen sich abspiegelt. Ich muß offen gestehen, daß bei den freudigsten Erregungen einzelne Blicke und Betrachtungen über das Ende des Erdenlebens mir immer als ganz harmonische Gedankenkonstruktionen vorkamen, da ich immer wieder jene griechische Weisheit: „Lerne Dich selbst kennen,“ am leichtesten begriff. Doch keine Reflexionen weiter. Ein frisch aufgeworfener Grabhügel, mit Blumen umkränzt, sprach uns besonders an; ein vornehmer Herr, eine schwarz gekleidete Dame und zwei Knaben standen an demselben; neben ihnen kniete ein etwas ältlich aussehender Mann auf dem weichen Rasen, die Hände gefaltet und Thränen auf den Wangen.

Ich glaube, daß jedes Gemüth, welches empfänglich ist für das Glück, auch empfänglich ist für das Unglück. Ich konnte unmöglich diese Gruppe betrachten ohne Schmerz und Mitgefühl, allein ich wagte nicht, dieses stumme Leiden zu unterbrechen. Wir beschäftigten uns daher mit dem Lesen der Inschriften auf einzelnen Leichensteinen und näherten uns erst, als die seitherigen Besucher sich entfernt hatten. Wohl sahen wir jetzt die frische Erde, allein kein Monument sagte uns, wessen Hülle hier ruhe, und die kleinen Erdschollen waren sprachlos. Auf dem Rückwege fragten wir den Todtengräber, der eben wieder mit heiterer Miene in seiner Arbeit begriffen war, nach dem Verstorbenen.

„Heute Früh haben wir ihn begraben,“ entgegnete dieser, „wie er heißt, weiß ich nicht; er war nicht lange hier und wohnte neben dem ersten Gasthaus rechts an der Straße von hier aus, mehr kann ich nicht sagen.“

Gedankenvoll gingen wir die Straße entlang nach der beschriebenen Restauration, wo wir zum Glücke nur wenige Gäste in schattigen Lauben erblickten. Nach einiger Erfrischung setzten wir bei dem Besitzer des Gasthauses unsere Forschungen fort.

„Ich kann Ihnen auch nicht besonders viel Aufschluß über diese Persönlichkeit ertheilen,“ war die Antwort, „der Herr wohnte allerdings mit gegenüber, allein entweder ging er spazieren oder er blieb zu Hause, weshalb ich auch nicht viel mit ihm verkehrte. Doch sprechen alle Badgäste, die mich besuchen, mit Achtung und Theilnahme von dem Dahingeschiedenen. Den andere Herr, der mit seiner Familie ebenfalls in dem Hause wohnt, kostet öfter meine Weine.“

Während dieses Gespräches trat der Eine jener Männer, die wir auf dem Kirchhofe beobachtet, in

Digitized by Google

unseren Laube, stellte seinen Hut auf einen Stuhl und setzte sich an unseren Tisch. Nachdem er den Schweiß von der Stirne getrocknet, unterbrach er, gegen uns gewendet, das Schweigen: „Wenn ich nicht irre,“ sprach er, „so sahen wir uns vor ungefähr einer Stunde schon einmal. Es war jener Gang nach dem Kirchhofe, für mich ein sehr schwerer Gang, schwerer denn heute Früh, als ich der Leiche des armen Menschen folgte. Mein eigenes Kind dürfte sterben, ich würde nicht so viel empfinden, als ich bei dem Tode dieses jungen Mannes fühle. Ich bin erst sechs Wochen mit meiner Familie hier und doch haben wir Alle dieses junge, gute Blut so lieb gewonnen, daß es uns seit drei Tagen immer vorkommt, als fehle ein Glied unserer Familie.“

Da durch diese Worte unsere Neugierde noch mehr gesteigert wurde, baten wir unseren Tischgenossen, noch mehr von seinem Freunde zu erzählen.

„Vor ungefähr sechs Wochen,“ begann derselbe, „kam ich mit meiner Familie dahier an und bezog auch zugleich mein gegenwärtiges Logis. Von meinem Miethherrn erfuhr ich nur so viel, daß noch ein Badgast mit uns unter einem Dache wohne. Näheres nicht. Am dritten Abende, als ich mit den Meinigen, von einem Ausfluge nach den benachbarten Höhen, nach Hause kam, wechselte ich die Kleider, und genoß am Fenster, das auf einen Garten schaut, die Abendkühle. Plötzlich vernehme ich einige volltönende Akkorde eines Saiteninstrumentes, die einzelnen Cadenzen ließen große Fertigkeit vermuthen. Verschiedene Durarten folgten schnell aufeinander, bis der unbekannte Virtuos zu den wehmüthigsten Molltönen überging. Noch nie empfand ich die hörbare Sprache der Seele so laut, wie damals. Es lag so etwas Eigenes in diesen Tonarten, in einzelnen Partheien, eine Sehnsucht, eine Wehmuth, ein Schmerz, wie sie in dem Stabat mater von Pergolese vorkommen. Nach wenigen Minuten verstummten die Saiten wieder, mir als leidenschaftlicher Musikfreund erging es, wie jenem Fischer von Göthe:

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin.“

Ich beugte mich über das Fenstergesimse und wartete, ob ich nicht etwa die Gestalt meines mir jetzt theuer gewordenen Hausgenossen, der Parterre wohnte, beobachten konnte. Wie ich mir die Persönlichkeit in meiner Phantasie ausmalte, so war es auch: eine mittlere, pagere Gestalt, blondes Haar, einen schönen Bart, ausdrucksvolle, jedoch leidende Gesichtszüge und ein Auge, in dessen Blick eine ganze Welt von Hingebung und eines zerrissenen Herzens lag.

Am nächsten Tage suchte ich in der Hausflur mit dem Unbekannten zusammen zu treffen, was auch sogleich eine Einladung zur Folge hatte, ihn öfter zu besuchen. Nachdem ich meine Gattin und zwei Kinder vorgestellt, betrat ich sein Zimmer, in welchem sogleich eine kunstvoll gearbeitete Cither meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm; es war dieses das Instrument, dessen Töne gestern Abends so seelenvoll klangen. Auf einem Tische, nächst dem Fenster, lag ein Melodienbuch aufgeschlagen, und auf dem ersten Blatte desselben waren im feinsten Kolorit eine Rose und einige „Vergißmeinnicht“ gemalt, so naturgetreu und frisch, wie wenn sie eben erst gepflückt wären.

Als ich mich meinem neuen Freunde als Dilettanten in der Musik zu erkennen gegeben, drückte er mir die Hand und versprach auf meine Bitten, aus seiner Sammlung einige Stücke vorzutragen. Beim ersten Klang der Saiten konnte man den Meister auf seinem Instrumente erkennen, es waren lauter lustige, lebensfrohe Weisen, und auch nicht ein Akkord von gestern Abends zu hören. Es war mir selbst lieb, meinen Freund in so heiterer Stimmung versetzt zu sehen, denn ich merkte sogleich an dem langsamen, oft schweren Athmen, an der kalten, bleichen Haut, dem zögernden Schritte und der matten Sprache desselben, daß wohl eine Rettung nicht mehr zu hoffen sey. Seit jener Stunde war ich ein Busenfreund des Verblichenen geworden, jeden Tag verweilte er längere Zeit in meinem Familienkreise, meine Kinder wurden seine vertrauten Lieblinge, ich besuchte ihn in seinem Zimmer: Kurz es entwickelte sich ein Verhältniß, das wirklich den Namen eines freundschaftlichen verdient. Jeden Abend hörten wir das Citherspiel von unserem Zimmer aus, und am Schlusse immer wieder jene weichen Molltöne, die ich am ersten Abende vernommen. Manchmal sprach ich mit meiner Gattin, daß wohl ein unbekannter Schmerz an dem Leben unseres Freundes nage, allein in das Innere des Theuren war ich noch nicht gedrungen.

Eines Tages lud er mich zu einer Parthie nach dem Attkönig auf den folgenden Tag ein, was ich mit Freuden annahm.

Der Verabredung gemäß machten wir uns also früh auf, und gelangten gegen Mittag auf den vorgesetzten Punkt. Wir waren Beide müde, das Essen schmeckte uns, und ich hoffte für meinen Freund, der eine ganz gute Laune seither bewiesen, eine bessere Zukunft. Auf einer rasigen, schattigen Stelle nahmen wir Platz und hatten nun das ganze Panorama vom Spitzort und dem Ochenwald, bis zur Bergstraße und dem Rheingau vor uns. Die Perspektive war zauberhaft. Mit Entzücken sah ich die Blicke meines Begleiters in die Ferne schweifen und auf einzelnen Punkten ruhen. In Betrachtungen versunken waren wir Beide stumm.

„Jetzt sehe ich wieder jene duftigen, süßen Berge,“ rief plötzlich mein Freund, „wie ich sie früher in

Digitized by Google

München gegrüßt! jene Berge, wo die Luft so rein, der Himmel so blau und die Herzen so gut sind. — Thränen brachen aus seinen Augen hervor, er hüllte das Antlitz in sein Sacktuch und schwieg. Die innerste Fiber meines Herzens erzitterte, ein Dolchstoß hätte mein Inneres nicht mehr verwunden können. Im ersten Augenblick wagte ich nicht, denselben in seinem Schmerz zu unterbrechen, später aber suchte ich das Gespräch auf andere, zerstreuende Gegenstände zu lenken.

„Nein, Freund," fuhr mein Begleiter fort, „bleiben wir bei diesem Thema, das ich angestimmt; ich fühle mich wieder leichter, wenn ich Alles gesagt, und Sie als Freund, werden Theil nehmen an meinem Schicksale und an meinen Leiden. Ich habe schon Vieles, Vieles erlebt; werden Sie einmal meine ganze Leidensgeschichte wissen, dann nennen Sie mich auch nicht schwach, wenn ich unter der Wucht der Schicksalsschläge zusammen sinke.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Da die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten nahe ist, dürfte es nicht überflüssig seyn, einige Andeutungen über die Zusammensetzung des Wahlkollegiums zu machen. Die Präsidentschaftskandidaten werden nicht direkt durch das Volk gewählt, sondern jeder Staat wählt so viel Wahlmänner, als es in den beiden Häusern des Kongresses Mitglieder hat, und diese bilden das Kollegium, welches den Präsidenten und Vizepräsidenten wählt. Dem Scheine nach bilden diese Wahlmänner eine berathende Körperschaft, um ihre Wahl auf einen der anerkannten Staatsmänner im Lande zu lenken, faktisch aber wählen die verschiedenen Parteien ihren Kandidaten und solche Wahlmänner, von denen sie wissen, daß sie diesen Kandidaten unterstützen. Somit ist die Kandidatenwahl am Ende doch nichts Anderes als eine direkte vom Volke ausgehende. Die Wahlmänner eines jeden Staates kommen in der Hauptstadt desselben an einem bestimmten Tage zusammen, treffen die Wahl und händigen das Ergebniß dem Sprecher des Repräsentantenhauses in Washington ein. Dort werden in Gegenwart beider Häuser die Wahlzettel geöffnet. Das Wahlmännerkollegium besteht gegenwärtig aus 296 Stimmenden, die sich folgendermaßen vertheilen: 16 freie Staaten (176) und 15 Sklavenstaaten (120 Stimmen). Zur gültigen Wahl sind von diesen 296 Stimmen 146 erforderlich. Wären nun alle freien Staaten für Fremont, sämmtliche Sklavenstaaten für Buchanan, so wäre die Wahl des ersteren mit einer Majorität von 56 Stimmen gesichert. Aber in mehreren freien Staaten, zumal in Kalifornien, Pennsylvanien, New-Jersey, Indiana, Delaware, Maryland und Kentucky ist die Wahl Fremonts nichts weniger als verbürgt. Viele Stimmen in diesen zweifelhaften Staaten fallen vielleicht Fillmore zu, und so kann es wieder kommen, daß keiner der Kandidaten die erforderliche Stimmenmehrheit erhält. In einem solchen Falle wird die Wahl dem Repräsentantenhause übertragen und in diesem gibt dann jeder Staat seine Stimme für sich ab.

[Auch eine gute Falle.] Schon Mancher klagte, daß seine Holz- und Kohlen-Vorräthe von guten Mitbewohnern des Hauses unbefugt in Anspruch genommen würden, in welchem Falle das Mittel eines in Arras wohnhaften höheren Kavallerie-Offiziers ganz probat zur Entdeckung ist. Derselbe ward von seinem Bedienten benachrichtigt, daß seine Kohlen sich außergewöhnlich verringerten, und von demselben zugleich auf den muthmaßlichen Dieb, eine dasselbe Haus bewohnende Dame, aufmerksam gemacht. Der Offizier nahm ein Kohlenstück, praktizirte in dasselbe eine mit etwas Pulver gefüllte Büchse, und legte solches auf seine übrigen Kohlen. Schon des andern Tages in der Mittagsstunde geschah ein heftiger Knall in dem Zimmer der Frau X., durch seine Explosion wurden die Scheiben, Porzellane und Gläser zertrümmert, und die Dame brach in lautes Klaggeschrei aus. Als Frau X. sagte, sie werde ihren Kohlenhändler für den Schaden verantwortlich machen und wirklich zu diesem ging, verfügte sich der Offizier ebenfalls dahin und unterbrach die Vorwürfe der sprachseligen Frau mit den Worten: „Madame, der Kaufmann ist unschuldig an dieser Sache: ich habe das Pulver in meine Kohlen gethan, um den Dieb derselben kennen zu lernen. Hat dieses Mittel mehr den Vortheil, Ihnen zu gefallen, so können Sie mich verklagen." Die Dame wurde purpurroth und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen.

Palindrom.

Lächelt das Wort mit lieblichem Blick, so klopfet das Herz Dir;
Rückwärts haß Du's als Kind sanftmuth umfaßt und geliebt.

Redakteur Gustav Rasser.
Druck u. Verlag der Liesle Weitzel'schen Buchdruckerey.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 184 Samstag, 2. August 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

XXV.

Johann Gozkowsky.

Während Berlin zitternd und jammernd jeden neuen Morgen kommen sah, und in muthloser Verzagtheit jede Kraft der Selbsthülfe verloren zu haben schien, gab es Einen Mann, der unverzagt und unbeirrt, mit dem freudigen Muth einer edlen Seele sich der Gefahr, der Sorge und Bedrängniß entgegenstürzte, nur das Eine große Ziel vor Augen habend: nur bedacht, Andern hülfreich zu seyn, so viel er vermochte, und neues Unglück, neue Sorge und Angst abzuwenden von den so vielfach belasteten Einwohnern Berlins.

Dieser einzige Mann, zu welchem ganz Berlin in diesen Tagen der Bedrängniß, wie zu einem hülfreichen Engel empor schaute, zu welchem die Armen beteten, die Reichen mit ihren Schätzen flüchteten, bei dem die Verfolgten eine Freistadt und die Hungerigen Obdach und Nahrung fanden, dieser Eine Mann war Johann Gozkowsky, der Kaufmann von Berlin.

Für ihn gab es keine Ruhe und Rast, für ihn gab es selbst keinen Schmerz und keinen Kummer, und wie er seine Thränen um sein Kind in sein Herz zurück gedrängt, und seine Vaterschmerzen mit der Kraft seines Willens bewältigt hatte, erinnerte er sich nur noch, daß er zu der heiligen Pflicht berufen sey, seinen Mitmenschen, seinen leidenden Brüdern hülfreich, den Bedürftigen ein Vater, den Bedrängten ein Retter zu seyn.

Er befahl seinen Dienern, die Pforten seines Hauses Niemanden zu verschließen, welcher eine Zuflucht bei ihm suchen, Niemanden Speise zu versagen, der bei ihm sich sättigen wolle. Mit Jammern und Klagegeschrei waren die Weiber und Kinder seiner Fabrikarbeiter in Gozkowsky's Haus gestürzt, und er hatte sie Alle aufgenommen, er hatte sie gebettet in seinen prachtvollen Sälen, und auf den vergoldeten, seidenen Divans hatte er der hungernden und frierenden Armuth die Lagerstätte bereiten lassen.

Und weil man wußte, daß in Gozkowsky's Hause allein Schutz und Abhülfe der Noth zu erlangen sey, weil man bald erfuhr, daß Gozkowsky's Wort vielvermögend, nicht bloß beim General von Bachmann, sondern auch beim General von Tottleben, welcher Ordre gegeben, Gozkowsky stets ungehindert zu ihm kommen zu lassen, so vergaßen auch die sonst so stolzen Vornehmen ihres Ranges und ihrer Würde, um sich von Gozkowsky ein wenig Erleichterung, ein wenig Ruhe zu erflehen, um bei ihm ihre Schätze zu bergen, und ihr Leben und ihre Zukunft unter seine Obhut zu stellen.

Aber während Hunderte in sein Haus flüchteten und bei ihm Rettung suchten, war Gozkowsky selber ein Fremdling in seinem Hause. Tag und Nacht begegnete man ihm auf der Straße, überall wo Gefahr und Schrecken drohte, sah man ihn als rettenden Engel erscheinen, er brachte Hülfe, wo Alles schon verzweifelte, und die Kraft seiner begeisterten Rede und sein fürbittendes Wort beschwichtigte selbst den rohen Uebermuth der feindlichen Soldaten.

Hundert Mal wagte er in diesen Tagen sein eigenes Leben, um irgend einen Unglücklichen zu retten. In der neuen Friedrichsstraße sah man ihn mitten durch die Flammen hindurch in ein brennendes Haus stürzen, um ein Kind zu retten, welches dort vergessen war. An einem andern Orte kämpfte er, der Einzelne, gegen zwanzig Soldaten, welche ein paar junge Mädchen, ihres Jammers und Flehens nicht achtend, entführen wollten. Und wie diese durch ihn geretteten Kinder ihm dann zu Füßen sanken, und seine Hände überströmten mit dankbaren Thränen, zog er diese zitternden, schreckensbleichen jungen Mädchen empor an sein Herz, und sagte mit einem unaussprechlichen Ausdruck: Mußte ich mich Euer nicht erbarmen? Bin ich nicht auch Vater? Dankt es meiner Tochter, daß ich Euch errettet habe.

Endlich indeß forderte die ermattete, physische Natur ihr Recht. Nach zwei schlaflosen Nächten und ruhelosen Tagen schwankte Gozkowsky seiner Wohnung zu, und wie er die Schwelle seines Hauses

Digitized by Google

überschritt, fragte er sich zitternden Herzens: ob Elise mir wohl entgegen kommen wird? Ob sie um mich gesorgt hat? Oder ist diese unselige Liebe wirklich der Art, daß sie ihr ganzes Herz umgestalten, und es all seinen frühern Neigungen und Pflichten entfremden konnte?

Elise kam ihm nicht entgegen, Niemand hieß ihn willkommen als sein treuer Diener Peter; und als er ihn endlich leise, fast schüchtern nach seiner Tochter fragte, erfuhr er von ihm, daß sie im großen Salon mit der Pflege der Verwundeten, welche man dort gebettet hatte, beschäftigt sey. Ein freudiger Ausdruck flog durch Gozkowsky's Züge bei dieser Nachricht! Elise war also eine Tochter, welche ihm glich, welche nicht in thatenloser Klage sich in der Einsamkeit ihres Zimmers verbarg, sondern Linderung ihrer Schmerzen suchte, indem sie Andern sich hülfreich und mitleidevoll zeigte. Wie grenzenlos liebte er sie in dieser Stunde, wie drängte sein Vaterherz zu ihr hin, um sie an seine Brust zu ziehen und ihr all seine mißkannte, von ihr angezweifelte Liebe in's Herz zu strömen, um ihr zu sagen, daß sie, seine Tochter, das einzige Kind seines Weibes, der eigentliche Inhalt und Mittelpunkt seines ganzen Lebens sey!

Aber das unglückliche, hartbedrängte Berlin ließ Gozkowsky nicht Zeit, diesen weichen und zärtlichen Gefühlen eines Vaterherzens nachzugeben.

Kaum in seinem Hause angelangt, mußte er zwei Abgesandte des Magistrats empfangen, welche ihm sechstausend Thaler baaren Geldes brachten, mit der dringenden Bitte, dieses Geld bei sich aufzubewahren, weil nur bei ihm noch Sicherheit und Schutz für das Eigenthum der Stadt zu erwarten sey! — Dieser Botschaft des Magistrats folgte bald eine andere der reichen Fabrikherren Wegeli und Würst, welche einen ganzen Wagen voll Gold und Silberbarren sandten, denen Gozkowsky in seinem feuerfesten Kellern Aufnahme gewährte. Sein Haus war gewissermaßen die Schatzkammer von ganz Berlin geworden, und wäre dasselbe mit all diesen Gold- und Silberbarren, diesen Brillanten, diesem Silberzeug, diesem Geld und diesen Papieren in die Luft geflogen, so würde man an allen Börsen Europa's die unglücklichen Folgen davon empfunden haben.

Endlich waren all diese Schätze geborgen, und Gozkowsky schickte sich an zur Ruhe zu gehen, als die Thüre seines Zimmers hastig geöffnet ward, und der General von Bachmann zu ihm eintrat.

Gozkowsky, sagte er, ich komme, Euch Wichtiges zu sagen, und dieses Wort zu lösen, welches ich meinem Freunde Sievers gegeben.

Und indem er Gozkowsky näher trat, flüsterte er leise: General von Tottleben hat so eben Befehl ertheilt, alle königliche Fabriken und Manufakturen zu zerstören, und in Brand zu stecken.

— Und wozu dient dieß barbarische Verfahren? fragte Gozkowsky.

General Bachmann zuckte die Achseln. Es ist der Befehl des Generals en chef, des Grafen von Fermore, und Tottleben muß dieß Mal um so strenger seyn, je weniger man es ihm sonst vergeben würde, daß statt des Zeughauses sämmtliche unserer Soldaten in die Luft geflogen sind! Da, nehmt indeß dieß Papier, und seht nach, ob nicht, vielleicht aus Irrthum eine Eurer Fabriken mit unter denen verzeichnet ist, welche man zerstören muß.

Gozkowsky überschaute mit entsetzten Blicken dieses lange Verzeichniß der Gebäude und Anstalten, welche man zu zerstören beabsichtigte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sägmühle.

(Schluß.)

Aber auch das Rösle ließ nicht von ihm, wenn sie ihn auch nicht mehr sehen wollte: erfüllte ihren ganzen Sinn, es wahr ihr wie den Seelen, die zwischen Erd' und Himmel schweben, die nicht leben können und nicht sterben. Indeß war der Frühling gekommen, der erste Mai stand nicht mehr fern, die Magd begann Hoffnung zu schöpfen, und selbst des Sägmüllers Blick verlor in dieser Erwartung etwas von seinem trostlosen Grame. Ostern war vorüber und die letzten Tage des Aprils da; auf einen derselben war die Hochzeit bestimmt gewesen.

Merkwürdiger Weise hatte das Mädchen, das sonst nach dem Kalender nicht mehr fragte, diesen Tag wohl behalten. Sie äußerte darüber nichts, verhielt sich im Gegentheil stiller und ruhiger als je. Aber im Zwielicht, da man ahnungslos sie allein gelassen hatte, schlüpfte sie aus dem Hause, und eilte hinab an den Mühlbach, wo sie sonst mit dem Konrad zusammengetroffen war.

Der morsche Steg war nicht mehr da, erst vor wenigen Tagen war er durch die vom Frühlingsregen angeschwollenen Gewässer hinweggerissen worden, nur die herüberhängenden Tannen bezeichneten seine Stelle; unter ihnen stand jetzt das Mädchen und blickte sehnsüchtig aufs andre Ufer. Sie wartete nicht umsonst, sie erblickte den Konrad, auch er hatte sich des Tages erinnert, und unwiderstehlich hatte es ihn gezogen, da er das Haus nicht betreten durfte, doch diese Stelle zu besuchen, wo sie sich so oft gesehen, sich ewige Treue gelobt hatten.

Ihr stilles Auge leuchtete in wildem Glanz, als

Digitized by Google

sie ihn sah. „Konrad,“ rief sie, „da kommst Du ja, und da bin ich auch; gelt, Du kannst nicht herüber von wegen des Wassers? Aber ich komm' hinüber, meine Mutter will mich zurückhalten, siehst Du, sie winkt mir dort drüben unter den schwarzen Tannen, sie hat Dich nie gewollt! — aber ich komme doch, es ist ja heute unser Hochzeitstag!“ Mit diesen Worten, während Konrad vor Entsetzen starr stand, warf sie sich in den wilden Bach.

Jetzt wachte er auf, und stürzte mit lautem Schrei ihr nach, doch die Fluth hatte sie rasch fortgerissen, schwimmen konnte er nicht, und da er nur schwer auf den Füßen sich zu halten vermochte, gelang es ihm nicht, sie einzuholen. Er wäre wohl ein zweites Opfer des Wassers geworden, wenn nicht noch im rechten Augenblick der Müller mit dem Knechte herbeigeeilt wäre, da man des Mädchens Abwesenheit bemerkt, und Konrad's Schrei gehört hatte. Der Knecht half ihm mühsam mittelst einer Stange heraus, der Müller eilte weiter, dem Mädchen nach.

Er fand sie eine Strecke abwärts von den Zweigen einer Weide aufgehalten, die in ihre Kleider sich verwickelt hatten. Das Erste, was Konrad erblickte, als er, kaum dem Tod entrissen, auf den Boden trat, — war der Sägmüller, der die Leiche seines einzigen Kindes vorüber in's Haus trug.

Sie war wirklich todt, für immer waren die stillen Augen geschlossen, es konnte kein Leben mehr zurückgerufen werden.

Zwei Tage darauf begrub man des Sägmüllers Tochter, und das ganze Kirchspiel gab ihr das Geleite, sogar der Jakob mit seiner Mutter, der alten Hofbäurin. Es war am ersten Mai.

Konrad war schwer erkrankt in Folge der Erkältung oder des Kummers; nach seiner Genesung wanderte er nach Amerika aus. Kathrine, vom ganzen Dorfe jetzt verabscheut und auffallend gemieden, heirathete einen Knecht, der das Gütchen noch tiefer in Schulden stürzte, da er sich dem Trunke ergab, um seine Sorgen zu ersticken. Sie trug übrigens ihr Kreuz stille, und selbst die üblen Nachreden verstummten gegen sie allmählig. Dagegen machten die Händel des Mannes mit der Schwiegermutter das Haus zur Hölle, und oft warf er ihr vor, daß die Kinder auf der Gasse ihr „Hexe!“ nachriefen.

Der Sägmüller klagte nicht, er ging still umher. Die Sägmühle übergab er dem Jakob, und bezieht sich nur einen Aueding zurück, doch genoß er denselben nicht lange. Zwei Jahre nach seiner Tochter Tod, um Veilchenzeit Frühlingszeit, trug man ihn aus der Sägmühle im Walde herauf in den Kirchhof am Berge, wo im Sonnenschein sein Weib schlief sammt seinem einzigen Kinde.

Ein deutsches Herz.

(Fortsetzung.)

Meine Heimath ist Schleswig; mein Vater liegt schon längst unter der Erde. Da ich einen inneren Trieb zur Malerei in mir fühlte, begab ich mich im Jahre 1846 nach München auf die Malerakademie. Das Leben gefiel mir, da ich manchen edlen Freund daselbst gewann, sehr gut. Allein immer fühlte ich eine unbeschreibliche Sehnsucht, wenn ich die duftigblauen Berge mit ihren Schneehäuptern im Süden erblickte. Washington Irving erzählt einmal von einer maurischen Sage, wie eine Prinzessin der Könige von Granada von einem Söller der Alhambra aus, stets nach den blauen Bergen geschaut, wohin ihr Geliebter, ein christlicher Ritter, entflohen, und zuletzt vor Sehnsucht gestorben sey. So empfand ich auch stets ein unnennbares Sehnen nach jenen zauberischen bayerischen Hochgebirgen.

Um mich im Selbstschaffen auszubilden und neue Skizzen zu erhalten, rieth man mir zu einem längeren Aufenthalte im Gebirg, wo eine großartige Natur mit reizenden Bildern des Stillebens den reichlichsten Stoff darbietet. An einem Maimorgen machte ich mich denn auch auf die Reise.

Als ich die Alpenwelt betrat, begann gerade der Frühling mit seiner allgewaltigen Kraft sein schaffendes Werk, die ganze Gebirgslandschaft fing an zu tönen und zu rauschen in Wind und Wasser. Die Bergwiesen und Matten überzog ein hellgrüner Anflug und belebten sich mit weidenden Heerden, die Buchwälder und Kirschenbäumen prangten in ihrem Blätter- und Blüthenschmuck, die Thierwelt feierte ihre Freude, jedes mit seiner Stimme und seinen Tönen, die zuletzt von hundertstimmigen Glocken und Schellen, singenden Kindern und jodelnden Sennen verschlungen wurden. Das Herz öffnete sich mir mit frischen Lebenssäften bei diesem Anblicke, ich erinnerte mich lebhaft an die Worte Schillers in „Wilhelm Tell:“

„Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kukuk ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai.“

In dem Wirthshause eines reizend gelegenen Dörfchens logirte ich mich ein und miethete sogleich das Zimmer auf den ganzen Sommer. Jeden Tag machte ich, die Mappe unter dem Arme, Ausflüge; ich hatte schon eine Menge Skizzen gesammelt.

Eines Tages verirrte ich mich auf meinen Wanderungen; ich war an dem öden, felsigen Bette eines lautbrausenden Bergwassers hingegangen, der Weg wurde immer steiler und rauher, die Felsen rückten

Digitized by Google

immer enger zusammen, ich stand vor einem Engpasse. Unentschlossen, wohin ich mich wenden sollte, blieb ich einige Zeit stehen, ich ließ meine Augen schweifen, so weit dieß die Aussicht gestattete — plötzlich öffnet sich vor mir ein grünes, stilles Thal, und in dessen Schooße ein dunkelgrüner See. Der Reiz der neuen Landschaft beflügelte meine Schritte dahin. Dunkle Buchen- und Tannenwälder reichten hin an das Wasser, das ihre Bilder klar nachzeichnete; hinter dem See stieg eine duftige Mattenwelt mit leuchtendem Grün in leichten Uebergängen zu den Alpen an, welche im Hintergrunde die Landschaft schlossen.

Etwas ermüdet, setzte ich mich an dem Ufer des See's nieder und betrachtete die klare, träumende Fläche mit den Wundern ihrer geheimnißvollen Tiefe. Ein Schatten wurde auf einmal auf der stillen Fluth sichtbar, ich schaute mich um und erblickte eine himmlischschöne Mädchengestalt. Ich war anfangs ganz bezaubert und wußte nicht, war es wirklich ein Engel oder nur ein Mensch in Engelsgestalt. Es war mir unmöglich, ein Wort hervor zu bringen. Auch das Mädchen schien sehr betroffen und starrte mich an, wie vom Blitze gestreift.

Endlich erhob ich mich, ging auf das himmlische Wesen zu und bat, mir doch irgend einen Ausweg aus diesem Felsenlabyrinthe kund zu geben, da ich mich ganz verirrt..

„Sie haben einen weiten Weg, mein Herr,“ sprach das Mädchen, „wenn Sie heute noch nach Hause wollen, und die Schatten der Sonne verlängern sich eben schon sichtbar. Gehen Sie lieber mit nach unserer Wohnung, von dort haben Sie nur eine halbe Stunde nach dem nächsten Dorfe, und wenn Sie dann längs des Baches den Wiesengrund hinunter gehen, dann sind Sie bald bei den Ihrigen.“

Ich nahm diesen Vorschlag dankbar an, und wandelte bald mit dem rettenden Engel dem Thale zu. Wie auf längst gewohnten Pfaden eilte meine Begleiterin den schmalen Fußstig hinunter. Ungefähr auf der Hälfte des Weges blieb das Mädchen stehen, nahm den breitgerändeten Strohhut vom Kopfe und kniete sich, die Hände gefaltet, auf die Erde nieder.

Unwillkürlich sank auch ich auf mein Knie, war jedoch nur in Betrachtung des schönen Mädchens versunken; — beten konnte ich nicht.

O ich sehe den Engel heute noch, wie er so voll Unschuld die lieben blauen Augen gegen den Abendhimmel im Gebete erhob, während ein gelindes Lüftchen mit den langen Haarflechten spielte. Ich hätte das liebe Kind anbeten mögen. Es war ein feierlicher Augenblick, mein Herr, als die Abendglocke mit ihrem Silbertone vom Thale herauf klang und wir Beide so daknieten.

Denken Sie sich ein Mädchen von sechszehn, siebenzehn Jahren in jener würzigen Gebirgsluft, mit einem Teint wie weißer Marmor, von blaublutigen Adern durchzogen, mit Gesichtszügen so mild und rein wie die Engelsgestalten Raphael's, mit einem Auge so blau wie der wolkenlose Morgenhimmel, so seelenvoll, daß sich eine ganz neue Welt in denselben erschloß, mit einer Stimme, die in dem Herzensgrunde nachklingt; — hätten Sie es gesehen, dieses Himmelswesen, dieses Ideal aus anderer Welt, Sie wären ebenso begeistert. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Nyárad in Ungarn lebt ein Israelite, der bereits das 109te Jahr erreicht hat. Vor zwei Jahren noch war er im Stande, seinem Gewerbe als Fleischhauer gemäß, einen Ochsen zu schlagen, und es, wenn es galt, mit zwei kräftigen Männern aufzunehmen. In Folge einer schweren Krankheit, die ihn in jener Zeit befiel, hat er Manches von seiner Kraft und auch ein Auge eingebüßt. Nichts desto weniger sieht er mit dem einen Auge, das ihm geblieben, vollkommen gut, hört mit geringer Schwierigkeit, hat beinahe alle Zähne, obschon sie fast bis an die Kiefer abgenützt sind, ist bei gutem Appetit und zeichnet sich besonders durch sein ungeschwächtes Gedächtniß aus, das ihn in die Lage setzt, genau anzugeben, wie viel Fleisch er vor einem halben Jahre diesem oder jenem der Ortsbewohner borgte.

Die Körperstärke des Marschalls von Sachsen ist bekannt. Als er sich einst in einem großen Gedränge von Menschen befand, suchte einer von den gewandten Künstlern, die bei solchen Gelegenheiten gern die Taschen der Vornehmen untersuchen, auch der Seinigen auf den Grund zu kommen. Der Marschall merkte dieß aber, griff schnell in die Tasche und erhaschte zum Glück darin die fremde Hand. Knack! brach ein Finger derselben entzwei, knack! noch einer und knack! noch ein dritter. Während dieser Exekution innerhalb der Tasche rief Jemand dem Marschall ängstlich zu: „Sehen Sie doch um, mein Herr, hinter Ihnen geräth ein Mensch in Konvulsionen.“ „Es hat nichts zu sagen,“ erwiderte der Marschall, „ich bin schon am letzten Finger.“

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Woerlandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 185 Montag, 4. August 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung folgt.)

Aber dieß sind nicht königliche Fabriken! rief er. Die Messingwerke in Neustadt-Eberswalde, die Gold- und Silber-Manufaktur und das Lagerhaus in Berlin gehören nicht dem Könige, und man will so barbarisch seyn, sie zu zerstören! Dieß ist unmöglich! Ich eile zu General Tottleben, ich muß ihn beschwören, dieses strenge Wort zurücknehmen.

General von Bachmann schüttelte traurig das Haupt. Ich fürchte, dieß wird vergeblich seyn. Zudem ist es ein großes Wagniß, welches Ihr da unternehmen wollt. Der General ist gereizter, zornigerer Stimmung, und Eure Fürbitte könnte seine Erbitterung und Gereiztheit nur noch erhöhen!

Ich fürchte seinen Zorn nicht! rief Gogkowsky kühn. Wenn Niemand es wagt, ihm die Wahrheit zu sagen, ich werde es thun, und mit Bitten und Vernunftgründen will ich ihn zwingen, menschlich zu seyn und Anderer Eigenthum zu ehren! Kommen Sie, mein Herr, lassen Sie uns zu Graf Tottleben gehen!

Nein, ich nicht! sagte General von Bachmann lächelnd. Ich zittre nicht, wenn es in die Schlacht geht, aber es fehlt mir an Muth, den zornigen Blicken Tottlebens zu begegnen. In seinem Zorn gleicht er einem grollenden Krater, der jeden Augenblick bereit ist, sich zu öffnen und mit seiner vernichtenden Gluth Alles, was sich ihm naht, zu zerstören.

Ich fürchte den Lavastrom seines Zornes nicht! rief Gogkowsky glühend, das Eigenthum und der Wohlstand von ganz Berlin ist gefährdet. Ich muß zum General!

So gehen Sie! sagte Bachmann, und möge Gott Ihren Worten Kraft geben! Ich habe Sie gewarnt, das ist Alles, was ich thun konnte.

Gogkowsky antwortete ihm nicht. Zitternd vor Hast und Ungeduld kleidete er sich an, und den Mantel umhängend verließ er mit eiligem, jugendlichem Schritt abermals sein Haus.

General Bachmann sah ihm sinnend und lächelnd nach. Er ist ein edler Mann, sagte er, und Berlin hat sehr viel Grund ihm dankbar zu seyn, und ihn zu lieben. Aber wer weiß, ob es ihn grade darum nicht einstmals hassen wird. Der Edelmuth wird sobald vergessen! Er ist das Pfund, das sich in's Meer versenkt, während die leichten Thaten oben schwimmen! Die Menschheit liebt es nicht, dankbar zu seyn. Ich möchte wohl wissen, ob diese Stadt sich diesem edlen Manne dereinst dankbar zeigen wird.

XXVI.

Die Menschenjagd.

Die Russen, wie gesagt, hatten sich endlich hinreißen lassen von dem bösen Beispiel der Andern, gleich diesen zogen sie raubend und plündernd durch Berlin, aller Disziplin nicht achtend, und der strengen Strafen vergessend, mit denen Tottleben diejenigen gezüchtigt hatte, deren Verbrechen zu seiner Kenntniß gelangt war. — Gleich Jenen drangen die Kosacken mit frechem Uebermuth in die Häuser ein, und unter dem Vorgeben, als russische Schutzwache hierbei beordert zu seyn, waren sie es, welche stahlen und raubten, und diejenigen mit roher Wuth mißhandelten, welche es wagten, sich ihren Anforderungen zu widersetzen. — Man hatte sogar verstanden, das Rauben und die Erpressungen in eine Art System zu bringen, und die menschliche Person in ganz neuer Weise zu verwerthen. Die Kosacken waren die Mäkler dieses neuen Geschäftes! sie schlichen leise und unhörbar wie die Katzen in die Häuser ein, indem sie die arglosen Weiber überfielen und mit sich fortschleppten, nicht um als neue Römer diese jungen Sabinerinnen sich zu erbeuten, sondern nur, um an ihnen eine Waare zu haben, welche von ihren Verwandten und Angehörigen zu hohen Preisen wieder eingelöst werden mußte.

Die Kosacken machten Jagd auf das edle Menschenwild, um es denen wieder zu verkaufen, welchen sie es entwendet hatten, aber sie waren dabei doch nur die Diener ihrer Offiziere, welche ihnen dazu den Befehl gegeben, und unter sich die armen

Digitized by Google

Schlachtopfer und die Beute vertheilten, und den Kosacken eine geringe Belohnung für ihre geschickten Räubereien hinwarfen. — So war Berlin einige Tage lang nicht nur vom Feinde unterjocht, sondern auch eine Beute von Räubern und Menschenhändlern geworden, und Wehklagen aus Weinen erschallte in jedem Hause.

Um desto lustiger jubelten und zechten, lachten und scherzten die feindlichen Soldaten. Für sie war Berlin nichts weiter als eine auszupressende Zitrone, der man auch den letzten Tropfen Lebenssaft mit lachendem Muthe entziehen durfte, um sich selber damit den Trank des Lebens zu würzen.

Sie saßen zusammen in dem großen Saale einer Kaserne, diese jungen russischen Offiziere, sie tranken und jubelten, und stießen klirrend ihre Gläser an und leerten sie auf das Wohl dieses gefeierten, schönen und glänzenden Kameraden, der so eben in ihre Mitte getreten, und welcher Niemand anders war, als derjenige, welchen Gostowsky's Tochter in der Kümmerniß ihres Herzens als todt beweinte, Niemand anders, als der russische Obrist Graf Feodor von Brenda.

Er hatte also Recht gehabt, dem Schicksal zu vertrauen, und das Schicksal war ihm günstig gewesen, wie es allen denen ist, welche in kecken Uebermuth Alles wagen, um Alles zu gewinnen, und mit Gefahren wie mit einem Spielzeug tändeln.

Es war in der That ein sehr pikantes, sehr originelles Abenteuer gewesen, welches der junge russische Obrist erlebt hatte, um so pikanter, weil es ihn wirklich fast mit dem Tode bedroht, und ihn einen Moment auf die Gränze des Lebens geführt hatte. Es hatte ihn gelüstet, einmal all diese Schauer des Todes, dieß Herzklopfen, diese Verzweiflung eines Verurtheilten zu empfinden, an sich selber einmal alle diese großen und überwältigenden Gefühle kennen zu lernen, von denen er so viel in den Büchern gelesen, und die er in der Wirklichkeit, selbst mitten in der Schlacht nicht empfunden. Indeß hatte dieses kecke Spiel mit dem Tode doch zuletzt ein wenig an Reiz verloren, und ein Moment war eingetreten, wo sein Muth gebrochen, sein tollkühner Geist von der bedrohten physischen Natur war überwältigt worden. Es war nicht wie in der Schlacht die Begeisterung, die den Tod überwindet, und ihm siegestrunken in's Antlitz lacht, es war nicht dieses rasende Entzücken, welches den Soldaten mitten im Kugelregen erfaßt, und ihn gewissermaßen im Jubelsang in die Ewigkeit hinüber sauchzen läßt! Nein, es war ganz etwas Anderes, welches der zum Tod Verurtheilte, der sonst so tapfere und tollkühne junge Obrist von Brenda empfand. — Als diese österreichischen Soldaten sein Todesurtheil gesprochen, als sie auf dem Gendarmenmarkt einen Kreis um ihn geschlossen, um ihre Gewehre zu laden, und ihn zu erschießen, da hatte der übermüthige russische Obrist sich plötzlich wie verwandelt gefühlt, da war das Blut in seinen Adern erstarrt, und hatte sich in tausend und aber tausend kleine Würmer verwandelt, die mit langsamen Spinnenbeinen durch seine Adern krochen, und ganz allmählig, ganz schauerlich leise und kalt zu seinem Herzen hinschlichen, da hatte er endlich in der Verzweiflung welche ihn überkam, die Kraft gefunden, diesen Alp, der seine Brust zu belasten schien, fort zu schleudern, und mit einer Stimme, die laut und mächtig wie Donner schallte, um Hülfe, um Beistand zu rufen! —

Und diese Stimme war gehört worden, sie hatte das Ohr des eben einziehenden Generals von Bachmann erreicht, und er selber war gekommen, den jungen wilden Offizier, den Liebling seiner Kaiserin, aus den Händen der befreundeten Oesterreicher zu befreien!

Von diesem so glorreich zu Ende geführten Abenteuer war es, daß der Graf Feodor von Brenda jetzt seinen befreundeten Kameraden erzählte. Es ist wahr, der General hatte den Uebermuth und die tolle Laune des Obristen damit bestraft, daß er ihm einen vier und zwanzigstündigen Arrest auferlegte, aber einmal diese Strafe überstanden, war er nur um so mehr der Held des Tages, der gefeierte Heros seiner Kameraden geworden, und mit lautem Jubel, beim Knallen der Champagnerflaschen feierten seine Kameraden jetzt seine Befreiung aus kurzem Arrest.

Und nachdem man genug gelacht, genug gezecht hatte, griff man zu den Würfeln.

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutsches Herz.

(Fortsetzung.)

Stumm und nachdenkend folgte ich dem Mädchen weiter gegen das Thal. Auf einmal standen wir vor einem Hause, oder dessen Thüre ein schönes Hirschgeweih die Bewohner errathen ließ. Ein Mann in kräftiger Statur und in den besten Jahren saß, eine Pfeife rauchend, unter dem Vordach.

„Heute hast Du lang gebetet in der Kapelle, Marie,“ rief derselbe dem Mädchen entgegen, „wir haben schon lange auf Dich gewartet, mein Kind!“

„Ich ging von der Kapelle, da es sehr heiß war, nach dem Waldsee, Vater, erwiderte das Mädchen, an denselben sich anschmiegend, „da es dort doch kühler ist. Dort traf ich diesen Herrn hier, der sich verirrt hatte, und nahm ihn mit hierher,

Digitized by Google

weil doch von hier gute Wege nach den Dörfern der Umgegend führen.«

»Ich lobe Dich darum, mein Kind,« sprach der Jäger weiter; »nun führe aber auch den fremden Herrn in's Zimmer, damit er mit uns esse.«

Indem ich die weite Strecke meines noch zurück zu legenden Weges als Entschuldigungsgrund vorbrachte, dankte ich dem Jäger für das freundliche Anerbieten, sprach dem Mädchen noch einmal meinen Dank aus für seine gütige Begleitung und eilte dann dem nächsten Dorfe zu.

Hundertmal glaubte ich den Namen »Marie« auf dem Wege zu hören, hundertmal drehte ich mich um und blickte zurück, allein es war nur Täuschung. Erst spät kam ich nach Hause, wo ich, ermüdet durch den langen Weg und im Innern bewegt von den verschiedenartigsten Gedanken, die Ruhe suchte. Nach einer unruhigen Nacht erhob ich mich früh wieder vom Lager und suchte durch eine Bewegung in der heiteren Morgenluft von den quälenden Gefühlen mich zu befreien. Die Räume meiner Wohnung waren mir zu eng. Ich konnte es mir nicht verhehlen, daß das Mädchen einen tiefen Eindruck auf mein Herz ausgeübt hatte, daß der Pfeil der Liebe mein Inneres verwundet.

Zwei Tage brachte ich hin, ohne daß meine heiße Sehnsucht nach der holden Marie gestillt wurde; am dritten Tage endlich konnte ich meinen Empfindungen nicht mehr gebieten, ich machte mich auf nach der Waldkapelle, die mir mein Miethherr näher beschrieben.

Ich kam wieder an den See, endlich auch zu der Kapelle. Dieselbe war leer, der hehre Frieden, welcher in den heiligen Räumen herrschte, die lautlose Stille, welche die ganze Umgebung umlagerte, stimmten meine Seele zu frommen Gedanken. Ich kniete mich nieder und betete vor dem Bilde des Gekreuzigten für meine Mutter und beiden Brüder im fernen Norden und für meinen verstorbenen Vater.

In Erinnerungen aus der Jugend versunken, merkte ich nicht, daß Jemand herein getreten war. Als ich aufstehen wollte, sah ich unmittelbar hinter mir den lieben Engel knieen; beim ersten Anblicke fuhr ich erschrocken zusammen, endlich aber erhob ich mich und ging hinaus in's Freie, um die Andacht des Mädchens nicht zu stören.

Das schöne Panorama, welches sich vor dem Eingange in die Kapelle dem Auge öffnete, bewog mich, dieses reizende Naturbild mit dem tiefer gelegenen See und den schattigen Waldungen in der Nähe, mit dem friedlichen Thale und der Försterwohnung in der Tiefe und den weißen Eisbergen in der Ferne, in meine Skizzensammlung aufzunehmen. Während ich hiermit beschäftigt war, kam das Mädchen wieder aus der Kapelle, ging auf mich zu und grüßte.

»Heute werden Sie wohl den Weg besser finden, mein Herr!« sprach sie mit süßlächelndem Munde, »mein Vater ist auch in der Nähe, er beschäftigt nur eine Kiefernpflanzung und kommt dann ebenfalls hierher.«

Ich legte meine Papiere zusammen, steckte sie in die Mappe und wendete mich sodann, den Gruß erwidernd, gegen das Mädchen.

»Ich muß meinem Schöpfer danken, Fräulein,« sagte ich, »daß er mich in dieses entzückende Thal führte, und mir hierdurch Gelegenheit gab, Sie zu finden und Ihnen zum Danke verpflichtet zu seyn.«

Das Mädchen schlug die Augen nieder, die Röthe der Wangen steigerte sich, ich wußte selbst nicht, wie mir ward. Als ich hierauf die Rechte des lieben Wesens ergriff und dieselbe an meine Lippen drücken wollte, schaute es mich mit seinen großen blauen Augen so treuherzig an, als wolle sie all ihr Glück mir überlassen, entriß mir aber die Hand und eilte jener Kiefernpflanzung zu, von welcher eben ihr Vater herkam.

Beide kamen nun auf mich zu, der Förster reichte mir die Hand und gingen mir zusammen dem Thale zu. Unter Erzählung unserer Erlebnisse und gegenseitigem Meinungsaustausch gelangten wir zur Jägerwohnung.

Da der Tag noch nicht sehr weit vorgeschritten, konnte ich der Einladung des Försters, mit ihm das Abendessen zu theilen, nicht wohl ausweichen. Marie half der Mutter in der Küche, während der Förster und ich, im Freien unter dem Vordach, mit vertraulichen Gesprächen die Zeit hindrachten.

Nach dem Essen nahm ich von der Familie und auch von Marie, die seit meiner Ankunft bei der Kapelle kein Wort mehr gesprochen hatte, herzlichen Abschied, und mußte versprechen, bald wieder zu kommen.

Himmlische Gedanken beflügelten meine Schritte auf dem Heimwege, alle einzelnen Momente, die ich heute mit dem süßen Mädchen verlebt, rief ich mir noch einmal in's Gedächtniß zurück und suchte ihnen jene Auslegung zu geben, die mein Gemüthszustand wünschte.

Seit diesem Tage kehrte ich öfter in dem Försterhause ein, ich wurde Hausfreund — und als der Herbst die Blätter des Buchenwaldes an der Kapelle gelb färbte, hatten ich und Marie einander ewige Treue geschworen. Meine Geliebte, eine ausgezeichnete Citherspielerin, war meine Lehrerin geworden, so daß wir manche unvergeßliche Stunde zubrachten.

Meine Skizzensammlung hatte in München guten Absatz gefunden, wodurch mein Unterhalt auf zwei Jahre gesichert war und ich mich entschloß, den Winter im Gebirge in der Nähe meiner neuen Freunde zuzubringen.

Die die ersten Schneewolken das Thal umhüll-

Digitized by Google

ten, hatte ich schon so viel Fertigkeit im Citherspiel erlangt, daß ich Lieder selbstständig begleiten konnte. Unter diesen Liedern war es besonders eins, das ich zuerst lernte, weil es meine Marie so gerne sang. Die erste Strophe heißt:

„Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat
Muß scheiden.“

Obwohl immer bange Ahnungen in meinem Innern aufstiegen, ich hörte und spielte es doch gern. So lebte ich in stillem Frieden und im süßen Glücke der Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus der Erdöhater Gegend in Szathmar berichtet man folgendes Geschichchen: „Ein Hirtenjunge war vor Schlägen, die er zu befürchten hatte, in den Wald entlaufen und auf eine alte Eiche geklettert; da aber ein morscher Ast unter ihm brach, fiel er herunter, und zwar gerade in den Bauch des bis zur Erde ausgehöhlten Stammes. Seine Bemühungen, sich aus diesem Futteral zu befreien, blieben vergeblich; schon hatte er 48 Stunden darin zugebracht, als er Stimmen vernimmt und bald darauf Axtschläge sein Gefängniß erschüttern fühlt. Der schon ganz Entkräftete vermag nicht mehr durch Schreien sich vernehmlich zu machen, zwischen Angst und Hoffnung erwartet er den Sturz des Baumes, sich an die Seite des Stammes andrückend, der gegenüber die Schläge fielen. Endlich stürzt der Baum krachend zur Erde, sein Arrestant ist mit heiler Haut davon gekommen, und kriecht jetzt, mit Moos, Staub und Rinde überschüttet, zur Oeffnung heraus, an das ersehnte Tageslicht. Bei diesem Anblicke ergreifen die Holzschläger die Flucht und kehren erst nach einer Weile wieder, um das räthselhafte Ungethüm zu erlegen. Statt dessen finden sie den desertirten Hirtenjungen bei ihren Tornistern, die sie vor der Arbeit abgeworfen und dann im Stich gelassen hatten, sitzend und mit dem Inhalt derselben seinen Heißhunger stillend. Daß sie hinterher wacker ausgelacht und dem Deserteur die zugedachten Schläge erlassen wurden, versteht sich von selbst.“

[Eine Kuriosität der Zeit.] Nichts kann seltsamer seyn, als die Thatsache, daß dasselbe England, das den General Williams, den Helden von Kars und die Braven von Sebastopol mit Enthusiasmus empfängt, beinahe dasselbe Interesse und die gleiche Theilnahme auch für den jüngst hingerichteten Giftmischer Palmer zu Tage legt. Nicht nur, daß noch jetzt Tausende von Menschen den Richtplatz, sein Haus und sein Grab besuchen, als wenn dieß durch einen Heiligen geweihte Orte wären, auch Smith, jener gemüthliche Schuhmacher, welcher ihn henkte, ist durch seine Exekution zu einer Art von Ruhm und sogar zu einem kleinen Vermögen gekommen, weil er lukrativen Geistes genug war, darauf zu verfallen, an die Enthusiasten als Andenken an Palmer zollweise den Strick zu verkaufen, mit welchem er den Mörder aufgehangen. Die Trophäen aus der Krim und diese Strick-Enden — das ist Licht und Schatten über Britannien, von denen der Letztere die Oberhand behalten zu wollen scheint, denn wie die Blätter berichten, steht zu Leeds in William Dove, der seine Frau mit Strychnin vergiftet haben soll, bereits ein zweiter und anderer Palmer vor Gericht.

Der „Pr. Z.“ wird folgendes Kuriosum mitgetheilt, das sich dieser Tage in Prag ereignete. Eine Frau wollte ein Mädchen in Dienst nehmen. Wie natürlich wollte sie doch früher die Person sehen; da sie aber zu der Zeit, als das Mädchen sich vorstellen wollte, anderweitige dringendere Beschäftigung hatte, so vereinfachte das Mädchen selbst die Sache und — und sandte ihrer zukünftigen Herrschaft einstweilen ihr Porträt zu.

Dem „Czas“ wird aus Petersburg gemeldet: Ein Gardeoffizier hatte dem Kaiser einen Rapport über das Verhalten der Offiziere seines Regiments, wie über den unter ihnen herrschenden Geist überreicht. Durch diesen Bericht wurden viele Personen kompromittirt. Der Kaiser ließ dem Offizier für seinen Eifer danken und beförderte ihn zum Lohne in eine höhere Stellung bei dem Gendarmeriekorps in — Irkutsk in Sibirien.

Eine Offiziersfrau beklagte sich in einer Audienz bei Friedrich dem Großen: „Majestät, mein Mann mißhandelt mich!“ — „Das geht mich nichts an!“ sagte der König. — „Aber er schimpft auch auf Eure Majestät,“ rief die Dame. — „Das geht Sie nichts an!“ war die Antwort.

Auflösung der Charade in Nro. 181:

Heilbronn.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 186 Dienstag, 5. August 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Um welchen Einsatz spielen wir? fragte Feodor, indem er einen Blick schlecht verhehlter Verachtung, auf seine jungen Kameraden warf, welche so wenig die Kunst verstanden, den Becher der Freude mit Anstand zu leeren, welche sich vom Genusse bewältigen ließen, statt ihn zu beherrschen, und sich ihn dadurch doppelt zu Eigen zu machen, und mit lallender Zunge und unheimlich leuchtenden Augen auf ihren Sesseln hin- und herschwankten. Feodor allein hatte die Kraft seines Geistes bewahrt, sein Gehirn allein war nicht umwölkt worden, von diesen Dünsten des Champagners, und diese allgemeine, rasende Lust hatte ihn nur traurig und verstimmt gemacht, statt ihn fortzureißen. Die Trunkenheit seiner Kameraden hatte ihn nur ernüchtert, und er, welcher so sehr übersättigt sich fühlte von all diesen sogenannten Freuden und Entzückungen des Lebens, er fragte sich jetzt mit einem verächtlichen Lächeln, ob diese lallenden, taumelnden, rohen Gesellen, welche neben ihm saßen, wirklich befähigt und berechtigt wären, die Kameraden und Genossen eines Mannes zu seyn, der, wie er, aus dem Vergnügen ein Studium gemacht, und den Genuß als ein schwer zu lösendes philosophisches Problem betrachtete.

Um welchen Einsatz spielen wir? fragte er noch einmal, indem er seinen Nachbar, den Lieutenant von Matusch, mit einem kräftigen Händedruck aus diesem Halbschlummer erweckte, welcher ihn überfallen hatte.

Um unsern Antheil an der Beute! lallte der Lieutenant.

Feodor von Brenda blickte ihn erstaunt an. Welche Beute? fragte er. Sind wir denn Räuber und Marodeurs geworden, daß Ihr von Beute sprecht?

Die Kameraden brachen in ein wildes Gelächter aus. —

Da hört Ihr wieder den empfindsamen Schwärmer den Kosmopoliten! rief der Major von Fritsch. Er hält es für unehrlich, Beute zu machen, und ich meinestheils behaupte, daß es kein größeres Vergnügen gibt, und keines, welches einträglicher wäre! Stoßt an, Ihr Freunde, und trinkt auf unsere Jagd! Vivat, vivat! Es lebe die Menschenjagd! —

Sie stießen ihre Gläser klirrend aneinander und leerten sie unter brüllendem Lachen.

Obrist, Ihr sollt auch Euren Antheil an der Beute haben! sagte der Lieutenant von Matusch, indem er seine schwere, weinzitternde Hand auf Feodor's Schulter legte. Es kommt uns gar nicht in den Sinn, Euch um Eure Beute betrügen zu wollen! Aber Ihr wart nicht hier, und daher konntet Ihr bis jetzt keinen Antheil daran haben.

Und als der Oberst jetzt mit Fragen in ihn drang, erzählte er ihm, daß sie unter einander einen Bund geschlossen, und sich verpflichtet hätten, ihre Menschenjagd und ihre Beute nur gemeinschaftlich zu unternehmen.

Wir haben schon mehr als ein Dutzend Menschen eingefangen und sie haben sich für hohe Summen losgekauft, rief der Major von Fritsch. Und so eben sind wieder zehn unserer Leute auf die Jagd ausgeschickt.

Oh, ich wollte, sie brächten uns wieder ein so hübsches, junges Mädchen, wie gestern! sagte der Lieutenant von Matusch, sich vergnügt die Hände reibend. Ach, das war ein lustiger Abend! Sie bot uns Schätze, Diamanten und Gold, sie versprach uns viele Tausende, wenn wir sie sofort wieder frei ließen. Sie weinte, wie ein Madonna, und rang ihre schneeweißen Hände!

Obrist Feodor sah ihn mit zürnenden Blicken an. Diesen rohen, lüsternen Gesellen gegenüber war sein edleres Selbst mächtig in ihm und seine ursprünglich hohe und edle Natur wandte sich verachtend von diesem Wüste der Gemeinheit und der Ehrlosigkeit fort.

Ich hoffe, sagte er glühend, daß Ihr gehandelt habt, wie es ächten Kavalieren geziemt.

Matusch zuckte die Achseln und lachte. Ich weiß nicht, was Ihr so nennt, Obrist! Sie war sehr

Digitized by Google

hübsch, und sie gefiel mir! Ich versprach ihr, sie heute frei zu lassen, natürlich für das angebotene Lösegeld, und ich habe Wort gehalten.

Indem er so sprach, brach er in ein lautes Gelächter aus, in welches seine Freunde jubelnd mit einstimmten.

Nur Feodor von Brenda lachte nicht. Eine ihm selber unerklärliche, ahnungsvolle Angst überkam ihn. Wie, wenn dieses junge Mädchen, an welchen man sich so schmachvoll versündigt hatte, wenn dieß nun Elise, seine Geliebte gewesen?

Ein zorniger Schmerz durchglühte ihn bei diesem Gedanken, und nie hatte er Elisen inniger und wahrer geliebt, als in diesem Moment, wo er für sie zitterte.

Und es war Niemand da, sagte er mit flammenden Blicken, Niemand, der sich ihrer ritterlich und menschlich angenommen? Wie, auch Ihr, Major von Fritsch, auch Ihr ließet es geschehen?

Ich mußte wohl, erwiderte der Major achselzuckend. Wir haben ein Gesetz gemacht, dem wir Alle geschworen, zu gehorchen! Wir haben festgesetzt, daß die Würfel entscheiden sollen, wem von den Offizieren die Beute zufällt. Dem, welcher die meisten Augen wirft, Dem gehört die Person. Er muß mit ihr unterhandeln über das Lösegeld, welches aber natürlich unter den Kameraden vertheilt wird.

Und wenn die Person nun arm ist? fragte Feodor indignirt. Wenn sie nicht zahlen kann?

Dann gehört sie dem, der sie sich erwürfelt hat, und er darf über ihr Schicksal entscheiden! Er ist—

Plötzlich schwieg der Major und schien aufmerksam zu lauschen. Auch die übrigen Offiziere hatten sich lauschend und mit angehaltenem Athem aus ihren Sesseln empor gerichtet.

Mich dünkt, ich hörte das Zeichen! flüsterte der Major von Fritsch.

Richtig! Er hatte sich nicht getäuscht! Zum zweiten Male ertönte dieses schrille, schmetternde Pfeifen.

Die Offiziere sprangen von ihren Sitzen empor, und brachen in ein lautes Triumphgeschrei aus!

Unsere Kosacken kommen! Und sie haben Beute gemacht!

Kommt, kommt, und laßt uns würfeln!

Und mit einer rasenden Gier stürzten sie alle zu dem Tische hin, und streckten die Hände nach den Würfeln aus.

Einen Moment trat eine erwartungsvolle Stille ein. Man hörte nichts als das Klappern der Würfel und das monotone Ausrufen der geworfenen Zahlen.

Feodor von Brenda allein war sinnend und in tiefernste Gedanken verloren, auf seinem Platze geblieben, und sein angstgequältes Herz wiederholte immer wieder diese unheilsvolle Frage: war sie es, welche diese Barbaren erbeutet und gemartert haben?

Die Frage brannte wie ein glühender Dolch in seinem Hirn, sie zerwühlte sein Herz und machte ihn fast rasend vor Zorn und Weh.

Wie, wenn dieses junge Mädchen, welches er geliebt, wie seine Heilige, welches rein und unschuldig, wie die Träume seiner Kindheit vor ihm stand, wie, wenn sie das Opfer dieser Menschen geworden, wie, wenn sie in kannabalischer Lust diese edle, jungfräuliche Blüthe zertreten, diese Rose zerpflückt hätten, welche er mit anbetender Zärtlichkeit seine „Königin des Tages“ genannt?

Fort und fort tönte das Geräusch der klirrenden Würfel, der ausgerufenen Zahlen! Niemand achtete auf den jungen Mann, der in verzweiflungsvollem Schmerz, die wutzgeballten Hände gegen die Brust gedrückt, im Hintergrunde des Zimmers auf und ab ging, und einzelne Worte des Zornes, des rasenden Schmerzes vor sich hinmurmelte.

Niemand, wie gesagt, achtete auf ihn, Niemand aber sah auch, daß sich eben diese Thüre im Hintergrunde des Saales geöffnet hatte, und sechs Kosacken, welche auf ihren Schultern eine Bahre trugen, hereln getreten waren.

Feodor von Brenda hatte sie gesehen, und mit innigem Mitleid blickte er auf diese verschleierte, bewegungslose Frauengestalt hin, die auf der Bahre lag, welche die Kosacken eben zur Erde niederließen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutsches Herz.

(Fortsetzung.)

Da brachten die Zeitungen die Nachricht in das friedliche Thal, daß mein Heimathland sich gegen die übermüthigen Dänen erhoben und Deutschland's Söhne den Brüdern zu Hülfe eilen. Mein ganzes patriotisches Gefühl erwachte bei dieser Kunde, ich konnte und durfte als geborner Schleswiger nicht zurückbleiben. Mein Plan war bald gefaßt; am folgenden Tage theilte ich meinen Entschluß dem Förster und meiner Marie mit.

„Das ist brav, mein Lieber,“ erwiderte der Förster, auf meine Schulter klopfend, „darauf bin ich stolz; ich war auch zweimal in Frankreich und habe für unser deutsches Recht gekämpft. Deine Marie bleibt Dir doch und wenn der Sieg errungen, sind die Lorbeere um so süßer.

Marie stand neben mir und wischte eine Thräne aus ihren Augen; sie nannte meinen Entschluß edel und versprach mir nochmals ewige Treue. Am zwei-

Digitized by Google

ten Tage darauf nahm ich herzlichen Abschied von diesen Lieben und trat, gesegnet von denselben und begleitet von den Küssen meines Liebchens den Weg nach dem Kriegsschauplatze an.

Als ich mich von Marie trennte, sprach sie mit halberstickter Stimme: »droben, lieber Heinrich, in der Kapelle, will ich jede Woche für Dich allein beten!«

Mit beklemmter Brust verließ ich jene Berge, die mir so lieb geworden.

Als ich München erreicht, schlossen sich noch mehrere alten Freunde an, und so eilte ich denn der Heimath zu, fröhlichen Muthes und voll Thatendurst, denn auf meine Marie konnte ich bauen, da in jenen Bergen noch Offenheit und Treue wohnt, und begeistert ist wohl jedes junge Herz, wenn es gilt, in's Feld zu ziehen für's Vaterland.

Nach meiner Ankunft in Schleswig besuchte ich vor Allem meine Mutter; dieselbe war allein, nur von einer Magd unterstützt und ziemlich schwächlich, mein älterer Bruder war bereits in die Reihen der Kämpfenden eingetreten. Nach einem Aufenthalte von fünf Tagen bei meiner Mutter eilte auch ich zur Fahne Deutschlands und trat als Jäger in das Tann'sche Freikorps. Ich wohnte allen Gefechten desselben bei und ließ mich später, nach dessen Auflösung in ein Jägerbataillon versetzen. Hier nahm ich als Unteroffizier, später als Sekondelieutenant an allen glücklichen und unglücklichen Waffenthaten meiner braven, tapfern Brüder Theil, und mußte zuletzt auch sehen, wie so manches deutsche Herz umsonst für diese schöne Sache geblutet. Ich übergehe diese Punkte schnell, denn sie sind noch zu neu und zu schmerzlich für mich.

Mein Bataillon wurde auch aufgelöst, viele meiner Brüder ließen sich in brasilianische Dienste anwerben, ich wollte zu meiner Mutter gehen, allein ich traf dieselbe nicht mehr am Leben.

Da mein Bruder bei Idstedt den Heldentod gefunden, meine Eltern ebenfalls im Grabe schlummerten, hatte die Heimath, die wir nicht mehr eine deutsche nennen konnten, auch keinen Reiz mehr für mich. Ich verkaufte daher die Hinterlassenschaft meiner Eltern und meines Bruders und sagte dem armen Schleswig-Holstein »Lebewohl!!«

Im fernen Süden, in jenen bayerischen Hochgebirgen hoffte ich an dem treuen Herzen meiner süßen Marie und im Kreise der liebevollen Försterfamilie für so manches Schmerzvolle Ersatz zu finden. Es war wieder Mai, als ich die wohlbekannten Berge betrat, mein Herz jauchzte bei dem Frühlingsanblicke. Die Försterwohnung lag vor mir, allein Niemand der alten Freunde ließ sich blicken. Endlich an der Thüre begegnete mir der Förster, er breitete seine Arme aus, preßte mich an die Brust und benetzte meine Wangen mit Thränen. Unterdessen war auch die Försters frau herzugekommen, auch sie brach bei meinem Anblicke in lautes Schluchzen aus.

»Was ist denn vorgefallen?« fragte ich, »wo ist Marie?«

»Drunten im Kirchhof!« erwiderte jetzt der Förster.

Halb ohnmächtig sank ich auf den nächsten Stuhl, allein ich hatte keine Thränen mehr, ich war plötzlich so kalt und gefühllos, als wenn Nichts vorgefallen sey. Schweigend mit verwirrten Blicken ging ich im Zimmer auf und ab, da fiel plötzlich mein Auge auf die an der Wand hängende Cither. Jetzt erst ward mein Inneres wärmer; ich ging hinaus unter das Vordach und ließ den ausbrechenden Thränen freien Lauf. Die um mich in frischer Jugend prangende Natur wußte nicht, wie sehr jetzt ein Menschenherz blutete. Der Förster kam auch heraus, setzte sich zu mir und begann:

»Im letzten Herbste, als der erste Schnee die Berge deckte, ging Marie, wie gewöhnlich, nach der Kapelle, um zu beten. Am Nachmittag erhob sich ein ungeheuer eisiger Wind, man konnte ihm auf offenem Wege unmöglich Stand halten; mächtige Schneewolken thürmten sich im Thale auf und bald flog auch der Schnee in dichten Flocken zur Erde nieder. Uns wurde anfangs Bang um Marie, da sie jedoch den Weg schon hundertmal gemacht hatte, trösteten wir uns zuletzt wieder. Als es jedoch Abend geworden und Marie noch nicht zurückgekehrt war, hing ich meine Jagdtasche um, nahm die Büchse zur Hand und ging den Berg hinauf, der Kapelle zu. Ich und mein Hund kamen bis zur Kapelle, allein unsere Marie hatten wir nicht gesehen. Daß sie in der Kapelle gewesen, bewies die Kerze, die sie immer anzündete, und die seit dem letzten Besuche ziemlich abgenommen hatte. Die Sterne zogen am Himmel herauf, ein heftiger Frost lagerte sich über die Schneedecke, weßhalb ich den Heimweg wieder einschlug. Ich rief öfter ihren Namen, jedoch stets ohne Antwort; ich hoffte sie zu Hause zu treffen, allein auch diese Hoffnung war eitel. Schlafen konnte ich diese Nacht nicht, ich ging im Zimmer auf und ab, meine Frau betete.

(Schluß folgt.)

Die jüngsten Ereignisse in Barcelona.

Kaum waren die Ereignisse von Madrid und das Pronunciamento Saragossas am 17. Juli in Barcelona bekannt, als man auch gleich eine große Aufregung in der Stadt bemerkte, obgleich sie sich auf die untere Klasse der Gesellschaft, eine große Anzahl Fremder und eine kleine Minorität der Nationalmiliz beschränkte, welche letztere in der Hauptstadt Cataloniens 6000 Mann zählte. Am 18. d. Mor-

Digitized by Google

gens versammelten sich sechs oder acht Munizipalräthe und beschlossen, die Bewegung Saragossa's zu unterstützen, und zu diesem Ende die Nationalgarde zusammen zu rufen. An die Militärbehörden sandten sie eine Botschaft, um zu erfahren, ob man auf sie rechnen könnte. Auf die abschlägliche Antwort der Militärbehörden bildeten sich sofort Gruppen auf dem Konstitutionsplatze, ein Portrait Espartero's wurde unter Bivatrufen des Volkes durch die Rambla und die belebtesten Straßen der Stadt getragen. An der Spitze der Gruppe standen einige demokratische Deputirte, einige republikanische Journalisten und französische Emigranten, welche das Volk anredeten, das aber trotz aller Anstrengungen der Redner sich sehr schweigsam verhielt. Die Minorität der Ayuntamientos, welche sich der Gewalt bemächtigt hatte, berief die Nationalmiliz, wovon aber nur ein Drittel erschien, welche, etwa 2000 Mann stark, mehrere öffentliche Gebäude besetzte. Um 5 Uhr Abends wurden zwei Kanonenschüsse gelöst, das war das zwischen der Militärbehörde verabredete Zeichen, und in demselben Augenblick erschienen von allen Seiten Infanterie, Kavallerie und Artillerie, welche die Rambla, den Schloßplatz, den Platz San Lajne und andere Punkte besetzten. General Zapatero vertrieb die Aufständischen aus ihren Stellungen. Ein Theil der Milizen war gleich zu Anfang zu den Truppen übergegangen; etwa 400 Mann besetzten aber die Azalostraße und andere, wo sie anfingen, Barrikaden zu bauen. An den Ecken mehrerer Plätze wurden Plakate angeschlagen, welche das Volk zu den Waffen riefen. Um 6 Uhr erschienen 2 Linienbataillone mit einigen Kanonen und eröffneten von der Rambla aus ein sehr heftiges Feuer. Die Insurgenten mußten die Barrikaden verlassen, nachdem sie vergeblich auf Unterstützung vom Volke gehofft hatten; man verschloß ihnen sogar die Häuser und verhinderte sie, aus den Fenstern auf die Truppen zu schießen. Um 10 Uhr hatte das Feuer ganz aufgehört; aber die Insurgenten hielten noch in der San Pablosstraße und einem Theile der Rambla unter dem Befehle des Deputirten Franko. Während der Nacht zog der Generalkapitän alle Truppen zusammen, die er auftreiben konnte, und vermochte so, 16 Bataillons, 2 Regimenter Kavallerie und mehrere Brigaden Artillerie zu bilden. Ein Dampfschiff wurde nach den Balearen geschickt, um Abtheilungen vom Geniekorps zu holen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die eßbaren indianischen Vogelnester werden meistentheils auf Java und dort namentlich in der Nähe von Buitenzorg (Sanssouci) gefunden. Ihre Fundorte sind Höhlen an außerordentlich steilen Felswänden, die nur dadurch zu erreichen sind, daß man sich mittelst Stricken zu denselben hinabläßt. Diese Höhlen mit den einträglichen Vogelnestern hat ein Chinese gegen Erlegung einer Summe von jährlich 110,000 fl. gepachtet. Zur Zeit des Sammelns der Vogelnester wird den Javanern, deren man sich bei der Ernte bedient, ein großes Fest gegeben, bei dem eine wunderliche Zeremonie gebräuchlich ist. Man richtet nämlich ein besonderes Zimmer mit Bett, Räucherwerk, Spiegel und Früchten her, und zwar — für den Teufel! Eine Zauberin beschwört den Gottseybeiuns und dieser gibt das Versprechen, »daß außer der Unvorsichtigkeit« kein Unglück vorfallen solle. Ist die Ernte glücklich beendet, so wird dem Teufel in ähnlicher Weise gedankt. Der Javaner pflegt übrigens äußerst respektvoll vom Teufel zu sprechen, den er nie anders als Tuan (Herr) Satan nennt.

Am 28. Juli feierte die Stadt Erfurt ein Volksfest, dessen Abstammung aus der Zeit Rudolphs von Habsburg herrührt, und noch an jenen Segen erinnert, den jener Ahne des österreichischen Kaiserhauses in den deutschen Gauen stiftete. Bei seiner Anwesenheit in Erfurt, welche in das Jahr 1270 fällt, war es auch sein erster Gedanke, Thüringen von den so gefährlichen Raubrittern zu befreien. So zerstörte er, in Gemeinschaft mit Erfurts hammerführenden Gewerken, das nahe im Steiger auf der sogenannten Kuhweide befindliche Raubschloß Dienstberg. Zur Erinnerung an jenes Ereigniß ziehen nun alljährlich Erfurts Gewerke in den nahe gelegenen Steiger, und ergötzen sich mit den Ihrigen bei einem munteren Gelage.

Der russische Mineralog Koksch arow, Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und Oberstlieutenant im Bergingenieurkorps, will auf den Ilmen-Bergen im Ural ein neues Mineral aufgefunden haben, das er zu Ehren des bekannten Krystallographen K. Nauman »Naumannit« zu nennen vorschlägt. Das neue Mineral, das in denselben Gruben vorkommt, in welchen man Topas und Fenakit findet, hat eine eisenschwarze Farbe, halbmetallischen Glanz und an den Kanten einen röthlichen Schein. Näheres über die krystallographische und physische Beschaffenheit des Minerals verspricht Herr Koksch arow nach seiner Rückkehr nach Petersburg zu veröffentlichen.

Redakteur: Gustav Pfeffert.
Druck u. Verlag bei Fikette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 187 Mittwoch, 6. August 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick rief der Major von Fritsch laut seinen Namen.

Obrist von Brenda! An Euch ist die Reihe!

Oh, er ist viel zu empfindsam! lachte Matusch. Er will nicht würfeln!

Ist das wahr, Obrist?

Feodor stand sinnend und gedankenvoll da. Es ist ein Weib, sagte er leise zu sich selber. Vielleicht ein junges, schönes Mädchen, gleich Elisen! Wie, wenn ich versuchte, sie zu retten! Ich habe Glück im Würfelspiel! Wohlan, versuchen wir's.

Und mit entschlossenem Schritt nahte er sich dem Tische.

Geht her die Würfel, es gilt um meinen Antheil an der Beute!

Die Würfel klirrten und taumelten lustig auf den Tisch nieder.

Da! Achtzehn Augen!

Der höchste Wurf!

Obrist Feodor von Brenda hat gewonnen!

Das Weib ist mein! rief Feodor mit freudestrahlendem Gesichte.

Seine Kameraden blickten ihn erstaunt an. Ein Weib? Wißt Ihr es denn schon?

Feodor deutete schweigend nach dem Hintergrund des Zimmers, wo die Kosacken neben der Bahre standen, und in unterwürfigem Schweigen des Augenblickes harrten, wo man ihrer ansichtig werden möchte!

Ja, beim Himmel, ein Weib!

Und mit schallendem Gelächter stürzten die Männer zu den Kosacken hin.

Wo habt Ihr sie erwischt? fragte der Major von Fritsch.

Weiß nicht! sagte einer der Kosacken. Wir waren an einer Mauer hingeschlichen, und als wir sie endlich erkletterten, sahen wir vor uns einen Garten, in den wir langsam und vorsichtig niedersliegen, und hinter den Büschen lauerten, ob Niemand die lange Allee herunter kommen werde! Richtig! Wir hatten noch nicht lange gewartet, da kam diese ihre ganz allein daher, wir fielen über sie her, und so sehr sie sich auch sträubte, war's natürlich doch umsonst! Zu ihrem und zu unserm Glück ward sie ohnmächtig, denn sonst hätte ihr Weinen und Jammern vielleicht Menschen herbei gelockt, und wir wären gezwungen gewesen, sie zu knebeln.

Die Offiziere lachten. Nun, jetzt kann Obrist Feodor ihr den Mund mit Küssen verschließen, sagte Major von Fritsch, während der Lieutenant Matusch den Kosacken einige kleine Kupfermünzen hinwarf, und ihnen mit lauten, verächtlichen Schelworten befahl, sich zu entfernen.

Als aber jetzt die jungen Offiziere sich der Bahre nahten, auf welcher das ohnmächtige Weib lag, als sie mit rohen Scherzen das Tuch lüften wollten, welches ihre Gestalt umhüllte, trat Feodor von Brenda ihnen mit entschlossenem Gesicht und flammenden Augen entgegen.

Niemand wage es, diesen Schleier aufzuheben, rief er mit stolzem Ton.

Und als die Kameraden mit schnell erregtem Zorn auf ihn einstürmten, als sie es dennoch versuchen wollten, sich diesem verschleierten Weibe zu nahen, zog der Obrist sein Schwert, bereit, es gegen Jeden zu führen, der es wagen würde, sich ihm zu widersetzen.

Das entschlossene, trotzige Gesicht des jungen Kriegers, sein erhobenes, kampfbereites Schwert machte seine tobende Freunde stutzen und zurückweichen.

Feodor hat Recht! sagte der Major Fritsch nach einer Pause. Er hat das Weib redlich im Würfelspiel gewonnen. Ihm gebührt es jetzt, mit ihr über das Lösegeld zu unterhandeln, und über ihr Schicksal zu entscheiden!

Die Kameraden blickten, vielleicht beschämt über ihre eigene Wildheit, vor sich nieder.

Er hat Recht! Sie ist sein Eigenthum! murmelten sie, indem sie zurückwichen und sich der Thür näherten.

Geht, meine Freunde, geht, sagte der Obrist, ich verspreche Euch, mit ihr zu unterhandeln um

Digitized by Google

das Lösegeld und entsage schon im Voraus meinem Antheil daran.

Die Gesichter der russischen Offiziere erheiterten sich mehr und mehr, und Feodor freundlich und lächelnd zuwinkend, verließen sie das Gemach.

Graf Feodor von Brenda war jetzt allein mit dem ohnmächtigen, verschleierten Weibe.

XXVII.

Das Wiedersehen.

Als die Offiziere das Zimmer verlassen hatten, eilte Obrist Feodor nach der Thüre hin, und verschloß sie sorgfältig, um das unvermuthete Hereindringen seiner Kameraden abzuwehren. Dann schaute er vorsichtig in alle Winkel und hinter die Vorhänge der Fenster, um sich zu überzeugen, daß Niemand sich dort verborgen halte. Er wollte durchaus ganz ungestört seyn mit diesem armen Weibe, dessen Antlitz er noch nicht einmal geschaut, zu dem aber ein seltsames, ihm selber unerklärliches Mitgefühl ihn hinzog. Seine wilde, abenteuerliche Natur war jetzt in aller Stärke in ihm erwacht, und er fand diese Situationen, dem fremden Weibe, seinem Eigenthume gegenüber, unendlich reitzend, unendlich pikant. Mit erröthenden Wangen, mit flammenden Blicken und pochklopfendem Herzen nährete er sich jetzt der Verschleierten.

Aber plötzlich stieß er einen Schrei aus, und taumelte entsetzt einen Schritt zurück. Dieses Weib, welches leblos und ohne Bewegung, bleich und schön, wie eine gebrochene Blume vor ihm lag, es war Niemand anders, als Ellie Gozkowsky, seine Geliebte.

Er stand und starrte sie an, er drückte seine Hände gegen seine Stirn, seine Augen, als wolle er sich aufrütteln aus diesem Zauber, der ihn beherrschte, als wolle er seine Augen öffnen, damit sie die Wahrheit und Wirklichkeit erschauten. Dann näherte er sich ihr und faßte ihre Hand, und ließ seine Hände über ihr glänzendes Haar gleiten, und betrachtete sie lange und prüfend.

Nun schoß sein Blut wie ein Feuerstrom zu seinem Herzen hin, nun brannte und glühte es in seinem Kopf, in seinen Adern, und ganz überwältigt, ganz berauscht von diesem unerwarteten Wiedersehen, sank er vor ihr nieder und ein stolzes, triumphirendes Lächeln verklärte sein Angesicht.

Sie ist es! Sie ist es! murmelte er leise. Es ist Ellie! Und jetzt ist sie mein, und Niemand kann sie mir entreißen! Sie ist mein Eigenthum. Das Schicksal führte sie mir selber in die Arme! Thor, der ich wäre, sie noch einmal entfliehen zu lassen!

Und mit stürmischer Gewalt preßte er sie an sein Herz und bedeckte ihren Mund, ihr Antlitz mit seinen wilden, unheimlichen Küssen.

Aber der Sturm dieser Zärtlichkeit erweckte die Ohnmächtige. Sie richtete sich langsam und betäubt in seinen Armen empor und blickte träumerisch umher. Wo bin ich? fragte sie müde.

Feodor, welcher immer noch vor ihr kniete, zog sie fester an sein Herz. Du bist bei mir, sagte er leidenschaftlich, und als er sie in seinen Armen erzittern fühlte, fuhr er glühender fort: Nein, fürchte nichts, Elise, blicke nicht so scheu und angstvoll umher! Auf mich richte Deine Blicke, auf mich, der zu Deinen Füßen liegt, und vom Schicksal nichts weiter verlangt, als daß dieser Moment eine Ewigkeit dauern möge.

Elise hatte ihn kaum verstanden. Sie war noch betäubt, noch von diesen Traumbildern der Ohnmacht umnebelt. Sie fuhr sich mit der Hand nach der Stirn, und ließ sie matt und kraftlos wieder sinken. Meine Sinne sind verwirrt, flüsterte sie leise. Es braust vor meinen Ohren! Was ist mit mir geschehen?

Feodor sagte glühend: Frage nicht, forsche nicht, Geliebte! Denke, daß die Liebe einen Engel gesandt, welcher Dich auf seinen Flügeln heitete, und zu mir herrrug durch die Luft. Was willst Du forschen nach der Entstehung des Wunders, wenn das Wunder selbst mit seiner Entzückung uns umgibt. Und fürchte auch nichts, Du holde, weiße Taube! Wie ein Engel bist Du durch die Sündfluth dieser Zeiten zu mir hergeflattert! Du bringst den Oelzweig! Es ist der Friede, und die Liebe feiert einen seligen Triumph.

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutsches Herz.

(Schluß.)

„Am frühen Morgen kommt Einer meiner Revier-gehilfen und meldet, daß in der Schlucht, welche links neben dem Fußsteige nach der Kapelle sich öffnet, der Leichnam eines Mädchens liege; mehr sprach er nicht, wahrscheinlich hatte er schon Marie erkannt. Mir stockte das Blut in den Adern, ich konnte keinen Fuß bewegen vor Schrecken. Ich ertheilte also dem Gehilfen den Auftrag, mit dem Knechte und einigen Bauerleuten hin zu fahren, und den Leichnam zu holen. Als sie wieder kamen, ging ich hinaus, hob das Tuch in die Höhe und erblickte mein theures Kind. Ich war außer mir vor Schmerz. Man brachte die Leiche in's Zimmer, am zweiten Tage wurde unsere Marie begraben. Die ganze Umgegend nahm an dem Leichenzuge Theil. Alle hatten sie geehrt und geachtet. Uns thut sie in der Seele weh, denn sie war wirklich ein braves Kind.

Digitized by Google

Der Förster trocknete seine Augen, ich konnte es nicht glauben, daß Marie wirklich todt sey.

Am folgenden Tage besuchte ich den Kirchhof und ihr Grab. Anfangs, als ich auf dem Erdhügel, der wieder grün geworden, kniete, stiegen verzweiflungsvolle Gedanken aus meiner Seele hervor. Hier kniete ich, verlassen und einsam, keine Stimme sprach mir Trost zu. Wie ein schönes Phantasiegemälde lag die Vergangenheit hinter mir; auf dem uferlosen Meere der Empfindungen öffnete sich kein Hafen, wo mein gebrochenes Herz hätte Ruhe suchen können. Ich fühlte ein süßes Heimweh, eine stumme Sehnsucht nach den Räumen einer andern Welt. Es kam mir vor, als vernähme ich eine Stimme aus dem Grabe, mein Inneres wurde plötzlich ganz umgestimmt, ein inniges Gebet zu Gott, dem Weltregierer, so wie die glühenden Tropfen, welche aus meinen Augen auf das weiche Gras rollten, streuten heilenden Balsam in mein Gemüth, eine wohlthuende Ruhe kehrte in mein Herz zurück, ich ward mir selbst wieder gegeben.

Ich kehrte zur Försterswohnung zurück und blieb sodann auch im Hause. Zwei Jahre verweilte ich dort, skizzirte, wie früher, da jeder einzelne Ort mir theuer geworden und besuchte allein oder in Begleitung meiner lieben Freunde das Grab meiner Geliebten.

Endlich wurde ich krank, weßhalb mir der Arzt zur Restauration dieses Taunusbad anrieth.

Ich fühle wohl, daß ich nicht mehr gesund werde. Sehen Sie den Mond dort, wie er hinter dem Berge am blauen Himmelsdome mit seinem friedenreichen Antlitze heraufsteigt, er schwimmt im reinen Aethermeer, so ist auch jetzt mein Inneres, es ist rein und selig in der Wonne der Erinnerung, mein Herz schwimmt in den melodischen Sphären der Seligen, wo keine Klage mehr wohnt, wo alle Gefühle sich einigen, wo die reinen Töne des Herzens sich verstehen und finden."

Der Maler hätte grenzen, wir traten den Rückweg an, Beide stumm und sprachlos. Der Maler ging in sein Zimmer, ich zu meiner Familie. Noch spät am Abende, als ich meiner Gattin die Leidensgeschichte unseres Hausgenossen erzählte, ertönten die Saiten der Cither mächtig zu unserem Fenster herein; sie klangen wieder so schmelzend, daß ich glaubte, sie redeten mit mir.

Am folgenden Tage ließ mir der Maler sagen, daß ihn der Ausflug sehr angegriffen habe und daß er das Bett hüten müsse. Wirklich sah er auch viel leidender aus. Einige Tage später bat er mich unter Angabe der Adresse, an den Förster schreiben zu wollen, „denn," sagte er, „ich sehe nicht mehr auf."

Eine Woche darauf kam wirklich der Förster und vorgestern ist der Maler gestorben.

Die Cither, ein Portrait und die anderen Sachen nahm der Förster, der nach unserem Besuche am Grabe vorhin mit der Eisenbahn wieder abreiste, mit, mir schenkte noch vor dem Tode der Maler das Liederbuch. Das erste Lied in demselben ist:

„Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat
Muß scheiden."

Es war dieses auch das Lied, welches der Verstorbene jeden Abend spielte, und das mich immer so sehr ergriff.

Ich und mein Freund leerten die Gläser, drückten dem Herrn die Hand und traten den Rückweg an nach Mainz. Ein frischer stärkender Luftzug strich von den nahen Höhen herüber, die Sonne sank hinter die Berge der Bergstraße, die von dem Flammenblicke der scheidenden Tagesgöttin erwärmt glühten, die Vögel jubelten in der lauschigen Luft, die Menschen drängten und eilten am Bahnhofe, mir ward ganz wehmüthig um's Herz. „Ach! wie ist die Welt so kalt!" dachte ich bei mir. —

Am folgenden Tage kehrte ich am Taunus vorüber nach der Heimath zurück. Ich dachte seitdem schon oft an jene Reise; unwillkürlich schoss ich manchmal nach den blauen Bergen des Taunus, wenn das Wetter hell, — und eine Thräne mischt sich dann in meine Erinnerung.

Die jüngsten Ereignisse in Barcelona.

(Schluß.)

Am 19. um 1 Uhr Morgens hörte man einige Schüsse auf der Rambla; um 3 Uhr wurde das Feuer in der Unionsstraße sehr lebhaft, und in weniger als 5 Minuten wurden 25 Kartätschenschüsse gethan. Die Insurgenten hatten 4 Kanonen, welche von Artilleristen der Miliz und Franzosen bedient wurden, und womit sie sich kräftig in ihren befestigten Stellungen hielten. Um 5 Uhr nahm das Feuer ab und die Insurgenten, welche sahen, daß die Bevölkerung den Truppen Beistand leistete, und daß letztere sehr energisch verfuhren, verließen die meisten ihrer Stellungen, und um 6 Uhr war die Armee Herrin fast aller wichtiger Punkte in Barcelona. Einem Kommando zur Auslieferung der Waffen gehorchten nur einige friedliche Nationalgardisten. Um 12 Uhr wurde wieder eine große Schlacht an der Barriere del Padro geliefert, und Barrikaden erhoben sich auf allen Seiten, wie durch einen Zauberschlag. Die Truppen nahmen ihre Stellungen wieder, bewaffnete Patrouillen durchzogen die Stadt, um Verhaftungen vorzunehmen; die Truppen ruhten ermüdet

Digitized by Google

aus, und etwa 60 Todte, meistens in Hemdsärmeln und noch sehr jung, wurden von den Straßen geschafft. Am 20. um 1 Uhr Morgens ging das Gefecht von Neuem los, die Nationalgardisten, welche die Waffen abgeben wollten, wurden von den Insurgenten angehalten und entwaffnet. Um 2 Uhr wurde ein schreckliches Feuer eröffnet von den Barrikaden der Azaltostraße, der Hospitalstraße und andern im unteren Theile der Stadt. Zugleich erhoben sich die Arbeiter von Barcelonate, von Gracia und von Sanz, und drohten die Insurgenten von Barcelona zu verstärken. Sie waren 2000 an der Zahl. Endlich eröffneten die Citadelle und Monjuich ihr Feuer, Bomben und Granaten fielen auf die Stadt Sanz. Die Truppen rückten gegen die von Außen ankommende Massen aus, unter welchen ein schreckliches Blutbad angerichtet wurde. Das Feuer in Barcelona nahm unterdeß zu; die Barrikaden wurden genommen; die Insurgenten wurden in die Borne, die Azaltostraße und Trentaklaus zurückgedrängt. Der Kampf dauerte bis in die Nacht; Barcelona glich einer wahren Hölle. In der Nacht hörte die Kanonade auf; aber man vernahm noch Flintenschüsse. So begann der 21. Auf dem Platze San Jaime sammelte der erste Alkade ungefähr 100 Munizipalgarden, und überfiel eine Kompagnie Linientruppen, welche den Gerichtshof bewachten. General Villalouge, welcher nach der Verwundung des General Bassolo das Kommando über den Platz übernahm, drang in das Stadthaus ein, und bemächtigte sich des Alkaden nebst 4 anderen Individuen, welche die revolutionäre Junta bildeten. Um 9 Uhr stellten die Truppen das Feuer ein, um Provisionen einzunehmen. Um 10 Uhr marschirten ungefähr 600 Mann aus Gracia in Barcelona ein, bemächtigten sich einer Kaserne, entwaffneten die kleine darin befindliche Abtheilung, erschossen vor der Pforte den Kommandanten Magin Raurt nebst einem anderen Offizier. Als der General dieß erfährt, rückte er mit einer Kolonne auf die Insurgenten los. Die Truppen stürzten sich in Wuth auf die letzteren, welche gegen 100 Mann verloren. Um 11 Uhr wurde wieder ein schreckliches Feuer in Borne und der Azaltostraße eröffnet. Die Terrassen der Häuser füllten sich mit Menschen, und die Genietruppen schlugen Löcher in die Wände, um von Haus zu Haus zu gelangen. Die Aufständischen vertheidigten sich wie Verzweifelte. Um Mittag wurde Feuer von allen Terrassen herab gegeben, und man hörte die Kanonade der Citadelle und die von Monjuich. Die Kanonen donnerten in den Straßen, wo wieder Barrikaden errichtet wurden. Nach 1 Uhr flohen die Rebellen in allen Richtungen; die Truppen verfolgten sie, und machten unerbittlich Alle nieder, die sie erreichten. Von allen Seiten öffneten sich die Fenster, und das Volk rief den Truppen Beifall zu. Um 3 Uhr war die Stadt ruhig. Eine aus Infanterie, Kavallerie und Artillerie bestehende Kolonne verfolgte die Flüchtlinge nach Gracia, wo eine neue Schlacht begann. Am 22. endlich war die Stadt in ihren Normalzustand zurückgekehrt nach einem der furchtbarsten Kämpfe, welche die Städte Europas je gesehen haben. Was den Verlust anbetrifft, so behauptet die „Epoca," die Truppen hätten nur 8 todte und 20 verwundete Offiziere, und etwa 60 todte und verwundete Soldaten gehabt; die Insurgenten dagegen hätten 1500 Todte, Verwundete oder Gefangene verloren.

Mannigfaltigkeiten.

Ein rührender Zug liebevoller Aufopferung eines Thieres für seine Jungen wird aus Wegstädtl gemeldet, wo Feuer ausbrach und binnen kurzer Zeit acht Wohn- und mehrere andere Gebäude ein Raub der Flammen wurden, bis es endlich den eifrigsten Anstrengungen mehrerer Bürger und der thätigen Hülfe der löblichen Gendarmerie gelang, des verheerenden Elementes Herr zu werden. Ganz nahe dem Feuer befand sich das Nest eines Finken auf einem Zwetschgenbäumchen. Das Feuer versengte alle umstehende Bäume, und selbst die Blätter des Zwetschgenbaumes, auf welchem sich das Finkennest befand, wurden zum Theil verbrannt; aber das Weibchen verließ trotz des erstickenden Qualmes und der großen Menschenmenge, die lärmend bei dem Baume mit der Bedienung der Feuerspritze beschäftigt war, seine Jungen nicht, sondern bedeckte schützend seine Lieben mit dem eigenen Körper und erst, als um die sechste Abendstunde es ruhiger wurde und der Rauch sich verzog, entfernte es sich auf einen Augenblick, um den Jungen das nöthige Futter zu verschaffen.

Aus Wien wird dem „Dresdner Journal" geschrieben: Das Spekulationsfieber scheint noch nicht seinen Höhepunkt erreicht zu haben. Jedermann will neue Pläne entdecken, neue Unternehmungen vorschlagen, kurz etwas finden, womit man spekuliren könnte, d. h. neuen Vogelleim für Gimpel erfinden. Man versichert, daß dem Ministerium wenigstens zwanzig Projekte von neuen Eisenbahn-Unternehmungen zur Genehmigung vorliegen, und ein Spekulant ist sogar auf die Idee gekommen, einen Tunnel, wie den Londoner oder Ofener, an der Ferdinandsbrücke, also unter dem Kanal, zu erbauen auf Aktien natürlich. Dieser könnte höchstens den Ratten zur Bequemlichkeit dienen, er müßte also unter diesen Subskribenten suchen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Lisette Weilandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 188 Donnerstag, 7. August 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Aber als er sie jetzt wieder heftiger an sein Herz ziehen wollte, durchflog ein Zittern ihre ganze Gestalt. Oh, jetzt besinne ich mich, sagte sie heftig. Jetzt weiß ich Alles! Ich war allein im Garten, da kamen diese fürchterlichen Männer, sie packten mich mit ihren rohen Händen, sie verwundeten mein Herz mit ihren entsetzlichen Blicken, die mich schaudern machten, sie rissen mich fort! Wohin haben sie mich hingeführt? Wo bin ich?

Du bist bei mir! sagte Frodor, indem er ihre Hand an seine Lippen zog.

Jetzt erst blickte sie ihn an, jetzt erst erkannte sie ihn, und nun flog eine dunkle Gluth der Freude über ihr Gesicht, und ein himmlisches Lächeln trat auf ihre Lippen. Sie fühlte, sie wußte nichts, als daß ihr Geliebter neben ihr, daß er nicht getödtet, nicht für sie verloren sey.

Mit einem Aufschrei des Entzückens warf sie sich in seine Arme, und begrüßte sie den Verlornen, den Wiedererstandenen mit glühenden, seligen Liebesworten. Und dann richtete sie sich wieder empor, und schaute ihn an, und Thränen des Glückes füllten ihre Augen.

Oh, mein Gott, er lebt! rief sie jubelnd, indem sie ihre Hände zu Gott empor faltete. Mein Vater hat ihn also nicht in den Tod geschickt. Ich danke Dir, mein Gott, ich danke Dir! Du hattest also Erbarmen mit meinen Thränen.

Die Liebe schützte mich! sagte Frodor, Elisen mit leidenschaftlichen Blicken betrachtend. Sie that ein Wunder, indem sie mich errettete, sie thut ein größeres, indem sie Dich in meine Arme führt! Fürchte nichts, Elise! Keine andern Augen, als nur die meinen, haben Dich hier gesehen! Niemand kennt Deinen Namen! Es ist ein süßes Geheimniß, das nur die Liebe mit uns theilt.

Warum mußte er sie wecken aus der süßen Betäubung, welche ihr ganzes Wesen umfangen hielt, warum mußte er sie an die Welt erinnern, und an alles das, welches draußen lag, außerhalb dieses Zauberringes, in welchem seine Gegenwart, seine Blicke, und seine Worte sie gebannt hatten?

Indeß, jetzt war sie erwacht, und aus diesem träumerischen Entzücken zu der grausamen und unheilsvollen Wirklichkeit empor geschleudert. Der Freudenstrahl erblich auf ihren Wangen, das Lächeln erstarb auf ihrer Lippe, und sich gewaltsam aus seinen Armen losmachend, stand sie stolz und zürnend vor ihm.

Frodor, sagte sie entsetzt, Du sandtest diese fürchterlichen Männer? Du also ließest mich entführen?

Ihre Blicke richteten sich mit einem zornigen, durchbohrenden Ausdruck auf Frodor hin, welcher beschämt das Auge zu Boden senkte. Als sie dieß sah, lächelte sie verächtlich, und ihre beleidigte jungfräuliche Ehre drängte selbst ihre Liebe und ihre Zärtlichkeit in den Hintergrund.

Ach, jetzt begreife ich! sagte sie mit schneidendem Hohn. Man hat mir erzählt von dieser Menschenjagd, welche jetzt in der Stadt geübt wird. Der Obrist Frodor von Brenda spielt, wie es scheint, eine würdige Rolle bei dieser Jagd.

Und als Frodor sich ihr nahen, als er ihre Hand fassen wollte, stieß sie ihn rauh zurück. Ein zorniger Schmerz tobte in ihr, und machte sie stolz und hart.

Berühre mich nicht, rief sie gebieterisch; versuche nicht meine Hand zu fassen! Du bist nicht mehr Der, welchen ich liebe! Du bist ein Menschenräuber. Aber ich sage Dir, Du hast meinen Körper nur gezwungen, daß er Deine ehrlose That geduldet, meine Seele aber ist frei, und meine Seele verachtet Dich.

Sie war prächtig anzuschauen in diesem edlen Zorn, welcher ihre ganze Gestalt zu heben schien und eine dunkle Gluth auf ihr Wangen trieb. Frodor schaute sie mit glühenden Blicken an, er hatte sie niemals so verführerisch, so zauberhaft schön gesehen, und mit jauchzender Freude wiederholte er sich leise: sie ist Mein! Mein Eigenthum, und Niemand kann sie mir entreißen.

Digitized by Google

Und ganz durchglüht von diesem Gedanken breitete er die Arme nach ihr aus.

Sie, wich stolz und zürnend zurück. Geht, sagte sie, ich habe nichts zu schaffen mit einem Manne, der das heiligste Gesetz der Welt, der die freie Menschenehre raubmörderisch anfällt, und wie ein Dieb heranschleicht, um die Unschuld zu erwürgen.

Ihre Stimme brach, ihre Augen füllten sich mit Thränen; aber sie schüttelte sie aus ihren Augen fort. Ich weine, sagte sie, aber ich weine nicht vor Schmerz und nicht vor Liebe! Der Zorn erpreßt mir Thränen, und sie sind bitter, oh, bitterer als der Tod.

Und indem sie so sprach, bedeckte sie sich das Gesicht mit ihren Händen und weinte bitterlich.

Feodor legte leise seinen Arm um ihre zitternde Gestalt; sie fühlte es nicht im Uebermaß ihres Schmerzes.

Nein, Elise, sagte er; Du weinst, weil Du mich liebst, Du weinst, weil Du mich jetzt Deiner Liebe für unwürdig hältst. Aber bevor Du mich verurtheilst, höre mich. Ich schwöre Dir, daß ich nicht Theil habe an diesem Verrath, welchen man an Dir begangen! Du mußt mir glauben, Elise! Diese so schwarze, so unwürdige That, sie würde sich wie ein Brandmal auf meine Stirn gedrückt haben, aber sieh mich an, Geliebte, ich kann den Blick Deines Auges ertragen, ich kann mein Auge zu Dir erheben, und meine Stirn ist fleckenlos.

Sie ließ ihre Hände langsam von ihrem Gesicht gleiten und sah ihn an. Ihre Blicke begneten sich und ruhten lange auf einander. Sie war so gläubig und so unschuldig, sie liebte ihn so vertrauensvoll und heiß! — Sie glaubte ihm! Sie reichte ihm mit einem köstlichen Lächeln ihre beiden Hände dar, und er las in ihren Blicken alle die Worte der Liebe und Zärtlichkeit, welche ihre schüchternen Lippen nicht auszusprechen wagten.

Aber der Instinkt ihrer Jungfräulichkeit war in ihr noch mächtiger, als ihre Liebe. Sie verschloß ihr Ohr den Zuflüsterungen ihrer eigenen Zärtlichkeit, um nur diese Stimme der Ehre, des jungfräulichen Stolzes, der Kindespflicht zu vernehmen, welche warnend in ihrem Busen ertönten.

Nein, sagte sie mit fliegendem Athem, zitternd vor Erregung, nein, Feodor, dieß ist keine Stunde des Glückes, in welcher meine Ehre und mein guter Name begraben wird, dieß ist keine Stunde des Glückes, in welcher die Verläumdung es hörend von Mund zu Munde tragen wird, daß sich ein deutsches Mädchen in das russische Lager entführen ließ, und ohne Scham der Schande in die Arme lief. Denn so werden sie sprechen, Feodor! Sie werden es nicht glauben, daß man mich gewaltsam entführte, sie werden es auch nicht glauben, daß Du dieser Frevelthat fremd bist! Die Welt glaubt niemals an die Unschuld, wer angeklagt ist, den verurtheilt sie, und wenn tausendmal ein Richterspruch ihn frei gesprochen! Nein, Feodor, mit Fingern werden sie auf mich zeigen, und hohnlachend, mit unsterblicher Freude werden sie einander sagen: seht da, dieses schamlose Weib, welches zu den Russen lief, und mit ihrem Geliebten schwelgte, während ihre Vaterstadt in Blut und Thränen seufzte. Seht da, des reichen Mannes Kind, welches an Ehre so arm ist.

Und indem sie sich in der ganzen edlen Kraft ihrer Würde und ihrer Unschuld höher aufrichtete, fragte sie mit hochgeröthetem Wangen: Graf Feodor von Brenda, wollt Ihr es dulden, daß das schlechteste Weib sich besser dünken darf, als die, welche Ihr Eure Braut nennt, und die bereit ist, Glück und Unglück mit Euch dereinst zu theilen?

Sie sah in ihrer stolzen und edlen Begeisterung nicht dieses schnelle Zucken seiner Augenlider, und diese Schamröthe, welche über seine Wangen flog, sie bemerkte nicht, daß er das Auge niederschlug, und daß seine Stimme beklommen und zitternd war, als er dann zu ihr sprach.

Elise, sagte er, Du bist außer Dir! Deine gereizte Phantasie läßt Dich Alles mit schwärzeren Farben sehen! Niemand weiß ja, daß Du hier bist.

Aber die ganze Welt wird es erfahren, rief sie, denn die Verläumdung hat tausend Stimmen, mit denen sie das Böse ausstreut! Deßhalb Feodor, laß mich fort! Niemand, sagst Du, weiß, daß ich hier bin, nun wohl, so wird auch Niemand wissen, daß ich gehe! Feodor, sey barmherzig mit Dir selber! Laß mich fort.

(Fortsetzung folgt.)

Eisenbahn-Unglück in Nordamerika.

Die blutigen Annalen der amerikanischen Eisenbahnen, wo Leichtsinn und Tollkühnheit schon so manches Opfer forderten, haben sich abermals um einen schrecklichen Vorfall (über den wir schon kurz berichteten) vermehrt. — Man liest im „Courrier des Etats Unis“ vom 19. Juli: Die Direktoren der mit der katholischen Kirche von St. Michael verbundenen Sonntagsschule in der Vorstadt von Kensington hatten ein Pick-Nicken veranstaltet, an welchem alle Zöglinge der Anstalt mit den Professoren, Eltern u. s. w. Theil nehmen sollten. Fort Washington, 14 Meilen von Philadelphia, auf der Linie von Nord-Pennsylvania gelegen, wurde für dieses Familienfest auserlesen.

Donnerstag um 5 Uhr Morgens ging ein ausschließlich für diese Exkursion bestimmter Extrazug

Digitized by Google

mit 1100 Personen in 12 Waggons ab. Man fuhr zuerst ziemlich langsam, aber nach einiger Zeit ließ der Kondukteur den Lauf der Lokomotive beeilen, um den Zug nicht zu behindern, der zu gleicher Zeit von der entgegengesetzten Seite kommen sollte. So erreichte man nach und nach eine Schnelligkeit von 35 Stunden (!) per Stunde. Unterdessen hatte der entgegengesetzte Zug die Station Gloyanne um 6 Uhr 14 Minuten verlassen. Um 6 Uhr 18 Minuten war er zu Fort Washington. Hier bemerkte man dem Kondukteur, daß er zu frühe daran sey und sich, wenn er weiter gehen werde, der Gefahr aussetze, dem Exkursionstrain zu begegnen. Er gab jedoch, taub gegen diese Rathschläge, den Befehl zur Abfahrt.

Einige Minuten später begegneten sich die beiden Lokomotive an einer Krümmung der Bahn, und aus diesem Zusammenstoße entstand eines der schrecklichsten Unglücke, dessen die Geschichte der Eisenbahnen erwähnt. Die Heftigkeit des Zusammenstoßes war so groß, daß die beiden Lokomotive sich in die Höhe stellten, um sodann seitwärts umzustürzen. Gleichzeitig wurden die Bagagewägen und die ersten Waggons aneinander zermalmt. Der nach Philadelphia hinabsteigende Zug enthielt nur etliche 20 Passagiere, die mit stärkeren oder leichteren Kontusionen davon kamen. Aber der Exkursionstrain, der ungeheuer schnell fuhr und schwer beladen war, mußte an dieser Zerstörungsscene einen furchtbaren Tribut zahlen.

In weniger Zeit, als es zum Niederschreiben bedarf, waren die ersten fünf der 12 Wagen nur noch ein gräßlicher Haufen von Trümmern und Resten menschlicher Wesen. Um das Unglück voll zu machen, entstand durch das aus den Lokomotiven geschleuderte Feuer in dieser Anhäufung sterbender Trümmer noch eine Feuersbrunst. Das Unheil fand auf einem ungefähr zehn Fuß hohen Damme ohne Bäume, ohne Wasser, fern von jeder ergiebigen Hülfe statt. Eine glühende Sonnenhitze vermehrte dabei die Leiden der Einen und lähmte die Hülfeleistungen der Anderen. Das Schreien der Unglücklichen unter den Holztrümmern flehte um Hülfe, welche die Flammen zu leisten verhinderten. Ehe man zu ihnen gelangen konnte, mußte man eine Kette bilden, um sich Wasser zu verschaffen und Spritzen, um den Brand erfolgreich dämpfen zu können, und als man namentlich nachdrücklich zum Rettungswerke schreiten konnte, war das Schreien seit langer Zeit verstummt.

Mehr als hundert Verwundete und 35 Leichen wurden nach und nach nach Philadelphia gebracht. Aber dieß ist leider nicht die volle Zahl der Todten. Die verkohlten Ruinen des Konvoi's enthielten noch andere Opfer, die — schrecklich! — noch fünfzig übersteigen sollen. Dieser Vorfall — sagt ein Augenzeuge — war das Fürchterlichste, was ich je gesehen habe. Von fünf „Kars“ blieben nur die Räder auf den Schienen. Das Holzwerk war bis auf die geringste Spur verschwunden. Die Leichen waren so entsetzlich verbrannt aufgehäuft, daß man nicht mehr unterscheiden konnte, ob es Männer oder Frauen waren. Unter den Trümmern sah man die Körper von 15 bis 18 Menschen. Aber man konnte nur zu einigen Gliedern gelangen. Hier lag ein Arm, dort ein Fuß, da ein Kopf. Den Schein des Feuers sah man vier Meilen weit.

Nun denke man sich dazu: die Schreckens- und Verzweiflungs-Scenen im Bahnhofe zu Philadelphia! Die entsetzten Eltern und Verwandten, wie sie mit grauenhafter Angst die Ankunft der Todten und Lebenden erwarten, um zu wissen, ob sie ein Kind, ein theures Wesen beweinen müssen oder umarmen dürfen.

Die Schuld des Unglückes fällt einstimmig dem Kondukteur des anderen Zuges zur Last, der unter allen Umständen die Ankunft des Exkursionszuges zu Fort Washington hätte abwarten müssen. Dieser aus dem Unfalle, ohne sichtbare Verwundung, hervorgegangene Mensch starb dennoch plötzlich am selben Abend. Nach Einigen erlag er einer inneren Verletzung, Andere glauben, daß Verzweiflung und Gewissensangst ihn dazu brachten, sich zu vergiften. Wie dem auch sey, der menschlichen Gerechtigkeit ist er entgangen. Der Lokomotivführer wurde verhaftet.

Mannigfaltigkeiten.

Eis wird in Nordamerika nicht mehr als ein Luxusartikel betrachtet, es ist unentbehrlich wie Milch, Fleisch oder Brod im Haushalte einer Hausfrau. Das Eis als einen Export-Artikel zu betrachten, wurde in größerem Maßstabe zuerst in Boston und Umgegend gethan. Da hat man Eispflüge, Eissägen ꝛc. und eine Menge anderer Sachen erfunden, welche die Eisernte billiger und schneller machen. Der Hauptverbrauch des Eises ist in den Vereinigten Staaten selbst, und nur zwischen 70- bis 100,000 Tonnen werden nach den westindischen Inseln, Brasilien, Peru ꝛc. und Ostindien verschifft. Der Verbrauch in den einzelnen Städten richtet sich danach, ob das Trinkwasser durch einen Aquädukt oder durch natürliche Quellenbrunnen erhalten wird, das Verhältniß ist größer beim ersteren, als beim letzteren. New-York und Philadelphia, und gewöhnlich auch Baltimore und Washington gewinnen das Eis für ihren eigenen Verbrauch in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft. Fast alle anderen Städte erhalten das Eis von Boston. New-York selbst, mit

Digitized by Google

einer Eisernte im Winter 1855 auf 1856 von 337,000 Tonnen, hat bis jetzt fast kein Eis exportirt, jetzt scheint es aber zu beginnen, da es dieses Jahr z. B. einige 30,000 Tonnen mehr produzirte als es konsumirt. Boston produzirt etwa 400 bis 500,000 Tonnen, aber davon wird nur der siebente Theil in Boston selbst verbraucht. New-York dagegen verkauft seine 300,000 Tonnen an die Konsumenten direkt. Das Kapital sämmtlicher Eiskompagnien in den Vereinigten Staaten wird auf 6 bis 7 Millionen gerechnet, und die Verkäufe sind wenig unter 30 Millionen. Dieß ist gleich dem vierten Theile des Werthes der Baumwollernte, und gleich dem fünften des Waizens. Boston, der Haupt-Eisplatz der Union und der Welt, beschäftigte 1855 nicht weniger denn 520 Schiffe für den Eis-Export, und wird die Seefracht dafür auf 450,000 Dollar veranschlagt, die Landfracht ist etwa 90- bis 100,000 Dollar. Die zur Eindringung des Eises beschäftigten 8- bis 10,000 Personen erhalten 1 bis 25 Dollar per Tag. Der eigentliche Aufschwung des Eishandels ist erst seit ungefähr 1835, früher war er unbedeutend.

[Historische Kleider.] Seit Eva mit dem Feigenblatt verdammt ward zum Tode, da ist an nackter Wahrheit Statt gezogen ein — die Mode. Wenn Eva nicht, ihr lieben Leut', dereinst genascht hätte, so gäb' es keine Schneider heut und keine Etikette.

Da aber dieß nun 'mal geschehn und nicht mehr ist zu ändern, so hat man Röcke herrschen seh'n in aller Herren Ländern; von Judith bis zur Maintenon und bis auf unsere Zeiten, hat arg gehaust der Cotillon, selbst bei ganz klugen Leuten.

O Cotillon, o Unterrock, vielfaltig Ungeheuer, du stürztest einst Lord Bolingbrok' und schürtest Kriegesfeuer! O Handschuh, Fächer, Strumpfenband, ihr Mieder und ihr Schürzen, ihr könnt in Schulden manches Land und könnt selbst Throne stürzen.

Es ward auch manches Männerkleid im Lauf der Zeit historisch; man hat's verehrt weit und breit: es herrschte kategorisch. Der graue Rock, der kleine Hut, der Mantel schier in Flicken, dieß machte Franzosen Blut, wo sie sich ließen blicken!

Wo Der erschien, verzogen sich die kleinen Schattengeister; wo Er erschien, da neigte sich der Zeremonienmeister, nicht fragend, ob im rich'gen Staat er Bind' und Stiefel hätte — des Kaisers kleiner Fuß zerstrat der Kleinen Eusette.

Und kürzlich noch hat Unglücksstoff gebracht die böse Mode: es war der Herr von Menzikoff mit seinem Paletot; wär er in Estarpins und Frack zum Divan hingetreten — so hätt' manch Volk am heut'gen Tag mehr Menschen und Moneten.

Und wieder droht ein Menzikoff uns mit des Krieges Uebeln, gekommen an Viktoria's Hof mit schwarzer Bind' und Stiebeln. Man sah den Bruder Jonathan — ein Schreck fuhr durch die Gäste — er hatte lange Hosen an und eine gelbe Weste!

Daraus sich Jeder merken kann: es schau'n die Menschen leider nur auf das Kleid, nicht auf den Mann — — — ei die verdammten Schneider! — Und wenn es jetzo kommt zum Bruch trotz allen Friedensfesten, so meldet einst Frau Clios Buch: „Es kam der Krieg — von Westen!“

[Noch gröber?!] Ein General revidirte die Festung, deren Kommandant seine Worte nicht auf die Goldwage zu legen pflegte. Der General war mit der Garnison nicht recht zufrieden. „Obrist,“ sagte er, „Sie müssen mehr Ordnung unter die Leute bringen, Sie müssen besonders den Fähndrichs grob kommen.“ „Noch gröber?!“ erwiderte der Kommandant, „Exzellenz das ist unmöglich.“

Ein Spekulant in Glasgow gibt in einer Bude Vorstellungen, in denen Thiere, Ratten, Mäuse und Kaninchen mit Strychnin vergiftet werden!!

Räthsel.

In blauer Luft die Lerche schwirrte,
Und fröhlich tönte die Schalmei,
Als draußen auf dem Wort der Hirte,
Die Heerde führt' im grünen Mai.

Da schaut er in das Thal hernieder,
Als müßte dort sein Liebchen seyn.
Ach, sie war ihm das Lied der Lieder,
Und seinem Aug' das Wort allein.

Sie schlummert längst im kühlen Grabe,
Bei ihrem Hügel steht das Wort.
Ausruhend auf dem Hirtenstabe,
Sieht träumend er den heil'gen Ort.

Auflösung des Palindroms in Nro. 183:

Emma — Amme.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Eisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 189 Freitag, 8. August 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Nein, sagte er fast rauh, ich lasse Dich nicht! Du forderst das Unmögliche von mir! Thor, der ich wäre, so im Wahnsinn das Glück von mir zu schleudern, das ich mit meinem Herzblut erkaufen möchte! Ich habe zwei Mal mein Leben daran gewagt, um Dich zu sehen, um endlich eine stille, selige Stunde zu finden, wo ich zu Deinen Füßen niederknieen und Dich anschauen und in Deinem Anschauen mich berauschen könnte! Und jetzt verlangst Du, daß ich mich freiwillig aus dem Paradies verbannen soll.

Plötzlich vernahm man ein lautes und stürmisches Klopfen an den Thüren, und die Stimmen seiner wüsten und tollen Kameraden riefen laut Feodor's Namen und forderten mit wildem Ungestüm das Oeffnen dieser verschlossenen Thüren. — Beide erwachten sie aus ihrem schmerzlichen Sinnen! — Der süße Traum war zu Ende, — die Wirklichkeit machte sich mit ihrer rauhen Nothwendigkeit wieder geltend.

Aber so groß war die Gewalt, welche Elise über das Herz ihres Geliebten ausübte, daß er in diesem Moment nicht an sich selber mehr und an seine Wünsche dachte, sondern nur noch an dieses junge, zitternde Mädchen, welches jetzt den rohen und beleidigenden Blicken dieser wüsten Gesellen ausgesetzt werden sollte! Seine Blicke flogen im Zimmer umher, nach irgend einem Versteck forschend, wo er Elise verbergen könnte, und als er sich überzeugt, daß dieß umsonst, daß keine Rettung mehr möglich, senkte er traurig das Haupt auf seine Brust und seufzte.

Elise verstand ihn, sie begriff ihre trostlose, entsetzliche Lage. Es gibt also keinen Ort, wo ich mich verbergen kann? rief sie verzweiflungsvoll. Die Schande erwartet mich also, die ganze Welt wird es erfahren, daß ich hier bin.

Draußen tobten und schrieen die Offiziere immer lauter und wilder, und verlangten immer wüthender das Oeffnen dieser verschlossenen Thür.

Feodor ließ seine verzweiflungsvollen Blicke im Zimmer umher irren! Nirgends die Möglichkeit, sie zu verbergen, sie unbemerkt entfliehen zu lassen.

Immer wüthender und wilder tobten die tollen Kameraden gegen die verschlossene Thür.

Mit einem entschlossenen Ausdruck nahm Obrist Feodor dieses große Shawls, welches zuvor Elisen's Gestalt umhüllt hatte, und warf es über ihr Angesicht.

Wohlan, sagte er, so mögen sie denn kommen! Wehe aber dem, der es wagt, dieses Tuch zu berühren.

Und indem er Elisen in einen Sessel niederdrückte, eilte er nach der Thüre hin, und öffnete sie.

XXVIII.

Ein Freund in der Noth.

Als der Obrist Feodor von Brenda die Thüre geöffnet hatte, drangen seine Kameraden mit wildem Geschrei und rohem Gelächter in das Gemach ein, und ihre gierigen Blicke späheten umher nach diesem armen Weibe, dem edlen, bei ihrer heutigen Menschenjagd erlegten Wild.

Als sie Elise verhüllt und bewegungslos, wie sie sie verlassen, in dem Sessel lehnen sahen, stießen sie ein Freudengeschrei aus, und begannen dem Obristen in wirrem Durcheinander, oft unterbrochen von ihrem frohen Lachen, ihren freudigen Ausrufungen, den Grund ihres stürmischen Eindringens zu erläutern.

Es sey ein junger Mann erschienen, der nach einer jungen, von Kosacken entführten Dame geforscht und dabei dringend eine Unterredung mit dem Obristen Grafen Feodor von Brenda gefordert habe, um ihm ein Lösegeld für die eingefangene Dame anzubieten.

Und wir kamen, Euch dieß zu melden, sagte der Lieutenant von Matusch, damit Ihr den Handel nicht zu wohlfeil abschlösset, denn dieß ist der reichste Fang, der uns bis jetzt gelungen ist.

Digitized by Google

Dieß Mädchen ist die Tochter des reichen Gozkowsky! rief ein Anderer der Offiziere.

Sie muß ein ungeheures Lösegeld bezahlen! jubelte der Major von Fritsch.

Obrist Feodor fragte mit anscheinendem Staunen: Dieß Weib da wäre Gozkowsky's Tochter? Wißt Ihr denn nicht, Freunde, daß ich lange Zeit in Berlin gelebt habe? Nun wohl, ich kenne diese schöne und glänzende Tochter des reichen Gozkowsky sehr genau, und ich darf Euch versichern, daß kein Zug ihres Angesichtes dem unserer Gefangenen gleicht.

Die Offiziere sahen bestürzt und zweifelnd einander an. Sie wäre nicht Gozkowsky's Tochter?

Aber dieser junge Mann sagte uns doch, er komme von dem Herrn Gozkowsky.

Und daraus folgert Ihr, daß wir seine Tochter eingefangen haben? rief Feodor von Brenda lachend. Wo ist dieser Mann?

Der Lieutenant Matusch öffnete die Thür, und sofort erschien auf der Schwelle derselben die ernste und edle Gestalt Bertram's.

Er hatte getreu das Gelübde erfüllt, welches er sich selber geleistet, er hatte mit wachsamen und sorglichen Blicken jeden Schritt Elisen's bewacht und behütet, und während Gozkowsky, im treuen Dienst des Vaterlandes Tag und Nacht von seinem Hause entfernt war, hatte Bertram als nie rastender Wächter dessen Tochter beschützt. Es ist wahr, Gozkowsky's Haus war der Rettungshafen aller Unglücklichen, der einzig sichere Ort, um seine Schätze aufzubewahren; vor dem Hause standen russische Schildwachen, und in demselben war die Wohnung des Adjutanten Tottlebens. Das Haus war vollkommen sicher, und so lange Elise die Schwelle desselben nicht überschritt, war Bertram ohne Sorge! Aber da war dieser große Garten, in welchem sie Stunden lang zu wandeln liebte, da war dieser ihr Lieblingsplatz an dem äußersten Endpunkt des Gartens, unfern der Mauer, welche so leicht zu überklettern war.

Bertram hatte es nicht wagen mögen, Elise von dem Besuch dieses einsamen und abgelegenen Platzes zurückzuhalten, aber er war ihr gefolgt, wenn sie dorthin sich begab, und hinter irgend einem Baume sich verbergend hatte er mit der Geduld und Ausdauer, deren nur die Liebe fähig ist, dieses junge Mädchen bewacht, welches seinen Schutz weder begehrte, noch ihm dafür dankte.

Auch heute war er ihr zu ihrem Lieblingsplatz gefolgt; aber nachdem er sich überzeugt hatte, wohin sie ihre Schritte gelenkt, war er noch einmal in das Haus zurückgekehrt, um sich eines wichtigen Geschäftsauftrages Gozkowsky's zu entledigen. Als er aber dann, von einer seltsamen angstvollen Unruhe getrieben, wieder in den Garten eilte, war er gerade noch zu rechter Zeit gekommen, um in der Ferne Elisen's Hülferuf zu vernehmen, und näher heran stürzend ihre Gestalt noch einmal zu gewahren, wie sie von den Kosacken über die Mauer gehoben ward.

Einen Moment stand Bertram, wie vom Schrecken gelähmt, bewegungslos da. Dann aber war in seiner Seele nur Ein Entschluß, Ein Wollen, — er mußte sie erretten! Schon eilte er dem Hause zu, um sich sofort zum General Tottleben zu begeben, und seinen Beistand und seine Hülfe in Anspruch zu nehmen. Aber ein entsetzlicher und qualvoller Gedanke hemmte plötzlich seinen Schritt.

Wie, wenn Elise nicht unfreiwillig gegangen? Wie, wenn dieß eine verabredete Entführung gewesen, welcher man nur den Schein einer Gewaltsamkeit gegeben, um, falls sie mißlänge, Elisen's Ehre von jedem Makel rein zu erhalten?

Diese Gedanken waren es gewesen, welche Bertram's eilige Schritte hemmten, und ihn zur Ueberlegung zwangen. — Dieß Eine nur stand fest, — retten mußte er sie jedenfalls, selbst wider ihren Willen, selbst auf die Gefahr hin, als einzigen Lohn seiner aufopfernden Liebe ihren Haß zu gewinnen! Sein Entschluß war gefaßt! Er mußte sie aufsuchen, er mußte zu ihr hindurch dringen, und wäre sie hinter einer Mauer russischer Soldaten verborgen. Treu und wünschlos, wie immer, sollte sie ihn an ihrer Seite finden, bereit, sie gegen jeden Angriff und jede Gefahr zu schützen!

Jedenfalls mußte ihre Entführung aber ein Geheimniß bleiben! Er sagte daher ihren Dienerinnen, das Fräulein habe sich in ihr Zimmer zurückgezogen und sich eingeschlossen, um nach so vielen ruhelosen Nächten einige Stunden Erholung zu finden. Er beauftragte die Diener, dieß Gozkowsky zu sagen, wenn er heimkehren würde, und nachdem er sich alsdann mit Waffen versehen hatte, begab er sich auf den Weg, um Elise zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Kalifornien.

Die Wiedereinsetzung des Sicherheits-Ausschusses.

Die neuesten Berichte aus dem Goldlande betreffen fast ausschließlich die durch eine brutale Mordthat veranlaßte Wiedereinführung des Sicherheitsausschusses (Vigilance Committee) und der Volksjustiz in San-Franzisko. Davon sind alle Zeitungen zum Ueberfließen voll. Politik, Nicaragua, Panama, Pazifik-Eisenbahn, Ernte, Indianerkrieg, kurz Alles, was sonst den Inhalt der kalifornischen Nachrichten zu bilden pflegt, ist vor diesem Ereig-

Digitized by Google

nisse in den Hintergrund getreten. Und in der That, nachdem, was seit Jahr und Tag jede Post über die gräulichen Sitten- und Rechtszustände im Goldlande gemeldet hat, kann man nicht darüber erstaunen, daß eine spontane, gewaltige Reaktion gegen diese Zustände alle übrigen Interessen für den Augenblick verdrängt.

Die Einzelnheiten der Vorfälle, welche diese Reaktion bezeichnen, sind kurz zusammengefaßt folgende: James King, früher ein Bankgeschäften betheiligt, aber durch unverschuldete Unglücksfälle bankerott geworden, gab seit der großen Finanzkrisis, die so viele Schurkereien an's Licht brachte, ein kleines Blatt unter dem Titel »Evening Bulletin« heraus, worin er der namenlosen Korruption in der Kalifornischen Geschäftswelt den Schleier vom Gesichte riß, und ohne Scheu die Urheber kolossaler Schwindeleien und Betrügereien an den Pranger stellte. Dieses Blatt fand, wie man sich leicht denken kann, bei ehrlichen Leuten außerordentlichen Anklang. Es ward vergrößert und zog nun auch gegen die Korruption der Gerichte und die von Politikern verübten Niederträchtigkeiten zu Felde. Dabei beschränkte sich King nicht allein auf Allgemeinheiten, sondern nannte jeden Schurken beim Namen. Er errang sich dadurch das Ansehen eines Reformators und namentlich die arbeitenden Klassen zollten ihm eine Verehrung, wie einem Schutzheiligen. Gefährlich war diese Stellung, denn er hegte sich die ganze Brut von Betrügern, Schwindlern und Gaunern auf den Hals. Oft genug war er in der Lage, solche Subjekte, die ihn zur Rede stellen wollten, die Treppe hinab werfen zu müssen, und er ging stets wohlbewaffnet auf die Straße. Indessen fürchtete man doch kaum, daß sich Jemand ernstlich an ihm vergreifen würde, da die Achtung, in der er stand, so groß war, daß der Angreifer von einem Ausbruche der Volkswuth das Schlimmste hätte fürchten müssen.

Dennoch geschah es. Ein Mensch, Namens Casey, der früher im Zuchthause zu Sing-Sing gesessen, sich aber in Kalifornien als »demokratischer« Politiker ausgezeichnet hatte, indem er z. B. ganze Packete von Stimmzetteln in die Kästen warf und sich auf diese Weise unter Anderem zum Subrevisor wählte, obschon die Stimmgeber in dem Bezirke gar nicht wußten, daß er ein Kandidat sey, hatte sich in San Francisko einen so gefürchteten Namen gemacht, daß Niemand ihm zu nahe zu treten wagte. Unter den Spielern, Borern, Stößern und in den Bordellen regierte er wie ein König, und ein von ihm herausgegebenes Wochenblatt die »Times,« sicherte seine Macht und seinen Einfluß. Gegen diesen Menschen, vor dem alle andern Blätter zitterten, erhob King seine Stimme und brandmarkte ihn durch den Diamanten auf seine Karriere im Zuchthause (14. Mai). Casey stürzte sofort in das Bureau des Bulletin und setzte King zur Rede, dieser aber wies ihm die Thüre. Wenige Minuten nachher, als King einen Geschäftsweg über die Straße machte, sprang Casey, der ihm aufgelauert, auf ihn los und schoß ihm eine Kugel durch die Brust.

Der »Cal. Dem.« schreibt nun: »Die Nachricht von dem Attentat verbreitete sich wie ein elektrischer Funke durch die Stadt. Alle Straßen waren mit Menschen bedeckt, denen die Entrüstung aus dem Gesicht sprach. Casey wurde verhaftet und in einem Wagen, verfolgt von dem wilden Geschrei der Menge, nach dem Countygefängniß gebracht, wo sich alsbald eine starke Polizeimannschaft sammelte. Einen Augenblick schien es hier, als würde Casey in die Hände der Menge fallen; Charles Duane befreite ihn jedoch und brachte ihn die Treppe hinauf in das Gefängniß.«

Am folgenden Tage war das erste Verlangen nach Rache einem ruhigen ernsten Entschlusse gewichen. Der alte Sicherheitsausschuß ward berufen. Alle Geschäfte hatten aufgehört, die Gerichte hielten keine Sitzungen. Der Telegraph meldete die Vorfälle vom Tage zuvor ins Land und auch dort entstand eine furchtbare Aufregung.

»In allen Ständen, so schreibt der »Demokrat,« zeigte sich dieselbe feste Entschlossenheit, die Uebel auszurotten, an denen unsere Gesellschaft krankt, alle Stände legten ihre Geschäfte bei Seite und vereinigten sich im Kampfe gegen das Ungethüm, welches schon lange wie ein Alp auf San Francisko gelegen. Die Zahl der Beitretenden steigerte sich am Morgen von Stunde zu Stunde, und fast die gesammte deutsche Bevölkerung hat sich an der Bewegung betheiligt.

»Die Franzosen hatten eine eigene Versammlung gehalten, und darin beschlossen, sich an der Bewegung des Volkes zu betheiligen. Sie haben das Vigilance-Komite benachrichtigt, daß sie gerüstet dastehen, um alle Beschlüsse des Exekutiv-Komite durchführen zu helfen. Das Militär hat sich geweigert, den Aufforderungen der Behörden Folge zu leisten, das Gefängniß zu schützen.«

Die Bewegung verstärkte sich von Stunde zu Stunde und am 17. Mai organisirte der Sicherheits-Ausschuß eine wohlbewaffnete Bürgergarde von 3000 Mann, die wie aus der Erde hervorgewachsen zu seyn schien. Hiermit zog er nach dem Gefängniß, in welchem die Polizei postirt war. Anfangs, wie es schien, zum hartnäckigen Widerstand entschlossen, gab diese, als sie die Uebermacht der Bürger sah, jeden Gedanken daran auf. Das Gefängniß ward geöffnet und der Mörder nach dem Lokale des Sicherheits-Ausschusses gebracht. Am Nachmittag ward auf dieselbe Weise der berüchtigte Mörder Cora geholt. Dieß geschah am Sonntag. Von

Digitized by Google

Montag an ging vor dem Ausschusse das Verhör Casey's vor sich, das, da der Mörder Geständnisse ablegte, durch welche man weitgehende Spuren zu finden hoffte, nicht so schnell abgemacht war, als man erwartet hatte.

Am Dienstag Morgen starb King an seiner Wunde. Sobald dieß bekannt ward, wurden alle Geschäfte geschlossen, Trauerzeichen angelegt, Glocken geläutet, sogar die Trinklokale geschlossen. Dasselbe geschah in Stockton, Sakramento u. a. O., wohin der Telegraph die Nachricht sofort gemeldet hatte. Eine feierliche Stille herrschte in den Straßen, keine Ruhestörung kam vor. Aber bei Allen festigte sich der Entschluß, mit den Mörder- und Schurkenbanden, die so viel Unheil über Stadt und Land gebracht, endlich reine Bahn zu machen.

Am Begräbnißtage King's, am 22. Mai, war die Sonne zum letzten Male für seine Mörder Casey und Cora aufgegangen.

Mannigfaltigkeiten.

Auf einem der wichtigsten Gebiete der österreichischen Industrie ist von einem Wiener Fabrikanten, Herrn J. Bossi, eine Erfindung gemacht worden, die eine wahre Revolution auf diesem Gebiete hervorbringen wird. Es ist dieß die Erfindung, Shawls mittels der Maschine zu drucken. Bekanntlich geschieht das Drucken der Shawls bisher allenthalben mit der Hand, durch Platten, deren Zahl je nach dem Reichthume des Musters und der Menge der Farben verschieden ist. Ein Fabrikant, welcher täglich 200 Shawls herstellen will, muß 100 gute Arbeiter und 100 Kinder anstellen, und einen flachen Raum von 300 Quadratmetres haben. Auf 200 Shawls muß man im Durchschnitt auf 10 Prozent unvollkommener Shawls rechnen. Mit der Bossi'schen Maschine ist jeder Arbeiter im Stande zu arbeiten, selbst wenn er nicht die geringste Kenntniß von der Fabrikation hat. Die Bossi'sche Maschine druckt an einem Tage von 10 Stunden 30 Shawls in 12 Farben, und dabei braucht man nicht mehr als einen Arbeiter und ein Kind, welche nur eines Raumes von vier Quadratmetres bedürfen. Wenn man dem Tagelöhner, der sie in Bewegung setzt, denselben Arbeitslohn gibt, den gegenwärtig ein guter Drucker, der täglich zwei Shawls macht, erhält, so beträgt derselbe 1 fl. 20 kr. Dieß würde der Arbeitslohn seyn für 30 Shawls, den Shawl mit 2½ kr. berechnet, während er sonst auf 40 kr. kam. Herr Bossi hat bereits eine Reihe solcher Druckmaschinen in seiner Fabrik (zu St. Veit bei Wien) aufgestellt, und es werden innerhalb acht Tagen noch zwanzig neue Maschinen plazirt werden, von denen jede 150 Stück vierfarbige Shawls täglich zu liefern vermag. Welche Sensation diese Erfindung macht, ist daraus zu ersehen, daß die Fabrikanten in Glasgow bereits große Bestellungen in Wien gemacht haben, und daß das bekannte Fabrikhaus in Mühlhausen, Dolfuß und Komp., Unterhandlungen begonnen hat, um das Privilegium für Frankreich zu acquiriren. Herr J. Bossi hat nämlich die Vorsicht gebraucht, seine Erfindung (sowohl in Bezug auf das System derselben, als in Bezug auf die Details der Maschine) mittels ausschießlicher Privilegien in Frankreich und England sich zu sichern.

Graf Morny wird in Petersburg ein Hotel bewohnen, welches der verwittweten Fürstin Woronzoff-Daschkoff gehört. Von dieser Dame erzählte man vor wenigen Jahren folgende Anekdote: Es war kurz vor dem Staatsstreich des 2. Dezember, daß die Fürstin sich in Paris aufhielt, und manche beißende Aeußerung gegen den damaligen Prinz-Präsidenten ihr entschlüpfte; Louis Napoleon fragte sie daher einmal in einer Gesellschaft plötzlich, wann sie Paris verlassen werde? Sie nannte irgend einen unbestimmten Termin, wandte sich aber dann mit derselben Frage an ihn: „Und Sie, Herr Präsident, wann werden Sie Paris verlassen?“ Die Folge war, daß der damalige Prinz-Präsident die Entfernung der Fürstin bei der russischen Gesandtschaft als wünschenswerth darstellen ließ. Die Dame reiste ab, und jetzt bezieht der Gesandte des französischen Kaisers ihren Palast.

Obgleich in ihren Resultaten negativ, sind doch die Beobachtungen, welche Lord Rosse mit seinem großen Teleskop angestellt hat, interessant. Der Lord versichert, daß durch sein Teleskop jeder nur 100 Fuß hohe Gegenstand auf der Oberfläche des Mondes deutlich sichtbar sey, und daß unter günstigen Umständen selbst Gegenstände von 60 Fuß Höhe deutlich wahrgenommen werden könnten. Unzählige Felsen und Steine werden gesehen, aber keine Gebäude, obgleich ein Gebäude, wie z. B. Sommerset-House deutlich gesehen werden müßte. Nicht eine Spur von grünen Feldern oder Wasser zeigt sich, obgleich schon ein kleiner grüner Fleck oder Wasserstreif erkannt werden könnte. Nichts erblickt man, als eine große Wüstenei.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Liselle Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 190 Samstag, 9. August 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Sehr natürlich war sein erster Gang nach der Wohnung des Obristen von Brenda, und als er dort erfahren, daß dieser nicht anwesend, sondern in der Kaserne seines Regimentes einem Gastmahle beiwohne, eilte er dorthin, fest entschlossen, alle Schwierigkeiten zu überwinden und aller Weigerung zum Trotz, den Obristen Feodor zu sehen, um in seinen Mienen zu lesen, ob er ein Mitschuldiger dieses Verbrechens sey, dem dieses arme, vertrauensvolle Mädchen als Opfer gefallen! Indeß hatte man ihm hartnäckig den Eintritt verweigert, bis er in der Verzweiflung und Qual seines Herzens Gozkowsky's Namen als goldenen Zauberschlüssel, der ihm die Pforten öffnen sollte, benutzte.

Diese gelogierigen Soldaten hatten kaum vernommen, daß dieser junge, fremde Mann als ein Abgesandter Gozkowsky's komme, und den Grafen Brenda nach einem von Kosacken entführten jungen Mädchen zu fragen komme, als sie auch schon mit lautem Jubelgeschrei nach der Thüre stürzten, hinter welcher sich Feodor mit dem erbeuteten Mädchen befand. —

Als Bertram jetzt auf der Schwelle des Zimmers erschien, drang ein Schrei von den Lippen dieser verschleierten Frauengestalt und ließ Bertram, trotz der Verhüllung, diejenige erkennen, welche er suchte. Ein rasender Schmerz krampfte sein Herz zusammen, und einen Moment hatte er ein Gefühl, als müsse er zu diesem tollkühnen, wilden, jungen Manne, welcher neben Elisen stand, hinstürzen, um ihn zu ermorden, um in seinem Blut den Schimpf zu rächen, welchen er Elisen angethan! Aber eingedenk der übernommenen heiligen Pflicht, Elise zu schützen, und ihre Flucht möglichst verborgen zu halten, bezwang er seinen Zorn und seinen Schmerz, gewann er es über sich, ruhig und gelassen zu erscheinen!

Elise indessen hatte mit freudiger Rührung Bertram erkannt. Sein so unerwartetes und unvermuthetes Erscheinen überraschte sie gar nicht; es schien ihr so natürlich, allemal, wo ihr Gefahr drohte, Bertram als ihrem Retter und Beschützer zu begegnen, sie hatte zu ihm diese Zuversicht, ihn überall dort zu treffen, wo sie seiner bedurfte, und als sie ihn jetzt sah, fühlte sie sich errettet und erlöst aus all diesen Gefahren, welche sie bedrohten.

Sie winkte Feodor an ihre Seite, und es war nicht ohne einen Anflug triumphirenden Stolzes, daß sie zu ihm sagte: Es ist Bertram, mein Jugendfreund! Er wagt sein Leben, um mich vor der Schande zu erretten.

Feodor empfand den Vorwurf, welcher in der Betonung ihrer Worte lag, und seine Stirne verfinsterte sich, aber er überwand diese augenblickliche Regung, und wandte sich zu Bertram hin, der jetzt mit festem, entschlossenem Schritt sich ihm näherte.

Nun, mein Herr, wen suchen Sie? fragte er.

Ein junges Mädchen, welches man gewaltsam entführte! erwiderte Bertram, indem er den jungen Mann mit zornigen Blicken betrachtete.

Dieser begegnete seinen Augen mit einem stolzen, ruhigen Ausdruck. Es ist wahr, sagte er, dieses Verbrechen ist geschehen, und einige Kosacken haben ein junges Mädchen aus einem Garten entführt, und hierher geschleppt. Ich selber werde ihre ehrlose That meinem General melden, denn Sie begreifen, mein Herr, daß dieses Verbrechen uns eben so sehr beleidigt, als Sie selber! Ich selbst habe diesem jungen Mädchen meinen Schutz zugesagt, und ich würde bereit gewesen seyn, sie gegen Jeden zu vertheidigen, der es wagen möchte, ihre Ehre anzugreifen oder ihre eigne Tugend zu bezweifeln. — Kommen Sie jetzt, mein Herr, und sehen Sie, ob dieß das junge Mädchen ist, welches Sie suchen.

Er schritt Bertram entgegen, und indem er ihn zu Elisen hinführte, flüsterte er leise und schnell: Schweigt, und verrathet nicht ihren Namen! Es gilt Elisens Ehre!

Dann hob er den Schleier auf, und indem er auf Elisens verschämtes und erglühtes Antlitz deutete, fragte er mit einem spöttischen Lachen: Nun, erkennt Ihr sie? wollt Ihr beschwören, daß dieß Gozkowsky's Tochter ist?

Digitized by Google

Bertram sah ihn mit aufschreinendem Erstaunen an. Gogkowsky's Tochter? fragte er achselzuckend. Sie ist es, die mich hergesandt, und Niemand sucht sie hier.

Obrist Feodor wandte sich mit einem triumphirenden Lachen zu seinen Kameraden hin. Sagt ich's Euch nicht? Oh, Ihr guten Narren, Ihr hofftet auf eine Million Lösegeld, und ich handle seit einer Stunde mit ihr um hundert Thaler, und sie theuerte mit Thränen, daß sie nicht hundert Groschen besitze. Oh, Gogkowsky's Tochter! Glaubt Ihr, daß die so einfach, in solchem schlichten, weißen Kleide, so ohne allen Schmuck und alle Pracht einherginge? Sie liebt so gut den Putz, wie unsere Fürstinnen und schönen Frauen, und gleich diesen, sieht man die Tochter des reichen Herrn Gogkowsky immer nur in Sammet und Seide, mit Perlen und Brillanten! Oh, ich wollte wahrhaftig auch, daß wir die Millionärin hätten, dann dürften wir doch auf ein gutes Lösegeld hoffen.

Die russischen Offiziere blickten murrend und verdrießlich zur Erde. Dann fragten sie mürrisch, wer denn eigentlich dieß Mädchen sey, und weßhalb Gogkowsky sie suchen lasse.

Feodor erwiderte lachend: Wer sie sey? fragt Ihr. Nun wohl, ich will's Euch sagen, weil Euch so viel daran liegt! Ihr suchtet Gold, und fandet statt dessen nur Kohlen, an denen Ihr Euch die Finger verbranntet! Ihr suchtet die Millionärin, die reiche Erbin, und nahmt statt ihrer nur — ihr Kämmermädchen.

Ein Kammermädchen! murmelten die Kameraden verdrießlich, und indem sie ihre zornigen, finstern Blick auf Bertram hefteten, fragten sie ihn, ob dieß junge Mädchen wirklich nur ein Kammermädchen in Gogkowsky's Hause sey, und bestürmten ihn mit Vorwürfen und drohenden Schellworten, weil er ihnen falsche Vorspiegelungen gemacht, und sie habe glaube lassen, Gogkowsky's Tochter sey entführt worden.

Hätten wir dieß nicht geglaubt, so würden wir Euch nicht hier herein gelassen haben! rief der Lieutenant von Matusch. Es verlohnt sich nicht der Mühe, um eines kleinen Kammerkätzchens willen so viel Lärmen zu machen.

Eben, weil ich das wußte, erwiderte Bertram, eben deßhalb gebrauchte ich die List, Euch merken zu lassen, das entführte Mädchen sey Gogkowsky's Tochter! Ihr würdet mich sonst gar nicht zu dem Obristen von Brenda geführt haben! Zudem hatte mir das Fräulein Gogkowsky gesagt, an diesen Herrn sollte ich mich wenden, und so that ich es! Und daß ich es that, werdet Ihr begreiflich finden, wenn ich Euch sage, daß dieses junge Mädchen meine Schwester ist.

Ueber Feodors Antlitz flog ein Ausdruck des Zornes, und mit einer heftigen Bewegung wandte er sich zu Elisen hin. Ist dieß wahr, mein Kind?

Elise reichte mit einem innigen, dankbaren Blick Bertram ihre Hand dar. Es ist mein Bruder! Mein treuer Bruder.

Und als sie sah, wie Feodor's Antlitz sich verfinsterte, und seine Lippen zuckten im schlecht verhehltem Zorn der Eifersucht, richtete sie ihr klares, edles Angesicht mit einem köstlichen Lächeln zu ihrem Geliebten hin. Oh, sagte sie, es gibt nichts Edleres, nichts Heiligeres und Uneigennützigeres, als die Liebe eines Bruders.

Feodor's forschende, fest auf sie gerichteten Blicke schienen sich in ihr Herz einbohren zu wollen; vielleicht hatte er all die Liebe, Unschuld und Kraft gelesen, welche auf dem Grund desselben verborgen lag, denn seine Stirne hellte sich auf, und seine Züge nahmen wieder ihren stolzen und heitern Ausdruck an.

Mit einer raschen Bewegung nahm er Bertram's Hand, legte sie in die Elisens. Nun denn, sagte er, Ihr glückliches Geschwisterpaar, gebt Euch die Hände und dankt Gott, daß die Gefahr vorüber ist! Wir haben nichts zu schaffen mit jungen, hübschen Mädchen, wir suchen nur reiche Mädchen! Geht also.

Aber als die Offiziere mit wildem Geschrei und zornigen Blicken sich näher herzudrängten, als sie drohend ihre Fäuste erhoben, und schwuren, dieses junge Mädchen nicht ohne Lösegeld entlassen zu wollen, als Feodor, gereizt von diesem rohen und trotzigen Widerstreben seiner Kameraden, sich vor Elisen stellte, und sein Schwert zog, um sie gegen ihr wüthendes Andringen zu vertheidigen, warf sich Bertram muthig zwischen die Streitenden, und beschwichtigte den Zorn der geldgierigen Soldaten, indem er ihnen für seine „Schwester" eine bedeutendes Lösegeld anbot, und sich bereit erklärte, dasselbe sogleich auszuzahlen.

Ein Triumphgeschrei war die Antwort der Soldaten, und mit schnell erheiterten Gesichtern zogen sie Bertram zu dem Tische hin, um sich von ihm das Lösegeld auszahlen zu lassen.

Feodor folgte ihnen nicht, und während seine tollen Kameraden mit lautem Geschwätz und fröhlichem Lachen das Lösegeld untereinander theilten, blieb er an Elisens Seite. Sie schauten lange einander an, und Keiner von ihnen wagte es, dieses selige, so beredte, so inhaltsreiche Schweigen zu brechen! Ihre Seelen sprachen zu einander, was bedurfte es auch da der Worte und der äußeren Zeichen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eines Tauchers Bericht aus der Meerestiefe.

Unlängst ging an der wildesten Küste Neufundlands ein Dampfer, der „Marmion,“ von keinem Fischer in der Nähe gewarnt, jählings zu Grunde. Ohne Zweifel war er auf eine verborgene Klippe gestoßen und im Nu geschritten. Da die Unglücksstelle keine große Tiefe hatte, so erschien es mir für einen beherzten Mann nicht unmöglich, zu dem untergegangenen Fahrzeuge zu gelangen. Ich besprach den Plan mit meinen Genossen, und sie stimmten mir bei. Ohne Zeitverlust machten wir die nöthigen Vorbereitungen, und in Kurzem segelten wir, unserer sechs, unter meiner Leitung in einem kleinen Schooner nach dem Bestimmungsort. Das Wetter war still und freundlich; wohl gaben in Süden und Osten kleine, verdächtige Wölkchen dem Himmel ein bedenkliches Aussehen; doch dieses schreckte uns nicht.

Indeß war doch das Wasser so tief, daß keine Mastspitze uns des versunkenen Fahrzeuges Grab anzeigte. Wir mußten uns also einen Operationspunkt auf's Gerathewohl suchen. Dahin flog unser Schooner, und Rimmer — ein Bursche von probehaltigem Muth, den ich mir als meinen Gefährten zum Begleiter auf dem gefährlichen Gang auserkoren — und ich legten unsere Taucherrüstung an. Wir drückten die Helme fest, zogen die Hosen stramm, brachten jeden nöthigen Artikel in Ordnung, die Gewichte wurden angehängt und wir waren fertig.

„Es sieht furchtbar schwarz aus, Berton,“ sagte Rimmer zu mir. „Pah, blos ein kleiner Nebel,“ versetzte ich lustig, „Alles gut!“

„O!“ klang es dumpf unter seinem Helm hervor.

„Fertig!“ schrie ich ihnen laut zu, was sie aber nicht hören konnten. Ich gab dann das geeignete Zeichen und wurde über den Schifferand geschwungen.

Nieder gingen wir, ich zuerst und Rimmer hart hinter mir. Es dauerte nicht lange und wir hatten den Boden erreicht. Wir fanden uns auf einer scheinbar weiten Fläche, die sich nach Süden zu senkte und nordwärts hob. Als wir vor uns blickten, entstieg der Tiefe ein düsterer, schwarzer Gegenstand, den unser geübtes Auge für einen hohen Felsen erkannte.

Ich winkte Rimmer, auf diesen loszugehen.

Wie Einem zu Muthe ist, der zum ersten Male auf dem Meeresgrund einherschreitet, kann ich nicht sagen. Hier sind tausend Dinge, die selbst denjenigen, der diesen Gang hundertmal gewagt, in Erstaunen setzen. Rund um uns liegt die wasserbedeckte Fläche; nur kann hier das Auge nicht, wie in der oberen Luft, weit in die Ferne dringen; denn das Wasser wird bei wachsendem Abstand immer dichter und scheint sich in nebelige Dunkelheit zu verlieren. Außer dem unablässigen Gurgeln, das die aus dem Brustventil entrinnende Luft, und dem Plätschern, das unsere Bewegung durch das Wasser verursachte, war kein Laut zu hören. Wir schritten wacker zu; denn die in der Oberwelt scheinbar so plumpe Rüstung ist hier unten ganz vortrefflich, und macht dem eingeübten Träger nicht die geringste Unbequemlichkeit.

Fische in Schaaren waren rund um uns. Fische jeglicher Gestalt und Größe fielen uns in die Augen, wohin sie sich auch drehten. Sie schwammen hurtig neben uns, sie spielten im Wasser über uns, sie jagten und verfolgten einander in jeder Richtung. Hier tummelte sich ein Schwarm Meerschweine in plumpen Sprüngen, dort stieg ein Nordkaper langsam an die Oberfläche, hier schoß eine Anzahl kleiner Fische über uns weg, dort wiegten sich Seeungeheuer mit ihren gewichtigen Formen träge durch die Fluth. Mitunter vertraten uns drei bis vier den Weg, starrten uns an und blieben so lange auf dem Fleck, bis wir hart an sie herankamen, dann schossen sie pfeilschnell davon.

Während wir auf dem Meeresgrund fortschritten, sahen wir über unseren Häuptern, gleich einem dunkelen Gewölk am Himmel, unser Boot auf der Oberfläche langsam dahinsegeln. Und jetzt, etwa hundert Ellen vor uns, ragte die thürmende Gestalt des gagathschwarzen Felsens, den unser Auge zuerst aus der Ferne begrüßt hatte. Noch aber waren wir nicht gewiß, ob das die Stelle sey, wo der „Marmion“ gescheitert. Bald aber konnten wir einen dunklen, runden Gegenstand unterscheiden; Rimmer stieß mich an und zeigte hin; ich winkte ihm beistimmend, und wir gingen rascher vor. Nach wenigen Minuten kamen wir dem Felsen so nahe, daß der dunkle Gegenstand sich als der Stern des Fahrzeuges erwies, dessen Rumpf hier lag.

Plötzlich stieß mich Rimmer wieder an und zeigte nach oben; der Richtung seiner Hand folgend, sah ich die ganze Oberfläche des Wassers in schäumendem Wallen. Ein augenblickliches Zittern fuhr mir durch's Herz; es ging aber schnell vorüber. Wir waren in einer gefährlichen Lage. Ein Sturm war im Anzuge.

Sollten wir, dem Gegenstande unseres Strebens so nahe, wieder umkehren? Schon lag er vor uns. Wir waren hart daran. Nein, ich wollte nicht. Ich gab Rimmer das Zeichen, vorwärts zu gehen, und wir hielten unsern Kurs.

Jetzt erhob sich der Fels vor uns düster und schrecklich. Die rauhen Seiten waren von den Einwirkungen des Wassers zerfressen und an einigen Stellen mit den namenlosen Seepflanzen bedeckt. Wir gingen vorwärts, kletterten über eine Spitze, die von der Klippe hervorstach und da — lag der Dampfer.

Digitized by Google

Der „Marmion“ war senkrecht untergegangen und stand, zwischen den Felsen eingeklemmt, gerade aufrecht, wie auf der Werft. Wir rannten hastig heran und erklimmten den Schiffsrand. Da ließ sich im Wasser ein dumpfes Aechzen hören, das uns warnend in die Ohren klang und uns die drohende Gefahr verkündete. Was zu thun war, mußte rasch gethan werden. Rimmer eilte in die Kajüte und ich in den Kielraum; ich stieg die Leiter hinab in die Zimmermannswerkstätt. Alles war leer, Alles voll Wasser. Die Wogen des Meeres waren eingedrungen und trieben mit dem Menschenwerk ihr Spiel. Ich ging in den Ladungsraum. Plötzlich wurde ich von einem Geräusch oben auf dem Deck aufgeschreckt. Die schweren Tritte eines Menschen, welcher in tödtlicher Angst oder in furchtbarster Hast dahin rennt, trafen mein Ohr. Das Herz schlug mir heftig; denn es war furchtbar anzuhören, fernab in der schweigenden Tiefe des Meeres.

Pah, es war blos Rimmer.

So rasch, wie die Schwere meiner Rüstung erlaubte, stieg ich durch den ersten besten Ausgang, der sich mir darbot, die Leiter hinan und sprang auf's Deck.

Es war Rimmer.

Er kam auf mich zu, umklammerte meinen Arm, drückte ihn krampfhaft und deutete auf die Kajüte. Ich wollte hinein. Er stemmte den Fuß vor und suchte mich zurückzuhalten. Er wies auf das Boot und flehte mit Geberden eines Wahnsinnigen, nach oben zu steigen.

Es ist ein entsetzlicher Anblick, diese stummen Zeichen einer schreckenerfaßten Seele, womit sie sich verständlich zu machen sucht; sie sind schauerlich, diese Winke, wenn kein Antlitz zu sehen, keine Stimme zu hören ist. Sah ich aber auch sein Antlitz nicht, so sah ich doch die Augen durch die plumpe Maske wie Feuerkohlen glühen.

„Ich will hinein!“ schrie ich. Ich sprang von ihm weg, er schlug die Hände zusammen, wagte jedoch nicht, mir zu folgen.

Gott im Himmel, was muß da vorgehen, um die Seele eines versuchten Tauchers in dem Grade zu entsetzen? Ich muß mit meinen eigenen Augen sehen.

Ich ging vorwärts. Ich kam an die Kajütenthür. Ich trat in den Vorsaal, sah aber Nichts. Ein Gefühl der Verachtung gegen Rimmer beschlich mich; den Feigling nehme ich nie wieder mit, dachte ich. Doch, Schauer erfaßten mich. Denn da unten in dem Abgrunde ist nur Schweigen, und o welch' ein feierliches Schweigen!

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der gefährlichste Feind aller Ehemänner, so behauptet die „Oesterr. Zeitung,“ ist ein kleines Wort. Wehe ihnen, wenn die Frau mit diesem unverträglichen Peiniger Allianz geschlossen! Wünscht sie einen Kaschmir, und der Ehemann besinnt sich nur einen Augenblick, gleich heißt es: „Sonst“ würdest du nicht gezögert haben. — Ist er zufällig nachdenklich oder still (beim Teufel! man hat doch das Recht, zu denken), gleich seufzt sie: „Sonst“ warst du anders! Vergißt er, beim Herausgehen aus dem Theater, ihr Eis zu offeriren: Ach, murmelt sie, „sonst“ hättest du daran gedacht! — Sieht er nach einer anderen Dame, da lächelt die Frau bitter und sagt: „Sonst“ betrachtetest du nur mich! Er will etwas erwidern. Ja, guten Morgen! Vertheidige dich nicht, heiß es .. Erst gestern bat ich dich, mir für den verlorenen Fächer einen neuen zu besorgen .. Sieh, ich habe keinen! — Aber, liebe gute Frau, du weißt ja, daß ich wegen eines Geschäftes den ganzen Tag zu thun hatte! Ach was, Geschäfte! erwidert sie, „sonst“ hattest du auch Geschäfte, und dennoch hätte ich den Fächer zu Hause gefunden. — „Sonst“ ist das Wort, mit welchem die Frauen ihre Männer bekämpfen, es ist ihr Schwert, ihre Defensiv- und Offensiv-Waffe. „Sonst“ ist ein Gespenst, das die Frauen jeden Augenblick aufrufen; ob man geht oder kommt, lacht oder weint, schweigt oder spricht, „Sonst“ ist da, richtet sich drohend auf und durchbohrt ihn mit seinem Stachel. — Die Vergleichungen zwischen „Sonst“ und „Jetzt“ hören nicht auf, und natürlich ist der Vortheil immer auf Seite des „Sonst“. „Sonst“ hat alle guten Eigenschaften. „Sonst“ ist charmant, liebenswürdig, galant, voll von Zuvorkommenheit und Fürsorge, geistreich und gut. — Das arme „Jetzt“ verliert viel im Vergleiche, denn „Jetzt“ hat alle nur denkbaren Fehler und Laster, ist unartig, mürrisch, tölpelhaft, nachlässig und unausstehlich, weiß nicht zur Zeit zu reden, nichts zur Zeit zu thun. „Sonst“ und „Jetzt“ sind — mit Einem Worte — die beiden Janus-Gesichter, deren Eines den Frauen eben so schön scheint, als das Andere ihnen häßlich dünkt.

Räthsel.

Wer, von dem Worte erfaßt, vergebens nach Hülfe sich umsieht,
Kann sich noch oft durch das Wort retten aus Noth und Gefahr.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ignatz Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 191 Montag, 11. August 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Endlich, nach einer langen Pause fragte Feodor: Bist Du nun zufrieden, Elise?

Sie sah mit einem köstlichen Blick zu ihm hinüber. Ich bin Dein für alle Ewigkeit.

Und wirst Du dieser Stunde nicht vergessen?

Sie sagte fest und klar: Ich werde daran denken, daß ich geschworen, Dir freiwillig aus meines Vaters Hause, selbst wider seinen Willen zu folgen!

Und indem sie ihr verschämtes und erröthendes Antlitz auf ihre Brust senkte, flüsterte sie kaum hörbar: Ich erwarte Dich.

Aber diese Worte, so leise sie auch gesprochen worden, hatten doch das Ohr zweier Männer zu gleicher Zeit getroffen, und nicht bloß Obrist Feodor, sondern auch Bertram, welcher eben wieder zu ihnen getreten war, hatte sie vernommen; sie hatten den Einen mit einem freudigen Entzücken, den Andern mit qualvollen Schmerzen durchzückt.

Indeß, Bertram war es gewohnt, mit seiner schmerzvollen Liebe zu ringen und den Aufschrei seiner Qual unter dem Anschein ruhiger Gelassenheit zu verbergen.

Er näherte sich Elisen und reichte ihr mit einem schmerzlichen Lächeln die Hand dar. Komm, meine Schwester, laß uns gehen.

Ja, geht, sagte Obrist Feodor mit der stolzen Ruhe und Ueberlegenheit eines bevorzugten Nebenbuhlers. Und indem er Bertram die Hand darreichte, fuhr er fort: Seyn Sie ihr ein guter Bruder, und führen Sie Elisen sicher und unbemerkt heim.

Bertram's sonst so stilles und ruhiges Antlitz nahm einen Moment einen zornigen und fast verächtlichen Ausdruck an, und bittere Worte standen auf seinen Lippen. Aber sein zürnendes Auge begegnete jetzt zufällig den Blicken Elisens, welche angstvoll und flehend auf ihn gerichtet waren.

Er konnte sich nicht überwinden, die dargebotene Hand des Obristen anzunehmen, aber er überwand zum Mindesten seinen Zorn.

Kommt, meine Schwester, sagte er leise, indem er sie nach der Thüre hinführte, welche der Obrist ihm mit einem stummen Wink bezeichnet hatte.

Aber sie hatte nicht den traurigen Muth, ihren Geliebten ohne ein Abschiedswort zu verlassen, oder vielmehr, sie war grausam genug, Bertram diese Qual nicht ersparen zu wollen.

Sie reichte ihrem Geliebten ihre beiden Hände dar, und dankte ihm mit ihren Blicken, ihrem Lächeln, ihrem holden Erröthen und diesen so leise geflüsterten Worten, daß nur das Ohr eines Liebenden sie zu verstehen vermochte.

Feodor, ich danke Dir! sagte sie. Gott und die Liebe wird es Dir lohnen, daß Du in dieser Stunde groß und edel genug dachtest, um Dich selber zu überwinden.

Feodor fragte leise: Wirst Du Deines Schwurs gedenken?

Immer und ewig!

Er neigte sich, ihre Hand zu küssen und flüsterte leise: So erwarte mich morgen.

Ich erwarte Dich! hauchte sie leise, indem sie mit einem köstlichen Lächeln an ihm vorüberschritt, und die Schwelle der Thür überschritt.

Kein Wort ihres Geflüsters war dem aufmerkenden Ohr Bertrams entgangen, er auch hatte sie verstanden, denn er auch liebte sie, und wußte in ihren Augen und ihren Blicken ihre Gedanken zu lesen.

Wie er jetzt durch den langen Korridor ihr folgte, und ihre schlanke, ätherische Gestalt wie ein Luftgebilde vor ihm hergaukelte, war eine tiefe, verzweiflungsvolle Trauer in seinem Herzen, und den thränenumdüsterten Blick gen Himmel richtend, flüsterte er: Morgen erwartet sie ihn!

Nun wohl, fuhr er dann mit einer verzweiflungsvollen Entschlossenheit fort; nun wohl, ich werde ihn auch erwarten.

Digitized by Google

XXIX.

Nebenbuhler und Nebenbuhlerin.

Es war Bertram gelungen, Elise in ihr väterliches Haus zurückzuführen, ohne daß ihre Abwesenheit bemerkt worden, oder zu irgend einer Deutung Veranlassung gegeben hätte. — Sie hatten auf diesem langen Wege, den sie im dicht verschlossenen Wagen zurücklegten, kein Wort mit einander gewechselt, sondern Jedes in die Kissen zurückgelehnt, hatten sie sich nach so viel wechselvollen und stürmischen Scenen ein wenig Erholung, ein wenig Ruhe angedeihen lassen. Aber Elisens Hand ruhte immer noch in Bertrams Hand; vielleicht wußte sie es gar nicht, vielleicht hatte sie nicht den Muth, sie dem zu entziehen, welchem sie so viel zu danken hatte.

Bertram fühlte die fieberhafte Gluth dieser zitternden und zuckenden Hand, und diese Gluth theilte sich ihm mit, und machte, daß sein Blut wie ein Feuerstrom durch seine Adern jagte. Wie er sie ansah, und die Blässe ihrer Wangen, das schmerzliche Zucken ihrer Lippen gewahrte! überkam ihn eine tiefe Trostlosigkeit, eine unaussprechliche, erbarmungsvolle Trauer! — Er mußte sich abwenden, um diesen Aufschrei der verzweiflungsvollen Qual zurückzudrängen, welcher seine Brust fast zersprengte.

Als der Wagen hielt und Bertram mit ihr in das Haus getreten war, drückte Elise seine Hand fester in der ihren und ihre Augen begegneten ihm mit einem innigen, dankerfüllten Blick, welcher sein Herz erbeben machte in Entzücken und Schmerz zugleich.

Er wollte sich entfernen, er wollt ihre Hand los lassen, aber sie drückte sie fester in der seinen und zog ihn leise die Stiege hinauf. Er folgte ihr willenlos, ganz erfüllt von einem schmerzlichen Entzücken. Jetzt traten sie in den Salon, welcher vor Elisens Zimmern lag; sie warf einen prüfenden Blick umher, und als sie sich überzeugt hatte, daß Niemand außer ihnen Beiden in diesem Gemach anwesend sey, wandte sie das Auge mit einem unaussprechlichen Ausdruck auf Bertram hin. Sie versuchte zu sprechen, aber das Wort erstarb auf ihren Lippen, eine dunkle Purpurgluth überflog ihre Wangen, und ganz überwältigt und taumelnd von dem Sturm ihrer eignen Gefühle, lehnte sie ihr Haupt an ihres Freundes Schulter.

Er legte leise den Arm um ihre zarte, schwankende Gestalt und seine himmelwärts gerichteten Blicke strahlten in einer heiligen Rührung. In der Tiefe seines Herzens erneuerte er Gott und sich selber diesen Schwur der Treue und der hingebenden Liebe für dieses junge Mädchen, welches wie eine zerknickte Blüthe an seiner Brust lehnte.

Plötzlich richtete sie ihr Antlitz empor; es war von Thränen überfluthet und zuckte vor innerer Bewegung.

Bertram, flüsterte sie leise, ich weiß, daß ich Deiner edlen und großmüthigen Liebe nicht würdig bin, aber in der Zerknirschung meines Herzens danke ich dennoch Gott, daß er mir dieselbe zugewandt. Es mag seyn, daß eine Zeit kommt, in welcher alle die Gefühle, die Entzückungen und Gedanken, welche jetzt meine Seele erfüllen, mir als nichtige Traumbilder, und schmerzvolle Illusionen erscheinen, es mag seyn, daß ich eines Tages das ganze Leben als eine große Täuschung, ein vergebliches Ringen nach Glück und Ruhe betrachten mag, niemals aber, mein Bruder, wird eine Zeit kommen, wo ich an Dir zweifeln könnte, oder Deiner treuen und edlen Liebe vergessen möchte! Keinen andern Willen und keinem andern Gefühl wird es jemals gelingen, diese tiefe und gränzenlose Dankbarkeit zu ertödten, welche mein ganzes Wesen für Dich durchglüht, und mich Dir auf ewig verpflichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Eines Tauchers Bericht aus der Meerestiefe.

(Schluß.)

Ich durchschritt den langen Saal. Wie hat der, dachte ich, von dem Geschrei der untersinkenden Passagiere wiedergehallt! Nur der Seemann, der mit solchen Scenen vertraut ist, kann empfinden, was die Seele in solchen Momenten fühlt. Ich gelangte endlich an die Hinterkajüte und trat ein.

O Gott im Himmel!

Hätte ich mich nicht mit der krampfhaften Gewalt, die der Todesschreck gibt, an dem Griff der Thür festgehalten, ich wäre zu Boden gesunken. Ich stand wie angenagelt. Denn vor mir starrte ein Haufen Menschen, Männer und Weiber, erfaßt in dem letzten Todeskampf von den überwältigten Fluthen; jeglicher an den Fleck gebannt, jeglicher in der Stellung, worin der Tod ihn getroffen. Jeglicher war bei dem Ruck des sinkenden Schiffes von seinem Sitz aufgesprungen, und Alle hatten sich nach der Thüre gedrängt. Allein das Wasser war schneller als sie. Schau, wie sie in wilder Angst, die Einen sich an den Tisch, die Anderen an die Balken, wieder Andere an die Kajütenwände klammerten — und da blieben sie stehen. Noch an der Thüre muß das Gedränge furchtbar gewesen seyn; hier lagen sie über einander gehäuft; einige auf dem Boden, einige über sie wegrasend, um in wahnsin-

Digitized by Google

niger Hast den Ausgang zu gewinnen. Einer hatte über den Tisch zu klettern versucht, war aber darauf geblieben, sich an einem eisernen Pfosten festhaltend; keiner hatte das, was er mit krampfhaftem Griff gepackt, losgelassen; jeglicher stand und schaute wirren Geistes die Thüre an — die Thüre, guter Gott, mich, mich! Auf mir hafteten diese angsterfüllten, diese schrecklichen Augen alle. Diese Augen, in welchen das Feuer des Lebens dem Eisglanz des Todes gewichen war. Diese Augen, die, gleich den Augen des Wahnsinnigen, ausdruckslos stierten. Unter diesem stieren Blick gefror mir das Blut zu Eis. Diese Verzerrung der Gesichter, in denen sich Angst, Schreck, Verzweiflung, kurz, alle Seelenstürme ausprägten, standen mit den erfrorenen, verglasten Augen in einem um so schrecklicheren Gegensatz. Der Anblick des Menschen auf dem Tische war scheußlicher, als der aller übrigen: das lange, schwarze Haar flatterte ihm aufgelöst um die Schultern, und der wilde Kinn- und Knebelbart gaben ihm das grausige Aussehen eines Dämons. Ach, welches Wehe und welche Marter, welch unäglicher Todeskampf stand auf diesen verzweifelten Gesichtern geschrieben!

Ich achtete nicht der gefährlichen See, die schon in leichter Aufregung war, als ich den Dampfer betrat. Doch hätte der Sturm mit zehnfach stärkerer Wuth darüber rasen müssen, sollte er hienieden in dieser schauerlichen Tiefe nur einigermaßen merklich seyn. Indeß hatte er allerdings zugenommen, und die Bewegung ließ sich auch in dem Abgrunde verspüren. Plötzlich bekam der Dampfer einen Stoß und erzitterte unter dem Wogen-Anprall.

Alle die gräßlichen Gestalten schwankten und stürzten. Die Leichenhaufen wichen aus einander. Die Teufelsfratze auf dem Tische schien stracks auf mich einen Satz nehmen zu wollen. Ich floh mit einem Zetergeschrei: ich dachte, sie sind alle hinter mir her. Ich stürzte hinaus, mit dem einzigen Gedanken, davon zu kommen. Ich suchte meine beschwerenden Gewichte abzuwerfen und aufzusteigen. Ich konnte sie nicht losmachen, ich riß daran mit wahnsinniger Heftigkeit — sie wichen nicht. Die eisernen Klammern waren steif geworden. Eines hatte ich bei dem krampfhaften Winden und Ringen richtig losgerissen; aber das andere hielt mich noch immer nieder. Ich fühlte unter der vergeblichen Anstrengung meine Kräfte und fast alle Hoffnung schwinden, und die Schauerscene in der Kajüte lag mit ihrer ganzen Wucht auf meiner Seele.

Wo war Rimmer? Der Gedanke fuhr mir wie ein Blitz durch meine Seele. Er war nicht mehr da. Er war aufgestiegen. Zwei Gewichte lagen da, welche in schrecklicher Hast abgeworfen schienen. Ja, Rimmer war fort. Ich schaute aufwärts; da schwebte und schwankte das Boot über den Wogen. Länger konnte ich hier nicht bleiben, und wäre alles Gold und Golkonda in dem Fahrzeuge gewesen. Ich wollte nicht länger in Gesellschaft mit den schrecklichen Todten weilen.

Zurück also! — Die Furcht lieh meinen Füßen Schwingen. Ich raste die Leiter hinab, durchmaß den Kielraum noch einmal mit meinen Schritten und ging hin an die Stelle zurück, wo ich zuerst hinunter gestiegen war. Es war finster — ein neues Schauergefühl durchzuckte mich: die Fallthüre war verschlossen.

Himmel, war sie von sterblicher Hand zugeschlagen? Oder hat es irgend ein gräßliches Wesen aus der Kajüte gethan? Hat der Satan, der auf mich zusprang — ?

Ich eilte in Angst zurück. Hier aber konnte ich nicht bleiben, ich mußte fort, mußte aus dieser Höhle der Schrecken entrinnen. Ich sprang die Leiter hinauf und suchte die Thüre zu heben. Sie widerstand meinen Anstrengungen; ich stemmte meinen behelmten Kopf dagegen; die Leiter unter mir knackte, doch die Thüre wich nicht. Mein starkes Rohr gerieth zwischen die Spalte; ich faßte eine eiserne Barre, die ich als Hebel handhabte, die Thüre hob sich ein wenig, war aber nicht weiter zu bringen. Ich sah mich um und fand einige Holzblöcke, mit deren Hülfe ich die schwere Thüre allmählich hob, und um die gewonnene Oeffnung zu erhalten, schob ich immer einen Block dazwischen. Die Arbeit ging aber langsam und mühselig von Statten; nach langer Arbeit hatte ich sie kaum vier Zoll gehoben.

Die See wogte stärker und stärker. Das versunkene Fahrzeug fühlte ihre Gewalt und erzitterte. Plötzlich schwankte es über und lag auf der Seite.

Ich rannte umher, irgend einen anderen Ausgang zu finden, auf das Deck zu gelangen; ich fand keinen. Ich kehrte zur Fallthüre zurück; setzte mich in Verzweiflung hin und erwartete den Tod. Ich sah keine Hoffnung zu entrinnen. Es sollte mein Ende seyn.

Allein der Dampfer, von der Fluthen Gewalt geschüttelt, bekam einen Ruck. Er stand nun wie auf der Schaukel, und der leiseste Stoß des Wassers war hinlänglich ihn überzukippen.

Er krachte, dröhnte, arbeitete und drehte sich auf seiner Seite herum. Während er nun mit seinem Deck lothrecht auf dem Boden stand, klimmte ich die Leiter hinan und drückte die Fallthüre auf. Ich sprang hinaus und berührte den Seegrund. Es war hohe Zeit; denn noch ein Augenblick und die Masse schlug noch einmal über.

Mit einer letzten Anstrengung aller Kräfte riß ich an meinen Gewichten, sie lösten sich, brachen, fielen. Im Moment begann ich zu steigen, und in wenigen Minuten schwamm ich auf dem Wasser.

Dem Himmel sey Dank! Da wiegte sich das starke Boot mit meinen kühnen, wackeren Mannen.

Digitized by Google

Sie spürten, daß ich aufstieg; sie kamen heran, und ich war gerettet.

Rimmer war von dem gräulichen Schauplatz geflohen, als ich in die Kajüte trat, blieb aber in dem Boot, um hülfreich bei der Hand zu seyn. Er ging nie wieder in die Tiefe, sondern wurde Seekapitän. Ich blieb beim Handwerk, tauche aber nur auf solche Fahrzeuge, deren Schiffsmannschaft gerettet ist.

Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß der „Marmion“ nie wieder besucht wurde.

Eine Eruption des feuerspeienden Berges Awu.

Ueber das am 2. März d. Js. in der ganzen Molukkensee gehörte Donnern sind nachgehends die traurigsten Nachrichten eingelaufen aus Batavia vom 11. Juni, aus denen hervorgeht, daß auf den nördlich von den Molukken gelegenen Sangir-Inseln, und zwar auf Groß-Sangir, eine vulkanische Eruption von schauderhafter Natur, stattgehabt, mit unermeßlichem Verlust an Menschenleben und Eigenthum. Der holländische Resident von Menado (Molukken) hat darüber einen Bericht an die Regierung von Niederländisch-Indien eingesandt, nachdem er den Schauplatz der Verwüstung mit eigenen Augen gesehen.

Der Resident hatte sich am 2. Mai an Bord des Kriegsdampfers Samarang nach Groß-Sangir begeben, und erreichte am folgenden Tage die Bay von Taruna (in Groß-Sangir), wo er mit den durch den Ausbruch des Feuerbergs Awu zu Grunde gerichteten Rajahs und Häuptlingen des Distrikts (Taruna) zusammentraf. Den nordwestlichen Theil von Groß-Sangir bildete der Berg Awu, der mehrere Kuppen hat, von denen die höchste 4000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. An die Westseite läuft der Berg sehr steil in die See hinaus, fällt aber auf der Höhe des großen Dorfes Kandhar zu einem niedrigen Vorgebirg ab. An der Nord- und Südseite besteht der niedrige Theil des Berges zunächst der See aus einer beträchtlichen Strecke ebenen Bodens, mit sanften Abdachungen, wo das Erdreich fruchtbarer als in anderen Inseltheilen ist. Gegen Osten schließt er sich gleichsam als Ursprung an die Kette von Bergen und Hügeln, welche Groß-Sangir bedeckt. Diese Bodenstrecke gehört zu den Distrikten Taruna, Kandhar und Tabukan. Außer einigen, während der unmittelbar vorhergegangenen Monate gespürten, leichten Erdbeben — Begebnisse, die auf den Sangir-Inseln zu häufig sind, um besondere Aufmerksamkeit zu erregen — hatte man nichts bemerkt, was irgend eine ungewöhnliche Wirksamkeit des Vulkans zeigte, oder einen nahenden Ausbruch andeutete. Ueberdieß glaubten die Bewohner, der Vulkan sey durch einen Spanier, der vor mehreren Jahren den Berg Awu bestieg, völlig ausgelöscht worden. So lebten sie denn in größter Ruhe, und hatten wie gewöhnlich ihre Reisfelder an den Hängen besorgt, nahe bei und um ihre Dörfer herum, wo sie sorglos wohnten.

Es war am 2. März 1856, Abends zwischen 7 und 8 Uhr, als plötzlich ein knarrender, schrecklicher Laut erscholl, ein Laut, den kein Mund und keine Feder beschreiben kann, und der die Sangirenser mit Entsetzen erfüllte. Es war der Awu-Krater, der seine Grauensstimme erhob, und gleichzeitig strömte und wogte mit unwiderstehlicher Gewalt die Lavagluth in verschiedenen Richtungen herab, alles mit sich fortreißend und zerstörend, was auf ihrem Vernichtungspfade ihr entgegen trat. Der Ozean begann zu zischen und zu sieden, wo sie sich hineinstürzte. Die heißen Quellen sprangen auf und stießen eine Sündfluth von kochendem Wasser aus, welches vernichtete und fortriß, was das Feuer verschonte. Und die mächtige See, gehorsam einem ungewöhnlichen Impuls, peitschte die Klippen mit entsetzlichem Brausen, fiel schwer auf den bebenden Strand, und wälzte sich in wildester Hast hochschwellend gegen das Land, als strebte sie den Feuerstrom zu übermeistern.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Zur Belagerung von Sebastopel liefert ein eben erschienenes Werk des Generalmajors Bogdanowitsch folgende bemerkenswerthe Einzelnheiten: die Laufgräben der Verbündeten erstreckten sich über einen Raum von 110,000 Schritten, während die größte Ausdehnung früherer Belagerungsarbeiten nicht über 20,000 Schritte betrug. Bei der Belagerung von Sebastopol wurden 80,000 Schanzkörbe, 600,000 Faschinen und etwa eine Million Erdsäcke verwandt, bei gewöhnlichen Belagerungen kommen nur 10- bis 15,000 Schanzkörbe, eben so viel Erdsäcke und 100,000 Faschinen zur Anwendung. In der letzten Zeit hatten die Alliirten 800 Geschütze auf ihren Werken, und ihre Artillerie hat im Ganzen 1,600,000 Schüsse gethan. Vor Gibraltar standen im Jahre 1781 nur 230 Geschütze auf Belagerungsbatterien, und die schwimmenden Batterien waren mit 192 Geschützen besetzt; im Ganzen wurden 1781 bis 1783 nur 270,000 Artillerieschüsse gethan. Die Geschütze vor Sebastopel waren von ungleich größerem Kaliber, als bei allen früheren Belagerungen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 192 Dienstag, 12. August 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Und jetzt fühlte er etwas wie einen Geisterhauch über sein Antlitz wehen, jetzt war es ihm, als ob der Traum und Wunsch seines ganzen Lebens ihm in nie geahnter seliger Erfüllung die Lippen schlösse, als ob alle Hoffnungen und alle Sehnsucht dieses so heißen, so resignirten Herzens sich für einen Moment verwirklichen und zur süßesten Wahrheit werden sollten.

Als er sich von diesem süßen Entzücken, welches ihn einen Augenblick fast seines Bewußtseyns beraubt hatte, erholte, war Elise verschwunden, aber ihr Kuß brannte noch auf seinen Lippen, und es schien ihm, als habe sie mit diesem Kuß sein ganzes Leben gesegnet und verklärt!

Aber dieses träumerische Glück dauerte nur eine kurze Zeit, und Bertram erwachte endlich mit schmerzlichem Seufzen aus seinen entzückten Phantasieen, um sich dieser qualvollen Stunden wieder zu erinnern, welche er eben durchlebt, um mit verzweiflungsvoller Pein sich zu sagen, daß Elise für ihn dennoch auf ewig verloren sey, daß er niemals hoffen könne, ihr Herz, welches ihrem Geliebten mit aller Hingebung ihres leidenschaftlichen Naturells sich unterworfen, diesem verhaßten Nebenbuhler entreißen zu können.

Elise hatte mit diesem russischen Obrist Feodor von Brenda ein Rendezvous verabredet, sie, welche ihm immer als das Ideal der schönsten Mädchentugend, der Unschuld und Reinheit erschienen war, sie wollte morgen ihren Geliebten erwarten, vielleicht, um mit ihm zu fliehen, um dem Zorn ihres Vaters, dem giftigen Hohngelächter der Welt, den Abmahnungen ihres eignen edlen Herzens zum Trotz, diesem Manne zu folgen, der wie ein Dämon ihr ganzes, einst so sonnenhelles und reines Daseyn vergiftet hatte.

Als Bertram dieß dachte, überkam ihn eine verzweiflungsvolle Traurigkeit, und mit gerungenen Händen, mit hochathmender Brust ging er mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab.

Wenn dieß Gozkowsky wüßte, sagte er leise zu sich selber. Er würde Elise tödten, oder vor Gram sterben!

Dann, nach einer Pause, fuhr er mit einem schmerzlichen Lächeln, ganz versunken in seine traurigen und bittern Empfindungen fort: Ach, es stirbt sich nicht so leicht vor Gram! Das Herz ist zähe im Leiden und der Kummer ist ein langsamer Todtengräber! — — Ich habe einmal gehört, man könnte vor Freude sterben, und vorhin, als Elise mich mit einem Kuß belohnte, da begriff ich es! Wenn sie mich liebte, wär's da nicht ein Segen Gottes, sterben zu können in diesem Vollbewußtseyn ihrer Liebe?

Ganz überwältigt von diesen schmerzlichen und doch so entzückensvollen Phantasieen, senkte er sein Haupt auf seine Brust und stand unbeweglich und gramerfüllten Herzens da. Aber plötzlich richtete er sich wieder empor, und schüttelte sein Haupt, als wolle er diese dunkle Wolke, welche seine Seele umdüsterte, von seiner Stirne verjagen.

Ich bin nicht geboren, um solchen Todes zu sterben, sagte er. Nun, mag es denn seyn! Kann ich selber nicht glücklich seyn, so will ich mindestens versuchen, Andere vor Unglück zu bewahren! Und glücklich kann Elise durch diese Liebe nicht werden, das fühle ich, das weiß ich! Ein Herz, welches liebt, hat, gleich den Schottländern, ein zweites prophetisches Gesicht, mit dem es in die Zukunft schaut! Elise kann ohne ihres Vaters Segen niemals glücklich werden, und nie wird Gozkowsky dieser Liebe seinen Segen geben! — Wie führe ich sie vorüber an diesem Abgrund? fragte er sich selbst in qualvoller Angst, und indem er seine Blicke zum Himmel erhob, fuhr er mit einer leidenschaftlichen Inbrunst fort: Oh mein Gott, Du, welcher hernieder siehst in mein Herz, Du weißt, daß es voll Entsagung und Hoffnungslosigkeit ist! Hilf mir, mein Gott, zeig mir ein Mittel, Elisen zu erretten, und ihrem edlen Vater diesen Schmerz zu ersparen, welcher ihn bedroht!

Und gleichsam, als habe Gott sein Gebet erhört

Digitized by Google

und sende ihm Hülfe, vernahm man jetzt ein lautes Klopfen an der Thür, welches Bertram aus seinem schmerzlichen Sinnen weckte.

Er eilte nach der Thür und öffnete diese. Vor derselben stand eine tief in Pelze gehüllte, verschleierte Dame, begleitet von reich gallonirten Livrebedienten.

In geläufigem Französisch, dem man dennoch anhörte, das dieß nicht ihre Muttersprache sey, fragte sie, ob hier nicht, wie man ihr gesagt, die Wohnung des Herrn von Brink, des Adjutanten vom General von Tottleben, sey. Als Bertram diese Frage bejahete, aber hinzufügte, daß Herr von Brink erst am Abend von seinem General in sein Quartier zurückzukehren pflege, sagte die Dame mit entschlossenem Ton: So werde ich ihn hier erwarten!

Und ohne eine zustimmende Antwort Bertram's für nöthig zu halten, trat sie in den Salon, indem sie ihren Dienern winkte, vor der Thüre zu bleiben.

Anfangs trat eine lange Pause ein, dann begann zwischen ihnen Beiden eine jener oberflächlichen, zeremoniösen Unterhaltungen, zu welcher diejenigen ihre Zuflucht zu nehmen pflegen, welche einander nichts zu sagen haben. Aber die sichtbare Unruhe und angstvolle Hast dieser jungen Dame schien sich nur schwer dem aufgelegten Zwange fügen zu können. Ihre großen, glühenden Augen schweiften unruhig im Zimmer umher, auf ihren Wangen wechselte fieberhafte Röthe mit tödlicher Blässe, und dieses Lächeln, welches zuweilen um ihre Lippen zuckte, erschien nur wie ein schmerzlicher Krampf ihrer leidenden Seele.

Plötzlich richtete sie das Haupt entschlossen empor, unfähig diesen Zwang länger zu ertragen, sich noch länger diesen lästigen Fesseln der Konvenienz zu fügen.

Mein Herr, sagte sie, mit einem Ton, in welchem die ganze Qual und Angst ihrer Seele vibrirte, verzeihen Sie mir eine Frage, an deren Beantwortung mein ganzes Leben, meine ganze Zukunft hängt, und um deretwillen ich in folternder Angst von Petersburg hierher gekommen bin! Ich komme so eben erst aus dem Reisewagen, den ich von Petersburg bis hieher kaum verlassen habe! Urtheilen Sie also, wie tief und mein ganzes Leben bestimmend, die Veranlassung zu dieser Reise gewesen seyn muß! Der Zweck derselben liegt in der Frage, welche ich an Sie richten will.

Als sie jetzt schwieg und sich hochathmend an die Wand zurück lehnte, versicherte ihr Bertram, gerührt von ihrer tiefen und leidenschaftlichen Aufregung, daß er bereit sey zu jedem Dienst, und jeder Aufklärung, die sie von ihm begehren möchte.

Sie unterbrach ihn mit der heftig hervorgestoßenen Frage: kennen Sie den Adjutanten des Generals von Bachmann?

Ich kenne ihn!

Und dann, wie geschüttelt vom Fieberfrost, fuhr sie fort: Ich bin gekommen, um ihn nach einem Mann zu fragen, von dem ich seit sechs Monaten, ach, seit sechs Ewigkeiten, keine Nachricht, habe! Ich muß wissen, ob er lebt, oder ob er nur mir gestorben ist!

Sein Name? fragte Bertram, in einer seltsamen, ahnungsvollen Spannung.

Sie flüsterte kaum vörbar: es ist der Obrist Graf Feodor von Brenda vom Regiment Bachmann! — Und als Bertram, ganz überwältigt von dieser überraschenden Wendung des Gespräches, schwieg, fuhr sie mit fliegendem Athem, und angstvoll bebender Lippe fort: Sie antworten mir nicht? Oh seyn Sie barmherzig! Sprechen Sie! Lebt der Obrist Feodor von Brenda?

Er lebt und ist hier! sagte Bertram traurig.

Ein Ausruf des Entzückens drang von den Lippen der Dame. Er lebt! jubelte sie laut. Oh mein Gott, Du hast also mein Flehen erhört, Du hast ihn mir erhalten.

Aber plötzlich erblaßte das freudige Lächeln auf ihren Wangen, und indem sie traurig das Haupt auf ihre Brust senkte, murmelte sie: Er lebt, und ist nur todt für mich! Er lebt und hat mir nicht geschrieben!

Einen Moment stand sie, ganz versenkt in schmerzliches Sinnen, schweigend und gebeugt da. Dann richtete sie sich empor, und ihre Augen strahlten wieder ihre glühende Seele aus.

Mein Herr, sagte sie, verzeihen Sie einer armen Fremden, die kaum weiß, was sie sagt, was sie thut! Ich weiß nicht, wer Sie sind, und wie Sie heißen, aber es liegt etwas in Ihrem edlen und stillen Antlitz, welches mir Zutrauen einflößt!

Bertram lächelte schmerzvoll. Diejenigen, welche leiden, sagte er, fühlen sich stets von der Verwandtschaft des Unglücks zu einander hingezogen! Und seltsam genug scheint unser Uebel aus derselben Quelle zu entspringen! Sie nannten einen Namen, der mir nur zu wohl bekannt ist.

Sie kennen den Obrist Brenda? fragte sie mit leuchtenden Blicken.

Ich kenne ihn! antworte Bertram traurig.

Der Graf war früher als Kriegsgefangener hier, fuhr die Dame leise und athemlos fort. Er kam damals viel in dieses Haus, denn wie man mir sagt, gehört dieß Haus dem Herrn Gozkowsky, von dem mir der Obrist zu Anfang seiner Gefangenschaft oft geschrieben, und der sich seiner freundlich angenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine Eruption des feuerspeienden Berges Awu.

(Schluß.)

Denn es wehte ein Orkan zur selbigen Zeit, als das Feuerspeien der Erde begann; und nach einer Stunde folgten Donnerschläge, welche die Insel erschütterten und das Menschengehör betäubten, und flammende und flackernde Blitze, deren Leuchten das Grauen der ringsum herrschenden Finsterniß doppelt vermehrte. Und in dieses fürchterliche, wohl nie erlebte Konzert, welches der heulende und knatternde Krater mit dem brausenden Sturm und Ocean und der Stimme des Donners bildete, mischten sich die Noth- und Angstschreie von Menschen und Thieren und das Prasseln von Tausenden von Bäumen, die aus der Erde gerissen und fortgewälzt wurden. Dann schoß aus dem Schlund des Berges eine schwarze Wirbelsäule von Steinen und Asche zu einer unermeßlichen Höhe empor, fiel, von dem Lavaschimmer beleuchtet, wie ein Feuerschauer auf das umliegende Land unten, und verursachte eine Dunkelheit, die, nur dann und wann ein Weilchen von den Blitzflammen unterbrochen, so dick und schwarz war, daß man keine Hand vor den Augen sehen konnte, was die Bestürzung und Verzweiflung der Bewohner vollendete. Ungeheure Steine wurden durch die Luft geschleudert, welche alles, worauf sie fielen, zerschmetterten. Häuser und Saatfelder, welche das Feuer nicht verheert hatte, versanken und verschwanden unter Aschen- und Steinmassen, und die Bergströme, gehemmt von diesen Barrieren, bildeten Seen, welche über ihre Ufer brechend, bald neue Ursprünge der Vernichtung wurden. Dieß dauerte einige Stunden lang. Um Mitternacht kamen die tobenden Elemente einstweilen zur Ruhe, aber am folgenden Tage um Mittag begannen sie ihr Zerstörungswerk mit erneuter Gewalt. In der Zwischenzeit dauerte der Aschenfall ohne Unterbrechung fort, und war an dem Tage so dick, daß die Sonnenstrahlen nicht hindurchdringen konnten, und eine schreckliche Finsterniß herrschte. Der schwere aus S.O. wehende Orkan jagte die Asche und Steine sogar bis nach Magindano. Nachdem sie kaum von ihrem Schrecken sich erholt, mußten die Bewohner dieses verödeten Theiles von Sangir wieder am 17. März eine Eruption erfahren, welche viele Felder und eine große Menge Bäume an der Tabakanseite verheerte. Seitdem ist der Vulkan ruhig gewesen, und das einzige Symptom seines Wirkens ist der in allen Richtungen, aus Rissen und Klüften im Erdboden aufsteigende Rauch. Die Lavaströme an den Abhängen sind noch immer so wenig abgekühlt, daß man sich nicht sehr weit von der Küste wagen darf. Nach Aussage der Eingebornen, scheint der Gipfel des Berges keine merkliche Veränderung erlitten zu haben. Der Hauptdistrikt Paruna hat, bloß von den Aschen- und Steinmassen gelitten, welche die Häuser beschädigt und den Bewohnern leichte Verwundungen verursacht. Zwischen Taruna und dem Distrikt Kandhar bildet der Fuß des Awu einen allgemach sich neigenden Grund von beträchtlicher Ausdehnung, der früher auf dem tieferen Theil mit Kokos-, Pisang- und Kaffeebäumen sowohl, als mit Reis-, Mais-, Patatas- und anderen Pflanzungen bedeckt war, während die steilen Hänge dichte Waldung von werthvollen Bauholzgattungen kleidete. Eine beträchtliche Bevölkerung, umher verstreut in Häusern, in den Gärten, in kleinen Hütten an der Küste und in dem großen Dorf Kolongan, bewohnte diesen angenehmen und fruchtbaren Bezirk, der jetzt in eine Wüste verwandelt liegt. Der ganze Distrikt ist mit Asche, Steinen und Lava bedeckt. Tiefe Risse und Oeffnungen, und Tausende von entwurzelten und geköpften Bäumen zeugen von der unbeschreiblichen Gewalt, womit die zerstörenden Kräfte gewirkt haben. Der Distrikt Kolongan, durch den ein breiter Lavastrom seinen Weg nach der See bahnte, liegt in Asche und Steinen begraben, und ist völlig vernichtet. Das von dem Fuß des Vulkans durch ein niedriges Vorgebirg getrennte Dorf Kandhar verdankte diesem Umstand seine Rettung, doch ist der Schaden bedeutend, den Asche und Steine, und besonders das heiße Wasser angerichtet, das von allen Seiten herablief. Ein großer Theil der Bevölkerung war erst vor einigen Tagen mit ihrer werthvollsten Habe nach den über die Bergwand hin verstreuten Gartenhäusern gezogen, aus Furcht vor den Piraten; und diese alle mit ihren Häusern und Plantagen gingen in Lava unter. An der anderen Seite von Kandhar, auf der äußersten Nordspitze der Insel, ist der Anblick der Verwüstung wo möglich noch schrecklicher als zu Taruna. Denn hier, wo früher weite Felder mit Ernten aller Art und dichtgepflanzte, endlose Cocoshaine prangten, findet man jetzt nichts als Lava, Steine und Asche. Der Feuerfluß scheint an diesem Punkt mit unwiderstehlicher Macht und in erstaunlichen Massen vom Gebirg geflossen zu seyn. Nicht allein hat diese fürchterliche Fluth den ganzen Distrikt und alles, was darauf war, begraben, sondern sie war, nachdem sie die Zerstörung auf eine Strecke von mehreren Meilen geschaffen, noch mächtig genug den Strand zu erreichen, und zwei lange Landzunge, (Kapen) an Stellen zu bilden, wo die Wasserlinie vorher viele Faden betrug. Eine Anzahl anderer Distrikte und Orte sind von dem vulkanischen Feuer ganz zerstört, andere stark beschädigt worden. Man schätzt die Zahl der bei diesem Vulkanausbruch Umgekommenen auf 4000. Auch im

Digitized by Google

Jahr 1711 richtete der Sangirische Feuerberg schreckliche Verwüstungen an. Am 7. März Nachts um halb 12 Uhr war zu Ternate (Molukken) ein leichtes Erdbeben.

Mannigfaltigkeiten.

Ein schreckliches Verbrechen wurde in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag in der Vorstadt Sanct Martin in Paris verübt. In einem Hause am Boulevard von Sebastopol wohnte der Bureaudiener der französisch-amerikanischen Auswanderungsgesellschaft, Namens Johann Claudius Poirier. Am Samstag Nachmittag, nach dem Schlusse des Büreaus, ging er aus und kam später mit einer Begleiterin zurück. Morgens um halb 4 Uhr wurde der Portier des Hauses durch ein eigenthümliches Geräusch geweckt. Er schlich sich aus seiner Loge und beim Grauen der Tages erblickte er ein gräßliches Schauspiel: ein ganz nackter Mann schleppte die blutige Leiche einer Frau, welcher der Kopf abgeschnitten war, die Stiege herunter. Der Pförtner, ein alter Soldat, holte einen Säbel und schrie dem Manne, den er für Poirier erkannte, zu: „Unglücklicher, was habt ihr gethan? Ihr dürft nicht weiter.“ „„Was liegt mir daran,““ antwortete der Mörder, „„ich habe mich gerächt an einem Weibe, das mir viel Uebels gethan hat; ich will nicht fliehen, nehmt mich fest, wenn Ihr wollt.““ Zugleich warf er die Leiche ab eilte rasch die Stiege hinauf. Als man ihn später nach Herbeikunft der Polizei suchte, war er durch das Fenster entkommen und konnte bis jetzt noch nicht verhaftet werden. In seinem Zimmer fand man die Spuren einer Orgie: leere Bordeauxflaschen, Zwieback u. s. w. Eine eiserne Stange, an welcher noch Blut und Haare klebten, hatte dazu gedient, um der Gemordeten die ersten Streiche zu versetzen. Weiter bemerkte man in seiner Wohnung ein schlechtes Tischmesser, womit der Kopf der Leiche mehr abgesägt, als abgeschnitten worden war. In der Nähe des Bettes stand ein Eimer aus Zink, worin das Blut aufgefangen worden war; er war halb damit gefüllt und auf seinem Grunde fand man den abgeschnittenen Kopf. Die Leiche des Weibes wurde in der Morgue ausgestellt, wohin eine große Menschenmenge strömte, um sie zu sehen. Erst einige Tage nachher wurde sie erkannt. Die Person war 28 Jahre alt, hübsch und seit einem Monat in einem öffentlichen Hause, wo sie der Mörder am Samstag Nachmittag abholen wollte, was ihm aber von der Inhaberin des Hauses verweigert wurde; hierauf ging sie ohne Erlaubniß weg, um Poirier zu folgen. Der Mörder ist 26 Jahre alt, aus Chilly, im Departement Jura, gebürtig und der Sohn ehrbarer Eltern. Er hatte immer etwas Düsteres und Verschlossenes in seinem Wesen. Man hatte ihn bisher vergebens gesucht und hält es nicht für unwahrscheinlich, daß er sich selbst um's Leben gebracht habe.

Nach Versuchen, welche sowohl in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, als auch in England über die Verwendung des Holzes zum Papier im Großen angestellt worden sind, hat sich als günstiges Resultat herausgestellt, daß das Holzpapier von vorzüglicher Güte und wohlfeiler dargestellen ist, als Lumpenpapier. Das Holz wird zuerst in einer Lauge von kaustischer Soda behandelt, um ihm die harzigen Bestandtheile zu entziehen; alsdann wird es dem Einflusse des Chlorgases ausgesetzt, ferner ausgewaschen und abermals mit etwas kaustischer Soda zu einer Masse verarbeitet, die noch einmal ausgewaschen und gebleicht wird. Die weitere Verarbeitung zu Papier geschieht mit den gewöhnlichen Maschinen. Der ganze Prozeß erfordert nur einige Stunden Zeit. Ein Stück Holz läßt sich so in 24 Stunden in Papier verwandeln und als bedrucktes Papier in die Welt liefern.

Charade.

Wenn deine Stimme nicht mehr zu dem Orte,
Wo deine Freunde wohnen, dringen kann,
O, so vertraue deines Herzens Worte,
Getrost der ersten Sylbe an;
Sie bringt sie deinen Lieben, still verschwiegen,
Und sollte sie auch Land und Meer durchfliegen,
Doch Alles, was es faßt, das innere Leben,
Selbst nur zu oft des Menschen inneren Sinn,
Es ist zwei andern Sylben untergeben,
Sie reißen es in ihren Strudel hin;
Wir wären ohne sie uns treuer, lieber,
Dem Ew'gen nur zieh'n machtlos sie vorüber.
D'rum laßt das Ganze unter uns beginnen,
Und dadurch spotten der zwei letzten Kraft.
Es gibt von unserm stillen Thun und Sinnen,
Uns gegenseitig treue Rechenschaft;
Und gern wirst du's der ersten Sylbe glauben,
Daß dir mein Herz die Letzten niemals rauben.

Auflösung des Räthsels in Nro. 188:
W e i d e.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ferdinand Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 193 Mittwoch, 13. August 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Und schrieb er Ihnen auch von Gozkowsky's schöner Tochter? fragte Bertram, indem er seine durchbohrenden Blicke auf das Antlitz der Fremden heftete.

Sie zuckte zusammen, und erblaßte. Oh mein Gott, murmelte sie leise, ich habe mich also schon verrathen!

Bertram faßte heftig ihre Händ. Sein Antlitz war durchleuchtet von innerer Bewegung, eine tiefe, heilige Rührung sprach aus seinen Blicken.

Wollen Sie mir eine Frage beantworten? fragte er leise, und als sie stumm Gewährung nickte, fuhr er fort: Ist der Obrist, Graf Frodor von Brenda Ihr Bruder?

Oh mein Herr, sagt sie mit einem matten Lächeln, man leidet um einen Bruder nicht, was ich um Frodor gelitten habe! Ich bin die Gräfin Sandomir, und Graf Frodor ist mein Verlobter! Die edle Kaiserin selber hat unsre Hände in einander gelegt, und unsern Bund gesegnet! Wenige Tage vor unserer Vermählung indeß brach der Krieg aus, und entführte mir den Gemahl, und den Geliebten. Seit sechs Monaten erhielt ich keine Nachricht von ihm, und gefoltert von Angst und Sorge, entschloß ich mich, selber auf den Schauplatz des Krieges mich zu begeben, um meinen Verlobten zu suchen, sey es, um seine Leiche zu begraben, sey's, um den Verwundeten zu pflegen.

Bertram blickte andächtig zum Himmel empor, und in seinem Herzen war ein tiefes Dankgebet gegen Gott. Er nahm leise die Hand der Fremden, und sah mit antheilsvoller Rührung in ihr zuckendes Angesicht. Hören Sie, sagte er weich. Als Sie in dieß Zimmer traten, hatte ich gerade, in der Angst und Kümmerniß meines Herzens, Gott angefleht, er möge mir einen Weg und ein Mittel zeigen, uns aus diesen Irrsalen, in welche uns der Graf Brenda gestürzt, zu erlösen! Und sehen Sie, es scheint, als wollte Gott Erbarmen haben mit uns allen, denn zur rechten Stunde sendet er Sie, des Obristen verlobte Braut, und durch Sie allein wird die Lösung kommen. Wir müssen uns frei und offen einander gegenüber stehen. Hören Sie also! Ich liebe Gozkowsky's Tochter, liebe sie hoffnungslos, denn sie — liebt einen Andern.

Und dieser Andere? fragte sie, zuckend und bebend, indem sie ihm flehend in die Augen sah.

Aber Bertram hatte weder mit ihr, noch mit sich selber Erbarmen, er war grausam wie der Arzt es ist, welcher die schmerzende Wunde mit seiner Sonde durchwühlt, um sie heilen zu können.

Sie liebt den Grafen Frodor von Brenda! sagte er mit einer grausamen Ruhe. Sie liebt ihn und sie will mit ihm entfliehen!

Entfliehen! rief die Dame, und ihre Stimme klang wie eine zornige Drohung, und ihre Augen schossen Blitze.

Oh, sagte sie zähneknirschend, ich werde dieß zu verhindern wissen, und sollte ich dieses Mädchen ermorden müssen!

Bertram schüttelte traurig sein Haupt. Suchen wir vielmehr diese Liebe in ihrem Herzen zu ertödten! Sinnen wir auf ein Mittel, das Ihren Verlobten wieder zu Ihnen zurückführt.

Und gibt es ein solches Mittel! fragte sie athemlos.

Bertram antwortete nicht sogleich. Seine gedankenvolle Stirn war umwölkt und düster, und schwere Seufzer hoben seine Brust. Dann fragte er plötzlich: wollen Sie mir folgen, und auf meine Plane eingehen?

Ich will es! sagte sie entschlossen.

So lassen Sie uns vor allen Dingen besonnen seyn! Man darf Sie hier nicht sehen! Obrist Frodor darf nicht ahnen, daß Sie hier sind, denn dieß würde ihn zu einer gewaltsamen Entscheidung treiben, und ich fürchte, Elise liebt ihn genug, um diese nicht zu scheuen!

Sie sind sehr grausam! murmelte die Dame. Sie wissen nicht, wie tief das schmerzt.

Wenn ich's nicht wüßte, würde ich nicht unternehmen, was ich für uns Beide unternehmen will! sagte Bertram traurig. Ich sagte Ihnen, daß ich

Digitized by Google

Elise liebe. Nun wohl, ich würde mein Leben freudig für sie wagen; jetzt wage ich mehr, denn ich wage, ihre Liebe nur zu zerstören, und mir dafür nur ihren Haß zu gewinnen.

Sie haben also schon Ihren Plan?

Ich habe einen Plan, und ich sage Ihnen denselben, wenn Sie mir erlauben, Sie nach Ihrem Hotel zu begleiten, und dort mit Ihnen das Weitere zu verabreden.

Sie faßte heftig seine Hand. Kommen Sie, und möge Gott uns beistehen, und mir helfen, ihn wieder zu gewinnen.

XXX.

Die Münzjuden von Berlin.

Trauer und Wehklagen herrschte in ganz Berlin, aber am traurigsten und am meisten von Furcht gefoltert war die Berliner Judenschaft, und ihr auch drohte die meiste Gefahr! Sie, welche in Berlin, wie überall, nur ein geduldetes, geschmähtes und verhöhntes Daseyn führten, sie, für welche es keine Rechte, sondern nur Pflichten, keine Ehre, sondern nur Demüthigungen, keine Würden sondern nur Erniedrigung und Schmach gab, sie sollten auch noch das Einzige und Letzte hingeben, welches über ihre arme, zertretene Existenz einen Schimmer des Glanzes ausgoß, sie sollten Das hingeben, wonach sie gerungen und gestrebt ihr ganzes Leben lang, um welches sie Demüthigung und Schmach, Hohn und Schande erduldet, das sie sich erworben im Schweiße Ihres Angesichts und unter den Wuththränen ihrer zertretenen Menschenwürde, — sie sollten ihr Gold und ihre Schätze verlieren. Der russische General forderte von der Judenschaft in Berlin noch eine besondere Brandsteuer, und als diese sich weigerte zu zahlen und sich außer Stande erklärte, noch eine so bedeutende Summe aufzutreiben, ließ der General von Tottleben die drei Aeltesten der Judenschaft verhaften, und in seinem Quartier bewachen. — Man sage aber nicht, daß dieses Hangen am Golde ein Verächtliches war, — das Gold war damals für die Berliner Juden ihre Existenzfrage, ihre Zukunft, ihr Glück, ihre Familie, das Gold machte, daß es mindestens Einzelnen von ihnen gelingen konnte, sich aus diesem Staub und dieser Erniedrigung zu erheben, in welche die grausame Härte sie gebannt hatte, und sich menschlichen Hoffnungen, menschlichem Glück und menschlichem Empfinden hinzugeben. Nur wer Geld besaß, ward in Berlin geduldet, und durfte hoffen, durch angestrengten Fleiß, durch nie rastende Thätigkeit, und glückliche Spekulationen sich genug Reichthümer zu erwerben, um mit denselben sich das Recht erkaufen zu können, eine Familie begründen, Kinder haben zu dürfen. Denn auch dieß war ihnen nur gestattet, wenn sie reich waren. Friedrich der Große hatte mit Entrüstung erfahren, daß die Zahl der Judenfamilien in Berlin die gesetzlich erlaubte von einhundert und zwei und fünfzig bei weitem übersteige, und daß man deren ein und fünfzig mehr zähle. Deßhalb ging sein strenger Befehl dahin, daß die Juden nicht mehr nach Familien, sondern nach Köpfen gezählt werden sollten, und wenn die Judenköpfe sich über die erlaubte Zahl verstreige, so sollten die ärmsten und liederlichsten Juden allemal weggeschafft werden. Das Geld war also den Juden sogar ihr Heimathschein, und für den Armen gab es nicht einmal Sicherheit eines Aufenthaltes, er konnte zu jeder Stunde ausgewiesen, zu jeder Stunde aus Berlin vertrieben werden, wenn irgend ein reicher Jude sich durch seine Reichthümer und seinen Handel das Recht erworben, nicht allein eine Frau zu nehmen, sondern auch durch sein Weib der Vater eines Kindes zu werden. Ich sage eines Kindes, denn nur Ein Kind war gesetzlich geduldet, nur auf Ein Kind konnten die reichen Schutzjuden den Schutz vererben, und nur in seltenen Ausnahmen, nur wenn die von den Juden gegründeten Fabriken und Manufakturen besonders gut gediehen, gestattete ihnen der König in der Fülle seiner Gnade, noch auf ein zweites Kind den Schutz zu vererben. — Was half es also den armen Juden, wenn sie kummervoll und gehetzt von der Angst um ihre Existenz sich so viel erarbeitet hatten, um diesen schmachvollen Judenleibzoll zu erlegen, und sich dadurch mindestens ein augenblickliches Geduldetseyn zu erkaufen, sie konnten doch jede Stunde von dannen getrieben werden, wenn der reiche Ephraim, oder der reiche David Itzig in dem Uebermuthe seines Glückes so kühn war, sich für ein zweites Kind mit dreitausend Thalern einen zweiten Schutzbrief zu erkaufen. Was half es selbst den reichen Münzjuden Ephraim und Itzig, daß sie reich waren, sie waren doch gebannt in die Schranke ihres Stammes, es gab doch für sie keine Privilegien und keine Aemter, sie durften doch nur Handel treiben oder Fabriken anlegen, und alle andere Bahnen des Lebens, selbst der Landbau und die Gartenkultur war ihnen untersagt. Und jetzt sollten sie ihren Lebenssaft, den Nerv ihres ganzen Daseyns, das Herz, welches ihrem ganzen Organismus Blut und Wärme zuführte, jetzt sollten sie ihr Geld hingeben an die Russen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Potsdamer Depeschendiebstahl.

Der Potsdamer Depeschendiebstahl hat seiner Zeit ungemeines Aufsehen gemacht. Die letzte That-

Digitized by Google

sache, welche in dieser Angelegenheit bekannt geworden, war, daß Jemand in einer vielverbreiteten Flugschrift den Herrn Ministerpräsidenten v. Manteuffel beschuldigte, von dem Treiben Techens und seiner Genossen gewußt zu haben. Polizeiliche Nachforschungen ließen vermuthen, daß dieser Jemand ein Herr Seiffart sey, ehemals im Polizeiministerium beschäftigt, jetzt Mitglied der preuß. Kammer. Diese Vermuthung war um so eigenthümlicher, als ein ministerielles Blatt eine Reihe von Thatsachen aufzählte, die alle Herrn Seiffart als den Mitschuldigen Techens erscheinen ließen. Neuestens bringt nun ein Pariser Blatt in einem Briefe aus Berlin folgende, angeblich nach den verläßlichsten Quellen gemachte Enthüllungen:

Zur Zeit des orientalischen Krieges zerfiel Preußen in drei Parteien; die Demokratie, d. h. die kleinen Bürger und die literarische Welt, war dafür, gemeinsame Sache mit dem Westen zu machen; die Aristokratie, d. h. der Adel und das hohe Beamtenthum, wünschte eine Allianz mit Rußland; die Regierung, d. h. die vornehmere Klasse der Bürger mit dem Ministerpräsidenten, Herrn v. Manteuffel, an der Spitze, bestrebte sich, um jeden Preis die Neutralität zu erhalten, der König endlich schwankte zwischen dem russischen Bündniß und seinem Ministerpräsidenten. Mutterweile suchten die Führer der Aristokratie, die HH. v. Gerlach und v. Niebuhr, die gleichzeitig die Vertrauten des Königs waren und mit dem Kaiser Nikolaus in geheimer Korrespondenz standen, erst Hrn. v. Manteuffel für ihre Ansicht zu gewinnen. Nachdem aber ihre dießfallsigen Bemühungen gescheitert, wirkten sie direkt auf den König ein, um ihn zu einer Aenderung seiner Politik zu bewegen — meldeten auch die Hoffnungen, welche sie in dieser Beziehung hegten, nach St. Petersburg.

Daraus ergab sich eine Doppelkorrespondenz, welche die entgegengesetztesten Nachrichten nach Rußland meldete: „Rechnen Sie nicht auf uns — schrieb Manteuffel amtlich — wir bleiben neutral und können Ihnen nicht folgen — können Sie Ihr Beginnen nicht allein zu Ende führen, so halten Sie inne!“ Gerlach und Niebuhr, durch den König fortwährend von allen Schritten und Depeschen des Kabinets in Kenntniß gesetzt, meldeten dagegen ihrerseits: „Se. Majestät gibt dem Einflusse Manteuffels nur mit Schmerz nach, und wird zweifelsohne bald eine andere Politik einschlagen. Das Ende muß seyn, daß wir auf Rußlands Seite treten. Alle Sympathien des Königs sichern Ihnen binnen kurzer Frist den Beistand Preußens.“ Der preuß. Ministerpräsident merkte bald, wie alle seine Warnungen in Petersburg auf taube Ohren stießen; er fühlte, daß man ihm unter Hand Schach bot — aber wie und wer? Der Polizeipräsident Herr v. Hinckeldey, ein entschiedener Anhänger des Ministerpräsidenten, nahm es über sich, dieß Geheimniß aufzuklären, und zog zu dem Zweck einen seiner Bürreaubeamten zu Rathe, es war dieß eben der vielgenannte Hr. Seiffart.

Seiffart's Verdacht fiel sogleich auf die HH. Gerlach und Niebuhr; er legte sich seine Netze demgemäß zurecht und beauftragte den ehemaligen Polizeikommissär Techen mit der Ueberwachung der beiden Männer. Techen wählte abwechselnd Potsdam und Berlin zu seinem Aufenthaltsorte, und überzeugte sich bald, daß weder Gerlach noch Niebuhr durch die Post Briefe nach Rußland beförderten. Er knüpfte deßhalb Verbindungen mit ihren Bedienten an, suchte deren Gesellschaft auf und schenkte ihnen Geld zum Trinken; besonders wußte er das Herz von Gerlachs Kammerdiener zu gewinnen, indem er sich für einen Bittsteller ausgab, der die Protektion des Domestiken nachsuchte. Dieser, entzückt, den Patron zu spielen, ließ sich in seiner Vertraulichkeit bald vollkommen gehen und gestattete Techen, Gerlachs Zimmer während der Abwesenheit des Herrn zu besichtigen. Bei Besichtigung der dort aufgestellten Gemälde nahm Techen die Miene eines leidenschaftlichen Liebhabers an und bat um Erlaubniß, die Sammlung noch öfter bewundern zu dürfen.

Der Kammerdiener paßte zuletzt dem kunstfreundlichen Besucher nicht mehr so genau auf; sobald daher dieser sich eines schönen Tages unbeachtet sah, schlich er sich in das an die Gallerie stoßende Geheimkabinet Gerlachs, öffnete das dort befindliche Pult mit seinem Dietrich, durchstöberte die Papiere und fand endlich die gesuchte Korrespondenz. Als ihn der Kammerdiener hiebei überraschte, gab Techen sich als Polizeiagent zu erkennen und brachte seinen Freund durch Drohungen, die von Geldversprechungen begleitet waren, so weit, daß er sich entschloß, Techens Mitschuldiger zu werden. Von jetzt an wanderten alle Briefe Gerlachs auf die Polizei, wo sie entweder für Herrn v. Manteuffel kopirt, oder auch im Original zurückbehalten und dem Ministerpräsidenten zugeschickt wurden. Diese Korrespondenz ward durch Vermittlung der russischen Gesandten betrieben, welche die Briefe an Frau v. Münster schickte, die Gattin des preuß. Militärbevollmächtigten bei dem Petersburger Hofe. Gerlach's Kammerdiener gewann bald auch denjenigen Niebuhrs, so daß die Polizei alle Fäden in ihren Händen hielt.

Die amtlichen und nichtamtlichen Korrespondenzen nach Rußland gingen inzwischen ruhig ihren Gang fort; die russenfreundliche Partei am Hofe erfuhr durch den König, was Manteuffel dorthin schrieb, und dieser erfuhr durch die Polizei, was Gerlach und Niebuhr verrichteten. Aber Manteuffel hatte den Vortheil voraus, daß er einen vollen Einblick in die Sachlage besaß, während seine Gegner

Digitized by Google

sich immer noch einbildeten, unter dem Schleier des Geheimnisses zu handeln. Die Briefe der Letzteren boten aber, da sie die innersten Stimmungen des Hofes abspiegelten, ein so großes Interesse dar, daß Techen beschloß, sich durch ihren Verkauf an eine auswärtige Regierung ein Nebengeschäft zu machen, und sich zu diesem Behufe mit einem alten Kameraden Hasenkamp einigte, der früher gleich ihm selber Polizeibeamter gewesen war. Endlich bemerkte aber ein preußischer Bevollmächtigter an dem betreffenden Hofe, daß man dort Dinge wußte, die er allein zu kennen glaubte, oder auch wohl gar nicht kannte, und daß die Absichten seiner Regierung völlig entschleiert waren. Er schrieb deßhalb an Manteuffel; der Verdacht fiel auf Techen, der verhaftet wurde, und bald Geständnisse machte, — aber auch zugleich den ganzen Handel aufdeckte, und alle dabei Betheiligten nannte.

Das ist die Sache, deren parlamentarische Untersuchung die äußerste Rechte in der zweiten Kammer bekanntlich dadurch abzuwenden gewußt hat, daß sie die Sache hinzog, bis der Schluß der Sitzung vor der Thüre stand.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus London unterm 26. Juli: In Leicester wurde gestern Morgen ein gewisser William Brown wegen eines Doppelmordes hingerichtet. Bis zum letzten Augenblick behauptete er, daß er unschuldig sey, indem er sagte: „Ich werde als Märtyrer sterben und bald in den Himmel eingehen.“ Dem Gefängnißkaplan wollte er kein Gehör schenken, aber zu Zeiten pflegte er seine Andacht privatim zu verrichten und wohl stylisirte Gebete laut herzusagen. Um ihn zum Bewußtseyn seiner schauervollen Lage zu bringen, zeigte man ihm (wie es heißt) am Donnerstag sein Grab, da bemerkte er einfach: „Ah! ein hübsches Plätzchen, nicht wahr? Unter den Bäumen mag ich gern liegen.“ (Das Grab war in der Nähe einiger Bäume gegraben.) Am selbigen Tage besuchten ihn sein Vater nebst mehreren Freunden, und er bat den Ersteren, zu kommen und ihn hängen zu sehen. Wirklich kam der alte Mann, verschaffte sich einen Platz an einem Wirthshausfenster, gerade gegenüber dem Schaffott, saß dort mehrere Stunden lang vor der Hinrichtung bei einem Krug Bier und unterhielt sich angelegentlich mit seinen Kameraden. Der Delinquent hatte um die Erlaubniß gebeten, eine Rede an das Volk zu halten, und erklärte, daß er wenigstens eine Stunde lang sprechen werde. Diesem Wunsch gemäß führte man ihn einige Minuten vor 8 Uhr auf das Schaffott. Sein Vater schwenkte ihm zum Erkennungszeichen ein Taschentuch zu. Der Delinquent verbeugte sich sehr tief, brachte aber kein Wort über die Lippen, bis Kalkraft herantrat, ihm rasch die Schlinge um den Hals warf, die weiße Schlafmütze über das Gesicht zog und den Unglücklichen in's Jenseits schleuderte. Sein Todeskampf dauerte mehrere Minuten.

[Ein Hund als Lebensretter.] Folgender Vorfall ist ganz geeignet, die merkwürdigen Züge zu vermehren, die man von der Treue und dem Instinkt der Hunde kennt. Eine Frau in Rouen saß mit ihrem anderthalb Jahre alten Töchterchen im Garten, als ein däuliches Geschäft sie abrief, und sie das Kind auf dem Rasen, anscheinend in größter Sicherheit, zurückließ. Als die Frau fort war, watschelte ein Trupp Enten an dem Kinde vorbei, dem Bassin zu, das sich in dem Garten befand, und die Kleine, welcher die Thiere gefielen, stand auf, watschelte ihnen nach, immer weiter und weiter, und endlich, als die Enten sich in das Bassin hinabließen, stieg sie ihnen in das Wasser nach, um es wie die Thiere zu machen. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß der Hund des Hauses dem Kinde gefolgt war. Als er sah, was geschehen, fing er so heftig zu bellen an, daß er die Aufmerksamkeit der Frau erregte. Diese verließ sogleich das Haus, um nachzusehen, was den Hund beschäftige. Im Hinzueilen sah sie nach dem Rasen, wo das Kind gesessen; es war fort. Sie lief nun zu dem treuen Aqor, der den Rand des Bassins nicht verlassen und fortwährend bellte, gleichsam den Ort anzeigend, wo das Kind in das Wasser gefallen — und man kann sich den Schrecken der Mutter denken, als sie ihr Kind im Bassin mitten zwischen den Enten erblickte. Ein glücklicher Zufall hat es so gefügt, daß das Kind auf den Rücken gefallen und von den Kleidern emporgehalten, noch nicht gesunken war. Die Mutter sprang rasch in das Wasser, ergriff das Kind und brachte es unversehrt hervor.

Am 30. Juli wurde die Schneekoppe im Riesengebirg zum Erstenmal, und zwar in Folge einer Wette, zu Wagen erstiegen. Ueber Seidorf, die Brotbaude, Schlingelbaude und Hampelbaude führte der Weg. Das wackere Roß, ein Thier von 20 Jahren, wurde auf dem Gipfel des Berges von Damenhänden festlich bekränzt; ihm Hafer zu geben, wäre gar zu prosaisch gewesen.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wörlandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 194 Donnerstag, 14. August 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Es ist wahr, Ephraim und Itzig waren reich und mächtig in Berlin; sie konnten Häuser bauen, Fabriken anlegen, und sogar den Werth des Geldes bestimmen, denn die Münze war in ihren Händen; sie hatten sie vom Könige in Pacht genommen, und zahlten dafür eine ungeheure Pacht-Summe, welche mit jedem Jahre gesteigert wurde, und im Jahr 1760 sich bereits auf sieben Millionen belief. Aber Dank dieser Münzpachtung der Juden stieg auch der Werth des Geldes auf eine ungeheure Art, und man zahlte für einen Friedrichsd'or zwanzig Thaler, für die Mark feines Silber fünf und dreißig Thaler. Dank den Bemühungen der beiden Herren gab es viele Millionen leichten Geldes, viele Millionen schlechter Achtgroschenstücke, die noch heute unter dem Namen der Ephraimiten berühmt sind, und deren Außerkoursetzung später Tausende redliche und achtungswerther Kaufleute in Unglück und Schande stürzte, während die Herren Ephraim und Itzig allerdings dadurch reich und mächtig geworden waren.

Aber jetzt war es gerade ihr Geld, welches sie in's Unglück stürzte, und ihnen Qual und Todesangst bereitete, denn der General von Tottleben hatte gedroht, wenn die Judenschaft die ihnen auferlegte Brandsteuer nicht zahlen könne, die Münzjuden als Geißeln mit sich fortzuschleppen, und die ihnen zugehörigen Fabriken zerstören zu lassen! Er hatte wie gesagt außerdem die Aeltesten der Judenschaft gefangen genommen, und gedroht, sie nach Sibirien schleppen zu lassen, wenn die Juden nicht zahlen wollten.

In drei Tagen sollte die Zahlung geleistet werden, — die drei Tage waren verstrichen, ohne daß die armen, geängsteten Juden im Stande gewesen, diese enorme Baarsumme, welche man von ihnen forderte, aufzubringen.

Und jetzt, in dieser Noth und Angst ihres Herzens gedachten die Münjuden Ephraim und Itzig des Mannes, den sie bisdahin glühend gehaßt, und den zu vernichten, sie als den heißesten Wunsch ihres Lebens betrachteten, jetzt erinnerten sie sich, daß Johann Gotzkowsky der Einzige sey, welcher in der Großmuth und Güte seines Herzens im Stande seyn möchte, früher ihm angethane Beleidigungen und Schmähungen zu vergessen, und nur ihrer Noth und ihres Unglücks zu gedenken. Sie entschlossen sich also zu ihm zu gehen, und seinen Beistand und seine Fürsprache zu erflehen, aber indem sie es thaten, seufzten sie, fühlten sie diesen Haß und Groll, der ihr Herz für Gotzkowsky erfüllte, sich nur noch steigern und höher anschwellen!

Wer hätte das gedacht, sagte Ephraim, indem er an Itzig's Seite, und begleitet von einigen der reichsten jüdischen Kaufleute den Weg nach Gotzkowsky's Wohnung einschlug, wer hätte das gedacht! Der großmächtige russische General von Tottleben ist ein Freund von Gotzkowsky, und die größten Männer von unsern Leuten müssen nun demüthig in Gotzkowsky's Haus kommen, und wie Bettler um seinen Schutz flehen.

Und doch gilt sein Name nicht mehr als Eurer an der Börse, sagte der Kaufmann David, welcher neben ihm ging, doch seyd Ihr viel reicher als er!

Ephraim zuckte zusammen, und blickte scheu umher. Schweigen Sie, unglückseliger Mensch, sagte er. Arm sind wir, ganz arm! Wir können nichts zahlen! Müssen wir nicht schon das Meiste beisteuern zu der Kriegssteuer? Ist es nicht schon genug?

Zu viel ist es! seufzte der reiche Itzig, welcher bis jetzt traurig und in sich gekehrt an seiner Rechten einher geschritten war. Zu viel ist es! Behandelt man uns sonst wie Menschen? Haben wir sonst Rechte? Nur wenn wir zahlen sollen, erinnert man sich, daß wir einige Rechte haben, um unser sauer erwordenes Eigenthum fortgeben zu können. Wenn der Jude aber kein Geld hat, ist er kein Mensch, sage ich.

Und ich sage, wenn Gotzkowsky's kein Geld hat, ist er auch nicht mehr, als wir, rief Ephraim zornig. Warum verkehrt der russische General bei

Digitized by Google

ihm? weil Gozkowsky reich ist! Warum hofiren die Grafen und Herren ihm? weil er reich ist! Warum nennen sie seine Tochter einen Engel, und sagen, sie sey das schönste Mädchen von Berlin? Weil ihr Vater der reichste Mann von den christlichen Kaufleuten in Berlin ist? Die ganze Welt bewundert ihn, und kennt ihn! Und warum? Weil er reich ist.

Kein Mensch ist reich, sagte Itzig kopfschüttelnd. Denn wer nicht Alles hat, der ist nicht reich! Es gibt keinen Reichthum! Wer viel hat, der muß viel geben!

Und sie gingen zu Gozkowsky, sie beschworen ihn mit Thränen, sich ihrer zu erbarmen, und für sie beim General Tottleben um Gnade und Mitleid zu flehen! Sie schwuren ihm eine ewige Dankbarkeit, und betheuerten mit heiligen Eiden, daß, wenn es ihm gelänge, die Judenschaft von der Brandsteuer zu befreien, sie ihn ewig lieben und ewig ihm dankbar seyn würden.

Gozkowsky lächelte. Das heißt, sagte er achselzuckend, Ihr würdet es mir niemals vergeben, daß ich Euch zu Dank verpflichtet habe, und wenn es in Eurer Macht stände, würdet Ihr mich doch ruiniren! Aber dieß gilt gleich! Ich werde dennoch für Euch sprechen, denn diese Brandsteuer ist eine schreiende Ungerechtigkeit, und man soll nicht sagen, daß Gozkowsky eine solche duldete, wenn er sie verhindern konnte. — —

Wie hochmüthig dieser Mann ist, sagte Itzig, als sie Gozkowsky verlassen hatten, thut er nicht, als ob er die Tugend und die Ehre für sich allein gepachtet habe, wie wir die Münze?

Nun wenn er es gethan hat, lachte Ephraim, wenn er das ganze Kapital von Tugend und Ehre gepachtet hat, so hat er's doch auch nur gethan, um einen guten Handel damit zu machen, und seine Tugend ist so gut Spekulation, wie es unser Münzgeschäft ist, und er wird sie auch in leichten Achtgroschenstücken ausmünzen, und die Leute damit anführen, um zu seinen Kosten zu kommen, just wie wir es thun!

Aber wehe ihm, murmelte Itzig grollend, wenn einst so ein leichtes Achtgroschenstück seiner Tugend in meine Hand kommt. Ich will's ihm in's Gesicht schleudern, daß es blutet, und ich werde es ihm nie vergeben, daß wir haben bettelnd vor ihm stehen müssen, und wenn er einst in Noth ist, werd ich daran denken! Wenn der Jude kein Geld hat, ist er kein Mensch! Nun, wir werden einmal sehen, was dieser Herr Gozkowsky ist, wenn er kein Geld hat.

(Fortsetzung folgt.)

Australische Städte-Bilder.

Aus „vier Abschnitte aus einer Reise um die Welt" von Hatzeburg.

I. Sydney.

Wir hatten auf der Reise nach Sydney viel schweres Wetter. Es war Winter und wehte in der Bass'sstraße sehr hart aus O.-S.-O. Dazu kam Schneegestöber, und zuweilen ging das Thermometer unter Null. Auf den Wasserfässern zeigte sich Eis. Nach Norden steuernd, kamen wir jedoch bald wieder in ein milderes Klima und erreichten etwa Mitte Juni den Eingang zum Port Jackson.

Wie wenn sich ein Panorama plötzlich eröffnet, so lag die herrliche Landschaft vor uns ausgebreitet, nachdem wir das Felsenthor passirt hatten, welches in die Bai führt. Der Wind war konträr, das Wetter aber schön. Die erquickenden Strahlen, welche die Sonne hier im Winter entsendet, erfreuen das nördliche Europa nur zuweilen im Frühling. Es war weder kühl, noch auch zu warm. Die Bäume am Ufer zwischen den Felsen waren grün und gewährten für une, aus der meistens mit Sandufern umgebenen Hobsonsbai kommend, ein freundliches Bild. Kreuzend durchzogen wir den langen Golf. Jeder Vorsprung des Hochlandes an den Seiten, welchen wir gewannen und passirten, eröffnete eine neue Aussicht, neue Landhäuser, Gärten und Anlagen aller Art auf das Malerischste zwischen den Bergen. Endlich trat die Stadt hervor, das stolze Sydney, das so vielfach Hauptstadt von Australien genannt wird, und dazu auch berechtigt ist, durch seine schöne Lage. Unten am Fuße der Felsen, dicht am Golfe, erheben sich die ersten Gebäude. Steil steigt die Straße hinan, und oben auf der Felsenwand, an die sich oft die unteren Häuser dicht anlehnen, sieht man hohe fünf- und sechsstöckige Gebäude, welche, besonders aus der Ferne gesehen, auf den Dächern der unteren zu stehen scheinen. Der Palast des Gouverneurs ragt hoch empor über die ganze Stadt und hebt besonders die Ansicht derselben von dem Hafen aus. Wenn man unten am Fuße der Bergstraße landet, hat man wenigstens 10 Minuten zu steigen, bis man auf das Plateau kommt. Noch einige Schritte, und man gelangt in eine breite, belebte Straße mit herrlichen, regelmäßig gebauten Häusern und Palästen. Der Verkehr und das Leben in Sydney wird mit London verglichen, die Regelmäßigkeit und Breite in den Straßen erinnerte mich an Berlin. Ein hier ganz gewöhnlicher Sandstein, derselbe, der auch nach Melbourne als Baustein versandt wird, eignet sich, wegen Formats, Korns und schöner, oft bunter Farbe, herrlich zu architektonischen Arbeiten, und daher sieht

Digitized by Google

man Kirchen und auch andere Gebäude, die aus jenem Material erbaut sind, auf's Geschmackvollste mit Balkons, Säulen und Figuren verziert. In jeder Beziehung herrscht ein großer Luxus, eine unvermeidliche Folge von Reichthum. Prächtige Karrossen durcheilen die Stadt in allen Richtungen und beleben die schönen Promenaden, die dieselbe umgeben. Theater und Zirkus fehlen nicht. Dazu gibt es Massen von Konzert-Lokalen, Wein- und Kaffeehäusern und Restaurationen für alle Klassen der Bevölkerung. Auch an Bildungs-Anstalten und Lehr-Instituten aller Art fehlt es nicht. In Sydney schien mir das Goldfieber lange nicht mehr so groß zu seyn, als in Melbourne. Die beste Zeit der Goldminen im Distrikt von Sydney war damals (Winter 1853) schon vorüber. Der Handel Sydney's geht besonders nach Neu-Seeland, den Südsee-Inseln und nach dem etwa 60 englische Meilen nordwärts an der Küste liegenden Newcastle, welches letztere in neuerer Zeit sehr wichtig geworden ist durch die reichen Steinkohlen-Lager. Man sieht im Hafen daher viele Küster von mittlerer Größe, die den Kohlenhandel betreiben. Was endlich die Einwanderung von Europa her anbelangt, so ist sie auch hier noch stets sehr lebhaft. Nicht allein Engländer, sondern auch Hamburger kommen oft hierher mit Hunderten von Wanderlustigen. Es sind dieß meistens sehr große, schöne Schiffe. Selbst mit Chili und Peru ist ein nicht unbedeutender Verkehr. Der Arbeitslohn, ebenso wie die Gage der Matrosen, war hier schon viel geringer als in Viktoria, da hier nicht so viele Menschen in den Minen Beschäftigung fanden wie dort.

II. Melbourne.

Man würde die Stadt Melbourne seit 1853 (wo der Verfasser zuerst dort war) ganz und gar nicht wieder erkennen. Die Straßen und Plätze, welche damals schon bestanden, sind zwar nicht vergrößert, aber sie sind um mehr als das Doppelte erweitert und verlängert, und an die Stelle der Zelte und Bretterhütten sind Häuser, sogar Paläste getreten. Die Straßen sind jetzt alle auf's schönste mit Steinen gepflastert, die Bürgersteige erhöht und geebnet, und das Gas verbreitet Nachts sein wohlthätiges Licht für Wagen und Fußgänger. In einigen der Hauptstraßen ist ein lebendiger Verkehr von Omnibus und Miethkutschen, in anderen wieder von Packkarren, welche von den Werften kommen oder dorthin gehen. Der Hauptverkehr der Stadt beruht in dem Handel mit den Minen und deren Arbeitern. Diese kommen nämlich, um einzukaufen oder sich für eine Weile zu belustigen, und bringen das Gold. Wenn auch nun nicht mehr ein solches Unwesen herrschte, wie vor einigen Jahren, so wird doch stets noch in Melbourne viel geschwindelt; auch jetzt werden die Leute noch ihr Geld sehr leicht los, nur mit dem Unterschiede, daß sie jetzt dafür etwas Reelles haben können. Kaufläden gleich den ersten in Europa, sogar ein prächtiger, langer Bazar, oder besser eine überdeckte Straße, mit Läden auf beiden Seiten und glänzend erleuchtet — Queen's Arkade — gereichen der Stadt zur Zierde. Man kann hier schon alles, was nur in London oder Paris Theures und Schönes zu Tage kommt, sehen und auch kaufen. Vier öffentliche Theater, worunter das Royal-Theatre und Aesthly-Theatre besonders als schön und großartig hervorgehoben werden müssen, spielen fast täglich. Außerdem gibt es noch viele Lokale, in denen sich oft Künstler Europa's und Amerika's in Konzerten hören lassen. Mittelmäßige Dinge will man schon jetzt in Melbourne nicht mehr sehen oder hören, da der Zulauf und die Auswahl zu groß sind.

Die Fremden in Melbourne sind entweder Miner, Kolonisten oder Farmer, welche nur für kurze Zeit verweilen, oder es sind ankommende Einwanderer. Alle diese unterscheiden sich durch Tracht und Benehmen, und können leicht erkannt werden. Die Einwanderer, die so oft, wenn sie noch neu sind, sich das gar zu sehr merken lassen und vor jedem Gegenstande mit offenem Munde einige Minuten stehen bleiben, spielen die traurigste Rolle. Sie kommen hierher, um noch Geld zu verdienen, und man sieht ihnen oft noch die Verzweiflung im Gesicht an, wenn sie für ein Glas Bier, das zu Hause vielleicht 2 Kreuzer gekostet hat, hier 21 Kr. herauslangen müssen. Der Digger in seinem schottischen Jumper und breiten Filzhut, klirrt mit den Sovereigns in der Tasche, sieht jene Leute mitleidig an und sagt vielleicht zu einem Kameraden: „Wieder Newchum's, o, wenn die nur nicht alle in die Minen kommen!“

Die Ordnung in den Straßen Melbourne's ist in der letzten Zeit wirklich musterhaft gewesen; während vor zwei Jahren noch Anfälle auf offener Straße geschahen, ist jetzt Leben und Eigenthum vollständig gesichert. Die Ueberwachung der Straße liegt hier, wie in London und Berlin, den Konstablern ob. Es gibt in Melbourne für den Gold- und Wechselhandel eine Schaar von Brokern und Goldbanken, deren Kommanditen jene an den Diggings erwähnten Banken sind.

Die Post ist ein ausgebreitetes, einstöckiges Gebäude, fast durchweg von Eisen aufgeführt. Es ist für die Anforderungen einer so großen Stadt und so vieler Fremden, die in jener verkehren, wirklich außerordentlich praktisch und bequem eingerichtet. Da die Ueberland-Post nur alle vier Wochen, dazwischen aber häufig Klipperschiffe und Pakets mit Nachrichten ankommen, so erhält man doch häufig Briefe und Neuigkeiten von Europa.

Digitized by Google

Die zahlreichen hier erscheinenden Zeitungen verkünden wenige Stunden nach Ankunft des Schiffes per Extrablatt die eingelaufenen Nachrichten, und diese werden dann von den Kolporteurs in den Straßen ausgeschrieen. Auch existirt eine deutsche Zeitung in Melbourne, die sich »Viktoria's allgemeine deutsche Zeitung« nennt.

Der Industrie-Ausstellung Australiens in einem recht schönen Glas-Palaste, wenn auch nicht so groß, wie der in Sydenham, muß doch auch hier erwähnt werden. Sie zeigte, wie die Kolonie sich schon in den wenigen Jahren des Bestehens zu einer nicht unbedeutenden gewerblichen Thätigkeit gehoben habe, woran so oft gezweifelt ward, indem man meinte, die Australier könnten nichts als Gold graben.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Die größten Wasserfälle der Erde.] Daß Kalifornien eines der schönsten, fruchtbarsten und reichsten Länder der Erde ist, ist bereits allgemein bekannt; doch nicht so seine wunderbaren und großartigen Szenerieen, die jetzt nach und nach von den Reisenden in dem höhern Gebirge entdeckt werden. Die größten Wasserfälle der Erde befinden sich im Yo-Semety-Thale in Kalifornien. Ein Reisender, Namens Hutchins, der jene Gegend besuchte, schildert die Großartigkeit derselben wie folgt: An der Nordseite des Thales steht ein mächtiger Granitfelsen, der die Gestalt eines ungeheuren Thurmes hat. Seine höchste Spitze ist mit hohen Tannen bewachsen, die in der Ferne wie ein Federbusch auf dem Koloß aussehen. Unsere indianische Führer nannten ihn Kapitän. Als wir ihn gemessen, fanden wir seine Höhe 2800 Fuß. Ihm gerade gegenüber, an der Südseite des Thales, wurde unsere Aufmerksamkeit durch einen herrlichen Wasserfall, dessen Höhe über 700 Fuß betragen mag, sehr angezogen. Es sah aus wie ein langer und breiter Silberstreifen, der über einen Abgrund hing. Ein starker Wind, der gerade ging, wehte ihn von der einen Seite zur andern, und die Strahlen der Sonne ließen ihn in allen Regenbogenfarben spielen. Als wir das Thal weiter hinauf kamen, und eine Wendung machen mußten, blieben wir alle plötzlich vor Ueberraschung stehen, denn es bot sich unseren Augen eine Szenerie dar, wie ich sie noch nie gesehen noch beschrieben gelesen habe; vor uns standen Berge, die wie Säulen in die Wolken reichten, von denen einige ganz senkrecht, andere ein wenig geneigt sich in die Lüfte heben; jeder war in seiner Gestalt ganz von dem anderen verschieden, doch alle mit Fichtenbäumen besetzt. Als wir uns von unserem Erstaunen erholt hatten, überschritten wir den Mercedfluß, und als wir einige Meilen das Thal hinauf gegangen waren, bot sich uns abermals ein unbeschreiblicher Anblick dar, ein Wasserfall, zweitausend zweihundert Fuß hoch, der höchste der Welt. Er stürzt über ein Riff und fällt mit einem Sprung 2200 Fuß hoch. Da wir einen guten Platz fanden, so konnten wir den ganzen Platz übersehen und ihn genau messen. Etwas weiter unten im Thal fanden wir abermals einen Fall, der über 1000 Fuß Höhe hat. Einige kleinere Fälle und ein See vervollständigen die Szenerieen des Thales, welches etwas über zehn Meilen lang und ungefähr zwei Meilen breit ist.

Französische Blätter berichten: Das Ereigniß des Tages ist die Ersteigung des Montblanc, die erste in diesem Jahre, welche am 31. Juli um 8 Uhr Morgens von Herrn Forman und seiner Tochter unternommen wurde; sie gelangten um 3 Uhr Nachmittag glücklich zu den »Grands-Mulets,« und gingen am 1. August Früh um 2 Uhr mit Laternen versehen ab, um den Alpenriesen zu erklettern. Um 10 Uhr war die kleine Karavane auf dem Gipfel des höchsten Berges Europa's vereinigt. Sie verblieb dort eine Stunde, verließ dann die Spitze des Montblanc und gelangte nach einer nochmaligen Rast von einer Stunde bei den »Grands-Mulets,« um 7 Uhr Abends glücklich zu Chaumounix an. Sowohl wegen der kurzen Zeit der Ausführung (15 Stunden zum Hinauf- und 7 Stunden zum Herabsteigen), als wegen der Unerschrockenheit und der Stärke des Fräuleins Forman, von welcher die Führer Wunder erzählen, wird diese Erscheinung in den Annalen des Thales Epoche machen. Die junge Engländerin ist die vierte Frau, welche den Riesenberg erstieg. Den ganzen Tag über wurde der Weg der kühnen Touristen auf's Theilnahmvollste verfolgt. Die Ankunft in Chaumounix war glänzend. Die Bevölkerung des Ortes und die zahlreichen Fremden gingen den Reisenden entgegen. Musik stellte sich an die Spitze des Zuges und mengte ihre Töne in den Beifallsruf der Menge und das Krachen der Böller; eine Serenade und ein Feuerwerk schlossen das Fest.

Auflösung des Räthsels in Nro. 190:

Feuer.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ludwig Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 195 Freitag, 15. August 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

XXXI.

Der General und der Kaufmann.

Mit eiligen Schritten, ganz erfüllt von diesen wichtigen Nachrichten, welche ihm der General Bachmann gebracht, begab sich Gozkowsky in die Wohnung des Generals von Tottleben, fest entschlossen, Alles zu wagen, um diesen grausamen Befehl, welcher die Fabriken und Manufakturen bedrohete, zu hintertreiben. Aber nicht dieß allein war es, was ihn hergeführt! Er kam als der Anwalt einer ganzen Stadt! Jeder, welcher der Hülfe bedurfte, hatte sich an ihn gewandt, und mit Bitten und Beschwerden von dem Magistrat, der Kaufmannschaft und den Bürgern Berlins belastet, betrat Gozkowsky jetzt die Wohnung des russischen Generals.

Seine Seele war voll feierlicher, edler Begeisterung, und indem er jetzt diese Säle durchschritt, um sich in das Kabinet des Generals zu begeben, sagte er zu sich selber: dieß ist die wichtigste Sendung meines Lebens, denn das Wohl der ganzen Stadt hängt davon ab. An jedem Worte, welches ich zu sagen habe, hängt eine Million von Thränen oder von Geld! Ich habe viel gekämpft in diesen Tagen, aber heute gilt es den schwersten Kampf und meine Zunge ist das Schwert, mit welchem ich siegen muß.

Mit strahlendem Angesicht, mit leuchtenden Augen, sein ganzes Wesen durchglüht von der Heiligkeit seiner Sendung betrat Gozkowsky das Kabinet des Generals.

Graf Tottleben hieß ihn nicht, wie sonst, freundlich willkommen, er blickte nicht einmal von den Depeschen, welche er eben gelesen, zu Gozkowsky auf, und seine finster zusammengezogenen Augenbraunen, der ganze Ausdruck seiner Mienen wäre wohl im Stande gewesen, das Wort der Bitte und des Flehens zurückzuscheuchen.

Der General war in dieser Stunde ein ächter Russe, und es war ihm, Dank diesen Depeschen des Generals von Hermore, gelungen, sein deutsches Herz zur Ruhe zu bringen! Oder mindestens wollte er es doch versuchen! Er vermied es daher, diesen klaren, leuchtenden Augen Gozkowsky's zu begegnen, und indem er aufstand, anscheinend nur, um auf- und abzugehen, sagte er mit abgewandtem Gesicht, und finster grollendem Ton: Ihr seyd schon wieder da? Kommt gewiß wieder, um allerlei unnützes Zeug zu bitten! Ich kann solche ewigen Heuler und Bittsteller nicht leiden! Erbärmliches Gesindel, welches immer zu unsern Füßen kriecht.

Glaub's wohl, Exzellenz, sagte Gozkowsky lächelnd. Deßhalb werden auch die Russen im ganzen Europa verachtet! Sie kriechen den Vornehmen gegenüber und gegen Niedrige und Arme sind sie grob! Ich bin ganz Eurer Meinung, Exzellenz.

Ich sprach nicht von den Russen! rief der General, indem er Gozkowsky sein finsteres Antlitz zuwandte. Ich sprach von Euch! Den ganzen Tag habt Ihr zu bitten, und zu fordern!

Gozkowsky begegnete seinem finstern Anschauen mit ruhiger und lächelnder Gelassenheit. Verzeiht, Exzellenz. Ihr fordert, und eben weil Ihr immer fordert, muß ich immer bitten! Und im Grunde genommen bitte ich bei Euch doch immer nur für Euch!

Als Tottleben ihn mit fragenden, verwunderten Blicken ansah, fuhr er fort: Ich bitte nicht um Gnade, sondern um Gerechtigkeit, und wenn Ihr diese gewährt, so ist das eigentlich nur ein Gewinn für Euch selber, Exzellenz! Denn die Welt wird Euch preisen, wenn Ihr nicht bloß tapfer, sondern auch gerecht seyd, und Den allein wird die Geschichte ehren als den wahrhaft Großen, der als Sieger gerecht und menschlich ist. Durch das Schwert gesiegt haben schon die Vandalen, und wenn es auf die entfesselte, rohe Kraft ankommt, so werden allemal die losgelassenen Stiere die größten Feldherrn seyn.

Graf Tottleben schleuderte einen wilden, zornigen Blick zu ihm hinüber. Deßhalb ist Der ein Thor, der einen Stier zu reizen wagt, rief er drohend.

Digitized by Google

Gozkowsky verneigte sich und lächelte. Es ist wahr, sagte er, man muß ihm niemals einen rothen Mantel zeigen, man muß ihn bezähmen durch ein edles, unerschrockenes Angesicht! Der Stier ist machtlos gegen den Geist, der ihm aus den Menschenaugen entgegen blitzt.

Vielleicht war es die Keckheit dieser Antwort, welche dem an russische Unterwürfigkeit gewöhnten General wohlgefiel. Seine Züge nahmen plötzlich einen weichern Ausdruck an, und indem er vor Gozkowsky stehen blieb, sagte er milder: Genug mit Euren Phrasen! Was wollt Ihr von mir?

Gerechtigkeit! rief Gozkowsky. Ihr habt mir Euer Wort gegeben, daß Eure Soldaten nicht rauben, und nicht plündern sollten, und dennoch thun sie es!

Das ist nicht wahr! schrie der General mit seiner Donnerstimme.

Es ist wahr! sagte Gozkowsky ruhig, und als Tottleben mit zornblitzenden Augen auf ihn zuschritt, und bebend vor Zorn schrie: Wer wagt es, mir zu widersprechen? antwortete Gozkowsky gelassen: Ich wage es! Wenn Ihr das ein Wagniß nennen wollt, Euch einen Irrthum zu berichten! Ich selber habe es gesehen, wie Eure Soldaten mit ihren Kolben flüchtende Weiber niederschlugen, und raubend und plündernd in die Häuser eindrangen. Eure Befehle werden schlecht befolgt, Exzellenz, und Eure Soldaten thun es an Rohheit und Grausamkeit fast den Kroaten gleich.

Ueber Tottleben's Antlitz flog ein leises Lächeln. Gozkowsky hatte es gut verstanden, seinen Zorn zu besänftigen. Faßt doch nur! sagte er. Wehe meinen Soldaten aber auch, wenn sie Jene erreichen sollten an Rohheit.

Und er durchschritt mit hastigen Schritten das Gemach und rief seinen Adjutanten.

Als dieser eintrat, sagte Tottleben hastig: Schickt Patrouillen durch die ganze Stadt, und ertheilt allen Soldaten den strengen Befehl, daß sie gute Mannszucht halten! Wer es wagt, zu plündern, und zu rauben, der handelt gegen das Kriegsgesetz, und soll sofort nach dem Kriegsgesetz verurtheilt werden! Der Galgen für die Diebe und Marodeurs! Das sagt meinen Regimentern, und General Tottleben hält Wort.

Als der Adjutant dann das Zimmer verlassen hatte, wandte sich der General mit stolzem, triumphirenden Ausdruck zu Gozkowsky hin. Seyd Ihr nun zufrieden? fragte er.

Ich danke Euch, Exzellenz!

Gott sey Dank, daß Ihr endlich zufrieden seyd und nichts mehr zu bitten habt! rief Tottleben fast heiter.

Oh doch, Exzellenz, ich habe noch sehr viel zu bitten! sagte Gozkowsky, und wenn Ihr es erlaubt, möchte ich zuerst eine Frage an Euch richten. Ihr habt so eben einen Armeebefehl ertheilt. Wie hoch hinauf gilt dieser Befehl?

Wie hoch hinauf? fragte der General verwundert.

Ich meine, hat dieser Armeebefehl, welcher den Soldaten bei Todesstrafe verbietet zu plündern und zu rauben, hatt er nur Kraft für den gemeinen Mann, oder muß sich der hohe, wie der niedrige Soldat ihm fügen?

Ich wollte es Jedem rathen! rief Tottleben mit einem rauhen Lachen. Der Befehl gilt für Alle.

Auch für die höchsten Offiziere?

Kein General ist davon ausgenommen.

Gozkowsky richtete sich höher auf, und indem er dem General einen Schritt näher trat, sagte er mit mächtiger Stimme: Dann, Herr General, verklage ich bei Euch einen Offizier, der es wagen will, Eurem Armeebefehl zuwider zu handeln. Ihr habt bei schwerer Strafe verboten zu rauben, und zu plündern, er will es aber dennoch wagen, Ihr habt streng befohlen, die Armee solle gute Mannszucht halten, und nicht die Wehrlosen mißhandeln und verhöhnen, und dennoch will dieser General es thun.

Das Gesicht Tottlebens war blaß geworden vor Zorn, und sein Auge schoß wilde Blitze. Wer wagt das? rief er. Nennt mir den Namen dieses Generals!

Es ist der General von Tottleben! sagte Gozkowsky ruhig.

Graf Tottleben trat entsetzt einen Schritt zurück, und starrte ihn an. Aber Gozkowsky schlug das Auge nicht zu Boden, sondern begegnete seinen wildfunkelnden Blicken mit ruhigem Auge.

Seyd Ihr von Sinnen? fragte der General nach einer langen Pause. Ist Euch Euer Leben so zur Last, daß Ihr es durchaus verlieren wollt?

(Fortsetzung folgt.)

Australische Städte-Bilder.

(Schluß.)

Im Winter ist Melbourne ziemlich schmutzig, wie jede große Stadt; so, sogar einige Riunsteine gleichen nach anhaltenden Regengüssen kleinen Strömen, die man nur über die eisernen Brücken hin passiren kann. Im Sommer wieder ist der Staub sehr störend, und man sprengt deßwegen häufig in den Straßen. Gewöhnlich tritt dieß mit dem hier heißen Nordwinde ein, und wird die Ursache vieler Augenkrankheiten. Daher sieht man häufig seidene Schleier vor dem Gesichte tragen.

Ein Theil der feinen Welt zieht im Sommer nach dem etwa vier englische Meilen entfernten und

Digitized by Google

malerisch am Seestrande gelegenen St. Kilda. Auch die Vorstädte Kollingwood und Richmond sind dann die Zufluchtsorte der Städter, denen sie mit ihren schönen Gärten und Baumpartien ein Asyl gegen Hitze und Staub gewähren. Als ein öffentlicher Spaziergang mit Gartenanlagen und schönen Waldpartien ist der Garten jenseits der Jarra-Jarra anzusehen. Er ist in der ganzen Umgebung von Melbourne in dieser Beziehung das Merkwürdigste. Man kann ihn von der Prinzenbrücke in zehn Minuten erreichen. Auch geht dorthin und nach dem entlegeneren Theile von Richmond eine kleine Dampfgondel die Jarra-Jarra hinauf, obgleich diese von der Brücke an nur ziemlich seicht ist.

Obschon in Sydney der General-Gouverneur von Australien residirt, dem auch der von Viktoria untergeordnet ist, und also Sydney auch politisch die Hauptstadt des fünften Welttheils ausmacht, so steht doch, was Einwohnerzahl, Größe und kommerzielle Wichtigkeit anbelangt, Melbourne als erste Stadt da. Die reichen Minen beschäftigen noch immer viele Tausende von Menschen, und werden es thun, bis das Land kultivirt genug ist, um denen, die nicht mehr Gold graben wollen, auch durch den Landbau eine Existenz zu sichern. Auch dann wird Melbourne stets der Hauptsitz und Stapelplatz für eine große Landschaft bleiben, und sich dieser durch Fabriken und Manufakturen unentbehrlich machen.

III. Adelaide.

Der Anblick der Kolonie Adelaide von der Rhede aus ist überraschend schön. Zwischen der Küste und dem dieser parallel laufenden Gebirge erstreckt sich ein herrliches Flachland weit dahin zur Rechten und Linken, während die oft bewaldeten Spitzen und Kämme der ersten Gebirgskette es scharf und malerisch begränzen. Selbst in den Thälern und Schluchten dieses Gebirges, das von der Küste an allen Punkten wenigstens 10 bis 12 englische Meilen entfernt ist, erkennt man die Spuren der Kultur und des menschlichen Fleißes.

Das ganze Flachland, dieser lange, zwischen der Küste und dem Gebirge gelegene Streifen, gleicht einem Meere von wogenden Kornfeldern, aus dem die zahlreichen Dörfer und buschumschatteten Gehöfte, mit Kirchthürmen und Dampfschornsteinen geschmückt, wie Inseln emportauchen. Nicht weit oberhalb der Mündung eines kleinen, aber tiefen Flüßchens in den Golf liegt Port Adelaide, und acht Meilen von diesem die Stadt Adelaide, Hauptort dieser blühenden Kolonie.

Port Adelaide ist ein lebendiger, auch ziemlich guter Hafen. Engländer und Holländer sind dort besonders vertreten. Außer dem von Zeit zu Zeit anlangenden Auswandrer-Fahrzeugen sieht man im Januar und Februar eine bedeutende Anzahl großer Schiffe, mit Wolle befrachtet. Dieser Artikel ist das wichtigste Erzeugniß der Kolonie, und ohne ergiebige Minen fließt ihren Bewohnern dennoch das Gold reichlich zu. Die Schafzucht in Adelaide, meistens in schon von der Küste entfernteren Gegenden, ist ausgezeichnet. Der dünne Baumwuchs in den Wäldern läßt das Gras stets emporkommen, und die Thiere finden so Jahr aus, Jahr ein reichliche Nahrung. Allerdings wird in den heißen Sommermonaten, wenn eine allgemeine Dürre eintritt, auch zuweilen das Gras durch die Sonne verbrannt.

Auch die Rinde der jungen Gummi-tree's (Eucalyptus) wird wegen der bedeutenden Quantität an Gerbestoff, den sie enthält, nach Europa verführt. Bei ein bis vier Zoll dicken Stämmen löst sie sich, wenn der Baum in Saft ist, leicht, und kann billig beschafft werden. Das Waizenmehl Adelaide's ist, wie auf der London-er und Pariser Ausstellung entschieden wurde, das beste in der Welt. Im ganzen Australien wird es wegen der Weiße und Feinheit und anderer guter Eigenschaften für Backen von Brod und Puddings stets theurer bezahlt, als jedes andere. Der Handel mit diesem Mehl beschäftigt so manches Küsterschiff. Gemahlen wird es sämmtlich in großen Dampfmühlen, die, wie ich hörte, besonders in dieser Kolonie sehr vollkommen konstruirt sind.

Die Stadt ist recht freundlich und regelmäßig angelegt, hat schon viele ansehnliche Gebäude und einen lebhaften Verkehr. Es sind daselbst viele Deutsche ansässig, so daß auch eine täglich erscheinende Zeitung in deutscher Sprache herauskommt.

Die Stadt hatte zur Zeit ungefähr 18,000 Einwohner. Rund herum erhob sich, gleichsam wie Vorstädte, eine Menge Etablissements aller Art, wie Maschinen-Bauereien, Fabriken und Manufakturen, bei denen man überall Dampfkraft angewandt findet. Man heizt hier die Dampfmaschinen noch viel mit Holz, das die Kolonisten auf ihren vierdespannten Karren aus den Bergen zum Verkauf bringen. Bauholz ist in Adelaide überall ziemlich theuer, und man sieht daher fast nur massive Häuser, oder eiserne, oder ganz leicht von Planken gebaute. Durchschreitet man nun die Ebene von der Küste her bis zu der Stadt und weiter, so wird man wirklich in Erstaunen gesetzt durch die Anmuth und den Reichthum des Landes. Die Felder voll goldener Aehren, die Obstbäume schwer beladen, verdient das Land in der That ein gottgefegnetes genannt zu werden.

Das ausgezeichnet milde Klima trägt auch viel zur Fruchtbarkeit bei. Im Sommer sind die Nordwinde zuweilen unangenehm warm, die Südwinde jedoch nicht so kalt, und der Wechsel des Wetters mit dem Wechsel des Windes nicht so fühlbar wie

Digitized by Google

in Vikoria. Im Winter kommt es in Adelaide nie unter den Gefrierpunkt.

Ueberall zeigen sich die Spuren des Wohlstandes. Die Häuschen und Dörfer an der Landstraße sind reinlich gehalten. Wein und Pfirsichbäume bekleiden die Wände und die Zäune und erfreuen den Wanderer schon allein durch den Anblick ihrer prächtigen Früchte. Schöne Pferde sieht man überall, eben so große, kräftige Stiere. Die Straße von der Küste, von Port Adelaide, nach der eigentlichen Stadt, ist ihrer ganzen Länge nach fortwährend so belebt, daß man, auf den Vorbergen des Gebirges stehend, einen langen Streifen von ununterbrochenen Staubwolken zwischen den unabsehbaren Feldern entdeckt.

Steigt man nun weiter in die Berge, so werden die Häuschen der Bauern, die man noch Kolonisten nennt, einfacher, die Höfe sind nicht mehr mit zierlichen Zäunen umgeben, und die Gärten haben keine künstlichen Lauben mehr. Man hat hier keine Zeit, neben dem Waizen- und Kartoffelbau auch Mühe auf den Wein zu verwenden, wenn man noch nach und nach Einiges von dem Holze verwerthen will, das zu der Besitzung gehört. In den Thälern, die auch häufig durch kleine Bäche bewässert werden, ist der Boden sehr fruchtbar. Die Gartenanlagen um die Häuser tragen ohne viele Pflege das für den Haushalt Nöthige. Besonders sieht man schönen Kohl, Rüben, Zwiebeln u. s. w. Die Gebirge sind nicht hoch, haben im Ganzen aber viel mehr Anziehendes, als die des übrigen Australiens, denn der Wald, der sie krönt, ist meistens sehr schön. Auch sah ich einige, wenn auch nur kleine Bäche, die aber doch sehr malerische, schöne Partien zwischen den Felsen bildeten.

Die Bewohner der Kolonien zeichnen sich überall durch Gastfreundlichkeit aus. Besonders in den Bergen, wo man nur wenige Herbergen findet, herrscht unter den Leuten große Zuvorkommenheit gegen Fremde. Der Hafen von Port Adelaide, welcher durch die Mündung eines unbedeutenden Flusses in die Bai gebildet wird, bedarf allerdings noch einer Vertiefung. Wie ich hörte, hatte man auch schon den Plan dazu entworfen, eben so wie zu einer Eisenbahn nach der Stadt, welche die gelandeten Güter vom Werfte sogleich würde befördern können.

Da noch immer die Goldgräberei in dem benachbarten Viktoria den Arbeitslohn so sehr hoch erhielt, so konnte man jene Bauten damals noch nicht unternehmen. Wenn das Geld auch vielleicht vorhanden gewesen wäre, so würde man die Leute nicht für einen mittleren Preis haben beischaffen können. Die Einwanderung ist stets lebhaft und die Regierung thätig, um Handel und Wandel zu heben. Straßen legt man durch's Gebirge, Hafenplätze an der Küste werden verbessert, und so wird man auch wohl bald die Verbindung der Stadt mit einer Bahn hergestellt haben; vielleicht ist sie im Augenblicke schon fertig.

Mannigfaltigkeiten.

[Der Bart als Medizin.] Wir meinen nicht, daß man den Bart auf Flaschen füllen lassen und einnehmen soll, wie jener Bauer, der, vom Arzte beauftragt, seinem kranken Sohne ein Flußbad zu geben, ihn zwang, es auszutrinken. Der Bart hat sich in seinem natürlichen Wachsthum am Kinn und unter der Nase als Gesundheit schützender Respirator, besonders in England, wieder Ruhe vor dem wüthenden Rasirmesser und gegen die frühere Verfolgung von Seiten der „backenbärtigen Sklaven des Geldmachens“ verschafft. Noch vor vier bis fünf Jahren war kein Fremder mit einem Barte in England eines ungeschornen, unverhöhnten Schrittes fähig, und in manchen abgelegenen Gegenden ist's noch so. Aber in den größeren Städten, wo Einsicht und Fremde überhand genommen haben, wächst der Bart auch auf englischen Lippen bereits ganz ungeschoren. In Edinburg sogar haben über fünfhundert Maurer einen Verein zu Wachsthum und Pflege ihrer Bärte, als Schutzmittel gegen Staub und dergleichen Lungengifte in der Luft, gegründet, und erfreuen sich seitdem einer viel besseren Gesundheit als früher. Englische Aerzte haben eine früher aufgestellte Behauptung tausendfältig bewährt gefunden, daß auch viele Augenkrankheiten, Zahn- und Halsschmerzen von der Wuth, sich möglichst jeden Morgen Kinn und Oberlippen einzuseifen und abzuschaben, herrühren. Schwache entzündete Augen wurden nach dem Wachsthum des Bartes wieder stark und gesund, Zahnschmerzen verschwanden auf immer, und Halsentzündungen, Lungenleiden wurden von den dichten Speeren des Bartes „außerhalb der Thore“ gehalten und zurückgetrieben. Diese Ansichten haben sich in England ziemlich allgemein verbreitet, so daß sich der Bart immer häufiger und stärker als Medizin unter den arbeitenden Klassen einstellt. Gentlemen, Künstler, Krieger tragen ihn längst aus ästhetischen Gründen, so daß das einst territorisch und exklusiv backenbärtige, steifvatermörderliche, hinten haargescheitelte England eine ganz andere Physiognomie bekommen hat. Kommt noch die Sonntagsmusik hinzu, so hat das alte England aufgehört, und ein neues tritt auf die Lebensbühne. Die Sonntagsmusik ist wichtiger, als ein halbes Tausend Parlamentsbills und Russel-Palmerston'sche „Reformen.“

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 196 Samstag, 16. August 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Mein fallendes Haupt würde nur eine Bestätigung dessen seyn, rief Gozkowsky feierlich, was ich behaupte: daß nämlich der General von Tottleben einen Armeebefehl gibt, und ihn selber nicht respektirt, daß er seinen Soldaten das Rauben und Plündern bei Todesstrafe verbietet, und doch es selber thut.

Das Uebermaß dieser Kühnheit übte auf den General ganz die Wirkung aus, welches Gozkowsky berechnet, und bei welcher er ein wenig auf die Löwennatur Tottleben's spekulirt hatte. Der General, statt diesen tollkühnen Widersacher zu vernichten, fand Gefallen an diesem Trotz, und schmeichelte ihm, daß man ihn für so großmüthig hielt, nicht Rache nehmen zu wollen für so beleidigende Worte.

Hört Freund, sagte er, Ihr seyd überaus keck, daß es mich lachen macht! Der Seltsamkeit wegen will ich Euch weiter hören, und versuchen, gelassen zu bleiben.

Ein deutsches Sprüchwort sagt: Die kleinen Diebe hängt man auf, die großen läßt man laufen! sagte Gozkowsky. Ihr wollt dieß Sprüchwort wahr machen. Den Soldaten, der plündernd in ein Haus eindringt, verurtheilt Ihr, aber der General bleibt straflos, der eine ganze Stadt verwüstet, und im rohen Siegesübermuth sich gleich dem Herostratus durch Feuer und Brandstiftung unsterblich machen will.

Wagt nicht zu viel auf meine Langmuth, unterbrach ihn Tottleben, indem er drohend den Arm gegen den kühnen Sprecher ausstreckte. Herostratus war, wenn ich nicht irre, ein Tempelschänder.

Ihr seyd es nicht minder! rief Gozkowsky, denn Ihr wollt mit frevelnder Hand den Feuerbrand in die heiligen Tempel der Arbeit schleudern. Herostratus zerstörte nur Dianens Tempel. Die Jagd war aber stets ein hochadeliges, barbarisches Vergnügen, und es liegt wenig daran, ob es zerstört wird! Ihr aber Exzellenz, Ihr seyd viel schlimmer, als Herostratus, Ihr wollt Fabriken zerstören! Wißt Ihr, was das heißt? — Das heißt, dem armen Mann das Stück Brod entziehen, welches er im Schweiße seines Angesichts für Weib und Kind verdient. Es heißt, Dem, welchem die reichen und vornehmen Leute Alles nahmen, welchem nichts geblieben, als seine Hände und seine Körperkraft, es heißt, Dem auch sein letztes Recht entäußern wollen, das Recht auf die Arbeit! Ihr wollt die Gold- und Silbermanufakturen zerstören! Ihr wollt an das Lagerhaus den Brand anlegen? Ihr wollt die Messingwerke in Neustadt-Eberswalde zerstören? Und weßhalb wollt Ihr dieß Denkmal Eures Vandalismus hier zurücklassen? — Weil Eure Kaiserin mit unserm König zürnt.

Weil der Feind sich an Feinde rächen will! unterbrach ihn der General.

Nun, so thut es! rief Gozkowsky lebhaft. Rächt Euch an Eurem Feinde, wenn das wüste Zerstören seines Eigenthums Euch eine edle Rache dünkt! Zerstört des Königs Schlösser, raubt selbst, wenn Ihr wollt, des edlen Königs edelstes Vergnügen, raubt ihm seine Bilder, und thut es darin den Kroaten gleich, welche gestern Charlottenburg zerstörten. Sendet Eure Soldaten in mein Haus, dort hängen herrliche Gemälde, welche ich auf Befehl des Königs in Italien eingekauft. Ich weiß, daß er sich darauf freut, sie einst nach Sanssouci zu bringen. Nehmt sie ihm! Legt Feuer an die edlen Werke der Kunst, aber nicht an das Eigenthum der Armuth.

Er hatte mit edlem Feuer, mit glühender Beredtsamkeit gesprochen, und wieder seinen Willen war Tottlebens deutsches Herz wieder in ihm wach geworden, und drängte ihn zur Milde, zum Erbarmen. Aber er wollte es nicht hören, — die Depeschen des Generals von Formere lagen vor ihm, und zwangen ihn zur Härte.

Ihr schwatzt mit all Eurer Weisheit doch nichts als tollkühnen Unsinn! sagte er mit erzwungener Strenge. Wer denkt daran, das Eigenthum der Armuth zu zerstören? Das Eigenthum des Königs soll zerstört werden, das ist Alles.

Digitized by Google

Aber die Gold- und Silbermanufakturen und das Lagerhaus sind nicht das Eigenthum des Königs! rief Gotzkowsky lebhaft. Kein Heller fließt davon in königliche Kassen.

Das Gesicht des Generals erheiterte sich und fast freudig wiederholte er: Nicht in die königlichen Kassen? Wohin denn?

Gotzkowsky sagte feierlich: Dieß Geld, Exzellenz, was aus der Gold- und Silbermanufaktur und dem Lagerhaus verdient wird, hat einen rührenden, schönen Zweck. Seht, Ihr seyd vielleicht auch Vater, habt auch Kinder, und wenn Ihr in die Schlacht geht, denkt Ihr wohl an sie, sprecht ein stilles Gebet, überantwortet Eure Kinder dem Schutze Gottes und bittet ihn, daß er sie nicht zu Waisen mache.

Graf Tottleben murmelte einige unverständliche Worte und streckte abwehrend die Hand aus. Seine Lippen zitterten, und unfähig, seine Rührung zu verbergen, wandte er sich ab.

Gotzkowsky rief freudig: Oh, ich seh es an Euren Augen, die Ihr vergebens zwingen wollt, wild zu blicken, Ihr seyd Vater! Nun denn, Vater, schont der Waisenkinder. Von dem Ertrag der Gold- und Silber-Manufakturen und des Lagerhauses wird das neue, große Waisenhaus in Potsdam erhalten! Oh, Ihr kennt nicht so grausam seyn, den armen Kindern, welchen dieser blutdürstige Krieg den Vater nahm, auch noch die letzte Hülfe, die letzte Zuflucht zu entreißen.

Der General trat auf ihn zu, und faßte heftig seine Hand. Gott ist mein Zeuge, daß ich das nicht will! Aber ist dieß Alles auch gewiß? Sprecht Ihr auch die Wahrheit?

Ja! Es ist die Wahrheit.
Könnt Ihr es beschwören?
Mit einem heiligen Eide.

Der General ging schweigend einige Mal im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor Gotzkowsky stehen, und legte seine Hand auf dessen Schulter. Hört, sagte er, man macht mir da drüber oft den Vorwurf, daß ich zu weich und erbarmensvoll sey! Aber mag es seyn! Ich will einmal noch meinem weichen Sinne folgen, und den Befehlen, welche man mir gegeben, zuwider handeln. Aber Ihr müßt mir dabei behülflich seyn. Schreibt das, was Ihr mir eben gesagt habt, auf, bringt es zu Papier, daß diese Gebäude, welche ich zerstören sollte, nicht das Eigenthum des Königs, sondern des Waisenhauses sind, bekräftigt es mit einem heiligen Eide, und Eurer Namens Unterschrift und Siegel. Wollt Ihr das?

Ob ich es will! rief Gotzkowsky mit freudestrahlendem Angesicht. Nie habe ich mit freudigerem Herzen meine Unterschrift gegeben, als zu diesem Akrest, das auf uns Beide, Exzellenz, die Segnungen von vielen Kinderherzen herniederruft.

Er trat zu dem Schreibtisch des Generals, und seinem Winke folgend, setzte er sich und schrieb.

Tottleben ging, die Arme über die Brust gefaltet, sinnend auf und ab. Seine Züge waren jetzt gedankenvoll und milde, keine Spur der früheren zornigen Wildheit war darin zu finden.

Einmal blieb er stehen und murmelte leise: Die Waisenkinder darf man nicht berauben. Ich werde dieß verantworten können.

Als Gotzkowsky ihm das beschriebene Blatt dargereicht, überlas er es sorgfältig und legte es neben die Depesche seiner Kaiserin. Dann rief er seinen Adjutanten und befahl ihm, sofort starke Schutzwachen in das Lagerhaus und die Gold- und Silbermanufaktur zu legen und sie vor jedem Angriff schützen zu lassen.

Gotzkowsky hatte die Hände gefaltet, und blickte voll freudigen Dankes zum Himmel empor, und in der tiefen Rührung seines Herzens bemerkte er gar nicht, daß der General wieder vor ihm stand, und ihn fragend und theilnahmsvoll anschaute. Die Stimme des Generals erst erweckte ihn aus seinem Sinnen.

Seyd Ihr nun zufrieden? fragte Tottleben freundlich.

Gotzkowsky schüttelte das Haupt. Zufrieden, Exzellenz, ist nur, wer im Sarge liegt.

Des Generals Stirn bewölkte sich. So? sagte er. Nun, dann genirt Euch nicht —

Weiter zu sprechen, Exzellenz? unterbrach ihn Gotzkowsky mit einem sanften Lächeln.

Nein, Euch in den Sarg zu legen!

Dazu ist jetzt noch keine Zeit, sagte Gotzkowsky schwermuthsvoll. Für mich so wenig, als für Euch, Exzellenz! Wir haben Beide noch viel zu thun! Ihr müßt noch neue Lorbeern zu den alten sammeln! Ich, — nun, ich muß noch versuchen, einige Dornen und Disteln vom Wege meiner Brüder wegzuschaffen.

So? Es gibt also doch noch mehr Dornen? fragte Tottleben, indem er sich in einen Sessel niedergleiten ließ und Gotzkowsky mit sichtlichem Wohlwollen anschaute.

Oh, noch sehr viel, Exzellenz, erwiderte Gotzkowsky seufzend. Unser ganzer Körper blutet daran.

Dann ruft den Feldscheer, daß er Euch heile! rief der General mit einem rauhen Lachen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gardinenpredigten.

Unter obigem Titel hat der englische Witz ein Buch zu Tage gefördert, das, voll schlagender Einfälle und origineller Wendungen, wohl dem trübsinnigsten Hypochonder ein Lächeln abzwingen muß. Wir geben unsern Lesern eine kleine Probe daraus.

Kaudel, der arme Balthasar Kaudel, war einer von den Männern, welche Mutter Natur, in ihrer gewöhnlichen Vorliebe für das weibliche Geschlecht, nur auf die Erde gesetzt hatte, um zu hören. Er war in der That „ganz Ohr," und diese Gehörwerkzeuge nahm denn auch Madame Kaudel ganz und gar für sich in Anspruch. Sie waren ihr alleiniges Eigenthum und scheinbar nur deßhalb angefertigt, um ihre (Madame Kaudels) ausströmende Weisheit dem Gehirne ihres Ehegemahls so schnell und vollständig als möglich zuzuführen.

Philosophen haben schon oft darüber gestritten, welche Zeit, ob Morgen oder Abend, am geeignetsten für moralische Eindrücke wäre; der griechische Weise hat sogar gestanden, seine Arbeiten röchen nach der Lampe; wenn das aber der Fall war, so roch Madame Kaudels Weisheit ohne Zweifel nach dem Nachtlicht. Sie wußte recht gut, daß ihr Gatte den Tag über durch sein Geschäft als Puppen- und Spielwaarenhändler zu viel in Anspruch genommen wurde, um in dieser Zeit ihre Lehren ordentlich und gehörig würdigen zu können; überdieß war er ihr dann auch nicht gewiß, denn er konnte in jedem Augenblicke in den Laden hinaus gerufen werden. Nachts aber, von Abends eilf bis Morgens um sieben Uhr, gab es für ihn keinen Rückzug mehr, er mußte, einige verzweifelte Fälle ausgenommen, ruhig liegen bleiben und zuhören.

Predigt.

Kaudel hat einem Bekannten den Familienschirm geborgt.

Das ist nun der dritte Regenschirm seit Weihnachten.

Was Du thun solltest? ihn ohne Schirm nach Hause gehen lassen, das versteht sich doch von selbst. Ich möchte nur wissen, was an dem verderben könnte, wenn er naß würde.

Könnte sich einen Katarrh holen? Gott, was Du nicht weißt, der sieht auch gerade wie Einer aus, der sich einen Katarrh holte; und immer noch lieber seinen Katarrh als unseren einzigen Regenschirm, er würde nicht gleich d'ran gestorben seyn.

Hörst Du den Regen, Kaudel; hörst Du, wie's draußen an die Fenster schlägt, und — so wahr wie ich lebe, wir haben heute „Medardus" sechs ganze Wochen jetzt so, ohne Unterlaß — hörst Du das Kaudel. O mach' mir nichts weiß, wo könntest Du denn schlafen, wenn's mit solcher Gewalt gegen die Scheiben anwettert. Hörst Du das, Kaudel — hörst Du das?

„O — Du hörst es, nun das ist ein prächtiger Schauer, um sechs lange Wochen anzuhalten und die ganze Zeit nicht aus dem Hause zu kommen.

Nenn' mich nicht albern, Kaudel; beleidige mich nicht auch noch obendrein. Und der soll den Regenschirm wiederbringen? man müßte wahrhaftig glauben, Du wärst erst gestern geboren, Kaudel; als ob jemals Einer einen geborgten Regenschirm zurückbrächte. Hör' nur, wie das stürmt — immer ärger, wie mit Eimern, und das sechs ganze Wochen lang — ohne einen Regenschirm im Hause.

Ich möchte nur wissen, wie die Kinder morgen Früh in die Schule kommen sollen; in der Nässe dürfen sie mir nicht gehen, das weiß ich. Nein, sie sollen zu Hause bleiben und nie wieder 'was lernen, die armen unglücklichen Geschöpfe — lieber das, als so naß werden. Wenn sie nachher heranwachsen und groß werden, dann soll's mich nur wundern, wem sie es zu verdanken haben, daß sie nichts wissen; wem sonst, als ihrem eigenen Vater. — Leute, die nicht einmal ein Herz für ihre eigenen Kinder haben, sollten auch nie Väter werden.

Ich weiß aber wohl, weßhalb Du den Regenschirm ausgeborgt hast — o ja — ich weiß es sehr gut; ich wollte zu meiner guten Mutter morgen gehen, und dort eine Tasse Thee trinken — das hast Du wohl gewußt; gerade deßhalb hast Du's aber gethan. Schweig' nur, ich weiß, daß Du's nicht leiden magst, wenn ich meine Mutter besuche, und daß Du es auf jede schändliche nichtswürdige Art zu hintertreiben suchst. Du sollst Dich aber dießmal verrechnet haben, Kaudel — nein — und wenn es Kieselsteine regnete — ich gehe.

Nein, ich will keine Droschke; ich möchte nur wissen, wo auch noch das Geld zu Droschken herkommen sollte; schöne hochtrabende Ideen habt Ihr da in Euerem Klub. Droschke — weiter fehlte gar nichts mehr — Droschke — vier Groschen hin und vier zurück — acht Groschen für Droschken; ich möchte wissen, wer das bezahlen sollte? ich kann es nicht, das weiß ich, und wenn Du so fortfährst, so wird's bei Dir auch nicht lange mehr dauern. Das heißt das Geld zum Fenster hinaus geworfen, Droschken bezahlen, und die Kinder zu Bettlern mit lauter Regenschirmen machen.

Ganz gewiß gehe ich aber zur Mutter, und zwar morgen; und das zu Fuß — jeden Schritt breit und Du weißt recht gut, daß mir die Nässe den Tod auf den Hals ziehen wird. Nein, ich bin keine Närrin, Kaudel, wenn hier ein Narr ist, so bist Du's. Du weißt recht gut, daß ich keinen Mantel tragen kann, und ohne Regenschirm muß ich mich in dem Wetter erkälten, das ist gewiß. Was machst

Digitized by Google

Du Dir aber daraus? gar Nichts — ich kann krank werden und mich zu Bette legen, das ist Dir einerlei; so wird's aber auch werden, und eine schöne Doktorrechnung sollst Du zu bezahlen bekommen, darauf verlaß Dich. Ich will Dich lehren den Regenschirm auszuborgen. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn ich mir morgen den Tod holte, deßwegen hast Du den Regenschirm aber nur weggeborgt — o ich weiß es wohl!

(Schluß folgt.)

Fränkischer Gruß

an

die Frau Gräfin Meline von Bentheim-Tecklenburg. *)

O! durchwonnend ist es, Thränen stillen,
Helfen könnend, wie's das Herz begehrt.
Wenn die Mittel gleichen unserm Willen,
Dann ist unser Loos beneidenswerth.

König Ludwig von Bayern.

Schall, mein Lied, im Feierklange, singe einer Dame Preis,
Die dem edlen Herzenszuge nicht zu widerstehen weiß,
Die mit vollen Händen spendet, wo's dem Elend, Unglück gilt,
Die der Armuth oft erscheinet als ein rettend Engelsbild.

Edle Gräfin! könnt' ich singen, wie's mein inn'rer Drang gebeut! —
Ich vermag es nicht zu schildern, wie Dein Wohlthun sich erneut:
Was die Rechte hat gespendet, nimmer es die Linke weiß,
Unbegränzt ist Deines Wirkens, Deiner edlen Thaten Kreis.

Wo des Unglück's Wogen brausen, wo das Elend und die Noth,
Wo in schlechten, niedern Hütten grinzend droht der Hungertod:
Da nahst Du mit reichen Gaben, scheuchst die Noth, den Mangel fort,
Hebst den Muth, den tiefgebeugten, wieder durch Dein liebend Wort.

Selbst wo die verschämte Armuth einsam im Verborgnen weint,
Strebst Du eifrig zu erkunden, Deine Retterhand erscheint;
Thränen trocknen, Elend lindern, heißet Dich Dein Herzensdrang,
Solch ein Wirken, es verdienet, daß man's preiset im Gesang.

An des edlen Gatten Seite streust Du Wohlthuns Segen aus,
Frommes Dankgebet zum Himmel steigt für Dich in manchem Haus.
Und der Name Bentheim klinget durch das ganze Frankenland,
Als ein Talisman für's Unglück, hoch verehrt ihn Stadt und Land.

Laß im Lied den Dank Dir bringen, den die Armuth schuldet Dir
Für die tausend Liebesspenden, Du der Frauen schönste Zier!
Möcht' mein Lied die Zunge werden für die große Menschenzahl,
Deren Thränen Du getrocknet, Leid gestillt und Schmerz und Qual.

Bentheim! schallt's im Herzensgrunde, edle Gräfin, hehre Frau!
Dein Verdienst im Lied zu feiern, schüchtern fast ich nicht getrau;
Doch Du wirst ihn nicht verschmähen, meiner Leier schwachen Klang,
Hochbegeistert ich mich fühle bei dem heißen Sangesdrang.

Julius Ruttor.

*) Diese edle Dame, eine Tochter der verlebten, durch ihre Dichtungen berühmten Ludovika Freifrau des Bordes, gebornen Brentano von La Roche, einer Schwester des Dichters Clemens Brentano und der Bettina Achim von Arnim, hat sich um die arme und leidende Menschheit unseres Kreises sehr große Verdienste erworben. Gleich ihrem edlen Gemahl, dem Herrn Grafen Moritz von Bentheim-Tecklenburg, dem Gründer der Kreisblindenanstalt und mehrerer Unterstützungsvereine, ist sie fast von allen Wohlthätigkeitsvereinen Mitglied und steht bei vielen mit an der Spitze; es existirt fast keine milde Anstalt, kein Armeninstitut, dem nicht reiche Spenden von ihrer edlen Hand gespendet wurden. Vor Kurzem hat sie dem Fonde zur Unterstützung armer Irren in der Kreis-Irrenanstalt zu Werneck 100 fl. zugewandt, und ließ dem in der Gründung begriffenen Rettungshause für verwahrloste Knaben zu Aschaffenburg 50 fl. überweisen.

Mannigfaltigkeiten.

[Auch Freude tödtet.] Ein junges achtzehnjähriges, sehr schönes, aber etwas schwächliches Mädchen, Eugenie B., die in einem Modemagazin zu Paris arbeitete, erzählte dieser Tage ihren Freundinnen im Magazin, daß sie im Begriffe sey, einen jungen Mann zu heirathen, den sie über alle Maßen liebe. Sie lud Alle ein, ihrem Hochzeitfeste beizuwohnen, für welches bereits der Tag festgesetzt war, und leuchtenden Auges betheuerte sie, daß diese Verbindung alle ihre Hoffnungen kröne und daß sie auf dieser Welt keinen Wunsch mehr habe. Während sie dieses sprach, leuchteten ihre Augen in einem fast übernatürlichen Lichte und rosiger Schimmer färbte ihre Wangen. Sie hatte sich früher erhoben und ließ sich nun wieder auf ihren Stuhl nieder. Ihr Antlitz erblich und ihr Kopf sank auf die Brust. Die Freundinnen sprangen auf sie zu — aber Eugenie hatte bereits aufgehört zu leben. Der Gedanke an ihr Glück, das all ihren Mühen und Leiden ein Ende machen sollte, hatte sie in eine Aufregung versetzt, die ihrem Leben ein Ende machte, indem sie ihr Herz brach. Da hat man neuerdings ein Beispiel, daß auch die Freude im Stande ist zu tödten.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 197 Montag, 18. August 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Gozkowsky erwiderte ernst: Uns heilen könnt Ihr allein, denn Ihr, Exzellenz, seyd im Begriff, uns die tiefste aller Wunden zu schlagen! Nicht genug, daß wir besiegt und gedemüthigt sind, wollt Ihr uns auch noch in den Staub treten, und unsere Wangen, welche erbleicht sind vor Kummer, sollen sich jetzt röthen vor Scham! Ihr habt befohlen, die Bürger Berlin's zu entwaffnen. Exzellenz, Ihr seyd ein Krieger, und zwar ein tapferer. Urtheilt selbst! Wäret Ihr ihm Stande, Euch so selber das Zeugniß Eurer Feigheit auszustellen? Könntet Ihr es überleben? Weßhalb wollt Ihr den Bürgern von Berlin nun solche Schmach auferlegen? Wir haben mit unsern Waffen gekämpft für unser gutes Recht und unsere Freiheit. Gott hat gewollt, daß wir dennoch unterlagen, und Ihr der Sieger würdet! Doch ehrenvoller dünkt es mich, über Männer Sieger zu seyn, als über feige Sklaven! Und wenn Ihr fordert, daß wir, die Besiegten, unsere Mannesehre, unsere Waffen abliefern, dann sind wir feige Memmen, und es ist nicht ehrenvoll, uns besiegt zu haben! — Deßhalb, laßt uns unsere Waffen, laßt uns den Trost, daß man auf unsere Gräber schreiben kann: Die Freiheit starb, doch starb sie mit den Waffen in der Hand.

Und Gozkowsky, ganz überwältigt von den schmerzvollen Gefühlen, welche seine Brust bestürmten, schwieg und lehnte sich athemlos, die flehenden Blicke auf den General geheftet, an die Wand zurück.

Aber Graf Tottleben vermied es, seinen Augen zu begegnen. Er hatte seine Stirn in finstere Falten gelegt, und blickte unverwandt vor sich nieder.

Gozkowsky sah die Unentschlossenheit, das Schwanken des Generals, er fühlte, daß er kühn das Aeußerste wagen müsse, um Tottleben's Widerstreben zu besiegen.

Laßt uns unsere Waffen, Exzellenz, sagte er. Oh, Ihr seyd ein Deutscher, schont deßhalb der deutschen Brüder.

Graf Tottleben flog von seinem Sitze empor, als habe ihn eine giftige Natter gestochen. Seine Züge waren jetzt finster und schreckensvoll, seine Augen schossen zornige Blitze, und indem er drohend seine Rechte emporstreckte, rief er: Ihr mahnt mich zu einer schlimmen Stunde daran, daß ich ein Deutscher bin! Deutschland hat mich soweit getrieben, daß ich mir in fremden Landen die Anerkennung suchen mußte, die mir mein Vaterland versagte! Oh, wäre ich ein Fremder gewesen, dann würde Deutschland längst meinen Ruhm verkündet haben! Aber weil ich der Sohn war vom Hause, ließ mich die Mutter gehen, und stieß mich in die Fremde! Das nennt man deutsche Gemüthlichkeit.

Und der General brach in ein wildes, spöttisches Gelächter aus.

Gozkowsky sagte schmerzlich: Es ist wahr, die Mutter Deutschland liebt es, ihre großen Söhne in das Ausland auf die Wanderschaft nach Ruhm zu schicken. Sie hat für ihre großen Männer nur eine Wiege und ein Grab. Beschämt Deutschland, das Euch ungerecht gewesen, seyd Ihr ein besserer Sohn, als es Euch eine Mutter war! Laßt uns unsere Waffen.

Ich kann es nicht, beim Himmel, ich kann es nicht, sagte Tottleben leise und schmerzlich. Ueber mir stehen Höhere, denen ich gehorchen muß. Die Kaiserin, der Obergeneral Graf von Fermore! Ich habe sehr strenge Ordre, und habe schon zu viel nachgegeben. Es steht in dieser Depesche da: die Waffen sollen abgeliefert werden.

Die Waffen, sagte Gozkowsky hastig, — doch das heißt nicht, alle Waffen! Nun, so nehmt Einige! Wir haben da dreihundert schlechte Büchsen, — nehmt sie, Exzellenz, dann ist der Wortlaut Eurer Ordre erfüllt und unsere Ehre ist gerettet.

Der General antwortete nicht sogleich. Er ging wieder hastig im Zimmer auf und ab, von Zeit zu Zeit einen scharfen, prüfenden Blick auf Gozkowsky werfend, dessen edles, begeistertes Angesicht ihm sichtlich wohlgefiel.

Plötzlich blieb der General stehen, und fragte

Digitized by Google

so leise, daß Gozkowsky kaum im Stande war, ihn zu verstehen: Ihr glaubt, daß die Deutschen mich loben würden, wenn ich so handelte?

Ganz Deutschland würde sagen: er war groß im Siegen, noch größer aber in der Großmuth gegen die Besiegten! rief Gozkowsky glühend.

Der General senkte sein Haupt auf seine Brust, und stand eine Zeitlang unbeweglich da. Als er sein Antlitz wieder empor richtete, stand ein mildes Lächeln auf demselben.

Nun wohl, sagte er, ich will's thun, ich will mich noch einmal erinnern, daß ich ein Deutscher bin. Wo sind die dreihundert Büchsen?

Im Zeughaus, Exzellenz.

Der General erwiderte nichts, aber er warf auf Gozkowsky, einen freundlichen, lächelnden Blick, und trat zu seinem Schreibtische. Mit fliegender, hastiger Hand schrieb er einige Zeilen und rief dann mit lauter Stimme seinen Adjutanten. Als dieser eintrat, reichte ihm der General das beschriebene Blatt dar.

Die Entwaffnung soll sogleich vor sich gehen! sagte er. Es sind nicht mehr als dreihundert Gewehre vorhanden! Die Bürger sollen sie auf den Schloßplatz bringen. Dort sollen sie zerschlagen und in die Spree geworfen werden.

Oh mein General, rief Gozkowsky mit freudestrahlendem Gesicht, als der Adjutant wieder hinaus getreten war, mein General, jetzt wollt ich, daß Ihr ein Mädchen wärt!

Graf Tottleben lachte. Ich ein Mädchen? Warum denn?

Damit ich Euch die Hand küssen könnte! rief Gozkowsky heiter. Oh, glaubt mir nur, ich habe nie so wahr und aufrichtig Dank gesagt, wie ich es Euch thue! Wie das wohlthut, sagen zu können: „Berlin ist besiegt, aber es ist nicht entehrt.“

Tottleben nickte ihm freundlich zu. Nun, nach so viel Zeichen meines Wohlwollens, wird sich die Stadt beeilen, die Kriegskontribution zu zahlen, nicht wahr?

Als er die düstre Wolke bemerkte, welche sich sofort auf Gozkowsky's Stirn lagerte, fuhr er heftiger fort: Ihr seyd sehr säumig im Zahlen! Hütet Euch, meine Geduld zu erschöpfen.

Exzellenz, sagt mir's, wenn sie erschöpft ist, erwiderte Gozkowsky. Es ist ein Frevel, den Erschöpften über seine Kräfte anzuspannen, meint Ihr dieß nicht auch?

Der General nickte schweigend seine Zustimmung.

Ihr seyd meiner Meinung, Exzellenz? rief Gozkowsky. Nun wohl, dann werdet Ihr gerecht seyn, und von dieser erschöpften, zum Tode ermatteten Stadt nicht mehr verlangen, als sie leisten kann.

Und jetzt legte er mit glühenden Worten und überzeugender Beredsamkeit dem General die Unmöglichkeit dar, daß die Stadt die von ihr geforderte Kriegskontribution von vier Millionen zahlen könne.

General Tottleben ließ sich noch einmal überreden, — sein deutsches Herz war, diesem glühenden, berühmten deutschen Patrioten gegenüber, wieder mächtig geworden, und trieb ihn zum Erbarmen und zur Milde.

Er willigte ein, die Kriegskontribution auf zwei Millionen Thaler herabzusetzen, wenn Gozkowsky sich dafür verbürgen wolle, daß diese von der Kaufmannschaft ausgestellten Wechsel pünktlich gezahlt werden sollten, und daß davon 200,000 Thaler Douceurgelder für die Oesterreicher sofort in baarem Gelde ausgezahlt würden.

Gozkowsky erklärte sich freudig bereit, diese Wechsel zu acceptiren und mit seinem Hab und Gut für deren Zahlung Bürgschaft zu leisten.

Nun schwiegen Beide, gleichsam erschöpft von ihrem so langen, so heftigen Wortgefechte, in welchem indeß Gozkowsky immer der Sieger gewesen.

Der General stand am Fenster, und blickte hinaus auf die Straße. Vielleicht erwartete er, daß Gozkowsky sich ihm nahen, und ihm seinen beredten, und entzückten Dank aussprechen würde, indem er sich zugleich von ihm verabschiedete. Aber Gozkowsky that weder das Eine noch das Andere. Er stand mit verschränkten Armen da, sein edles Angesicht war voll tiefen Ernstes, und sein Auge strahlte von muthiger und kühner Entschlossenheit.

Ich will das Begonnene zu Ende führen, sagte er zu sich selber, ich will mein Wort erfüllen, und nicht eher von der Stelle weichen, als bis ich für alle Diejenigen gesprochen, denen ich meine Hülfe zugesagt. Mag der General meine Zudringlichkeit verwünschen, wenn nur meine unglücklichen Mitbürger mit mir zufrieden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Gardinenpredigten.

(Schluß.)

Meine Kleider werden morgen Abend auch gut aussehen, wenn ich durch solch' Wetter damit gegangen bin; mein neuer Hut wird auf jeden Fall verdorben.

Ich brauche ihn nicht aufzusetzen? Ja Kaudel, ich werde ihn aufsetzen, und nun gerade. Mein, wahrhaftig, ich gehe nicht wie eine Schlumpe über die Straße; keinem Menschen zu Gefallen. Der liebe Gott weiß es, wie selten ich einmal über die Schwelle komme, ich könnte lieber gleich ein Sklave seyn, vielleicht noch eher — aber nein, wenn ich einmal ausgehe, dann will ich anständig aussehen.

Digitized by Google

O der Regen — es sollte mich gar nicht wundern, wenn er die Fenster zerschlüge.

Es schüttelt mich ordentlich, wenn ich an morgen Früh denke; wie ich zur Mutter hinkommen soll, ist mir selber noch unbegreiflich, aber gehen muß ich, und wenn ich stürbe.

Nein, Kaudel, ich borge mir keinen Regenschirm; ich will nicht, daß mir andere Leute nachsagen, ich wäre so liederlich und liefe in der Stadt herum und borgte Regenschirme.

Du willst einen neuen kaufen? Kaudel — sieh — (Sich nach ihm herumwendend und mit starker Betonung) wenn Du mit einen andern Regenschirm in's Haus bringst, so werf' ich ihn aus dem Fenster, so wahr ich Margarethe heiße. Ich will meinen eigenen Schirm haben, oder gar keinen.

Erst vorige Woche hab' ich eine neue Spitze daran machen lassen; wenn ich damals nur gewußt hätte, was ich jetzt weiß — der hätte meinetwegen keine Spitze und keinen Griff haben können. Da muß man nun Spitzen kaufen, daß Einem andere Leute deßwegen auslachen. O ja, Du kannst schlafen. Dir ist Alles egal; Du denkst weder an Dein armes, geduldiges Weib, noch an Deine unschuldigen Kinder. — Du hast für weiter Nichts Sinn, als Regenschirme auszuborgen.

Männer — o ja — nennen sich die Herren der Schöpfung — schöne Herren, können nicht einmal auf einen Regenschirm Acht geben. — Ich weiß wohl, daß ich mir morgen in der Nässe den Tod hole, das willst Du aber gerade, dann kannst Du in Deinen Klub laufen und thun, was Dir Spaß macht, und die armen Kinder, die werden nachher schön behandelt werden; doch das ist Dir gleichgültig — Du bist nachher glücklich. O sey nur ruhig — ich weiß, daß ich Recht habe. — Du hättest sonst den Regenschirm in Deinem Leben nicht weggeborgt. Nächsten Donnerstag sollst Du auch wegen der Schuld vor Gericht kommen; dahin kannst Du ebensowenig gehen, denn ohne Regenschirm darfst Du mir nicht aus dem Hause; lieber die paar Thaler eingebüßt, als die Kleider verdorben; das geschieht Dir ganz recht; Leute, die ihre Regenschirme wegborgen, dürfen sich nicht beklagen, wenn sie ihre Schulden nicht bezahlt bekommen.

Und dann möcht' ich nur wissen, wie ich morgen ohne Schirm zur Mutter kommen will?

Ich hätte gesagt, ich ginge auf jeden Fall? das hat hier gar nichts damit zu thun, nicht das Mindeste. Sie wird glauben, ich vernachlässigte sie, und das Bischen Geld, was wir vielleicht einmal von ihr gekriegt hätten, verlieren wir wohl auch noch. — Sieh, das kommt Alles von dem verwünschten Regenschirmweggeborgen.

Und nun die Kinder gar; die armen Dinger werden wie aus dem Wasser gezogen seyn, aber zu Hause sollen sie bleiben; ihre Schule sollen sie deßwegen nicht versäumen, das Bischen Lernen ist ja so noch das Einzige, was ihnen ihr Vater hinterlassen wird; das ist gewiß. Sie sollen aber in die Schule gehen. Sage nur nicht, ich hätte behauptet, sie dürften nicht. Kaudel, Du bist heute in einer Laune, die einen Engel zur Verzweiflung bringen könnte. Sie sollen in die Schule gehen — hörst Du das? und wenn sie sich bis auf den Tod erkälten, das ist einerlei, meine Schuld ist's nicht: ich habe den Regenschirm nicht verborgt. — —

„Nach diesen Worten," sagt Kaudel in seinem Manuskript, „muß ich eingeschlafen seyn, denn ich träumte, der ganze Himmel hätte sich in grünes baumwollenes Zeug mit Fischbeinstäben verwandelt und die ganze Welt ruhe unter einem ungeheuren Regenschirm."

Die Gräber der Alliirten in der Krim.

Die „Times" enthält eine Mittheilung aus der Krim, der wir Folgendes entnehmen: Die britische Armee hat wochenlang daran gearbeitet, ihren gefallenen Kameraden Denkmäler zu errichten. Die Franzosen gaben sich weniger Mühe mit ihren Gräbern. Einen großen Kirchhof legten sie bei dem alten Inkermanlager an; aber im Allgemeinen haben sie ihre Begräbnißplätze nicht eingefriedigt. Die Sardinier haben ein Piedestal und einen Obelisk aus Stein auf den Höhen von Balaklava dicht bei ihrem Hospital zum Andenken an ihre geschiedenen Kameraden errichtet, und wir haben ähnliche Monumente auf den Höhen von Inkerman und auf der Ebene von Balaklava zur Erinnerung an den 5. November und an den 25. Oktober aufgestellt. Dieselben werden Jahrhunderte stehen, wenn keine menschliche Hand sich an ihnen vergreift.

Dem vorspringenden Winkel des Redan gegenüber, nur wenige Yards von dem Graben, erhebt sich ein schöner weißer, steinerner, mit Inschriften versehener Obelisk zur Verewigung Jener, welche bei den Stürmen auf dieß Befestigungswerk fielen. Am Malakoff steht bloß ein großes hölzernes Kreuz auf einem Hügel, der viele Leichen deckt; es trägt folgende französische Unterschrift in weißer Farbe:

Verbunden erst als Sieger,
Vereint im Tode dann:
Das ist der tapfern Krieger
Loos auf der Ruhmesbahn.

Außerhalb des Weinbergs im englischen Hauptquartier liegt ein kleiner Kirchhof, der nur zwei Monumente enthält. Eins, aus einer großen marmornen Platte gebildet, bezeichnet die Stätte, wo unser

Digitized by Google

guter Generaladjutant ruht; es hat außer einigen russischen Worten die einfache Inschrift: „Dem Andenken des Generalmajors J. Bucknall Estcourt, Generaladjutanten der britischen Armee, der am 24. Juni 1855 an der Cholera starb. Geboren 1802.“ Das andere ist ein schönes Kreuz und schmückt die Grabstätte eines an der Cholera gestorbenen Offiziers vom Stabe Lord Raglans. Die übrigen Gräber haben keine Monumente. Auf einem kleinen eingefriedigten Raume an den Abhängen von Inkerman sind drei Monumente, unter welchen mehrere Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine ruhen. Eine Menge anderer Gräber liegen uneingefriedigt zerstreut an dem Abhange des Hügels, und ein großer eingeschlossener Raum ist fast ausschließlich dem dreißigsten Regiment gewidmet.

Wenn man das Inkermanplateau verläßt und zur Woronzowstraße hinabsteigt, kommt man an die Rückseite der Gordonbatterie. Hier biß mancher brave Kerl ins Gras und fand dann auf dem Schauplatz seines letzten Kampfes einen Ruheplatz. In einer Schlucht liegen die sterblichen Ueberreste der Leute von der Flottenbrigade, welche in der Krim fielen. Der Kirchhof derselben ist von einer Mauer mit einem guterhaltenen Thore eingeschlossen. Ein Grabmal trägt folgende Inschrift: „J. Tobin, gestorben an in der Schlacht empfangenen Wunden,“ dazu folgende Zeilen in englischer Sprache:

Vor Anker lieg' ich unten hier, wie viele Flottenbrüder;
Ruft Christ einst, unser Admiral, dann geh'n in See wir wieder.

Das Gras ist über diese Gräber gewachsen und wilde Blumen wuchern in dem fruchtbaren Erdreich der Schlucht. An der Straße von Balaklava liegen zwei große Kirchhöfe mit Steinplatten und zwei Monumenten, von denen das eine den Offizieren und Gemeinen des Armeehandwerkerkorps, das andere den Offizieren und Gemeinen des Landtransportkorps errichtet ist. In der Ebene, unterhalb des türkischen Lagers, erhebt sich ein einsames, von einer festen Mauer umgebenes Denkmal, mit der Inschrift: „Gewidmet dem Andenken des Oberst Balfour Ogilvy, welcher am 22. Juli 1855 starb. Dieser Stein ward als ein Zeichen ihrer Verehrung von seinen Mitoffizieren errichtet.“ Der Begräbnißplatz der Unteroffiziere und Gemeinen der Gardebrigade ist mit einer festen Mauer umgeben.

Mannigfaltigkeiten.

Die neueste Post aus Sibirien bringt manche interessante Neuigkeiten mit. Zunächst meldet sie einen überaus schnellen Wechsel in der Temperatur. Während bis zum 3. Juni noch durchaus nichts von einem milden Frühlingswetter zu verspüren war, sondern ein rauher Nordwestwind eine empfindliche Kälte verbreitete, stieg die Hitze am 5. auf 31 Grad im Schatten, die folgenden Tage aber, besonders in den Morgen- und Abendstunden, sank die Temperatur wieder auf 10 bis 12 Grad herab. Es gehört in der That eine sibirische Natur dazu, um ein solches Klima zu ertragen. Am 8. hatte man in Irkutsk das erste Gewitter. In den meisten Gärten sah es noch öde und winterlich aus; nur in den Gartenhäusern, welche des Nachts noch sorgfältig zugedeckt werden mußten, zog man Kohl, Gurken und — Tabak, in Sibirien die nothwendigsten Dinge für die Wirthschaft. Tabak wird nicht nur von den Männern, sondern fast noch mehr von den Frauen geraucht. Namentlich sind die Burjaten-Weiber stets in Rauchwolken gehüllt, und wenn sie den Mund zum Sprechen öffnen, blasen sie dem Zuhörer erst eine tüchtige Quantität Dampf in's Gesicht. Das gehört bei den burjatischen Damen zum guten Ton. Die Damen von Irkutsk haben sich jedoch diese schöne Gewohnheit noch nicht angeeignet, sie rauchen nicht.

Von einem „fliegenden Engländer“ berichtet der „Schweiz. Handelsk.“: Der seit mehreren Jahren in Genf niedergelassene, reiche Engländer John Numbar, Besitzer eines zierlichen Schraubendampfers, hatte die originelle Idee, die Maschine seines Schiffes auch für den Eisenbahndienst zu verändern und an den Seitenwänden eiserne Räder anbringen zu lassen, welche auf die Spurweite der Morges-Yverdonbahn gerichtet sind. Das leichte Schiff wurde so in den Bahnhof von Morges gerollt. Durch eine äußerst kunstreiche Veränderung in der Mechanik wirkte die Dampfkraft, von der Schraube abgelenkt, auf die Räder, und das Dampfschiff fuhr als Selbstlokomotive nach Yverdon. Inner sechs Minuten wurde es vom Bahnhof in den See geschoben und fuhr dann wieder als Dampfschiff weiter nach Solothurn, die ganze Strecke von Genf nach Solothurn in nicht ganz sechs Stunden zurücklegend. Herr Numbar hat sich mit der Eisenbahngesellschaft verständigt, so daß nun von den Bahnhöfen Yverdon und Morges Schienen an den See gelegt werden. Nach dieser Erleichterung wird das Schiff die obige Fahrt in 5¼ Stunden zurücklegen.

Auflösung der Charade in Nro. 192:

Briefwechsel.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Fiselle Wörlandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 198 Dienstag, 19. August 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Als er immer noch schwieg, wandte sich der General lachend nach ihm um: Nun, sagte er, seyd Ihr verstummt? Ist es am Ende mit Eurer Beredsamkeit? Wahrhaftig, wenn ich bedenke, was Alles Ihr mir heute abgerungen, so macht es mich fast lachen.

Und der General brach in ein heiteres und gutmüthiges Gelächter aus.

Lacht nur, Exzellenz, sagte Gozkowsky, ich weiß, Ihr lacht sehr gerne. Ihr habt Euch da zum Beispiel so eben einen kleinen Spaß bereitet mit der Judenschaft, der Ihr eingebildet habt, sie solle Brandsteuer zahlen, und die —

Eingebildet? unterbrach ihn Tottleben hastig. Mann, seyd zufrieden, daß ich der Bürgerschaft zwei Millionen erlassen habe! Sprecht nicht auch noch für die Judenschaft.

Aber die Judenschaft ist ein Theil der Bürgerschaft!

Seyd Ihr wahnsinnig, Mann? rief der General heftig: der Jude gehört bei Euch zur Bürgerschaft?

Gozkowsky erwiderte lächelnd: Sobald es auf's Bezahlen ankommt, Ja! — der Jude muß redlich seinen Theil zur Kriegssteuer beitragen. Wie wollt Ihr nun mit irgend einem Schein des Rechts verlangen, daß die Judenschaft noch weitere und andere Steuer bezahle, wenn sie schon Alles, was sie besaß, mit uns hingegeben hat?

Herr, rief Tottleben mit erzwungener Verdrießlichkeit, jetzt ist es genug und abermals genug!

Nein, zu viel ist es, Exzellenz, sagte Gozkowsky lächelnd, die Judenschaft kann dieß nicht bezahlen!

So will ich ihr die Kontribution erlassen, schrie der General, indem er heftig mit dem Fuß auf den Boden stampfte. Ja, ich will sie erlösen von der Brandsteuer Euch zu Gefallen, bloß um Euch loszuwerden! Jetzt aber —

Jetzt aber, unterbrach ihn Gozkowsky mit seiner einschmeichelnden Stimme, jetzt bitte ich nur noch um Eins.

Der General trat erstaunt zurück, und starrte Gozkowsky mit einer Art komischen Entsetzens an.

Ihr seyd noch nicht zufrieden? fragte er. Wißt Ihr, daß ich mich fast vor Euch fürchte, und Gott danken will, wenn Ihr endlich fort seyd?

Dann geht es Euch mit mir, wie es der ganzen Stadt Berlin mit Euch geht! sagte Gozkowsky lächelnd.

Der General lachte. Ihr seyd von einer wundervollen Unverschämtheit! sagte er. Nun schnell, worin besteht Eure letzte Bitte?

Gozkowsky sagte ernst: Man bereitet auf dem Neumarkt so eben ein seltsames und unerhörtes Schauspiel! Ein Schauspiel, Herr General, welches Ihr in Deutschland nicht gelernt! Ihr habt es aus Rußland mitgebracht! Ihr wollt zwei Männer Spießruthen laufen lassen, zwei Schriftsteller, welche doch nur mit dem Geiste gegen Euch gesündigt, welche nur das freie und höchste Recht des Menschen geübt haben, das Recht, zu sagen, was sie denken! Ihr wollt die Literaten geißeln lassen, weil sie mit ihren Federn gegen Euch zu Felde gezogen? Das hieße doch, für eine kleine Schuld eine barbarische Rache üben.

Eine kleine Schuld! schrie der General, dessen Antlitz jetzt wieder seinen finstern, wilden Ausdruck angenommen. Nun ist es genug, nun hört auf, wenn Ihr nicht wollt, daß ich Alles wieder zurück nehme, was ich Euch bewilligt habe! Eine kleine Schuld nennt Ihr das? Herr, diese Menschen haben mich einen Abenteurer, eine Renegaten genannt! Oh, sie sollen wenigstens sehen, daß dieser Abenteurer doch die Macht hat, sie zu züchtigen.

Das heißt nur, ihm beweisen, daß er Euch auf das Empfindlichste getroffen hat.

Und diese Herren, fuhr der General ganz durchglüht von seiner Indignation fort, haben sie nicht gewagt, selbst meine erlauchte Kaiserin anzugreifen? Ein Bauerngespräch hat er geschrieben, und darin die Kaiserin verspottet, ja, Euer König selbst erscheint darin! Herr, mich wundert sehr, daß Ihr einem Manne das Wort redet, der die Frechheit

Digitized by Google

so weit treibt, selbst seines Königs Thun in unehrerbietiger und frecher Weise zu besprechen und zu lästern.

Der König ist groß genug, um solche Lästerung kleiner Seelen ertragen zu können, sagte Gozkowsky. Wer wahrhaft groß ist, scheut nicht das freie Wort und selbst die Lästerung nicht! Ihr kennt wohl die Geschichte, Exzellenz, wie der König einst an einer Straßenecke vorüber ritt, wo das Volk zu ganzen Schaaren stand, und sich die Hälse ausreckte, um ein Flugblatt zu lesen, das dort an der Mauer angeklebt, und gegen den König selbst gerichtet war? — Es war eine starke Lästerung des Königs, ein Schmähgedicht. Was meint Ihr, Exzellenz, daß der König that, als er diese hochverrätherische Plakat gelesen?

Er ließ das Volk zusammenhauen, wie es verdient, und den Verfasser an den Galgen hängen.

Nichts von alle Dem! — Er sagte: „Die Leute können das Gedicht nicht lesen, wenn es so hoch hängt! Man solle es niedriger hängen!“ — Dann grüßte er die Menge, und ritt ruhig lächelnd weiter.

Das that der große Fritz? fragte Tottleben, sich unbewußt dieses Epitheton's bedienend, welches das preußische Volk seinem König beigelegt.

Er that es, weil er der Große ist! sagte Gozkowsky.

Seltsam! Unglaublich faß! murmelte der General, die Arme unemander schlagend, und mit großen Schritten auf- und abwandelnd.

Eine Pause trat ein. Endlich fragte Gozkowsky leise: Wollt Ihr nicht dem großen König gleichen, General?

Graf Tottleben schien aus tiefem Sinnen zu erwachen. Er näherte sich Gozkowsky, und legte seine Hand auf dessen Schulter. Sein Antlitz hatte jetzt einen unbeschreiblich milden, sanften Ausdruck, und ein wehmüthiges Lächeln umspielte sein Lippen.

Hört, sagte er, ich glaube, es wär ein Glück für mich, wenn wir beisammen seyn könnten! Kommt mit mir! Laßt Euch in Rußland nieder! Die Kaiserin hat schon von Euch gehört, und ich weiß, daß sie sich freuen würde, wenn Ihr nach Petersburg kommen wolltet! Thut es also! Ihr könnt dort ein glänzendes Glück machen! Die Gunst der Kaiserin wird Euch hoch erheben, und an Orden und an Grafentiteln wird sie es nicht fehlen lassen.

Gozkowsky konnte kaum ein spöttisches Lachen unterdrücken. Mir einen Grafentitel? fragte er. Was soll ich damit? Herr, ich bin mächtiger, als alle Eure Grafen, denn die Größe des Adels liegt rückwärts in der Vergangenheit, in den vermoderten Ahnen, aber die Größe des Fabrikanten liegt vorwärts, und die Zukunft gehört der Industrie! Ich selber bin ein Ahnherr! Ich habe hier in Berlin die ersten großen Fabriken geschaffen, und die Fabrikanten, welche nach mir kommen, werden mich ihren Urahn nennen? Das, Exzellenz, das ist mir Adels genug.

Ihr wärt im Stande, einen Grafentitel auszuschlagen? fragte Tottleben erstaunt.

Gozkowsky erwiderte achselzuckend: Wenn mich darnach gelüstete, so hätte ich ihn mir längst vom heiligen deutschen Reiche kaufen können.

General Tottleben sah ihn lange und schweigend an, und sein Antlitz drückte eine gärtliche Bewunderung aus.

Ihr seyd ein wunderbarer Mann, und ich wünschte wohl, daß ich Euch gleichen könnte, sagte er. Hätte ich gedacht wie Ihr, so würde mein Leben weniger sturmbewegt, und weniger gepeitscht von Unruhe und Qual und Sorgen gewesen seyn! So würde ich —

Das hastige Eintreten des Adjutanten unterbrach den General. Er brachte Depeschen, mit welchen so eben ein Kurier angelangt war, nach so stürmischem wilden Ritt, daß sein Pferd todt unter ihm zusammengestürzt war.

Der General riß die Papiere auf und durchflog sie mit eiligen Blicken.

Als er dann wieder das Auge empor, hob, hatte sein Antlitz einen vollkommen andern Ausdruck angenommen. Nichts mehr von der früheren Weichheit und Milde war darin zu finden. Das deutsche Herz mußte schweigen vor dem Willen des russischen Generals.

Er schien die Gegenwart Gozkowsky's ganz vergessen zu haben, und sich an den Adjutanten wendend, sagte er in stolzer, militärischer Haltung: Diese Depeschen sind sehr wichtig und überraschender Art! Sie melden uns, daß die preußische Armee in Eilmärschen heranzieht, mit ihrem König an der Spitze! Wir können ihm hier keine Schlacht anbieten, und müssen demgemäß auf einen schnellen Rückmarsch von Berlin bedacht seyn! rufe alle Generale und Staabsoffiziere zusammen! Laßt Alarm blasen! In drei Stunden muß das ganze Heer die Stadt verlassen haben! Bescheidet ferner den Magistrat auf den Neumarkt, damit wir uns verabschieden, denn wir wollen nicht als Flüchtling, sondern als Sieger, der freiwillig weiter zieht, Berlin verlassen!

Und die armen Literaten, die man so eben peitschen will? fragte Gozkowsky, als der Adjutant sie verlassen hatte.

Der General lächelte und faßte freundlich Gozkowsky's Hand.

Wir wollen sie ein wenig tiefer hängen, sagte

Digitized by Google

er bedeutungsvoll! Kommt! Ihr begleitet uns auf den Marktplatz.

(Fortsetzung folgt.)

Die Münzkonferenz in Wien.

Dem „Nord“ gehen aus Wien über die Arbeiten der Münzkonferenz Angaben zu, welche derselbe als „aus authentischen Quellen“ fließend bezeichnet. Ein Anner zum 23. Protokolle der Münzkonferenz enthält die Artikel, die den Vorentwurf bilden sollen, welcher der definitiven Konvention des Münzvereins zur Basis dienen wird. Die Hauptbestimmungen sind laut dem „Nord“ folgende: Als Basis der Vereinsmünze ist das Pfund von 500 Grammen angenommen, das auch die Gewichtseinheit für den Zollverein bildet. Diese Gewichtseinheit zerfällt in 1000 Theile nach dem Dezimalsystem. Das neue Münzsystem beruht also auf der Einheit des Gewichts und des Silberwerthes. In den Ländern, wo jetzt der 14-Thalerfuß gilt, wird der 30-Thalerfuß als Werth eines Pfundes feinen Silbers angenommen; da, wo der 20-Guldenfuß gilt, der 45-Guldenfuß und da, wo der 24½-Guldenfuß gilt, der 52½-Guldenfuß. Es soll in Zukunft also geben: norddeutsche Münzen nach dem 30-Thaler-, österreichische nach dem 45-Gulden- und süddeutsche nach dem 52½-Guldenfuße. Es verpflichtet sich jede der kontrahirenden Regierungen, in Zukunft nur Münzen nach obigem System schlagen zu lassen. Die kleinsten Vereinsmünzen sollen ¼ Thaler, ⅛ Gulden und ¼ Gulden für die drei Münzkreise seyn. Um den Austausch zu erleichtern, sollen zwei Vereinsmünzen geprägt werden: 1) Vereinsthaler im Werthe zu ⅓ Pfund feinen Silbers, gleich 1 norddeutschen Thaler, 1½ österreichischen und ½ süddeutschen Gulden; 2) Doppel-Vereinsthaler gleich 2 norddeutschen Thalern, 3 österreichischen Gulden und 3½ süddeutschen Gulden. Die Vereinsmünzen haben Zwangskurs und werden an allen Kassen angenommen. Die in Folge des Vereins vom 30. Juli 1838 geschlagenen Doppel-Thaler und 3½-Guldenstücke behalten denselben Werth, wie die Vereinsthaler, und die Thaler, welche nach dem 14 Thalerfuße vor 1839 geschlagen wurden, haben in allen Unionsstaaten denselben Werth, wie die Münzen dieser Staaten. Das Legirungsverhältniß ist zu $\frac{900}{1000}$ feinen Silbers und $\frac{1}{10}$ Kupfer festgesetzt, so daß 13½ Doppelvereins- oder 27 Vereinsthaler 500 Grammen oder 1 Pfund wiegen. Jeder Vereinsstaat behält das Recht, Scheidemünzen in Silber und Kupfer nach einem mit dem Münzsystem des Landes im Verhältnisse stehenden Nominalwerthe zu prägen; aber jedes Land soll nur Münzen im Verhältnisse zu den Bedürfnissen des Umlaufes in diesem Lande prägen, während an einfachen und doppelten Vereinsthalern die Regierungen sich verpflichten von 1857 bis 1862 inklusive und von dort an in vierjährigen Perioden eine Summe zu prägen, die für die erste Periode 24 Thaler, für jede folgende 16, also jährlich nur 4 Thaler auf 100 Seelen der Einwohnerzahl eines jeden Staates beträgt. Jedem Staate steht es frei, die Ausgabe von Doppelthalern zu beschränken oder zu erweitern. Die Scheidemünze trägt auf der Rückseite die Bezeichnung: „Scheidemünze.“ Der Werth darf bei Silbermünzen nicht unter den kleinsten Bruchtheil der Vereinsmünze, bei Kupfermünzen nicht unter den Werth von 5 bis 6 Pfennigen und 2 Kreuzern hinabsteigen. Zur Prägung von Kupfermünze soll der Nominalwerth von 105 norddeutschen Thalern, 157½ österreichischen und 183½ süddeutschen Gulden für 1 Kupfer-Zentner gelten. Niemand braucht in Zahlung an Scheidemünze mehr als den Werth des kleinsten Theiles der Vereinsmünze anzunehmen. Um den Austausch im Inneren und mit fremden Ländern zu erleichtern, werden die Vereinsstaaten auch eine Handelsvereins-Goldmünze als „Krone“ prägen: 1) die Krone von $\frac{1}{15}$ Pfund feinen Goldes, 2) die halbe Krone von $\frac{1}{30}$ Pfund feinen Goldes. Die kontrahirenden Regierungen werden in Zukunft keine anderen Goldmünzen prägen, doch behält sich Oesterreich die Freiheit vor, noch bis zum Jahre 1865 Gold-Dukaten prägen zu dürfen. Der innere Werth der Vereins-Goldmünze richtet sich nach dem Preise des Goldes im Handel; diese Münze hat daher keinen Zwangskurs und braucht bei Zahlungen nicht unweigerlich angenommen zu werden. Das Verhältniß der Legirung der Vereins-Goldmünze ist auf $\frac{9}{10}$ Gold und $\frac{1}{10}$ Kupfer festgesetzt, so daß 45 Kronen oder 90 Halbkronen ein Unionspfund wiegen. Kein Staat hat das Recht, Papiergeld mit Zwangskurs auszugeben oder die Emittirung von solchem Gelde zu gestatten, wofern nicht Maßregeln getroffen sind, daß zu jeder Zeit das Papier gegen Vereins-Silbergeld ausgetauscht werden kann. Jedem Staate steht es frei, Zahlungen mit Vereins-Gold statt mit Silbergeld nach vorher bestimmtem Kurse zuzulassen, doch soll dieser Kurs in halbjährigen Fristen festgesetzt und von 6 zu 6 Monaten erneuert werden. Der Goldkurs soll nach der Mittelsumme der offiziellen Notirungen der Börsen bestimmt und vier Wochen vor Ablauf des vorhergehenden Termins bekannt gemacht werden. Der Vertrag tritt in Kraft und wird bindend von dem Tage an, wo die Ratifikationen ausgewechselt wurden; die Dauer desselben ist bis Ende 1878 festgesetzt. Diesem Entwurfe von 24 Artikeln sind 16 Separat-Artikel beigefügt, welche sich auf Einführung und Anwendung

Digitized by Google

der Münzreform beziehen. Der dritte Artikel bestimmt unter Anderem, daß die Staaten, welche das neue gegen das alte System vertauschen, gleichzeitig zur Einschmelzung der alten Münzen schreiten und die Prägung der neuen Münzen sich gleichzeitig auf sämmtliche Sorten von Vereinsmünzen beziehen soll. Die Regierungen, welche den 30-Thalerfuß annehmen, wollen nicht eher definitiv zum Dezimal-Münzsysteme übergehen, als bis sie sich mit den Regierungen vereinbart haben, deren Münz Basis nach dem 45 Guldenfuße geregelt ist. Die Länder des 45-Guldenfußes können 2-Gulden-, 1 Gulden- und ½-Guldenstücke prägen. Oesterreich wird an doppelten und einfachen Vereinsthalern eine dreimal so starke Summe, als die der 2-Guldenstücke, prägen. Die österreichische Regierung behält sich die Befugniß vor, ihren Münzen eine Nominal-Bezeichnung zu ertheilen, welche der in dem Dezimal-Münzsystem des lombardisch-venetianischen Königreichs entspricht, auch wird sie nach wie vor Maria-Theresien-Thaler mit der Jahreszahl 1780 prägen, die jedoch nur kommerzielle Geltung haben. Die Länder des 52½-Guldenfußes werden 1-, ½- und ¼-Gulden prägen. Die kontrahirenden Länder behalten sich die Befugniß vor, Denkmünzen, welche gesetzlichen Kurs haben, im Werthe von 1 oder 2 Thalern oder 2 süddeutschen Gulden prägen zu dürfen.

Mannigfaltigkeiten.

In einer benachbarten Ortschaft bei Berlin ist eine eigenthümliche Gaunerei mit falschen »Rattenschwänzen« an's Licht gekommen. Einem Arbeiter war eine Gratifikation von 6 Pfennigen für jeden eingelieferten Rattenschwanz versprochen worden, da man sich von dieser Landplage befreien wollte. Der Märkische »Rattenfänger« fing darauf — ob mit Trommel und Pfeife, wie sein Kollege von Hameln, blieb unbekannt, — eine große Portion Ratten, brachte regelmäßig die Schwänze als Siegestrophäen in Lieferungen von 18 bis 20 Stück, und strich die Sechser ein. Ja er brachte es einmal in einem Jahre auf 22 Schock, also 1320 Stück. Dennoch wurde der Landplage nicht weniger. Als er neulich wiederum eine große Partie »Rattenendchen« zur Honorirung vorlegte, gewahrte der Nachzähler, daß sie etwas klapperten und ein eigenthümliches Aussehen hatten. Man untersuchte genauer und — traue, schau, wem? — man fand, statt der Rattenschwänze, kleine Stängelchen aus Pech in Maulwurfshaare getaucht und so künstlich gearbeitet, daß man sie nur nach genauer Prüfung als Dokumenten-Fälschung erkennen konnte. (Preußische Pfiffe.)

[Boydell's Lokomotive mit fortlaufender Schienenbahn.] Als eines der wichtigsten Probleme, zunächst für die englische Landwirthschaft, kann die Anwendung der Dampfkraft zur Bestellung der Aecker betrachtet werden. Unter den verschiedenen Versuchen, bei welchen theils stehende Maschinen, theils Lokomotiven angewendet wurden, hat neuerdings die von Boydell konstruirte, mit ihrem endlosen Schienenweg Aufsehen erregt. Die Schienengeleise sind am Umfange der Räder angebracht und werden von diesen gelegt wie aufgenommen. Von den sechs tangential am Umfange eines Rades angebrachten Schienen gestattet jede, nachdem sie auf den Boden gelegt ist, dem Rade eine kurze Bewegung auf derselben, und wird dann wieder erfaßt, herumgeführt und von Neuem vor das Rad gelegt. Um ein Einsenken der Einzelnen Schienenstücke thunlichst zu hindern, berühren zwei derselben gleichzeitig den Boden und fassen über einander. Die mit diesen Vorrichtungen versehenen Lokomotiven sollen in der Krim sehr gute Dienste beim Fortschaffen schwerer Geschütze geleistet haben. Auch die mit ihnen angestellten Proben zur Verrichtung von Feldarbeiten fielen befriedigend aus.

Räthsel.

Es ist ein großes und weites Grab,
Da steigen die schwarzen Gesellen hinab,
Und suchen die Reste des Lebens,
Das vor undenklicher Zeit geblüht.
Als anderer Erde die Sonne geglüht,
Und suchen sie selten vergebens.
Sie bringen die Leichen hervor aus Licht,
Und ein neues verändertes Leben bricht
Aus lang verhaltenen Flammen;
Ihr Geist, in der Tiefe gebildet, treibt
Zu raschester Eile, was lebt und leidt,
Bringt Gegensüßler zusammen,
Und macht ihn Kunst und Erziehung fein,
Wetteifert er selbst mit der Sonne Schein,
Obwohl aus dem Grabe gestiegen,
Er sendet hinaus in die Sturmesnacht
Vom Thurme des herrlichen Lichtes Pracht,
Und hilft auch Stürme besiegen.
Nichts ist so fest und so zäh und so hart,
Er macht es geschmeidig auf Wassers Art,
Und lehrt in Strömen es fließen;
Er heizt auch den frostigen Menschen ein,
Und Hunderttausende freuen sich sein,
Die seine Geschenke genießen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ejlette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 199 Mittwoch, 20. August 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

XXXIII.

Die Exekution.

Es war ein kalter und regnerischer Morgen. Der Wind fuhr heulend durch die öden Straßen und machte die Fenster klirren, und die offene Hausthüren krachend zufliegen. Sicher war dieß Wetter wenig geeignet, um sich auf den Straßen zu ergehen, und doch sahe man die Berliner schaarenweise dem Neumarkt zuströmen, und Wind und Regen nicht scheuend sich in dicht geschlossenen Reihen dort aufstellen.

Und allerdings, es verlohnte sich wohl der Mühe hier zu stehen, denn man war gewiß, hier ein seltenes Schauspiel zu sehen. Herr Kretschmer und Herr Krause sollten hier Spießruthen laufen, und, nicht genug an diesem Einen Vergnügen, hatte der General von Tottleben auch den Magistrat und die Judenschaft von Berlin auf diesen Platz beschieden, um ihnen hier seine letzten Befehle und Entscheidung zu sagen, bevor er mit seiner Armee Berlin verließe.

Man war daher sehr gespannt, sehr begierig auf dieses doppelte Schauspiel, man strömte daher schaarenweise nach dem Neumarkt, und alles gehabten Ungemaches, und aller Sorgen vergessend, war diese schaulustige Menge, genannt Volk, sehr geneigt, diesen feindlichen General von ganzem Herzen zu lieben, weil er ihnen so köstlichen Spaß bereiten wollte.

Zwei vornehme Herren, zwei Gelehrte sollten gegeißelt werden! War das nicht in der That ein köstlicher und entzückender Anblick für diese hungernde, frierende, in Lumpen gehüllte Armuth, der es immer ein Vergnügen ist, diejenigen auch einmal leiden und jammern zu sehen, welche sonst vom Schicksal so sehr vor ihr bevorzugt worden! War's nicht ein schöner Anblick für diese flatterblickenden, nüchternen Herren Schuhmacher und Schneider, die sich oft genug bei einer Kanne Bier über die Zeitungsschreiber geärgert, und es ungeheuer tollkühn und naseweis gefunden hatten, daß sie so heftig gegen die Russen geschrieben, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Russen doch eines Tages nach Berlin kommen, und sich an den unschuldigen Bürgern rächen könnten!

Und dann außerdem sollte man den russischen General mit seiner Suite sehen, und den guten Berliner Magistrat, und den Herrn Oberbürgermeister mit der goldenen Kette, welcher in feierlichem Aufzug dem feindlichen General ein Geschenk von zehntausend Dukaten im Namen der Stadt überreichen sollte.

Jetzt hörte man schon das dumpfe Rollen der Trommeln, jetzt russisches Kommando, und um die Ecke der Bischofsstraße zog ernst und schweigend ein Regiment russischer Soldaten auf den Marktplatz. Nun stellten sie sich in zwei langen Linien auf, in deren Mitte eine Gasse offen blieb, grade groß genug, um einen Menschen hindurch passiren zu lassen. Dann kamen zwei Profoße, und schritten langsam durch diese Gasse hin, und Jeder der Soldaten zog sich eine dieser langen, schlanken Ruthen hervor, welche die Profoße unter dem Arm trugen.

Sie waren jetzt bewaffnet, diese russischen Soldaten, und sie erwarteten nur noch ihre Opfer, um sie zu züchtigen!

Seht, da werden sie aus der Hauptwache hervorgeschleppt, da schwankt der greise Herr Krause langsam und ächzend heran, da kommt Herr Kretschmer, der sonst so unverzagte, kühne Federheld, jetzt ein armes, zusammengedrücktes, zitterndes Menschenkind.

Jetzt stehen sie inmitten dieses Platzes, und halb wahnsinnig vor Angst schweifen ihre hülfeflehenden Blicke über diese gaffende, schweigende Menge hin, welche mit gierigen Gesichtern, mit stumpfem Hinstarren, mit boshafter Schadenfreude sie anglotzt, und wüthend seyn würde, wenn ihnen der Genuß entzogen würde, zwei ihrer Mitbürger, ihrer Brüder von den feindlichen Soldaten gepeitscht zu sehen.

Sie lasen diese kalten, herzlosen egoistischen Ge-

Digitized by Google

danken in den Gesichtern dieser neugierigen Menge, und sie senkten mit traurigem Seufzen ihre Augen zu Boden.

Und dennoch kann ich es immer noch nicht glauben, wimmert Herr Krause, nein, es ist unmöglich, daß dieß ernsthaft gemeint ist. Man kann ein so grausames Urtheil nicht vollstrecken. Was wird die Welt, die Menschheit dazu sagen. Einen Schriftsteller zu geißeln, wegen eines Artikels, den er geschrieben! Kann die Stadt Berlin dieß dulden? Wird Niemand sich unserer Noth erbarmen?

Niemand! sagte Kretschmer traurig. Sehen Sie diese Menge an, welche uns mit mitleidloser Neugierde anstarrt! Die Welt im Allgemeinen paßt die Schriftsteller und gönnt uns unser Schicksal! Die Menschen werden mehr Mitleid haben mit einem Mörder, den man hinrichtet, als mit einem Schriftsteller, den man geißelt. Die ganze Stadt hat sich dieser Artikel gefreut, und sie belacht, und setzt, da wir darum leiden, ist nicht Einer da, der es wagte, für uns zu bitten.

In diesem Augenblick kam ein neuer feierlicher Zug von der Bischofsstraße auf den Platz gezogen. Dieß war der Magistrat von Berlin; voran ging der Oberbürgermeister von Kircheisen, welcher jetzt seine Sache und seine Gedanken wieder gefunden hatte, und leise diese wohlgesetzte Rede memorirte, mit welcher er dem General den Dank der Stadt und die zehntausend Dukaten, welche ein Page auf seidenen Kissen neben ihm hertrug, darbringen wollte. Hinter dem Magistrat aber wankten zitternd und gebrochenen Herzens die Aeltesten der Judenschaft mit den Münzjuden einher, um hier endlich ihr Verdammungsurtheil, oder ihre Erlösung vom General Tottleben zu empfangen.

Aber das Volk achtete mit grausamem Vergnügen auf diese beiden Schriftsteller, welche so eben von dem Profoß ihrer Oberkleider entledigt und zu dem blutigen Schauspiel vorbereitet wurden; es hörte nur mit einer Art grauenhaften Behagens das laute Jammergeschrei dieses zitternden, weinenden Greises, des Herrn Krause, welcher mit gerungenen Händen mit der Exekution beauftragten russischen Offizier um Gnade, um Erbarmen anflehete.

Und dieser russische Offizier ließ sich rühren von den Jammerthränen, er hatte Mitleid mit dem weißen Haar, der gebeugten Gestalt dieses Greises, oder vielleicht folgte er nur den vom General Tottleben erhaltenen Instruktionen, indem er dem Profoß winkte, zuerst Herrn Kretschmer in die Spießruthengasse zu führen, und Herrn Krause so lange zu verschonen, bis Jener abgestraft worden.

Und sie führten diesen, wilde Verwünschungen murmelnden Helden vor diese fürchterliche Gasse, sie stießen ihn in die Reihen dieser Soldaten, welche mit rohem Gelächter die Ruthen in ihren Fäusten schwenkten, — schon fällt der erste, der zweite, der dritte Ruthenstreich hernieder auf den Rücken — da tönt plötzlich ein mächtiges Halt! und der General Graf von Tottleben erscheint an der Seite Gozkowsky's und gefolgt von seinem glänzenden Stabe.

Mit einem rasenden Schrei macht sich Herr Kretschmer los von der Hand des Profoß und stürzt hin zu dem General. Mit einem schrillen Wehelaut erwacht Herr Krause aus seinem dumpfen, verzweiflungsvollen Hinbrüten, und Beide sinken nieder vor diesem russischen General, ihn mit vielen Worten und unter den lebhaftesten Betheurungen um Mitleid und Erbarmen anzuflehen.

Der General wandte sich mit einem verächtlichen Lächeln von ihnen ab. Genug, Ihr Herren, sagte er rauh, und indem er seine Hand auf Gozkowsky's Schulter legte, fuhr er fort: Nicht um Eures Geschwätzes willen begnadige ich Euch, sondern weil dieser Ehrenmann für Euch gebeten hat! Ihr seyd frei, meine Herren!

Als diese beiden Helden in glühenden Dankäußerungen sich ergießen wollten, sagte Tottleben: Nur Gozkowsky dankt Ihr Eure Freiheit!

Sie warfen sich in Gozkowsky's Arme, sie schwuren ihm mit feierlichen Eiden ewige, unverbrüchliche Dankbarkeit, sie nannten ihn ihren Retter, ihren Befreier von Schmach und Schande.

Gozkowsky lächelte zu ihren glühenden Freundschaftsversicherungen und machte sich sanft aus ihren feurigen Umarmungen los.

Ich that es nicht um Eures Dankes willen, sagte er, und deßhalb brauchte ihr auch mir persönlich nicht verpflichtet zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zigeuner in den Donaufürstenthümern.

Wie der Luchs, die Wildkatze, die Fischotter und der Wolf allmählig vor dem Vorschreiten der Civilisation verschwinden, so nähern sich in gleicher Weise und Proportion die wilden Racen der Menschen nach und nach und aus denselben Ursachen ihrem Aussterben. Die unbewohnten und unbebauten Ländereien werden eingehägt und dem Pflug unterworfen, die Wälder umgehauen, die Polizei wird von Jahr zu Jahr mächtiger und wirksamer, und die Pariah's verschwinden mit den Mitteln zu ihrem Unterhalt.

Dieß zeigt sich namentlich an den Zigeunern; in England, wo die Zigeuner erst vor Kurzem wieder einen ihrer Könige begraben haben, zählt man ihrer kaum noch 1500; in Frankreich findet man sie

Digitized by Google

beinahe gar nicht mehr; sie sind theils unter dem Landvolke aufgegangen, theils in der Armee oder in den Strafanstalten ausgestorben. In Spanien weiß die jüngste Volkszählung ungefähr noch ihrer 30.000 nach, die jedoch beinahe insgesammt in Städten wohnen und seßhafte Gewerbe betreiben. In Deutschland werden sie ebenfalls von Jahrzent zu Jahrzehnt immer seltener; seit man in mehreren Staaten sie zwingt, feste Wohnsitze zu nehmen und sich in die bürgerliche Ordnung zu fügen, gehen sie entweder ebenfalls im Volke auf oder wandern weiter, nach dem Osten, woher sie einst einwanderten. Vielleicht noch vor Ende des gegenwärtigen Jahrhunderts werden diese Zigeuner im westlichen Europa ausgestorben seyn.

Dagegen blüht ihr Walzen noch in Ungarn, im südlichen Rußland und in den Donaufürstenthümern, wo die dünner gesäete Bevölkerung und das Vorhandenseyn großer unbebauter Landstriche ihrem Hang zu einem wilden Nomadenleben keinen Zwang auferlegen. Wer den Zigeuner in seinem eigentlichen Charakter und mit seiner ursprünglichen Vielseitigkeit sehen will, der muß ihn dort im Osten aufsuchen, wo er noch zu Zehntausenden vorkommt und einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung bildet, ja wo er gleichsam noch ganz derselbe ist, wie seine vor fünfzehalbhundert Jahren nach Europa eingewanderten Ahnen.

Zur Zeit Maria Theresia's rechnete man in Oesterreich 53.000 Zigeuner, wovon nur allein 17.000 auf Siebenbürgen kamen. Im Jahr 1845 zählte man in der Moldau und Wallachei 37.000 Familien, die, wenn man jede nur zu fünf Köpfen rechnet, 185.000 Seelen geben würden, so daß in den Donaufürstenthümern auf je 18 Personen Ein Zigeuner käme. Im südlichen Rußland ist ihre Anzahl wahrscheinlich ebenso groß, doch läßt sich keine genaue Schätzung erheben, weil die Zigeuner ein vollständiges Wanderleben führen, im Sommer ihre Heerden in den sogenannten Steppen weiden, und sich im Winter in die dichten Wälder zurückziehen, um dort zu lagern. Von den Zigeunern Ungarns und der Donaufürstenthümer hat sich ungefähr ein Viertel theilweise in den Städten und Dörfern niedergelassen, wo sie, wie ihre Brüder im westlichen Europa, vom Wahrsagen, Betrug und Stehlen, angeblich aber als Roßtäuscher, Thierärzte, Hufschmiede, Kesselflicker und Straßenmusikanten leben. Nur in der letzteren Eigenschaft zeigen sie einige Theilnahme an den höheren Interessen der Menschheit. Für Musik haben sie ein ganz besonderes Talent, wie ein anderer wandernder Stamm, die Juden, und unter den musikalischen Ungarn ist jeder Zigeuner ein Musikant.

Die ersten ächt morgenländischen Zigeuner, die ich antraf, begegneten mir in Brünn in Mähren. Es war Jahrmarktszeit, und der Hof des Gasthauses wimmelte von Wagen, Karren, Gütern, Pferden und Vieh aller Art, während ihre Eigenthümer im Schatten unter einer Art Schuppen schliefen, welcher zu drei Viertheilen um den ganzen Hof herumlief. Auf einem Strohhaufen, in der vollen Hitze der Mittagssonne lagen vier schlafende Zigeuner, große starke Männer, mit kohlschwarzem straffen Haar, das ungekämmt über Gesichter von afrikanischer Schwärze herunterfiel. Ihre Glieder erschienen gigantisch, als sie so im Schlafe schlaff dalagen. Ihre Kleidung, wenn man sie so nennen darf, bestand aus einer Sammlung der elendesten Lumpen, und wurde durch einen groben türkischen Shawl um die Hüften festgehalten; jeder hatte ein großes zweischneidiges Messer in seinem Gürtel stecken. Ihre Instrumente lagen neben ihnen, denn sie waren Spielleute; und als die Abendkühle herabsank, begannen sie zu musiziren. Zwei hatten Violinen, einer eine Trompete und der Vierte eine ungarische Cymbal, nämlich eine Art Zither, die jedoch nicht mit der Hand, sondern mit zwei lederüberzogenen Hölzchen gespielt wird. Ihre Musik und ihr Spiel waren so wild wie sie selber. Sie spielten nur die alten ungarischen Weisen, jene eigenthümlichen schwermüthigen Melodien, in denen sich der Genius der Race und des Landes spiegelt, aber sie spielten mit einer Leidenschaft und einem Pathos, welche tief in die Herzen der Zuhörer dringen.

Später fand ich in Pesth und in ganz Ungarn diese Musikbanden bei jedem Tanz und Konzert der unteren und mittleren Volksklassen. Ihre Musik ist immer dieselbe und wird für einen Fremden zuletzt etwas eintönig; aber die Eingebornen schienen sich gar nicht satt hören zu können. Es ist ihnen Ehrensache, die volksthümlichen alten Weisen zu erhalten, und während der Zigeuner dort kaum für einen Menschen gilt, steigt der zigeunerische Musikant, wenn er Talent hat, bald in der öffentlichen Achtung und wird nicht nur häufig in guter Gesellschaft, sondern auch im Besitz eines namhaften Vermögens getroffen.

Allein die Anzahl derjenigen, welche in den Städten Beschäftigung suchen und als theilweise zivilisirt betrachtet werden können, bildet einen sehr unbedeutenden Bruchtheil von dem großen Kontingent der Zigeunerstämme und Familien, welche auf den beinahe unbewohnten Landstrichen östlich von der Theiß herumziehen. Der dort geborne Zigeuner betritt kaum jemals ein Haus und besitzt niemals ein solches. Die großen unbebauten Ebenen des Banats und der Wallachei sind ihr Lieblingsaufenthalt. Dort finden sie unbegränztes Weideland für ihr Vieh, und der Arm des Gesetzes belästigt sie nicht mit unbequemen Nachforschungen. Sie thun sich in Banden von 20 bis 200 Köpfen zusammen und bleiben wochenlang an einem und demselben

Digitized by Google

Orte, wenn es Gras und Wildpret genug gibt, und reisen dann von Zeit zu Zeit nach einem ganz verschiedenen Theile des Landes. Ein Zigeunerlager auf dem Marsch ist immer ein malerischer Gegenstand. In den unermeßlichen Gegenden des Banats, wo sich die Fläche wie ein Meer ausbreitet, ohne daß ein Hügel, Haus oder Baum die öde Ebene unterbricht, macht ein solches wanderndes Dorf stets einen sehr malerischen Eindruck.

Voraus ziehen das Hornvieh und die Schafe, denn wo die Weide frei ist, weiß sich der Zigeuner immer einiges Vieh zu verschaffen, das er von seinen armen Nachbarn gekauft, entlehnt oder gestohlen hat. Aufgeschossene junge Bursche mit schwarzem Haar und dunklen Augen treiben dieses Vieh, — verwegene, verschmitzte Bursche, die zu jedem Gaunerstreiche aufgelegt sind und den Stempel verschiedener Laster bereits auf ihren jungen und oft hübschen Gesichtern tragen. Hierauf folgt die Hauptmasse des Zuges; braune kräftige Weiber reiten auf Eseln und tragen ihre wilden Kinder vor sich; Karren rollen daher, beladen mit Geräth und Beute oder mit den alten und kränklichen Personen des Stammes; Männer zu Fuße treiben die Esel und Zugthiere, und eine Hinterhut von den stärksten und kräftigsten auf hagern knochigen Pferden, schließt, mit Flinten und Säbeln bewaffnet, den Zug.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man erzählt eine hübsche Geschichte aus Sanssouci bei der Anwesenheit der Kaiserin-Mutter von Rußland. Es präsentirt sich ein alter, grauer Soldat an dem Eingang der obersten Terrasse; die Wache sucht ihn vergeblich zurückzuweisen; endlich kommt ein Flügeladjutant des Königs hinzu und führt ihn zum König und der Kaiserin. Als er die hohe Frau von fern erblickt, ruft er: »Ja, das ist sie, aber sie hat sich sehr verändert!« Als die Kaiserin ihn endlich nach seinem Begehren fragte, sagte er, er habe sie vor fünfzig Jahren einmal in Charlottenburg aus dem Wasser gezogen. Sie, die kleine Prinzessin Charlotte, hätte mit der Prinzessin Alexandrine und dem damals siebenjährigen Prinzen Karl in einem kleinen Wägelchen gefahren, und wäre damit dicht an den Rand des Teiches gekommen. Er, der dort Wache gestanden, habe sie gewarnt, sie aber auf ihn nicht gehört, bis er endlich ganz kräftig »Halt« gerufen habe. Da sey sie ausgeglitten und in's Wasser gefallen; er sey ihr aber nachgesprungen und habe sie sogleich herausgezogen. So habe er sie, gefolgt von ihren weinenden Geschwistern, zur Königin Luise geführt, die lesend am Schlosse gesessen habe. In ihrer tiefen Bewegung und Freude habe ihm die Königin ein Medaillon, das die Kaiserin am Halse trug und in dem eine Locke ihrer Mutter eingeschlossen war, gegeben. Hier zeigte er nun der Kaiserin dieß Medaillon, das er getreu bewahrt hatte. Sie nahm es aus seiner Hand und bat, ihr dieß köstliche Andenken an die selige Mutter zu überlassen, nahm aber dafür von der Brust der Prinzessin Gagarin, einer ihrer Hofdamen, ihr mit Brillanten besetztes Porträt — das nur den vertrautesten Personen des Hofstaates gegeben wird — und händigte es dem Greis ein.

Vor dem Mansion-House in London war neulich ein sonderbarer Auftritt, wie man ihn wohl nur in London sehen kann. Zehn Indianer von den Walpole-Inseln erschienen nämlich in voller Kriegertracht vor dem Lord-Mayor, um von ihm Hülfe und Rath zu erbitten. Die armen Leute waren nämlich mit ihren Frauen und Kindern von einem spekulativen Amerikaner beschwatzt worden, ihm nach London zu folgen, wo er sie für Geld sehen lassen wollte; wahrscheinlich hatte er ihnen goldene Berge verheißen. Aber die Spekulation scheint mißlungen zu seyn, es gibt hier zahraus, fahrein Wilde aus allen Theilen der Erde im Ueberfluß zu sehen, und da machte sich der Yankee aus dem Staube. Sie erschienen sie denn mit Bogen, Pfeil und Köchern, den phantastischen Federschmuck auf dem Kopf vor dem Lord-Mayor, damit er ihnen in ihrer Verlassenheit beistehe. Sie wollen gerne in ihre Wälder zurückwandern, und der Lord-Mayor schenkte ihnen einstweilen 5 L. und versprach ihnen, eine Sammlung zu ihrem Besten zu veranstalten.

[Deutsches Gesangfest am Niagara.] In diesen Tagen hatte der Newyorker »deutsche Liederkranz« unter seinem Direktor A. Paur im Verein mit dem Teutonia-Männerchor eine Sängerfahrt an den Niagarafall unternommen, bei welcher sich außer den Gästen und passiven Mitgliedern etwa 80 Sänger betheiligen wollten. Samstag, 26. Juli, sollte der Zug von Newyork abgehen, Sonntag gegen Mittag an seinem Bestimmungsort eintreffen, wo ein Amerikaner den Sängern den schönsten Park der Gegend zur Verfügung gestellt hatte. Für Mittag waren zwei Konzert- beabsichtigt, für den Dienstag ein gleiches in Buffalo, gemeinschaftlich mit dortigen Vereinen.

Redakteur: Gustav Metzler.
Druck u. Verlag bei Lisette Wirklandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 200 Donnerstag, 21. August 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Und habt Ihr uns ganz vergessen? fragte eine klagende Stimme neben ihm. Es war Herr Itzig, einer der reichen Münzjuden, denen Gozkowsky seinen Beistand zugesagt.

Fragt den General! sagte Gozkowsky lächelnd. Gozkowsky hat für Euch gesprochen, und sein Fürwort hat Euch von der Brandsteuer befreit! sagte Graf Tottleben, indem er Gozkowsky mit fast zärtlichen Blicken zunickte.

Und nun kam die Reihe der Bktheuerungen und der Liebesversicherungen an die Judenschaft, nun ward Gozkowsky umringt und an's Herz gepreßt und mit Thränen gerührter Freude und mit Worten glühender Dankbarkeit bethaut!

Ich borge Euch für umsonst! rief Ephraim, indem er Gozkowsky's Hände zärtlich in den seinen drückte.

Gozkowsky sagte mit einem schwermüthigen Lächeln: Wenn es einst dahin käme, daß ich Geld borgen müßte, so würdet Ihr des heutigen Tages doch nicht gedenken, und ich bin nicht der Mann, Euch alsdann daran zu mahnen.

Und als sie ihn jetzt in noch leidenschaftlicheren und glühenderen Worten ihrer ewigen Dankbarkeit versichern wollten, drängte Gozkowsky sie fast unwillig zurück und näherte sich dem General von Tottleben.

Exzellenz, sagte er, Ihr habt vergessen, daß Ihr den edlen Magistrat Berlin's hierher bestellt, und daß diese Herren Eurer Befehle harren.

Tottleben schien wie aus tiefem Sinnen zu erwachen. Ja, murmelte er leise vor sich hin, der deutsche Traum ist zu Ende und ich muß wieder ein Russe werden.

Dann wandte er sich rasch zu Gozkowsky um, und reichte ihm seine Hand dar. Gozkowsky sagte er leise und eindringlich. Ueberlegt es noch einmal! Geht mit mir! Ich möchte von Euch lernen!

Was ich Euch lehren könnte, General, ist sehr wenig, sagte Gozkowsky sanft. Es ist sehr leicht für den, welcher ein Herz hat, und riesenschwer für den, welcher keines hat! Lernt die Menschheit lieben! Das ist meine ganze Weisheit, und — mein Abschiedsgruß.

Der General seufzte. Ihr geht also nicht mit mir? Nun denn, lebt wohl! —

Und gleichsam, als wolle er diese schmerzlichen und bitteren Gefühle, welche sein armes deutsches Herz bestürmten, verscheuchen, wandte er sich um, und rief in russischer Sprache seinen Adjutanten zu: Laßt uns aufbrechen, Ihr Herren! Zu Pferde! Zu Pferde!

Aber mitten durch das Gewirre der Soldaten, und der stampfenden Rosse machte jetzt der Herr Oberbürgermeister sich Bahn. Er mußte durchaus die Ehre der Stadt Berlin wahren, und als würdiger Berliner Oberbürgermeister diese schön stylisirte Rede halten, welche er in zwei schlaflosen Nächten gedichtet hatte, er mußte durchaus dieses Geldgeschenk der Berliner Dankbarkeit in die Hände des Generals niederlegen.

Und nun war es ihm gelungen, bis zu dem General vorzudringen, nun begann er seine Rede, der Herr Oberbürgermeister, und voll und kräftig tönte seine Stimme über den Neumarkt dahin, und das entzückte Volk von Berlin freute sich des Rednertalentes des Herrn Oberbürgermeisters, und blickte mit stolzer Bewunderung auf seine goldene Kette hin, auf diese berühmte goldene Kette, welche so Vieles erlebt, so Vieles erfahren, und deren Geschichte zu schreiben es der Feder eines Thucidides, oder eines Cäsars bedürfte.

Aber General Tottleben nahm dieses Geschenk nicht an, welches die Stadt Berlin ihm darbot. Er sagte: „Glaubt die Stadt, daß unsere Manneszucht ihr Schicksal erträglicher gemacht hat, als es sonst hätte seyn können, so hat sie es dem ausdrücklichen Befehl unserer Kaiserin zu verdanken! Ich aber bin durch die Ehre, drei Tage Befehlshaber von Berlin gewesen zu seyn, hinlänglich belohnt."

Drei Stunden später war Berlin befreit von den Russen und Oesterreichern, und Gozkowsky,

Digitized by Google

dem es endlich gelungen, sich von den stürmischen Dankergüssen des Magistrats, der Literaten und Münzjuden frei zu machen, kehrte endlich in sein Haus zurück.

XXXIII.

Braut und Tochter.

Die russische Armee, wie gesagt, hatte auf die bloße Kunde von der Annäherung des Königs Berlin verlassen und sich in Eilmärschen nach Frankfurt begeben. Indessen war noch eine nicht unbedeutende Zahl von Offizieren zurückgeblieben, theils um den Abzug der Truppen zu ordnen, oder auch weil sie, durch persönliche Geschäfte zurückgehalten, sich einen kurzen Urlaub erbeten hatten.

Zu den Letzteren gehörte der Obrist Graf Feodor von Brenda. Er hatte von General Bachmann einen Urlaub von zwei Tagen erhalten, und indem der General ihm diesen bewilligte, hatte er gemeint, der junge Graf wolle dieselben benutzen, um einige Tage ungestörten Beisammenseyns mit seiner Braut, der Gräfin Lodoiska von Sandomir, zu genießen. — General Bachmann wußte nichts von diesem Zerwürfniß der beiden Verlobten, er wußte nicht, daß Gräfin Lodoiska, ihrem Uebereinkommen mit Bertram gemäß, ihren Verlobten ihre Ankunft in Berlin gar nicht hatte wissen lassen.

Indeß, Obrist Feodor hatte sie dennoch erfahren, der Gräfin eigene Kammerfrau, die Freigebigkeit des jungen Grafen kennend, war zu ihm gekommen, und hatte ihm für goldenen Lohn der Gräfin Nähe und ihre möglichen Pläne verrathen.

Dieß war es, was den jungen Obrist Feodor von Brenda in Berlin zurück hielt. Die unerwartete Ankunft seiner Verlobten drängte ihn zu einer Entscheidung, zeigte ihm die Unmöglichkeit, dieses so feste, so innige Band, welches ihn an Elise knüpfte, zu zerreißen, um sich einer Gemahlin zu verbinden, an welche ihn nichts mehr fesselte als ein geleistetes Versprechen, ein verpfändetes Wort! — Der junge Mann aber, welcher vielleicht sein ganzes Vermögen hingegeben haben würde, um eine Ehrenschuld zu zahlen, welcher sein Leben bereitwillig in die Schanze geschlagen haben würde, wenn es darauf angekommen wäre, seinem Ehrenwort genüge zu thun, hatte doch vor diesem Wort der Treue, welches er einer Frau verpfändet, sehr wenig Achtung, und nicht einen Moment bebte er zurück vor dem Gedanken, dieses Gelübde zu brechen, welches er einem Weibe gegeben.

Zudem hatte die Ankunft der Gräfin, welche ihm als eine, seine Freiheit beschränkende Verfolgung und Spionage erschien, seinen Stolz gereizt, indem die Geheimhaltung derselben ihm zeigte, daß sie sehr wohl die Motive, welche ihn ihr entfremdet, kenne, und wahrscheinlich irgend einen Plan im Schilde führe, diese Hindernisse zu vernichten, welche sich zwischen sie und ihren Verlobten drängen wollten.

Sein Entschluß war daher schnell gefaßt, und nicht sobald hatte er der Gräfin Ankunft erfahren, als auch schon der Plan in ihm reifte, diese Frau, welche ihn verfolgte und sich dennoch vor ihm verbarg, welche ihm als der Dämon seiner Vergangenheit erschien, mit seiner Vergangenheit von sich zu stoßen, und in Lieb und Lust ein neues Leben, eine neue Zukunft sich zu begründen! Und es war nicht mehr blos die Liebe, sondern auch der Stolz, welcher ihn zu diesem Entschlusse hindrängte, dieser Stolz des Mannes, welcher das Unterordnen seines Willens unter eine Pflicht als eine Beschränkung der persönlichen Freiheit betrachtet, und sich, wie ein junges unbändiges Roß, bäumt und überschlägt, um sich nicht diesen hemmenden Zügel anlegen zu lassen, mit welchem man seine wilde Kraft mäßigen, und in sanfte Geleise führen will.

Der Obrist Feodor von Brenda war ganz solch ein wildes, ungezähmtes Roß! Wie hätte er also die Fesseln ertragen sollen, welche nicht einmal die Liebe, sondern nur die Pflicht ihm auferlegen wollte! Zudem war er, seit diese seine verlobte Braut gekommen, sich erst seiner Liebe zu Elisen ganz bewußt geworden, erschien ihm das junge, unschuldige, liebreizende Mädchen doppelt anmuthig und begehrenswerth, wenn er sie mit dieser gereiften, bewußten, glänzenden und brillanten Frau verglich, von welcher er höchstens hoffen konnte, daß er ihre letzte Liebe sey, während er bei Elisen wußte, daß er ihre erste Liebe war.

Muß ich denn durchaus gefesselt werden, und meine Hände binden lassen, sagte er zu sich selber, so soll es wenigstens von dieser jungen, frischen Mädchenblüthe geschehen, welche mir die Dornenkrone der Ehe mindestens noch unter kaum erschlossenen Rosenblüthen zu verbergen weiß! Mein Herz hat nichts mehr zu schaffen mit dieser alten Liebe, es ist wieder jung geworden in neuen Gefühlen, und neuer Sehnsucht, und diese Jugend und diese Sehnsucht will ich nicht von diesem Eisesläcklen kalter Pflichterfüllung mir ertödten lassen! Elise hat mir ihr Wort gegeben, und ich will es einlösen.

Und noch ganz erfüllt von den leidenschaftlichen und trotzigen Gedanken, mit welchen die Nähe seiner Verlobten ihn erfüllt hatte, war er gegangen, um Elise aufzusuchen. Aber dieß war jetzt ein nicht bloß schwieriges, sondern fast unmögliches Unternehmen geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Zigeuner in den Donaufürstenthümern.

(Fortsetzung.)

Der Reisende sieht sich plötzlich, zwischen Furcht und Hoffnung getheilt, mitten in dem Troß, der seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt; er fragt sich unwillkürlich, ob er wohl ungerupft und sicher davonkommen werde. Ist der Weg ziemlich begangen und deutet der Aufzug des Fremden nicht eben auf großen Reichthum, so kommt er vielleicht ohne größeren Verlust davon, als etwa einen Gulden für irgend eine schwarzhaarige Wahrsagerin. Ist aber die Gegend einsam und verspricht das Aeußere des Fremden einige Beute, so bedarf es nur eines raschen Streichs oder sichern Messerstiches, und der Fremde ist eine Leiche; man scharrt ihn rasch ein und nichts verlautet mehr von dem verschollenen Mann. Zur Winterszeit, wenn der Weidegrund tief eingeschneit ist und das Auskommen schwieriger wird, zieht der Zigeuner mehr in die Nähe der bewohnten Landestheile.

Sobald sich eine derartige wilde Nomadenhorde in der Nähe eines Dorfes von Sachsen und Wallachen niederläßt, verschwindet binnen Kurzem Alles, was nur ehbar und beweglich ist. Wie alle Zigeuner in aller Herren Länder sind auch diese die eingefleischtesten Pferdediebe, und die meisten Streitigkeiten zwischen ihnen und den Ansässigen rühren davon her, daß sie sich an den Heerden der Letzteren vergreifen. Sich Nachts zu einer Heerde Pferde heranzuschleichen, ohne die Wachmannschaft zu stören, das beste Roß auszuwählen und sich auf dessen Rücken davon zu machen, ist die größte Heldenthat für einen Zigeuner, und gibt ihm ein besonderes Ansehen unter seinesgleichen. Ist das Pferd in Sicherheit gebracht, so geht des Zigeuners erste Sorge dahin, es so zu kippen und zuzustutzen, daß es sein früherer Eigenthümer nicht mehr erkennen kann. Das so entstellte Pferd wird sodann von Bande zu Bande fortgeschmuggelt, bis es endlich hundert Meilen davon verkauft wird.

Allein nur an den friedliebenden, ordentlichen Sachsen Siebenbürgens, oder an den sanften, schüchternen Wallachen oder Rumänen, wie sie sich selber nennen, wagen sie diese frechen Diebstähle zu verüben. Mit den Magyaren und Szecklern wagen sie nur selten anzubinden, denn diese, namentlich die Roßhirten (Schiköschen), Rinderhirten (Gulyäschen) und Schweinehirten (Kanäschen), sind beinahe ebenso wild wie sie, und nur tausendmal kriegerischer; und diese sogenannten Egypter wissen sehr gut, daß der magyarische Hirte, wenn er seine Heerde bestohlen findet, und Verdacht auf den Thäter hat, sich nicht das mindeste Gewissen daraus macht, den ersten besten Zigeuner, welcher ihm aufstößt, niederzuschießen oder niederzuspießen.

Auch die Serben oder Raizen, die immer bewaffnet gehen und sich ihrer Waffen sehr gut zu bedienen wissen, bleiben von diesen Räubereien und Diebstählen verschont; aber die Rumäni müssen fortwährend herhalten. Während des letzten ungarischen Krieges, als Dorf gegen Dorf stand und in Siebenbürgen allein 1100 Dörfer, Weiler, Gehöfte und Städte niedergebrannt wurden, zogen die Zigeuner wie Flüge von Aasgeiern, oder wie Rudel von Hyänen und Wölfen hinter den beiden Heeren her, und schwelgten in Dem, was ihnen die beiden kriegführenden Parteien übrig gelassen hatten.

Der Unterschied in den Gefühlen und Ansichten der verschiedenen Volksstämme, bezüglich der Zigeuner, spricht sich lebhaft in den Volksliedern und Volksmährchen dieser Nationen aus, welche man neuerdings aus dem ganzen Osten von Europa gesammelt hat. In den Volksliedern und Mährchen der Magyaren und Serben geschieht der Zigeuner nur selten Erwähnung, oder nur mit Geringschätzung und Verachtung. Die stolzen Ungarn halten es in der That unter ihrer Würde, diese Landstreicher und heimathlosen Strolche beherrschen zu wollen. Wie große Frevel die einzelnen Individuen auch verübt haben mögen, als Masse entgingen sie stets der Ahndung, eben aus dem Gefühl ihres völligen Unwerthes. Die beiden einzigen Klassen, welche vor den neuesten Reformen in Ungarn nicht besteuert wurden, waren die Adeligen und die Zigeuner: die Einen weil sie über, die Anderen weil sie unter dem Gesetze standen. Wurde dagegen an einem Zigeuner eine Unbill verübt, so hatte er kein Klagerecht, denn er war ja ein Ausgestoßener, Geächteter. So wird in der Türkei noch heutzutage manchmal ein zigeunerischer Postillion oder Kourier bei der mindesten Veranlassung und ohne allen Grund durch den Kopf geschossen oder zu Tode gepeitscht, ohne daß man von diesem Morde Notiz nimmt, denn er ist ja nur ein Zigeuner.“

Ganz anders dagegen sehen wir den Zigeuner in den Liedern und Mährchen des wallachischen Volkes geschildert, wie sie uns aus der Sammlung der Brüder Arthur und Albert Schott entgegen treten. Der Zigeuner tritt darin stets als der böse Dämon und Unheilstifter der Geschichte auf. Wenn die Prinzessin im Mondschein mit ihrem Geliebten zusammenkommt, so ist es immer die Zigeunerin, welche hinläuft und es dem Kaiser verräth, und wenn sich der Kaiser alsdann mit der Krone auf dem Kopf und dem Scepter in der Hand an Ort und Stelle begibt, um das unglückliche Paar zu verhaften, so ist wiederum die Zigeunerin erbötzig, die Schöne in eine Kuh, einen Vogel oder Fisch zu verwandeln,

Digitized by Google

je nachdem es die Majestät wünscht. Der alte Zigeuner dagegen muß in allen diesen Geschichten die Rolle des Jago im Othello spielen, und trägt die Verübung einer Menge von schwarzen Verbrechen aller Art ohne die mindesten Gewissensbisse und ohne alle Furcht vor göttlicher oder menschlicher Strafe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der „Phare de la Loire“ vom 11. August erzählt folgende geheimnißvolle Geschichte: Im December 1854 verschwand in Nantes ein Rentner, Baudin, 50 Jahre alt, mit seiner Haushälterin, einem Mädchen von 27 bis 28 Jahren, aus seinem Hotel, Rue Dobrée. Man vermuthete ein Verbrechen, aber nichts führte auf die Spur desselben, da in der Wohnung des Vermißten Alles in früherer Ordnung, nicht das Mindeste entwendet war. Man hatte später eine zur Haft gebrachte Frau in Verdacht, konnte aber nichts beweisen. Die Verbrecher blieben unentdeckt, bis am 28. Dez. v. J. die Gemeinde Saint Nicolás de la Taille bei Havre durch einen Mord, der von Diebstahl und Brandstiftung begleitet war, aufgeschreckt wurde, wodurch auch die Aufmerksamkeit der Behörde von Nantes wieder angeregt wurde. Der Mörder war ein Trödler aus Nantes, Namens Crocher, der dieses Verbrechens wegen zum Tode verurtheilt wurde. Crocher hatte sich 1824 in Nantes niedergelassen, und seine ganze Lebensweise, sein Charakter und seine Bluthat leiteten auf ihn auch den Verdacht des in Nantes begangenen Doppelmordes. Wenige Augenblicke vor seiner Hinrichtung drang man in ihn, das Verbrechen zu gestehen, und er gestand auch zuletzt, daß er um den Mord wisse, der am 11. Dezbr. 1854 begangen worden und dessen Details ihm alle bekannt seyen, wie er auch wisse, wo die beiden Leichen verscharrt worden. Jede nähere Erklärung verweigerte er, wenn die Erben Baudin seiner Frau nicht 30,000 Franken zusagten. Auf Zureden eines Priesters stand er zuletzt von seinem Systeme ab und erzählte in allen Details das traurige Ende Baudin's und seiner Haushälterin. In Folge dieses Geständnisses wurde einer der angesehensten Bürger von Nantes, der in sozialer Beziehung eine hohe Stellung einnimmt, am 10. August verhaftet, da Crocher ihn als Mitwisser des Doppelmordes bezeichnet. Wie es nun heißt, wurden nach Crocher's Bekenntnisse die Unglücklichen von Chessaie bei Fournillière auf ein kleines Landgut des Bürgers gelockt. Beim Essen wurden Beide durch ein Narkotikum eingeschläfert, und in diesem Zustande ermordet und in der Nachbarschaft verscharrt. Crocher erhielt für seine Mitschuld 10,000 Franken. Die von den Behörden an Ort und Stelle, wo das Verbrechen soll begangen seyn, eingeleiteten Nachsuchungen hatten Montag den 11. August noch keine Resultate. Crocher ist jetzt von Rouen nach dem Orte beschieden; dort wird sich herausstellen, ob seine Aussage wahr ist.

Am 3. August war eine Gesellschaft junger Leute von Paris nach Courbevoie gegangen, um dort den Tag zuzubringen. Unter der Gesellschaft war ein Färbermeister, Edmond Martin, allgemein seiner Geschicklichkeit und seines Charakters wegen geachtet. Ein Knabe, der sich bei der Gesellschaft befand, will Nachmittags baden; Martin, der seine Eltern kennt, begleitet ihn. Der Knabe wagt sich zu weit und kommt an's Ertrinken. In den Kleidern stürzt Martin ihm nach, ergreift ihn und bringt ihn über Wasser; hier faßt der Knabe des Retters Arm, und trotz Martin's Anstrengung ertrinken Beide. Nach einer Viertelstunde hatte man die Leichen gefunden. Wie groß ist aber das Erstaunen, als man in Martin ein Frauenzimmer entdeckt! Er war seit 1848 Wähler, hatte mit der größten Pünktlichkeit seine Dienste als Zivilgardist gethan, und war in jeder Beziehung ein Muster eines Arbeiters. Die gerichtliche Untersuchung hat herausgestellt, daß Demoiselle P. vor dreizehn Jahren in Clichy-la-Garenne geheirathet hat, nach fünf Wochen aber ihren Gemahl verließ und seit der Zeit als Mann verkleidet in Paris lebte, wo sie in dieser Verkleidung sich anständig durch der Hände Arbeit ihren Unterhalt verdiente, ohne daß Jemand ihr Geschlecht auch nur ahnte.

[Was man den Wittwen nachsagt.] „Wenn du je daran denken solltest, eine Wittwe zu heirathen,“ sagte ein ängstlicher Vater zu seinem Sohne, „so wähle doch ja wenigstens eine solche, deren erster Mann im Zuchthaus war, damit sie keinen Grund hat, dich gegen jenen zurückzusetzen und langweilige Vergleiche zu machen.“ — „Auch so werden diese nicht ausbleiben,“ rief ein alter, mürrischer Junggeselle aus, der bei dieser Ermahnung zugegen war, „denn Ihr dürft sicher seyn, wenn ihr zweiter Mann ihr vorwirft, daß ihr erster Gatte im Zuchthaus war, so wird sie ohne Zweifel rufen: „Ja, und das bist du nicht einmal werth!“

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 201 Freitag, 22. August 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Bertram, welcher zwar Gozkowsky die gewaltsame Entführung seiner Tochter nicht verrathen mochte, hatte indessen in aller Stille seine Vorkehrungen getroffen, um ein ähnliches Unternehmen, von wem immer es auch ausgehen mochte, unausführbar zu machen. Unter dem Vorgeben, daß der Abmarsch der feindlichen Truppen die Stadt unsicher mache, und mit Marodeurs und plündernden Nachzüglern bedrohe, hatte Bertram, Gozkowsky's Zustimmung voraus wissend, eine Anzahl seiner Fabrikarbeiter bewaffnet und als Schildwachen an der Mauer des Gartens, im Hofe, und im Hausflur aufgestellt, welche Niemand einlassen durften, der ihnen nicht den Grund und Zweck seines Kommens anzugeben im Stande seyn möchte. Bertram hatte damit zweierlei erreicht, er hatte verhindert, daß Feodor diese Mauer übersteige, und zugleich erlangt, daß Elise, der die Nähe dieser Schildwachen unbequem und lästig war, nicht mehr diese gefährlichen und einsamen Partien des Gartens besuchte, und sich mehr in ihr Zimmer zurück gezogen hatte.

Bertram, wie gesagt, hatte also dem Obrist Feodor eine Zusammenkunft mit Elisen unmöglich gemacht, aber er hatte doch nicht verhindern können, daß sein Diener Petrowitsch seinem Liebchen, dem Kammermädchen Elisens, auf der Straße begegnete. Er übergab ihr einen Brief seines Herrn, in welchem Feodor Elise in feierlicher, ernster Weise an ihr geleistetes Versprechen erinnerte, und sie aufforderte, jetzt ihr Gelübde zu erfüllen, und ihm aus dem Hause ihres Vaters zu folgen, um sich am Altare ihm zu seinem Weibe, zu seiner Gattin zu verbinden, und ihm das Recht zu geben, sie als die Seine hinaus zu führen in die Fremde.

Elise hatte diesen Brief ihres Geliebten empfangen, und er hatte ihr Herz erschauern gemacht in nie gekannten Gefühlen.

Sie wußte selber nicht, war es Freude, oder war es Entsetzen, welches plötzlich ihr Herz wie in einem Krampf zusammen schnürte, und sie fast des Bewußtseyns beraubte! Sie hätte laut aufjauchzen mögen vor Lust, nun endlich ihrem Geliebten ein innigster, heiligster Zugehörigkeit verbunden zu werden, und doch erfüllte es sie mit einem schamvollen Erröthen, daß sie auf dem Wege zum Altare nicht von dem Segen ihres Vaters sollte begleitet werden, doch konnte die Liebe, so mächtig und laut sie auch in ihrem Herzen sprach, doch diese warnende und mahnende Stimme ihres Gewissens nicht übertönen, welche immer und immer wieder ihre Schuld und Sünde, mit Schmach und Schande drohte.

Aber Elise fand in dem Trotz und der Leidenschaft ihres Herzens dennoch eine Entschuldigung für dieses Vergehen, dessen das junge, liebende Mädchen auf Kosten der widerspenstigen Tochter sich schuldig machen wollte.

Sie sagte zu sich selber: Mein Vater liebt mich nicht! Er wird nicht um mich weinen! Ich bin hier überflüssig, und wenn ich gehe, wird mein Vater es kaum bemerken! Ihm bleiben seine Millionen, seine Freunde, die ganze Schaar Derer, denen er wohlthut. Er ist so reich, er hat so Vieles, woran sein Herz hängt, und ich, ich bin so arm, ich habe nichts, als dieses einzige Besitzthum, nichts als das Herz meines Geliebten! Wär es nicht Frevel, wenn ich dieß von mir stieße, um hier ein einsames, verödetes Leben zu führen, und zu vergehen unbeklagt und unbetrauert? — Nein, mein Vater liebt mich nicht, er würde sonst in diesen gefahrvollen Tagen mich nicht verlassen haben, er würde, nach dieser entsetzlichen und furchtbaren Scene, in welcher ich in der Verzweiflung meines gemarterten Herzens mich gegen ihn verging, mir mindestens die Gelegenheit gegeben haben, ihn um Verzeihung, um Nachsicht und Erbarmen zu bitten! Aber er scheint sich mir absichtlich zu entziehen, und dem Begegnen mit mir in grausamem, wenn auch gerechtem Zorn, auszuweichen. Er hat mich aus seinem Herzen verstoßen! Nun denn, so flüchte ich mich mit meinem ganzen Herzen, mit meiner ungetheilten, gränzenlosen Liebe zu meinem Geliebten hin! Er wird mich niemals von sich stoßen, mich niemals vernachlässigen und vergessen, er wird mich lieben, und

Digitized by Google

ich weiß, daß ich ihm sein theuerstes Besitzthum seyn werde!

Und nun drückte sie dieses Briefchen ihres Geliebten an ihre glühenden Lippen, nun schien sie jedes Wort zu grüßen, und sie mit seinen flehenden Blicken anzusehen, und sie zu mahnen, das Gelübde zu erfüllen, welches sie ihm gegeben.

Nun war kein Schwanken und Zaudern mehr, ihr Herz hatte einen Entschluß gefaßt, und mit glühenden Wangen und hochathmender Brust eilte sie zum Schreibtisch hin, um diesem Entschluß Worte zu geben und den Brief Feodor's zu beantworten.

Sie schrieb ihm: „Du erinnerst mich an mein, Dir gegebenes Wort. Ich bin bereit, es zu erfüllen, komm denn, mich aus meines Vaters Hause zum Altar zu führen, und ich will Dir folgen als Dein Weib, und überall, wohin Du gehst, da werde ich bei Dir seyn. Ich werde fortan keine andere Heimath haben, als nur an Deinem Herzen; aber indem ich freudig diese Heimath wähle, stoße ich mich für immer von dem Herzen meines Vaters fort! Gott wird verzeihen, was die Liebe sündigt.“

Aber als dieser Brief nun wirklich abgegangen, als sie wußte, daß ihr Geliebter ihn wirklich erhalten, und damit die Entscheidung gekommen sey, da überkam sie ein furchtsames Zagen, eine schuldbewußte Beklommenheit, und es schien ihr, als ob plötzlich eine ganz neue Quelle der Liebe in ihrem Herzen zu rauschen begönne, als ob sie niemals ihren Vater so innig, so demüthig und zärtlich geliebt, wie jetzt, wo sie ihn auf ewig verlassen wollte!

Aber dieß war zu spät, die Entscheidung war gefallen, — sie konnte nicht mehr zurück.

Sie hatte einen zweiten Brief Feodor's empfangen, in welchem er ihr den detaillirten Plan ihrer Flucht mitgetheilt, und sie hatte ihn genehmigt.

Es blieb ihr nun weiter nichts mehr zu thun, als in ihrem Zimmer zu bleiben, und das verabredete Zeichen zu erwarten, mit welchem Feodor sie rufen wollte. Sie hatte weiter nichts mehr nöthig, als, sobald sie dieses Zeichen vernahm, mit ihrem Kammermädchen, welches sie begleiten wollte, das Haus zu verlassen, und auf die Straße hinaus zu treten, wo Feodor sie mit seiner Equipage erwartete, um zuerst mit ihr in die Kirche zu fahren. Dort erwartete sie der Priester, um durch den Segen der Kirche Feodor zu berechtigen, sein junges Weib hinauszuführen in die Welt. Elise zu verpflichten, Vater und Mutter zu verlassen, um ihrem Gatten zu folgen.

Aber noch fehlten einige Stunden bis zu dieser festgesetzten Frist. Elise, welche alle Vorbereitungen getroffen, alle nöthigen Arrangements getroffen, fühlte jetzt zur Unthätigkeit des Wartens verurtheilt, alle die Qual und Pein, welches dieses Harren auf den entscheidenden Moment mit sich führt. —

Mit einer qualvollen, peinlichen Liebe gedachte sie ihres Vaters, und obwohl sie sich immer wiederholte, daß er sie gar nicht vermissen, daß er ihre Abwesenheit gar nicht bemerken würde, malte ihre lebhafte und gereizte Phantasie ihr dennoch sein Erstaunen, seine Angst, sein schmerzliches Suchen nach ihr.

Und nun erinnerte sie sich, daß sie ihn verlassen sollte, ohne sich mit ihm versöhnt zu haben, daß sie auf immer von ihm scheiden wolle, ohne mindestens seine Verzeihung erfleht, ohne noch einmal den Kuß eines Vaters auf ihrer Stirn gefühlt zu haben.

Sie mußte ihm mindestens schreiben, ihm mindestens ein schriftliches Wort des Abschiedes, der Liebe zurufen! Das that sie jetzt, und all ihre Liebe, ihre verhaltene Zärtlichkeit, ihre Angst und ihre Gewissensvorwürfe strömte sie jetzt in feurigen und beredten Worten auf dieses Papier aus, welches sie ihrem Vater, gleichsam als den Oelzweig des Friedens, zurücklassen wollte.

Als sie diesen Brief geschrieben, faltete sie ihn zusammen, und verbarg ihn in ihrem Busen, um ihn unbemerkt hinüber zu tragen in das Zimmer ihres Vaters. Er war ja nicht dort, er war seit zwei Tagen fast nicht mehr heim gekommen, sie konnte es wagen, dahin zu gehen, ohne fürchten zu müssen, ihm zu begegnen. Sie fühlte, daß sie sein Anschauen, den vollen, strahlenden Blick seines Auges nicht würde ertragen können.

Vorsichtig und leise, mit der geheimen Furcht, auf dem Wege zu den Zimmern ihres Vaters Jemand zu begegnen, dessen traurige, vorwurfsvolle Blicke sie fast noch mehr scheute, als das Auge ihres Vaters, schlüpfte sie den Korridor hinunter und trat endlich, hoch aufathmend und froh, Niemand gesehen zu haben, in das Vorzimmer. Alles war still und einsam hier. Ihr Vater war also immer noch nicht zu Hause, sie war also ganz sicher, nicht von ihm überrascht zu werden.

Jetzt trat sie in sein Wohnzimmer ein, und dieses rasch durchschreitend, wollte sie eben eine Chatoulle seines Schreibtisches öffnen, um ihren Brief hinein zu legen, als sie plötzlich die Thür des Vorzimmers sich öffnen hörte.

Sie hatte nur noch Zeit, den Brief wieder in ihrem Busen zu verbergen, zur Flucht war es zu spät, denn eben öffnete sich die Thüre. Es war ihr Vater, welcher in das Gemach trat.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Zigeuner in den Donaufürstenthümern.

(Fortsetzung.)

Die Zigeuner scheinen in der That beinahe die einzige Race zu seyn, welche gar keine religiösen Eindrücke hat und sich nur immer von jedem herrschenden Trieb und jedem Drang der Leidenschaft fortreißen läßt, und auch im Tode nichts Anderes sieht, als einen ewigen Schlaf: das Aufhören aller Lebensfunktionen. Und dennoch liegt diesen Zigeunern ungemein viel daran, wie sie begraben werden, und sie sind zu diesem Zweck ängstlich darum besorgt, daß ihre Kinder getauft werden; ja manchmal wiederholen sie diese Zeremonie, wenn sich Gelegenheit dazu bietet, wohl ein Dutzendmal, nur um recht viele Pathengeschenke zu erhalten. In allen anderen Dingen sind sie aber reine Heiden, und wenn je die Noth sie beten lehrt, so verschwindet das Gefühl mit der Veranlassung dazu. Hierauf paßt als Beispiel folgende Geschichte, die wir einer der vorerwähnten Märchensammlungen entlehnen:

Ein Zigeuner fuhr einmal mit seinem einspännigen Karren, welcher mit seiner ganzen Familie und allen seinen Habseligkeiten beladen war, durch einen schmalen Weg, auf welchem die Räder bis zur Achse in den Koth einsanken. Das Fuhrwerk kam immer langsamer und schwieriger vom Fleck, und es dauerte nicht lange, so blieben die Räder ganz stecken. Das Pferd zog aus Leibeskräften, der Zigeuner peitschte und fluchte, wie nur ein Heide oder ein Zigeuner peitschen und fluchen können. Aber es half Alles nichts: der Karren war nicht von der Stelle zu bringen. Endlich führte der Zigeuner noch einen fürchterlichen Hieb mit der Peitsche, aber das arme Thier fiel nur auf seine Knie und Nase nieder. Vielleicht war es das Zusammenstürzen seines Thieres, was den Zigeuner veranlaßte, auf einmal in die Höhe zu blicken und sich in seiner Verlegenheit an die Heiligen zu wenden, vor Allen aber an die Mutter Gottes.

Obschon er nie zuvor gebetet hatte, so machte er jetzt einen Versuch dazu, — d. h. er gebrauchte alle Worte und Redensarten, die er da und dort von christlichen Leuten aufgeschnappt hatte, mit etlichen Flüchen darunter, die ihm jedoch nur aus böser Gewohnheit entfuhren. „Hilf mir, Gebenedeite, hilf! und ich will Dir auf Deinen Altar eine Kerze stiften, so dick wie mein Leib!“ stammelte er. Ob nun die heilige Jungfrau ihn erhört oder nicht, sey dahingestellt; genug, das Röslein hatte mittlerweile etwas Zeit gehabt, sich auszuschnaufen und zu ruhen, und als die Peitsche wieder auf seinen Rücken herunterfiel, so kam der Karren einige Schritte weiter. Schon glaubte sich der Heide aus aller Verlegenheit gerettet, als der Wagen plötzlich wieder stecken blieb. Er nahm abermals seine Zuflucht zum Beten; weil er aber schon aus dem dichten Kothe heraus und das Wachs theurer war, so gelobte er dießmal nur eine Kerze von der Dicke seines Armes. Er hatte keine Zeit zum Amen, sondern gebrauchte seine Peitsche noch rühriger als zuvor, und der Karren hatte endlich und allmählig eine Aussicht, mit Zeit und Weile vollends aus dem Morast heraus zu kommen. Um dessen gewiß zu seyn, that der Zigeuner noch ein Gelübde; aber der gute Weg war nun so nahe, daß er es auf eine Kerze von Fingersdicke beschränkte. Die nächste Minute war er draußen auf der guten Straße, und wenige Minuten weiter gelangte er an eine, der Mutter Gottes geweihte Kapelle. Als er an die Thüre derselben gelangte, fuhr er rasch vorüber und sagte vor sich hin: „Die gute Frau hat noch mehr zu thun, als sich um einen armen Teufel, wie ich, zu bekümmern!“ —

So große Sirolche diese Zigeuner auch sind, und in so großem Schmutz und Elend sie auch leben — denn je schmutziger und armseliger ihre Hütten sind, desto mehr schemen sie sich darin zu behagen — so sind sie noch immer ein sehr schöner Menschenschlag, namentlich die Weiber. Die brennende Sonne versengt ihre Gesichter mehr und sie sind daher in Ungarn weit dunkler, als unsere deutschen Zigeuner; allein das freie Leben, das sie führen, veranlaßt sie zu einem ungezwungenen, sicheren und beinahe stolzen Benehmen, einer Unabhängigkeit und Zuversicht, welche weder den Häscher noch den Galgen zu fürchten scheint, und die bei unseren Zigeunern größtentheils durch den Polizeistock und Kerker ausgerottet sind. Wenn man diese schönen braunen Weiber mit den kühnen ausdrucksvollen Zügen sieht, so fragt man sich nur verwundert, wie solche Augen, Zähne und Gesichter in der erstickenden Atmosphäre ihrer Zelte oder Erdhütten gedeihen konnten. Allein sie sind wirklich schön und ihre Schönheit führt oft zu Verbindungen, welche jedoch meist für beide Theile gleich unglücklich enden. Häufig verlieben sich junge, reiche Leute in schmucke Zigeunerinnen, deren Schönheit in der That etwas Sinnverwirrendes und Berauschendes hat, zumal wenn man sie bei ihren wilden Tänzen sieht.

Allein diese Mädchen sind schlau: sie verstehen sich meist so gut auf ihren Vortheil, daß sie zuweilen durch ihre Weigerung, die Maitressen ihrer Anbeter zu werden, sich zu deren Gattinnen emporschwingen. Ein derartiger Fall, der mir bekannt geworden, finde hier seinen Platz.

Stefan B., ein junger und sehr reicher Gutsbesitzer im Banat, hatte sich eines Tages auf der Jagd verirrt, und war endlich noch Einbruch der Nacht heilfroh, ein Zigeunerlager aufzufinden, wo

Digitized by Google

er um Geld und gute Worte die Erlaubniß erhielt, unter einem Zelte übernachten zu dürfen. Hier sah er eine junge wunderschöne Zigeunerin mit jenem dunklen Auge und verführerischen Lächeln ihrer Race, die ihn vollkommen bezauberte. Das Mädchen bemerkte mit der Eitelkeit, die das Mädchen in allen Schichten der Gesellschaft besitzt, den Eindruck, den es gemacht hatte, und ihre Eltern boten Allem auf, mit ächt zigeunerischer Arglist und Berechnung die erwachende Leidenschaft des jungen Mannes zu hellen Flammen anzufachen. Stefan war leidenschaftlich, unabhängig, eine Waise, unumschränkter Herr seines Willens. Er wollte das Mädchen seinen Eltern abkaufen, und man war schon des Handels einig, als die braune Schöne erklärte, sie werde ihrem Käufer nur dann folgen, wenn er mit ihr vor den Altar trete. Der Verliebte schwankte ein, zwei Tage; am dritten oder vierten Tage versprach er ihr seine Hand, und nach acht Tagen war Hochzeit. Etliche Tage später reiste er nach Pesth, um sie standesgemäß auszustatten, und führte sie dann entzückt in sein hübsches Schloß an den Ufern der Temes heim. Binnen zehn Tagen hatte die Zigeunerin ein fabelhaftes Glück gemacht; aus dem räucherigen Zelte ihres Vaters war sie durch Zauberschlag auf ein stattliches Rittergut versetzt worden, wo alle Genüsse und Ueppigkeiten des Reichthums, eine ausgezeichnete Tafel, eine herrliche Toilette, eine zahlreiche Dienerschaft ihr zur Verfügung standen und ein wackerer, verliebter junger Gatte ihr jeden Wunsch an den Augen ablas. Trotzdem fühlte sie sich nach einiger Zeit unglücklich. Der Wohlstand und das Genüge übersättigten sie.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Roman im wirklichen Leben.] Kürzlich fand in Paris die Vermählung der reichen und gefeierten Sängerin Karoline Drupez mit einem armen, bisher fast gänzlich unbekannten Musiker, Namens Van der Heuven, statt, ein Ereigniß, das die gesammte schöne Welt in der französischen Hauptstadt in gerechtes Erstaunen versetzte. Schön, jung, reichbegabt, Trägerin eines doppelt berühmten Namens, sah die Künstlerin die reichsten Anbeter zu ihren Füßen liegen, und sie hätte nur ihre Hand auszustrecken gebraucht, um sich selbst eine Grafenkrone auf das Haupt zu drücken. Demungeachtet wendete sie ihr Herz einem mittellosen Musiker zu, dem es nicht einmal gelungen, sich einen geachteten Namen zu erwerben. Van der Heuven besitzt aber ein anderweitiges Verdienst, welches die Künstlerin alle weiteren Rücksichten vergessen machte. Er ist ein vortrefflicher Sohn, die einzige Stütze seiner Familie, die einzig von dem Erwerbe des wackern Musikers lebt. Fräulein Duprez beschloß, diese Aufopferung zu belohnen. Auch ihre Eltern billigten ihr Vorhaben, nur setzten sie einen bestimmten Termin zur Probe fest, ob die Liebe ihrer Tochter auch von Dauer sey. Dieser Termin lief ab, die Vereinigung erfolgte. Am Tage darauf trat Fräulein Duprez in der Oper »die Krondiamanten« auf, eine geistreiche Laune des Zufalls, heirathet doch auch hier eine Königin einen armen Edelmann.

Der Kaiser der Franzosen hat sich, wie der »Independance belge« berichtet wird, fünf Eisenbahnwaggons machen lassen, welche in bisher noch nie gekannter Weise den Luxus mit der Bequemlichkeit verbinden. Bestimmt, der ganzen kaiserlichen Familie und dem Gefolge derselben auf Reisen zu dienen, enthalten sie einen großen, prächtigen Salon, einen kleineren für den Kaiser und die Personen seines Hofhaltes bestimmten Salon, worin geraucht wird, zwei Kammern, eine andere Kammer, für eine Dame, welche die Kaiserin begleitet, und andere Räume. Diese Wagen sind von einer Höhe, daß, als es in Frage kam, sie nach Plombières zu schicken, man berechnete, daß sie unter einigen Tunnels der Straßburger Eisenbahn nicht würden durchfahren können. Durch einen sehr sinnreichen Mechanismus werden die Wagen sofort erleuchtet, wenn sie in Tunnels einfahren, wo das Tageslicht fehlt. Sie kosten nicht weniger als 266,000 Franken.

[Der dankbare Bauer.] Arzt. »Das ist ja mehr als ich verlangen kann, guter Freund. Ihr zählt mir da 100 Gulden auf, während Ihr mir nur 50 verspracht, wenn ich Eure Frau gesund mache; unglücklicher Weise ist sie aber gestorben —« — Bauer. Eb'n deßweg'n, Herr Doktor; Sö hab'n mehr than, als i verlangt hab', da soll's ma auf 50 Gulden a nöd ankommen.«

Auflösung des Räthsels in Nro. 198:

Steinkohlenlager.

* * *

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck u. Verlag bei Ludwig Waitandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 202 Samstag, 23. August 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Beide standen sie, wie entsetzt über dieß unerwartete Begegnen, sprachlos und unbeweglich da, Jedes vielleicht erwartend, daß das Andere irgend ein Wort der Begrüßung, der Versöhnung sagen möchte.

Aber wie laut auch immer ihre Herzen zu einander sprachen, ihre Lippen blieben stumm, und ihre Blicke vermieden es, einander zu begegnen.

Sie erschrickt vor mir! Das ist mein Empfang nach mühevollen Tagen der Abwesenheit! dachte Gogkowsky, sein Herz geschwellt von Bitterkeit und gekränkter Liebe.

Er will mich nicht sehen! Er vermeidet es, sein Auge auf mich zu richten! Er hat mir also noch nicht vergeben! Er zürnt mir noch immer! dachte Elise, indem sie mit schmerzlicher Sehnsucht das bleiche, erschöpfte Antlitz ihres Vaters anschaute. Nein, er will mich nicht sehen! Nun, so will ich wenigstens zum letzten Male ihm gehorsam seyn, und dieses Zimmer verlassen.

Und sie ging traurig und leise, mit gesenkten Blicken der Thüre zu, welche an der entgegengesetzten Seite der Wand sich befand.

Gogkowsky folgte ihr mit seinen Blicken! Hätte sie es gewagt, noch einmal den Blick zu ihm zu erheben, so würde sie all seine Liebe, seine vergebende Zärtlichkeit in diesen Augen ihres Vaters gelesen haben.

Aber sie wagte es nicht, ihn anzusehen, und Gogkowsky sagte in der Bitterkeit seines Herzens zu sich selber: Was hülfe es mir, sie anzureden, sie würde mich doch mißverstehen! Ich will mich hinlegen und schlafen, um meines Kummers und meiner Sorgen zu vergessen! Nein, ich will nicht mit ihr sprechen, denn matt und erschöpft bis auf den Tod, wie ich es bin, fehlt es mir an Ruhe und Sammlung, um mich mit ihr zu verständigen.

Elise war, wie gesagt, traurig der Thür zugeschritten. Jetzt stand sie auf der Schwelle, jetzt berührte ihre zitternde Hand das blinkende Schloß der Thür, aber zögerte dennoch, sie zu öffnen, sie hoffte noch immer auf ein Wort, sey es selbst ein zürnendes, ihres Vaters.

Und sie hatte sich nicht getäuscht, und wie Musik schlug jetzt seine Stimme an ihr Ohr, als er ihren Namen rief, als er, ihr die Hand entgegenstreckend, mit unendlicher, rührender Milde sagte: Gib mir Deine Hand, Elise! Komm her zu mir, mein Kind, es ist so lange her, daß ich Dich nicht gesehen habe.

Sie wandte sich zu ihm um, aber sie wagte es immer noch nicht, ihn anzusehen! Sie ergriff seine dargereichte Hand und drückte sie demuthevoll an ihre Lippen.

Du denkst daran, daß Du so lange fort warst? fragte sie. Du hast mich doch also nicht ganz vergessen?

Ich Dich vergessen? rief ihr Vater zärtlich, und gleichsam beschämt über diesen unbesonnenen Ausruf seiner väterlichen Liebe, fügte er ruhig und fast strenge hinzu: Ich habe Vieles mit Dir zu sprechen, Elise! Du hast mich angeklagt —

Elise unterbrach ihn mit ängstlicher Hast. Ich war außer mir, sagte sie verwirrt und schamvoll. Verzeihe mir, mein Vater, die Aufregung machte mich ungerecht.

Nein, sie trieb nur das, was Du lange in Deinem Herzen verborgen, auf Deine Lippen! sagte Gogkowsky, und die Erinnerung an jene unselige Stunde machte seine Stimme rauh und erfüllte sein Herz mit einem Wehegefühl. Du warst zum ersten Male aufrichtig gegen mich! Ich mag das selbst verschuldet haben, aber es that sehr weh.

Er schwieg einen Augenblick und senkte sein Haupt auf seine Brust, ganz überwältigt von seinen schmerzlichen Rückerinnerungen. Elise wagte nicht, etwas zu erwidern. Sie sah ihn nur an, und sein bleiches, sichtlich erschöpftes Antlitz rührte sie, und trieb ihr Thränen in die Augen.

Plötzlich richtete Gogkowsky sein Haupt wieder empor, und sein Antlitz zeigte wieder die gewohnte Entschlossenheit und Energie. Aber alles Dieß, sagte er fest, wollen wir ein anderes Mal sprechen! Jetzt

Digitized by Google

nur noch dieß: Ich werde Dich in keiner Weise beschränken, wie ich es niemals gethan. Du bist Herrin über Alles, was Mein ist, außer meiner Ehre! Diese muß ich mir rein für mich selber bewahren! Als ein deutscher Ehrenmann kann ich nicht den Schimpf auf mich laden, meine Tochter an einen Feind des Vaterlandes, an einen Russen fort zu geben! Wähle Dir einen deutschen Mann, sey es, wer es sey, ich werde Jeden als meinen Sohn willkommen heißen, den Du liebst, und gerne andern, lange von mir gehegten Wünschen und Plänen in dieser Hinsicht entsagen! Aber meine Einwilligung zu einer Verbindung meines einzigen Kindes mit einem Russen gebe ich niemals.

Während er so sprach, nahmen ihrer Beider Züge einen überraschend andern Ausdruck an. Beide zeigten ihre Gesichter voll Entschlossenheit, Trotz und Zorn, der Zauber war zestört, welchen die Liebe einen Moment um diese, einander widerstrebenden Seelen gelegt; Gotzkowsky war nicht mehr der zärtliche, durch ein Liebeswort zu versöhnende Vater, sondern der in seinen heiligsten Rechten, in seinem zartesten Ehrgefühl verletzte Patriot, Elise war nicht mehr die bereuende, demuthsvolle Tochter, sondern die mit dem Verlust ihres Geliebten bedrohte Braut.

Du würdest also niemals Deine Einwilligung geben? fragte sie gereizt. Und wenn nun dieser Krieg beendet wäre, wenn Rußland nicht mehr der Feind Deutschlands, wenn —

Rußland bleibt der Feind Deutschlands. Nichts mehr davon! Du kennst jetzt meine Gesinnung, ich kann sie nicht ändern, selbst, wenn Du deßhalb an meiner Liebe zweifeln solltest. Die wahre Liebe zeigt sich nicht blos im Gewähren, sondern sehr oft im Verweigern!

Elise stand gesenkten Hauptes und murmelte einige leise, unverständliche Worte. Gotzkowsky fühlte, daß es für Beide besser sey, diese Unterredung abzubrechen, bevor sie sich wieder zu einer gegenseitigen Gereiztheit und Erbitterung emporgetrieben. Zudem fühlte er, daß nach diesen Tagen der Aufregung und Exaltation der ermattete Körper der Ruhe bedürfe. Er näherte sich daher seiner Tochter und reichte ihr mit einem freundlichen Abschiedsgruß seine Hand dar.

Elise ergriff diese Hand und drückte sie mit einer leidenschaftlichen Innigkeit an die Lippen. Dann wandte er sich um, und durchschritt das Gemach, um sich in sein Schlafzimmer zu begeben.

Elise sah ihm nach mit einer schmerzlichen Sehnsucht, die sich bei jedem Schritt, den er sich weiter entfernte, steigerte. Und jetzt ertrug sie es nicht mehr, jetzt stürzte sie ihm nach, jetzt rief sie mit einem so schmerzlich süßen Flehen dieses einzige Wort: Vater! daß sich Gotzkowsky davon in dem innersten Mark seines Lebens berührt fühlte.

Er wandte sich um und breitete die Arme nach ihr aus. Sie warf sich mit einem lauten Jubelruf an seine Brust und ruhte einen Moment an ihm, in seligem, selbstvergessenen Entzücken.

Dann blickten sie einander an und nickten sich lächelnd den Abschiedsgruß, und wieder wandte Gotzkowsky sich um, und schritt der Thür zu seinem Schlafzimmer.

Jetzt war er fort, jetzt sah sie ihn nicht mehr! Vater und Tochter waren getrennt! Aber Elise empfand ein unaussprechliches Wehegefühl in ihrem Herzen, eine gränzenlose Angst überfiel sie. Es war ihr, als könne sie ihren Vater nicht verlassen, als sey es eine Schmach für sie, so heimlich, wie eine Verbrecherin sich aus dem Vaterhause fortzuschleichen, und sey es auch, um ihrem Geliebten zum Traualtar zu folgen. Sie hatte ein Gefühl, als müsse sie ihren Vater zurückrufen, als müsse sie seine Kniee umklammern, und ihn um Rettung anflehen, um Rettung von ihren eigenen, irrenden Gedanken! Sie öffnete schon die Lippen, sie streckte schon die Arme nach jener Thür aus. — Was war es, was sie plötzlich in sich erschauern und ihre Arme senken machte?

Sie hatte das laute Rollen eines Wagens gehört, der vor ihrer Thüre anhielt, und dieser so unbedeutende so unwichtige Umstand war doch im Stande gewesen, sie aus ihren reuevollen und wehmüthigen Träumen aufzuschrecken, um sie in die Wirklichkeit zurückzurufen. Dieser Wagen, welcher eben vor ihrer Thüre anhielt, konnte schon der Wagen seyn, mit welchem Feodor kam, sie abzuholen.

Es ist zu spät! Ich kann nicht mehr zurück! murmelte sie leise, und indem sie traurig das Haupt auf ihren Busen neigte, verließ sie langsam das Zimmer ihres Vaters, um in ihr eigenes Gemach zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zigeuner in den Donaufürstenthümern.

(Schluß.)

Das ruhige, an die Scholle gebannte Leben, welches sie führte, der Mangel an Umgang, wenigstens mit Leuten, unter denen sie sich heimisch fühlte, schienen drückend auf ihr zu lasten und sie verstimmt und schwermüthig zu machen. Die Farbe der Gesundheit floh von ihren Wangen, der Glanz wich

Digitized by Google

aus ihrem Auge, und wenn ihr Gatte in sie drang und den Grund ihrer Bestimmung und Niedergeschlagenheit erfahren wollte, so leugnete sie ihn hinweg, versuchte zu lächeln, blickte hinaus in die Landschaft und schwieg. Aber dieß Lächeln schlug bald zu einem bittern um, und sobald sie allein war, brachen ihr die Thränen ungestüm aus den Augen.

Das arme Kind hatte Heimweh — Heimweh nach den weiten Pußten, den freien Höhen der Gebirge, den dunklen Urwäldern, den gränzenlosen Weiden und Sumpfniederungen an der Theiß, Temes und Maros, welche sie so oft mit ihrem Stamm durchzogen und in Lumpen durchwandert hatte, — Heimweh nach den wilden Gefährten ihres frühern Lebens. Ihr einziger Trost schien darin zu bestehen, daß sie stundenlang an ihrem Fenster saß und in die blaue Ferne der unabsehbaren Flächen hinausblickte, — stumm und mit trotzigem Unmuthe, wie der Falke, der mit gelähmten Schwingen und gefesselten Fängen auf seiner Stange sitzen muß.

So saß sie eines Abends, während ihr Gatte zu einem Gutsnachbar hinübergeritten war, auch an ihrem Fenster und sann und träumte, als plötzlich die wilden melancholischen Klänge einer Zigeunermusik an ihr Ohr schlugen. Hinten im Hofe, unter den Bäumen, waren Zigeuner aufgezogen und spielten und sangen vor den Dienstleuten des Guts; weiter draußen auf dem Felde waren die Karren und Wagen ihrer dunklen Brüder zu einer Wagenburg aufgefahren, die Zelte aufgeschlagen, die Feuer aufgemacht; Pferde und Esel weideten an Koppelsträngen auf dem dürren Rasen, nackte schwarze Kinder purzelten dazwischen herum, und Weiber gingen hin und her.

Plötzlich sang unter den Bäumen eine kräftige Tenorstimme eines der Lieblingslieder der Leute ihres Stammes. Es schilderte in einfachen aber um so ergreifenderen Worten die wilde Freiheit des Zigeunerlebens in Sonne und Mondschein, in Regen und Schnee, den Stolz der Armuth, die mit keinem Könige tauschen würde, wenn sie dafür ihre Freiheit und ihr ungezwungenes Herumschweifen fände auf, landab, landein gehen sollte.

Als die letzten Akkorde des letzten Verses dieses wilden melancholischen Liedes verklangen, sprang die Gutsherrin behend zum Fenster hinaus und verschwand unter den Bäumen.

Als ihr Gatte nach Hause kam, war sie nirgends zu finden; niemand hatte sie gesehen, niemand konnte ihm Kunde von ihr geben. Zwei Tage lang suchte er sie vergebens; am dritten Abend jedoch, als Einbruch der Nacht sah er ein Feuer durch die Bäume eines Waldes lodern und bemerkte beim Näherkommen das Lager einer Zigeunertruppe.

Da drängte sich ihm unwillkürlich die Ahnung auf, seine Frau könnte sich bei derselben befinden. Er schlich sich leise durch's Gebüsch hinan und gelangte unbemerkt bis auf wenige Schritte zu dem Feuer; da sah er denn abseits von den Andern ein junges Paar, Brust an Brust und Schulter an Schulter gelehnt im Schatten sitzen und plaudern: es war seine eigene Frau und der junge Sänger von jenem Abend, welchem sie seit so vielen langweiligen Stunden und dem glänzenden Elend in ihrem Schloß erzählte.

Einen Augenblick kämpfte Stephan mit der Versuchung, seinen Nebenbuhler niederzuschießen; dann aber begriff er, daß er sich in der Zigeunerin geirrt und seine Liebe an ein wildes Thier verschwendet habe, das die von seiner Seite gebrachten Opfer niemals begreifen, geschweige denn würdigen würde. Er kehrte daher in aller Stille um und nach seinem Gute zurück, von wo er sich bald darauf mit gebrochenem Herzen in's Ausland begab. Ein Jahr später brach die ungarische Revolution aus, und er suchte und fand einen frühen Tod vor den Mauern von Temeswar.

Vor Kurzem hat ein Herr Cherbonneau, Professor in Bucharest, ein geborner Franzose, in seiner Muttersprache ein umfassenderes Werk über die Zigeuner in den Donaufürstenthümern erscheinen lassen, worin er die tiefe Gesunkenheit dieser Kaste von Paria's, ihr Elend und ihre Aechtung, dabei aber hinwiederum auch ihre ungemeine Bildungsfähigkeit, ihr Talent für Musik und ihre mechanische Geschicklichkeit schildert und die Ansicht ausspricht, daß aus diesem Volke, wenn eine vernünftige Gesetzgebung und Regierung sich seiner auf die richtige Weise annehme, noch dereinst das Salz werden könnte, womit dem weichlichen, schlaffen, verkommenen Volke der Donaufürstenthümer aufgeholfen werden dürfte.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Pariser Bettler höherer Kategorie.] Ein vor einer Kirche vorübergehender Herr hört den einzelnen traditionellen Refrain: „Vergessen's den armen Blinden nicht!“ Er greift unwillkürlich in die Tasche und wirft zerstreut ein Geldstück in den zur Aufnahme der öffentlichen Mildthätigkeit bestimmten Beutel. Als er einige Stunden später die Häupter seiner Lieben zählt, siehe da fehlt ein doppelter Napoleonsd'or. Kein Zweifel, er hat Gold statt Kupfer hingegeben und der Blinde erfreute sich des Vortheils des Versehens. Man mag ein noch so guter Herz haben, 40 Franken sind für das Budget Kupfer Almosen, etwas schwer, und der Zerstreute entschließt sich, seinen Blinden aufzusuchen, um in ein Wieder-

Digitized by Google

besitz seines Supplementarkredits zu gelangen . . . Unter der Zeit war es dunkel geworden, der Bettler hatte seinen Posten verlassen, und nicht ohne Mühe kann er dessen Wohnung vom Sakristan der Kirche erfahren. Er läuft dahin. Man weist ihn in den 3. Stock eines reinlichen gut gehaltenen Hauses. Oben angekommen, wo ihm die Aufforderung: „Die Füße abzuputzen, wenns beliebt!" entgegenstarrt, läutet er, und ein Dienstmädchen thut ihm auf. Er fragt nach dem Herrn . . . Monsieur ist bei Tische, antwortete das nette Ding; aber wenn es Ihnen gefällig ist, in den Salon einzutreten? . . . Recht gerne . . . Er tritt ein. Einen Augenblick später kommt Jemand. Es ist dieß der Blinde in den Pantoffeln und Schlafrock . . . . „Mein Herr", sagte er, „darf ich bitten, was mir das Vergnügen verschafft? . . ." Der nicht wenig erstaunte Almosenspender bringt sein Anliegen vor. . . . Das ist leicht möglich, mein Herr, erwiderte der Blinde, ich habe noch nicht „Kassa gemacht." . . . Er leert seinen Beutel auf ein Schränkchen: „Ist Ihr Napoleon darunter? . . . Da nehmen Sie. . . ."

Ein sehr geiziger Mann ward um eine ansehnliche Summe betrogen. Der Verlust ging ihm so nahe, daß er den verzweifelten Entschluß faßte, sich zu erhängen und ihn auch wirklich ausführte. Gleich darauf kam zum Glück sein Bedienter dazu und schnitt ihn ab. Nach einigen Monaten sollte sein Diener abgehen und als der Herr ihm den Lohn bezahlte, machte er ihm eine Gegenrechnung für zerbrochene Gläser, Teller u. s. w. Unter diesen Artikeln befand sich der Strick. Dagegen protestirte der Diener und führte ihm zu Gemüthe, daß er ihm durch das Abschneiden das Leben erhalten habe. „Ihr konntet ihn aber aufknüpfen," versetzte der Herr, „es war ein neuer Strick, den habt Ihr mir verdorben, und also ziehe ich ihn auch mit Recht von Eurem Lohne ab."

[Guter Rath.] Bei herrschender Hitze kann man nichts Erquickenderes serviren, als folgende einfache Mischung: Man mengt 8 Theile doppelkohlensaures Natron zu 5 Theilen Weinsteinsäure, nimmt davon einen Theelöffel voll zu einem Glas Wasser und hat augenblicklich den lustigsten, erfrischendsten Champagnerschaum, der allerhand hypochondrische und Verdauungsbeschwerden-Teufel nachdrücklich austreibt. Und wie billig kann man das haben, was uns Wittwe Cliquot und andere Champagner-Fürsten für schweres Geld auch nicht besser liefern. Ein halbes Pfund obigen Natrons und 10 Loth Weinsteinsäure kosten nicht mehr als etwas über 30 kr., und damit lassen sich circa 150 Gläser dieses köstlichen Getränkes herstellen.

[Räuber-Courtoisie.] Graf P. nahm dieser Tage drei Plätze im Coupe der Diligence, um von Madrid nach Segovia zu fahren. Er benützte jedoch nur 2 Plätze. Am Posthause ersuchte ihn ein junger, eleganter Mann mit feinen Manieren, ihm den dritten Platz abzutreten. Der Graf willigte ein. Unter Wegs wurde der Wagen von Räubern überfallen, die sich zur Plünderung anschickten, als ihnen der junge Mann ein donnerndes „Halt" zurief und sie ihr Beginnen aufgaben. Der junge Mann war Niemand anderer als der Führer der Räuberbande; er verabschiedete sich nun beim Grafen, der seinem Wohlwollen einen so wirksamen Schutz zu danken hatte.

Ein Barbier in einer großen Handelsstadt sagte: „Wenn sich einer bei mir rasiren läßt, wenn er von der Börse kommt, so lasse ich mir den doppelten Preis zahlen." — „Aus welchem Grunde?" — Da entgegnete der Barbier: „Weil die Leute, die von der Börse kommen, alle ein noch einmal so langes Gesicht haben."

Der Erfinder des Fracks ist Jean Jacques Frackas aus dem Elsaß. Er wurde wegen dieser Erfindung in der französischen Revolution guillotinirt.

Charade.

Unsel'ger Streit, den schon vor grauen Jahren
Die Erste unter Völkern angefacht
Und den, fortspinnend, wir sich offenbaren
In Propaganda sah'n und off'ner Schlacht!
Und doch ist sie die edelste Gewinnung,
Die Gott an unser Menschendaseyn band,
Echo der Geistesanmuth und Gesinnung,
Verwandt mit Mutternamen, Vaterland!

Auf sturmgepeitschter See, wenn dumpferdröhnend,
Als wenn's die Zweite wär', der Mastbaum kracht,
Matrosen rathlos steh'n: schallt, übertönend
Die Windesbraut, das Ganze durch die Nacht.
Und wie erstarkt durch höhere Befehle,
Kehrt Ruhe und Ordnung in der Mannschaft Seele.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 203 Montag, 25. August 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

XXXIV.

Gräfin Lodoiska.

Elise, wie gesagt, war wieder in ihr Zimmer zurückgekehrt. Sie eilte an das Fenster und blickte hinunter auf die Straße, welche das Abenddunkel bereits mit einem dämmernden Schleier bedeckte. Allerdings, es stand ein Wagen vor ihrer Thür, aber sie vernahm nicht das verabredete Zeichen: sie hörte das Posthorn, nicht das russische Lied blasen: „Schöne Minka, ich muß scheiden." Auch war es nicht die festgesetzte Stunde, und ihr Kammermädchen, das im Hausflur wartete, kam noch nicht, sie zu holen.

Was bedeutete denn diese Equipage vor ihrer Thür?

Plötzlich vernahm sie ein heftiges Klopfen an ihrer Thür, und ehe sie noch Zeit hatte, einen Entschluß zu fassen, ward diese hastig geöffnet, und Bertram trat herein, eine tief verschleierte Dame an seinem Arm.

Elise taumelte entsetzt zurück. Bertram! Was wollen Sie hier?

Bertram sagte feierlich: Elise, Du hast mich oft Deinen Bruder genannt! Nun wohl, ich fordere einen Liebesdienst von meiner Schwester! Ich habe dieser Dame mein Wort gegeben, daß sie Dich sehen und zu Dir sprechen solle. Ich fordere von meiner Schwester, daß sie das Wort ihres Bruders erfülle.

Was will diese Dame von mir? fragte Elise, einen scheuen, angstvollen Blick auf diese geheimnißvolle, verschleierte Frauengestalt werfend.

Sie wird es Dir selber sagen! Sie bat mich mit Thränen, sie zu Elise Gozkowsky zu führen! Ihr Lebensglück hinge davon ab.

Elise fühlte sich wie von Eisesschauern durchrieselt, ihr Herz sagte es ihr, daß ein entsetzliches, ein unerhörtes Schreckniß zu ihr heran schleiche, um sie zu verzehren, um ihr das Blut ihres Herzens auszusaugen.

Sie legte ihre Hand auf ihr Herz, als wollte sie es schützen gegen die drohende Todesgefahr, und mit zitternder Lippe murmelte sie: Was will diese Fremde von mir?

Bertram antwortete ihr nicht, er ließ den Arm der Unbekannten frei, und verneigte sich tief. Frau Gräfin, sagte er, das ist Fräulein Elise Gozkowsky. Ich habe also mein Versprechen erfüllt! Und jetzt erlauben Sie mir, Sie zu verlassen! Was sie einander zu sagen haben, dessen darf nur Gott Zeuge seyn!

Und ohne eine Antwort abzuwarten, grüßte er die Damen ehrfurchtsvoll, und entfernte sich rasch aus dem Zimmer.

Elise war jetzt allein mit dieser Fremden. Eine Pause trat ein. Man hörte nichts, als die beklommenen Athemzüge dieser beiden Frauen, welche Beide vor einander zitterten, und Beide nicht wagen mochten, die Stille zu unterbrechen.

Sie verlangen, mich zu sprechen, sagte Elise endlich mit matter, gepreßter Stimme. Darf ich Sie jetzt bitten —

Die Dame schlug den Schleier zurück, und ließ Elise ihr edles, von Thränen überfluthetes Antlitz sehen. Ich bin es, die zu bitten hat, sagte sie mit ihrem rührenden, fremdländischen Accent, und indem sie Elisens Hand ergriff, und sie mit einem stürmischen Ungestüm an ihren Busen drückte, fuhr sie fort: Verzeihen Sie mir! Seit ich Sie sehe, weiß ich nicht mehr, was ich sagen wollte! Alle meine Worte, ja, selbst all mein Zorn hat sich zurückgedrängt vor Ihrem Antlitz! Sie sind sehr schön! Seyn Sie auch so edel, als Sie schön sind! In Ihrer Hand liegt es, mich glücklich zu machen, mir meine Seligkeit wieder zu geben.

Das vermag nur Gott! sagte Elise feierlich.

In diesem Augenblick sind Sie die Gottheit, in deren Hand mein Geschick ruht, rief die Gräfin. Sie allein können mir mein Glück wieder geben, denn Sie haben es mir geraubt! Ja Sie, so jung, so schön und so unschuldigen Angesichtes, Sie sind die Mörderin meines Glückes! Oh, rief sie mit

Digitized by Google

einem triumphirenden Lachen, jetzt ist es gut! Jetzt ist dieses Zagen überwunden, mit dem Ihr gleißnerisches Angesicht mich bestechen wollte! Der Zorn ist wieder mächtig in mir! Jetzt bin ich wieder die Löwin, welche kämpfen wird um ihr Lebensglück.

Und sie heftete ihre flammenden Augen mit einem wilden Zornesblick auf Elise.

Aber sie auch hatte sich verwandelt, sie auch hatte ihr Zagen überwunden, und fühlte sich jetzt stark in Haß und Zorn. Sie auch war sich jetzt bewußt, daß sie einer Feindin gegenüberstand, und daß sie lieber freiwillig sterben, als sich von ihr besiegen lassen wolle.

Ich verstehe Sie nicht! sagte sie mit verächtlicher Kälte. Sie müssen deutlicher reden, wenn Sie wollen, daß ich Sie verstehen soll.

Die Gräfin rief schmerzvoll: Um deutlicher zu reden, müßte ich mein ganzes Herz vor Ihnen darlegen, müßten Sie die Schmerzen fühlen können, an denen ich fast vergangen bin! Ich habe so viel gelitten, jetzt will ich nicht mehr leiden! Wir stehen hier einander gegenüber, als zwei Frauen, welche auf Tod und Leben mit einander kämpfen müssen.

Elise drückte den Schmerzensschrei in ihre Brust zurück und zwang sich zu einer stolzen, imponirenden Ruhe. Ich verstehe Sie noch immer nicht, sagte sie kalt, und es gelüstet mich nicht nach einem Kampfe mit einer Unbekannten. Wenn Sie daher mein Zimmer nicht verlassen wollen, so erlauben Sie mir, daß ich es thue.

Sie wandte sich um und wollte gehen, aber die Gräfin faßte heftig ihre Hand und hielt sie zurück. Nein, Sie dürfen nicht gehen! rief sie leidenschaftlich. Sie dürfen nicht gehen, denn ich weiß, daß Sie zu ihm gehen wollen, zu ihm, welchen ich liebe, und ich bin gekommen, mir diesen Mann von Ihnen zurückzufordern.

Diese halb drohenden, halb gebieterisch gesprochenen Worte trieben endlich auch Elise aus ihrer schwer behaupteten künstlichen Ruhe auf. Sie richtete ihr Haupt empor, und ihre Augen glühten und ihre zornigen Blicke bohrten sich wie Dolchstöße in den Busen ihrer Feindin.

Ich weiß nicht, von wem Sie sprechen! rief sie laut.

Aber die Gräfin war es müde, sich in halbverhüllten Redensarten und geheimnißvollen Andeutungen umher zu drehen. Gleich einem muthigen Feldherrn wollte sie kein Vorpostengefecht, sondern eine Schlacht, wie blutig dieselbe auch immer seyn mochte.

Sie wissen es, von wem ich spreche, rief sie. Ihr Herz, wie das meine ruft laut den Namen: Feodor! Gib ihn mir wieder.

Sieh, ich will sanft seyn, wie ein Kind, sieh, ich weine! Oh laß Dich von meinen Thränen erweichen. Du bist so jung, so reich, Du hast Alles, was das Leben glücklich macht! Ich habe nichts als ihn! Laß ihn mir.

Von Elisens Lippen tönte ein lautes, verächtliches Lachen. Sie fühlte sich wie von einem Paroxismus befangen, sie hätte, wie eine Tigerin dieses Weib erwürgen mögen, welche kam, ihr, ihr Glück zu morden.

Sie sagen, daß Sie ihn lieben? sagte sie. Nun wohl, so gehen Sie doch zu ihm, und fragen Sie ihn nach seinem Herzen! Weßhalb wollen Sie es mir fordern! Erobern Sie es von ihm, wenn Sie die Kraft dazu haben.

Damit ich es erobern kann, rief die Gräfin, müssen Sie ihn erst erlösen aus den Fesseln, mit denen Sie ihn umstrickt haben.

Elisens bleiche Wangen übergossen sich mit einer dunklen Zornesröthe. Sie werden beleidigend! sagte sie stolz.

Die Gräfin achtete nicht auf ihre Worte, sie fuhr stürmisch fort: Gib ihn frei! Löse die Bande, die ihn fesseln, und dann, ich weiß es, dann wird er wieder zu mir zurückkehren, und mir wieder angehören.

Elise starrte entsetzt in das zuckende, von Thränen überflutete Antlitz der Gräfin. Sie hatte nur ein einziges kleines Wort gehört, aber dieses Wort hatte ihr Herz wie ein Dolchstoß getroffen.

Wieder zu Ihnen zurückkehren? fragte sie athemlos. Ihnen wieder angehören? Er war also einst der Ihre.

Ich gab für ihn die heiligsten Güter des Lebens hin, und Du fragst noch, ob er mein war? rief die Gräfin mit einem schmerzlichen Lächeln.

Elise stieß einen lauten durchdringenden Schrei aus, und bedeckte sich das Gesicht mit ihren Händen. Ihre Bewegung war so ausdrucksvoll, so verzweifelnd, daß sie selbst das Herz ihrer Feindin rührte. Die Gräfin legte daher mit einem fast liebevollen Ausdruck ihren Arm um Elisens Gestalt, und zog sie sanft zum Divan nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Die Völker der europäischen Türkei, wie sie jetzt sind.

Es gibt Handwerke, in welchen die Türken eine nicht gewöhnliche Geschicklichkeit zeigen. Unter diesen wollen wir die Gold- und Silber-Ciselir-Arbeiter (Kujundschis), Sattler, Riemer (Silahdschis) und die Stahl-Waffenmacher als den ersten Platz einnehmend, anführen. Die Schmucksachen von Gold, Silber und Perlen werden oft so schön ausgearbeitet, daß sie manchem berühmten Meißer in

Digitized by Google

Europa als Muster dienen könnten. Man betrachte die Silber-Ciselir-Arbeit auf den Läufen und Kolben der arnautischen Schießgewehre, und man wird staunen, mit welcher Reinheit und welchem Geschmack die Zierrathen ausgeführt sind, noch mehr, wenn man annimmt, daß diese Leute mit den einfachsten Werkzuegen, ohne Kenntniß des Zeichnens, die harmonischsten Figuren darauf hauchen. Es ist wahrlich eine in seiner Art ausgezeichnete Arbeit. Handschars und Messergriffe werden gewöhnlich, schön verziert, für verhältnißmäßig sehr billigen Preis verkauft.

Die Silahdschis, welche das Leder, das sie verarbeiten, selbst zubereiten, machen Riemenzeug, Sättel, Waffengurten (Silahs) von einer Eleganz und Dauerhaftigkeit, welche ihres Gleichen suchen.

Die Stahlwaffen-Cyklopen in ihren kistenartigen Werkstätten sind die größten Meister in ihrer Art. Noch ist man nirgends im Stande, Säbelklingen derartiger Qualität selbst mit Beihülfe der besten Werkzeuge zu erzeugen. Der Türke sitzt in seiner vier Schuh hohen Kiste, hat ein kleines Holzkohlenfeuer, welches er mit einem kleinen Blasebalge erhält, einige Feilen, Hämmer und einen ganz kleinen Ambos. Dieß sind all seine Werkzeuge, mit welchen er wahrlich Erstaunliches in Qualität und Schönheit erzeugt. Wir übertreiben nicht, wenn wir sagen, daß jedes langröhrige, arnautische Schießgewehr, aus solcher Werkstätte stammend, wenn nicht besser, doch den besten in belgischen Fabriken gleichzustellen ist. Die Handschar- und Jatagan-Klingen sind gar nicht nachzumachen. Selbst die gewöhnlichen Messerklingen sind von ausgezeichneter Güte.

Andere Handwerker, welche man halb als solche, und halb als Handelsleute betrachten mag, sind die Papudschis (Pantoffelmacher), Tütündschis (Tabakhändler), die-Tschibuk-Verfertiger, zugleich Drechsler, und eine Menge anderer, die hier nicht in Betracht zu nehmen sind. Die Papudschis verfertigen Jemenlis, Schipschips, Pantoffel und Lederjocken, welche ihrer Schönheit, Dauerhaftigkeit und besonders Billigkeitshalber dergleichen europäische Fabrikate weit übertreffen. Der Tütündschi versteht aus einer Tabak-Boltscha verschiedenartige Sorten geschnittenen Tabaks zusammen zu stellen, und es ist kein Gaumen, den er nicht befriedigen würde. Er wird dem Fränk Tabak schneiden, worüber dieser entzückt seyn muß; denn er weiß die aromatischesten Blätter herauszufinden, dazu noch jene, welche dem sehr fein geschnittenen Tabak die schöne lichtbraune Farbe geben. Für den Kenner wird er die besten Blätter, welche das feinste Bouquet, mit denjenigen, welche die größte Stärke haben, gröber geschnitten, so zurichten, daß er bestimmt befriedigt seyn wird. Was ihm aber als schlechter Ausschuß der Bocktscha übrig bleibt, wird gemengt mit walachischem Tabak zum täglichen Kleinverkauf, oder allenfalls an fränkische Raucher-Laien abgesetzt. Der türkische Drechsler hat einige Bohrer, Messer und Nägel, und jenes Werkzeug, welches die Drechselbank ersetzt, nämlich einen gebogenen Stock mit einer Spaatschnur gespannt, mit welchem er sehr geschickt die Tschibuks bohrt.

Nun sind zu erwähnen die Hamals (Lastträger) und die Holzhauer, welche zur niedrigsten Klasse der türkischen Bevölkerung gerechnet werden können. Ein gewöhnlicher Hamal ist im Stande, auf seinem Rückensattel (Samar) ein Zuckerfaß oder ein 5—6-Eimeriges mit Flüssigkeit gefülltes Faß bergauf zu tragen. Das Auge des Reisenden kann sich von diesen kurzen, stämmigen Gestalten nicht so leicht abwenden, denn es sind Erscheinungen, die mit den Lastträgern anderer Städte nichts gemein haben. Ihr Tritt ist eben so sicher als der des Maulthiers, und der Hamal sinkt nur dann um, wenn ihm die Schwere plötzlich innere Gefäße zersprengt, bei welcher Gelegenheit der Tod gewöhnlich augenblicklich erfolgt. Von diesen lebendigen Lastwagen der türkischen Städte wenden wir unsern Blick auf die Holzkleinspalter. Dieß sind gewöhnlich Leute, welche einst in glücklicheren Verhältnissen gelebt; gewesene Spahis und Agas, die herabgekommen, sich aber selbst während des Holzspaltens mit Effendim tituliren lassen. Diese Leute überlassen die Sorge dem Kismet (Fatum), sind mit Wenigem zufrieden, schlürfen aber doch ihre Tasse Kaffee um 10 Para mit der Gravität eines Paschas oder Imams. Die Holzhauer scheinen übrigens die eifrigsten Dschami-(Bethaus-) Besucher zu seyn.

Es gibt noch eine Mittelklasse Türken, welche ein nach ihren Begriffen angenehmes und doch nicht sehr sorgenvolles Leben führen. Nämlich die Gärtenbesitzer, welche die Obstfrüchte ihrer Gärten, und die Kühe-Eigenthümer, welche die süße Milch zu Markte bringen.

Die elendeste Klasse der Türken ist diejenige, aus welcher in Kriegszeiten die Baschi-Bozuks gebildet werden. Wild, fanatisch, unwissend, sind dieselben durchaus keiner honetten Beschäftigung fähig. Sie rauben und morden, wo es nur möglich ist und wo sie nicht zu großen Widerstand vermuthen. Reisende Kaufleute sind ihnen stets eine willkommene Beute. Sie fürchten kein Gericht, denn wer könnte gegen sie zeugen, als nur Christen, und diese können nicht als Zeugen gegen Muselmänner auftreten. Im Anklagefall wird der klagende Christ zumeist gleich eingekerkert, seiner Habe und auch seines Lebens, gewöhnlich durch Erdrosselung, beraubt, während der Baschi-Bozuk seine Raubstreifereien fortsetzt und ganz ungehindert auftreten darf.

Als etwas Eigenthümliches kann auch angesehen werden, daß der Türke, selbst in der verzweifelnd

Digitized by Google

elendesten Lage, wie zum Betteln seine Zuflucht nimmt; daß aber alte vermummte Türkinnen, an den Straßenecken kauernd, alle Vorübergehenden anbetteln, ist um so mehr zu verwundern, weil diese das Bettelgeschäft gewöhnlich nur als Vorwand ihrer Peiewenk-Beschäftigung betreiben, bei welcher sie meist die Fränks oder überhaupt nur Christen zu ihrer Zielscheibe erwählen.

Die Derwische mit ihrem fanatischen Geheul, mit dem schäumenden Munde und mit der außerordentlichen Schmutzigkeit sind zu oft beschrieben worden, als daß man ihrer hier eine Erwähnung machen sollte.

So sieht das Hauptelement der Türkei, der Osmanli, in seinem gewöhnlichen Treiben aus. Dieses Element der herrschenden Nation, besonders der bemittelteren, nicht arbeitenden Klasse, ist durchaus nicht geeignet, auf natürliche Weise im Geiste der Zivilisation der Jetztzeit vorwärts zu schreiten, und der einzige Lebensfunke, welcher bei gehöriger Behandlung sich am leichtesten in dieß Leben einschalten ließe, liegt in der kaum ein Fünftheil zählenden muselmännischen Handwerks- und handeltreibenden Klasse. Diese ist jedoch schon so weit von ihrem Religionsfanatismus ernüchtert, daß sie Menschen anderer Religionssekten als solche zu betrachten sich langsam angewöhnt.

Denjenigen, welche aus der jüngstvergangenen Zeit gewohnt sind, die Türken nur als ein originelles Muster kräftiger Lebensthätigkeit zu betrachten, könnte diese Skizze als eine gallige Anschwärzung erscheinen; wir haben aber keine Ursache, solches zu thun, und schreiben dieß mit der größten Ruhe, enthalten uns auch im Laufe mehrerer Jahre selbstgesehener oder an zuverlässiger Quelle geschöpfter Thatsachen, um das Bild nicht noch in schwärzere Tinten zu kleiden, können aber doch nicht umhin, zu behaupten, daß bei gewöhnlichem Fortgange der Dinge jedes neue Jahrhundert die Türkei um das Doppelte, trotz Eisenbahn- und Bankprojekten, trotz Hathumayums und aller nur erdenklichen Erlasse, welche immer nur das Entgegengesetzte hervorrufen, rückschleudern wird.

Mannigfaltigkeiten.

Eine ergötzliche Anekdote, veranlaßt durch das Zerspringen eines Rohres der Wasserleitung am Alexanderplatz in Berlin erzählt der »Publ.«: Ein Wurstfabrikant in der .... Straße hatte sich ein Wasserrohr nach seinem Boden leiten lassen und pflegte dort unter einer angebrachten Brause täglich ein Bad zu nehmen. An dem Tage nun, wo das Rohr am Alexanderplatz aus Mangel an Expansionskraft zersprungen war, stieg der Mann, nach seinem vollbrachten Tagewerk und bei der herrschenden Hundstagshitze des Bades dringend bedürftig, wiederum nach seinem Boden hinauf. Er wollte sich heute recht was zu Gute thun, d. h. er wollte sich so recht von Grund aus abwaschen. Deßhalb nahm er eine Kuffe mit grüner Seife und rieb sich damit den ganzen Körper ein, vom Scheitel bis zur Sohle, denkend, daß, wenn nun das Wasser darauf komme, er ein ordentliches Schaumbad haben werde. Von dem Unfall am Alexanderplatz hatte er keine Ahnung. Als er nun aber den Hahn öffnete und sich mit krummem Rücken darunter stellte, um, wie gewöhnlich, an dieser Stelle zuerst die Brause zu empfangen, blieb er zu seiner nicht geringen Verwunderung trocken, und so viel er auch schrob, es kam kein Tröpfchen Wasser, den von oben bis unten in grüner Seife steckenden, durchaus nicht an Magerkeit leidenden Wurstfabrikanten zu netzen. Endlich, auf das Aeußerste geängstigt von der Verzweifeltheit seiner Situation, fing er aus Leibeskräften an zu schreien, und auf seinen Ruf eilten einige Nachbarn herbei. Als die aber die mit grüner Seife bezogene Gestalt erblickten, fingen auch sie zu schreien an und rannten die Treppe wieder hinab. Das ganze Haus kam in Allarm, bis dem »Grünen« mit einigen Eimern Wasser endlich Hülfe ward.

Bei der in London jetzt eröffneten Konkurrenz für die Denkmalkirche zu Konstantinopel können alle Baumeister ohne Ausnahme Theil nehmen. Die Entwürfe müssen nach der in Europa als kirchlich anerkannten Bauart, im gothischen oder Spitzbogenstyl, jedoch mit Abänderungen, welche das Klima erheischt, angefertigt seyn. Es soll die Kirche, ohne als Galerie, eine Gemeinde von nicht weniger als 700 Personen fassen und bei deren Bau auch auf die Gefahr der in Konstantinopel vorkommenden Erdbeben Rücksicht genommen werden. Die Kosten des Baues dürfen 20,000 Pfd. Sterl. nicht überschreiten. Der späteste Einsendungstermin für die Entwürfe nach London ist der 1. Januar 1857. Für den ersten Preis werden 100 Pfund Sterling, für den zweiten und dritten 70 und 50 Pfund Sterlinge gezahlt.

* * *

Redakteur: Gustav Meissert.
Druck u. Verlag bei Eilette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 204 Dienstag, 26. August 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Kommen Sie! sagte sie. Lassen Sie uns, wie zwei Schwestern nebeneinander sitzen, kommen Sie, und hören Sie mir zu! Ich will Ihnen ein Bild enthüllen, vor dem Ihre Seele schaudern wird.

Elise war ihr ganz mechanisch gefolgt, sie hatte sich willenlos auf den Divan nieder gleiten lassen, und duldete es, daß die Gräfin ihre Hand faßte.

Feodor hat ihr einst angehört! murmelte sie. Er hat einst einer Andern sein Herz gegeben!

Wollen Sie mich hören? fragte die Gräfin, und als sie sah, daß Elise noch immer in dumpfem Hinbrüten zur Erde starrte, rief sie: ich will Ihnen erzählen von Feodor von Brenda, und von seiner unglücklichen, verlassenen Braut.

Elise schreckte empor, und warf einen irrenden, verzweiflungsvollen Blick umher.

Wollen Sie mich hören? wiederholte die Gräfin.

Sprechen Sie! Ich höre Ihnen zu.

Und jetzt erzählte die Gräfin Lodoiska von Sandomir, oft unterbrochen von Elisens Klageseufzern, und innigen Ausrufungen ihrer Theilnahme, dem jungen Mädchen die traurige und schmerzensreiche Geschichte ihrer Liebe, und ihrer Verirrungen.

Sie war ein junges, kaum sechszehnjähriges Mädchen gewesen, die Tochter eines durch eigene Schuld und Verschwendungssucht verarmten Fürsten, als sie diesem Laster ihres Vaters hatte als Opfer fallen müssen. Er hatte kein Mitleid mit ihren Thränen, mit ihrer zitternden Jugend, kein Erbarmen mit diesem heißen unschuldigen Herzen, das noch in den Morgenträumen des Schlummers lag. Er hatte sie für eine Million verkauft; mit dem grausamen Egoismus eines verschwenderischen Geizhalses hatte er für das todte, blinkende Metall seine junge, lebensvolle, schöne Tochter verhandelt an diesen sechszigjährigen Greis, welcher ihr Großvater seyn konnte, und welcher dieses schöne unschuldige Mädchen mit der glühenden Leidenschaft eines Jünglings verfolgte. Man hatte sie zum Traualtar geschleppt, und der Priester hatte dieses Nein! mit welchem sie ohnmächtig am Altar niedergesunken war, nicht hören wollen! —

Sie war also die Gemahlin dieses reichen Grafen Sandomir geworden, und die ganze Welt hatte sich ihr in eine fürchterliche Oede, eine trauervolle Wüste verwandelt. Und endlich eines Tages hatte diese Oede sich verwandelt, war es Frühling geworden in ihrem Herzen, denn die Liebe war gekommen, ihr in Schmerzen erkaltetes Herz zu erwärmen mit dem Sonnenstrahl des Glückes! Sie liebte! Aber nicht ihren Gemahl, und indem sie sich diesen neuen, berauschenden und entzückensvollen Empfindungen hingab, fühlte sie keine Reue, und keine Gewissensbisse! Wie sollte sie Achtung gehabt haben vor der Ehe, welche für sie nur ein Kaufkontrakt gewesen. Man hatte sie verhandelt, wie eine Sklavin, und mit seligem Jauchzen sagte sie sich zu sich selber: Die Liebe ist gekommen, mir die Freiheit zu geben, und als ein freies, glückseliges Weib will ich diesen Kontrakt zerreißen, mit welchem man mich verkaufte.

Und sie hatte ihn zerrissen, sie hatte kein Mitleid gehabt mit dem weißen Haar und dem jungen, ihr ganz ergebenen Herzen ihres edlen Gemahls! Sie war geopfert worden, und sie opferte jetzt mitleidlos den Gatten ihrem Geliebten auf.

Für sie gab es nur noch diese Eine Pflicht: diesem Mann, welcher sie liebte, mit hingebender Zärtlichkeit, mit gränzenloser Leidenschaft seine Liebe zu lohnen! Sie wollte keine Verstellung und kein Verbergen, sie hätte jedes Verhüllen und jedes Umschleiern für einen Verrath an diesem heiligen und großen Gefühl gehalten, welches ihre ganze Seele durchglühte.

Wenn sonst gemeinhin die ganze Welt den Verrath und Treubruch eines Weibes zu kennen, und dieser nur ihrem eigenen Gemahl ein Geheimniß zu bleiben pflegt, so sorgte hier die Gräfin dafür, daß ihr Gemahl der Erste war, welcher von seiner beleidigten Ehre, von der gebrochenen Treue Kunde erhielt.

Sie hoffte, er werde sich im Zorn von ihr wen-

Digitized by Google

den, und verachtend diese Ehekette zerreißen, welche sie an ihn fesselte. Aber ihr Gemahl gab sie nicht frei, sondern er forderte den Verräther seiner Ehre, dessen Verrath um so schwärzer war, weil der Graf selber ihn als den Sohn seines Jugendfreundes in sein Haus geführt hatte.

Sie schlugen sich. Es war ein Duell auf Leben und Tod, und der sechszigjährige vor Zorn und Schmerz fast vernichtete Greis hatte der stolzen und siegreichen Kraft dieses jungen kampfgeübten Gegners nicht widerstehen können! Er war besiegt worden.

Man hatte der jungen Gräfin Lodoiska ihren sterbenden Gemahl gebracht, und sein Mörder, welcher ihr Geliebter war, hatte sein sterbendes Haupt mit seinen Händen gestützt.

Selbst in diesem entsetzlichen Moment hatte sie ihm nicht gezürnt, und selbst als die Augen ihres Gemahls im Todeskampf brachen, hatte sie nur sich erinnert, daß sie jetzt frei sey, frei, um die Gattin ihres Geliebten zu werden, bei dem sie sich nicht erinnerte, daß er der Mörder ihres Gemahls.

Sie hatte sich der Kaiserin zu Füßen geworfen, und um die Einwilligung zu dieser Ehe gefleht, in welcher das Glück und die Hoffnung, die Ehre und Versöhnung ihres ganzen Lebens ruhe, und die Kaiserin hatte ihre Zustimmung nicht versagt, sie hatte selber den Hochzeitstag bestimmt, welcher ihren Günstling mit der jungen Gräfin Lodoiska vereinigen sollte! Aber wenige Tage vor diesem so heiß ersehnten, mit so viel Gebeten, so viel heimlicher Angst, und nagenden Vorwürfen herbei gewünschten Tage war der Krieg ausgebrochen, und Lodoiska hatte es nicht gewagt, ihren Geliebten zurück zu halten, als er in glühender Kampfeslust zu der Fahne geeilt war. Er hatte ihr geschworen, daß er sie nie vergessen, daß er treu zurückkehren würde, und sie hatte es gemacht, wie alle Frauen es zu machen pflegen — sie hatte den Schwüren ihres Geliebten geglaubt.

XXXV.

Wer ist der Betrogene?

Und er hatte Ihr Vertrauen nicht getäuscht, nicht wahr? fragte Elise, als die Gräfin jetzt hochathmend schwieg. — Sie war mit gespannter Erwartung, mit ahnungsvollem Schrecken dieser Erzählung der Gräfin gefolgt, und ihr Gesicht war marmorbleich und ihr Blick thränenschwer und trübe geworden.

Er hatte Ihr Vertrauen nicht getäuscht? fragte sie. Oh, Sie hatten Ihrer Liebe ein so blutiges Siegel aufgedrückt! Er durfte es nicht brechen.

Er brach es! rief die Gräfin schmerzvoll. Ich war ihm nichts mehr als ein schuldbeladenes Weib, und er ging hin, sich einen Engel zu suchen! Er vergaß seine Schwüre, seine Pflichten, und schleuderte mich in den Abgrund, weil ich ihm lästig war.

Beide schwiegen sie jetzt in der Bitterkeit ihres Kummers. Die Gräfin heftete ihre großen, glühenden Augen auf dieses Mädchen, welches bleich, ganz versunken in ihren Schmerz, unbeweglich vor sich hinstarrte.

Ich habe Ihnen noch nicht den Namen meines Geliebten gesagt! unterbrach die Gräfin endlich diese ängstliche Stille. Soll ich Ihnen jetzt diesen Namen nennen?

Elise fuhr wie aus schweren Träumen erwachend empor. Nein, sagte sie angstvoll. Nein, nennen Sie ihn nicht! Was habe ich mit ihm zu schaffen! Ich kenne ihn nicht! Ich will seinen Namen nicht hören.

Aber die Gräfin hatte kein Mitleid mit diesem jungen Mädchen, dessen Herz noch so weich war, daß sie zagte, dieses Gewicht der Schmerzen auf sich zu nehmen, um nicht ihr Herz davon erdrückt zu fühlen.

Sie müssen ihn hören, rief Gräfin Lodoiska feierlich, Sie müssen den Namen meines Verlobten kennen, der an mich gefesselt ist durch eine blutige, schuldbefleckte Vergangenheit. — Es ist der Obrist Graf Frodor von Brenda.

Elise murmelte einige dumpfe, unverständliche Worte, und sank halb ohnmächtig in die Kissen des Divans zurück. Aber diese Muthlosigkeit dauerte nicht lange; ihr Herz, welches einen Moment wie in einem Krampf still gestanden, schlug jetzt wieder mit glühendem Pochen, ihr Blut jagte wieder tobend durch ihre Adern, und ihre, an die Hoffnungslosigkeit des Kummers noch nicht gewöhnte Seele, wollte noch einen letzten Versuch machen, sich von diesen Fesseln, mit welchem das Urtheil sie umschlingen wollte, frei zu machen.

Sie richtete sich empor, und jetzt glühten ihre Wangen, und ihre Augen schossen Blitze.

Dieses Alles ist ein Lüge, rief sie, eine elende Erfindung, welche man ersonnen hat, um mich von Frodor zu trennen! Oh ich durchschaue jetzt Alles! Ich verstehe jetzt meines Vaters feierliche Betheuerungen, und weßhalb Bertram es war, der Sie zu mir führte. Aber Ihr sollt Euch Alle in mir geirrt haben! Gehen Sie hin, Frau Gräfin, und sagen Sie Ihren Freunden: Elise opfert Alles, und gibt Alles hin für Ihn, den sie liebt, und an den sie glaubt, ob auch die ganze Welt gegen ihn zeugt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das streitige Erbe.

Historische Anekdote.

Am Abend des 25. August 1754 war große Gala in den Tuilerien, denn man feierte die Geburt des Enkels Ludwigs XV., welcher später als Ludwig der Sechszehnte zum Throne gelangte. Alle Säle strahlten von Lichtern, Blumen, Devisen und Dekorationen aller Art; allein selbst ein absoluter Monarch kann das Daseyn von Fröhlichkeit und Vergnügen nicht befehlen, und die Hitze war überdem so schwül, daß sie vollends die gedrückte Stimmung aller Anwesenden zu vermehren schien. Am glücklichsten waren noch diejenigen, denen es gelang, sich auf dem Balkon des großen Saales zu flüchten und dort etwas frische Luft vom Garten herauf zu athmen, dessen dunkle Laubwände dem Auge nach dem Lichtglanz und Geflimmer in den stark erleuchteten Gallerien einen angenehmen Kontrast darboten.

„Wie viel Uhr haben wir?“ fragte einer der auf den Balkon geflüchteten Gäste einen Lakaien, welcher mit einem Präsentirteller voll Erfrischungen vorüber ging.

„Halb ein Uhr,“ erwiderte ein anderer Gast, als er bemerkte, daß der Lakai die Frage nicht gehört hatte.

„Also müssen wir noch bis drei Uhr hier aushalten!“ sagte der, welcher zuerst gesprochen, mit einem Seufzer.

„Allerdings, wir haben noch drittehalb Stunden der Plackerei vor uns, die man hier Gala nennt!“ erwiderte der Zweite.

Als der Andere einen gewissen Grad von Sympathie und Uebereinstimmung im Geschmack bei demjenigen bemerkte, welcher ihm auf seine Frage geantwortet hatte, so rückte der an der Brustwehr Lehnende ihm allmählig näher an und sagte mit einer leichten Verbeugung: „Ich glaube kaum, daß ich schon früher das Vergnügen gehabt habe, Sie bei Hofe zu sehen!“

„Unmöglich, denn ich erscheine zum ersten Mal am Hofe,“ versetzte der Angeredete. „Ich bin Graf Chaumont, und so eben von der Armee des Marschalls von Sachsen zurückgekehrt, in welcher ich eine Kompagnie befehligte!“

„Mein Name ist Franville, Lieutenant in der französischen Leibwache,“ versetzte der junge Offizier und stellte sich seinerseits vor. „Wie es scheint, Herr Graf, unterhalten Sie sich hier ebenso wenig als ich, obschon Ihnen die ganze Scene noch neu ist. In der That ist aber auch trotz der Geburt eines Prinzen und dem Abschluß eines Friedens, welcher einem achtjährigen Kriege ein Ende macht, dieser königliche Ball sehr langweilig und entbehrt aller Lebendigkeit. Wir scheinen Alle die Minuten zu zählen, die er noch dauern wird, wie Gefangene die Zahl der Tage, die sie noch im Kerker zu verbleiben haben!“

„Wen kann dieß befremden,“ erwiderte der Graf, „wenn jenes geschminkte, aufgedonnerte, von Spitzeln und Falbeln strotzende Geschöpf, die sogenannte Marquise von Pompadour, die Stelle der Königin einnimmt, während die rechtmäßige Königin allein und vernachlässigt daheim in ihren Gemächern sitzt?“

„Allerdings,“ sagte der Lieutenant, „Laster und Niederträchtigkeit stolziren hier stolz herum, aber die arme Tugend muß ihr Haupt verbergen. Ich für meinen Theil muß ebenfalls gestehen, daß, obschon ich vier Jahre lang von unten herauf am Hofe gedient habe, mich die Ausschweifungen und frivolen Vergnügungen der heutigen Gesellschaft mit einem entschiedenen Eckel erfüllen!“

„Und ich,“ erwiderte der Graf, „ich kann Sie versichern, daß ich, der ich so eben erst zu Hofe gekommen bin, von diesem leeren schaalen Treiben an demselben so angewidert werde, daß ich mich lieber von diesem Balkon hinabstürzen möchte, wenn ich nicht Aussicht hätte, diesem Scheinleben bald den Rücken kehren zu dürfen!“

„Wie schön, daß wir uns hier gefunden haben!“ meinte der Lieutenant.

„Um nur unsere melancholischen Gedanken und Gefühle über eine Galanacht bei Hofe auszutauschen!“ setzte der Graf lächelnd hinzu.

„Das thut nichts!“ rief der Lieutenant; „hier kommt Champagner in Eis, mit welchem wir nun wieder einige Minuten angenehm verbringen wollen!“ Damit nahm er einem Lakaien eine Flasche Champagner und ein Glas vom Präsentirbrette und fragte: „Wollen Sie mir Bescheid thun, Graf?“

„Von Herzen gern!“ versetzte Chaumont; „aus Einem Becher trinken, galt ja von jeher für ein Unterpfand der Freundschaft!“

Von diesem Augenblicke an wurden die beiden jungen Offiziere ganz vertraulich mit einander, und je mehr sie mit einander plauderten, desto mehr entdeckten sie gegenseitig an sich eine Uebereinstimmung der Ansichten über Welt und Menschen, und eine gemeinsame Geringschätzung gegen die Zuchtlosigkeit und sittliche Verworfenheit aller Derjenigen, welche in der vergifteten Atmosphäre des Hofes lebten.

Die Uhr des Schlosses schlug endlich Drei.

„Wie? schon drei Uhr?!“ rief Franville; „ich habe mich im Grunde besser unterhalten, als ich erwartet hatte, und ich bedaure nun beinahe, daß das Fest vorüber ist, obschon ich schon früh wieder aufstehen muß!“

„Auch ich muß um fünf Uhr heraus,“ sagte Chaumont.

„Ei seht doch! das ist ja gerade die Stunde,

Digitized by Google

zu welcher auch ich um eines dringenden Geschäftes willen ausgehen muß!" rief der Lieutenant.

„Ganz wie ich!" fiel Chaumont ein; „auch ich habe eine jener Angelegenheiten abzumachen, welche ein Mann von Ehre nicht aufschieben kann."

„Sie sprechen ja, als ob es sich von einem Duell handelte?" sagte Franville.

„So ist es auch in der That! ich bin auf sechs Uhr in's Gehölz von Vincennes beschieden!" versetzte Chaumont.

„Wie sonderbar! auch ich habe eine Aufforderung für dieselbe Zeit und Oertlichkeit," sagte Franville. „Welch ein merkwürdiges Zusammentreffen! So haben wir also heute Nacht einen Freundschaftsbund mit einander geschlossen, und vielleicht ist morgen Abend keiner von uns mehr am Leben. Das ist doch wirklich Schade."

„Allerdings," meinte der Graf, „aber gerade deßhalb möchte ich Ihnen vorschlagen, daß wir die kurze Zeit, welche uns noch gewiß bleibt, möglichst gut benützen und mit einander zubringen, indem wir um halb sechs Uhr bei der Bastille zusammentreffen und mit einander nach Vincennes reiten."

„Einverstanden!" rief der Lieutenant; „ich werde nicht ermangeln, mich pünktlich einzufinden."

Die beiden jungen Männer hielten ihre Zusage und trafen sich zur anberaumten Zeit an dem angegebenen Orte; beide waren elegant gekleidet, trefflich beritten und von Dienern gefolgt, welche Degen und Pistolenkästchen mitbrachten, und so schlugen sie denn sogleich den Weg nach Vincennes ein.

Als sie durch die noch im Schlafe liegenden stillen Vorstädte ritten und aus denselben in's Freie einbogen, wo die Bäume im linden Morgenwinde lieblich rauschten, da war es den beiden neuen Freunden, als ob ihre Gemüther, die sich am vergangenen Abend in der krankhaften Atmosphäre des Palastes so beengt gefühlt hatten, sich unter dem milden Einflusse der frischen Luft und der ländlichen Scene vor ihnen plötzlich einem freieren Daseyn erschlössen. Eine ungekannte Heiterkeit und Elastizität schien in ihre Herzen einzuziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Türkischer Staatsschatz.] Marschall Pelissier hat vor seiner Abreise aus Konstantinopel den Privatschatz des Sultans besichtigt. Bis jetzt waren die von den osmanischen Monarchen gesammelten Reichthümer in Koffern aufgehäuft, die in Gewölben von byzantinischer Bauart aufbewahrt wurden. In Erwartung einer Reise des Kaisers Napoleon nach Konstantinopel hatte der Sultan einen Saal zur Ausstellung der Gegenstände bereiten lassen, die der Betrachtung seines Alliirten würdig seyn konnten. Unter diesen Gegenständen befindet sich der Thron des Kei-Kaous, des Sultans von Koniah im Jahre 1245. Die denselben umgebenden Behänge sind gestickt mit Perlen und Smaragden. Der Thronsessel ist aus Silber mit wohlgepflegter Emaille und den anmuthigsten Zeichnungen bedeckt, und hat die Form der alten persischen Königsthrone. Er hat einen Ueberzug von Goldstoff und die Kissen aus rothem Sammet sind mit Perlen und kostbaren Steinen besetzt. In einem Schranke neben demselben bemerkt man den Schild und den Säbel, den Sultan Amurath bei seinem Einzug in Konstantinopel auf der Rückkehr von seiner Expedition nach Persien trug. Diese Waffen sind aus Gold und blenden durch eine Masse von Diamanten. Nebenan befindet sich in einer Büchse der Koran, den Sultan Soliman auf seinen Feldzügen mit sich führte. Der Deckel der Büchse ist mit kostbaren Steinen bedeckt, unter welchen ein Türkis in der Form einer Mandel von zwei Daumen Länge und zwei Finger Breite. Am Ende einer Schnur, welche dazu dient, die Büchse aufzuhängen, ist ein Smaragd angebracht von der Größe eines Hühnerei's. In einem anderen Schrank sind die Reiherfedern aufbewahrt, welche die Sultane bei feierlichen Gelegenheiten an ihren Turbanen trugen. Die Smaragde, Rubinen und Diamanten der Plaques erregen Erstaunen durch Glanz und Größe, und man kann behaupten, daß sich in ganz Europa wenig Juwelen vorfinden, die sich mit denen vergleichen ließen, welche von den alten Souveränen der osmanischen Familie hinterlassen wurden. Die Aufzählung aller dieser Schätze würde ein endloses Register bilden. Merkwürdiger Weise befindet sich darunter eine zahlreiche Sammlung von Pendeluhren aus dem siebzehnten Jahrhundert, Geschenke von europäischen Souveränen.

Ein Mädchen soll seyn, wie ein Veilchen, man soll es nicht früher sehen, bis man es aufsucht, bis man sich tief bückt, um es zu pflücken; aber ein Mädchen, das alle Farben anzieht, um alle Augen anzuziehen, ist wie die duft- und herzlose Tulpe, die mit ihrem Sammt- und Farbenblatte kokettirt, sich selbst gefällt, und die bewundert, belächelt, aber nie in Liebe gepflückt wird.

Auflösung der Charade in Nro. 202:

Sprachrohr.

Redakteur: Gustav Messert.
Druck u. Verlag bei Kiselle Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 205 Mittwoch, 27. August 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Und mit einem köstlichen, triumphirenden Lächeln das Haupt zurückwerfend, stand sie auf, und wollte das Zimmer verlassen.

Die Gräfin zuckte fast mitleidig die Achseln. Sie glauben mir also nicht! Nun wohl, werden Sie auch an dieses Zeugniß hier nicht glauben? sagte sie, indem sie einen Brief aus ihrem Busen hervorzog, und ihn Elisen darreichte.

Es ist Feodor's Handschrift! rief das junge Mädchen entsetzt, indem sie den Brief nahm.

Ach, Sie kennen also schon seine Handschrift, er hat Ihnen also auch geschrieben! seufzte Gräfin Lodoiska. Nun denn, lesen Sie! Es ist ein Brief, den er mir zu Anfang seiner Gefangenschaft aus Berlin geschrieben! Lesen Sie!

Elise fühlte sich schon, gleich dem armen kleinen Vögelchen, gebannt in diese Kreise, welche der Basilisk Unglück um sie gezogen, ihre Augen waren starr auf dieses Papier geheftet, welches ihr seine Schriftzüge zeigte. Sie mußte diesen Brief lesen.

Es ist ein Brief voll heißer Liebesschwüre und glühender Betheuerungen, und jedes Wort desselben brannte sich heiß und glühend in Elisens armes, zuckendes Herz ein! Sie las diesen Brief, welcher ihr ganzes Glück mordete, langsam, und mit einer erschreckenden Ruhe, sie ließ das Gift dieser an eine Andere gerichteten Liebesworte langsam, Tropfen um Tropfen in ihre Seele fallen, und als sie ihn endlich zu Ende gelesen, wiederholte sie noch einmal diese letzten grausamen Worte, diese letzten innigen Betheuerungen, mit denen Feodor seine Braut seiner nie ändernden Liebe und Treue versicherte, mit denen er ihr schwur, daß er seine Liebe zu ihr nicht nur als ein Glück, sondern auch als eine Ehrenschuld betrachte, daß sie mehr von ihm zu fordern habe, als nur ein Herz, daß er ihr auch ihre Ehre schulde.

Dann als sie lange, und sorgfältig wie ein Schriftforscher die Unterschrift seines Namens betrachtet hatte, reichte sie das Papier mit einem leichten Neigen des Hauptes der Gräfin dar.

Oh mein Gott, mein Gott, ich habe ihn gränzenlos geliebt! murmelte sie leise, und nicht mehr im Stande, ihre Thränen zurückzuhalten, schlug sie ihre Hände vor ihr Angesicht, und weinte laut.

Armes, unglückliches Mädchen! rief Gräfin Lodoiska, indem sie zärtlich ihren Arm um Elisens Nacken legte.

Sie fuhr heftig empor, und bebte zürnend zurück vor der Berührung ihrer Freundin.

Beklagen Sie mich nicht! rief sie. Ich will kein Mitleid von Ihnen! Ich —

Plötzlich verstummte sie, und es fuhr, wie ein elektrisches Zittern durch ihre ganze Gestalt! — Sie hörte das verabredete Zeichen, und die Töne des Posthorns, welches langsam und schleppend diese schwermuthsvolle russische Melodie erklingen ließ, zerrissen ihr Herz, wie in brennender Folterqual.

Eine Zeitlang standen die beiden Frauen stumm und unbeweglich da; sie lauschten Beide dem Grablied ihrer Liebe und ihres Glückes, und dieses so einfache, so herzige Lied klang ihnen schauerlich und grauenvoll in der gränzenlosen Oede ihres Herzens.

Endlich verstummte dieses Lied, und eine, nur zu sehr geliebte und gekannte Stimme rief: Elise! Elise!

Das junge Mädchen richtete sich schaudernd und entsetzt empor. Mir graut vor seiner Stimme! murmelte sie.

Und dennoch, wie gezogen von dem Zauber seiner Stimme, näherte sie sich dem Fenster.

Gräfin Lodoiska beobachtete sie mit eifersüchtigen, mißtrauischen Blicken, und ein fürchterlicher, schreckensvoller Gedanke bemächtigte sich plötzlich ihrer Seele.

Wie, wenn dieses junge Mädchen, nicht achtend seiner gebrochenen Schwüre, und seiner freventlich zerrissenen Bande, dennoch entschlossen wäre, ihrem Geliebten zu folgen? Wenn sie, wie es Gräfin Lodoiska auch gethan, keine andere Pflichten, keine andere Gesetze kenne, als nur dieß Eine: ihn zu lieben, und ihm anzugehören? Wenn sie kein Mit-

Digitized by Google

leid empfände mit dieser verlassenen Braut, und über ihr gebrochenes Herz siegreich und triumphirend hinschreiten würde, um dem Ruf ihres Geliebten zu folgen, und mit ihm zum Traualtare zu gehen?

Folgt doch seinem Rufe! sagte sie höhnisch lächelnd. Verlaßt Euren Vater, den Ihr verrathen habt, um eines Verräthers willen! Folgt doch seinem Rufe! Ihr habt geschworen, ihn zu lieben! Geht hin, und haltet Euren Schwur!

Und wieder rief diese Stimme laut und dringender Elisens Namen!

Sie stand einen Moment und horchte, dann stürzte sie zum Fenster hin und öffnete es, und rief mit lauter, schallender Stimme hinunter: Ich komme! Ich komme!

Aber jetzt stürzte Lodoiska, wie eine Tigerin zu ihr hin, jetzt zog sie dieses junge Mädchen mit stürmischer Gewalt vom Fenster fort, und ihre beiden Arme um ihre Gestalt festklammernd, sagte sie zähneknirschend: Verräthern! Du wirst diese Schwelle nicht überschreiten! Ich rufe Deinen Vater, ich rufe das ganze Haus zusammen! Ich —

Sie werden Niemand rufen! unterbrach sie Elise, und ihre stolze, kalte Ruhe imponirte selbst der Gräfin. Sie werden Niemand rufen, denn ich bleibe, und Sie — Sie gehen statt meiner!

Was sagen Sie? fragte Lodoiska.

Elise deutete mit einem feierlichen Ausdruck nach dem Fenster hin. Ich sage, rief sie mächtig, daß dort unten Ihr Verlobter auf Sie wartet! Gehen Sie also!

Die Gräfin drückte sie mit einem Freudenschrei in ihre Arme. Sie wollen ihm also entsagen?

Ich habe keinen Antheil an ihm! Er gehört Ihnen! Sie haben ihn sich mit Blut erkauft! Gehen Sie!

Und als Lodoiska zweifelnd und ungewiß dastand und sie fragend anschaute, rief Elise heftiger: Gehen Sie, sage ich, bevor meine Kräfte schwinden. Aber er wird mich erkennen, er wird mich von sich stoßen.

Elise deutete stumm auf ihre Kleider, welche schon zur Abfahrt bereit gelegt worden.

Dort liegt mein Hut und Mantel! sagte sie fast gebieterisch. Nehmen Sie! Lassen sie den Schleier nieder! Er kennt diesen Anzug, und er wird glauben, daß ich es sey!

Eben ward die Thür heftig aufgerissen, und Bertram schaute herein. Eilen Sie! Eilen Sie! Wenn Sie nicht eilen, ist Alles verloren. In seinem Ungestüm wird Graf Frodor es vielleicht wagen, selber hierher zu kommen, und auch Gozkowsky ist schon erwacht von diesem ungewöhnlichen Geräusch.

Helfen Sie der Gräfin, sich ankleiden, Bertram! gebot Elise, indem sie noch immer unbeweglich und wie in ihrem ganzen Wesen erstarrt, dastand.

Und als Bertram sie erstaunt und fragend ansah, erklärte ihm die Gräfin in kurzen, fliegenden Worten Elisens Absicht und Entschluß, sie statt ihrer gehen zu lassen.

Bertram heftete auf Elise einen jener Blicke, in welcher die ganze Seele eines Menschen sich abspiegelt, und dieser Blick verrieth die tiefe und heilige Bewunderung, welche er für dieses junge Mädchen empfand, das so heldenkühn und stolz sich selber überwand.

Er hatte auf ihren jungfräulichen Stolz, ihr Rechtsinn, ihr Ehrgefühl gerechnet, und er hatte sich also nicht ihn ihr getäuscht.

Die Gräfin hatte jetzt ihre Toilette vollendet, und Elisens Mantel und Hut umgeworfen. Bertram drängte zur Eile, und Lodoiska näherte sich daher Elisen, um ihr Lebewohl zu sagen, um ihr zu danken für dieses Opfer, welches sie ihr dargebracht.

Aber Elise wehrte sie kalt und stolz zurück, und schien vor ihrer Berührung in heimlichem Grauen zu erbeben.

Gehen Sie zu Ihrem Gemahl, Frau Gräfin, sagte sie, und ihre Stimme klang rauh und hart.

Lodoiska's Augen füllten sich mit Thränen und sie wollte noch einmal Elisens Hand fassen, aber diese legte ihre Arme fest in einander, und sah sie fast drohend an.

Gehen sie!

Bertram nahm den Arm der Gräfin und zog sie zur Thüre hin. Eilen Sie! Eilen Sie! Es ist die höchste Zeit. —

Jetzt schloß sich die Thüre hinter ihnen, — sie war allein. Sie stand und lauschte auf ihre enteilenden Schritte, sie hörte die Hausthür sich öffnen, sie hörte das Posthorn noch einmal lustig aufschmettern, und dann verstummen! — Ich bin allein! kreischte sie mit einem herzzerreißenden Aufschrei. Sie reisen ab! Ich bin allein.

(Fortsetzung folgt.)

Das streitige Erbe.

(Fortsetzung.)

Der Lieutenant der französischen Leibwache war fünfundzwanzig Jahre alt, der Kapitän Graf Chaumont nur zwei Jahre älter. Der erstere war von mittlerer Größe und angenehmen, wenn auch nicht regelmäßigen Gesichtszügen; Chaumont dagegen zeichnete sich nicht nur durch sein martialisches Aus-

Digitized by Google

sehen, sondern auch durch eine wirklich edle Schönheit der Gesichtsbildung und eine ebenmäßige kräftige Gestalt aus. Gleichwohl hatten Beide etwas mit einander gemein, eine Art Familien-Aehnlichkeit herrschte zwischen Beiden; nur zeigte sich in Lieutenant Franville's Zügen eine Blässe und ein leiser, halb versteckter Anflug von Schwermuth und Trübsinn unter der Maske von Leichtsinn, welche zu jener Zeit ein junger Offizier vornehmen mußte, während die Miene seines Gefährten eine ungetrübte Heiterkeit verrieth.

Als sie den Wald erreichten, stiegen sie ab, ließen ihren Dienern die Zügel ihrer Pferde, und schritten in's Gehölz hinein, bis sie an den Punkt kamen, wo sie sich trennen und jeder sich an den Ort der Herausforderung begeben mußte. So kamen sie an das sogenannte Dickicht der Königin Blanche, denn damals konnte sich der kleine Wald von Vincennes noch solcher Stellen rühmen.

„Hier muß ich warten," sagte Franville.

„Wirklich?" rief Chaumont; „auch ich bin ebenfalls auf diese Stelle verdeschieden. Das ist doch seltsam."

„Nicht so gar," meinte Franville; „man wählt meistens diese einsamere und dichtere Parthie des Waldes zum Wahlplatze der Duelle, weil die lichteren Alleen des Waldes neuerlich so häufig von der Marechaussee *) heimgesucht werden."

„Wir sind zu frühe zur Stelle gekommen," meinte Chaumont nach einem Blick auf seine Uhr, „es fehlen noch zehn Minuten an sechs Uhr."

„So lassen Sie uns hier verweilen; und wenn unsere Gegner kommen, können wir ja verschiedene Oertlichkeiten wählen!" sagte Franville. Beide streckten sich nun in's Gras nieder und blickten in alle Alleen hinaus, welche von diesem Orte ausstrahlen.

„Es ist merkwürdig," fuhr der Lieutenant fort, „trotzdem daß ich heute eigentlich zum ersten Male auf die Mensur treten soll, verspüre ich doch nicht das Mindeste von jenen Vorgefühlen, die man bei derartigen Anlässen gewöhnlich haben soll!"

„Mich haben so eben ganz ähnliche Gedanken beschäftigt," erwiderte Chaumont, „obschon ich während meines Aufenthalts beim Regiment wenigstens zwanzig Duelle gehabt habe. Auch ich fühle nicht die leiseste Spur von jener Aufregung, die der tapferste Mann in der ganzen Welt vor einem Duell haben darf." Damit sah er wieder auf die Uhr und sagte: „Noch fünf Minuten bis sechs Uhr, und sie sind noch nicht da! Es ist doch sehr unartig, wenn man bei derartigen Gelegenheiten nicht vor der Zeit kommt."

„Ist es aber nicht im Grunde Sünde und Schande, lieber Graf," sagte Franville, „daß wir diesen alten thörichten Brauch, einander die Hälse zu brechen, noch bis auf unsere Zeiten fortvererbt haben, und darüber das vernünftigere Gebot, uns unter einander zu lieben, vernachlässigen? Man hört von nichts als Duellen in allen Regimentern, aber wir hören nichts mehr von jenen innigen Waffenbrüderschaften der alten Zeit, welche zwei Freunde auf Leben und Tod verband. Wie gerne hätte ich mit einem Freunde einen derartigen Bund geschlossen."

„Ich ebenfalls," erwiderte der Graf, und die beiden jungen Männer wechselten einen bedeutsamen Blick voll Mitgefühl und Hoffnung.

„Der Henker hole meinen säumigen Gegner!" rief Chaumont nach einer Weile ärgerlich; „nach meiner Uhr ist es sechs vorüber!"

„Kommt nicht dort unten Jemand in der Allee?" fragte Franville.

„Nein, es sind nur unsere Diener, welche die Pferde auf- und abführen."

Einige Minuten lang schwiegen Beide und sahen sich erwartungsvoll nach allen Seiten um, dann ward Chaumont ungeduldig und rief: „Sollt denn dieser Mensch sich wirklich weigern, mir Genugthuung zu geben?"

„Ah so! Sie waren also der herausfordernde Theil?" sagte Franville; „dann dürfen Sie überzeugt seyn, daß er erscheinen wird; er müßte denn eine arge Memme seyn. Sie waren vermuthlich der beleidigte Theil, und dieß erklärt Ihre Ungeduld. Ich für meinen Theil erwarte meinen Gegner mit weit mehr Gleichgültigkeit, denn er ist mir nach Person und Namen ganz fremd und hat mich bisher beschieden behufs des Vergnügens, uns gegenseitig die Kehlen abzuschneiden! Denken Sie sich nur, die Herausforderung geschah sogar in einem anonymen Billet."

(Fortsetzung folgt.)

*) So hieß bekanntlich damals die Gendarmerie, weil sie aus den Häschern des Marschallamtes entstanden war.

Das erste mittelrheinische Musikfest.

Die Geschichte lehrt uns, daß die Städte am Rhein immer zu Bündnissen geneigt waren. Der Bund der rheinischen Städte im Mittelalter ist eine denkwürdige Erscheinung. Die Neuzeit ließ solche Bündnisse besonders auf dem Gebiete der Kunst hervortreten. Der Mittelrhein, so reich an Städten an seinem Ufer und in seiner Nähe, besitzt seit vielen Jahren den mit jährlichen Ausstellungen verbundenen Kunstverein der Städte Mainz, Darmstadt, Mannheim und Karlsruhe, dem sich die Städte Straßburg und Freiburg anschlossen, und welcher, den Neckar aufwärts steigend, zuletzt noch die Haupt-

Digitized by Google

stadt von Württemberg brüderlich aufnahm. Seit Kurzem haben sich nun die Städte Wiesbaden, Mainz, Darmstadt und Mannheim zur jährlichen Begehung eines mittelrheinischen Musikfestes vereint, das zu Ende dieses Monats und zu Anfang des nächsten Monats zum Erstenmal in Darmstadt gefeiert werden soll.

Nach allen Anzeigen wird dieses vereinigte Fest von starken Kräften getragen werden. Die gewaltige Emporbühne, an welcher eben viele Hände arbeiten (ein allerhöchster Befehl hat verfügt, daß dazu auch die entsprechenden Kräfte der Garnison verwendet werden sollen), wird über 1000 Mitwirkende tragen. Den Hofkapellen in Darmstadt, in Mannheim und Karlsruhe, und der Mainzer Kapelle gesellen sich einzelne Künstler und Dilettanten zu. Dazu eine Reihe von Gesangvereinen aus den verbündeten Städten und aus Gießen, Offenbach u. s. w.

Erster Tag, der 31. August: Das Oratorium Messias, von Händel, geleitet von dem Hofmusikdirektor Mangold.

Zweiter Tag, der 1. Septbr.: eine Reihe von Tondildern: Ouvertüre zur Zauberflöte von Mozart. Aus der unvollendeten Tondichtung Mendelssohns: Lorelei, das Finale. Großes Konzert für die Violine, komponirt und vorgetragen von Vieuxtemps. Bacchuschor aus der Hermannschlacht von Mangold. Lieder, vorgetragen von dem Baßisten Starkhausen von Paris. Fantasien über russische Lieder, komponirt und vorgetragen von Vieuxtemps. Chor aus der Schöpfung von Haydn. Sinfonia eroica von Beethoven. Hervortreten wird Frau Leisinger aus Stuttgart (Sopran), Fräul. Diehl von Frankfurt (Alt), Starkhausen (Baß), Grill, vom hiesigen Hoftheater (Tenor). Die Leitung hat Hofkapellmeister Schindelmeiser übernommen.

Diesem zweitägigen Musikfest soll sich am 2. September ein Volksfest anschließen. Am Vormittag ein Waldfest mit Sang und Klang, am Nachmittag ein Spielfest auf dem so geräumigen militärischen Uebungsplatz vor dem Rheinthor, dem Bahnhof gegenüber, der einen Zirkus mit einer Halle für die Wettgesänge umfassen soll. Ein Festzug aus dem Theaterhof, die Rheinstraße entlang, bis zu diesem Kreise soll eine Reihe von historischen Bildern in bunter Mischung entfalten.

Erster Zug: symbolische Darstellung der drei Provinzen des Landes, so wie sämmtlicher Volkstrachten derselben (besonders die Provinz Oberhessen ist reich an solchen Trachten). Zweiter Zug: Die alten Katten und Cheruskr nach der Schlacht im Teutoburger Wald mit den von den Römern erbeuteten Adlern. Dritter Zug: die altdeutsche Heldensage mit dem Kreise der Nibelungenhelden. Vierter Zug: Darstellung des Mittelalters durch den rheinischen Städtebund, die hessischen Ritterbündnisse und das (blutige) Turnier in Darmstadt im Jahre 1403 („zu Darmstadt in den Schranken fielen 9 Hessen und 17 Franken“). Fünfter Zug: die alten Zünfte, und zwar die der Drucker (darunter Gutenberg und Schöffer), der Waffenschmiede und Schlosser, der Goldschmiede, der Zimmerleute und Schreiner, der Steinmetzen und Maurer und der Schiffer. Sechster Zug: das Frankensteiner Eselsleben zu Bessungen und Darmstadt (ein humoristisches Bild aus der letzten Zeit des an Strafarten erfinderischen Mittelalters, darstellend den Esel, den die Herren von Frankenstein als Lebensträger liefern mußten, und den das frevelnde Weib trägt, das den Ehemann geschlagen). Siebenter Zug: die Stiftung der Hochschule Gießen im Jahre 1607 und des Gymnasiums in Darmstadt im Jahre 1627. Achter Zug: eine Parforcejagd unter Ludwig VIII. zu Pferd und zu Fuß (dieser Landgraf, gestorben 1768, war ein leidenschaftlicher Jäger). Neunter Zug: die Pirmasenser Garde (das Garde-Regiment Ludwigs IX. in seiner Militärkolonie Pirmasens in der jetzigen bayerischen Pfalz, ebenfalls ein Bild reichsten Humors). Zehntes und letztes Bild: symbolische Darstellung der Künste und Wissenschaften, der Industrie, des Handels und der Landwirthschaft, die Gesang- und Turnvereine (auch der Turnverein von Stuttgart will Theil nehmen), wie die Zünfte.

Das Zeughaus (jenes Exerzierhaus Ludwigs IX.) ist für die beiden Konzerte bereits ausgeräumt, und gewährt einer Versammlung von mehr als 6000 Menschen hinreichenden Raum. Denn es bildet einen ungeheuren Saal von 32 Fuß Höhe, 319 Fuß Länge und 151 Fuß Breite. Nicht nur durch die Gewährung der Benützung dieses Gebäudes, sondern auch durch sonstige vielfache Unterstützungen von oben (z. B. durch Eröffnung der reichen Theatergarderobe, verbunden mit neuen, dem Zweck entsprechenden, Anschaffungen), sind wesentliche Förderungen hinzugetreten. So ist denn der Beginn von günstigen Vorbedeutungen begleitet. Unsere Hospitalität erwartet zahlreiche Gäste aus der Nähe und aus der Ferne.

Charade.

Deutsch ist die erste der Sylben, französischen Klanges die zweite;
Winket die erste dich her, treibt dich die andere fort.
Eiland nennt sich das Ganze, von glühender Sonne beschienen,
Reich an köstlicher Frucht, schreckend durch tödtlichen Hauch.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 206 Donnerstag, 28. August 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Und indem sie verzweifelnd und fast wahnsinnig vor Schmerz ihre Arme zum Himmel emporstreckte, rief sie angstvoll: Oh mein Gott, will sich denn Niemand erbarmen, will Niemand Mitleid mit mir haben.

Elise! sagte ihr Vater, welcher eben die Thüre ihres Zimmers öffnete.

Sie warf sich mit einem lauten, schrillen Ausruf zu ihm hin, sie stürzte sich in seine Arme, und ihn fest umklammernd, und wie eine geängstigte Taube sich fest an seine Brust schmiegend, sagte sie matt: Habe Erbarmen mein Vater, stoße mich nicht von Dir! Ich habe nichts, als Dich.

Gozkowsky drückte sie fest an seine Brust, und sein strahlender Blick wandte sich dankend zum Himmel.

Oh, sagte er leise, ich wußte es wohl, daß ihr Herz sich wieder zu ihrem Vater wenden würde! — Er küßte innig ihr schönes, glänzendes Haar, und ihre an seine Brust gelehnte Stirn! Weine nicht, mein Kind, weine nicht!

Laß mich weinen, sagte sie matt. Du weißt nicht, wie viel ich mit diesen Thränen hinströme an Verzweiflung und Qual.

Von unten herauf vernahm man jetzt das Schmettern des Posthorns, dann das rasche Rollen eines Wagens.

Vater, Vater, rette mich! rief Elise, sich fester an ihn anklammernd. Drücke mich fest an Dein Herz! Ich bin ganz verlassen auf dieser Welt.

Die Thür ward heftig aufgerissen, und Bertram stürzte herein. Sie ist fort, sagte er athemlos. Er hat sie nicht erkannt, und hob sie statt Ihrer in seine Arme. Die Gräfin —

Plötzlich verstummte er, und blickte auf Gozkowsky, dessen Anwesenheit er jetzt erst bemerkte.

Gozkowsky fragte verwundert: Wer ist fort? Was bedeutet dieß Alles?

Das bedeutet, mein Vater, rief Elise, indem sie sich aus Gozkowsky's Armen empor richtete, das bedeutet, daß mein Lebensglück gebrochen ist. Es bedeutet, daß Alles Trug und Lüge ist, die Liebe und die Treue und das Glück.

Und mit einem herzzerreißenden Lachen taumelte sie ohnmächtig in Gozkowsky's Arme.

Bertram sagte weich: Weckt sie nicht, Vater! Gönnt ihr diese kurze Erquickung! Sie hat einen großen Kummer zu vergessen! Wenn sie erwacht, wird sie nichts mehr lieben, als Euch, ihren Vater.

Gozkowsky preßte seine Lippen auf ihre Stirn, und seine Gedanken segneten sie. — Sie soll an mir einen Vater finden, sagte er tief bewegt, der, wenn es seyn muß, selbst mit ihr weinen kann! Diese Augen sind der Thränen ungewohnt; der Mann schämt sich der Thränen, aber der Vater nicht.

XXXVI.

Worte! Worte!

Eine Woche war vergangen seit dem Abzug des Feindes, und Berlin, welches sich allmählig von seinem Schrecken und seiner Todesangst zu erholen begann, bereitete sich heute zu einem Feste der Freude und des Dankes. — Dieses Fest galt Niemand anders, als Johann Gozkowsky, dem Kaufmann von Berlin, dem Manne, welchen ganz Berlin seinen Schutzengel und Retter nannte, der Noth und Ungemach, Gefahr und Unbill freudig ertragen, zum Besten seiner Brüder, den man stets hülfreich und dienstbereit, stets uneigennützig und opferbereit gefunden.

Die ganze Stadt war ihm verpflichtet, sie wollte sich ihm daher auch aus allen Schichten der Gesellschaft dankbar bezeigen. Man hatte daher Gozkowsky ersuchen lassen, am Morgen dieses feierlichen Tages sein Haus nicht zu verlassen, sondern sich bereit zu halten, einige Deputationen zu empfangen. Es versteht sich von selbst, daß diese Morgenfeierlichkeit nur eine Art Prolog zu der Mittagsfeierlichkeit und dem Zweckessen seyn sollte, mit welchen die Bürgerschaft von Berlin dem Bürger Gozkowsky ihren Dank ausdrücken wollte.

Digitized by Google

Man wollte essen und trinken, jubeln und genießen zur Ehre Gotzkowsky's, man wollte ihm ein donnerndes Hoch ausbringen in schäumendem Champagner, und Gotzkowsky sollte es als eine große Feierlichkeit betrachten, daß diese guten Berliner ihn verherrlichten, indem sie einige Stunden lang sich an schmackhaften Speisen und duftenden Weinen erlabten.

Indeß, der Hauptbestandtheil des Festes war immer doch der Prolog, die Morgenfeierlichkeit! Gotzkowsky hatte sich derselben nicht entziehen können, man hatte seiner Weigerung kein Gehör geben wollen, und seine Erklärung, daß er am Krankenbette seiner Tochter zu verweilen habe, für einen nichtigen Vorwand erklärt, weil der Arzt die Kranke außer aller Gefahr erklärt habe.

Elise war in der That krank, der Schmerz und die Verzweiflung ihres verrathenen und betrogenen Herzens hatten sie niedergeworfen, und ihre wilden Fieberphantasieen, ihre verzweiflungsvollen Klagen, ihre vorwurfsvollen Gespräche mit diesem Frodor, welchen sie nicht sah, der dennoch aber immer vor ihren fiebernden, umnachteten Blicken stand, hatten ihrem Vater die Geheimnisse dieses armen, gefolterten Herzens verrathen, und ihn die Irrungen und Wirrnisse, zu welchen die Liebe seine Tochter verleitet hatte, erkennen gelehrt. Aber indem er Gott dankte für ihre Rettung, war sein Herz doch ohne Groll gegen dieses arme, mißleitete Kind, daß in der Einsamkeit ihres Herzens sich in diese Liebe, wie in einen rettenden Hafen geflüchtet hatte. Sich selber nur machte er Vorwürfe, und in der Zerknirschung seines Herzens sagte er sich selber: Elise hatte ganz Recht, mir zu zürnen und an meiner Zärtlichkeit zu zweifeln. Ich ertrug die Einsamkeit und das stete Getrenntseyn von meiner Tochter, weil ich daran dachte, daß ich für sie arbeitete, um ihretwillen mir diese Entbehrung auferlegte, aber ich hatte vergessen, daß auch sie einsam und allein war, daß sie der väterlichen Zärtlichkeit entbehrte, wie ich der Liebe meines Kindes! Ich wollte sie reich und glänzend machen und habe sie doch nur arm und elend gemacht.

Und er küßte die brennende, fieberglühende Stirn Elisens, er benetzte sie mit seinen segnenden Thränen, und vergab ihr in der Tiefe seines Herzens ihre mißleitete Liebe, und ihre Irrungen und Vergehen! Sie war ja bei ihm, sie war zu seinem Herzen zurückgekehrt, verzweifelnd, wie sie war, hatte sie sich an die Brust ihres Vaters geretter, und von ihm Beistand und Hülfe erfleht.

Die finsteren Wolken waren also vorübergezogen, und der Himmel war wieder hell und klar, Berlin war befreit vom Feinde, Elise war in der Genesung, und die Stadt Berlin bereitete ihrem edelsten Bürger ein Opferfest der Dankbarkeit.

Die festgesetzte Stunde, in welcher Gotzkowsky die Deputationen empfangen sollte, war gekommen, und Gotzkowsky begab sich in den großen Gartensaal. Ein donnerndes Vivat empfing ihn, und da war diese Schaar der Arbeiter, welche eben durch den Garten daher gezogen kam, und ihr Hüte und Mützen schwenkten, da waren diese armen, schwarzgekleideten Weiber, die heute ihrer Thränen und ihres Kummers über die im Kampfe gefallenen Männer und Söhne vergaßen, um Gotzkowsky mit einem Lächeln zu danken, für die großmüthige Güte, mit welcher er sich ihrer angenommen, und ihre Zukunft gesichert hatte. Da waren endlich diese armen Kleinen, mit den Trauerflören um den Arm, die sich jubelnd heandrängten, und ihm ihre kleinen Händchen entgegen streckten, um ihm zu danken, die ihre kleinen Mäuler aufrissen, und auf Balthasar's, des Werksführers Kommando, ein so schrilles und schmetterndes Vivat riefen, daß die Fenster dröhnten, und mancher noch so beherzte arme Arbeiter, der noch gar keine Ahnung davon hatte, daß er Eigenthümer von Nerven sey, sich die Ohren zuhielt und eine Erschütterung in seinem Kopfe davon trug.

Und zum zweiten Mal Hoch! schrie der enthusiastische Balthaser, und Hoch! Hoch! brüllten und quikten die Kinder.

Und zum dritten —

Aber Gotzkowsky hielt Balthasar's Arm, der sich emporwirbeln wollte, zurück, und sagte mit einem komischen Entsetzen: Aber Mann, weißt Du denn nicht, daß ich heute noch meine Ohren gebrauchen werde? Ihr werdet mich taub machen mit Eurem Schreien! Es ist genug.

Balthaser machte sich zappelnd von der starken Hand seines Fabrikherrn los, und stellte sich pathetisch ihm gegenüber. Er durfte heute seiner Rednerleidenschaft Folge leisten, denn die Arbeiter hatten ihn heute zu ihrem Redner erwählt, und er war daher berechtigt.

(Fortsetzung folgt.)

Das streitige Erbe.

(Fortsetzung)

„Wie?" rief der Graf und verrieth plötzlich ein unbegreifliches Erstaunen; „in einem Briefe ohne Unterschrift?"

„So ist es! die Sache klingt beinahe abgeschmackt," erwiderte Franville. „Ein Unbekannter, der sich nicht zu erkennen gibt und der nicht einmal meine Adresse zu kennen scheint, da er seine Zuschrift

Digitized by Google

an das Stadskommando gerichtet hat, schickte mir diese höfliche Einladung!" fuhr er fort und las dann aus einem Briefe, den er aus der Tasche gezogen, Folgendes: „Mein Herr! Wenn Sie eine Spur von jener Ehre haben, welche sich ehedem an den Namen knüpfte, den Sie früher trugen, so finden Sie sich am 26. August Morgens sechs Uhr im Wald von Vincennes, im sogenannten Gehege der Königin Blanche, ein. Kommen Sie mit jeder Waffe, die Sie nur wählen wollen, und ohne Zeugen. — Sie sehen," setzte er hinzu und zeigte dem Grafen die Adresse, „sie ist an mich gerichtet!"

Chaumont's Erstaunen war während des Vorlesens dieses Briefes sichtlich gewachsen und er prallte beim Anblick der Adresse ordentlich zurück; aber der junge Offizier von der Leibwache war allzu sehr mit dem Inhalt des Briefes beschäftigt, um diese Bewegung zu bemerken, und wandte sich jetzt an seinen Gefährten mit der Frage, was er von der Sache denke.

„Es ist eine sonderbare Geschichte!" versetzte dieser ruhig und anscheinend zerstreut, und versank dann wieder in ein gedankenvolles Schweigen, aus welchem er sich erst nach einigen Minuten wieder aufraffte. „Kommen Sie, lassen Sie uns gehen," sagte er und stand vom Boden auf; „unsere Gegner werden nun nicht mehr erscheinen."

„Ich für meinen Theil weiche nicht vom Platze," erwiderte der Lieutenant; „ich harre hier aus, bis mein geheimnißvoller oder exzentrischer Gegner sich einfindet."

„Aber ich sage Ihnen ja, er wird nicht kommen!" rief Chaumont lebhaft und stampfte ungeduldig mit dem Fuße. „Ich kenne die Bräuche des Zweikampfs," fuhr er sanfter fort; „ist die anberaumte Stunde vorüber, so kommt man gewöhnlich nicht mehr, und das Duell pflegt auf einen andern Tag verschoben zu werden. Sie sehen ja, daß ich selber mich vom Platze begebe."

„Mir auch recht," rief Franville; „so will ich denn meine Neugierde einstecken und Sie begleiten."

Beide ritten wieder mit einander nach der Stadt zurück. Chaumont schien auf dem ganzen Wege in tiefe Gedanken versunken, als gehe er über irgend einen wichtigen Punkt mit sich zu Rathe, und Franville schrieb dieß dem Unmuthe zu, daß sein Freund keine Genugthuung von dem Gegner hatte erlangen können, welcher ihn beleidigt hatte. Er wollte daher den Ideengang seines Begleiters nicht unterbrechen, und ritt schweigend neben ihm her; erst als sie die Stadt erreichten, ließen sie sich wieder auf eine Unterhaltung ein und hielten dann in einer Taverne in der Nähe von Les Porcherons, um hier mit einander zu frühstücken.

Von diesem Tage an wurde die Freundschaft zwischen diesen beiden jungen Männern so innig, als nur je in alten Zeiten eine jener Waffenbrüderschaften gewesen war, die sie so sehr bewunderten. Ja dieser Umgang ward noch vertrauter und genußreicher, als Chaumont seinen ursprünglichen Plan, Paris zu verlassen, aufgab, und in das Regiment der französischen Leibwache trat, so daß sie beständig bei einander waren. Die Gediegenheit ihres Charakters und die Gesetztheit ihrer Ansichten, welche beide vom ersten Augenblicke an zu einander hingezogen hatte, trug wesentlich dazu bei, sie von ihren Kameraden abzusondern. Sie erschienen in den Tuilerien oder in Versailles nur, wann sie im Dienste waren, verbrachten ihre Mußezeit in den Bibliotheken und Museen oder im Theatre français, und widmeten sich mit Eifer dem Studium der Literatur und der Kunst zu einer Zeit, wo derlei löbliche Beschäftigungen beinahe aus dem Schooße der fashionablen Gesellschaft verbannt waren. Es ist daher nicht zu verwundern, daß unsere jungen Helden unzertrennlich wurden, und daß eine solche Gleichartigkeit und Uebereinstimmung der Geschmacksrichtungen und Bestrebungen einen Zustand harmonischen Einverständnisses herbeiführte, welchen nur selten unbedeutende Meinungsverschiedenheiten oder Streitigkeiten trübten, die stets rasch wieder ausgeglichen wurden.

So speisten sie z. B. eines Tages gemeinsam, wie es stets geschah, in jener Taverne, wo sie damals zum ersten Male mit einander gefrühstückt hatten. Es war an Franville die Reihe, seinen Kameraden zu traktiren. Chaumont wollte so eben sein Glas zum Munde führen, als er es plötzlich wieder niedersetzte und heftig ausrief: „Zum Henker, Franville, warum hast Du nicht lieber Champagner bestellt, statt dieses abscheulichen Krätzers?"

„Bist Du denn nicht bei Trofte?" versetzte Franville; „es ist ja ein ganz vortrefflicher Tischwein und derselbe, den wir gestern tranken, als Du Proviantmeister warst!"

„Ah so, dann ist es ein Andres!" erwiderte Chaumont ernsthaft, trank aber mit seinem Freunde ruhig weiter, als ob nichts geschehen wäre. —

Ein ander Mal gingen sie mit einander in's Theatre français bei einem interessanten Anlasse, als nämlich Clarion und Lekain zum ersten Male wieder auftraten, nachdem sie, weil sie sich das Mißfallen des Königs zugezogen, im Fort-l'Evêque eingesperrt gewesen, aber auf Verwendung des Hofes wieder freigelassen worden waren. Die beiden Schauspieler wurden bei ihrem Wiedererscheinen vom Publikum mit enthusiastischem Beifall begrüßt, welches übrigens nicht den Muth hatte, die lächerliche Tyrannei seines Zwingherrn auszupfeifen. Chaumont folgte mit größtem Interesse dem meisterhaften Spiele von Lekain, als ein sehr großer Mann kam und sich gerade so vor ihn setzte, daß er ihm alle

Digitized by Google

Aussicht auf die Bühne benahm. Darüber wandte er sich zu Franville und sagte ärgerlich: „Da Du die Billets gekauft hast, hättest Du wohl eine Prosceniumsloge nehmen können; wir wären alsdann nicht auf eine so ärgerliche Weise um unsern Genuß betrogen worden."

„Warum nicht gar? Also eine Prosceniumsloge, die theuerste von allen?!" versetzte Franville; „Du hättest nicht größere Ansprüche machen können, wenn ich auch alle Schätze Law's in meiner Tasche hätte. Du warst ja gestern mit Deinem Platz im Parterre vollkommen zufrieden!"

„Gestern war ich es, der die Billete kaufte," gab Chaumont zur Antwort.

„Nun, und was macht das?"

„Ei, das bringt doch einen Unterschied!" meinte Chaumont.

Derartige Launen kamen sehr oft vor. Franville bemerkte, daß sein Freund immer verdrießlich war, so oft er glaubte, er habe seine Sache nicht recht gemacht, obschon er billigerweise von einem einfachen Lieutenant nicht mehr erwarten konnte. Gleichwohl erfand er Chaumont stets und bei jedem Anlasse so uneigennützig und edel und großmüthig, daß er diese Neigung, sich die Börse des Andern zu Nutz zu machen, weder der Selbstsucht noch der Habgier zuschreiben konnte, sondern sie nur einer gewissen Wunderlichkeit und Exzentrizität seines Freundes beimaß. Da aber diese Zwistigkeiten niemals lange dauerten, so vergaß Franville die erlittene Kränkung ebenso schnell, als der Beleidiger sie zu vergessen schien.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein amerikanisches Blatt erzählt: Vor ein paar Tagen ward ein Brunnen in der Grafschaft Morgan (Missouri) vergiftet. Der Verdacht fiel auf einen Mann, Namens Roy, welcher gedroht hatte, sich wegen einer Beleidigung an der ganzen Umgegend zu rächen. Zwölf bis fünfzehn Kinder einer bei dem Brunnen gelegenen Schule wurden vergiftet, und da Arsenik in dem Wasser gefunden wurde, beschlossen die Eltern, das Gesetz in ihre eigene Hand zu nehmen und den Unglücklichen, auf dem ein bloßer Verdacht ruhte, zu hängen. Man gab ihm eine Stunde, um sich auf den Tod vorzubereiten. Nach Ablauf dieser Frist ward er zu einem Baume geführt und ihm dreißig Minuten zum Reden verstattet. Er sprach aber nur zwanzig Minuten und sagte unter Anderem: „Gentlemen und Bürger der Grafschaft Morgan und des Staates Missouri! Ich bitte nicht um Gnade, ich bin unschuldig und trete nicht vor Euch mit schwarzer Stirn und niedergeschlagenem Auge, ich will als tapferer Mann und ohne eine Thräne in meinem Auge sterben. Gentlemen! sorgen Sie für mein armes Weib und meine Kinder, und sehen Sie darauf, daß sie satt zu essen und Kleidung haben. Die übrigen zehn Minuten benutzte er zum Gebet; nach dem Ablauf derselben legte er selbst den Strick um den Hals und knüpfte sein Taschentuch über sein Gesicht. Hierauf rief er seinen Freunden Lebewohl zu und rief: „ich sterbe unschuldig." Sein Todeskampf dauerte 5 Minuten. Es waren 250 bis 300 Personen gegenwärtig, aber Niemand sagte ein Wort zu seinen Gunsten.

[Die Amme des kleinen Napoleon darf ihren Säugling küssen.] Von St. Cloud hört man eine Anekdote, die recht lustiger Art ist. Die Amme des Prinzen hat Etikette-Rücksichten zu beobachten, die ihr sehr widerwärtig sind, und worüber sie oft schon in Verzweiflung gerieth. Sie darf das Kind nicht küssen, und ebenso wenig ihrer Zärtlichkeit in Worten Luft machen. Gerade am Tage der Rückkehr Louis Napoleons hatte sie eine sehr stürmische Scene deßhalb mit der Admiralin Bruat, welche bekanntlich Gouvernante des Kindes ist. Sie weinte darüber stundenlang, und als Louis Napoleon eintraf, war die Amme mit dem Kinde nirgends zu finden. Noch in Thränen schwimmend, erschien sie vor dem Kaiser, dem sie ihr Leid klagte. „Beruhigen Sie sich doch," sagte Louis Napoleon, „wir wollen einen Vergleich schließen. Küssen Sie den Säugling so viel wie Sie wollen, ich verbiete Ihnen aber Schmeichelworte zu brauchen, die seines Ranges unwürdig sind."

Der bedeutendste Schweinehandel wird in Cincinati betrieben; es gibt vielleicht keine Stadt, wo dieß in so großem Maßstabe der Fall ist. Jedes Jahr werden dort über 500,000 Stück dieser Thiere geschlachtet, welche auf einen Umkreis von 300 Meilen dahin gebracht werden. Die Schlächter nehmen die Abfälle für ihre Bemühung und die Einsalzer schneiden sie dann in Stücke und bereiten Schinken und Speck daraus. Mehrere der dazu eingerichteten Anstalten sind so groß, daß 500 Schweine, jedes von 200 — 250 Pfund Gewicht, in 24 Stunden gebrüht, gewogen, zerhackt, eingepackt, bezeichnet und auf's Schiff gebracht werden können. Das Schmalz, die Borsten, Haare und die Häute, woraus Sättel gemacht werden, bilden die Abfälle dieses wichtigen Industriezweiges.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 207 Freitag, 29. August 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Nein, Herr sagte er, und man sah es an seinen strahlenden Augen und seinem flammenden Enthusiasmus, daß dieß nicht erlernte Worte, sondern solche waren, welche in seinem Herzen geschrieben standen. Nein, Herr, und es wird niemals genug seyn! sehet diese Kinder an, lieber Herr! Vor drei Tagen hatten sie noch Väter, welche für sie sorgen und arbeiten konnten, die Kanonenkugeln haben ihnen ihre Väter genommen, aber Gott hat ihnen einen neuen Vater geschickt! Das seyd Ihr. Ihr habt Euch ihrer angenommen, als Alles sie verließ! Ihr habt gesagt: „Da sey Gott vor, daß die Kinder dieser braven Männer, welche für die Freiheit Berlins gefallen sind, Waisen wären. Ich will ihr Vater seyn." — Ja, Herr, so habt Ihr gesprochen, und diese trauernden Mütter und all Eure Arbeiter haben es gehört und es in ihr Herz geschrieben! Fragt die Wittwen hier, für wen sie zu Gott beten, fragt die Armen, welche kein Brod hatten, und die Ihr gespeist habt, fragt die ganze Stadt, wen sie segnet und preist? Sie werden Euch Alle den Namen Gotzkowsky nennen, sie werden Alle rufen, es lebe unser Freund und unser Vater, es lebe Gotzkowsky!

Und Alles stimmte ein in diesen Ruf, und Alles jubelte und schrie ein Lebehoch für Gotzkowsky.

Gotzkowsky reichte seinen Arbeitern tiefgerührt seine Hände dar, und nahm mit innigem Lächeln diese Blumen an, welche die Kinder ihm darbrachten.

Ich danke Euch, ich danke Euch! sagte er bewegt, Ihr habt mich reich belohnt, denn ich sehe, daß Ihr mich liebt, und was kann es Schöneres geben, als die Liebe.

Die Diamanten! rief Ephraim emphatisch, indem er sich mit Itzig und einer Deputation der Judenschaft durch die Menge einen Weg bahnte zu dem Helden des Tages. Die Diamanten sind noch mehr werth als die Liebe, Gotzkowsky. Seht, dieser Brillant flammt und leuchtet, wie es noch niemals eines Menschen Liebesblicke gethan.

Und indem er Gotzkowsky einen kostbaren Solitär darreichte, fuhr er fort: Da! Seyd so gütig und macht uns die Freude, von der dankbaren Judenschaft dieß Geschenk anzunehmen! Es ist ein Diamant vom reinsten Wasser.

Es ist eine versteinerte Freudenthräne, unterbrach ihn Itzig, die wir vergossen haben vor Entzücken, daß Ihr uns von der Brandsteuer befreit habt! Ihr seyd unser größter Wohlthäter, unser größter Freund, Ihr habt Euch bewiesen als der Erlöser der Judenschaft, denn Ihr habt uns erlöst von der Brandsteuer.

Nehmt ihn, wir bitten! rief Ephraim, und die Judenschaft rief es ihm nach. — Als Gotzkowsky es aber jetzt that, als er mit herzlichen Dankesworten dieses glänzende Juwel an seinen Finger steckte, umwölkte sich Itzig's Stirn ein wenig, und indem er mit Ephraim und seinen Freunden zurücktrat, murmelte er leise: Er nimmt ihn an! Ich hoffte er würde so stolz seyn, ihn auszuschlagen, denn er kostet sehr viel Geld, und wir hätten es sehr gut gebrauchen können.

Das feierliche Eintreten der hohen Herren des Berliner Magistrates unterbrach diesen Monolog und lenkte seine Aufmerksamkeit auf den Herrn Oberbürgermeister von Kirchseisen hin, der in aller Pracht und Würde seiner goldenen Kette und seines Amtes in Begleitung der Senatoren und Stadtverordneten feierlich durch die Menge daher wallte, und Gotzkowsky, welcher ihm ehrfurchtsvoll entgegen trat, seine Hände darreichte.

Der Magistrat von Berlin ist gekommen, Euch zu danken, sagte er. „Denn es ist ein Beispiel ohne Beispiel, daß ein Mann für seine Mitbürger das übernimmt und leidet, was Ihr ohne alles Interesse, und ohne alle Nebenzwecke für uns ausgestanden habt."

Oh doch, sagte Gotzkowsky, als Herr von Kirchseisen schwieg, ich hatte einen Nebenzweck! Ich wollte die Liebe meiner Mitbürger erwerben! Wenn mir dieß gelungen ist, so bin ich überreich belohnt, und ich bitte Euch, sprecht kein Wort mehr darüber!

Digitized by Google

Der Herr Oberbürgermeister schüttete maskirtisch sein Haupt. Ihr habt an was die Tugend der Menschenliebe geübt, erlaubt, daß wir an Euch die Tugend der Dankbarkeit zu üben suchen.

Und er nahm aus der Hand des zweiten Bürgermeisters ein dunkelrothes Kästchen, aus welchem er einen zierlich gearbeiteten silbernen Lorbeerkranz hervorzog und ihn Gozkowsky darreichte.

Johann Gozkowsky, sagte er feierlich, der Magistrat und die Bürgerschaft von Berlin bitten Euch durch meinen Mund, dieß Angedenken ihrer Liebe und Dankbarkeit entgegen zu nehmen! Es ist die Bürgerkrone Eures Edelmuthes! Nehmt sie aus unsern Händen, und nehmt auch den Schwur, daß der Magistrat und die Bürgerschaft von Berlin niemals vergessen wird, was Ihr für unsere Stadt gethan. Möge ein Tag kommen, wo wir Euch in Liebe vergelten können, was Ihr an uns in Liebe thatet!

Thränen des Entzückens, der innigsten Freude standen in Gozkowsky's Augen, als er den Lorbeerkranz aus des Oberbürgermeisters Händen entgegen nahm und glühende Worte des Dankes strömten von seinen Lippen.

In einer Fensternische des Saales standen Herr Krause und Herr Kretschmer, und schauten mit umdüsterten Zügen diesen Ovationen zu, welche man Gozkowsky darbrachte, und die ihr Herz mit Neid und Zorn erfüllten. Sie auch waren gekommen, Gozkowsky zu danken, aber sie hatten es gethan mit widerwilligem Herzen, und nur weil sie sich nicht diesem Feste, welches die ganze Stadt darbrachte, entziehen konnten.

Aber es ärgerte sie, diesen Mann, welchen sie im Grunde ihres Herzens haßten, weil sie ihm so sehr verpflichtet waren, so allgemein geehrt und geliebt zu sehen, es ärgerte sie, zu gewahren, mit welchem anmuthigen und graziösen Lächeln der sonst so stolze Herr Oberbürgermeister mit ihm sprach, mit welcher innigen Theilnahme die Herren Stadträthe und Senatoren ihn umringten.

Ich kam hierher, sagte Herr Krause leise, um Gozkowsky zu danken, weil er uns geeelret hat! Aber ich will's nicht leugnen, es verdrießt mich, ihn so verherrlicht zu sehen.

Herr Kretschmer zuckte verächtlich die Achseln. Mögen sie ihn preisen! Ich werde nicht den kleinsten Artikel über diese Feier schreiben! Und was den Dienst anbetrifft, den er uns geleistet — Nun ja, es wäre unangenehm gewesen, gepeitscht zu werden, aber — wir wären doch alsdann berühmte Märtyrer unseres Liberalismus geworden, und, glaubt mir, Freund, das wäre eine Berühmtheit, welche uns nicht zum zweiten Male geboten wird.

Allerdings, flüsterte Herr Krause, wir würden sehr berühmt geworden seyn durch diese Peitschenhiebe! Man hat es dem englischen Dichter Payne nie vergessen, daß König Karl der Erste ihm die Ohren abschneiden ließ, weil er gegen ihn geschrieben. Er ist berühmt dadurch geworden! Wir hätten es auch werden können, wenn dieser Gozkowsky sich nicht höchst unberufener Weise eingemischt hätte, und — Aber seht, unterbrach er sich selbst, jetzt ist das Gespräch Gozkowsky und der Magistratsherren zu Ende, und jetzt ist an uns die Reihe, ihm zu danken!

Und die beiden Helden eilten zu Gozkowsky hin, um ihm in wohlgesetzter Rede und unter Versicherungen ewiger Erkenntlichkeit ihren Dank darzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Das streitige Erbe.

(Fortsetzung.)

Auf diese Weise verlief das Freundschaftsverhältniß beider Offiziere, bis einmal ein heftiger Ausbruch von Seiten Chaumont's eine vollständige Aufklärung und Erörterung herbeiführte. Der Platz Ludwig's XV., welchen man einem Stück öden unfruchtbaren Landes abgewonnen hatte, war so eben dem Publikum eröffnet worden, bei welcher Gelegenheit sowohl der Platz selber, als die elysäischen Felder illuminirt wurden. Eine lange Reihe eleganter Equipagen und Reiter drängten sich in der Hauptallee zusammen, während die Seitenalleen der elysäischen Felder mit Quacksalbern, Gauklern, Marktschreiern, Krämern und Trödlern angefüllt waren, welche hier von dem zu Fuß gehenden schaulustigen Publikum Kontributionen zu erheben suchten. Als unsere beiden Freunde sich im Gewühle durch den Cours-la-Reine drängten, hatten sie ein junges Mädchen bemerkt, das vor einer dichten Volksmenge sang und dessen grobe derbe Kleidung mit dem Flitterstaat der übrigen Straßenmusikanten in auffallendem Kontraste stand.

Nachdem sie einen langen Spaziergang in's Freie gemacht hatten, fanden sie auf dem Rückwege den Platz beinahe verödet und menschenleer; die Lampen und Straßenlaternen waren ausgelöscht und nur das ferne Wagengerassel einiger davonfahrenden Wagen unterbrach die nächtliche Stille. Nur die kleine Sängerin saß noch unbeweglich am Fuße des Baumes, wo sie sie zuvor gesehen hatten. Sie traten auf sie zu, um ihr ein Almosen zu reichen, und bemerkten, daß das Mädchen, fast noch ein Kind, weinte. Als sie die Kleine nach der Ursache ihres Kummers befragten, weinte sie noch

Digitized by Google

Kinderart nur noch stärker; endlich aber deutete sie auf ihren leeren Teller und sagte: „Ich weine nicht, weil mich hungert, sondern nur weil ich nicht im Stande seyn soll, die Guitarre zu bezahlen, die ich mir gemiethet habe.“

„Hast Du denn Niemand, der sich Deiner annimmt, armes Kind?“ fragte Chaumont.

„Ich bin eine Soldatenwaise,“ gab das Mädchen zur Antwort.

„Hat Dir denn Dein Vater nichts hinterlassen?“

Das Mädchen schüttelte wehmüthig den Kopf und erwiderte bitter: „Er starb, weil er nicht einmal ein Bett im Hospital bekommen konnte.“

„Aber Du bist in einem Waisenhause gewesen, wie es scheint, denn Du trägst ja noch die Kleidung eines solchen?“

„Allerdings, aber das Waisenhaus ist geschlossen worden, weil es an Geld zu seiner Unterhaltung fehlte,“ sagte das Mädchen.

„Armes Geschöpf!“ sagte Chaumont tiefgerührt und gab der Sängerin ein Dreifrankenstück; „nimm hier, und bezahle Deine Guitarre!“

„Und hier nimm ebenfalls und stille damit Deinen Hunger!“ sagte Franville und gab dem Mädchen die gleiche Summe.

Das Mädchen trocknete sich die Thränen mit den langen Haarflechten, die unter seiner Haube hervorhingen, und trippelte davon, wieder einigermaßen versöhnt mit seinem Daseyn.

„Schämst Du Dich nicht, Lieutenant?“ rief darauf Chaumont in aufwallender Entrüstung; „Du bist ein Edelmann und ein Offizier, und gibst der Waise eines armen Soldaten nur ein elendes Dreifrankenstück?“

„Ich habe nicht mehr im Vermögen,“ erwiderte Franville, betroffen über einen derartigen Vorwurf; Du magst mir die Börse, die Taschen und den Mantelsack ausfegen, und wirst keinen Heller mehr bei mir finden.“

„Wo zum Henker hast Du denn alsdann die Hunderttausende hingebracht, um die Du mich bestohlen hast?“ rief Chaumont mit einem Ausdruck lange verhaltenen Unwillens.

Franville erblaßte, trat einige Schritte zurück, heftete einen durchdringenden Blick auf den Hauptmann und rief: „Sie müssen der Graf von Marsan seyn!“

„Der bin ich auch. Chaumont ist der Name eines meiner Güter, und ich nahm ihn an, als ich nach Paris kam, um Sie zu tödten, als Sie, Denaincourt, den Namen Franville angenommen hatten, um den eines Diebes darunter zu verbergen.“

Der junge Lieutenant lehnte sich an einen Baum, tief erschüttert und schaudernd, jedoch nicht vor Entrüstung über diese beschimpfende Anklage, denn er erwiderte im Tone der tiefsten Bewegung: „Ja, ich verleugnete meinen ächten Namen, um den eines Diebes damit zu verstecken.“

„Dieß habe ich schon damals in Vincennes bemerkt, als ich meine Ausforderung in Ihren Händen sah,“ rief Herr v. Marsan. „Seither habe ich mir jeden Tag gesagt: dieser Mensch ist gut, ehrenhaft, freimüthig, edel und rechtschaffen, und doch ist er der Spitzbube, der mich um eine Million Franken bestohlen hat.“

Nach einer kurzen Pause erwiderte Franville in ruhigem, wiewohl wehmüthigem Tone: „Ich verlange von Ihnen nichts, Herr v. Marsan, in dieser unserer ersten und letzten gegenseitigen Erörterung, als daß Sie auf meine wahrheitsgetreue Schilderung der Umstände hören, unter welchen jene That begangen wurde.“

„Dieses Verlangen sey Ihnen gewährt,“ erwiderte Chaumont.

Alsdann setzten sich Beide auf eine Bank unter den Bäumen, in der Finsterniß der elysäischen Felder, und Franville hub an:

„Ich war damals sehr jung und wenig mit der Welt vertraut, denn ich hatte fern von allem Umgang und nur unter der unumschränkten Aufsicht meines Vaters gelebt. Unser gemeinsamer Großoheim, der Marquis Denaincourt, war so eben in seinem abgelegenen Hause in Versailles gestorben, welches mein Vater und ich mit ihm bewohnten, und während der alte Diener bei der Leiche wachte, welche im Schlafzimmer des Marquis ausgestellt war, befand ich mich mit meinem Vater in einem der Zimmer des Erdgeschosses. Die Züge meines Vaters in jener Stunde sind mir unvergeßlich; außer der Trauer, welche der Todesfall in der Familie, der uns so nahe ging, auf seinem Angesicht hervorgerufen hatte, las ich darin zu meinem Erstaunen noch einen andern finstern Zug, welcher mehr auf Groll und Bitterkeit, als auf Wehmuth hindeutete. Ich erfuhr alsbald den Grund dieser tiefen Auftregung meines Vaters: wir hatten kein anderes Vermögen als dasjenige, welches wir vom Marquis zu erben hofften, einmal weil Sie, Herr v. Marsan, nicht näher mit dem Verstorbenen verwandt waren als wir, und dann, weil Sie von ihm entfernt gelebt hatten. Aus ehrgeiziger oder eigennütziger Fürsorge für seinen Sohn hatte mein Vater vielleicht eine allzu große Sehnsucht nach dem Vermögen unseres Großonkels gehegt, und sich bei demselben in Gunst zu setzen gesucht, und in Folge dessen hatte der Verewigte kurz vor seinem Tode ein Testament gemacht, worin er Ihnen, Herr v. Marsan, sein ganzes Vermögen vermachte und diese Verfügung und Sinnesänderung mit seiner Entrüstung über die ekelhafte Habgier motivirte, die er an meinem Vater und mir bemerkt haben wollte. — Mit dieser Thatsache nun machte mich mein Vater in jener unse-

Digitized by Google

ligen Stunde bekannt, und schilderte mir zugleich in den lebhaftesten Ausdrücken die elende Lage, welche unser angeblich wartete, wenn jenes Testament vollzogen werden würde. Es gibt übrigens noch ein Mittel, diesem Unglück vorzubeugen, sagte er mit seiner gewohnten Strenge und Entschiedenheit, der ich von jeher blinden Gehorsam hatte leisten müssen; ich werde den alten Diener, unter irgend einem Vorwand, von der Leiche hinwegzulocken suchen; mittlerweile schleichst Du Dich in das Schlafzimmer des Marquis hinauf, nimmst das Testament unter seinem Kopfkissen hervor und verbrennst es augenblicklich. Dieß ist die einzige Möglichkeit, Dir ein Vermögen und Deinem Vater die Ehre und das Leben zu retten."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Wotjäken scheinen die prächtigsten Naturanlagen zum Geschäftsmann zu haben, und es dürfte vielleicht manchen der zu Hunderten auftauchenden Kredit- und anderen ähnlichen Gesellschaften mit dem Nachweis eines solchen vortrefflichen Exemplars gedient seyn. Diese Herren Wotjäken gehören zur Familie der uralischen Völker und wohnen an beiden Ufern der Wjätka. Der Wotjäke gehört zu der Klasse des menschlichen Geschlechts, die sich vor Geiz selber auffrißt. In seiner übersimpeln Häuslichkeit findet er alle Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse, die er sich zu gestatten erlaubt, und es geschieht gewiß nicht oft, daß er in einen Laden geht, um seinem Weibe oder Tochter ein Halstuch oder dergleichen zu kaufen. Sollte er auch 100 Pud Mehl auf einmal und zu den besten Preisen in der Stadt verkauft haben, er wird sich zehnmal besinnen, ob er seinen Kindern eine Semmel für zwei Kopeken mitbringen soll. Ein solcher Wotjäke nun erschien mit seinem blinden Vater bei einem Arzt und wollte diesem geholfen haben. Es entspann sich folgende Unterredung: „Väterchen, ich habe erfahren, daß du Augen machst. Da ist mein blinder Vater. Kannst du ihm Augen machen?" — Der Arzt untersucht den Kranken und erklärt, daß das Uebel heilbar sey. — „Was nimmst du dann aber für's Augenmachen?" fragt der Wotjäke. — „Kannst du mir zehn Rubel dafür geben?" erwidert der Arzt. — „Nein, Väterchen, das ist zu viel! Nimm sechs Rubel." — „Gut, ich will mich mit sechs Rubel begnügen." — „Und machst du für sechs Rubel beide Augen?" — „Beide, das versteht sich." — „Gut," sagt nun der Wotjäke, der sein Ziel erreicht hat, „so gebe ich dir drei Rubel, Väterchen, mache ihm nur ein Auge; er ist alt, er hat an einem Auge auch genug."

Aus der Grafschaft Glatz wird der „Schl. Ztg." folgende Anekdote mitgetheilt: Bei einer Schulvisitation auf dem Lande wurde ein kleines Mädchen gefragt: Weßhalb mußten Adam und Eva aus dem Paradies ausgewiesen werden? Die Antwort lautete: „Nu, das werden Se wohl alleene wissa." Wie, mein Kind, kannst Du es mir nicht sagen? entgegnet der freundliche Examinator. „Ja doch," sagte das Kind, „sie werden wohl schuldig gewesen seyn; sie konnta die Miethe nicht bezahla." Der Examinator erkundigte sich am Schluß der Visitation bei dem Schullehrer nach dem Grunde dieser Antwort und erfuhr, daß die Eltern des kleinen Mädchens, weil sie die Miethe nicht bezahlen konnten, aus ihrer ärmlichen Wohnung ausgewiesen worden waren. Der Kardinal Fürst Schwarzenberg, dieser war nämlich der freundliche Examinator, schenkte eine nicht unbedeutende Summe, die das augenblickliche Elend der unglücklichen Eltern behoben und sie auf diese Weise durch die naive Antwort ihres Kindes von drückendster Sorge befreit hat.

Ueber Nordhalben wird von einem Fremden, der kürzlich dort Besuch gemacht hat, Folgendes in dem Allg. Anzeiger für die Landgerichtsbezirke Kronach, Ludwigsstadt und Nordhalben geschrieben: Allenthalben erheben sich aus den Trümmern stattliche Gebäude, deren Zahl sich wohl auf 50 bis 60 belaufen mag, die mit ihren Schieferdächern einen freundlichen Anblick gewähren. Eine Anzahl anderer Gebäude erhebt sich schon aus dem Boden und wird wohl auch noch vor dem Winter unter Dach und Fach kommen. Die Hunderte von beschäftigten Maurern und Zimmerleuten, vermischt mit den Familiengliedern der Abgebrannten, die man überall in den Brandstätten arbeiten sieht, geben ein Bild, wie das eines Ameisenhaufens im Großen. Die Bewohner Nordhalbens sind noch die nämlichen, wie vor dem Brande, treu und bieder, und die Hoffnung einer besseren Zukunft belebt sie durch und durch. Angespornt von ihrem unermüdlichen Gerichtsvorstande, Herrn Landrichter Martin, der mit rastlosem Eifer von Brandstätte zu Brandstätte geht, und mit Rath und That Jedem beisteht, wird an jedem Tage Unglaubliches geleistet.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ignatz Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 208 Samstag, 30. August 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

XXXVII.

Das unterbrochene Fest.

Herr Krause hatte das Gedicht, welches er zu diesem Ehrentage Gozkowsky's seiner poetischen Begeisterung abgedrungen, noch nicht zu Ende deklamirt, als man vor der Thür des Salons einen heftigen Lärm vernahm, und der Kammerdiener Gozkowsky's eilig herein stürzte, um ihm zu melden, daß ein Rathsdiener draußen stehe, welcher einen so eben vom Könige eingelaufenen Brief brächte, der sogleich dem Herrn Oberbürgermeister habe übergeben werden sollen.

Und er überreichte Herrn von Kircheisen einen Brief.

Eine erwartungsvolle Stille trat ein, und Jeder fragte sich mit bangem Herzen: was bedeutet dieser Brief des Königs an den Magistrat von Berlin?

Indessen, das Gesicht des Herrn Oberbürgermeisters erheiterte sich mehr und mehr, und plötzlich rief er laut: das ist eine Freudenbotschaft für unsere arme Stadt! Der König, unser gnädiger Herr, entbindet uns von der Verpflichtung, die versprochene Kriegssteuer von noch anderthalb Millionen auszuzahlen. Er will eine Repressalie üben wegender vom Reichshofrath aufgehobenen Würzburger und Bamberger Schuldscheine. Deßhalb befiehlt Se. Majestät, daß wir nicht zahlen sollen!

Ein einziger Jubelruf tönte von den Lippen aller Anwesenden, nur Gozkowsky schwieg und blickte zur Erde, und seine ernsten, sinnenden Züge paßten wenig zu den hellen, strahlenden Gesichtern dieser Männer, die wie verklärt waren, von dem Befehl des Königs, ihr Geld zu behalten.

Dieser königliche Befehl befreit unsere arme Stadt von einer fürchterlichen Last! sagte Herr von Kircheisen.

Die ganze Kaufmannschaft muß dem König danken! rief Ephraim. Berlin behält seine anderthalb Millionen, und der Russe ist geprellt!

Plötzlich richtet sich Gozkowsky empor und sein Adlerauge überflog mit einem kühnen, strahlenden Blick, die ganze Versammlung.

Der Russe ist nicht geprellt, rief er, denn Berlin wird seine rückständigen anderthalb Millionen an den Russen zahlen!

Die Gesichter verfinsterten sich schnell wieder, und hier da hörte man einen Ausruf des Zorns, des wilden Ingrimms.

Was, schrie man, Ihr wollt verlangen, daß die Kaufmannschaft so viel Geld verschleudere, wenn sie es in ihrer Tasche behalten kann? Der König hat gesagt: Ihr sollt nicht zahlen!

Und ich sage: wir werden zahlen! rief Gozkowsky. Was geschrieben ist, das ist geschrieben, und was versprochen ist, das muß gehalten werden, denn also will es unsere Ehre.

Doch gibt es Umstände, sagte der Herr Oberbürgermeister, Umstände, welche die Erfüllung eines Versprechens unmöglich machen können!

Gozkowsky erwiderte glühend: Wenn es deren gibt, so stirbt ein Ehrenmann mit seinem nicht gelösten Wort! Allein, Ihr wollt nicht sterben, nein, Ihr wollt wortbrüchig seyn, um recht zu leben, Ihr wollt von Euren nicht erfüllten Versprechungen profitiren! Ihr wollt Euch bankerott erklären, und Eure Gläubiger um das Geld betrügen, um selbst dabei zum reichen Mann zu werden!

Ein allgemeiner Sturm des Unwillens unterbrach Gozkowsky, und diese Männer, welche gekommen waren, Gozkowsky ein Dankfest zu bereiten, drangen jetzt mit wüthender Geberde, und drohenden, zornigen Blicken auf ihn ein.

Ihr seyd sehr großmüthig, höhnte Herr Kretschmer, Ihr zahlt, wie ein Kavalier aus den Taschen Anderer, und damit Ihr nicht wortbrüchig erscheint, soll die Bürgerschaft einige Millionen zahlen.

Gozkowsky warf auf ihn einen Blick stolzer, mitleidiger Verachtung. Ihr vergeßt, Herr, sagte er, daß ich nicht in meinem Namen, sondern im Namen des Magistrats und der Kaufmannschaft

Digitized by Google

gehandelt habe! Nicht ich persönlich werde wortbrüchig, sondern die ganze Stadt!

Aber ich wiederhole es, sagte der Oberbürgermeister, der König hat uns von der Verpflichtung, unser Wort zu halten, entbunden!

Kein König kann das, unterbrach ihn Gotzkowsky. Ein Ehrenmann muß sein Wort erfüllen, und kein Mensch kann ihn davon befreien.

Herr von Kircheisen zuckte die Achseln. Wir wollen uns nicht über Meinungen streiten! Meine Meinung ist, — wir zahlen diese Millionen nicht.

Nein, wir zahlen nicht! riefen Alle in stürmischer Aufregung, indem sie den Oberbürgermeister umringten, und in freudigem Gespräch die Vortheile des Nichtzahlens miteinander erwogen.

Gotzkowsky stand allein, unbeachtet, vergessen, und hörte ihnen zu. Eine tiefe und heilige Trauer war in seiner Seele, und er sagte schmerzvoll zu sich selber: das ist die unheilsvolle Macht des Geldes, daß sie die Herzen verhärtet, und sie taub macht für die Stimme der Ehre! Diese Männer wollen ihre Ehre hingeben für einige Millionen Thaler! Aber ich will noch einen letzten Versuch machen! Ich will sie bei ihrer Feigherzigkeit packen.

Und jetzt trat er in ihre Mitte, und mit überzeugenden Worten, mit flammender Beredtsamkeit schilderte er die Gefahr, welche ihnen Allen aus der Nichtzahlung der ausgestellten Wechsel erwachsen möchte! Der Russe war ja noch immer nicht weit von Berlin entfernt; und hatte sich in Eilmärschen von Berlin zurück gezogen, konnte er nicht auch in Eilmärschen dahin zurückkehren, um in seinem Uebermuth und seinem Zorn Rache zu nehmen an dieser wortbrüchigen Stadt!

Ein unglücklicher Moment kann den Russen zum Sieger über unsern König machen, sagte er. Dann kehrt der Feind zurück, und wird uns wie ein Tiger zerfleischen! Ich werde dann nicht mehr die Macht haben, uns zu schützen, denn grade gegen mich, der für die Zahlung der Kontribution seine Bürgschaft eingelegt, wird die Wuth des Generals Tottleben sich wenden. Denn Wortbrüchigen schützt selbst Gott nicht! Er ist vogelfrei.

Niemand antwortete Gotzkowsky, als er jetzt schwieg. All diese Gesichter hatten sich jetzt wieder umdüstert und auf diesen zusammengezogenen Augenbraunen, diesen sorgenvollen, gerunzelten Stirnen konnte man lesen, daß Gotzkowsky's Worte sie überzeugt, und zu der schmerzlichen Ansicht bekehrt habe, es sey nothwendig, die ausgestellten Wechsel einzulösen.

Selbst Herr von Kircheisen vergaß über der Furcht, die Russen noch einmal zurückkehren zu sehen, die Höhe der zu zahlenden Summen, und sagte mit einem schwermuthsvollen Seufzer: Gotzkowsky hat, wie ich leider fürchten muß, doch Recht! Es ist schlimm, das Geld zu zahlen, aber es wäre sehr gefährlich es nicht zu thun!

Es kann den Kopf kosten! bestätigte der erste Stadtrath.

Nachdem der Oberbürgermeister rasch und leise mit den Magistratsherren Rath gepflogen, näherte er sich Gotzkowsky und reichte ihm lächelnd seine Hand dar.

Wir danken Euch, sagte er, denn Ihr habt weise gesprochen, und Euer Rath soll erfüllt werden! Wir wollen zahlen, aber Ihr müßt uns auf's Neue einen wichtigen Dienst leisten! Ihr müßt zum König gehen, und ihn bitten, daß er uns nicht zürnt, wenn wir seinen Befehl nicht vollführen.

Ja, thut das, thut das Gotzkowsky, riefen alle die Uebrigen.

Geht zum König! er ist Euch sehr gewogen! Bittet für uns!

Gotzkowsky's Antlitz strahlte in edler Genugthuung!

Wohlan, ich gehe zum König, sagte er. Ich will ihn bitten, daß er der Stadt Berlin erlaube, sich ihre Ehre makellos zu erhalten.

Und wendet all Euer Rednertalent auf, ermahnte der Oberbürgermeister, daß der König dem Magistrat und der Bürgerschaft von Berlin wohlgewogen bleibe, und uns nicht zürne, wenn wir dieß Mal gegen seinen Befehl handeln.

Gotzkowsky sagte glühend: Besser ist es, daß uns der König zürnt, als daß wir seinem Willen unsere Mannesehre opfern! Mit solchem Glauben will ich zum König gehen, für unser gutes Recht zu sprechen, und wenn es seyn muß, auch zu leiden. — —

Eine Stunde später strömten die angesehensten der Bürgerschaft und der Kaufleute Berlins nach dem großen Rathhaussaale, woselbst man heute ein glänzendes Festmahl bereitet hatte, und Jubel erschallte, und Gläser klangen, und das erlöste Berlin feierte einen ersten Tag der Freude und des Glückes.

Derjenige aber, dem dieß Fest galt, Derjenige, den Berlin seinen Erretter und seinen Wohlthäter nannte, und zu dessen Ehre man diese köstlichen Braten und Pasteten mit dem blumigen Rheinwein hinunter spülte, Johann Gotzkowsky, war nicht bei diesem Feste zugegen.

Tief in seinen Pelz gehüllt, hatte er so eben seinen Wagen bestiegen, und Gefahr und Mühsal nicht scheuend, fuhr er hinaus in Nacht und Kälte gen Meißen zu, wo der König sein Quartier aufgeschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das streitige Erbe.

(Schluß.)

„Ich war, wie gesagt, an blinden Gehorsam gegen meines Vaters Befehle gewöhnt. Maschinenmäßig schlich ich mich also die Treppe hinauf und in das grüne Zimmer, wo der Marquis kaum vor einer halben Stunde den Geist aufgegeben hatte. Ein einziges Nachtlicht brannte hinter den Gardinen, welche das Todtenbett in tiefen Schatten versenkten. Ich hatte den Muth, das Testament wegzunehmen und an der Lampe anzuzünden, worauf ich es im Kamin verbrennen ließ. Als aber die Flamme an dem Papier emporzüngelte und einen Glanz über das Sterbezimmer warf, da war es mir, als ob das gebrochene Auge und das bleiche Gesicht der Leiche mir einen vorwurfsvollen Blick zuwürfen.

Der Todte konnte allerdings nicht sprechen, allein dort hing sein Wappenschild, in schwarzen Flor gehüllt, über seinem Bette, sein Orden lag verlassen auf einem Stuhle, und diese stummen Insignien sprachen wie mit Posaunentönen zu meinem Gewissen und verdammten mich, der ich es gewagt, den letzten Willen des Verstorbenen zu verrathen und zu verfälschen, wenn er nicht mehr die Kraft hatte, sich selber zu vertheidigen. Die That, die ich begangen, erschien mir in meinen eigenen Augen feig und schimpflich; mein Gewissen brandmarkte mich als Dieb und Fälscher, und ich stürzte fort, konnte aber seit jenem Augenblicke meine Gemüthsruhe nicht wieder finden.

Mein Vater starb noch im selben Jahre auf einer Reise, und ich trat in die Militärschule, welche Ludwig XV. kurz zuvor gegründet hatte. Einige Monate später ward ich, als der Erbe des Marquis Denaincourt, in den Besitz einer Million Franken eingewiesen. Was konnte ich nun thun? Hätte ich sie dem rechtmäßigen Eigenthümer zurückgegeben, so hätte ich bekennen müssen, was ich gethan hatte, und hiedurch hätte ich das Andenken meines Vaters mit Schmach bedeckt. Allein gleichwohl konnte ich mich nicht entschließen, die Früchte eines Verbrechens zu genießen. Darum schlug ich einen Mittelweg ein, legte das ganze Vermögen bei einem Bankier an, mit der Bestimmung, daß die aufwachsenden Zinsen zu dem Kapitale geschlagen werden sollten, und gelobte mir, niemals einen Heller von dem Gelde anzurühren, welches mir nicht gehörte. Und diesem Vorsatz bin ich seither treu gewesen; ich blieb nur ein einfacher Lieutenant in der französischen Leibwache und vergaß, daß ich irgend ein anderes Vermögen hatte, als meine Löhnung. Und nun, Herr v. Marsan, mögen Sie mich richten, wie Sie es für gut finden."

Es folgte eine lange Pause, während welcher die Dunkelheit jeden von Beiden hinderte, zu sehen, was in des Anderen Gemüth und Miene vorging.

Endlich brach Chaumont das Schweigen und sagte: „Ich hatte damals von dem alten Diener des Marquis, welcher in's Zimmer hereintrat, als Sie es eben verließen, gehört, daß das zu meinen Gunsten verfaßte Kodizil verbrannt worden sey. Diese Kunde ward mir, während ich mit meinem Regiment im Felde stand, und ich mußte die Wiederherstellung des Friedens abwarten, bevor ich zurückkehren und für das mir angethane Unrecht Rache nehmen konnte."

„Wenn dieß noch Ihr Entschluß ist, Graf," erwiderte Franville, „so lassen Sie uns nach dem Wald von Vincennes zurückkehren. Dießmal werden unsere Gegner nicht auf sich warten lassen."

„Ja, ich will mir Genugthuung verschaffen, und zwar auf diese Weise!" rief Chaumont und umarmte seinen Freund.

Franville war tief gerührt und erwiderte die Umarmung.

„Aber nun nimm das Vermögen zurück, welches Dir gehört," sagte er nach einigen Minuten unbeschreiblichen Glückes; — nur bitte ich Dich, verschweige den Grund, um dessen willen es Dir so lange vorenthalten ward!"

„Im Gegentheile!" rief Chaumont. „Das Vermögen, das uns unser Großonkel hinterlassen, wurde in Ermangelung eines Testaments zu gleichen Theilen zwischen uns Beide vertheilt; so behalte denn, was Dir von Rechtswegen zukommt. Du kannst es nun mit gutem Gewissen genießen."

„Gott verhüte, daß ich auch nur einen Heller davon anrühre!" rief Franville.

„Und mich soll der Henker holen, wenn ich einen Sou davon zurücknehme!" rief der Graf.

„Wohlan denn, Chaumont!" versetzte Franville, da wir Beide so glücklich gewesen sind, als wir nichts besaßen als unsere Degen, so laß uns bleiben, wie wir sind, und dieses Vermögen Denen geben, welche es noch besser verdienen als wir, nämlich den armen Soldaten, welche unserem Vaterlande all seine Siege erkämpfen. Da wir nicht selber hingehen und all die armen Soldatenwaisen von dem aufgelösten Waisenhause aufsuchen können, so wollen wir uns wenigstens Mühe geben und dafür sorgen, daß die Väter keine armen Waisen hinterlassen, indem wir ein Hospital gründen, wo unsere armen verwundeten Soldaten kurirt werden, damit sie nicht mehr aus Mangel an Hülfe und Pflege sterben."

„Seltsam," sagte Chaumont, „mich hat so eben derselbe Gedanke beschäftigt. Wohlan denn, wir wollen ihn ausführen."

Und noch im selben Jahre ward der Bau des Militärhospitals zu Paris begonnen, welches unter

Digitized by Google

dem Namen des Spitals von Gros-Caillou bekannt ist, und das auf dem Fronton seines Portals eine Tafel von grauem Marmor trägt, darauf statt aller Inschrift zu lesen ist:

„Gegründet von französischen Garden!"

Mannigfaltigkeiten.

Von König Max I. und General Deroy, dessen Monument am 18. d. Mts. enthüllt wurde, erzählt Heilmann in der Biographie Deroy's folgende historische Anekdote: Deroy erbat sich im Jahre 1812, in seinem hohen Alter von 70 Jahren, von seinem König die Gnade, auch nach dem fernen Norden die Armee als General noch begleiten zu dürfen. Se. Maj. suchte den alten General zurückzuhalten, doch umsonst. Der gütige König war nicht im Stande, seinen festen Entschluß, dem Feldzug unter allen Verhältnissen beizuwohnen, zu ändern. Mit den Worten: „Majestät, ich will mich dem Willen Eurer Maj. nicht länger entgegenstemmen, ich werde gehorchen, aber Sie verkünden mir den Beschluß meines Todes; denn ich werde in dieser Unthätigkeit nicht leben können," unterbrach Deroy den im Nachdenken versunkenen König, worauf dieser erwiderte: „Nun so schere Er sich zum Teufel, mach' Er aber, daß Er glücklich zurückkommt." Der Wunsch des Monarchen sollte aber nicht in Erfüllung gehen, denn Deroy, wie so viele tausend treue Bayern kehrten aus Rußland nicht mehr zurück — es war der 18. August 1812, als er seine sieggewohnten Truppen, welche die 19. Division des 6. Korps der großen Armee bildeten, zum Letztenmal zum Sieg führte. Wie einst Nelson zum Kampfe vor Trafalgar, so war Deroy am frühen Morgen des 18. Aug. festlich geschmückt, wie zu einem der schönsten Ehrentage, dem Feinde das Weiße im Auge zu zeigen. Mit Bangigkeit, so erzählt ein Augenzeuge, sah bei dieser Gelegenheit die 19. Division ihren geliebten Anführer in voller Uniform, wie zu einem großen Feste gekleidet, sich über die Vorposten hinauswagen, und im Bereich der ringsum im Gebüsche lauernden russischen Scharfschützen herumgehen. Jeden Augenblick befürchtete dessen Umgebung, daß ein feindlicher Schuß dieses Wagestück des ergrauten Helden mit dem Tode bestrafen würde. Sichtbar schien sein Geschick ihn hier den sicher treffenden Schüssen entrissen zu haben, um ihn einige Stunden später, ganz so wie er es laut und offen gewünscht hatte, an der Spitze seiner siegreichen Truppen das ehrenvolle Ende seiner Helden-Laufbahn finden zu lassen. Der Sieg des Tages, an welchem Deroy, wie immer, da zu finden war, wo die Gefahr am größten, war zum großen Theile schon entschieden — als er, welcher an der Spitze seiner zweiten Brigade die fliehenden Russen verfolgte, eine tödtliche Musketenkugel in den Unterleib erhielt. Obwohl schwer verwundet, führte er seine Truppen noch weiter, gebot den Aufmarsch seiner eben angekommenen dritten Brigade, deren 8. Regiment, dem Zurufe des blutenden Feldherrn folgend, durch das Feuer einer russischen Batterie stürmte und drei Kanonen eroberte, und erst später mußte er sich von der Walstatt tragen lassen. Anfänglich hielt Deroy seine Wunde nicht für tödtlich, und sprach mit Freude davon, in wenigen Wochen wieder an die Spitze seiner geliebten Krieger zu treten. Allein es war anders bestimmt; am 23. August starb er. „Ich sterbe in meinem Berufe, ergeben in den Willen des Allmächtigen, Gott erhalte den König!" waren seine letzten Worte des sterbenden Helden. Sein Leichnam liegt auf dem Kirchhofe St. Xaver in Polozk, neben ihm die irdische Hülle seines treuen Freundes, des tapfern Generals Siebein, der einige Tage später an einer Wunde verblutete.

[Traurige Aussichten.] Nach der Volkszählung vom Schluß des Jahres 1852 befanden sich im deutschen Zollvereinsgebiete 3,947,520 Jünglinge über 14 Jahre, gegen 4,315,659 Jungfrauen von gleichem Alter; demnach müssen 368,139 Jungfrauen, wegen Mangel an Männern unverheirathet bleiben. Von 100 heirathsfähigen jungen Männern nehmen nur 65 das sanfte Joch der Ehe auf sich. Es werden daher von obigen 3,947,920 Jünglingen 1,303,979 Köpfe das Junggesellenleben vorziehen; es kommen auf 5 heirathslustige Männer 8 Jungfrauen. Nach Berechnungen, denen die letzte Volkszählung vom Dezbr. 1855 zu Grunde gelegt ist, hat die Heirathslust der jungen Männer noch weit mehr abgenommen, so daß auf einen heirathenden jungen Mann fast zwei heirathsfähige Jungfrauen kommen. Die Ursache dieser Abnahme ist hauptsächlich in den gegenwärtigen ungünstigen Zeitverhältnissen zu suchen, weil die Erhaltung der Familien (und besonders die einer pußsüchtigen, nicht häuslich erzogenen Frau) weit größere Anstrengungen erfordert, als dieß ehedem der Fall war, und die Ansprüche an das Leben so hoch gesteigert sind, daß der größte Theil der Bevölkerung ihnen nicht mehr gewachsen ist.

Auflösung der Charade in Nro. 205:

Java.

Redakteur: Gustav Messert.
Druck u. Verlag bei Liselle Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 209 Montag, 1. September 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

XXXVIII.

Friedrich der Große in Meißen.

Die große Schlacht von Torgau war geschlagen, und nach so vielen Kämpfen und nach so blutigem Siege ruhte das preußische Heer, und träumte mit Entzücken von seinen Winterquartieren, welche es dießmal in Sachsen zu finden hoffte.

In Meißen hatte man vorläufig das Hauptquartier aufgeschlagen, und im dortigen Schloß wohnte für einige kurze Tage der Ruhe der König, welcher seit manchem Jahr von seiner erhabenen Stellung nichts als die Drangsalen und Gefahren gehabt, der König, welcher oft mit Hunger und Sorge, mit täglicher Entbehrung und Todesgefahr kämpfte, und welcher eines Tages, ermüdet von dem nächtlichen Schlafen auf dem kalten Erdboden, seinem Adjutanten auftrug, ein Bund Stroh zum Nachtlager für ihn mitführen zu lassen. — Der König hatte Sachsen lange geschont, es jammerte ihn dieses schönen, von Drangsalen heimgesuchten Landes, aber Sachsen, welches diese edle und schonende Milde Friedrichs nicht anerkennen wollte, und sich mit fanatischem Eifer zu seinen Feinden gesellte, Sachsen mußte endlich auch als feindliches Land behandelt werden; und seine zerstörten Saatfelder, seine stillstehenden Fabriken, seine verarmten Städte, und seine verlassenen Dörfer zeugten von seiner Noth, und von dem Jammer des Krieges!

Jetzt indessen herrschte Ruhe und Stille in den feindlichen Lagern. Beide waren sie zu ermattet, um einen neuen Kampf wagen zu können, Beide mußten sie sich, nicht aus Erbarmen, oder christlichem Mitleid, sondern aus eigener Erschöpfung aller Kräfte, ein wenig Zeit und Ruhe gönnen. Zudem war der Winter mit ungewöhnlicher Strenge frühzeitig hereingebrochen und hatte dem Feldzug für das Jahr 1760, wie es schien, ein Ende gemacht. Man stritt sich nur noch um die Winterquartiere, und es war daher nach dem Siege bei Torgau des Königs erstes Bemühen gewesen, den Oesterreichern den Rückzug nach Dresden abzuschneiden, oder sie mindestens aus dieser Stadt zu vertreiben. „Aber sie haben uns von der Höhe ihrer Berge ausgelacht, schreibt der König an die Gräfin Camas. Ich bin stehenden Fußes wieder zurückgegangen, und habe mich wie ein kleiner Junge, vor Verdruß in eins der verwünschten sächsischen Dörfer versteckt. Ich versichere Sie, ich führe ein wahres Hundeleben, das, Don Quichote ausgenommen, Niemand außer mir noch geführt hat."

Indeß hatte der König dieses „verwünschte sächsische Dorf" (Neustadt) verlassen, und war nach Meißen gegangen, womit denn das „Hundeleben" auf einige Zeit der Behaglichkeit und Ruhe hatte weichen müssen.

Der König hatte also für einige stille Wochen das Schwert bei Seite gelegt, und der Feldherr hatte sich wieder in einen Dichter und Gelehrten verwandelt, welcher seine Zeit zwischen Musik und Poesie, zwischen ernsten Studien und dem Schreiben an seine Freunde theilte, denen er Briefe schrieb, in welchen sich seine erhabene, große Denkungsart, seine von allen Vorurtheilen geläuterte Seele in ihrer ganzen Schönheit und Kraft offenbarte.

Der König war allein in seinem Arbeitszimmer. Er hatte eben einen Brief an den Marquis d'Argens vollendet, den er aufgefordert, ihm von seiner Gallerie in Sanssouci Nachricht zu geben, und ihm von den Fortschritten derselben zu erzählen.

Der König, wie gesagt, hatte diesen Brief eben vollendet. Er legte die Feder nieder und lehnte sich einen Moment in seinen Sessel zurück. Sein sonst so glühendes, scharfes Auge hatte jetzt einen milden, sanften Ausdruck und ein leises Lächeln umspielte seine schmalen, edelgeformten Lippen. Er hatte einen Augenblick des Kriegsgetümmels und der Sorge vergessen, und träumte sich hinüber in sein geliebtes Paradies, in sein Sanssouci, wo es dem Helden vergönnt war, ein Dichter zu seyn, und wo der König sich einiger genußreichen Stunden seiner Würde entäußern konnte, um statt des majestätischen

Digitized by Google

Herrschers der heitere Weise, der lächelnde Sohn der Muse zu seyn.

Der König, angelächelt von diesen Erinnerungen glücklicher Tage, erhob sich und griff nach seiner Flöte, welche einem ausdrücklichen Befehl gemäß, immer auf seinem Schreibtisch liegen mußte. Er setzte sie an die Lippen und begann ein Adagio zu spielen, in dessen Vortrag er bekanntlich einer der größten Virtuosen seiner Zeit gewesen. Und die Töne rauschten und klagten und flöteten und umwogten ihn mit ihren bezaubernden Melodieen, und wer diese so edel vorgetragene, so tief empfundene Musik des königlichen Künstlers vernahm, der fühlte sich davon getroffen in seiner innersten Seele, der fühlte sein Herz von einer sanften Rührung geschwellt, und seine Augen von Thränen gefeuchtet. — Drinnen standen sie im Vorzimmer, die ernsten Generale und die tapfern Krieger, da war der Ziethen, und der tapfere Schwerin, und der General von Saldern, und ihre narbendurchfurchten, strengen Züge hatten einen weichen, rührenden Ausdruck, als sie, an die Wand gelehnt, in athemlosen Schweigen, dem Flötenspiele ihres Königs zuhörten.

Aber plötzlich verstummten diese Töne, welche wie köstliche Perlen durch die verschlossene Thür zu ihnen hergerollt waren. Ihnen, diesen tapfern, wenig verwöhnten Kriegern, hatte dieses Spiel so herrlich gedünkt, aber der König war nicht zufrieden mit demselben; er, welcher den königlichen Tonkünstler von Sanssouci im Gedächtniß hatte, verlangte von dem durch Kriegsnoth und Ungemach umhergetriebenen König, daß er nichts verloren haben solle an der Fülle des Tons, an der Kraft und Energie des Vortrages. Es verdroß ihn, daß diese Töne nicht mehr so rein hervorquollen, es ärgerte ihn, diesen scharfen, spitzen Windlaut zu hören, welcher die Melodieen wie mit schmerzvollen Seufzern begleitete. Er warf die Flöte bei Seite, und trat mit einem unwilligen Ausdruck zum Spiegel hin. — Es wär sehr selten, daß der König es der Mühe werth hielt, den Spiegel um sein Aussehen und sein körperliches Erscheinen zu befragen, und wenn er es that, so geschah es nicht, um in eitlem Behagen sich seiner Erscheinung zu freuen, sondern um in derselben irgend einem Uebel, oder einem Schmerze nachzuspüren.

Und während der König sich jetzt betrachtete, stand ein melancholischer Ausdruck auf seinem Antlitz, und seine Augenbraunen umwölkten sich.

Was war es, was den tapfern Helden, den sieggewohnten König so verstimmte?

Er hatte gewahrt, daß schon der zweite Vorderzahn abgebrochen! Die dadurch entstandene Lücke war die natürliche Erklärung seines unreinen Flötenspiels.

Er warf unwillig den Spiegel bei Seite, und ging mit gerunzelter Stirn und hastigen Schritten einige Mal im Zimmer auf und ab.

Aber allgemach trat ein anderer Ausdruck in seine Züge, und ein sarkastisches Lächeln umspielte seinen Mund. Er trat wieder zum Schreibtisch, auf welchem immer mehrere angefangene Briefe lagen, und indem er unter denselben das an die Gräfin von Camas angefangene Schreiben hervornahm, sagte er leise: die gute Gräfin hat mich noch meinem Aussehen, und nach meiner Person gefragt. Nun wohl, ich bin ganz in der Laune, ihr mein Portrait zu zeichnen!

Er stellte sich noch einmal vor den Spiegel, und schaute lange und aufmerksam hinein, dießmal nicht mit Unmuth und Aerger, sondern mit dem heitern Lächeln, und der erhabenen Ruhe eines Weisen.

Dann setzte er sich und schrieb: »Sie fragen um mein Aussehen, meine liebe Mutter? Diese Unordnung des Krieges hat mich so alt gemacht, daß Sie mich kaum mehr kennen würden! An der rechten Seite des Kopfes ist mir das Haar ganz grau geworden, meine Zähne brechen ab und fallen aus; mein Gesicht ist faltig, wie das Falbala an einem Weiberrock, der Rücken gekrümmt, wie bei einem Mönch von La Trappe. Nur das Herz bleibt mir unverändert, und wird, so lange ich athmen werde, die Gesinnung der Hochachtung und der zärtlichsten Freundschaft für Sie, gute Mama, bewahren!

Und indem der König jetzt diese Schilderung seiner Persönlichkeit noch einmal durchlas, brach er in ein lautes, fröhliches Lachen aus. Dann schob er den Brief bei Seite, und griff nach einem andern Stück Papier und einem Crayon.

Stille herrschte jetzt in dem Kabinet des königlichen Herrn. Draußen vernahm man das monotone Auf- und Abgehen der Schildwachen, zuweilen irgend einen Trompetenstoß, ein Pferdegewieher, oder das Kommandowort irgend eines Offiziers.

(Fortsetzung.)

Der Schwiegersohn des Kommerzienraths.

Aus dem Dänischen des Julian Hugo, übersetzt von P. J. Lorenzen.

Ich bin jetzt ein Mann, der sein sechzigstes Jahr beinahe erreicht hat; wenigstens sagt mein Taufschein das, und also muß es richtig seyn, obgleich sich noch in meinem Innern die Lust der Jugend regt und das Leben manche Reize für mich hat. Ich bin also manche Jahre schon in der Welt umher gewandert, habe viele gute und noch mehr schlechte

Digitized by Google

Dinge gesehen, und tripple nun leise den Berg hinab nach der düsteren Grube, die alles Streben und Sehnen der Menschen einschließt, wenn ein kleiner, grasbegrünter Hügel sich über unsere entseelten Ueberreste wölbt.

In friedlicher Ruhe, frei von drückenden Sorgen und ängstigenden Bekümmernissen, bekleide ich einen ehrenvollen Platz als Organist an der Hauptkirche in K. . . . und präludire auf meinen Schwanengesang. Meine Gesundheit ist die beste, und im lächelnden Kreise meiner erwachsenen Kinder und Schwiegerkinder verlebe ich lauter schöne Tage, die mich niemals an die ewige Nacht erinnern. Das Einzige, was zuweilen etwas Wermuth in meinen Nektarbecher gießt, sind die breiten Falten meines Gesichts und die dünnen, weißen Haare auf meinem Haupte, welche der Spiegel meinen geschwächten Augen zeigt, und diese gerade sind es, die mich mahnen, daß die Abschiedsstunde bald kommen muß. Nichts destoweniger ist mir ganz wohl zu Muthe; die Kennzeichen des Alters können mich nur auf Augenblicke aufregen, und zu jeder Zeit wird Freund Hein mich dazu bereit finden, dem nachfolgenden Geschlecht den Platz zu überlassen.

Meine beste Unterhaltung in arbeitsfreien Stunden ist, an meine Jugend zu denken, und das ist ganz natürlich, da die Vergangenheit auf das Alter stets eine gewisse Macht ausübt. Die Alten haben keine feurige Hoffnung mehr auf die Zukunft, machen keine große Forderung mehr an das Leben; sie leben deßhalb nur in der Erinnerung und amüsiren sich damit, die Träume der Jugend zu realisiren. Und glaube mir, Leser, ich bin auch einmal jung gewesen und habe das Leben von der muntersten Seite betrachtet. Inwieweit die Vernunft dabei ihre Stimme einmischen durfte, will ich lieber ungesagt lassen; außerdem bedarf das keiner Bestimmung, da die ganze Welt behauptet, daß Jugend und Thorheit unzertrennlich sind, und Jedermann weiß, daß Vernunft und Thorheit sich als geschworene Feinde einander gegenüber stehen.

Als ich in dem Alter von sechsundzwanzig bis dreißig Jahren stand, war ich ein flotter Junge, der im strengsten Verstande des Worts dem Grundsatze huldigte: »Leben und leben lassen!« Ich suchte Erfahrung, wo sie sich finden ließ, und ärgerte mich nicht darüber, daß ich sie manches Mal theuer erkaufen mußte; denn in dieser Beziehung ist die Jugend kein guter Schulmeister, sie lehrt uns nur selten oder niemals die Bedeutung dessen, was wir lernen. Leichtsinnig war ich, das ist wahr; niemals sorgte ich für den folgenden Tag, und von der flüchtigen Stunde benutzte und genoß ich jede Minute. Auf die Weise lebte ich in einem Strudel von Vergnügungen und Belustigungen — bald winkte die Liebe, bald die Freundschaft mir; kurz, ich war mit Bacchus, Venus und Epikur gleich sehr bekannt und verwandt — jenem würdigen Dreiblatt, welches allein darauf ausgeht, unsere Gesundheit und unser Vermögen zu zerstören. Die einzige Gêne bei diesen Ausschweifungen war das unzählige Heer der Manichäer, die unablässig an meine Thüre klopften und mich am frühen Morgen aus meinem warmen Bette jagten.

So war ich denn ein treffliches Muster eines »frischen Junggesellen.« Und die Natur hatte ebensowenig stiefmütterlich an mir gehandelt, sondern mir ein hübsches und elegantes Aeußere, ein anmuthiges Angesicht, dessen angeborene Schönheit durch einen kleinen, wohlgepflegten, koketten Schnurrbart erhöhet wurde, geschenkt; meine Frisur war allezeit untadelig und blank von dem Brenneisen und der Pomade; ich besaß Talente, die stets glänzten, wohin ich kam, war tüchtig am Piano, hatte eine gute Beredtsamkeit — kurz, in meiner Persönlichkeit vereinigte sich Alles, was erforderlich war, mich zum angenehmen Herrn im Salon und zu einem Liebling des weiblichen Geschlechts zu machen. Nur ein Einziges hatte die Natur mir versagt, was mir von meinem Standpunkte aus höchst nothwendig war, nämlich — mich als Millionär geboren werden zu lassen. Aber es half nun nichts, das Schicksal wegen dieser Vernachlässigung anzuklagen, wenngleich meine Stellung von Tag zu Tag wegen Mangel an Münze peinlicher und unhaltbarer wurde. Die Sümmchen, welche ich mit Information erwarb, waren kaum zu einem anständigen Auskommen hinreichend, nicht zu reden von den großen Lücken, die in meinen Finanzen entstanden, und daher lud ich mir jedes Jahr mehr Manichäer auf den Hals, erhielt immer mehr Einladungen auf das Schuldgericht, woselbst ich zuletzt ein steter Gast war.

In fast allen den Jahren, die ich mich in Kopenhagen aufhielt, war ich Stubengenosse mit einem jüngeren Freunde, Namens Theodor Fall, von dem man sagte, daß er Theologie studirte; nach meiner Ansicht indeß mußte er gerade so wie ich in allen Kneipen und Kaffeehäusern der Stadt Philosophie studiren. Wir beiden jungen Leute waren herzliche Freunde und befanden uns in einer Stellung, die demselben Geschick unterworfen war; denn wir hatten nicht nur ein gemeinschaftliches Zimmer, sondern auch eine gemeinschaftliche Kasse, in welche wir nach Vermögen einschossen, und die wir ohne Hülfe der italienischen Buchführung verwalteten. War unsere Kasse in guten Umständen, so lebten wir lustig, ohne zu fragen, wer das Geld hergegeben hätte; war sie dagegen leer — nun, so schrieen wir Hurrah bei einem leeren Magen und redeten bei einer Pfeife Taback von der »goldenen« Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Programm der Kaiserkrönung in Moskau.

Die Krönung ist auf den 7. Septbr. angesetzt. Das zu diesem Akte entworfene und vom Kaiser bestätigte Programm zerfällt nach Angabe der „K. H. Z.“ in fünf Abschnitte.

Der erste bespricht den feierlichen Einzug aus dem Palais Petrowski in die Residenz Moskau; der zweite die öffentliche Verkündigung, welche während dreier Tage vor dem Krönungstage dem Volke über die Krönung gemacht wird; der dritte schildert die Ausschmückung der Himmelfahrts-Kathedrale (Uspensky ssobor), in welcher die Krönung stattfindet; der vierte beschäftigt sich mit der Krönung selbst, es ist der längste Abschnitt, und der fünfte beschreibt die Verzierung des Saales im alten Czarenpalaste des Kreml: Granowitaja Palata. In diesem Saale findet nämlich der Ball statt.

Die übrigen Festlichkeiten aus Anlaß der Krönung sind: Galatheater, Ball im St. Alexandersaal (im Alexanderpalast aus den Zeiten der Kaiserin Elisabeth), Schmaus und Lustbarkeiten für's Volk, Maskerade und Souper im Schloß und Feuerwerk. Der Einzug in Moskau geht vor sich auf ein Signal von neun Kanonenschüssen, unter dem Geläute der Glocken der Himmelfahrtskirche. Im Zuge befinden sich u. A. eine Schwadron der pontischen Gardekosaken und eine Schwadron des Gardekosaken-Regiments, die Repräsentanten des hohen Adels, paarweise zu Pferde in Uniform (an der Spitze der Kreis-Adelsmarschall von Moskau), und die Abgeordneten der asiatischen, Rußland unterworfenen, Völkerschaften zu Pferde, paarweise.

Der Kaiser ist zu Pferde, gefolgt vom Minister des Hauses, dem Kriegsminister, einem Generaladjutanten, einem General à la Suite und dem dienstthuenden Adjutanten, die Großfürsten (ausgenommen den Großfürsten Wladimir Alexandrowitsch), der Prinz Nikolai von Leuchtenberg, der Prinz Peter von Oldenburg und die fremden Prinzen, alle zu Pferde, hinter ihnen die ganze Generalität und Adjutanten zu Pferde. Die Kaiserin Alexandra Fedorowna fährt in einem vergoldeten Prachtwagen, über welchem die kaiserliche Krone sich erhebt, mit acht Pferden, deren jedes von einem Stallknecht geführt wird u. s. w. Dann folgt die regierende Kaiserin mit dem Großfürsten Wladimir in demselben Aufzuge. Darauf die Großfürstinnen und die Prinzessin von Oldenburg.

Wenn der Kaiser Moskau betritt, werden 71 Kanonenschüsse gelöst. Wenn die Majestäten die Himmelfahrts-Kathedrale betreten, ertönen 85 Kanonenschüsse. Am Kremlschloß werden sie von der Hofgeistlichkeit empfangen. Der erste Krönungsmarschall und die Personen des Palastkomptoirs überreichen dem Kaiser Brod und Salz. Während dessen 101 Kanonenschüsse. Den ganzen Tag Glockengeläute in allen Kirchen, Abends Illumination.

Die Proklamation, welche zuerst auf dem Senatsplatze und sodann an dem Platze Krasnaja (wo das Monument von Posharski und Minin), demnächst aber an 33 anderen Plätzen, Thoren, Brücken u. s. w. feierlich verlesen und in gedruckten Exemplaren unter das Volk vertheilt wird, beginnt so: Unser ꝛc. Kaiser Alexander Nikolajewitsch, der den Thron seiner Väter bestiegen, befiehlt, daß Seine Krönung und Salbung am 26. des Monats August (7. Sept.) stattfinde, und daß Seine Gemahlin daran Theil nehme.

Es wird sodann den Unterthanen empfohlen, an diesem Tage des Heils den Segen des Himmels auf die Regierung des Kaisers herabzuflehen, namentlich, daß Friede und Ruhe im Reiche bleibe. Den fremden Gesandten wird der Krönungstag durch Zeremonienmeister (in Paradekutschen) notifizirt. In der Himmelfahrtskirche ist für den Kaiser unter prachtvollem Baldachin der Thron des Czaren Johann III. (des Bezwingers von Nowgorod und des definitiven Befreiers vom Tartarenjoche) und für die regierende Kaiserin der Thron des Czaren Michael Fedorowitsch (des ersten Romanow) aufgestellt. Rechts vom Kaiserthrone für die Kaiserin Mutter ein Baldachin mit dem Throne des Czaren Alexei Michaelowitsch (des großen Vaters eines größeren Sohnes, Peters des Ersten). Diese Throne sind früher nicht zu diesem Zwecke verwandt worden.

Am Krönungstage um 7 Uhr Morgens 21 Kanonenschüsse. Die Kaiserin Mutter, die Krone auf dem Haupte und im Kaisermantel, begibt sich mit dem Großfürsten Nachfolger zuerst in die Kathedrale. Nach vollzogener Krönung und Salbung 101 Kanonenschüsse. Vor dem Beginn der Mahlzeit in der Granowitaja Palata überreicht der Finanzminister den beiden Kaiserinnen die auf Anlaß der Krönung geschlagenen Medaillen. Beamte des Finanzministeriums vertheilen die Krönungsmedaillen unter die übrigen Anwesenden beiderlei Geschlechts.

Die Tafel für die kaiserliche Familie und für die fremden Prinzen ist in dem Theile des Palastes gedeckt, welcher Tainik (Geheimzimmer) heißt. Hier empfangen die kaiserlichen Hoheiten die Krönungsmedaillen.

Drei Tage nach der Krönung ist Glockengeläute und Illumination, an einem dieser Tage werden an zwanzig Orten beim Ausgang aus den Kirchen Scheidemünzen unter das Volk vertheilt.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 210 Dienstag, 2. September **1856.**

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Der König achtete auf dieses Alles nicht. Er war all dieses Geräusches so gewohnt geworden, daß es jetzt fast klanglos an seinem Ohr vorüberrauschte, und dießmal war er so vertieft in seine Arbeit, daß er sogar dieses ungewohnte Geräusch, welches jetzt eben die Stille unterbrach, nicht hörte, und es gar nicht beachtete, daß ein Wagen unter dem schmetternden, lustigen Klang des Posthorns in den Schloßhof rollte.

Die Generale und Herren im Vorsaal achteten aber um so mehr darauf. Für sie war dieser ungewohnte Klang der Herold irgend einer Unterbrechung dieser Stille und dieses Friedens, welcher diesen Heroen des Krieges in seiner Ungewohnheit schon als eine unerträgliche Langeweile zu erscheinen begann.

Sie näherten sich daher den Fenstern und betrachteten mit Vergnügen diese bestaubte und beschmutzte Reisekalesche mit den keuchenden vier Postpferden, welche eben am Schloßportal still hielt, und aus der jetzt eine hohe männliche Gestalt sich herauswickelte und in das Schloßthor eintrat.

Die Herren im Vorsaal ergingen sich noch in Vermuthungen, wer dieser angekommene Fremde seyn möchte, sie waren eben dahin gelangt, überzeugt zu seyn, daß es Niemand anders als Marquis d'Argens seyn könne, als sich die Thüre des Saals öffnete und der Fremde eintrat.

Er fragte nach dem dienstthuenden Adjutanten, und als man ihm denselben bezeichnet, schritt er mit ruhigem, stolzem Ausdruck zu demselben hin.

Ich bitte, melden Sie mich sofort Sr. Majestät. Haben Sie die Güte, ihm zu sagen, daß ich nicht in eigenen Angelegenheiten, sondern als Abgesandter der Stadt Berlin, mit Vollmachten von dem Magistrat und der Bürgerschaft versehen, hierher gekommen bin, um die Ehre einer Audienz bei dem König zu erlangen, und daß ich sobald als möglich wieder nach Berlin zurückkehren muß.

Ihr Name, mein Herr?

Ich bin der Kaufmann Johann Gozkowsky.

Die ernsten und stolzen Züge des gräflichen Adjutanten veränderten sich sofort, und nahmen einen weichen, gefälligen Ausdruck an.

Ah, Gozkowsky, der reiche und großmüthige Kaufmann von Berlin, der besondere Schützling des Königs! Ich eile, Sie Sr. Majestät zu melden!

Und der Adjutant durchschritt rasch den Saal und trat in das Boudoir des Königs.

Die Generale indeß näherten sich Gozkowsky, und ließen sich von ihm die Belagerung Berlins, und das grausame und schonungslose Verfahren des Feindes schildern, und bestürmten ihn mit Fragen, ob er auf seiner Reise irgendwo feindlichen Schaaren begegnet oder ihre Nähe gewahrt hätte.

Ihr werdet den König heute sehr verstimmt finden, sagte der General von Saldern, er hat heute Morgen sein Kabinet noch nicht verlassen, und ohne Zweifel ist er mit sehr ernsten Planen beschäftigt!

Vielleicht sogar mit dem Plan zu einer Schlacht, sagte einer der andern Herren. Denn, wie man sagt, hat Lacy seine Armee vorwärts geschoben, und selbst Laudon soll Dresden verlassen haben. Wir werden daher vielleicht noch eine Schlacht haben, und gewiß entwirft der König den Plan zu derselben.

Eben öffnete sich die Thür des Kabinets und der Adjutant winkte Gozkowsky einzutreten.

Und während Gozkowsky den Vorsaal durchschritt, spähten die Generale mit scharfem Auge durch diese geöffnete Thür, begierig, das Angesicht des Königs zu sehen, und in seinen Mienen zu lesen, ob nicht endlich diese unleidliche Waffenstille durch das lustige Geräusch des Krieges wieder sollte unterbrochen werden!

Gozkowsky trat indeß in das Gemach des Königs, die Thür schloß sich hinter ihm. Er war jetzt allein mit dem König, welcher noch immer an seinem Schreibtisch saß, und den Crayon in raschen Zügen über das Papier gleiten ließ.

Er schreibt, sagte Gozkowsky zu sich selber, er entwirft vielleicht in der That den Schlachtplan,

Digitized by Google

den die Generale da draußen mit so freudiger Ungeduld erwarten, ja, er schreibt, und jeder dieser flüchtigen Schriftzeichen kostet vielleicht viel hundert Menschenleben.

Und er wagte nicht, den König durch irgend ein Wort, einen lauten Athemzug zu unterbrechen.

Der König hatte ihm bei seinem Eintreten nur einen jener scharfen und glühend durchbohrenden Blicke zugeworfen, vor dessen imperatorischer Gewalt schon mancher Feldherr und mancher tapfere erbebt war, dann hatte er das Haupt wieder auf das Papier gesenkt.

Stille und lautloses Schweigen herrschte jetzt eine Zeitlang. Plötzlich unterbrach der König diese Stille, und rief Gotzkowsky mit einem Wink seiner Hand an seine Seite.

Seh Er einmal, ob ihm das gefällt, sagte er freundlich, Er ist ja auch ein kunstverständiger Mann, und hat mir bewiesen, daß Er Etwas versteht von der Malerei. Schau Er einmal dieß an, und sag Er, ob es Ihm gut dünkt.

Und er reichte Gotzkowsky mit einem freundlichen Neigen des Kopfes das Papier dar, an welchem er bis jetzt gearbeitet hatte.

Was war es, was der König mit seinem Crayon auf das Papier gezeichnet? War es wirklich, wie seine tapfere Generale wünschten, ein Plan zu einer baldigen Schlacht, war es eine philosophische Abhandlung, eine dieser geistreichen und pikanten Epistеln, mit denen der König seine Freunde beglückte? — Nichts von dem Allen!

Ein Blumenbouquet! rief Gotzkowsky, indem er mit unverholenem Erstaunen bald das Papier, bald den König anblickte! Ew. Majestät zeichnet einen Blumenstrauß, und draußen haben die Herren mir anvertraut, daß Se. Majestät sich vermuthlich mit einem Schlachtplan beschäftige, und daß die Oesterreicher im Anzug wären.

Unsinn! sagte der König achselzuckend. Das wilde Volk da draußen will immer Krieg, und immer drein hauen! Hör Er nicht auf sie, und sag Er mir, ob ihm diese Zeichnung gefällt? Meint Er, daß diese Rosen mit Lilien untermischt, sich gut ausnehmen werden? Ah, ich sehe, Er will wissen, wozu es bestimmt ist? Nun, zu einem Porzellanservice, das ich für den Marquis d'Argens hier malen lassen will!

Und als er jetzt Gotzkowsky's Blicken begegnete, fuhr der König mit einem anmuthigen Lächeln fort: Ja, sieht Er, Er ist reich, Er kann andere Geschenke machen. Aber der König von Preußen ist ein armer Mann, er besitzt nur noch den Rock, den Degen und Porzellan! Und das, fügte der König mit einem leisen Stirnrunzeln hinzu, das muß ich mir auch noch aus Meißen holen!

Das sollt Ihr künftig nicht mehr nöthig haben, Majestät! rief Gotzkowsky. Will es Gott, so soll Ew. Majestät Ihr Porzellan in Ihren eigenen Landen produziren.

Will Er dafür einstehen? fragte der König gütig. Will Er's besorgen?

Ich will es!

Und Er ist ganz der Mann dazu, seinen Willen durchzusetzen! sagte der König. Ich bin sehr mit Ihm zufrieden, Er hat das Vertrauen, das ich schon als Kronprinz in Ihn gesetzt, gerechtfertigt, und das Wort gelöst, welches Er mir damals gab!

Ich schwur Ew. Majestät, dem Vaterlande mit Gut und Blut treu zu seyn! rief Gotzkowsky mit edlem Feuer.

Und Er hat Wort gehalten! Es ist nicht schwer, Leute zu finden, welche dem Staat in leichten und glücklichen Zeiten dienen, aber die guten Bürger sind Diejenigen, welche dem Staat in den Zeiten des Unglücks und der Krisen dienen. Er ist ein guter Bürger!

Und indem er Gotzkowsky einen offnen Brief, welcher auf seinem Schreibtisch gelegen, darreichte, sagte er: Les er einmal! Es ist ein Brief vom Marquis d'Argens! Les Er laut, ich will es auch noch einmal hören!

Und Gotzkowsky las mit zitternder Stimme, die Wangen geröthet von edler Scham, diese Stelle aus dem Briefe des Marquis, welcher der Finger des Königs ihm bezeichnete: „Gotzkowsky ist in der That ein trefflicher Mann, und ein würdiger Bürger. Ich wünsche Ihnen eine Menge, wie er! Das größte Geschenk, welches das Glück einem Staat machen kann, ist ein Bürger, der voll Eifer für das Wohl des Staates und seines Fürsten ist! Und in dieser Hinsicht muß ich der Stadt Berlin zum Ruhme nachsagen, daß ich in den kritischesten Zeiten viele ihrer Einwohner gesehen habe, Gotzkowsky an ihrer Spitze, deren Tugenden die alten Geschichtschreiber Rom's, wenn sie zu ihren Zeiten gelebt hätten, verewigt haben würden."

Ist Er zufrieden? fragte der König, als Gotzkowsky geendet, und ihm das Papier darreichte. Oh, ich sehe, Er ist ein bescheidener Mann, und Er wird roth, wie ein junges Mädchen. Aber jetzt sag Er mir einmal, was führt Ihn her? Was will die Stadt Berlin?

Majestät, sagte Gotzkowsky ernst, die Stadt Berlin will ihr gutes Recht!

Und wer will es ihr verkümmern?

Ew. Majestät!

Der König runzelte die Stirn und ein zorniger Blitz seines Auges traf den kühnen Frevler. Gotzkowsky fuhr ruhig fort: Ew. Majestät, sage ich, will uns unser gutes Recht verkümmern, indem Sie uns verhindern will, ehrliche Leute zu seyn, und unser Wort heilig zu halten.

Digitized by Google

Oh, jetzt versteh ich Ihn, sagte der König lächelnd. Er spricht von der russischen Kriegskontribution! — Berlin wird sie nicht bezahlen.

(Fortsetzung.)

Der Schwiegersohn des Kommerzienraths.

(Fortsetzung.)

Mein Freund und ich waren also zwei Leute aus Einem Stück; jung und unbesorgt, ging es auf oder nieder mit uns: wir waren treue Freunde, wenn's des Commerces galt und standhafte Leidensgenossen, wenn es inzwischen manchmal bitter war. Jedermann wird sich daher meine Verwunderung vorstellen können, als ich plötzlich im Laufe eines Monats eine sehr auffallende Veränderung an meinem Freunde entdeckte; eine Veränderung, die mit seinem Charakter ganz und gar im Widerspruche stand und unserem Freundschaftsbündniß mit einem zerstörenden Sturme drohete. Sein gewöhnlicher Humor ging ganz verloren; er wurde niedergeschlagen, verdrießlich und zuletzt so in sich selbst verschlossen, daß wir kaum zehn Worte mit einander wechseln konnten, ohne einander mißzuverstehen. Er ging nicht mehr in die Stadt, und zu Hause that er auch nicht mehr als gewöhnlich, es mochte denn das Einzige seyn, daß er den ganzen Tag auf dem Rücken im Bette lag, mit der Guitarre in den Händen und Elegien ohne Text klimperte, je nachdem die Muse gegenwärtig war oder nicht.

Dieser Zustand meines Freundes war für mich ein wirkliches Räthsel, das nur die Weisheit eines Gottes lösen konnte. Ihn selber darüber zu befragen, half nichts; denn in der Beziehung war er so verschwiegen wie das Grab. Ich wandte alle mögliche Kunstgriffe auf, um ihn zu seiner früheren Lebensweise zurück zu führen; aber Alles vergebens, sein Herz widerstand allen Bearbeitungsversuchen.

Zu meinem großen Aerger mußte ich endlich diesen Menschen als unverbesserlich aufgeben. Unsere Freundschaft hatte einen Riß bekommen, und um nun nicht in der menschlichen Gesellschaft allein dazustehen, so näherte ich mich im vollen Ernste der Jungfer Marie Träst (in Parenthese gesagt, meiner ersten seligen Frau), die, wie ich aus sicherer Quelle wußte, schon lange ihr Netz nach meiner liebenswürdigen Person ausgeworfen hatte. Das war ein herrliches Mädchen, diese Marie, lebenslustig und ausgelassen, genußsüchtig und unüberlegt in ihren Handlungen; kurz: ganz aus demselben Stoff wie ich gebildet. In ihren Armen suchte und fand ich Trost und Ersatz für den Verlust meines würdigen Stubengenossen.

Inzwischen verliefen ein paar Monate. Der Zustand meines Freundes war noch unverändert, um nicht zu sagen verschlimmert, und ich befürchtete, ihn in's Tollhaus senden zu müssen. Da führte mein Weg mich eines Tages längs der Osterstraße, wo ich meinem vermaledeiten Schneider zum Trotz promenirte, obwohl er mich am Vormittage vor's Schuldgericht gefordert und mir gedroht hatte, mich auf Kost und Verpflegung in's Arresthaus zu setzen. O, es war mir ein Vergnügen, auf die Weise einen geldstolzen Philister necken zu können, daß ich an seinem Magazin mit einer Havana-Cigarre im Munde vorüber ging und ihn gleichsam zu einem Kampfe auf Leben und Tod herausforderte. In vollen Zügen genoß ich diese Freude, als ich gerade dem steinreichen Kommerzienrath, Grossier Zwiebel, begegnete, welcher gewöhnlich in seinen kommerziellen Spekulationen mit den Leuten links und rechts karambolirte. Stellen Sie sich einen kleinen, gentil gekleideten Mann von circa einem halbhundert Jahren vor, mit einer freundlichen Physiognomie, mit grauem, dünnem Haar und einem hervorstehenden Kinn, das in einer hohen, sehr steifen weiten Halsbinde halb verschwindet — so haben Sie das deutlichste Bild von diesem Kommerzienrath. Wie gesagt, dieser Herr war es gerade, der mich durch einen wohlgemeinten Stoß in die Seite aus meinen racheglühenden Betrachtungen riß. Er stand aber sogleich still und stammelte eine artige Entschuldigung her, ward jedoch nicht wenig verwundert, als er mich in höchsteigener Person bemerkte.

„Was Teufel! Sie sind's, mein guter Herr Simmerthal?“ — stutzte er, indem er nach meinem Exempel rasch den Hut vom Kopfe riß — „Um Vergebung, stieß ich Sie hart?“

„Nein, aber wohin gehen Sie, Herr Kommerzienrath?“

„Zur Börse natürlich.“

„Ah, um Vergebung . . . meine Worte galten nicht Ihrem Geschäft . . . das würde ungalant von mir seyn. Ich meinte nur, daß Sie mich nicht stießen.“

„Na, so! . . . Hahaha! . . . so war ich's, der ich mich irrte. Na, man wird auch so ganz konfus von dem Lärm hier auf der Osterstraße, daß man weder sieht noch hört.“

„Wie leben Sie denn sonst, Herr Kommerzienrath? . . . und Ihre gute Frau und Fräulein Tochter?“

„O danke! Auf's Beste! . . . Aber gut, daß Sie mich an meine Tochter erinnern; ich habe Etwas, worüber ich gerne mit Ihnen reden möchte.“

„Mit mir . . . über Ihre Tochter?“

Digitized by Google

„Ja, ja! Aber . . . (der Kommerzienrath sah auf seine Uhr) die Uhr ist schon zwölf . . . ich darf mich nicht verspäten . . . hundert Stück Gros de Naple stehen auf der Auktion . . . aber wenn ich Sie bitten dürfte . . .

„Nun, meine ganze Person steht zu Ihren Diensten.“

„Gut denn! Wenn ich Sie bei uns zu Mittag sehen dürfte . . .“

„Sehr verbunden.“

„Danke, Herr Simmerthal! Präzis um 4 Uhr gehen wir zu Tische . . . Nochmals Dank für Ihre Gefälligkeit, ich habe Vieles mit Ihnen zu besprechen.“ Und der Kommerzienrath reichte mir die Hand und empfahl sich.

Wie ein verirrtes Schaaf stand ich da und dachte nach über den Grund zu dieser seltsamen Einladung. Er wollte mit mir reden — sagte er — reden über seine Tochter. Was hatte das zu bedeuten? Wollte er mir sie zur Frau geben? Aber das durfte ich nicht glauben; denn meine ganze Bekanntschaft mit der Familie bestand darin, daß ich circa vier Jahre vor dieser Zeit die genannte Tochter im Pianospielen unterwiesen hatte. Jedoch gleichviel, war das des Kommerzienraths Plan, so . . . Ich war allerdings verlobt, aber das bedurfte keiner Frage, daß ich in dem Fall sogleich mit Marie brechen würde; die Tochter eines Grossier mußte stets im Herzen eines armen Musiklehrers die Priorität haben. Von diesem Gedanken ganz erfüllt, eilte ich dann auf Flügeln der Hoffnung nach Hause, um meinem Stubengenossen diese Neuigkeit mitzutheilen und zugleich meine Toilette zu machen. Ich fand Theodor auf dem Sopha liegen mit beiden Beinen auf einem Stuhl, und im Begriff, seine Pfeife zu rauchen. Mit wenigen Worten weihete ich ihn in alle näheren Umstände ein, und unterließ dabei nicht, ihn mit meinen Vermuthungen über die Sache bekannt zu machen. Aber hätte ich ihm berichtet, daß der Boden unter seinen Füßen in Brand gerathen wäre, so hätte das keinen größeren Eindruck auf ihn machen oder ihn in eine höhere Ekstase versetzen können, als meine Erzählung von dem Zusammentreffen mit dem Kommerzienrath. Schnell wie ein Sturmwind fuhr er aus seiner gemächlichen Stellung auf, daß der Stuhl in's Zimmer hinein flog, und wie ein lauerndes Raubthier maß er mich mit Blicken, die mich unwillkürlich zum Stillschweigen brachten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein aus Mecheln nach Koblenz gelanter Privatbrief meldet folgende schauderhafte Geschichte, deren Wahrheit der Schreiber verbürgt. Vor ungefähr drei Jahren verschwand daselbst das etwa 4jährige Kind eines Eisenbahnbeamten, ohne daß irgend eine Spur desselben aufgefunden werden konnte. Vor Kurzem werden nun Leute, die mit Schöpfen aus einem Brunnen beschäftigt waren, durch ein anhaltendes Wimmern, welches dem Tone nach aus einer an dem Brunnen herlaufenden Mauer zu kommen schien, aufmerksam gemacht, und findet man bei näherer Untersuchung in einer im Innern dieser Mauer befindlichen Höhlung das unterdeß sieben Jahre alt gewordene arme Kind ganz verwildert und mit Koth überkrustet wieder. Von seinen unnatürlichen Eltern zur angegebenen Zeit in dieses Behältniß gesperrt, hatte man demselben, in der Hoffnung, es bald sterben zu sehen, durch eine kleine Oeffnung nur spärliche Nahrung zukommen lassen, ohne jedoch in einem Zeitraum von drei Jahren das gewünschte Ziel zu erreichen. Die Rabeneltern sind verhaftet und harren ihrer wohlverdienten Strafe.

[Kanonen als Musik-Instrumenten.] Was man schon einmal in Kalisch versuchte, die Nationalhymne durch Kanonenschüsse, und zwar nach dem Takte, begleiten zu lassen, soll bei Gelegenheit der jetzigen Kaiserkrönung in Moskau nach einer ganz neuen Idee ausgeführt werden. In Kalisch hatte man Geschütze aufgestellt, die mit Perkussionszünder versehen waren, und durch einen Schlag mit dem Hammer abgefeuert werden konnten, was durch einen Musik verstehenden Offizier geschah, welcher an den in bestimmten Zwischenräumen aufgestellten Geschützen entlang ging, und, je nachdem seine Schritte mit dem Takte des Gesanges korrespondirten, mit dem Hammer den Kanonentakt im tiefsten Basse schlug. Dießmal wird es vermittelst elektrischer Drähte geschehen, die von dem Sänger- und Musikerkreise aus zu den Kanonen führen und so das Feuer im Takte regeln.

[Wir leben in einer süßen Zeit.] In der am 9. August gehaltenen Sitzung der Geographen-Gesellschaft in Berlin wies Dieterici durch Zahlenbelege nach, daß sich die Zucker-Produktion und also auch der Zucker-Verbrauch in Europa von 1828 bis 1850 beinahe verdoppelt hat. Es sey dieß ein schlagender Beweis von dem zunehmenden Wohlstande Europa's.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 211 Mittwoch, 3. September 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Berlin wird sie bezahlen, damit Ew. Majestät ihm in Gnaden gewogen bleiben, Berlin wird sie bezahlen, damit der große Friedrich nicht zu erröthen habe vor dieser wortbrüchigen und ehrlosen Stadt, welche es nicht werth ist, daß sie die Residenzstadt der Könige heißt! Oder wie? Möchten Ew. Majestät noch diesen Männer vertrauen, welche ihr verpfändetes Wort einzulösen sich weigerten, welche beschworne Verträge nur wie eine Mausefalle betrachten, der man entschlüpfen kann, sobald die Gelegenheit günstig und die gefährliche Katze nicht mehr vor dem Loche sitzt? Berlin wird bezahlen, damit unsere Söhne nicht vor ihren Vätern zu erröthen haben, damit die Nachwelt nicht von uns sagen könne, daß Berlin sich selber das Brandmal der Ehrlosigkeit aufgedrückt habe; wir haben unser Wort verpfändet und wir müssen es einlösen.

Das müßt Ihr nicht, denn ich will es nicht! rief der König mit zornesblitzenden Augen. Ich will Repressalien gebrauchen! Das Reichshofgericht hat mir die Zahlung der Bamberger und Würzburger Wechsel verweigert! —

Und Ew. Majestät haben das höchst unehrlich und unwiderrechtlich gefunden, unterbrach ihn Gotzkowsky, und weil Sie das wortbrüchige Reich strafen wollen, soll das arme Berlin doppelt gestraft werden, indem man es noch um das Letzte, was ihm in seinen Nöthen und seinem Unglück geblieben, indem man es um seinen ehrlichen Namen bringt! Dieß kann nicht Ihr Ernst seyn, Majestät. Strafen Sie immerhin den Reichshofrath, aber machen Ew. Majestät Berlin nicht zu dem ehrlosen Büttel, der die Strafe zu vollführen hat!

Aber gelüstet es Euch denn so sehr, Euer Geld los zu werden? fragte der König. Wie viel beträgt die Summe, welche Ihr noch schuldet?

Anderthalb Millionen, Majestät.

Der König trat einen Schritt zurück und sah Gotzkowsky erstaunt an. Und das wollen die Berliner Bürger durchaus bezahlen?

Weil sie Ihr Wort verpfändet haben, Majestät!

Der König schüttelte nachdenklich sein Haupt. Hör Er einmal, sagte er dann, Er scheint mir ein gefährlicher Agitator, der aus meinen friedlichen Berliner Bürgern wahre Haimonskinder machen will! Als ich vor einigen Wochen, nach der unglücklichen Kunersdorfer Schlacht, einen expressen Kurier nach Berlin sandte, und dem Magistrat aufgab, allen Wohlhabenden und Reichen den Rath zu geben, mit Hab und Gut aus Berlin zu retiriren, da ist mein Rath auch nicht befolgt worden, da hat Er selbst den Magistrat zum Ungehorsam gegen mich aufgereizt. In Seiner eigensinnigen Verstocktheit hatte Er sogar den kecken Muth, sich mitten, durch die vom Feinde molestirte Gegend hindurchzuschlagen, und hätte Ihn mein Obristlieutenant von Pritzwitz nicht in jenem Walde gefunden, und zu mir in's Dorf gebracht, so würde sich Sein eigensinniger Kopf vielleicht recht hübsch auf der Lanze irgend eines Kosacken ausgenommen haben. Und weßhalb kam Er? Bloß um mir anzuzeigen, daß die wohlhabenden Berliner lieber zu Hause bleiben, und nicht flüchten wollten! Ja, wahrhaftig, Er ist ein seltsamer Kopf, Er stürzt sich kopfüber in Lebensgefahr und Drangsal, bloß um Seinem König anzuzeigen, daß seine Bürger ihm nicht mehr gehorchen wollen.

Der König hatte mit anscheinendem Unwillen so gesprochen, aber seine Lippen umspielte ein schwaches Lächeln, und seine großen, blauen Augen waren mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Güte auf Gotzkowsky gerichtet.

Sie wollen in diesem Fall Ew. Majestät nicht gehorchen, sagte Gotzkowsky, just, weil sie es werth bleiben wollen, die Bürger und Unterthanen Ew. Majestät zu seyn!

Der König ging einige Male mit ineinandergefaltenen Armen auf und ab, dann blieb er vor Gotzkowsky stehen, und sah ihm fest in die Augen.

Jetzt sag Er mir einmal, wie hat Er es angefangen, die Berliner so obstinat und so verschwenderisch zu machen?

Digitized by Google

Gotzkowsky lächelte. Ew. Majestät, die Berliner schätzen ihre Ehre höher, als ihr Leben.

Der König schüttelte hastig mit dem Kopf. Das red Er einem Andern vor! Sag Er es mir, wie hat Er meine Berliner dahin gebracht? Die Wahrheit aber, sag Er mir die Wahrheit!

Nun wohl, Ew. Majestät, soll die Wahrheit wissen, sagte Gotzkowsky nach einer Pause.

Ja, ja, die Wahrheit, rief der König, hastig mit dem Kopf nickend. Ich will wissen, wie Er es angefangen, den Berlinern so viel verzegenen Muth einzublasen?

Die Wahrheit ist, Majestät, daß dieß nur der Muth der Feigheit war, und daß der wohlweise Magistrat und die Kaufmannschaft von Berlin ganz entzückt war von diesem Befehl Ew. Majestät, die Wechsel nicht zu bezahlen, und daß ich mir vergeblich Mühe gab, sie an ihr gegebenes Wort, und ihre gefährdete Ehre zu erinnern!

Oh, ich wußte es ja! sagte der König. Meine guten Berliner lieben das Geld so gut, wie alle Menschenkinder! Weiter!

Nun, als ich sah, daß sie taub waren für die Stimme der Ehre, da habe ich sie die Stimme freier Klugheit vernehmen lassen! Da habe ich ihnen die Schrecknisse ausgemalt, wenn der Feind vielleicht noch einmal als Sieger zurückkehrte, und dann eine wüthende Rache nehme an der wortbrüchigen Stadt, da habe ich sie daran erinnert, daß der Feind sofort Beschlag legen würde auf alle unsere Effekten in Danzig, Kurland und Liefland, und daß man mir im russischen Hauptquartier gedroht, unsere Namen als falsche Wechselschmiede an allen freien Handelsplätzen anschlagen zu lassen.

Ihr wart also auch im russischen Lager?

Vor vierzehn Tagen Majestät. Der Magistrat von Berlin hat mich, die Reise zu unternehmen, um die, wegen General Tottlebens schnellen Abmarsch unerledigten Geschäfte zu Ende zu führen!

Und sind sie erledigt?

Ich habe dem General von Tottleben einen Revers ausstellen müssen, daß ich in vier Wochen in das russische Lager zurückkehren, und im Namen der Kaufmannschaft weiter mit ihm unterhandeln wolle.

Man hat mir gesagt, daß der russische General die Wechsel über die Kriegskontribution nur annehmen wolle, wenn Er dafür gut sagte. Ist das auch wahr?

Es ist wahr!

Und Er hat's gethan?

Ich hab's gethan.

Des Königs Auge leuchtete in Wohlwollen und Güte. d'Argens hat Recht, sagte er, Titus Livius würde von Euch geschrieben haben.

Und er ging wieder nachdenklich im Zimmer auf und ab. Eine lange Pause trat ein. Gotzkowsky war kühn genug, sie endlich zu unterbrechen.

Und die Kontribution, Majestät? Dürfen wir sie bezahlen?

Der König blieb grade vor ihm stehen.

Die Kontribution soll bezahlt werden! sagte er kurz, aber als Gotzkowsky in laute Dankesworte ausbrechen wollte, winkte ihm der König abwehrend mit der Hand. Das heißt, sagte er gebieterisch, ich selbst werde diese Kontribution bezahlen, wenn es nicht anders seyn kann. Gehe Er also, wie Er es versprochen in das russische Lager zurück, versuch Er, ob Er eine Verminderung der Summe, oder sonst einen Vortheil erlangen kann, geht es aber nicht, nun, so werde ich diese anderthalb Millionen für die Stadt Berlin bezahlen! Aber Er muß mir dafür einen Dienst erzeigen.

Welchen, Majestät? Was es auch seyn möge rief Gotzkowsky glühend, ich bin bereit zu jedem Dienst für Ew. Majestät, und müßte ich selbst mein Leben hingeben!

Der König lächelte. Nun, so schlimm ist's nicht obwohl ich etwas von Ihm fordern will, was den meisten Menschen noch schwerer wird, als das Sterben, — ich meine das Schweigen!

Und indem er seine Hand mit einem wohlwollenden und liebreichen Ausdruck auf Gotzkowsky's Schulter legte, fuhr er fort: Er soll Niemand verrathen, was ich Ihm gesagt habe, und nur ganz zuletzt, wenn es durchaus Noth thut, soll Er der Magistrat in's Vertrauen ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schwiegersohn des Kommerzienraths.

(Fortsetzung.)

„Und Du willst wirklich zu ihnen hinaus gehen?" sprach er mit einer Stimme, die vor Verwunderung und Zorn zitterte.

„Natürlich!" — antwortete ich — „Glaubst Du, daß ich den Muth habe, eine so wohlgemeinte und galante Einladung abzulehnen? Außerdem ist auch eine gute Mittagsmahlzeit, die uns nichts kostet, nicht zu verachten."

„Aber man wird Dich zum Narren haben."

„Wer? der Kommerzienrath? . . . Nein, dazu ist er ein gar zu nobler Mann, mein Freund."

„Er ist ein hochmüthiger, geldstolzer Kerl, der Alles verachtet, was nicht in Silber gemacht wer-

Digitized by Google

den kann. Glaube mir, ich kenne ihn durch und durch."

„So? Nun, so sage mir denn doch, aus welcher Zeit sich Deine Bekanntschaft mit dieser Familie datirt."

„Aus meinen Kinderjahren, als meine Eltern noch in Wohlstand und Achtung lebten. Damals war der Kommerzienrath nur ein armer Trödler und Kleiderhändler, der in dem Hause meines Vaters zur Miethe wohnte."

„Ah so."

„Aber die Zeiten veränderten sich . . ."

„Ich weiß das; Deine Eltern starben, und der Kommerzienrath wurde ein reicher Grossier. Er verdient dafür aber um so mehr Achtung, daß er sich so nach und nach in die Höhe gearbeitet hat."

„Bah! Das Glück ist zu sehr mit dem Menschen gewesen, und das hat ihn hochmüthig gemacht."

„Gleichviel! Laß ihn seyn, was er will; ich kenne ihn nur von der Zeit her, als ich seine Tochter unterwies, und in meinen Augen ist er die Artigkeit selber."

„Wirklich?"

„Ich bin nur neugierig, zu erfahren, was er in Betreff seiner Tochter auf dem Herzen hat. Wer weiß, vielleicht hat er mich zu seinem künftigen Schwiegersohn ausersehen."

„Dich?"

„Ja, warum denn nicht? Sieh mich nur einmal an, ob ich nicht passabel dazu geeignet bin?"

„Nein, mein Bester, Du bist auf einer falschen Fährte. . . . Wärst Du indessen reich oder vom Stande, so könnte es denkbar seyn; aber so wie Du jetzt bist . . ."

„Du sagtest so eben, daß er Alles verachte, was sich nicht in Silber machen ließe. Zum Teufel denn, so will der Mann mich selbst vielleicht zu Silber machen, und dagegen habe ich gar nichts einzuwenden."

„Ja, ja! Ich sage Dir bloß . . ."

„Sage gar Nichts, mein würdiger Freund! Ich habe dem Manne zu kommen versprochen und will ihm Wort halten."

„Du willst wirklich?"

„Ja, ich will! . . . und damit Basta. . . ."

Ich war genöthigt, das Ende unseres Gespräches durch einen Trumpf herbei zu führen und die vielen Einwendungen von Seiten meines Freundes zu unterdrücken, was denn auch gelang. Sobald es mir nun möglich war, riß ich mich von ihm los und begab mich mit einem prächtigen Appetit und tausend reichen Hoffnungen und Erwartungen in die Wohnung des Kommerzienraths, welche in Friedrichsberg lag.

Der Kommerzienrath empfing mich persönlich und stellte mich unverzüglich seiner kleinen Familie vor, und bei seiner Frau, so wie bei seiner Tochter, der hübschen Josephine, fand ich alle Zuvorkommenheit, die ein Fremder erwarten darf. Fast sogleich darnach begaben wir uns zu Tische. Ich bekam meinen Platz dem Fräulein Josephine gerade gegenüber und hatte somit recht Gelegenheit dazu, dieses niedliche kleine Wesen zu bewundern, welches dem Vater so schwer auf dem Herzen lag. Es war, wie gesagt, vor vier Jahren, als ich sie unterrichtet hatte; das damals dreizehnjährige Kind hatte in der Zeit alle seine Reize entfaltet und stand nun vor mir als eine schlanke, schöne Jungfrau von siebzehn Jahren, die ich kaum wieder erkennen konnte. Ihr schönes Angesicht sprudelte von Geist, Unschuld offenbarte sich in ihren freimüthigen Blicken, und in ihren Augen flammte eine ganze Welt voll Liebe. Wahrhaftig, war es des Kommerzienraths Absicht, mich als Schwiegersohn zu erkiesen, so wäre mein Loos süß und beneidenswerth gewesen und es meinerseits grausam gehandelt, dieses galante und schmeichelhafte Anerbieten abzuschlagen. Mit diesem Gedanken wurde ich nach und nach vertrauter, so daß ich zuletzt fast mich selbst, jedenfalls aber den Zweck der Mahlzeit vergaß, da meine Portion ungefähr wieder ebenso in die Küche zurückkehrte, wie sie hereingetragen war.

Als die Mahlzeit aufgehoben war, zog der Kommerzienrath mich in sein Rauchzimmer mit fort — wie er ein Kabinet nach dem Garten hinaus benannte — und beim Dampfen einer feinen Cigarre entstand zwischen uns eine gemüthliche Unterhaltung über Wind und Wetter, Stadt- und Landluft und manche andere Dinge, bis daß wir endlich so successive auf das eigentliche Thema unserer Unterredung avancirten, auf des Kommerzienraths Fräulein Tochter. Ich fragte nach ihrem Fortschritt in der Musik, und der Vater begann sogleich sich weitläufig über ihre brillanten Eigenschaften, ihren Verstand und ihre Einsicht in Alles, ihren Fleiß und ihre Häuslichkeit auszusprechen, bis daß er zuletzt rasch die vibrirende Saite anschlug, indem er den Wunsch laut werden ließ, sie im Laufe der Zeit mit einem ordentlichen Manne verheirathet zu sehen, welcher sie richtig zu würdigen verstände. Ich wurde während dieser Reden immer gemüthlicher gestimmt und unterließ nicht dann und wann einen heimlichen Blick in den Spiegel hinter mir an der Wand zu werfen, um meinem eigenen Ich einen schmeichelnden, flüchtigen Gruß zu senden, mich über die Falten in meinem Antlitze aufzuklären und mich von der Vortrefflichkeit meiner werthen Persönlichkeit noch mehr zu überzeugen. Längere Zeit fuhr der Kommerzienrath fort, sich über seine Lieblingsidee auszubreiten, während ich ihm aufmerksam zuhörte. Ich sah mich im Geiste schon verwandt mit dem reichen Manne, als dieser mich plötzlich aus meinen Träu-

Digitized by Google

men herausriß und meine Luftschlösser dadurch zerstörte, daß er mich auf zweideutige Weise nach meinem Stubengenossen befragte.

„Aber à propos?" — sagte er — „So viel ich weiß, sind Sie ein Freund des Studenten Falk..."

„Ja wohl, Herr Kommerzienrath! wir sind Stubengenossen" — antwortete ich, über diese Wendung unseres Gespräches etwas stutzig geworden.

„Kennen Sie übrigens diesen Herrn etwas genauer . . . ich meine, ob Sie dazu Gelegenheit gehabt haben?"

„O ja! Wir sind während mehrerer Jahre Freunde und Brüder gewesen."

„So? Nun gut! Er soll übrigens ein nachlässiger und träger Charakter seyn, der über Dieses und Jenes seine Studien ganz vergißt. Ist das wahr?"

„Gott bewahre, nein."

„Ausschweifend ist er auch, wie . . ."

„Nein, um Vergebung, Herr Kommerzienrath! Das ist eine schändliche Verleumdung. In der Beziehung ist er eigentlich gar zu stille und zu verschlossen in sich, er sitzt stets über seinen Büchern."

„Sonst aber soll er auch Schriftsteller seyn, sagt man . . ."

„Ja, das ist wahr, er hat einige Romane und Novellen geschrieben."

„Und diese taugen wohl alle nichts?"

Ich konnte mich nicht enthalten, über diese auffallenden Angriffe auf meinen Freund zu lächeln, hielt es andererseits aber für meine Pflicht, ihn nach Kräften zu vertheidigen, und sagte daher:

„Herr Kommerzienrath, die Werke meines Freundes zu beurtheilen, das ist eine Geschmacksache, über die man nicht streiten kann. Die Damen finden seine Schriften vortrefflich, aber die Herren . . ."

„Finden sie schlecht, nicht wahr?"

„Nein, das meine ich nicht. Aber, sehen Sie, die Arbeiten meines Freundes streifen ziemlich in's Sentimentale hinüber."

„Ah, nun verstehe ich Sie."

Und der Kommerzienrath fuhr nun fort mit Fragen über meinen Kameraden, die ich beantwortete, ohne recht zu wissen, wohin das führen sollte. Diese Wendung des Gespräches, welche mich immer mehr von meiner Lieblingsillusion entfernte, behagte mir inzwischen nicht sonderlich, und als nun eine kleine Pause in der Unterhaltung entstand, faßte ich mir den Muth, den Kommerzienrath zu befragen, was der Grund sey, daß er mich über meinen langjährigen Freund und Stubengenossen so eifrig auszuforschen suche.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Es ist bekanntlich nichts so sonderbar, was nicht ein Engländer unternähme; aber wenn man's ihnen auch nicht nachmacht, so läßt man sich doch die Resultate, die sie dabei herausbringen, manchmal gern gefallen. So hat unlängst einer sich zur Aufgabe gesetzt, die elterliche Fürsorge der Vögel für ihre Jungen genau zu untersuchen, und sich zu dem Ende ein Blaumeisen-Paar erwählt. Um ¼ auf 4 Uhr begannen die Alten ihre Arbeit und hörten erst um 8 Uhr Abends auf; sie waren also nahe an 17 Stunden ununterbrochen in ihrer Liebesthätigkeit beschäftigt. Bis 4 Uhr Morgens waren sie schon 12 Mal aus- und eingeflogen, um das erste Frühstück der Kleinen zu besorgen. Zwischen 5 und 6 Uhr flogen sie 40 Mal, und zwar jedesmal nach einer 450 Fuß von dem Neste entfernten Plantage, von wo sie bald eine große Raupe, bald zwei oder drei kleine mitbrachten. Von 9 — 10 Uhr fütterten sie wiederum 46 Mal u. s. w. Genug, er hat gezählt, daß sie bis zum Abende in Summa 475 Mal zum Neste wiedergekehrt waren.

Nach einer Korrespondenz des Pariser Moniteur aus Moskau figurirt unter den Volksvergnügen, welche auf Kosten des Kaisers bei Gelegenheit der Krönung in Moskau stattfinden werden, auch ein Monster-Mittagmahl, an welchem 25,000 Menschen Theil nehmen werden. Ueber 20,000 Hühner, mehrere Hunderte von Ochsen und Schafen werden den Gästen bei dem Mahle vorgesetzt werden, bei dessen Eröffnung der Kaiser mit der ganzen kaiserlichen Familie nach den alten Traditionen anwesend seyn wird. In früheren Zeiten erschien der Souverain auf einer Estrade, von dem ganzen Hofe gefolgt, und rief der Menge zu: „Geht, meine Kinder! Alles dieß gehört Euch!" Auf diese Ansprache stürzte sich sodann das Volk in Unordnung auf die Tische, warf Alles auf seinem Wege über den Haufen und hatte in einem Augenblick Alles abgeräumt, trotz der Vorsicht, die größten Stücke an die Tische zu nageln.

Für den Kaiser und die Kaiserin von Rußland sind zur Krönung nicht weniger als 32 Wagen bestellt, von denen zwei Drittel ganz neu gebaut sind und der Rest ausgebessert und vergoldet wurde. Die Kosten werden auf eine halbe Million Gulden geschätzt. Für die Kaiserin wird die Karosse restaurirt, in welcher die Kaiserin Elisabeth vor 115 Jahren zur Krönung fuhr. Alles an den Wägen scheint aus solidem Golde und auch die Geschirre und Schabracken strahlen von Gold und Edelgestein.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ignatz Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 212 Donnerstag, 4. September 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Wie Majestät, rief Gozkowsky schmerzlich, Sie wollten Ihren Berliner Bürgern das Glück entziehen, Ew. Majestät ihre Dankbarkeit, ihre gränzenlose Liebe auszudrücken? Berlin soll nicht einmal erfahren, wie gnädig und gütevoll Ew. Majestät sich ihm beweisen will?

Ich liebe nicht das viele Wortgeklingel und das Kränzewerfen, sagte der König. Die Leute, welche uns Lorbeerkränze werfen, würden herzensfroh seyn, wenn sie mit dem Lorbeerkranz, den sie werfen, uns zugleich den Kopf blutig schmeißen könnten! Ach, geht mir mit Eurem Kränzewerfen, und Euren schönen Reden, ich will nichts davon wissen! Er bezahlt die Kriegs-Kontribution, das heißt, Er legt es aus, und ich geb es Ihm wieder! Das ist das Ganze, und nun kein Wort mehr davon.

Und gleichsam, als fürchte er, Gozkowsky möge es dennoch wagen, seinem Wunsche zuwider zu handeln, fuhr er rascher fort: Jetzt erzähle Er mir von Berlin, und vor allen Dingen von unserer Gallerie in Sanssouci. Wie steht es damit!

Sie ist vollendet, Majestät, und Alles strömt schaarenweise dahin, sie zu sehen.

Nur ich muß wie ein Flüchtling und Don Quixote mich umher treiben, sagte der König leise in sich hinein, und kann nicht einmal mein eigenes Haus betreten! Und das nennen sie, „das Glück der Könige," sagte er dann laut, indem er sich wieder zu Gozkowsky wandte.

Hat Er die Gallerie gesehen, seit der Feind darin hauste?

Ja, Majestät, Fürst Esterhazy war dieser edle Feind! Er hat Sanssouci gehütet, wie ein Heiligthum, und als er es verließ, hat er nur ein einziges kleines Bild als Angedenken mit hinweg genommen!

Der König nickte freundlich. Ich weiß es, und das ist die einzige Freude, die ich seit langer Zeit gehabt. Ich werde meine Titians und Correggio's, meine Rubens und Van Eyk's, die Er mir gekauft, einst wiedersehen! — Aber jetzt erzähle Er mir von Charlottenburg! Wie steht es damit? Aber hör Er! Die Wahrheit! Ich merk's wohl, daß Niemand darüber mit der Sprache recht heraus, Niemand mir die Wahrheit sagen will! Sie fürchten meinen Zorn! Aber Er ist ein tapferer Mann, Er fürchtet selbst die Kosacken nicht, Er wird also auch den Muth haben seinem König die Wahrheit zu sagen! Wie steht es mit Charlottenburg! Ich will es wissen! Die Sachsen hausten dort? Was thaten sie?

Und jetzt erzählte Gozkowsky, oft unterbrochen von des Königs heftigen und zornigen Ausrufungen, von diesem barbarischen und grausamen Vandalismus, den die Sachsen am Schlosse zu Charlottenburg geübt, von ihrer wilden Zerstörungswuth und ihrer schonungslosen Grausamkeit.

Und die Polignac'sche Sammlung? fragte der König athemlos.

Sie ist fast ganz vernicht worden!

Der König sprang von seinem Lehnsessel empor, und seine Augen schossen zornige Blitze. Jetzt war er nicht mehr der Philosoph, der Dichter, sondern der flammende Kriegsheld, den es gelüstet nach Kampf und blutiger Rache!

Erzähle Er! Erzähle Er! Ich will Alles wissen! sagte der König, jedes Wort mühsam hervorstoßend, und mit großen Schritten auf- und abgehend.

Als aber dann Gozkowsky ihm berichtete, als er ihm von dieser Barbarei erzählte, welche selbst die Heiligthümer der Kunst nicht geschont hatte, da verfinsterte sich des Königs Angesicht immer dunkler, und einen Moment schoß eine glühende Zornesröthe über seine etwas blassen Wangen hin. Einmal streckte er den Arm drohend empor, gleich dem Donnerer Zeus, welcher den Blitzstrahl schleudert, und sein flammender Blick richtete sich nach Oben, als wolle er, wie Theseus die Rache der Götter herniederbeschwören auf den entarteten Sohn.

Als Gozkowsky geendet, sagte der König kurz und heftig: Es ist gut! Sehr gut! — Und mit hastigen Schritten das Zimmer durchschreitend, rief

Digitized by Google

er die Thür auf, welche in den Vorsaal führte, und rief: Saldern!

Sofort erschien der General von Saldern in der geöffneten Thür. Der König befahl ihm einzutreten und die Thüre zu schließen, dann sagte er mit kurzem, entschiedenem Ton: „Er geht morgen mit einem Detaschement Infanterie und Kavallerie in aller Stille nach Hubertsburg, besetzt das Schloß, läßt alle geldwerthe Möbel sorgfältig aufschreiben und einpacken. Ich will nichts davon haben, ich werde das daraus gelöste Geld dem Lazareth assigniren, und Ihn auch nicht vergessen!

Eine Pause trat ein. General von Saldern blieb unbeweglich, in steifer militärischer Haltung an der Thüre stehen. Der König sah ihn erstaunt an. Nun, hat Er's gehört.

Ich habe es gehört, Majestät! sagte der General. Aber Ew. Majestät halten zu Gnaden, dieß ist wider meine Ehre und meinen Eid.

Der König zwang sich sichtlich gelassen zu seyn, denn er liebte den General Saldern als einen tapfern und edlen Offizier.

Er würde recht haben, sagte er, wenn ich dieses desperate Mittel nicht zu einem guten Zweck gebrauchen wollte. Aber, hör Er einmal: der Kopf der großen Herren fühlt es nicht, wenn den Unterthanen die Haare ausgerauft werden; man muß sie da angreifen, wo es ihnen selbst wehe thut! Und das will ich! Der Churfürst von Sachsen soll erfahren, wie es thut, wenn Einem das liebste Eigenthum zerstört wird! Wir wollen ihn lehren, menschlich und gesittet zu seyn! Er geht daher nach Hubertsburg und thut, wie ich Ihm gesagt habe!

General Saldern's Antlitz war bleich geworden, und ein tiefer Schmerz sprach aus seinen Zügen, als er ernst und fest erwiderte: Ew. Majestät schicken mich stehenden Fußes, den Feind und dessen Batterieen anzugreifen, so werde ich herzhaft gehorchen; aber wider die Ehre, Eid und Pflicht kann ich nicht, darf ich nicht!

Der König stampfte wild mit dem Fuße, und seine Augen flammten in drohendem Zorn. Er wird gehorchen, wie es Seine Pflicht ist! Er hat auf keine andere Stimme zu hören, als auf die befehlende Stimme Seines Königs, sagte er mit donnerndem Ton.

General Saldern erwiderte ruhig: Doch, Majestät, ich muß der Stimme meiner Ehre gehorchen! Ew. Majestät werden diese Kommission leicht einem Andern übertragen können.

Der König wandte sich mit unwilligem Stirnrunzeln ab und ging hastigen Schrittes auf und nieder. Dann blieb er neben Saldern stehen und legte ihm sanft die Hand auf die Schulter.

Hör Er, Saldern, gehorch Er! Geh Er nach Hubertsburg.

Ich kann nicht, Majestät.

Er will also nicht reich werden! sagte der König, indem er sich abwandte. Er wird seinen Abschied nehmen! Ich kann keine Soldaten gebrauchen, welche nicht den Gehorsam als ihre erste Pflicht betrachten!

Ich will hiermit um meinen Abschied gebeten haben, Majestät!

Er hat ihn! Geh Er!

General von Saldern machte eine militärische stumme Verbeugung, und verließ das Gemach.

Geh er auch! sagte der König zu Gotzkowsky, welcher ein schweigender, unfreiwilliger Zeuge dieser Scene gewesen war. Geh Er, und sag Er meinem Adjutanten, er soll mit sogleich den Quintus Icilius holen!

Wenige Minuten später trat der Major Quintus Icilius zum König ein.

Er geht nach Hubertsburg mit einem Detaschement Infanterie und Kavallerie, und räumt das Schloß aus, sagte der König mit barschem Ton.

Der Major Quintus Icilius hütete sich wohl, dem Könige zu widersprechen. Er hatte schon im Vorzimmer von Saldern's Schicksal erfahren, zudem widersprach dieser Auftrag seiner Neigung ganz und gar nicht.

Er liefert nur hunderttausend Thaler für das Lazareth ab, das Uebrige kann Er für sich behalten! fuhr der König fort.

Zu Befehl, Majestät! Soll ich sogleich aufbrechen?

Der König warf ihm einen unwilligen Blick zu. Hat Er es so eilig, reich zu werden? sagte er. Geh Er, ich werde Ihm Zeit und Stunde noch näher bestimmen.

Als der König wieder allein war, ging er lange noch sinnend und nieserst in seinem Kabinet auf und ab. Einmal blieb er am Fenster stehen, und seine strahlenden, blauen Augen richteten sich mit einem schwermüthigen Ausdruck gen Himmel.

Arme Narren, die wir sind, sagte er seufzend, haben nur einen Augenblick zu leben, und machen uns diesen Augenblick so bitter, als nur irgend möglich ist, und gefallen uns darin, die Meisterwerke der Industrie und Kunst zu zerstören, indem wir uns selber damit ein fluchwürdiges Denkmal unserer Verheerungen und unserer Grausamkeit aufrichten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Schwiegersohn des Kommerzienraths.

(Fortsetzung.)

Der reiche Mann lächelte und nahm eine geheimnißvolle Miene an.

„Ja, sehen Sie, mein lieber Herr Simmenthal,“ — nahm er endlich wieder das Wort — „das ist strenge genommen ein Geheimniß. Aber ich sehe Sie als einen vernünftigen Mann an, gegen den ein Vater sich wohl aussprechen kann, und darf.“

Bei diesen Worten stellte ich natürlich sogleich ein sehr frommes, ernstes Angesicht auf, und versicherte dem Kommerzienrath meine unverbrüchliche Verschwiegenheit; er war bereitwillig genug, mir auf Kavalierparole zu glauben.

„Ihr guter Freund, der Student Falk,“ nahm er den Faden des Gespräches wieder auf, „ist mir von früheren Zeiten her bekannt. Ich war damals nur ein einfacher Handelsmann und hatte meinen kleinen Laden in dem Hause seiner Eltern. Damals war ihr Freund noch nicht größer als so (er maß die Höhe mit seiner Hand ab), und Josephine und er waren stete Spielgenossen.“

„Ah so!“

„Es sind nun mehrere Jahre seit der Zeit vergangen ... ich glaube acht, wenn's nicht noch mehr sind ... die Zeiten haben sich verändert; Beide haben die Kinderschuhe abgestreift und sind erwachsene Menschen geworden, die in diesem Leben weiter streben müssen. Inzwischen bin ich nun dahinter gekommen, daß die Kameradschaft der Kinder in's reifere Alter mit hinüber gegangen ist.“

„Wie das, Herr Kommerzienrath?“

„Kurz und gut, ich habe bemerkt, daß weder Herr Falk noch meine Tochter ihre zusammen verlebte Kindheit vergessen haben, sondern noch die Freundschaft treu für einander bewahren, die sie in jenen Tagen geschlossen hatten.“

„Was? Sie meinen doch nicht, daß ...“

„Ich meine, daß der Student meine Tochter liebt ...“

„Und Fräulein Josephine?“

„Liebt ihn wieder!“

Ach, da waren meine Illusionen mit einem Male wie ein Kartenhaus zusammen gestürzt. ... Es war also mein Kontubernal und nicht ich, von dem die Rede war. Grausame Täuschung. ... Und ich, der ich mich schon halbwegs als ein Glied der kommerzienräthlichen Familie angesehen hatte ... ja, ja, da war ich schön auf den Strand gerathen.

Der Kommerzienrath fuhr fort:

„Lange hatte ich dieses Verhältniß geahnt, und diese meine Ahnung erhielt die Bestätigung, als ich eines Tages ... es können wohl ein paar Monate her seyn, th. einen Besuch von Ihrem Freunde empfing. Er kam gewußt wie ein Freier ...

„Ah, was ich höre!“

„Mit wenigen Worten gestand er mir seine Liebe zu meiner Tochter ... eine Liebe, die schon lange im Geheimen erwidert worden war, und bat darauf um meine väterliche Einwilligung.“

„Und Sie?“

„Unterbrechen Sie mich nicht! ... Es waren mehrere Jahre vergangen, wie gesagt, seitdem ich ihn gesehen hatte, jetzt stand er mir als ein Fremder gegenüber. Sein Aeußeres gefiel mir, aber wie es mit seinem Innern stand, das war mir unbekannt. Da mir aber das Wohl meines Kindes so sehr am Herzen liege, als selbiges dem Ersten Besten in die Hände zu geben, so bekam er natürlich einen kurzen Bescheid.“

Bei diesen Worten fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Mein Freund war verliebt und liebte ohne Hoffnung; unglückliche Liebe war also der Grund seiner räthselhaften Melancholie, der krankhaften Stimmung, in welcher er sich fortwährend befand. O, wo hatte ich denn doch meinen Verstand gehabt, daß ich das nicht schon lange entdeckt hatte.

„Es war mir etwas auffallend,“ — fuhr der Vater fort — „ein solches Geständniß aus dem Munde eines Fremden zu hören. Meine Tochter erwiderte seine Liebe! ... Das war mehr, als in meinen Kopf wollte; inzwischen hielt ich das Ganze für eine bloße Kinderei, mußte aber doch bald erfahren, daß mehr Ernst dabei im Spiele war, als ich dachte. Meine Tochter schwindet hin, sie grämt sich ohne es gestehen zu wollen ... kurz: sie ist seit der Zeit ganz und gar verändert, so daß ich bald und bald die Folgen fürchten muß.“

„Wirklich? So sehr liebt sie ihn also?“

„Sicherlich thut sie das! Und um nun nicht durch eine unnütze Härte mein einziges Kind in's Grab zu bringen, was endlich das Ende davon seyn würde, wie ich überzeugt bin, so habe ich beschlossen, meinen väterlichen Segen zu ihrer Verbindung mit ihrem Auserwählten zu geben, wenn sie als eine vernünftige Vereinigung angesehen werden kann. In dieser Veranlassung habe ich es gewagt, mich Ihrer werthen Person zu bemächtigen. Sie kennen den jungen Mann, nennen ihn Freund und ... nicht wahr? ... Sie werden mir Alles mittheilen, was Sie von ihm wissen, und wir sagen, inwiefern Sie glauben, daß er meiner Tochter würdig ist. Ich bitte Sie freundschaftlich darum.“

„Bravo!“ — dachte ich bei mir selbst — „Von mir also hängt es ab, auf mir allein beruht es, ob mein Kontubernal Josephine als seine Braut heimführen oder nicht.“ Und mit einer Theilnahme, die

Digitized by Google

nur ein Bruder empfinden kann, erzählte ich dem Kommerzienrathe alles, das Gute, was ich von meinem Freunde wußte. Nicht im Mindesten war ich darüber verdrießlich, daß ich zu seinem Glücke beitragen mußte, wozu ich übrigens wohl berechtigt seyn konnte, da das auf Kosten meiner gehegten Illusionen geschah. Schweigend und gedankenvoll hörte der reiche Mann mir zu, und als ich mich nun ausgesprochen hatte, drückte er mir herzlich die Hand.

„Ich danke Ihnen, mein Herr,“ sagte er. „Sie haben mir heute einen wesentlichen Dienst geleistet, für welchen ich Ihnen ewig verbunden seyn werde. Sie sind ein Mann von Wort, ich glaube Ihnen in allen Beziehungen. Da will ich denn über die Wahl meiner Tochter beruhigt seyn. Doch jetzt über diese Sache kein Wort weiter. Morgen hoffe ich Sie wieder bei uns zu sehen, und da bitte ich Sie noch, daß Sie Ihren Freund mitbringen wollen, auf daß wir die bekannte Sache von selbst zu Ende kommen lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Selbstmord macht gegenwärtig in Paris durch die eigenthümlichen Umstände, unter welchen er vor sich ging, viel von sich reden. Ein Herr N., welcher von seiner Frau getrennt lebte, wurde in Folge eines Prozesses angewiesen, sie wieder in's Haus aufzunehmen. In Folge dieses richterlichen Spruches verfiel er in Schwermuth, die mit dem Herannahen des zur Aufnahme bestimmten Tages zunahm. Einige Tage vor Verübung der That brachte er einen Tischler ins Haus und ließ an der Decke eines Ankleidezimmers eine starke Ringschraube befestigen, und dann richtete er selbst in der Mitte des Zimmers ein Querholz in der beiläufigen Höhe der Brust eines Mannes auf. Auf dieses Querholz befestigte er ein Gewehr derart, daß, wenn er sich an der Ringschraube aufhängte, der Lauf des Gewehres auf seine Brust gerichtet seyn mußte. Nach diesen Vorbereitungen schritt er zum Werke. Am 22. August Morgens wurden seine Nachbarn durch einen Schuß geweckt; als man in die Wohnung drang, fand man ihn hängend und durch einen Druck mit dem Ladstock auf die Zunge des Gewehrschlosses durch das Herz geschossen. In den Strick hatte er seine goldene Busennadel gesteckt und an diese seinen Trauring gehängt, in welchem sich Haare von seiner Frau befanden; die Nadel hielt gleichzeitig ein kurzes Gedicht an seine Frau fest, in welchem er sie versichert, daß er nach ihrem unglücklichen Zusammenleben kein Anbenken an sie in's Grab mitnehmen könne, und sie bittet, nicht mehr seinen Namen zu tragen, noch denselben durch seine Kinder tragen zu lassen. Außerdem hatte er an die Wand seines Speisezimmers ein eigenhändig geschriebenes Testament befestigt, in welchem er über seine Habe zu Gunsten eines Freundes verfügt und welches mit den Worten beginnt: „Dreizehn Stunden vor meinem Tode, gesund an Leib und Seele, habe ich geschrieben, was folgt.“ Am Schlusse folgten nach seiner Namensfertigung die Worte: „Eine Stunde vor meinem Tode.“

[Wie man Gespenster bannt.] Eine junge hübsche Dirne, die Tochter einer Waschfrau zu Lyon, war auf dem Punkte, sich mit einem ausgedienten schmucken Soldaten zu verheirathen, der sich in Afrika das Kreuz der Ehrenlegion erworben. Seltsamer Weise verschob die Schwiegermutter plötzlich den Hochzeitstag, ohne den Grund der Verzögerung angeben zu wollen. Diese Vertagung fand noch ein paar Mal statt. Der Eidam in spe drang endlich auf eine bestimmte Erklärung. Da vertraute ihm denn die Alte mit bebendem Herzen, ein Gespenst, in ein weißes Leichentuch gehüllt, habe ihr mit hohler Grabesstimme die Verheirathung ihrer Tochter verboten. Auch pflege dasselbe jedesmal zu erscheinen, so oft der Hochzeitstag festgesetzt werde. Letzteres geschah nunmehr auf Rath des Soldaten nochmals, der Bräutigam aber versteckte sich, mit einem tüchtigen Knüttel versehen, unter dem Bette der Schwiegermutter. Das Gespenst erschien auch richtig, eine gewaltige Tracht Prügel zwang es jedoch, sein Inkognito aufzugeben, und siehe da, der vermeintliche Geist war Niemand anderer, als ein verliebter Nachbar, der gern selbst die Rolle des Brautwerbers gespielt hätte.

Jedes Land bemüht sich, den Schmuck des „vaterländischen“ Gesandten bei der Kaiserkrönung in Moskau als den glänzendsten zu preisen. Die Engländer dehnen jetzt ihr Lob sogar auf den Schmuck der Gemahlin des brittischen Botschafters, Lady Granville, aus. Sie sagen, daß die Lady in Moskau einen Kopfschmuck tragen wird, der seines Gleichen kaum haben dürfte. Dieser sowohl, wie das Halsband und der Brustschmuck, ist aus den schönsten Cameen der Sammlung des Herzogs von Devonshire zusammengesetzt, im Holbeinstyl gefaßt und von unermeßlichem Werthe. Lord Granville selbst zählt nicht zu den Reichsten in England, wohl aber sein Oheim, der kinderlose Herzog von Devonshire, der ihm die Familienschätze zur Verfügung stellt.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Meffert Wailandt'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 213 Freitag, 5. September 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

XXXIX.

Das Winterquartier in Leipzig.

Der König von Preußen hatte Meißen verlassen und sich nach Leipzig in die Winterquartiere begeben. Er wollte den Winter in einer Universitätsstadt zubringen, und statt der rauhen Gefährten des Krieges wollte er sich einmal wieder mit Gelehrten und Künstlern, mit Dichtern und Musikern umgeben. Er rief seine Kapelle von Berlin herbei, und ladete die Professoren der Universität Leipzig an seine Tafel.

Leipzig, die reiche und luxuriöse Kaufmannsstadt war also für einige Monate in eine königliche Residenz verwandelt, aber sie hatte dieser Wandlung sich nur widerwillig unterzogen, und es war ganz gegen ihren Wunsch gewesen, daß sie statt der Bundestruppen den preußischen König in ihren Mauern aufnahm. — Der König wußte das, und hatte kein Erbarmen mit dieser reichen Stadt, deren unwillkommener Gast er war. — Hätte Leipzig das preußische Heer freundlicher und bereitwilliger aufgenommen, so würde es geschont worden seyn, aber dieses sein trotziges und mürrisches Betragen, seine glühende Parteinahme für Oesterreich, dessen Bundesgenosse Sachsen war, konnte natürlich die Erbitterung nur steigern, und den Unmuth nur erhöhen.

Wenn Leipzig denn die Preußen als Feinde betrachtete, so wollte man auch als Feind handeln.

Ungeheure Kontributionen wurden der Stadt auferlegt, und trotz des frühern schriftlichen Versprechens des Königs, daß die der Stadt Leipzig aufzuerlegenden Lieferungen die Höhe von fünfmalhunderttausend Thalern nicht übersteigen sollten, wurden jetzt immer neue Forderungen gemacht, immer neue Kontributionen auferlegt. Vergebens bat und flehte der Magistrat um Erbarmen und Gerechtigkeit, vergebens betheuerte die Kaufmannschaft, daß ihre Mittel erschöpft, und sie außer Stande ware, noch fernere Zahlungen zu leisten! Man bestand fest und mit eiserner Beharrlichkeit auf den einmal gestellten ungeheuren Forderungen, und da die widerspenstige Stadt nicht aufhörte, sich zu widersetzen, suchte man sie durch Drohungen einzuschüchtern. Man ließ Pechkränze an den Häusern aufhängen, und schwur, die ganze Stadt in Asche zu legen, wenn Leipzig nicht sofort die verlangte Million Thaler bezahlen würde! Aber die unglücklichen Bewohner Leipzigs waren schon zu diesem Höhepunkt der Verzweiflung gelangt, wo man auf Alles gefaßt ist, und nichts mehr fürchtet, weil man nichts mehr zu verlieren, und daher vor nichts mehr sich zu fürchten hat! — Sie erklärten, nicht zahlen zu können, und ihr Wort mit dem Tode besiegeln zu wollen.

Man nahm nun die Pechkränze wieder von den Häusern fort, aber man bemächtigte sich der angesehensten und reichsten Einwohner von Leipzig und warf sie in's Gefängniß, man verschonte selbst die Behörden nicht, und schleppte selbst die ersten Beamten des Magistrats in's Gefängniß! Und in welches Gefängniß! In unwürdigster Weise, einer Heerde Schafe gleich, sperrte man sie ein in Räumen die kaum im Stande waren, die Schaaren dieser Unglücklichen zu fassen, feuchtes Stroh war ihre Lagerstätte, und Brod und Wasser ihre einzige Nahrung, welche ihnen mit grausamen, höhnenden Worten von ihren preußischen Kerkermeistern dargereicht wurden. — Aber selbst diesen ward diese Last endlich zu groß, sie ermüdeten in ihrem grausamen Dienst, und suchten ihn sich zu erleichtern. Man hatte anfangs einhundert und zwanzig Gefangene gehabt, aber nach vierzehn Tagen nutzloser Qual entließ man die größte Zahl derselben, und behielt nur siebzehn zurück, natürlich, daß dieß die reichsten und vornehmsten Bewohner Leipzigs waren. Und diese armen Geißeln, diese verwöhnten Söhne des Reichthums und der Eleganz hatten jetzt die ganze Schwere des Unglücks, den ganzen Zorn des siegreichen Feindes zu tragen. Sie, welche das Leben verwöhnt, und weichlich gemacht, mußten sich jetzt den größten Entbehrungen, den härtesten Leiden unterziehen. Der kalte Erdboden war

Digitized by Google

ihr Lager, ein hingeworfenes Stück Brod ihre Nahrung und ein Festtag war es für sie, wenn es vielleicht irgend einer der schönen Frauen Leipzigs gelungen war, die Erlaubniß zum Besuche des gefangenen Gatten oder Bruders zu erlangen, und sie unter dem seidenen Gewande ein Stückchen Fleisch oder ein Töpfchen Suppe hatte bergen können.

Vielleicht hätte man sie minder grausam, minder barbarisch behandelt, wenn der König von diesen Unmenschlichkeiten gewußt, oder, wenn er geglaubt hätte, daß diese Zahlungsunfähigkeit Leipzigs kein nichtiger Vorwand, sondern der Wahrheit gemäß sey.

Aber der König, gelangweilt von den ewigen wiederholten Klagen, mißmuthig über das widerwillige Betragen Leipzigs, und eingedenk des vandalischen Benehmens der Sachsen in Charlottenburg, der König hatte strengen Befehl ertheilt, ihn nicht ferner mit dieser Angelegenheit zu belästigen, und ihm erst dann wieder von derselben zu sagen, wenn man ihm zugleich berichten könne, daß die verlangten Summen von der Stadt bezahlt worden seyen.

Und damit war der armen Stadt Leipzig das Urtheil gesprochen. Niemand wagte es jetzt, dem König von diesen Martern und Qualen zu berichten, welche man an diesen unglücklichen Geißeln der unglücklichen Stadt ausübte, Niemand hatte den Muth, ihn um Mitleid anzuflehen für Die, deren einziges Verbrechen darin bestand, daß ihre Reichthümer erschöpft, ihre Kassen ausgeleert waren, und ihnen keine Mittel mehr boten, diese ungeheuren Summen, welche man von ihnen forderte, zu bezahlen.

Der König wußte daher nichts von diesen Martern und Qualen, welche seine Beamten diesen angesehenen und edlen Bürgern Leipzigs auferlegten, und seine Höflinge und Satelliten, wie gesagt, wagten es nicht, ihm davon zu erzählen.

Während also Leipzig in Jammer und Wehklagen sich verzehrte, während seine angesehensten Einwohner in schmachvollem Kerker schmachteten und seine Frauen und Töchter in Leid und Gram hinsiechten, herrschte eine ununterbrochene Ruhe und ein köstlicher Friede in dem Hause, welches der König von Preußen bewohnte. Man musizirte und las, und inmitten dieser süßen Zerstreuung und dieser behaglichen Stille entwarf Friedrich die Pläne zu seinen nächsten Feldzügen, zu neuen, großen Unternehmungen.

Er hatte sich Fasch und Quanz aus Berlin kommen lassen, um zu musiziren, den Marquis d'Argens, um mit ihm zu philosophiren, und seine Hunde, um mit ihnen sich zu amüsiren! — Der König, welcher Menschenkenner genug war, um diese armen, schwankenden, irrenden und gebrechlichen Menschen von ganzem Herzen zu verachten, der König war Hundekenner genug, um diese treuen gehorsamen, unterwürfigen Thiere von ganzem Herzen zu lieben, und ihnen seine ganze Sorgfalt zuzuwenden.

Er, welcher es nicht hörte, daß um ihn her eine ganze Stadt in Wehklage und Jammer erseufzte, er war aufmerksam auf den kleinsten Wehelaut seiner Biche, oder der Favoritin Psyche, und niemals würde er Dem verziehen haben, welcher es gewagt hätte, Einen seiner Hunde zu behandeln, wie man so viele edle und angesehene Männer Leipzigs behandelte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schwiegersohn des Kommerzienraths.

(Fortsetzung.)

Wir kehrten jetzt in's Wohnzimmer zurück, wo sich im Schooße der Familie noch einige angenehme Stunden verbrachte. Kein Wort wurde in Familien-Angelegenheiten gewechselt, und außer dem Vater und mir wußte Niemand, welche Anstalten zu Josephine's Glück getroffen worden waren. Das schöne Kind zeigte sich so freundlich und zuvorkommend gegen seine Eltern, daß man kaum vermuthen konnte, ihre feine Blässe der Wangen, wodurch ihre Schönheit erhöhet würde, sey eine Folge der Sorge, das Zeichen von geheimen Leiden, die ihr junges Herz verzehrten. Der Kommerzienrath war lauter Aufmerksamkeit und wußte selbst nicht recht, wie er seine Dankbarkeit an den Tag legen sollte. Zum Schlusse lud er mich ein, mit ihm und seiner Familie das Theater zu besuchen, woselbst ihm einige gute Plätze im Parket zu Gebote standen. Mit Freuden nahm ich dieß Anerbieten an. Freilich hatte ich meiner Verlobten das Versprechen gegeben, sie an dem Abend zu besuchen; aber wie konnte ich unter diesen Umständen daran denken, ihr Wort zu halten?

Gegen 6 Uhr fuhren wir in einem offenen Wiener Wagen in die Stadt hinein; denn in jenen Tagen brauchten die Leute sich nicht wie jetzt in einer verschlossenen Kutsche sorgfältig zu verbergen, wenn es galt, in's Theater zu kommen. Es war noch ziemlich hell am Tage, und unser Weg ging unglücklicher Weise durch die Straße, wo meine tugendgezierte Verlobte wohnte.

Ich sah sie schon in einiger Entfernung am Fenster sitzen in ihrer ganzen Pracht, und da ich ihren forschenden Blicken nicht entgehen konnte, so machte

Digitized by Google

ich aus der Nothwendigkeit eine Tugend und grüßte sie so freundlich als möglich. Gott weiß übrigens, was meine Geliebte dachte, als sie mich auf dem Wagen, einem hübschen Fräulein zur Seite, sitzen und mich mit dem Alten ganz familiär unterhalten sah. Ich erinnere mich nur, daß sie mir einen Blick zuwarf, der eben so viel Erstaunen als Vorwurf ausdrückte — oder mit anderen Worten gesagt: sie lieh mir ein Paar Augen, die durch Mark und Bein drangen. Inzwischen glaubte ich nicht, daß die Uebrigen diesen stummen Wechsel der Blicke bemerkten; ich schüttelte daher den Eindruck von mir ab und kam mit den Anderen glücklich und wohlbehalten im Theater an.

Ich würde diesen unseren Besuch in dem alten Schauspielhause nicht erwähnt haben, wenn er nicht die Einleitung zu anderen Begebenheiten gebildet hätte, die mich noch jetzt zum Lachen bringen, während ich diese Geschichte niederschreibe. Kaum hatte ich in aller Bequemlichkeit und Ruhe neben dem Fräulein meinen Platz eingenommen, und meine Lorgnette in dem Unterfutter meines Fracks abgeputzt, als mein Auge auch schon den verdammten Manichäer entdeckte, der mich an demselben Morgen vor Gericht geführt hatte, und mich nun von seinem bescheidenen Platz an der Thüre aus, mit einem Blick betrachtete, als wenn er seinen eigenen Augen nicht mehr glauben wollte. Ich grüßte ihn mit einer gesuchten Vornehmheit und zog darauf den Kopf zurück, um Josephine mit wichtiger Miene eine Bemerkung zu machen; aber krumm und geschmeidig im Rücken, wie ein Hofjunker, erwiderte mein Kreditor meinen Gruß mit demselben Anstand, als wenn ich ein König und nicht ein armer, verschuldeter Musiklehrer gewesen wäre. Wie mich das amüsirte! Der Jude hatte über meinen Theaterbesuch mit dem steinreichen Kommerzienrath gewiß so seine eigenen Gedanken, und das war Wasser auf meiner Mühle; der Schein hatte für mich fast denselben Werth, wie die Wirklichkeit — es kommt Alles nur auf den Standpunkt an.

Welches Stück an dem Abende gespielt wurde, das habe ich jetzt vergessen. Ich erinnere mich nur, daß es die erste Aufführung eines französischen Lustspieles war — eins von jenen Ausgeburten einer kühnen Phantasie, die auf dänischem Grunde ein paar Mal über die Bretter gehen, und dann als Futter für Motten und Würmer hingelegt werden. Inzwischen hatte ich Phantasie genug, mich nicht über das »langweilige Drama zu langweilen«; ich vergaß die Scene, das Stück, die Schauspieler, Alles über meine schöne Schülerin, die in dem Augenblicke wie ein lächelnder Engel an meiner Seite auf der gepolsterten Bank saß.

Endlich war denn die Vorstellung zu Ende; die Eltern gaben ihr Signal, die Liebenden jubelten, das Publikum pfiff, der Chor gratulirte, der Vorhang fiel, — und ich bot meiner Dame den Arm, um sie zum Wagen zu führen.

Mit wirklich beklommenem Herzen wünschte ich dem lieblichen Wesen eine gute Nacht und dankte ihr aufrichtig für die schönen Stunden, die ich in ihrer Nähe verlebt hatte. Der Kommerzienrath erinnerte mich wiederholt an mein Versprechen für den nächsten Tag, und nachdem alle Abschieds-Ceremonien beendigt waren, empfahl ich mich und eilte blitzschnell in mein bescheidenes Junggesellen-Haus zurück.

Mein Stubengenosse war daheim und lag im Dunkeln auf dem Sopha, klimperad auf seiner Guitarre. Ich wollte sogleich mit Allem herausrücken, was mir auf dem Gewissen lag; aber da mein guter Theodor an dem Abend in einer besonders unleidlichen Stimmung sich befand, so hielt ich klüglich den Mund und gelobte ihm zur Strafe, daß er bis Morgen warten solle, ehe er sein Geschick, das eine so lächelnde Miene für ihn angenommen, erführe, worauf ich mich denn in's Bett begab, um von einem Glück zu träumen, das ein Anderer genießen sollte, in Folge der bereits getroffenen väterlichen Bestimmung.

Ich hatte träumen wollen, wie gesagt, mir träumte aber gar nichts. Mein Kopf war zu voll, und ich fiel bald in einen tiefen Schlaf, aus dem ich erst wieder erwachte, als die Sonne am nächsten Vormittage hell in mein Fenster herein schien. Ich vernahm das gewöhnliche Geklimper auf der Guitarre und wußte nun sogleich, daß mein Freund schon auf den Beinen war, beschäftigt mit seinen alten Meriten. Rasch warf ich mich in meinen Schlafrock und ging zu ihm in's Zimmer hinein. Der erste Morgengruß, den ich empfing, war ein versiegeltes, kleines Billet, ich öffnete selbiges — es war von meiner Verlobten und enthielt nur folgende Zeilen:

»Das letzte Mal, wie Du bei mir warst, bestimmtest Du auf heute eine Spaziertour in den Wald hinein; doch davon will ich Dich befreien, da ich mir sehr gut denken kann, daß Du Anderes zu thun hast, als zu dienen

Deiner ergebenen Freundin

Maria Träst.«

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Zu den Träumereien der Cabbala gehören folgende in der That merkwürdige Zahlenverhältnisse.

Digitized by Google

hinsichtlich der Geburtsjahre, der Regierungsdauer und des Alters russischer Selbstherrscher, einen namhaften — selbst für denjenigen, welcher jene gleichgültig erachtet, interessanten — Beitrag. Man höre nur: Kaiser Alexander I. war geboren 1777; diese einzelnen Zahlen zusammen addirt geben 22 Jahre; er bestieg den Thron 1801, macht zusammen addirt 10 Jahre; er starb 1825, macht addirt 16 Jahre; Summa Summarum: 48 Jahre. — 48 Jahre war aber Kaiser Alexander I. alt, als er Todes erblich. — Kaiser Nikolaus war geboren 1796; macht zusammen addirt 23 Jahre; bestieg den Thron 1825, macht addirt 16 Jahre; starb 1855, macht addirt 19 Jahre; Summa Summarum: 58 Jahre. — 58 Jahre war aber Kaiser Nikolaus alt, als er von dem Schauplatze seiner irdischen Thätigkeit abgerufen wurde. Nicht weniger überraschend und merkwürdig wird folgendes Zahlenverhältniß erscheinen: Die Kaiserin Katharina war 34 Jahre alt, als sie den russischen Thron bestieg und regierte 34 Jahre; Kaiser Paul war bei seinem Regierungsantritte 42 Jahre alt und regierte 4,2 Jahre, d. h. 4 Jahre und 2 Monate, in Dezimalen ausgedrückt, wie es in Rußland üblich; Kaiser Alexander I. war 24 Jahre alt, als er auf den russischen Kaisertron gelangte, und regierte 24 Jahre. Kaiser Nikolaus hatte ein Alter von 29 Jahren erreicht, als er den Herrscherstß seines verstorbenen Bruders einnahm, und regierte 29 Jahre. — Nach solcher Analogie hätte somit der jetzige russische Kaiser Alexander II., welcher, 37 Jahre alt, den Thron seines Vaters als Selbstherrscher aller Reußen bestieg, die schöne Aussicht, 74 Jahre alt zu werden und bis zum Jahre 1892 zu regieren.

[Blühende Dächer.] In dem sehr belehrenden »Tagebuche der Reisen in Norwegen« von August Moritz findet sich eine Notiz über den im nördlichen Norwegen fast allgemeinen Brauch, die Häuser mit Birkenrinde zu bedachen. Auf den gefugten oder mit Moos gedichteten Holzwänden bringt man in stumpfen Winkeln Dachsparren an, quer darüber kommen starke Bretter; diese werden zwei-, drei- auch vierfach mit Birken- oder Tannenrinde bedeckt, und endlich etwa sechs Zoll hoch mit der Erde beschüttet oder mit Rasenstücken belegt. Regen und Nebel befruchten eine Bedachung der Art, es bildet sich ein grüner Grasteppich, und was dieser etwa an Feuchtigkeit durchläßt, das leidet die Unterlage ab. Da solche Dächer Gras und Blumen tragen, so ist es eben so natürlich, obwohl für den Fremden überraschend, sie mit Birken, Fichten, Tannen und Eschen besetzt zu finden; in Österdalen sah der Reisende eine Fichte von wenigstens 20 Jahren auf einem solchen Dache grünen. Diese Wohnungen gewähren dort besseren Schutz gegen Kälte und Hitze, als es jeder Steinbau thun könnte.

Die Ristori erzählt ganz offen, daß sie bei ihrer Abreise von Paris eine Claqueur-Rechnung von 600 Franken erhalten habe. Anfänglich weigerte sie sich, solche zu berichtigen; als man ihr aber begreiflich machte, daß dieß ganz in der Ordnung sey, dachte sie: es ist um's Wiederkommen — und bezahlte. Dieses Unwesen wuchert übrigens schon seit langen Jahren in Paris. Als im Jahr 1844 ein gewisser Auguste, Chef der dortigen Claque, starb, ersah man aus seinem Einnahmebuch, wieviel er von den ersten Künstlern Jahrgehalt zog. Der Tenorist Nourrit zahlte ihm jährlich 2000 Franken, die Taglioni monatlich 300, Fanni Elßler gab ihm jedesmal für die erste Vorstellung 500, für die zweite 300, und für jede der folgenden Vorstellungen 100 Franken. Da ist die Claque sammt Blumenwerfen in Deutschland doch wohlfeiler.

Den gewiß originellen Einfall einer Bedienung zu Pferde führte der Besitzer des »Union-Saales« zu Hamburg, Herr Backer, am 19. Aug. Abends aus, zur großen Belustigung des sehr zahlreich versammelten Publikums. Vier wohldressirte, aller liebste Ponys, von denen sich namentlich zwei äußerst folgsam zeigten, wurden von Jockey's geritten, welche die sehr lebhaft gemachten Bestellungen der Gäste im Fluge dem Büffet überbrachten und theilweise auch selbst ausführten. Mit der größten Behendigkeit wand sich die kleine, vortrefflich eingeübte Reiterei durch das Publikum hindurch, ohne daß irgendwo eine unangenehme Kollision bemerkt worden wäre.

Vergangenen Sonntag war in einem Tanzlokale eine sehr schlechte Beleuchtung. Als einige Gäste dem Wirthe darüber bittere Vorwürfe machten, antworte dieser: »Wozu denn eine bessere Beleuchtung, bringt ja ohnedieß jeder seine Flamm gleich mit.«

Der Ruf eines Mädchens ist zart, wie die zarteste Farbe, sie schießen beide ab, wenn sie viel an Taglicht kommen.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ehrette Wolland in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 214 Samstag, 6. September 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

XL.

Der Freund in der Noth.

Niemand, wie gesagt, wollte der armen Gefangenen sich erbarmen, Niemand wollte es wagen, diesem Befehl des Königs zuwider zu handeln, und ihm von den widerspenstigen Bürgern und Behörden Leipzigs sprechen! Selbst der Marquis d'Argens, der Freund und Vertraute des Königs, hatte es abgelehnt, der Fürsprecher der unglücklichen Stadt zu seyn.

Sie waren rettungslos verloren, und schon war ihnen das Härteste angedroht! Man hatte den Gefangenen, diesen Häuptern der Stadt, diesen Hausvätern und Familienhäuptern gesagt, daß man sie als Rekruten nach Magdeburg schicken, und sie zu Fuß mit den Kanzeln auf dem Rücken dorthin transportiren werde.

Wer wird sich ihrer Noth erbarmen, wer wird Mitleid haben mit ihren Thränen, und ihrem Jammergeschrei? Wer ist der Retter in der Noth?

Seht da, diese hohe, stolze Männergestalt, welche eben das Vorzimmer des Königs durchschreitet. Kraft und Energie spricht von seinem Angesicht, und seine Augen leuchten in edler Begeisterung. Wovor die Höflinge und Schmeichler erzittern, das will er vollführen, und was selbst die tapfern Generale nicht wagen, er wird und will es wagen.

Johann Gotzkowsky will es unternehmen, dem König Friedrich die Wahrheit zu sagen, Johann Gotzkowsky scheut es nicht, eines Königs Zorn zu erregen, wenn es gilt, Unglücklichen zu helfen, Verfolgten beizustehen! Er hat eine edlere Mission zu vollbringen, als um das Lächeln des Königs, als um die Gunstbezeigung der Großen zu buhlen, er hat die Mission der Menschlichkeit zu erfüllen, und er ist entschlossen, es zu thun.

Mit tapferer Entschlossenheit stand er jetzt vor der Thür, welche zu dem Zimmer des Königs führte. Er durfte unangemeldet eintreten, denn der König erwartete ihn, er hatte Gotzkowsky von Berlin hierher berufen, um sich von ihm über die Fortschritte der Berliner Industrie Bericht erstatten zu lassen, und der treue Patriot war gehorsam dem Rufe des Königs gefolgt, und nach Leipzig gekommen; er hatte das Elend und den Jammer dieser armen, zertretenen Stadt gesehen, und indem er jetzt durch das Vorzimmer schritt, sagte er mit einem unmerklichen Lächeln zu sich selber: Ich habe den russischen General zur Milde gebeugt, der König wird doch nicht härter seyn, als dieser!

Aber bevor er den Mantel abwarf, nahm er aus demselben ein kleines Packet hervor, das er sorgsam untersuchte, und dann, befriedigt über sein Aussehen, mit demselben in das Kabinet des Königs eintrat.

Der König brachtete ihn anfangs nicht. Er kniete auf der Erde, und um ihn her auf seidenen Kissen lagerten seine Hunde, die glänzenden Augen unverwandt auf diese Schüssel gerichtet, welche in ihrer Mitte stand, und in welcher der König so eben mit ernster Sorgfalt vermittelst eines elfenbeinernen Stäbchens die Portionen für jedweden seiner Hunde eintheilte, indem er die Knurrenden, Unzufriedenen mit freundlicher Mahnung zur Ruhe verwies, die Harrenden und Sehnsuchtsvollen mit heiterem Scherz auf den nächsten Bissen vertröstete.

Plötzlich erhob der König das Auge, und sein scharfer Blick ruhte auf Gotzkowsky's lächelndem Angesicht.

Ah, Er lacht, sagte er, und in Seinem stolzen Menschendünkel findet Er es ganz unter Seiner Würde, daß man sich mit Hunden beschäftigen kann, während es doch so viele Menschen gibt! Ich will Ihm sagen, Er versteht nichts davon! Er kennt die Hunde gar nicht, und vielleicht auch nicht einmal die Menschen! Ruhig, Biche, laß dem Apollo diesen Bissen, ich habe ihm denselben zuerkannt, und folglich gehört er ihm! Sollte man nicht meinen, Ihr hättet schon von den Menschen gelernt, und wolltet Euch in ächt christlicher und menschlicher Liebe einander das Stück Brod nicht gönnen!

Digitized by Google

Ruhig, Biche! Nun, sey nur nicht böse, daß ich Dich mit den Menschen verglichen habe, es war nicht so schlimm gemeint!

Und indem der König die beleidigte Biche zärtlich streichelte und liebkoste, stand er auf und setzte sich auf den sammtnen Fauteuil.

Sein glühendes Auge heftete sich auf Gozkowsky, und traf dieses Packet, welches derselbe in seiner Hand hielt.

Was hat Er da?

Einen Teller und eine Tasse! sagte Gozkowsky ernst. Die beiden ersten Stücke aus meiner Porzellanfabrik in Berlin.

Der König erhob sich rasch aus seinem Sessel, und ging hastigen Schrittes auf Gozkowsky zu.

Geb Er her! sagte er. Ich will sehen, was für Töpferarbeit Er mir für Porzellan ausgeben will.

Er riß mit ungeduldiger Hand diese Papierumschläge fort, und so eifrig war er damit beschäftigt, daß er gar nicht bemerkte, daß Apollo und Biche sich bereits in den Haaren lagen, um einen Fetzen Papier, welchen der König der Biche grade auf die Nase geworfen, und den sie daher für einen kostbaren Bissen gehalten, wohl werth, mit Apollo um ihn zu kämpfen.

Wahrhaftig, es ist Porzellan! rief der König, indem er diesen goldgeränderten Teller, und diese schöne gemalte Tasse aus den Umhüllungen hervorzog, und es prüfend betrachtete. Und wie sein Auge jetzt auf der Malerei der Tasse ruhte, nahmen seine Züge einen weichen und wehmüthigen Ausdruck an.

Mein Haus in Reinsberg! murmelte er leise vor sich hin. Ein Gruß aus meinen glücklichsten Tagen.

Im Schlosse Reinsberg hatte ich zuerst die Gnade, Ew. Majestät vorgestellt zu werden, sagte Gozkowsky. Schloß Reinsberg ist mir daher eine theure Erinnerung, und wünschte die Probestücken zieren, welche aus meiner Porzellanfabrik hervorgingen.

Der König heftete seine Augen mit einem durchbohrenden Ausdruck auf ihn. Er will mir Mährchen erzählen! Ich bin kein Freund davon, soll Er wissen. Sag Er mir also die Wahrheit! Woher hat er dieß Porzellan genommen? Es ist kein Meißner, wie ich sehe, denn es fehlt das Zeichen! Auch ist es stärker und weißer! Woher hat Er's?

Aus Berlin, Majestät! Ich hatte Ew. Majestät in Meißen zugesagt, daß Sie künftig das Porzellan aus Ihren eigenen Landen beziehen sollten, und ich durfte meinen Worten keine Schande machen.

Er hat es also gemacht, wie der liebe Gott! Er hat als Schöpfer mit dem Athem Seines Mundes eine Porzellanfabrik entstehen lassen!

Nicht mit dem Athem meines Mundes, aber mit dem Athem meines Geldes, Majestät!

Erzähl Er mir das! Und ganz genau! sagte der König, immer noch die Tasse in der Hand haltend und sie mit aufmerksamen Blicken betrachtend.

Und Gozkowsky erzählte ihm, wie er gleich nach seiner Rückkehr von Meißen durch Zufall einen jungen Mann kennen gelernt, welcher in Berlin auf der Durchreise nach Gotha gewesen, weil der dortige Herzog ihm die Kapitalien vorschießen wolle, um dort eine Fabrik anzulegen, in welcher das Porzellan nach seiner Erfindung angefertigt werden solle. Die vorgezeigten Proben hatten Gozkowsky überzeugt, daß dieser junge Mann das Geheimniß der Porzellanfabrikation vollkommen kenne, und er hatte daher sofort den Entschluß gefaßt, dem Herzog von Gotha zuvorzukommen, und ihm diesen Künstler abwendig zu machen. Und das Geld hatte hier, wie überall, seine Zauberkraft geübt, es hatte weiter nichts bedurft, als eines noch günstigeren Kontraktes, wie dieses mit dem Herzog von Gotha entworfenen, und für einige hinzugefügte tausend Thaler, und ein verdoppeltes Kaufgeld hatte Gozkowsky das Geheimniß der Porzellanfabrikation gekauft, und den Verfertiger desselben an Berlin gefesselt. — Zu den ersten Versuchen hatte er in den Hintergebäuden seines Hauses die nöthigen Einrichtungen getroffen, und die dem König überreichten Sachen waren die ersten Proben seiner Fabrik.

Der König hatte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, und als Gozkowsky geendet, nickte er ihm lächelnd zu. Der Marquis d'Argens hat Recht, sagte er. Ich wünschte mir selber viel solche Bürger, wie Er einer ist! Es wäre sehr schön, König zu seyn, wenn Diejenigen, welche man regierte, alle wahrhafte Menschen wären, und es sich der Mühe verlohnte, ihnen ein gütiger Vater und Herr zu seyn! Er hat mir da einen Lieblingswunsch erfüllt, und ich muß Ihm sagen, ich glaube nicht, daß Er die Porzellanfabrik lange Sein Eigen nennen wird. Ich denke, sie wird bald eine königliche Fabrik werden.

Ich habe sie angelegt für Ew. Majestät.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schwiegersohn des Kommerzienraths.

(Fortsetzung.)

Ueber diesen Zug der weiblichen Eitelkeit, die nach dem Schein urtheilt, ohne sich die Mühe zu nehmen, nach dem Grunde meiner Handlungsweise zu fragen, mußte ich unwillkürlich laut lachen. Mein Kontubernal, dem dieses Benehmen sehr auffallend erscheinen mußte, fragte natürlich sogleich nach der

Ursache; aber anstatt der Antwort gab ich ihm den Brief meiner Verlobten.

Er las denselben, ohne den Sinn zu verstehen.

„Ja, was will das sagen?“ — fragte er —

„Ihr habt Euch doch nicht erzürnt?“

„Nein, wie kannst Du das glauben?“ — antwortete ich. — „Wie hätte ich sonst eine Spazierfahrt bestimmen können, als ich das letzte Mal bei meiner Herzensdame war!“

„Das ist wahrhaftig auch wahr! . . . Aber so löse mir das Räthsel, ich kann's nicht.“

„Ja, das glaube ich gerne. Das gehört auch mit zu den langen Geschichten, die ich Dir gestern Abend erzählt haben würde, wenn Du nur besser aufgelegt gewesen wärest, mir zuzuhören.“

„Nun so erzähle jetzt!“ brach er aus.

„Du erinnerst Dich wohl, daß ich gestern bei'm Kommerzienrath war?“

„Ja, ich weiß,“ unterbrach er mich.

„Dort verlebte ich einen angenehmen Tag, und Abends war ich mit der Familie im Theater.“

„Du?“

„Ja, gerade ich! Aber der Weg dahin führte unglücklicher Weise an dem Hause meiner Donna vorüber, und das arme Mädchen, welches mich in einer gentilen Gesellschaft mit einem kleinen Fräulein an der Seite erblickte, hat über diese Sache ihre besonderen Bemerkungen gemacht. Wie Du aus dem Briefe ersiehst, ist sie jalour geworden, und Jalousie . . . huha, das ist ein schreckliches Ding!“

Ich blickte während dessen meinen Kontubernal an, der still und niedergeschlagen vor sich hinstierte. Ein gewisser Zug um seinen Mund zeigte, wie stark es in seinem Herzen gährte, und daß er gerne eine Gewißheit haben wollte, welche mir abzufordern er zu stolz war. Aus Mitleid fuhr ich daher in der angefangenen Weise fort.

„Das ist ein seltener Mann, dieser Kommerzienrath, und so freundlich und zuvorkommend, daß es eine Lust ist. Mit welchen Raritäten er aufwartet, das . . . aber Du scheinst mir so sonderbar zu seyn und ziehst so mißtrauisch die Lippen!“

„Nein, ich mißtraue Dir nicht! Der Mann kann in seiner Stellung sehr achtungswerth seyn.“

„Und dann das Fräulein . . . ach, sie ist am achtungswerthesten! . . . Wie munter und schelmisch sie ist; aber blaß, rasend blaß! Es müßte ein Steinherz seyn, das nicht für dieses Mädchen eingenommen würde. Ich schmeichle mir mit der besten Hoffnung; der Vater gibt mir gern sein Jawort und das Fräulein sieht mich nicht in einem so übelen Licht, sie hat ihren alten Musiklehrer nicht vergessen. Für heute bin ich wieder bei'm Kommerzienrath eingeladen . . .“

„Heute wieder?“

„Ja, als künftiger Schwiegersohn muß ich ja Zutritt in's Haus haben.“

Mein Freund fuhr auf, als wäre er von einer Natter gebissen.

„Schwiegersohn! Schwiegersohn!“ — stöhnte er — „Verschone mich mit Deinem Gerede!“

„Was? Glaubst Du denn nicht, daß ich meiner Sache gewiß bin? Die Eltern sind ganz auf meiner Seite, und das Mädchen . . . a propos, welch' hübsches Händchen sie hat . . . ich bemerkte das erst recht in dem Augenblick, als ich ihr einen Kuß darauf drückte; wir waren zufällig allein beisammen.“

Falk machte eine sehr ungeduldige Bewegung.

„Ja, durfte ich nichts Anderes,“ fuhr er fort, „so durfte ich doch ihr Händchen küssen, und von der Hand zum Mündchen ist bekanntlich nur ein Schritt. Das wird später kommen!“

„Was? Du lügst!“ fiel mein Freund mir in's Wort.

„Was sagst Du? Du glaubst also nicht, daß ich sie geküßt habe . . . ihre Hand nämlich, wollte ich sagen?“

„Nein!“

„Ah, dann kennst Du mich schlecht! War das denn von meiner künftigen Braut zuviel verlangt? . . . Aber sage mir denn doch, warum Du mir so sehr in dieser Sache opponirst? . . . Kann es Dir nicht ganz gleichgültig seyn, ob ich Josephine küsse oder nicht?“

„Nein, den Teufel auch!“

„Wie? Was? . . . Da erlaube ich mir denn, Dich gehorsamst und ergebenst zu fragen, ob es wahr ist, was man erzählt, daß dieses Fräulein nämlich . . . hm! hm! . . . ein Gegenstand Deiner Gedanken und Deiner Herzensneigung ist? Deinem Benehmen nach muß ich es glauben.“

„Wer erzählte das?“

„Die Leute in der Stadt. Aber ist es wahr, was sie sagen?“

Mein Freund, der sich so plötzlich verrathen sah, bedachte sich einige Augenblicke; es war sichtbar, daß in ihm sein Stolz mit seinem Herzen kämpfte.

„Ja, mein Freund!“ sagte er endlich. „Ich kann es eben so gut jetzt als später gestehen. Nun spotte meiner nur.“

Ich fing an recht laut zu lachen, und sagte alsdann:

„Nun, da haben wir's . . . Hahahaha! . . . gegen den Willen der Eltern . . . nicht wahr? . . . das heißt gegen ihrer Eltern Willen, da die Dahingen sich gewiß nicht die Mühe machen, aus ihrem Grabe aufzustehen, um sich Deiner Heirath zu widersetzen. Hahahaha! Das amüsirt mich wirklich! . . . Doch, Du bist wohl nicht länger böse darüber, daß ich Deiner Braut etwas die Cour machte?“

Digitized by Google

„Nein, ich merkte wohl, daß Du in deiner Rosenlaune warst. Doch... meine Braut, sagst Du?"

„Nun ja! Laß nur den Mund nicht hängen!... Ich will Dir wenigstens nicht das Geringste in den Weg legen, denn wohl ist Fräulein Josephine ein vollkommener Engel gegen meine Marie, aber die Freundschaft muß respektirt werden, und außerdem will ich mich zur Stetigkeit gewöhnen. Du hast eine ausgezeichnete Wahl getroffen, das muß man Dir lassen, indem Alles in ihr vereinigt ist: Schönheit, Reichthum ꝛc."

„Ach ja! Aber eben der letzte Punkt ist unserer Verbindung entgegen. Es ist natürlich sehr thöricht, daß ein so armer Teufel, wie ich bin, an eine Vereinigung mit der Tochter eines Millionärs denken will!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Nach seiner kühnen Besteigung der Aiguille du Midi (3916 Meter), hat Graf Bouillé, der, beiläufig bemerkt, ein Zögling des ehemaligen Jesuitenpensionats von Freiburg ist, den noch waghalsigeren Versuch gemacht, die Aiguille-Verte zu ersteigen. Aiguille-Verte heißt die höchste Spitze eines zackigen Felsenkamms, der, in riesiger Ausdehnung bei einer Höhe von 4081 Meter, neben dem Eismeer, und den Quellen des Arveyron sich erhebend, nach allen Seiten die gewaltigsten Gletscher entsendet. Trotz des Muthes des kühnen Touristen und der Aufopferung seiner sechs Führer ist dieses Unternehmen mißlungen. Nach den unsäglichsten Anstrengungen und Mühseligkeiten war man an den Fuß des Felsenhorns gelangt, wo man sich über die weiter einzuhaltende Richtung zu entscheiden hatte. Als einziger Zugang bot sich ein Gletscher, der, einige Metres vom Gipfel ausgehend, zwischen Felsen eingezwängt, sich an der Seite des Berges herabzog. Die Grundfläche dieses Gletschers, die durch eine 130 Metres hohe Mauer gebildet wurde, war von einem breiten tiefen Spalt umgeben. Trotz dieser Schreckmisse begaben sich die Reisenden an's Werk; sie gruben Löcher in's Eis, in welche man abwechselnd Hände und Füße setzte. So stiegen die sechs Mann der Karawane in einer Reihe, Gesicht, Brust und Knie fest an die Eismauer gedrückt, zwei lange Stunden über dem Abgrund schwebend, aufwärts. Als sie fast die Gipfel des Gletschers erreicht hatten, traten sie in eine Schneerinne zwischen zwei Felsgraten, als plötzlich eine Steinlawine in der Rinne herunter ihnen entgegenstürzte. Die Männer glaubten schon ihre letzte Stunde gekommen, als ein kleiner Schutzwall die Steine zwei Metres von ihren Köpfen aufhielt. Wäre der erste Mann gestürzt, so hätten alle ohne Rettung den Tod in dem unter ihnen klaffenden Felsschlund gefunden. Da erklärte Mugnier, der Anführer des Zuges und mit der Oberleitung beauftragt, die Gefahr für drohend, und befahl den schleunigsten Rückzug, der indessen nur mit Widerstreben Seitens der Anderen angetreten wurde. Abends um 6 Uhr waren die kühnen Reisenden wieder in Chamouny zurück. Man sieht mit Spannung einer ausführlichen Beschreibung auch dieses Unternehmens entgegen.

[Ein kecker Gauner.] Auf der schwäbischen Alb war kürzlich Viehmarkt. Ein Bauer, der zugleich Gemeindepfleger ist, verkauft an einen Jeraeliten ein Paar Stiere und wird dafür unter anderem Gelde auch mit einer amtlich überschriebenen und gesiegelten Geldrolle, 50 Guldenstücke enthaltend, bezahlt. Kaum ist der Handel und die Zahlung vorüber, so kommt ein Unbekannter zum Verkäufer und sagt: „Weißt du auch, daß der Jude, der dich so eben bezahlt hat, ein Spitzbube ist? In der Rolle sind falsche Guldenstücke." Der Verkäufer öffnet die Rolle und schüttet die Guldenstücke in seinen Hut. Der Unbekannte visirirt diese Stück für Stück, bezeichnet alle mit dem Jahre 1844 für falsch und entfernt sich wieder. Der Bauer in seiner Verlegenheit spricht auch mit Bekannten, die Guldenstücke werden wieder visirirt und gezählt, aber es fehlen 20, und die Rolle, welche geöffnet worden, hätte nicht nur 30, sondern 50 gefaßt. Der Unbekannte hatte sich dieselben zugeeignet und war nicht mehr zu bekommen. Da saß der Bauer, seine 30 fl und die zerbrochene Rolle im Hute, mit langen Gesichte.

Charade.

Meine erste Sylbe ist
Ein recht viel bedeutend Wort,
Darum, wer es nicht beachtet —
Kommt auch in der Welt nicht fort.
Die zwei letzten braucht man oft
Hier beim Nehmen, dort beim Geben;
Brauchst du sie im andern Sinn,
Kosten oftmals sie das Leben.
Doch als Ganzes nur erreicht
Seinen Zweck es durch das Erste,
Es zu thun ist ja so leicht!
Kann's doch selbst der Ungelehrteste.
Trifft es nicht bei Jedermann,
Häufiger bei Kindern an.

Redakteur: Gustav Nessler.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 215 Montag, 8. September **1856.**

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Gut, gut! Er hat mir eine Freude gemacht, ich will Ihm auch eine machen! Bitte Er sich eine Gnade aus! Er schweigt? Weiß Er nichts zu bitten?

Oh doch, Majestät, sagte Gotzkowsky glühend, ich habe um eine große Gnade zu bitten! Haben Sie Erbarmen mit den armen Einwohnern dieser Stadt!

Der König runzelte die Stirne, und preßte unwillig die Lippen zusammen. Weiß Er, daß ich es streng verboten habe, mich mit diesen Leipziger Jeremiaden zu molestiren?

Ich weiß es, Majestät!

Der König sah ihn erstaunt an. Und doch hat Er es gethan?

Ja, Majestät, ich habe es gethan, weil ich auf das erhabene und große Herz meines Königs rechnete, und weil die Menschlichkeit mir gebot, selbst Ew. Majestät Zorn nicht zu fürchten, wo es galt, der Unterdrückten sich zu erbarmen.

Und da hat Er mich zuvor bestechen wollen mit Seinen Porzellanscherben? Ach, Er ist ein guter Rechenmeister, aber dieß Mal hat Er sich doch verrechnet! Kein Erbarmen mit diesen widerspenstigen Leipzigern. Sie sollen diese eilfmalhunderttausend Thaler, oder —

Oder? fragte Gotzkowsky, als er zauderte.

Der König warf ihm einen zornigen Blick zu. Er ist sehr kühn, sagte er, mich zu unterbrechen! Die Leipziger müssen zahlen, denn ich bedarf des Geldes für meine Soldaten, und sie können es!

Sie können es nicht, Majestät! Sie können es so wenig, als die Stadt Berlin es kann, wenn Rußland auf seiner Forderung besteht, und sein großmüthiger König ihm nicht hülfreich ist. Ach, Majestät, Sie können nicht wollen, daß die Welt und die Geschichte sagen, Rußland betrug sich milder und erbarmensvoller gegen Berlin, als es Preußen gegen Leipzig that. Es ist wahr, die Russen haben auch die Aeltesten der Judenschaft in's Gefängniß geschleppt, weil sie nicht zahlen konnten, aber sie ließen diese armen Schlachtopfer ihrer Habsucht zum Mindesten wie Menschen behandeln. Sie ließen sie nicht auf faulem Stroh schlafen, nicht hungern und in Elend und Schmutz vergehen, sie geißelten sie nicht und marterten sie nicht, daß sie das hingeworfene Brod mit ihren Thränen netzen mußten.

Wer thut das? rief der König mit donnernder Stimme und flammenden Augen.

Gotzkowsky verneigte sich tief. Das thut Se. Majestät, der König von Preußen.

Der König stieß einen zornigen Ausruf aus, und schritt mit drohend gehobenem Arm auf Gotzkowsky zu, welcher mit festem ruhigem Blick ihm entgegen sah.

Er lügt, donnerte der König, widerrufe Er!

Ich sagte die Wahrheit, Majestät, und Ew. Majestät allein darf ungestraft mich der Lüge beschuldigen. Ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen, daß Ew. Majestät Beamte diese armen gefangenen Leipziger wie die Hunde behandelten. Was sage ich, wie die Hunde! Ach, diese armen zertretenen Menschen, wie würden sie diese Hunde dort um jene Schüssel beneiden, welche für sie lang entbehrte Leckerbissen enthält. Es mag gut seyn, Majestät, daß man die Widerspenstigen bezwingen und demüthigen will, aber man soll in ihnen nicht die Menschenseele zertreten, und in dem Ueberwundenen soll man noch Gottes Ebenbild verehren.

Der König betrachtete ihn mit lächelndem Erstaunen. Will Er mir Lehren geben? fragte er nach einer Pause. Nun, ich will's ihm dießmal vergeben, ich will in Ihm, wie Er sagt, Gottes Ebenbild und den Besitzer der Berliner Porzellanfabrik verehren. Aber schweige Er von diesen widerspenstigen Leipzigern. Sie müssen zahlen. Meine Soldaten können nicht von der Luft leben, und meine Kassen sind erschöpft.

Auch sind die Leipziger gern bereit zu ihrer Füllung beizutragen, Majestät, nur muß die Forderung ihre Kräfte nicht übersteigen.

Woher weiß Er das?

Der Magistrat und die Kaufmannschaft haben

Digitized by Google

eine Deputation zu mir gesandt, und mich um meine Vermittelung ersucht.

Er ist also schon bekannt, als Einer, welcher immer bereit ist, mit seiner Zunge zu fechten?

Gotzkowsky sagte lächelnd: Man hat erfahren, daß ich mich ein wenig auf dieß Gefecht verstehe, und den Russen in Berlin einen kleinen Sieg abgewonnen habe.

Wieviel meint Er, daß die Stadt Leipzig zahlen kann? fragte der König nach einer Pause.

Wenn Ew. Majest. ihnen einige hunderttausend Thaler erlassen, und den Kaufleuten Zeit vergönnen wollen, so wollen sie sich durch Wechselbriefe in Solidum verbinden.

Wollen sie das! rief der König spöttisch. Die Wechselbriefe der Leipziger Kaufleute sind mir keine Sicherheit!

Und indem der König sich zu Gotzkowsky umwandte, fragte er rasch: Will Er die Zahlung garantiren?

Wenn Ew. Majestät befiehlt, so sollen die Wechsel unter meiner Garantie ausgestellt werden!

Ich halte mich dann an Ihm mit der Forderung?

Zu Befehl, Majestät!

Nun, so will ich den Leipzigern um Seinetwillen dreimalhunderttausend Thaler erlassen. Aber er haftet mir für den Rest von achtmalhunderttausend Thalern.

Ich hafte für diese Summe, Majestät!

Ich werde es diese Herren Leipziger wissen lassen, daß sie nur Seiner Fürsprache und Seiner Garantie die Milderung der Kontribution verdanken! Und höre Er, ich bin es ganz zufrieden, wenn Er sich von dieser reichen Stadt einen Rekompens für seine geleisteten Dienste ausbedingt!

Da sey Gott vor, daß ich dieß thue! rief Gotzkowsky in edler Wallung. Ew. Majestät sollen nicht so klein von mir denken, daß ich von dem Unglück Anderer meinen Profit und meine Zinsen ziehen möchte, und nur den armen Leipzigern das Wort geredet hätte, um selber ein Geschäft zu machen!

Ich denke von Ihm, daß Er ein obstinater und eigenwilliger Kopf ist, den man seinen eigenen Weg gehen lassen muß! sagte der König mit einem leisen Lächeln. Aber ich muß Ihm das Zeugniß geben, daß Er auf Seinem Wege mir schon manchen Dienst geleistet hat! Ich werde Ihm daher auch stets ein wohlgewogener König seyn, und in meiner Gallerie zu Sanssouci hat Er sich ein schönes Erinnerungszeichen gesetzt.

Wenn Ew. Majestät jetzt dorthin kommen, so werden Sie dort auch den Corregio finden, um den Ew. Majestät dem Marquis d'Argens geschrieben!

Des Königs Augen leuchteten. Der Correggio ist mein! sagte er, indem er, die Hände auf dem Rücken gefaltet, langsam auf und abwandelte. Ach, sagte er nach einer langen Pause leise, wie zu sich selber, wann wird dieses Romadenleben enden, und die beruhigte Welt dem armen, umhergehetzten Könige einige Stunden der Muße und Erholung gönnen, einige Stunden, um sein Haus und seine Bilder zu betrachten! Der ewige Jude, wenn er jemals existirte, hat nicht ein so umherirrendes Leben geführt, als ich! Man gleicht zuletzt diesen umherwandernden Schauspielern, welche weder Feuer noch eine bleibende Stätte haben; so laufen wir durch die Welt, um ihr unsere blutigen Trogödien vorzuführen, und den Jammer unserer Unterthanen als den Chorus zu benutzen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schwiegersohn des Kommerzienraths.

(Fortsetzung.)

„Ja, Du hast bei'm Vater schon um sie angehalten, ich weiß es wohl."

„Was? Das weißt Du?"

„Ja, ich bin allwissend. . . . Uebrigens erfuhr ich das gestern von Deinem künftigen Schwiegerpapa. Die beste Antwort bekamst Du gerade nicht. . . ."

„Ich konnte auch keine bessere erwarten."

„Aber es ist doch noch Hoffnung da."

„Für mich nicht."

„Sage das nicht, Theodor, der Vater hat sich nur hart bewiesen, um die Stärke Deiner Liebe zu prüfen. Heute bin ich, wie schon gesagt, wieder bei'm Kommerzienrath eingeladen, und dabei habe ich hoch und theuer versprechen müssen, Dich mitzubringen."

„Was? Mich mitzubringen?"

„Ja, gewiß! Du schlägst mir das doch nicht ab?"

„Allerdings, da ich dort gar Nichts zu thun habe!"

„Nun, ziere Dich nur nicht, sondern komm' ruhig mit. Freie alsdann nochmals bei'm Vater um Deine Angebetete, Freundchen, und . . . bei meiner Seele, ich wette, Du wirst den Sieg erringen, . . . der Alte sagt nicht: Nein!"

„Glaubst Du, daß ich mich dem Manne nochmals nähern kann, der mich mit einer förmlichen Verachtung abwies, als ich ihn um seine väterliche Einwilligung bat?"

„Mach' Dir jetzt keine Grillen mehr!"

„Nein, ich kann nicht!"

„Ich bitte Dich, Theodor, folge dem Rathe eines alten Freundes, der Dein Wohl befördern will."

Digitized by Google

„Nein! Nein!“

Und damit wandte mein Kontubernal mir den Rücken, stürzte in's Schlafzimmer und ließ mich mit meinem guten Rathe allein. Ich wollte ihm nachgehen und meine Worte mit noch mehr Ernst anbringen; aber in demselben Augenblick klopfte es an die Thüre und diese öffnete sich vor einem betreßten Diener, der einen Brief brachte. Ich empfing denselben und sah, daß er adressirt war: „Herrn Theodor Falk, stud. theol.“ Bravo! Die Aufschrift war eine Damenhand und der Brief ohne Zweifel von dem Fräulein Josephine. Meines Freundes wegen wurde ich recht fröhlich gestimmt; aber . . . o schwarzes Schicksal! . . . in demselben Augenblick fiel mein Auge auf einen Menschen, der blitzschnell die Treppe heraufgeflogen kam, einen Menschen, der mir widerlicher war als der Teufel selbst — kurz: Niemand anders, als mein Manichäer, der Schneider Benjamin Meyer, der mir unter'm gestrigen Dato mit dem Schuldgefängniß gedroht hatte.

„Guten Morgen, einen schainen guten Morgen,“ keuchte der Jude, da er fast athemlos in's Zimmer stürzte. „Ich werde Sie gestört haben, aber . . .“

„O, Sie stören mich gar nicht,“ antwortete ich freundlich, wünschte den Menschen in meinem Sinn aber zehn Klafter tief in die Erde hinein.

„Aber das seyn man Ihre eigene Schuld . . .“

„Ich bitte.“

„Ich werde fast glauben, daß Sie mir werden nehmen Ihre Kundschaft, und dazu werden Sie doch nicht haben Ursach; denn ich habe Sie behandelt noch immer artig und freundlich.“

Ich mußte bei diesen Worten unwillkürlich an den vorhergehenden Tag denken, der ganz besonders einen Zug seiner gepriesenen Artigkeit an den Tag legte.

„O, ich werde mir haben sehr gewundert über die Nachläßigkeit in Ihrer Toilette. Gotts Wunder! Ein Edelmann soll man kennen an die Kleider, und Sie mit Ihre Talente, seyen Sie nicht ein Edelmann? Ja, gewiß! Gott gerechter, als ich Sie hab gesehen gestern mit dem Herrn Kommerzienrath und einer schainen Tochter! Ich werd' schon können denken, daß . . .“

„Nun, was können Sie denn denken?“

„O nichts, gar nichts! Sie werden mir schon verstehn. Hehehehe! Aber schauen Sie nur einmal hier!“

Und der Jude that einen Griff in seine Brusttasche, so daß ich unwillkürlich an ein gewisses Stück gestempeltes Papier, das einem freisinnigen Jüngeringe keineswegs besonders angenehme Gefühle erregt, dachte.

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick,“ antwortete ich, „ich will meinem Stubengenossen nur erst diesen Brief geben.“

„Ach was Brief, was thu' ich damit? Nein, schauen Sie diese Zeugproben nur an . . . lauter schaine Wohre, wie der Kronprinz sie nicht besser trägt. Sie werden auch können was brauchen.“

Also Proben von Stoffen zu Kleidern hatte er . . . o, wie mich das erleichterte, gewiß konnte ich diverse Garderobenstücke gebrauchen. Ich warf meinem Freunde daher schnell den Brief zu, und stellte mich darauf meinem Manichäer zur Disposition. Dieser war seinerseits denn lauter Aufmerksamkeit und verbreitete sich weit und breit über Moden und Alles, was zu seinem Handwerk gehörte, und endlich erbot er sich, meine Garderobe mit dem Allerneuesten zu komplettiren. So viel Artigkeit in diesem Augenblick nahm mich natürlich sehr Wunder, so daß ich es nicht unterlassen konnte, die Saite anzuschlagen, die mir noch von gestern vor den Ohren klang.

„Aber das Geld, was ich Ihnen schulde, Herr Meyer, und weßhalb Sie gestern . . .“ Doch ich konnte nicht zu Ende reden.

„Ach Gott,“ unterbrach der Jude mich, „was werd' ich denn bange seyn für mein Geld.“

Nun, das war ein Wort, das sich hören ließ. Mit einer Aufforderung, mich rasch zu bestimmen, empfahl der Jude sich mit mehreren Kratzfüßen. Aber das Maaß war noch nicht voll; denn in der offenen Thüre gerieth er in einen unangenehmen Konflikt mit einem sehr korpulenten Mann, der gerade in dem Moment sich hereindrängte und mich mit einem plumpen Bückling begrüßte. Das war ein zweiter Manichäer, ein Hauswirth, Namens Sören Klemm, mit welchem ich in einer früheren Periode Einiges zu schaffen gehabt hatte.

Der Jude, der bei dem gemeldeten Herrn zur Miethe wohnte, wandte sich rasch um und erstaunte nicht wenig darüber, seinen Hauswirth im Sonntagsstaat auf demselben Wege anzutreffen, den er wandelte. Ich bereitete mich auf eine unbehagliche Scene vor, bot Herrn Klemm einen Stuhl, auf welchen er sich mit einem spießbürgerlichen Anstande niederließ, und begann, um nur Etwas zu sagen, von der unangenehmen Treppe zu reden. Aber Klemm hatte zu günstige Gedanken von mir, um dergleichen zu beachten; er trocknete sich den Schweiß von der Stirn und rückte ohne allen Umschweif mit seiner Absicht heraus.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In der eleganten Welt von Paris bewegen sich zwei Persönlichkeiten, die überall gern gesehen und wohl gelitten, von fixen Ideen befallen sind,

Digitized by Google

welche sie zwar nur zu gewissen Zeiten und auf Augenblicke überkommen, welche aber dennoch geeignet wären, sie in bedenklicher Weise lächerlich zu machen, wenn dieselben sie nicht auch gleichzeitig sehr bedauernswerth erscheinen ließen. Eine derselben ist eine liebenswürdige junge Dame, die durch Geist und Witz in manchen Salons viel zur Belebung der Abende beiträgt, die aber mit dem Vorrücken der Abendstunde mehr und mehr von einer unwiderstehlichen Unruhe befallen wird, die sie antreibt, bei Eintreffen der Zeit, in welcher sie schlafen zu gehen pflegt, alle Schlösser und Schlüssel-Löcher mit ängstlicher Hast zu untersuchen und letztere, wenn möglich, zu verstopfen. Sie leidet nämlich an der fixen Idee, daß um eine gewisse Stunde ein ganzes Dragoner-Regiment, die Regimentsbande voran, in ihr Zimmer reite und dort vor ihrem Bette aufmarschire, um, nachdem es salutirt, wieder abzurücken. Finden die Dragoner die Thüre verschlossen, so wissen sie sich zu helfen und reiten durch das Schlüsselloch. Befindet sich nun die Dame in der bestimmten Stunde an einem dritten Ort, so wird sie von der Angst gequält, ihre Dragoner würden ihr auch dahin folgen, um ihr auch dort die üblichen Honneurs zu machen. Deßhalb lugt sie bei Herannahen der Schreckenszeit so emsig durch's Schlüsselloch; ist diese Zeit jedoch verstrichen, so kehrt ihre Ruhe vollkommen wieder. Von einem Herrn, der in der sogenannten Welt gleichfalls willkommen ist, versichert man, daß er unter die angenehmsten Gesellschafter gehöre, daß er aber mit Anbruch des Tages jede Unterhaltung abbreche, um unbemerkt in ein leeres Gemach zu schleichen, daselbst ein Fenster zu öffnen, den Kopf hinaus zu stecken, mit den Armen einige Male um sich zu schlagen und dabei drei Mal so vernehmlich zu krähen, als er dieß nur immer vermag. Er bildet sich nämlich ein, ein Hahn zu seyn, und betrachtet das dreimalige Krähen als eine Art unerläßlicher Dienstpflicht, nach deren Erfüllung er heiter und harmlos zu der Gesellschaft zurückkehrt, um sich dann wieder gänzlich dem Vergnügen zu weihen.

Auch die Sommer-Toilette, so bemerkt der Zuschauer der »N. Pr. Z.,« macht einem »civilisirten« Familienvater zuweilen den Kopf warm. Ein neuer Hut für Frau und Tochter, oder gar Töchter, ist unumgänglich nothwendig, das muß selbst ein »Barbar,« muß jeder deutschthümelnde Verächter der Pariser Mode einsehen. Glücklich, wer mit einem Hute davon kommt, denn außer dem alltäglichen muß man doch noch einen Staatshut haben. Da wird gewählt, gesucht, von Laden zu Laden gezogen, bis man den rechten findet. Der Gatte wird durch eine Rechnung überrascht, aber er kann nicht zürnen, denn der Hut steht in seiner Garnitur von Spitzen, Bändern und französischen Blumen noch einmal so kostbar aus, wie die billige Einkäuferin versichert. Sie hat nach Möglichkeit gehandelt und gefeilscht, und es liegt nicht an ihr, wenn der Kaufmann nicht ruinirt worden ist. — Der neue Hut ist nun gleichsam die Ouvertüre eines Kleides, einer Mantille. Alle diese Gegenstände werden nicht auf einmal angeschafft. Alle weibliche Taktik kommt stufenweise dahinter, daß erst der neue Hut nicht zu dem alten Kleide, und dann das neue Kleid nicht zu dem vorjährigen Manne passe.

Durch den Sturm vom 18. August wurde Laibach und dessen Umgegend von einem großen Moorbrande heimgesucht. Es ist nämlich dort seit Jahren üblich, gewisse bezeichnete Moorstrecken jährlich vom 15. August ab in Brand zu stecken, um so dieselben für die Kultur zu gewinnen. Dasselbe geschah nun auch dieses Jahr; allein der heftige Südweststurm am 18. d. M., der auf die lang anhaltende große Hitze folgte, fachte die Gluth dermaßen an, daß sie weit über die gesteckten Gränzen griff; Laibach war ganz in Wellen von Rauch und Asche gehüllt, mehrere Häuser, die sich inmitten des kultivirten Moorgrundes befanden, brannten spurlos weg. Von Menschenleben ist kein Verlust zu beklagen; dagegen verbrannten mehrere Stück Vieh, so wie auch alles Lebende, das sich in den Gräben befand, umkam; Fische und Frösche schwammen todt auf der Oberfläche, nur einige Exemplare wurden lebend an dem Orte der Verwüstung angetroffen. Ein dichter, die ganze Nacht anhaltender Regen machte endlich dem Brande ein Ende.

Einem Gerücht zufolge soll von zwei Gefangenen der Strafanstalt zu Polnisch-Crone, den höheren Ständen angehörend, eine wichtige Erfindung gemacht worden seyn. Dieselben hatten vor längerer Zeit um die Erlaubniß gebeten, an Herrn von Humboldt in Berlin sich brieflich wenden zu dürfen, ohne das Schreiben der Durchsicht des betreffenden Beamten zu übergeben, was natürlich abgelehnt werden mußte. Sie haben hierauf ihre Erfindung dem Dirigenten der Strafanstalt mitgetheilt. Dieselbe besteht darin: »mittelst eines ganz einfachen Verfahrens die Luftschifffahrt sicher zu bewerkstelligen.« (?) Dem Ministerium soll die Sache zur Kenntnißnahme überwiesen worden seyn. Das Wahre an der Sache wird in nächster Zeit sich herausstellen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Hjette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 216 Dienstag, 9. September 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

XLI.

Worte! Nichts als Worte!

Gozkowsky hatte also das unglückliche Leipzig von diesem harten Druck, welcher auf ihm lastete, errettet! Die Gefangenen waren erlöst worden, und die Kaufmannschaft stellte einen Wechsel aus über achtmalhunderttausend Thaler, für deren richtige und prompte Zahlung sich Gozkowsky mit seines Namens Unterschrift verbürgte!

Warum that er das? — Nicht aus Eigennutz oder eitlem Ruhmesdurst, nicht um das Lob seines Namens zu erhöhen, und seine Sammlung von Dankadressen und schriftlichen Liebesversicherungen um einige Exemplare vermehrt zu sehen!

Er that es, weil er ein Menschenfreund war, weil er sein Gelübde zu erfüllen trachtete, dieses Gelübde, welches er einst als zitternder, hungernder Knabe auf der Landstraße knieend sich selber geleistet hatte: reich zu werden, und wenn er es geworden, für jeden Unglücklichen und Bedürftigen die Hand zu seyn, welche sich ihm aus der Wolke von Staub entgegenstreckt, um ihm zu helfen!

Er hatte es gethan, weil, wie er selber in seiner „Lebensgeschichte" eben so naiv als einfach sagt: weil ich aus eigener Erfahrung wußte, wie schwer es einer Stadt fällt, solche Summen zusammenzubringen. Und es war mir ein abschreckender Gedanke, von so unglücklichen Zeiten zu profitiren.

Und das erlösete und wieder erwachende Leipzig wollte es machen, wie es alle Diejenigen machen, welche so eben erst vom Unglück sich befreit fühlen. — In der ersten, edlen Wallung seines neuen, wiedergewonnenen Daseyns wollte es seinem Retter sich dankbar erweisen.

Die Stadt veranstaltete daher ein großes Fest, dessen Mittelpunkt Johann Gozkowsky war, und auf dem man zur Ehre des Kaufmanns von Berlin, die Becher leerte, und die pomphaftesten Reden ertönen ließ.

Aber nicht mit Reden allein sollte es abgethan seyn. Als Gozkowsky ermattet und gelangweilt von diesem Feste, in sein Quartier zurückkehrte, fand er auf seinem Tische drei Briefe.

Den, welcher das preußische Wappen im Siegel führte, erbrach er zuerst. — Es war eine Kabinets-Ordre des Königs von Preußen, an den Geheimsekretär Leining, dem Kaufmann Johann Gozkowsky einhundert und fünfzigtausend Thaler auszuzahlen.

Eine Abschlagssumme! sagte Gozkowsky lächelnd. Ich habe dem König für hunderttausend Dukaten Gemälde angekauft, und der König will, wie es scheint, nicht immer mein Schuldner bleiben.

Und mit einem leichten Achselzucken erbrach Gozkowsky das zweite Schreiben. Plötzlich aber lachte er laut auf, und seine Züge nahmen einen heitern, spöttischen Ausdruck an.

Der Churfürst von Sachsen ernennt mich, in Anerkennung meiner, der Stadt Leipzig bewiesenen Dienste, zu seinem geheimen Kommerzienrath, rief er fröhlich, indem er das Papier hoch empor schwenkte. Ah, dieß ist ein wundervolles Ding! Der kleine Churfürst, der seit langen Jahren mein Schuldner ist, erzeigt mir die Gnade und wirft mir einen Titel hin! Mein Name ist mir wohlklingend genug! Bedarf keines Titels, um ein Ehrenmann zu seyn!

Er warf das Papier verächtlich bei Seite, und nahm den dritten Brief, und jetzt verklärte eine stolze Freude sein edles Gesicht, und seine Augen strahlten!

Dieser dritte Brief war ein Reskript der Stadt Leipzig, eine vom Magistrat ausgefertigte Dankadresse, deren Schlußworte so lauteten:

„Wir können nicht umhin anzuerkennen, daß Herr Gozkowsky uns, dem Rath und der Kaufmannschaft die größten Liebesdienste erzeigte, und des Herrn Gozkowsky's, als eines wahren Menschenfreundes, edle Denkungsart und uneigennützige Assistenz öffentlich zu rühmen! Erbieten uns auch zu allen möglichen Gegengefälligkeiten, nicht zweifelnd,

Digitized by Google

daß die hiesige Kaufmannschaft mit uns gleiche Gesinnung hegen, und sich dem Herrn Gozkowsky zu allen nur ersinnlichen Dienstleistungen verbunden erachten werde! — Sign. Leipzig den 26. Februar 1761. Der Rath zu Leipzig.“

Das Papier will ich meiner Tochter als Andenken mitbringen, sagte Gozkowsky, und indem er es sorgsam zusammen faltete, fügte er gedankenvoll hinzu: wer weiß, ob nicht eine Zeit kommen mag, wo sie die Kaufmannschaft von Leipzig an dieß Reskript erinnern möchte! Die Gedanken der Menschen sind so wandelbar.

Aber Gozkowsky selber sollte Gelegenheit haben, das undankbare Leipzig an seine frühere verheißene Dankbarkeit zu erinnern, nicht, um sie zu diesen verheißenen Gegendiensten anzufeuern, sondern nur, um sich vor der Verleumdung und der feindseligen Verdächtigung zu schützen! — Denn es kam ein Tag, an welchem Leipzig seine ausgestandene Qual und Noth vergessen hatte, und sich nur noch erinnerte, daß Johann Gozkowsky sein Gläubiger sey, und daß sie ihm große Summen schuldeten. — Und weil er endlich, ihres langen Wartens überdrüssig, auf die Bezahlung drang, da beschuldigten sie ihn des Eigennutzes, da sagten sie, er habe sich unnöthigerweise in ihre Angelegenheiten eingemischt, und es wäre besser gewesen, wenn Gozkowsky sie damals nicht aus ihrer Gefangenschaft befreit hätte, man würde freilich viel zu dulden, aber wenig Geld zu zahlen gehabt haben.

Gozkowsky erwiderte diese Anschuldigungen, wie es seinem edlen, stolzen Selbst gemäß war, — er beschwieg sie.

Aber jetzt kamen neue Zeiten der Noth und der Bedrängniß für die reiche Stadt Leipzig, der preußische König forderte neue Kontributionen, und jetzt erinnerten sie sich wieder der Liebesdienste Gozkowsky's, jetzt sandten sie ihm demüthige Briefe und fleheten ihn an, sich ihrer zu erbarmen, jetzt hielt es dieser klug berechnende Magistrat von Leipzig für gut, von diesen Verleumdungen Notitz zu nehmen, welche er kurz zuvor geflissentlich durch die öffentlichen Blätter ausgestreuet hatte, und feierlich in allen Zeitungen zu erklären: „Daß Johann Gozkowsky der Kaufmannschaft von Leipzig und der gesammten Stadt aus Gefälligkeit beigestanden, als ein wahrer Menschenfreund, ohne alle Absicht und Eigennutz, bloß zur Abwendung des angedrohten Unglücks.“

Und Gozkowsky vergaß der Beleidigung, und war ihnen abermals hülfreich, indem er zum Zweitenmale den König von Preußen zur Milderung der Kontribution vermochte, und die Zahlung der neu ausgestellten Wechsel garantirte.

Und zum zweiten Mal dankte ihm der Magistrat und die Kaufmannschaft von Leipzig in den rührendsten und beweglichsten Worten für seine edlen und uneigennützigen Hülfeleistungen, — und doch sollte es auch zum Zweitenmale der beschworenen Dankbarkeit dereinst vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schwiegersohn des Kommerzienraths.

(Schluß.)

„Sehen Sie, mein guter Herr Simmerthal,“ sagte er, „ich habe eine schöne Wohngelegenheit, womit Ihnen eigentlich sehr gedient seyn könnte.“

„Mir?“

„Gewiß! Sie befanden sich damals doch sehr gut bei mir, als Sie in meinem Hause logirten... ziehen Sie wieder zu mir und lassen wir das Alte vergessen seyn. Sie können meine ganze erste Etage mit Küche, Keller und Stallraum bekommen. Wie? das ist eine Gelegenheit, die Sie gebrauchen können.“

„Aber, mein Gott, was soll ich mit dem Allen machen? Zwei Zimmer sind für mich und meinen Freund genug.“

„Sie wohnen aber doch gar nicht standesgemäß, Sie müssen viele Leute halten, und sie ist es auch gut gewohnt, da sie aus guter Familie ist.“

„Sie? Von wem reden Sie denn?“

„Ich, von ihr ... Ihrem Kontuber ... Kontubernal, wie Sie sagen.“

„Meinen Kontubernal meinen Sie? Der ist ja der Student, der mit mir zusammen wohnt.“

„Nein, gewiß nicht, das weiß ich besser; sagen Sie es nur gerade heraus, es ist schon bekannt genug.“

„Da muß ein Mißverständniß obwalten, mein Herr! Darf ich Sie um eine nähere Erklärung bitten?“

„Eine nähere Erklärung?“

„Ja, was meinen Sie eigentlich?“

„Ei, meine Meinung ist ja sonnenklar. Ich meine, daß Sie sich nächstens verheirathen werden.“

„Ich heirathen? Hahaha! Wer sagt das?“

Der korpulente Mann zeigte auf Meyer, welcher mit offenem Munde dastand und Hören und Sehen vergessen zu haben schien.

„Ja, fragen Sie ihn nur,“ sagte Klemm, ihn kenne ich als einen Mann, der nicht mit Lügen umgeht.“

„Nuja!“ sagte der Jude, „seyen Sie denn nicht verlobt mit des Kommerzienraths Zwiebel seiner Tochter?“

„Nein!“

Digitized by Google

„Seyen Sie denn nicht gewesen gestern Abend in die Komödie mit ihr?“

„Ja, das leugne ich nicht; aber . . .“

„Na, da haben wir's,“ sagte Klemm, „da sind wir ja auf dem Reinen mit einander.“

„Aber, zum Henker,“ sagte ich jetzt ärgerlich, „kann man denn nicht mit einer jungen Dame das Theater besuchen, ohne gerade ihr Bräutigam zu seyn? Haben Sie darauf Ihre Pläne gebaut, meine Herren, so haben Sie sich selbst betrogen.“

In demselben Augenblicke kam mein Kontubernal seelenvergnügt hereingesprungen, mit dem offenen Briefe in der Hand.

„O, ich bin so glücklich,“ sagte er, ohne sich um die Anwesenden zu bekümmern. In einer Stunde gehe ich mit Dir, Freund!“ Und darauf gab er mir den Brief zu lesen. Damit ich aber so schnell als möglich die beiden Herren los würde, erfaßte ich meinen Freund und stellte ihn vor mit den Worten: „Hier, meine Herren, sehen Sie meinen Kontubernal und den rechten Schwiegersohn des Kommerzienraths.“

„Der da?“ sagte der Jude.

„Das ist ja unser alter Student,“ sagte Herr Klemm.

„Pfui, Meyer,“ fuhr er zum Juden gewandt fort, „Sie haben mich zum Narren gehabt. Das ist schlecht von Ihnen.“

Aber der Jude zweifelte noch und faßte mich mit einer geheimnißvollen Miene am Arm, indem er mir in's Ohr flüsterte:

„Der Kommerzienrath wird doch haben mehr als eine Tochter, wie?“

„Nein.“

„Gott gerechter, da hab' ich mir selber angeführt. Wahy geschrieen!“ Und damit lief er zu Klemm hin, der sich inzwischen erhoben hatte, und sagte: „Nun, was bleiben wir noch? Laßt uns gehen, wir seyen beide gewesen Esel.“

Sören Klemm setzte bei dieser Nachricht ein ärgerliches Gesicht auf und folgte dem Juden ohne weitere Umstände, der sich inzwischen noch vor die Stirn schlug und sagte: „Benjamin, Du bist gewesen ein Dummkopf im Theater, als Du nicht hast recht gebraucht Deine Augen.“

Mein schallendes Gelächter folgte den Flüchtenden, und darauf machte ich meinen Freund mit dem Zusammenhang dieses Intermezzo's bekannt. „Zwei Manichäer auf der Flucht!“ jubelte ich, hör', Theodor! Deine Braut thut Wunder. Nicht genug, daß ihr Anblick meine Gegner desperat gemacht hat, der Jude ist ebenso närrisch geworden und hat sich selber nebst seinem Hauswirth eine Nase gedreht. Er sah mich gestern Abend im Theater, und sogleich fiel ihm der Gedanke ein, daß ich des Kommerzienraths Schwiegersohn sey. Er bietet mir daher heute mit der freundlichsten Miene von der Welt seine Arbeit an, als wenn er es nicht gewesen wäre, der mich gestern Vormittag vor den grünen Tisch rief. Doch noch nicht genug damit; er hat seine Vermuthung dem Wirthe mitgetheilt, und dieser bestürmt mich jetzt mit seiner Wohngelegenheit. Bravo! Zwei Manichäer angeführt . . . Hahaha! Was sagst Du dazu?“

„Ah, das ist freilich drollig genug, interessirt mich für den Augenblick aber nur wenig. Dieser Brief . . . lies ihn! . . . o, welch' ein Glück bringt derselbe mir.“

Ich las jetzt den Brief. Wahrhaftig, das war ein weit interessanteres Schreiben als der Morgengruß von meiner Geliebten, und enthielt folgende Zeilen:

„Mein geliebter Theodor!

Eile in meine Arme, denn nun bin ich die Deinige für immer! Deinen neuen Roman, von dem Du mir ein Exemplar sandtest, habe ich meinem Vater vorgelesen, und er, der sich selbst darin als ein hartherziger Baron geschildert fand, hat in unsere Verbindung gewilligt. Dein Stubengenosse, mein alter Musiklehrer, der uns gestern besuchte, hat auch ein gutes Wort für uns eingelegt. Komm denn eiligst! Mit Sehnsucht erwartet Dich

Deine

Josephine.“

Eine Stunde später befanden wir beide Freunde uns auf dem Wege zum Kommerzienrath. Obwohl nun meine Beine ziemlich gut sind, so hatte ich doch genug zu thun, um mit Theodor gleichen Schritt zu halten, welcher sich gleichsam mit Flügeln des Merkur fortbewegte. Die fröhliche Ueberraschung nun zu erzählen, mit welcher sich Josephine mit gerötheten Wangen und klopfendem Herzen in meines Freundes Arme warf, und wie alsdann Vater und Mutter die Hände mit Rührung auf die Häupter des jungen Paares legten, das würde gewiß warme Thränen in die Augen mancher Leser locken, und kann außerdem weit leichter gedacht, als beschrieben werden. Genug, um am Schlusse kurz zu seyn, füge ich hinzu, daß vierzehn Tage später Theodor's Verlobung mit Fräulein Josephine öffentlich bekannt gemacht wurde.

Darf ich nun Jeden fragen, ob das nicht eine interessante Geschichte war? ... Sollte Jemand sich erdreisten, an der Wahrheit derselben zu zweifeln, so befrage er nur meinen würdigen alten Freund, den Pastor Falk in **berg, darüber. Er sitzt nun mit seiner betagten Ehehälfte, dem vormaligen Fräulein Zwiebel, in seinem fetten Pfarramte daselbst, ist dick und breit geworden, wie ein Pächter, und erinnert mich recht oft in seinen Briefen an die Zeit, da ich in den Augen meiner Manichäer, deren Zahl

Digitized by Google

damals Legion war, als Schwiegersohn des Kommerzienraths galt, und dieß ein merkwürdiges Zusammentreffen verursachte.

König Ludwig übersandte an das Komité des Mozartfestes zu Salzburg folgendes Gedicht zur Veröffentlichung am ersten Festtage:

An Mozart.

„Zwei Menschenleben sind verflossen,
Seitdem Dein letzter Ton erklang,
Dein Geist, dem hier er schon erschlossen,
Für immer sich zum Himmel schwang.

Und wie auf des Olympos Höhen,
Der Götter Jugend ewig blüht,
Wird blühend, was Du schufst, bestehen,
Bist Sonne, welche ewig glüht.

Es sind die Leiden längst verschwunden,
Die auf der Erde Dich gedrückt,
Die Wonne doch wird stets empfunden,
Von welcher wir durch Dich entzückt.

Vermählt ist in Deinen Tönen
Die Melodie mit Harmonie,
Es lebt das Ideal des Schönen
Im Zauber Deiner Fantasie." —

König Ludwig.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Anlaß seines siebenzigjährigen Geburtsfestes empfing König Ludwig von Bayern eine Deputation der Bürger von Straßburg, welche bekanntlich der Geburtsort des Königs ist, auf seiner Residenz Ludwigshöhe. Indem Ludwig von Bayern der Deputation die Zusage machte, seine Geburtsstadt noch einmal besuchen zu wollen, erzählte er eine Episode, welche sich auf seine Geburt bezieht und die mit Interesse gelesen werden dürfte. Der Prinz Maximilian von Zweibrücken, Vater des Königs, der im Jahre 1803 durch Napoleon I. zum König von Bayern gemacht wurde, befehligte im Jahre 1786 das elsasser Regiment, das sich zu Straßburg in Garnison befand. König Ludwig XVI. vertrat Pathenstelle beim Sohne des Prinzen, welcher am 25. August 1786 am Tage des heiligen Ludwig, geboren wurde und somit ein doppeltes Anrecht auf seinen Taufnamen hatte. Es fanden bei Gelegenheit dieser Taufe verschiedene Festlichkeiten Statt, aber folgendes Ereigniß machte dem Prinzen Maximilian die größte Freude. Mehrere Tage nach der Geburt seines Sohnes passirte Maximilian die Revue über sein Regiment, als er zu seinem Erstaunen bemerkte, daß alle seine Grenadiere sich den Backen- und den Schnurrbart abrasirt hatten. Er zog Erkundigungen über diesen vorschriftswidrigen Akt ein und erhielt statt der Antwort von seinen Grenadieren eine kleine Sammt-Matraze für den neugebornen Prinzen, welche mit den Bärten der Grenadiere ausgestopft war. „Diese Matraze," fügte der König hinzu, „befindet sich noch in meinem Besitze", und dieses militärische Lager wurde auf Befehl des Königs herbeigebracht und der Deputation vorgezeigt.

Man erzählt aus Paris: Dieser Tage erhielten die zahlreichen Freunde eines Mannes, der jüngst dekorirt wurde, die Einladung, ihn auf seinem Landgute zu besuchen. Alles eilte zu Wagen und zu Pferde an den Ort des allgemeinen Rendezvous. Das Wetter war des Morgens prächtig, doch plötzlich trübte sich der Himmel, und der Regen goß in Strömen. Man kam, bis auf die Haut durchnäßt, auf dem Landsitze an. Der Hausherr ließ ein großes Feuer anzünden und stellte den zahlreichen Gästen seine Garderobe zur Verfügung. Man zog an, was man fand, Gilets, Röcke, Paletots, Codringtons, Talmas, Hausröcke, Blousen, Sommerröcke, und so erschienen die Gäste im Salon. Welches Staunen, welches Gelächter! Einer sah den Andern an, der Hausherr wurde purpurroth vor Scham — Alles hatte das rothe Band im Knopfloch, alle Welt war dekorirt und Ritter der Ehrenlegion geworden.

In Andover (Amerika) werden jetzt Damenschuhe neuer Art von Leder, Gutta-Percha und anderen Dingen ohne Naht gemacht. Die Sohlen können, ohne den Schuh zu beschädigen, ab- und wieder angeschmolzen werden. Diese neuen Schuhe sind dauerhafter als alle anderen und wasserdicht. Bereits beschäftigt die Fabrik 500 Arbeiter.

Logogryph.

Zu Vielem bin ich nütze,
Und vor Zerstörung schütze
Ich, was man mir vertraut.
Versetzest du die Glieder,
Dein Blick mich munter wieder
Auf meiner Weide schaut.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 217 Mittwoch, 10. September 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

XLII.

Vier Jahre später.

„Gleich den Blättern im Winde, so vergeh'n die Geschlechter der Menschen," und gleich den Gedanken, so flüchtig rauschen die Jahre hinweg.

Vier Jahre! Welch eine kurze Spanne Zeit, wenn wir sie durchlebt haben, welche eine große, öde Steppe, wenn sie als dunkle, unbekannte Zukunft vor uns liegen.

Vier Jahre der Arbeit, des Fleißes, der hülfreichen Thätigkeit waren für Gozkowsky dem sturmvollen Jahre 1760 gefolgt. Sie hatten in seinem und seiner Tochter Leben wenig geändert.

Gozkowsky arbeitete und wirkte, wie er gewirkt hatte, seine Fabriken vergrößerten, seine Reichthümer vermehrten sich, und sein kaufmännischer Ruhm durchhallte die ganze Welt. Doch er würde dieses Alles freudig hingegeben haben, wenn er dafür den Lippen seines Kindes das heitere Lächeln und ihren Wangen die rosige Gluth früherer Tage hätte wieder geben können. Aber dieses jugendglühende, leidenschaftliche und phantastische junge Mädchen hatte sich jetzt in eine bleiche, ernste, schweigsame Jungfrau verwandelt, welche es gelernt hatte, über die geheimen Qualen ihres Herzens den Schleier stiller Resignation zu decken, und ihren Schmerzensschrei nach Innen in ihrer Brust verhallen zu lassen.

Elise war alt geworden in sich selber, alt, trotz ihrer zwei und zwanzig Jahre, sie blickte in das Leben vor sich, wie in eine blüthenlose, traurige Wüste, welche sie mit blutenden Füßen und zerschlagener Brust durchwandeln sollte, und in der Oede ihres Herzens schauderte sie zuweilen vor dieser, von keinem Laut, keinem Ton, nicht einmal einem Wehgeschrei unterbrochenen Grabesstille ihrer Brust! —

Sie war wünschelos und hoffnungslos! Sie hatte sich dem Leben unterworfen, sie hatte aus ihrer Vergangenheit einen Grabhügel gemacht, sie wollte nicht auf demselben weinen und über das Gestorbene klagen, aber sie wollte auch denselben nicht vernichten, ihn nicht zu einem Garten umgestalten, dem neue Blüthen und neue Knospen entsprossen sollten.

Sie klagte niemals! Sie hatte das Leben angenommen, und sie ertrug es, wie der schönbeschwingte Vogel es thut, den man in den glänzenden Käfig eingefangen, ihn der Freiheit und der reinen Luft beraubend und zu glänzendem Elend ihn verdammend.

Sie auch war ein armer, eingefangener Vogel, und ihre wunde Seele mit dem gelähmten Flügelschlag saß traurend und todesmatt in dem Käfig ihrer Brust!

Arme Elise! Wer hätte es diesem stillen, bleichen Gesichte ansehen mögen, wie viel Leid und Gram hinter diesem ruhigen Ausdruck ihrer Züge eingescharrt worden! Wer hätte es denken sollen, daß die einzige, die gefeierte und umworbene Tochter des reichen Herrn Gozkowsky inmitten dieses Glanzes und dieser Pracht, welche sie umgab, sich einsam und verlassen und gränzenlos unglücklich fühlte.

Sie hat Gott nur um Frieden, niemals mehr um Glück, denn sie glaubte nicht mehr an das Glück, sie war in jene Apathie versunken, welche nichts mehr begehrt, als ein stilles, träumerisches Hindämmern. — Vielleicht würde sie, wenn das Schicksal sie mit rauheren Händen angefaßt hätte, sich aus dieser Lethargie aufgerüttelt haben, vielleicht hätte es nur eines großen, wahrhaften Unglückes bedurft, um sie wieder jung und muthvoll, wieder stark und energisch zu machen. Aber das Schicksal hatte sie auf seidenen Kissen gebettet, um ihre Illusionen zu beweinen, und das verzärtelte Kind des Glückes fühlte sich von dem Stachel einer Rose, wie von einem Dolchstiche verletzt.

Das wahre und heilige Unglück, welches von Gott kommt, und vom Schicksal uns auferlegt wird, trägt in sich selber auch stets die göttliche Kraft der Heilung, und indem es uns zu Boden schleudert, und uns demüthigt, erhebt es uns zugleich,

Digitized by Google

und stählt unsern Muth und macht uns stark und stolz im Dulden und Ertragen.

Anders ist es mit diesem Unglück, welches von Menschen kommt, welches die Heimtücke, die Bosheit, die Niedrigkeit der Menschen uns auferlegt. Das ist ein Unglück ohne Trost und Erholung, ein Unglück voller Bitterkeit und murrender Pein. Ein Unglück, welches uns erniedrigt, ohne uns zu erheben, welches uns in den Schmutz wirft, und von dem wir uns nicht wieder läutern und reinigen können, selbst nicht mit den heißen Strömen unserer Thränen.

Wäre ihr Geliebter ihr durch den Tod entrissen, hätte sie ihn verloren, indem sie ihn an Gott zurückgab, so würde Elise diesen großen und heiligen Schmerz zugleich als ihr großes und heiliges Glück, als eine köstliche Verheißung in sich aufgenommen, so würde sie sich erhoben und zu seligem Hoffen durchleuchtet gefühlt haben.

Aber sie hatte ihn verloren durch seinen eignen Verrath, sie hatte ihn verloren durch die Sünde dieser Welt, und nicht an Gott, sondern an seine eigene Schuld und Untreue hatte sie ihn zurückgegeben. Sie hatte ihn also rettungslos und für immer verloren, nicht für eine kurze Spanne Zeit, sondern für alle Ewigkeit, und sie durfte nicht einmal um ihn weinen, denn ihr Unglück war zugleich ihre Schmach, und ihre Thränen selbst erfüllten sie mit Demüthigung und Scham.

Deßhalb hatte sie weder mit ihrem Vater, noch mit Bertram jemals von dieser traurigen und schmerzvollen Vergangenheit, und den Irrungen und Täuschungen ihrer Jugend gesprochen, und Beide hatten sie in edler und schonender Liebe niemals dieses Schweigen brechen mögen, unter welchem Elise ihren Gram gebettet hatte. Sie war ihrem Vater eine sorgende, aufmerksame, demüthige Tochter, sie war Bertram eine vertrauensvolle und liebreiche Schwester gewesen, aber Beide fühlten sie, daß dieses arme, gebrochene Herz ihnen nur Das gäbe, was es sich aus dem Schiffbruch seines Glückes gerettet an Liebe und Vertrauen, Beide wußten sie, daß Elise ihnen kein volles, ganzes Herz, sondern nur ein gebrochenes, leeres zu bieten habe.

Aber sie waren es zufrieden, mindestens auf diesen Trümmern ihres in Asche gesunkenen Jerusalem's ruhen zu dürfen, zufrieden, diese verstreuten Blätter einer vom Sturm geknickten Rose sammeln zu können, und sich zu erinnern, wie schön sie einst in ihrer Blüthe gewesen.

Gotzkowsky verlangte von seiner Tochter nichts, als daß sie lebe, daß sie wieder gesund werde, und zu neuem Glück in sich erstarke. Bertram hatte in der Stärke und Treue seiner Empfindungen keinen andern Wunsch, als sie eines Tages wieder heiter und zufrieden, wieder angelächelt zu sehen von diesem Sonnenschein, welchen nur die Liebe und das Glück über ein Menschenantlitz zu ergießen vermag, und in seiner großen und opferbereiten Liebe sagte er zu sich selber: Wüßte ich, daß ihr Glück und ihre Ruhe in dem fernsten Welttheil läge, ich würde hingehen, es ihr zu holen, selbst wenn sie mir dadurch auf ewig verloren ginge.

Und so waren vier Jahre vergangen, äußerlich sonnenhell und klar, glänzend umrauscht von Reichthum und Glück, innerlich klanglos und öde, voll Entbehrung und tiefverhaltenem Weh.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krönungsfeier in Moskau.

Aus Moskau, 28. August, geht dem „Nordfolgendes Programm über die Krönungs-Festlichkeiten zu, jedoch mit der Bemerkung, daß dasselbe noch nicht amtlich veröffentlicht worden, also vielleicht noch einigen kleinen Abänderungen unterworfen seyn könne. Dieses Programm lautet:

Am 29. August: Feierlicher Einzug Ihrer kaiserlichen Majestäten in Moskau. — 30. August: Parade; Abreise JJ. KK. MM. nach Ostankino. (Schloß in Moskau's Nähe, dem Grafen Scheremetjew gehörend). — 31. August: Messe in der Kirche von Ostankino. — 1. Septbr.: Musterung sämmtlicher Truppen. — 2. Septbr.: Ruhetag. — 3. Septbr.: Der Kaiser hält seine Andachten. — 4. Sept. Feierliche Verkündigung der Krönung. — 5. Sept.: Rückkehr in den Palast des Kremlin. — 6. Sept.: Religiöse Feier, große Vesper u. s. w. — 7. Sept.: Krönung, Diner in der Granovitaia Palata, öffentliche Spazierfahrt, Illumination. — 8. Sept.: Beglückwünschungen durch die heilige Synode, Ball in der Granovitaia Palata. — 9. und 10. Sept.: Beglückwünschungen durch die verschiedenen Behörden und das diplomatische Korps. — 11. Sept. (der St. Alexanders-Tag): Großer Aufzug im Palais, Familien-Diner, Gala-Vorstellung im großen Theater. — 12. Sept.: Diner zu Ehren des Klerus. — 13. Septbr.: Diner zu Ehren der Adels-Marschälle aller Gouvernements. — 14. Sept.: Kleiner Aufzug im Palais, Ball im Alexandersaale. — 15. Sept.: Diner zu Ehren der Gesandten. — 16. Sept.: Ball bei einem der Gesandten. (Wahrscheinlich bei dem französischen Gesandten). — 17. Sept.: Diner, welches die Moskauer Kaufleute den Truppen geben. — 18. Sept.: Ball bei einem der Gesandten. — 19. Sept.: Die Kronjuwelen werden von der Granovitaia Palata in die Oruszeinaia Palata gebracht. — 20. Sept.: Der vom Moskauer Adel veranstaltete Ball. — 21. Sept.: Kleiner Aufzug

Digitized by Google

im Palais. — 22. Sept.: Ball bei einem der Gesandten. — 23. Sept.: Diner zu Ehren des General-Gouverneurs von Moskau. — 24. Septbr.: Volksfest. — 26. Septbr.: Großer Maskenball im Palaste. — 28. Sept.: Ball bei dem Ober-Marschall des Gouvernements. — 30. Sept.: Feuerwerk.

Beim Einzuge des Kaisers aus dem Petrowo-Palais nach Moskau am 29. Aug. bewegte sich der Zug dem Programme gemäß in folgender Ordnung:

1. Der Polizeimeister und 12 Gendarmen zu Pferde, je zwei in der Reihe. 2. Das Höchsteigene Convoi Sr. kaiserlichen Majestät. 3. Eine Eskadron der Leibgarde der tschernomorischen Kosaken-Division und der Leib-Eskadron des Leibgarden-Kosaken-Regiments. 4. Der vornehmste Adel zu Pferde, je zwei in der Reihe, in Uniform, mit dem moskauischen Kreis-Adelsmarschall an der Spitze. 5. Die Deputirten der asiatischen, Rußland unterworfenen Völkerschaften zu Pferde, je zwei in der Reihe. 6. Der Ober-Kammerfourier zu Pferde; ihm folgend 60 Hof-Lakaien, 6 Kammer-Lakaien, 6 Schnellläufer und 8 Hofneger, sämmtlich zu zweien in der Reihe, in Parade-Livree, zu Fuß. 7. Der kaiserliche Leibjäger zu Pferde, 20 Jäger zu Fuß, je zwei in der Reihe, ebenfalls in Parade-Livree, und hinter ihnen der Dirigirende der kaiserlichen Jagden, zu Pferde. 8. Im offenen Phaeton, mit Zug-Gespann, zwei Zeremonienmeister vom Hofe Sr. kaiserl. Majestät, mit Stäbe. 9. Im offenen Phaeton, desgleichen mit Zug-Gespann, der Ober-Zeremonienmeister mit dem Stabe. 10. 24 Kammerjunker zu Pferde, je zwei in der Reihe, ein Zeremonienmeister, ebenfalls zu Pferde, an ihrer Spitze. 11. 12 Kammerherrn zu Pferde, je zwei in der Reihe, ihnen voran ein Zeremonienmeister, ebenfalls zu Pferde. 12. Ein Stall-Offizier und zwei Reitknechte zu Pferde. 13. Die zweiten Hofwürdenträger, in vierspännigen, vergoldeten Paradewagen. 14. Der Hofmarschall im offenen Phaeton mit dem Stabe. 15. Die ersten Würdenträger des Hofes, in vierspännigen, vergoldeten Paradewagen. 16. Die Glieder des Reichsrathes, in eben solchen Wagen. 17. Der Ober-Hofmarschall mit dem Stabe im offenen Phaeton. 18. Die Leib-Eskadron des Chevalier-Garderegiments Ihrer Majestät und die Leib-Eskadron des Leibgarde-Regiments zu Pferde. 19. Se. kaiserliche Majestät zu Pferde, hinter sich den Minister des kaiserlichen Hofes, den Kriegsminister, den General-Adjutanten, den General-Major von der Suite Sr. Majestät und den Flügel-Adjutanten, welche die Desour haben. 20. Ihre k. Hoh. die Großfürsten: der Thronfolger Cäsarewitsch Nikolai Alexandrowitsch, Alexander Alexandrowitsch, Konstantin, Nikolai und Michael Nikolajewitsch, Fürst Romanowsky, Herzog von Leuchtenberg Nikolai Maximilianowitsch, Prinz Peter von Oldenburg, der Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz und die auswärtigen Prinzen zu Pferde. 21. Die bei der Person Sr. Majestät stehenden General-Adjutanten, General-Majore von der Suite, Flügel-Adjutanten und die Ihren Hoheiten aggregirten Generale und Adjutanten zu Pferde. 22. Ihre kaiserliche Majestät die Kaiserin Alexandra Feodorowna, in vergoldetem Paradewagen, über welchem sich eine Krone erhebt. Der Wagen ist mit acht Pferden bespannt; bei jedem Pferde ein Stallbedienter; neben dem Wagen an der rechten Seite der fungirende Ober-Stallmeister, an der linken der bei der Person Ihrer kaiserlichen Majestät stehende General-Adjutant zu Pferde, vor dem Wagen jedoch ein Stall-Offizier, ebenfalls zu Pferde; hintenauf zwei Pagen; an den Seiten schreiten vier Kammer-Kosaken in Parade-Uniform, hinter dem Wagen sechs Kammer-Pagen zu Pferde, und ihnen nach zwei Stallknechte, ebenfalls beritten. 23. Ihre kaiserliche Majestät die Kaiserin Maria Alexandrowna mit Sr. kaiserlichen Hoheit dem Großfürsten Wladimir Alexandrowitsch in vergoldetem mit acht Pferden bespanntem Paradewagen; bei jedem Pferde ein Stallbedienter, an jeder Seite des Wagens ein Stallmeister zu Pferde, und vor demselben ein Stall-Offizier, ebenfalls zu Pferde; hintenauf zwei Pagen; an den Seiten schreiten vier Kammer-Kosaken in Parade-Anzug; hinter dem Wagen folgen sechs Kammer-Pagen zu Pferde, und diesen nach zwei Reitknechte, ebenfalls beritten. 24. Ihre kaiserlichen Hoheiten die Großfürstinnen Maria Pawlowna und Alexandra Josefowna in vergoldetem Paradewagen mit Zuggespann, bei jedem Pferde ein Stallbedienter; an jeder Seite des Wagens ein Stallmeister zu Pferde; hintenauf zwei Pagen; an den Seiten schreiten vier Lakaien; hinter dem Wagen folgen zwei Kammer-Pagen zu Pferde, und nach diesen zwei Reitknechte, ebenfalls zu Pferde. 25. Ihre kaiserlichen Hoheiten die Großfürstinnen Alexandra Petrowna und Helena Pawlowna in vergoldetem Paradewagen mit Zuggespann; bei jedem Pferde ein Stallbedienter; an jeder Seite des Wagens ein Stallmeister zu Pferde; hintenauf zwei Pagen; an den Seiten schreiten vier Lakaien; hinter dem Wagen folgen zwei Kammer-Pagen zu Pferde, und diesen zwei Reitknechte, ebenfalls beritten. 26. Ihre kaiserlichen Hoheiten die Großfürstinnen Maria Nikolajewna und Katharina Michailowna in vergoldetem Paradewagen mit Zuggespann; bei jedem Pferde ein Stallbedienter; auf jeder Seite des Wagens ein Stallmeister zu Pferde; hintenauf zwei Pagen; an den Seiten schreiten vier Lakaien; hinter dem Wagen folgen zwei Kammer-Pagen zu Pferde, und diesen zwei Reitknechte, ebenfalls beritten. 27. Ihre kaiserliche Hoheit die Prinzessin von Oldenburg in vergoldetem Paradewagen mit Zuggespann; bei jedem Pferde ein Stallbedienter;

Digitized by Google

bei dem Wagen ein Stallmeister zu Pferde, hinterauf zwei Pagen; an den Seiten schreiten vier Lakaien; hinter dem Wagen folgen zwei Kammer-Pagen zu Pferde, und diesen zwei Reitknechte, ebenfalls beritten. 28. Die Leib-Eskadron des Leibgarde-Kürassier-Regiments Sr. Majestät und die Leib-Eskadron des Leib-Kürassier-Regiments Ihrer Majestät. 29. Die Staatsdamen, Kammerfräulein, Hofmeisterinnen und Fräulein Ihrer kaiserlichen Majestäten und Ihrer kaiserlichen Hoheiten, in vierspännigen vergoldeten Paradewagen. 30. Die Leib-Eskadron des Leibgarde-Husaren-Regiments Sr. Majestät und die Leib-Eskadron des Leibgarde-Ulanen-Regiments Sr. Majestät.

Beim Betreten der Residenz werden 71 Kanonenschüsse gelöst, und beim Einzuge in dieselbe bewillkommt Se. Majestät der moskau'sche Kriegs-Generalgouverneur mit den unter seinem Befehle stehenden Würdenträgern und schließt sich der Suite Sr. Majestät an.

Beim Einzuge in Semljanoi-Gorod bewillkommt Stadt-Duma und die Magistratz; in der weißen Stadt der moskau'sche Gouvernements-Adels-Marschall. Bei dem Woskresenski-Thore der moskau'sche Zivil-Gouverneur mit den Autoritäten der amtlichen Behörden.

Bei diesem Thore geruhen Ihre kaiserlichen Majestäten und Ihre Hoheiten vom Pferde zu steigen und die Equipagen zu verlassen, um vor dem Heiligenbilde der iwerischen Mutter Gottes ihre Andacht zu verrichten.

Die ganze Prozession hält in diesem Momente an. So wie aber Se. Majestät abermals aufzusitzen geruht, schreitet die Prozession weiter. Beim spasskischen Thore bewillkommt der Kommandant von Moskau mit den unter seinem Befehle befindlichen Stabs- und Ober-Offizieren; bei der Uspenskischen Kathedrale — der dirigirende Senat.

Ihre Majestäten und Ihre Hoheiten, so wie auch alle Personen, welche den Allerhöchsten Herrschaften im Korteze folgen, halten gegenüber der rothen Paradetreppe an, woselbst sie von den Pferden steigen und die Equipagen verlassen. Die voranschreitenden Personen umfahren, ohne anzuhalten, die Uspenskische Kathedrale und steigen aus den Equipagen gegenüber dem Trottoir, das zu dem nördlichen Eingang führt, durch welchen die Mitglieder des Reichsrathes die Kathedrale betreten; die Hofpersonen aber erwarten, nach Umgehung derselben auf der westlichen Seite, bei dem südlichen Eingange, den Austritt Sr. Majestät. Der heiligste Synod und die Geistlichkeit bewillkommen nach vorausgegangener Abhaltung eines Dankgebets in der Uspenskischen Kathedrale über die glückliche Ankunft des Herrn und Kaisers, und unter dem Gesange für das Wohl des ganzen kaiserlichen Hauses auf die Vorhalle der Kirche herausgetreten, Ihre Majestäten und Ihre Hoheiten, mit dem Kreuze und dem Weihwasser, und schreiten Ihnen zur Kathedrale voran. . . . . Nach dem Eintritt in den Gotteстempel wird eine Salve von 85 Kanonenschüssen gelöst. Ihre kaiserlichen Majestäten geruhen, die heiligen Ikonen und Reliquien zu küssen und hierauf unter dem Vortritt des Metropoliten von Moskau in die Archangelsch und Blagoweschtschenskische Kathedrale zu gehen, in welchen, ebenfalls bis zur Allerhöchsten Ankunft, Dankgebete zelebrirt werden. Nachdem Ihre Majestäten auch in diesen Kathedralen die heiligen Ikonen und Reliquien geküßt und in der ersteren an den Gräbern Ihrer Vorfahren ihre Andacht verrichtet haben, geruhen Allerhöchstdieselben nach dem Kreml-Palais zu gehen. Beim Eingang in den Kreml-Palast wird sich die Hofgeistlichkeit mit dem Kreuze und dem Weihwasser befinden, und werden der Obermarschall mit dem Präsidenten und den Mitgliedern des Moskau'schen Palaiskomptoirs Sr. Majestät Salz und Brod überreichen. In diesem Moment erfolgen 101 Kanonenschuß und beginnt in allen Kirchen das Glockengeläute, welches den ganzen Tag hindurch währt; am Abend wird die Stadt illuminirt seyn.

Mannigfaltigkeiten.

Die Medizinische Wochenschrift bringt nach der Corr. scient. di Roma folgende Mittheilung über die Wirkung des Krötengifts auf den menschlichen Körper: „Ein sechsjähriger Knabe verfolgte an einem heißen Sommertage eine große Kröte mit Steinwürfen. Plötzlich fühlte er, daß das Thier ihm eine Feuchtigkeit ins Auge spritze. Es trat augenblicklich leichte Schmerzhaftigkeit und spastische Bewegung des leicht injizirten Auges ein, nach 2 Stunden aber Coma (Schlafsucht), Sehnenhüpfen, Beißsucht, Abscheu vor Nahrungsmitteln und Getränken, Stuhlverhaltung, häufiges Uriniren, große Agitation, der am 6. Tage der Krankheit Apathie und eine Art von Erstarrung bei übrigens regelmäßigem Pulse nachfolgten. Einige Tage später, die verhältnißmäßig ruhig vorübergingen, verläßt der Knabe das Bett, seine Augen sind injizirt, die Haut trocken, der Puls fieberfrei, er heult und geberdet sich wie ein Rasender, versinkt dann in Blödsinn und Sprachlosigkeit, um so zu bleiben.“

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ignatz Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 218 Donnerstag, 11. September 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

XLIII.

Die Katastrophe.

Gozkowsky war allein in seinem Zimmer, in diesem eleganten, glänzend geschmückten Zimmer, um welches ihn der mächtigste Fürst hätte beneiden können. Die auserlesensten Gemälde alter, berühmter Meister hingen an den Wänden umher, die kostbarsten chinesischen Vasen standen auf vergoldeten Konsolen dazwischen, während die Pfeiler zwischen den Fenstern statt mit Spiegeln, mit herrlichen griechischen Marmorstatuen geziert waren. Das Möbleiment des Zimmers war einfach; Gozkowsky hatte nur eine Liebhaberei, für welche er aber viele Tausende jährlich ausgab, dieß waren seine Kunstsammlungen, seine Gemälde und Antiken. Sein Haus glich daher einem Tempel der Kunst und enthielt die auserlesensten und seltensten Schätze, und wenn Gozkowsky an der Hand seiner Tochter durch diese Zimmer ging, wenn er mit ihr seine Gemälde betrachtete, und mit staunender Bewunderung vor einer dieser erhabenen Götterstatuen verweilte, so strahlte sein Auge vor seliger Befriedigung und sein ganzes Wesen athmete Heiterkeit und Ruhe. —

Heute aber war sein Antlitz sorgenvoll und trübe, und wie freundlich und erhaben die Bilder von den Wänden auch zu ihm herniederblicken mochten, sein Auge blieb traurig und umwölkt, und in tiefer Gram sprach aus seinen Zügen.

Er saß an seinem Schreibtisch und blätterte in diesen Papieren, welche in großen Stößen denselben bedeckten. Zuweilen drückten seine Züge ein tiefes Erschrecken, eine erwartungsvolle Angst aus, und eine ganze Gestalt erzitterte, während er mit hastiger Hand einzelne Notizen aus den Papieren auf ein anderes Blatt schrieb.

Plötzlich ließ er die Feder fallen, und senkte gramvoll das Haupt auf seine Brust. Es ist umsonst, flüsterte er leise, ja, es ist umsonst! Und wenn ich alle meine Kräfte aufbiete, alle meine Mittel in einem einzigen Griff zusammenfasse, es reicht doch nicht aus, diese ungeheuren Summen zu bezahlen.

Er blätterte wieder in den Papieren, und indem er mit dem Finger auf eins derselben hindeutete, fuhr er fort: ja, da steht es! Ich bin ein reicher Mann auf dem Papier! Leipzig schuldet mir mehr als eine Million! Wenn es die Zahlung leistet, und wenn de Neufville kommt, dann bin ich gerettet! Aber wenn nun nicht? Wenn nun Leipzig abermals, wie schon zu dreienmalen, Zahlungsunfähigkeit vorschützt, wenn de Neufville nicht kommt, wie dann?

Er versank tiefer in sich selbst, und starrte schweigend auf die Papiere hin. Eine furchtbare Angst preßte ihm die Brust zusammen, und drängte all sein Blut nach seinem Herzen, nach seinem Kopfe hin.

Er stand auf und ging hastigen Schrittes auf und ab, ringend mit seiner Qual und einzelne Worte murmelnd, welche die Angst und das Entsetzen verriethen, das zu dieser Stunde seine ganze Seele erfüllte.

Dann blieb er stehen und drückte beide Hände an seine Schläfe, als wolle er diesen qualvollen Schmerz zurückdrängen, welcher da hämmerte und tobte.

Oh, dieß ist entsetzlich! flüsterte er leise. Ich stehe mit offenen Augen am Rande eines Abgrundes, und wenn keine hülfreiche Hand sich mir entgegenstreckt, so muß ich hinabstürzen, und mein ehrlicher Name wird mit mir zerschellen! Und sich sagen zu müssen, daß nicht Unverstand, nicht Tollkühnheit und Uebermuth mich dahin führte, sondern die Liebe zur Menschheit, zu meinen Brüdern! — Ich reichte Jedem, der mir bittend seine Hand entgegenstreckte, die Freundeshand, ich brachte Jedem Hülfe, der sie forderte! Und deßhalb, für das Gute was ich gethan, stehe ich an diesem Abgrund.

Und indem er den Blick zum Himmel emporwandte, fragte er mit einer herzzerreißenden Traurigkeit: war es den Unrecht, mein Gott, war es

Digitized by Google

strafwürdig, und muß ich denn mit meiner Ehre büßen, was ich in Liebe that?

Aber diese Zerknirschung und Muthlosigkeit dauerte nicht lange. Gotzkowsky raffte sich wieder empor aus seiner Qual, und indem er stolz das Haupt empor richtete, als wollte er die Sorgen abschütteln, welche es umdüsterten, sagte er entschlossen: Dieß nützt nichts! Ich darf den Muth nicht verlieren, dieser Tag erfordert meine ganze Geistesgegenwart, und der entscheidende Moment soll mich nicht verzagt und kleinmüthig finden!

Er wollte sich wieder zur Arbeit setzen, ein wiederholtes Klopfen an der Thür störte ihn, und auf sein unwilliges Herein, öffnete sich dieselbe und Bertram erschien auf der Schwelle.

Verzeihe, sagte er fast schüchtern. Ich weiß, daß Du allein seyn wolltest, aber ich hielt es nicht länger aus, ich mußte Dich sehen! Bedenke, Vater Gotzkowsky, daß ich erst seit vierzehn Tagen wieder hier zugelangt bin, und Dich in dieser Zeit kaum gesehen habe, zürne mir also nicht, wenn ich Deinem Befehl zuwider handelte, und Dich störte.

Gotzkowsky nickte ihm mit einem wehmüthigen Lächeln zu. Ich danke Dir dafür, sagte er. Ich hatte Peter befohlen, Niemand einzulassen, — Du warst davon ausgeschlossen, das weißt Du wohl, mein Sohn!

Eine Pause trat ein. Bertram schaute mit angstvoll prüfenden Blicken auf Gotzkowsky hin, der sich wieder an seinen Schreibtisch setzte und gedankenlos in seinen Papieren blätterte.

Bertram war fast ein Jahr lang abwesend gewesen. Der stille Gram, welcher langsam Tag und Nacht an seiner Seele nagte, hatte seine Gesundheit untergraben und seine physische Kraft zerstört. Die Aerzte hatten einen längern Aufenthalt in Nizza nothwendig gehalten, und indem Bertram ihrem Ausspruch sich fügte und nach Nizza ging, hatte er zu sich selber gesagt: vielleicht denkt Elise an mich, wenn ich nicht bei ihr bin. Vielleicht macht die Abwesenheit ihr Herz wärmer schlagen, und sie vergißt den Bruder, um eines Tages den Gatten willkommen zu heißen!

Aber als er nach einem Jahre, gestärkt und genesen zurückkehrte, hatte er Elisen wieder gefunden, wie er sie verlassen. Sie empfing ihn mit demselben ruhigen, stillen Blick, mit dem sie ihm Lebewohl gesagt, sie legte eben so kühl und freundlich ihre Hand in die seinige, und indem sie sich theilnehmend und herzlich nach seinem Wohlergehen erkundigte, fühlte Bertram doch, daß ihr Herz und ihr innerstes Wesen gar keinen Theil an ihren Fragen hatte.

Elise war sich gleich geblieben, aber wie wenig glich Gotzkowsky sich selber! Wo war dieser glühende, willenskräftige Mann geblieben, welcher Bertram beim Scheiden umarmte, wo war seine kräftige Stimme, seine stolze Haltung, sein energischer Wille, seine flammende Beredtsamkeit, wo war alles dieses hin? Welcher diabolischen, unheimlichen Macht war es gelungen, diesen Eisenwillen zu brechen, diese Lebenskraft zu zerreiben?

Bertram fühlte, daß ein tiefer Gram an Gotzkowsky's Leben nagte, ein Gram, der ihn um so gewaltiger zerstören mußte, je mehr es Gotzkowsky verschmähte, sich auszusprechen, und im Mittheilen desselben einige Linderung und vielleicht auch einigen Trost zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Erscheinungen.

Von Marie Osten.

In einem getäfelten Gemache eines alterthümlichen Landsitzes in der Provinz, dessen hoher Spitzgiebel aus einem Kranze stattlicher Eichen und Buchen hervorragte, saßen eines Winterabends drei junge Mädchen, Schwestern, plaudernd im Zwielichte. Der holländische Kamin, welcher in der Mitte der Rückwand des Gemachtes angebracht war, enthielt ein prasselndes Feuer, das seinen heißen rothen Schein über das Zimmer verbreitete und mehr zur behaglichen Beleuchtung, als zur Heizung desselben diente, denn man sah unweit davon noch einen geräumigen Ofen von grüner Fayence, welcher, ebenfalls tüchtig geheizt, eine wohlthuende Wärme ausstrahlte. Der Glast des Kaminfeuers dagegen fiel auf einige große Portraits, die in die dunklen Wände eingelassen waren, und warf grotteske Schatten von den alterthümlichen Möbeln auf das eichene Getäfel. Sein volles Licht strahlte nur auf die drei schmucken Gesichter der Schwestern, deren Gruppe dem Feuer die Gesichter zukehrte.

Diese Schwestern waren wunderliebliche Mädchen, wiewohl an Schönheit von einander verschieden. Mathilde, die älteste, die dort in den geräumigen Lehnstuhl hingegossen saß, die Hände gefreuzt auf dem Schooße ruhen ließ und den Kopf theilweise zurückgebeugt, gedankenvoll in die spielende Flamme blickte, war ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt, hoch gewachsen, stattlich, eine imposante, stolze Schöne.

Ihr gegenüber auf dem Sopha saß Sophie, die mehr durch Anmuth gewann, als durch Schönheit auffiel, und hielt den Kopf der jüngsten Schwester, Rosa, die auf dem Sopha lag, in ihrem Schooße.

Rosa, die jüngste, hatte weder Mathilden's königliche Schönheit noch Sophien's gewinnende Anmuth; aber über ihrem hübschen Gesicht und ihrer

Digitized by Google

zarten symmetrischen Gestalt lag ein Hauch von Unschuld, Frische, Unbefangenheit und Munterkeit, der unwiderstehlich wirkte und sie zum allgemeinen Liebling machte.

Diese drei jungen Damen befanden sich in einer eigenthümlichen Lage. Sie wohnten auf dem alten Edelsitze ganz allein, nur von zwei Dienstboten bedient, welche schon seit Jahren zu diesem Hauswesen gehörten. Ihre Eltern waren schon seit mehreren Jahren todt, und da sie keine Verwandten besaßen, welche ihnen einigermaßen Elternstelle vertreten konnten, so hielten sie sich nur um so inniger an einander angeschlossen, und wohnten beisammen in dem geräumigen Elternhause, wie Vögel von Einer Brut in demselben Neste bleiben, wenn die Alten es verlassen haben.

Der alte Thomas, der die Verrichtungen eines Gärtners, Kutschers und Lakaien in sich vereinigte, und die dicke Käthe Boch, die schon seit beinahe zwanzig Jahren als Köchin auf der Eichenkämpe war, bildeten das ganze Gesinde, und reichten auch für die geringen Bedürfnisse ihrer anspruchslosen Herrinnen vollkommen aus, denn die Wiesen und Felder der Eichenkämpe waren verpachtet, und die Stallungen und Scheunen vermiethet, und in dem kleinen Stalle des Wohnhauses standen ein glatter Fuchs von Mecklenburger Halbblut und eine stattliche friesische Kuh, eine Schecke, friedlich beisammen, und bildeten mit einem Haushunde, einem Pfauenpaar, etlichen Trut- und Perlhühnern, mehreren schönen Enten und anderem Hausgeflügel, für welches Rosa eine besondere Vorliebe hegte, den ganzen Viehstand des Gutes.

Hier also wohnten die Schwestern, und zwar so behaglich, daß sie sich vorgenommen hatten, ihr ganzes Leben hier zuzubringen. Sie hatten nämlich, — so seltsam dieß auch bei so jungen und wohlhabenden Mädchen klingen mag, — einander das Gelübde gethan, ehelos zu verharren bis an ihr seliges Ende. Es war eine plötzliche Laune gewesen, welche sie veranlaßt hatte, vor drei Jahren bei dem Tode ihres Vaters einander in die Hand zu versprechen, daß sie sich dem Cölibate widmen und einander nie verlassen, sondern stets zusammen wohnen und leben wollten. Aber mit guten Vorsätzen, sagt Shakespeare, ist ja der Weg zu der Hölle gepflastert.

Drei Jahre waren seither verstrichen; die günstigen Vermögensumstände und persönlichen Vorzüge der drei Fräulein Bornhagen hatten manche Freier herangelockt, aber keine der Schwestern war bislang ihrem Gelübde ungetreu geworden, sondern sie hatten alle Bewerbungen abgelehnt, sich auf diesen weisen Entschluß viel zu gute gethan, und nach jedem Korbe, welchen sie ausgetheilt, immer wieder ihr Gelübde erneuert.

Gerade an dem Abend, wo wir unseren geneigten Leserinnen dieß Schwesternkleeblatt vorführen, hatte ein kleiner Zufall die jungen Damen wiederum auf dieses Kapitel zu reden gebracht, und zu einer lebhaften Erörterung Anlaß gegeben. Jede hatte der Reihe nach sich nur um so energischer gegen jedes Vergehen wider ihr Gelübde ausgesprochen. — Mathilde hatte den Gedanken daran schon mit einer tiefen Entrüstung abgewiesen, Sophia den Zustand der beiden anderen Schwestern für den Fall, daß die dritte ihr Versprechen bräche und einem Gatten folgte, mit den ergreifendsten Farben ausgemalt; und die kleine Rosa hatte lachend erklärt, wenn auch Prinz Vezzoso in eigener Person im goldenen Wagen zum Fenster hereinführe, und sich fußfällig um ihr Herz und Hand bewürbe, und ganze Kisten voll Diamanten vor ihr ausbreiten würde, so sollte er von ihr keinen anderen Bescheid erhalten, als: „Stehen Sie auf, mein schöner Prinz! Sie können mich nicht haben; ich habe meinen Schwestern gelobt, mich niemals zu verheirathen.“

Mathilde und Sophie lachten noch über Rosa's launigen Einfall, und die größte Einmüthigkeit schien zu herrschen, als plötzlich die alte Käthe mit einem Körbchen voll Kastanien in das Zimmer trat, und mit einigem Zeremoniell anhub: — Verzeihung, meine Fräulein, wenn ich störe; allein Thomas schickt mich herauf mit diesen Kastanien, die er heute Abend ausgehülst hat. Er meint, weil wir heute Allerheiligen-Abend haben, würden Sie vielleicht Lust haben, Kastanien zu brennen und ihr Glück zu probiren, und das Schicksal wegen Ihrer Herren Liebsten zu befragen. Er läßt Ihnen viel Glück dazu wünschen und jedem von den Fräulein einen recht wackeren Verlobten!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Sternlein.

Viele Sternlein steigen
Am Himmelszelt mir auf;
Sie nahen sich und scheiden
Gar heimlich ihren Lauf.

Die Einen strahlen nieder
Mit feuerfarb'nem Licht:
Sie schwinden frühe wieder —
Ihr Leuchten währet nicht.

Und wieder And're kommen
Mit bleichem Geisterschein;
Ich schau' sie an beklommen
In bangem Herzen mein.

Da naht in hellem Glanze —
Nicht feurig und nicht bleich —
Im dunklen Sternenkranze
Ein Sternlein demanig leis.

Digitized by Google

Bis ich es hab' gefunden,
Hab' ich gar lang gesucht —
Die Andern sind verschwunden,
Mein Stern allein noch steht!

Die goldverblichen Sterne,
Sie sind des Schmerzes Bild,
Ich sah' sie nimmer gerne,
Die Brust von Gram erfüllt.

Die Feuerfarben deuten
Mit ihrem Schein das Glück;
Urplötzlich wird's dich meiden,
Kehrt nimmer dir zurück.

Ein Sternlein wird nie trübe
Am Himmel still es thront, —
Das Sternlein gleicht der Liebe,
Die treu im Herzen wohnt!

Isabel.

Mannigfaltigkeiten.

Einen Bericht von Hermann Schlagintweit an den König von Preußen, datirt Gowahatty am Brahmaputra, 19. Dezember 1855, im Auszuge mitgetheilt in der Berliner Zeitschrift für Erdkunde, entnehmen wir Folgendes: Hermann Schlagintweit, der älteste der Brüder, verließ Kalkutta am 5. April 1855 und ging über Kishnaghar, Dinagepore und Titalyha nach Darjeeling im britischen Sikkim. Von Kalkutta aus waren mit dem Rajah von Sikkim Unterhandlungen eingeleitet worden, um die Erlaubniß zu erhalten, auch in seinem Gebiet die wissenschaftlichen Untersuchungen fortzusetzen; indessen sie führten zu keinem Erfolg. Diese halbwilden Völkerstind dem wissenschaftlichen Reisenden durchaus nicht hold und lähmen und erschweren seine ohnedieß mühevollen Bestrebungen in jeder Weise. Von Darjeeling aus ging die Expedition nach dem Tongloberg, wo eine Reihe von Beobachtungen gemacht wurden, und begab sich dann nach den Chumbanungebergen. Am 18. Mai erreichten die Reisenden Phulloat (11,900 englische Fuß hoch); die geographische Lage dieses Punktes wird als besonders günstig zur Ausführung von trigonometrischen Beobachtungen bezeichnet, und Hermann Schlagintweit entwarf hier einige detaillirte Zeichnungen. Man begab sich von hier nach Darjeeling zurück, besuchte dann einige geologisch interessante Punkte in den Thälern von Rungut und Mahamuddy, und wandte sich nach den Kossiahbergen. Hier fand Hermann Schlagintweit die magnetischen Beobachtungen von besonderem Interesse, indem die Richtung der Nadel nach Westen abweicht, was mit den bedeutenden Massen des hier gneisenhaltigen Gneises und Granits im Innern zusammenhängt. Von Cherra Poonjee in den Kossiahbergen brach Hermann Schlagintweit nach Assam auf, indem er die Kossiah von Süden nach Norden durchzog, und erreichte am 16. November Gowahatty in Central-Assam. Von hier wird sich der kühne Reisende nach der Gränze von Bhootan und Assam wenden, und demnächst über Kalkutta nach dem westlichen Himmalaya aufbrechen. Von seinen Brüdern Adolf und Robert waren keine neuen Nachrichten eingegangen.

Man schreibt aus Bedburg vom 27. August: Am 22. August, Nachmittags zwischen 6 und 7 Uhr, brauste bei sonst ziemlicher Luftstille ein sogenannter Wirbelwind, zwei bis drei Ruthen im Durchmesser haltend, in der Richtung von Südwesten nach Nordosten in unserer nächsten Nähe vorüber. Auf dem etwa ein halbes Stündchen von hier gelegenen Kasterer Felde hatte er auf einzelnen Aeckern die Garben kirchthurmhoch in die Luft gewirbelt und sie beim Herunterfallen an fremde Eigenthümer vertheilt. Zu Lipp holte er im Nu einige Hundert Dachziegel von einer Scheune, spielte auf seiner raschen Weiterjagd wieder mit Garben, brachte Stangenbohnen in Verwirrung und gerieth auf das rechte Erftufer nach Burgbroich. Diese Besitzung ist eine große Wiesenfläche mit Pappelpflanzungen, dabei ein Wohnhaus mit gegenüberliegenden Oekonomie-Gebäuden. Letztere wurden fast zur Hälfte der Dachziegel beraubt, und die Strohpuppen flohen in alle Welt. Ein achtjähriger Knabe machte eine wirkliche Luftfahrt durch eine Strecke von 40 Schritten, und fand sich dann auf sanftem Rasen niedergelassen. Abenteuerlicher aber erging es einer von diesem Knaben heimzuholenden milchgebenden Ziege. Sie verschwand von ihrem Weideplatze, segelte wie König Weib durch das Reich der Lüfte bis in die Aeste einer 350 Schritte entfernten Pappel. Der Zufall hatte ihr hier eine rettende Lage bereitet, auf welche sie den suchenden Eigenthümer durch ihr Meckern aufmerksam machte. Derselbe holte sein geliebtes Thierchen aus einer Höhe von circa 30 Fuß herunter. Daß unter diesen Umständen eine Schaar auf dem Hofe vermißter Enten in weitem Felde wiedergesucht werden mußte, kann weniger auffallend erscheinen.

Auflösung der Charade in Nro. 214:

Sparbüchse.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 219 Freitag, 12. September 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Er soll mir wenigstens Rede stehen, sagte Bertram zu sich selber. Ich will ihn zwingen, mich zum Vertrauten seines Grams zu machen, und sein Herz zu erleichtern, indem er auf das meine einen Theil seiner Lasten schüttet.

Mit diesem Entschluß war er jetzt in Gotzkowsky's Zimmer getreten, stand er jetzt ihm gegenüber und schaute mit zärtlicher Theilnahme in sein bleiches, gramentstelltes Angesicht. Und jetzt hielt es ihn nicht länger, er eilte zu ihm hin, und nahm seine Hand, welche er zärtlich an seine Lippen drückte.

Mein Vater, sagte er, verzeihe mir, aber wenn ich Dich ansehe, befällt mich eine unbestimmte Furcht, die ich mir selber kaum erklären kann! Du weißt, ich liebe Dich, wie meinen Vater, und eben, weil ich Dich liebe, kann ich in Deinem Antlitz lesen! Gotzkowsky, ich habe seit meiner Rückkehr sehr viel Sorge und Kummer in Deinen Zügen gelesen.

Hast Du? fragte Gotzkowsky schmerzlich. Ja, ja, der Kummer schreibt nicht in Hieroglyphen, es ist eine Schrift, die Jedermann verständlich ist.

Du gestehst also ein, daß Du Kummer hast, und doch verschweigst Du ihn mir? Du läßt mich nicht Theil nehmen an Deinen Sorgen? Vater, habe ich das verdient?

Gotzkowsky war aufgestanden, und ging gedankenvoll und schwerathmend auf und nieder. Er war so resignirt gewesen, allein bleiben zu wollen mit seinem Gram und seinen Schmerzen, aber diese Theilnahme Bertrams that ihm wohl, sie brach wider seinen Willen die Rinde, welche er um sein blutendes Herz gelegt, und machte ihn weich und trostbedürftig.

Er reichte Bertram seine Hand dar, und nickte ihm zu. Du hast recht, mein Sohn, sagte er weich, ich hätte Dir meine Sorgen nicht verschweigen sollen! Es ist vielleicht ein Trost, sich auszusprechen! Höre also, — doch nein, erst sage mir: Was spricht man in der Stadt von mir, und vor allen Dingen, was sagt man an der Börse? — Ach, Du schlägst die Augen nieder? — Bertram, ich will und muß Alles wissen! Sprich frei heraus, ich habe Muth zu hören!

Aber indem er dieß sagte, zitterte er und seine Lippen zuckten krampfhaft.

Bertram erwiderte traurig: Was kümmert Dich das müßige Stadtgespräch neidischer Seelen! Du weißt, Du hast Feinde, denn Du bist reich und von edler Gesinnung! Man hat Dich längst beneidet, weil Dein Haus das solideste, und größte in ganz Deutschland ist, weil Deine Wechsel wie baares Geld an allen Börsen zirkuliren. Man ist eifersüchtig auf die Berühmtheit Deiner Firma, und weil man eben eifersüchtig ist, flüstert und wispert man allerlei, das man nicht laut zu sagen wagt! Was kümmert Dich dieses elende Geflüster.

Und Bertram suchte zu lächeln, aber es war ein trauriges, angstvolles Lächeln, welches Gotzkowsky nicht entging.

Ach, sagte er, dieses leise Flüstern der Verleumdung gleicht den vereinzelten Schneeflocken, die sich endlich sammeln, und weiter und weiter rollen, und zuletzt eine Lawine werden, welche unsre Ehre und unsern guten Namen begräbt! Sage es mir also, Bertram, was flüstert man?

Bertram sagte mit leiser, schüchterner Stimme: Man will wissen, daß Dein Haus ungeheure Verluste erlitten, daß Du nicht im Stande wärest, Deine Wechsel zu honoriren, daß Dein Reichthum nur noch eine Chimäre, und daß, — aber, unterbrach er sich selber, wozu soll ich Dir diese Zeitungsnachrichten wiederholen!

Die Zeitungen also sprechen auch schon davon? murmelte Gotzkowsky dumpf vor sich hin.

Ja, die Vossische Zeitung hat einen Artikel gebracht, indem sie geheimnißvoll und mitleidig von dem nahe bevorstehenden Fallissement eines unserer größten Häuser spricht! Man deutet dieß auf Dich, mein Vater!

Und die andere Zeitung, — die Spener'sche?

Stimmt heute sammernd in diese Nachricht ein, und bestätigt sie.

Gotzkowsky brach in ein lautes höhnisches Ge-

Digitized by Google

lächter aus, und sein Antlitz flammte in edler Entrüstung.

Oh Welt, oh Menschen! sagte er mit mächtiger Stimme, und setzt hatten seine Züge wieder ihre gewohnte Energie und Entschlossenheit. Sieh, Bertram, ich that diesen beiden Männer Gutes, ich habe mich ihnen in der Zeit der Noth und Drangsal als ein Freund bewährt, ich rettete sie von Schmach und Schande, und dafür machen sie sich jetzt zur Lärmtrompete meines Unglücks, und was still verborgen, durch das zarte Schweigen meiner Freunde noch verleugnet, ja, sogar abgeändert werden könnte, das schreien sie in alle Welt hinaus, und beschleunigen dadurch meinen Fall!

Es ist also wirklich wahr? rief Bertram erblassend. Du bist in Gefahr?

Es ist heute der letzte Zahlungstermin für diese fünfmalhunderttausend Thaler, die ich noch für die Stadt Leipzig an unsern König zahlen muß. Unsere größten Banquierhäuser haben diese Schuldforderung des Königs an mich aufgekauft.

Aber dieß ist nicht Deine eigene Schuld! Du hast nur gut gesagt für Leipzig.

Das that ich, und da Leipzig nicht zahlen kann, so muß ich es thun!

Und kann Leipzig wenigstens nicht einen Theil der Schuld übernehmen?

Vielleicht, sagte Gotzkowsky gedankenvoll. Ich habe einen Kurier nach Leipzig gesandt, und erwarte ihn jede Stunde! Doch, das ist es nicht allein, was mich quält, fuhr er nach einer Pause fort. Diese fünfmalhunderttausend Thaler wären leicht aufzubringen, wenn nicht noch andere Unglücksfälle hinzuträten! Aber das neue, gestern publizirte, und ganz unerwartete Münzgesetz, welches das leichte Geld ganz außer Kurs setzt, bringt mich außerdem um eine halbe Million. Weil ich Leipzigs Zahlungsunfähigkeit vorher sah, hatte ich mit Hamburg eine Anleihe von einer halben Million leichten Geldes negozjirt. Aber die Spione der Münzjuden hatten dieß entdeckt, und wußten nun, während mein Geld schon von Hamburg abgegangen war, ein sofortiges Verbot dieser Münzsorte beim König zu bewirken, und meine fünfmalhunderttausend Thaler sind ungültig!

Entsetzlich! rief Bertram. Aber hast Du denn nicht versucht, zum Mindesten einen Theil dieser Summe zu retten?

Oh doch! sagte Gotzkowsky mit einem bittern Lachen. Ich habe es versucht! Ich wollte fünfzigtausend Thaler meines Geldes zur Armee der Alliirten senden, um zu versuchen, ob es dort kursiren könne. Aber Ephraim hatte dieß vorher gesehen, und deßhalb einen Befehl erwirkt, daß dieses leichte Geld nicht einmal Transito durch preußische Lande gehen sollte. Dieß neue willkürliche Gesetz ward indeß erst publizirt, als meine Gelder schon von Hamburg abgegangen waren, und ich durfte hoffen, sie ungehindert durch Preußen hindurch zu bringen, denn sie waren in dem doppelten Boden eines Wagens verborgen. Aber die Habgier hat scharfe Augen, und den Spionen, mit welchen man all mein Thun umstellte, war es gelungen, auch dieß zu entdecken. Der Wagen ward am Thor von Berlin angehalten, und man entdeckte, was man freilich schon gewußt, — in dem doppelten Boden des Wagens die fünfzigtausend Thaler! Wer aber meinst Du, Bertram, ist gegen mich in dieser Sache als Denunziant aufgetreten? Ach, Du errätht es nicht! Der Oberbürgermeister Präsident von Kircheisen! Er selber stand am Thor, und lauerte dem Wagen auf, und schnüffelte drin umher, bis er das Geld fand.

Kircheisen! rief Bertram. Derselbe, Vater, den Du vom Tode errettetest, als die Russen hier waren?

Derselbe, mein Sohn! Du schüttelst ungläubig Dein Haupt? lies selber.

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Erscheinungen.

(Fortsetzung.)

„Wie? was erlaubt sich Thomas?“ rief Mathilde mit finsterer Stirne, „weiß er denn nicht...“

„O doch, Fräulein Mathilde!“ versetzte Käthe treuherzig und mit einem leichten Kopfaufwerfen; „Thomas weiß das freilich, aber er glaubt nicht, daß es Ihnen mit dem Vorhaben ernst sey. Es wäre Schade, sagt er,“ fuhr sie mit einem stillen Lächeln und scheinbarer tiefer Demuth fort, „es wäre Schade, wenn drei so schmucke liebreiche Fräulein — alte Jungfern würden, sagt er; und Sie wissen, meine Fräulein, Thomas ist ein kurioser, wunderlicher, verschrobener, alter Kauz, der seine seltsamen Schrullen und Einfälle hat, von denen ihn kein Christenmensch abbringen kann. Und so lebt und stirbt er auch darauf, sagt er, daß Sie alle drei glücklich verheirathet seyn würden, ehe noch ein ganzes Jahr in's Land gegangen sey. Man muß ihn eben gewähren lassen, meine Fräulein, denn mich dünkt, er ist ein Bischen verrückt.“

„Nicht ein Bischen, sondern vollkommen,“ versetzte Mathilde mit Würde; „sagen Sie nur Thomas, wir ließen ihm für seine Kastanien danken, haben aber keine Lust, den thörichten Aberglauben mit dem Kastanienbrennen zu versuchen; denn wenn diese Operation auch jeder von uns den schönsten Freier in Aussicht stellte, so würde es doch umsonst

Digitized by Google

und nur eitel Lug und Trug seyn. Sagen Sie ihm das, Jungfer Käthe!«

»Gewiß, gewiß, ich werde es bestellen,« versetzte Käthe und trippelte hinaus.

»Ach, liebe Sophie!« sagte Mathilde, sobald die Schwestern wieder allein waren, »mich dünkt, es kann kein großes Unglück seyn, wenn wir einmal — nur zum Spasse — den Versuch mit den Kastanien anstellten, — weil sie nun doch einmal hier sind!«

»Ich bin's zufrieden, wenn Rosa einwilligt,« erwiderte Sophie.

»Ich gebe meine volle Zustimmung,« rief Rosa und sprang rasch vom Sopha auf; »es ist ohnedem heute Abend sehr langweilig, und ich mag nicht weiter in dem Romane der Bremer lesen.«

»Wohlan denn, so laßt uns beginnen,« rief Mathilde, eilte mit dem Körbchen an's Kamin und ergriff die eiserne Schaufel. »Und nun will ich Euch sagen, wie man das Kastanienbrennen anstellt,« sagte sie; »jede von uns nimmt so viele Kastanien aus diesem Körbchen, als sie nur immer will, und legt sie auf diese Schaufel. Jeder Kastanie gibt sie den Namen eines Herrn, an welchem sie ein — ein gewisses Interesse nimmt; wenn alsdann die Schaufel voll ist, so legen wir sie in's Feuer, und welche Kastanie zuerst mit einem lauten Knall springt, deren Namensvetter soll sie — sagt man — zum Ehеherrn bekommen. Begreift Ihr?«

»O, vortrefflich!« riefen die Schwestern.

»Aber wir müssen doch hoffentlich unsere Kastanien nicht laut taufen?« fragte Rosa.

»Behüte; es genügt, wenn wir uns im Stillen die Namen merken, welche sie bedeuten sollen,« meinte Mathilde.

»Also frisch an's Werk; ich bin fertig!« rief Sophie und legte nur zwei Kastanien auf die Schaufel. Mathilde nahm drei, Rosa ebenfalls nur zwei.

Alles schien nach Wunsch zu gehen. Den drei Mädchen glühte die höchste geistige Aufregung im Gesicht, als sie sich zum Kamin herabbeugten und das Aufspringen der Kastanien auf der heißen eisernen Schaufel erwarteten. Und wenn dann die Schale von einer der Früchte mit einem lauten Knalle barst, so verfehlte dieses kleine Ereigniß nicht, die Mädchen in die lebhafteste Spannung zu versetzen.

Während sie noch damit beschäftigt waren, trat die alte Käthe wieder in's Zimmer. Sie war aber zu klug, um irgend ein Wort über den Widerspruch in dem Benehmen ihrer jungen Herrinnen zu äußern. Vielmehr machte sie im Gegentheile nur den Vorschlag: da es gerade Allerheiligen-Abend sey, sollten die Fräulein noch einige andere Spiele ähnlicher Art versuchen, z. B. Bleigießen, oder bei vorgerückterer Abendstunde, das berüchtigte Hanfsäen im Mondschein, wobei man sagen muß:

»Hanfsamen säe ich ein
Und laß ihn fröhlich wachsen,
Und wer mein treuer Schatz will seyn,
Komm' hinter mir und mäh' ihn!«

Und wer dann über seine rechte Schulter blicke, diejenige werde den Mann sehen, welchen sie später heirathen werde; dieser komme nämlich mit einer großen Sense und mähe hinterher, und wenn die Hanfstreuerin nicht schnell eile, wieder unter Dach und Fach zu kommen, so schneide der künftige Liebste sie mit der Sense in die Ferse.

Sophie lachte laut auf über Käthen's Erörterungen und rief: »Aber Sie vergessen ja ganz, meine gute dicke Käthe, daß dieß uns doch nichts nützen wird, weil wir einmal entschlossen sind, nicht zu heirathen.«

»Je nun, dann können Sie es ja um so eher probiren,« meinte Käthe; »wenn Sie keine Männer haben wollen, werden auch keine kommen, und Sie laufen dann auch nicht Gefahr, in die Ferse geschnitten zu werden.«

»Thilde, ich probire das Hanfsamenstreuen auf jeden Fall,« rief Rosa lebhaft; »ich muß mir den Spaß machen.«

Auch die beiden anderen Schwestern fühlten sich, wie sie sagten, ganz zu einem solchen Scherze aufgelegt, und wollten den Versuch sogleich machen. Aber Käthe schlug sich in's Mittel und erklärte, es sey zu diesem sympathetischen Versuche noch viel zu frühe; man müsse ihn ausdrücklich nur im Mondschein machen, und da der Mond nicht vor 10 Uhr aufgehe, so werden die drei Fräulein weit klüger thun, wenn sie jetzt Abendbrod äßen und die Sache bis zum späten Abend aufsparten. Denn eigentlich sollte die Zeit Mitternacht seyn.

Die drei Schwestern waren damit einverstanden, eine spätere Stunde abzuwarten, und Käthe ging sogleich in die Küche hinunter, wo sie Thomas eine lange Mittheilung davon machte. Dieser hörte geduldig und sichtlich zufrieden zu, nickte schmunzelnd und nahm dann seinen Hut und ging.

Endlich schlug es 10 Uhr, und die Mädchen, die nun mehr als je auf diesen Spaß erpicht waren, riefen nach Käthe. Diese kam endlich nach einigem Verzug und brachte drei Körbchen voll Hanfsamen mit, von denen sie jedem der drei Fräulein eines behändigte mit erneuerten Belehrungen über deren Gebrauch. Mathilde sollte aus dem großen Einfahrt-Thore treten, Sophie zur Hinterthüre und Rosa zum Seitenpförtchen hinaus. Die Mädchen wollten schon auf ihre Posten eilen, als Thomas rief: »Das ist ja falsch! Fräulein Rosa muß zur

Digitized by Google

Hinterthüre hinaus, und Fräulein Sophie tritt aus der Seitenthüre!«

»Ach ja, Ihr habt Recht, Thomas!« rief die Alte; »alle Hagel, da hätt' ich bald ein schönes Unglück angerichtet.«

»Wie so denn?« rief Rosa; »es wird doch ganz einerlei seyn, was für eine Richtung jede von uns einschlägt!«

»Ei bei Leibe nicht!« meinte Käthe, konnte aber keinen bessern Grund dafür angeben. Thomas jedoch rief: »Gehen Sie nur den rechten Weg, Fräulein, dann werden Sie auch die rechten Leute antreffen.«

Die beiden Fräulein folgten also der veränderten Weisung, und verschwanden alsbald im Dunkel. — Fünf bis zehn Minuten vergingen, dann sprang Mathilde plötzlich athemlos in's Wohnzimmer herein. Einen Augenblick später folgten ihr Sophie und Rosa; alle Drei sahen sehr aufgeregt und erschrocken aus. Sie blickten einander forschend an und Mathilde sagte endlich: »Ich habe in der That etwas Außerordentliches, sehr Seltsames gesehen, und weiß fürwahr nicht, was ich davon denken soll. Ein Gespenst konnte es nicht gewesen seyn, und doch hat es mich bis in den Tod erschreckt. Laßt es Euch ausführlich erzählen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Korrespondent schildert den Wagen-Train, dessen sich der Kaiser der Franzosen bei seiner neulichen Reise bediente, folgender Maßen: »Er besteht aus sechs durch Brücken mit einander verbundenen Salonwagen. Der erste Salonwagen ist für die Offiziere des Hauses des Kaisers bestimmt; der zweite dient als Speisesaal. Dann kommt eine Plateforme, welche eine mit Blumen geschmückte und mit leichten Sesseln versehene Terrasse bildet; diese Terrasse ist mit einem leichten Zelte überdeckt, dessen Vorhänge nach Belieben geschlossen werden können, und der improvisirte Garten ist von einem feinen Eisengitter umgeben, das den Vergleich mit den besten Renaissance-Arbeiten aushalten kann. Hinter der Terrasse folgt der Wagen des Kaisers und der Kaiserin, der einen gewölbten Saal bildet, dessen Mittelpunkt außen mit einer goldenen Krone geziert ist. Der dann folgende Wagen bildet das Ruhezimmer des Kaisers und der Kaiserin; dann kommt der Salon des kaiserlichen Prinzen mit der Wiege darin, die nach Art einer Hängematte aufgehängt, aber so eingerichtet ist, daß sie dem kaiserlichen Prinzen die Anstrengungen einer langen Reise auf der Eisenbahn erleichtert. Der Salonwagen, der dann kommt, ist für die Damen der Kaiserin und des kaiserlichen Prinzen bestimmt, und im letzten Wagen endlich sind die den Dienst verrichtenden Frauen untergebracht. Der Reichthum und der gute Geschmack, womit alle diese Zimmer möblirt sind, übertrifft alle Vorstellungen.«

Unter den vielen Tugenden, welche die Bienen besitzen, ist die Reinlichkeit eine der merkwürdigsten; sie leiden in ihrer Wohnung nicht den geringsten Schmutz. Es geschieht bisweilen, daß eine unvorsichtige Schnecke in einen Korb eindringt, und selbst die Verwegenheit hat, über den Kamm hinaus zu gehen; sogleich aber wird der übermüthige und schmutzige Fremdling getödtet; allein seinen gigantischen Leichnam hinweg zu schaffen, ist nicht so leicht. Unfähig, ihn zu tragen, und den gefährlichen Geruch der Verwesung fürchtend, wenden sie ein wirksames Mittel an, indem sie ihren Feind mit einer Decke von Vorwachs einbalsamiren. Reaumur und Moraldi haben beide dieses bemerkt. Jener beobachtete noch besonders einen merkwürdigen Fall. Eine Schnecke drang in einen Bienenstock und klebte sich an der inneren Seite fest, wie sie es an der Mauer zu thun pflegt. Den Bienen schien dieser Gast nicht zu behagen. Da sie aber nicht im Stande waren, seine Schale mit ihrem Stachel zu durchdringen, so verfielen sie auf folgendes Mittel: Anstatt nämlich die Schnecke ganz zu bedecken, kitteten sie bloß die Ecke der Oeffnung der Schale mit ihrem Wachse an die Wand fest, und machten sie so zu ihrer lebenslänglichen Gefangenen; denn der Regen kann diesen Kitt nicht auflösen, wie es mit dem der Schnecke der Fall ist.

[Der Zweck des Heirathens.] Einer heirathet, um eine getreue Magd zu bekommen, ein Anderer heirathet, um gemächlich und bequem leben zu können, ein Dritter, um durch seine Frau reich zu werden, bei solchen heißt es: Geld Schatzerl, ich hab Dich lieb, ein Vierter, um zu Ruhm und Ehre zu gelangen, ein Fünfter (ein Alter) heirathet, um eine Krankenwärterin zu erhalten. Aber nur Wenige heirathen aus wahrer Liebe und wahrer Herzensneigung, die auf Freundschaft und auf gegenseitiger Achtung beruht.

* * *

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck u. Verlag bei Ignatz Waitandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 220 Samstag, 13. September 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Er nahm von seinem Schreibtisch ein großes mit amtlichen Siegeln versehenes Papier und reichte es Bertram dar. Lies selbst, mein Sohn, es ist ein Reskript vom Minister von Finkenstein. Sieh, da steht es, „dem Präsident von Kirchreisen ist die Hälfte der entdeckten Summe „als Ausspürer und Denunzianten" vom König ausgesprochen worden!" Ach, ein würdiger Titel: „Ausspürer und Denunziant." Beim Himmel, ich beneide ihn nicht darum! — Aber Du sollst jetzt Alles wissen, fuhr er nach einer Pause fort. Es thut mir wohl, Dich theilnehmen zu lassen an meinen Sorgen, es erleichtert mein armes Herz! Höre also! Mich quält noch eine andere Furcht! Du weißt von dieser Spekulation mit den russischen Magazinen?

Die Du mit de Neufville und den Banquiers Moses und Samuel angekauft hast? fragte Bertram.

Ja, so ist es! Aber Rußland wollte nur dann den Kaufkontrakt eingehen, wenn ich mich für die ganze Summe verbindlich machte!

Und Du thatest es? fragte Bertram zitternd.

Ich that es! das Kaufgeld ist seit vier Monaten fällig und meine Mitkontrahenten haben nicht gezahlt! Wenn Rußland mit Strenge seine Schuldforderung eintreiben will, bin ich verloren!

Und warum zahlen Moses und Samuel nicht ihren Antheil? fragte Bertram.

Gozkowsky antwortete nicht sogleich, und als er dann sprach, drückten seine Züge Hohn und Verachtung aus. Moses und Samuel sind nicht mehr verpflichtet zu zahlen, sagte er, denn sie haben sich gestern für zahlungsunfähig erklärt.

Bertram unterdrückte mühsam einen Schrei der Wuth, und bedeckte sich das Gesicht mit seinen Händen.

Er ist verloren! murmelte er. Unrettbarer verloren, als er selber glaubt, denn er hofft noch auf de Neufville!

XLIV.

Vater und Sohn.

Als Bertram sein Haupt wieder empor richtete, stand Gozkowsky neben ihm, und sah mit klarem liebevollen Ausdruck in sein zuckendes, gramerfülltes Gesicht. Jetzt war es Gozkowsky, welcher Bertram Trost zusprach, und mit ruhigem, mildem Lächeln ihm von den Hoffnungen erzählte, welche ihm noch geblieben.

De Neufville konnte zurückkehren, er war ja nur zur Bankeröffnung nach Amsterdam gegangen, und wenn es ihm dort gelungen war, die nöthigen Summen zusammen zu bringen und mit ihnen so schnell als möglich nach Berlin zurückzukehren, so war Gozkowsky gerettet.

Und wenn er nicht kommt? fragte Bertram mit zitternder Stimme, seine traurigen Blicke mit prüfendem Ausdruck auf Gozkowsky heftend.

Dann bin ich rettungslos verloren! rief Gozkowsky feierlich.

Bertram eilte zu ihm hin, und warf sich in seine Arme, und drückte ihn fest an seine Brust, als wolle er ihn dort schützen und bergen vor allem Unheil, welches ihn bedrohte.

Du mußt gerettet werden! sagte er bebend. Es ist nicht möglich, daß Du unterliegen solltest! Du hast ein solches Unglück nicht verdient.

Eben deßhalb fürchte ich, daß ich es erdulden muß! rief Gozkowsky mit einem schmerzvollen Lächeln. Hätte ich diese Schmach verdient, so würde ich sie vielleicht nicht erleiden! Die Welt ist so gemacht, daß dem Menschen niemals das wird, was er verdient, weder im Guten, noch im Bösen.

Aber Du hast Freunde! Tausende von Menschen hast Du Dir durch Deine Großmuth und stets bereite Hülfe verpflichtet! Es ist vielleicht in ganz Berlin kein Kaufmann, dem Du nicht einmal beigestanden, und ihn Dir zu Dank verpflichtet hast.

Gozkowsky legte ihm die Hand auf die Schulter, und sagte mit einem erhabenen Ausdruck: Mein Freund, diese Alle, welche mir Dank schuldig sind, grade diese werden mich verderben! Daß ich sie zu

Digitized by Google

Dank verpflichtet habe, macht sie zu meinen unerbittlichsten Feinden! Denn eher verzeiht der Mensch das Böse, was man ihm angethan, als das Gute, mit dem man ihn errettet hat. Die Pflicht der Dankbarkeit ist eine so harte Tugend, daß die Menschen die unversöhnlichsten Feinde dessen werden, der sie ihnen auferlegt!

Wenn Du so sprichst, mein Vater, rief Bertram, in edlem Unwillen erglühend, so verurtheilst Du damit auch mich! Du hast mich auf ewig zur Dankbarkeit verpflichtet und ich liebe Dich gränzenlos dafür.

Dieß ist eine seltene Ausnahme, sagte Gotzkowsky schwermuthsvoll, aber ich danke Gott, daß ich sie kennen gelernt habe!

Bertram sah ihm tief und innig in die Augen. Du glaubst also an mich?

Ich glaube an Dich! sagte Gotzkowsky feierlich, indem er ihm die Hand darreichte.

Eine Pause trat ein. Dann sagte Bertram mit erglühenden Wangen und hochathmender Brust. Nun denn, mein Vater, so laß mich jetzt in dieser entscheidenden Stunde eine entscheidende Bitte wagen! Du nennst mich Deinen Sohn! Gib mir auch die Rechte eines Sohnes! Gönne mir das Glück, Dir das, was ich besitze, darzubringen! Es ist wahr, mein Vermögen ist nicht ausreichend Dir zu helfen, aber es kann Dir mindestens ein kleines Theil nützen! Vater, ich danke Dir Alles, was ich habe! Es ist Dein Eigenthum, nimm es zurück.

Niemals! unterbrach ihn Gotzkowsky.

Aber Bertram fuhr dringender fort: Bedenke! Als Du die Porzellanfabrik begründetest, machtest Du mich zum Theilnehmer an diesem Geschäft, und ich nahm es an, obwohl ich nichts hatte, und nichts besaß, als was Dir gehörte! Als der König dann vor einem Jahr Dir die Fabrik abkaufte, zahltest Du mir fast ein Viertheil des Kaufgeldes aus und gabst mir dreißigtausend Thaler. Ich nahm es an, und hatte nicht das kleinste Kapital eingezahlt.

Doch mein Sohn! Du hattest das Kapital Deiner Kenntnisse und Deines Geistes eingezahlt.

Vom Geist lebt man nicht, rief Bertram unwillig, und ich hätte mit all meinen Kenntnissen verhungern können, wenn Du Dich nicht meiner angenommen hättest! Deßhalb, mein Vater, nimm was Dein ist, nimm mein Geld! — Und als Gotzkowsky eine verneinende, abwehrende Bewegung machte, fuhr er dringender fort: Vater, wenn ich nun in Wahrheit Dein Sohn wäre, könntest Du mir dann das Recht versagen, mit Dir zu sollen und unterzugehen? Könntest Du es Deinem Sohn verweigern, sein Eigenthum auch Deins zu nennen?

Nein, rief Gotzkowsky, von meinem Sohn würde ich sogar dieß Opfer fordern! Denn es handelt sich nicht blos um irdisches Besitzthum, sondern auch um das heiligste Geistesgut, um die Ehre meines Namens! Hätte ich einen Sohn, so würde ich verlangen, daß er, wenn es seyn müßte, selbst mit mir in den Tod ginge, wenn dadurch die Ehre meines Namens gerettet werden könnte.

Nun wohl, sagte Bertram, laß mich in Wahrheit Dein Sohn seyn! Gib mir Deine Tochter!

Gotzkowsky trat erstaunt einen Schritt zurück und starrte in Bertrams edles, begeistertes Angesicht.

Ach, rief er, ich danke Dir, Bertram! Du bist ein edler Mensch! Ich durchschaue Dich! Du hast erkannt, was am tiefsten und schmerzlichsten an meiner Seele nagt, — daß Elise durch meinen Fall zur Bettlerin wird! Du willst ihr edelmüthig Hülfe bringen, und sie vor Mangel bewahren.

Nein, Vater, ich möchte sie besitzen, weil ich sie liebe, rief Bertram, und ich will Dein Sohn seyn, um mir das Recht zu erwerben, Alles für Dich hinzugeben, und dann für Dich zu arbeiten! Ach Du hast Dein ganzes Leben hindurch so viel für Andere gethan, gönne es mir, auch einmal etwas für Dich thun zu können! Gib mir Deine Tochter! Laß mich Dein Sohn seyn.

Gotzkowsky antwortete nicht sogleich. Er ging schweigend auf und ab, und als er dann vor Bertram stehen blieb, war sein Antlitz traurig und kummervoll.

Du weißt, sagte er, daß dieß ein Lieblingswunsch von mir gewesen! Aber was ich Jahre lang vergeblich hoffte, das muß ich heute ablehnen! Ich darf Dich nicht hineinziehen, in mein Mißgeschick und selbst, wenn ich schwach genug wäre, dieß zu thun, und Deinen Bitten nachzugeben, so darf ich doch das Glück meiner Tochter nicht meiner Wohlfahrt opfern! Glaubst Du, Bertram, daß Elise Dich liebt?

Sie ist mir gut, und will mir wohl, das genügt! sagte Bertram traurig. Ich habe es in manchem Schmerzensjahr gelernt, auf ihre Liebe zu verzichten.

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Erscheinungen.

(Schluß.)

Ich hatte meinen Hanfsamen ausgestreut und den Spruch dazu hergesagt, welchen Käthe uns angegeben, und sah mich eben schüchtern und doch neugierig über die Schulter um, als ich wirklich eine

Digitized by Google

weiße Gestalt mit einer Sense in der Hand hinter mir herkommen sah — ganz so wie man es mir prophezeit hatte. Ich war so überrascht und erschrocken — denn, natürlich, glaubte ich an Käthens Unsinn nicht — daß ich mich unmöglich rühren oder flüchten konnte. Ich blieb daher ganz starr vor Entsetzen stehen, während die Gestalt mir immer näher und näher kam und dabei Schritt für Schritt die Bewegungen eines Mähers machte. Endlich kam die Gestalt ganz dicht zu mir heran, — so nahe, daß ich ihre Berührung und ihren Athem auf meiner Wange fühlte, ein Gesicht beugte sich über meine Schulter und eine Stimme flüsterte mir in's Ohr: „Hüte Dich, daß Du die Liebe und Hingebung eines treuen Herzens nicht von Dir stößest! Georg von Aldenhoven liebt Dich treu und wahr, — mache ihn und Dich selber glücklich."

Die Schwestern schwiegen erschrocken, und Mathilde fuhr fort: „Was die Sache noch seltsamer macht, das ist der Umstand, daß die Gestalt die Züge Georg's trug und seine Stimme hatte. Und doch traue ich ihm nicht zu, daß er sich selber zu einer solchen Mummerei hergegeben habe. Allein andererseits könnte nur ein Gespenst auf so täuschende Weise Gesichtszüge und Stimme eines Abwesenden nachahmen. — Aber sprich, Sophie! was hast denn Du gesehen? Du scheinst ja ebenfalls ganz erschrocken, und bist blaß wie eine Lilie."

Sophie zeigte der Schwester ihre rechte Hand mit einem schönen Opalring daran, welchen Mathilde nie zuvor bei ihr gesehen hatte. „Denke Dir nur, Mathilde," erwiderte sie, „auch ich hatte eine Erscheinung. Ich hatte gerade so gethan wie Du, und als ich in gleicher Weise über meine Schulter zurückblickte, sah ich ebenfalls ein Gespenst oder eine weiße Gestalt. Diese hatte zwar auch eine Sense in der Hand, mähte aber nicht wie das Gespenst, das Du beschrieben hast, sondern war nur in einen weiten weißen Mantel gehüllt, und als ich die Erscheinung zuerst bemerkte, war sie schon dicht hinter mir und ich konnte ihre Züge im Mondschein ganz deutlich unterscheiden. Denkt Euch nur, die Gestalt trug die Züge des Hauptmanns Morbeck. Er — oder sein Geist — ergriff meine Hand, drückte sie, steckte mir diesen Ring hier ganz feierlich an den Finger und sagte deutlich:

„Mit diesem Ringe frei' ich Dich
— Auf Leben oder Tod;
Dieß Pfand hier bindet Dich an mich,
Mein Liebchen frisch und roth."

Mathilde schauderte unwillkürlich. Sollte ihre Schwester sich wirklich einem Gespenste verlobt haben? Sie hatte schon in Sagen derartige schauerliche Auftritte gelesen und war in diesem Augenblicke allzu sehr erschüttert, um sich eines gläubigen Schauders erwehren zu können. Mit einem bangen Gefühle von abergläubischem Entsetzen wandte sich Mathilde nun an Rosa, gespannt zu erfahren, ob das achtzehnjährige, arglose Kind, ebenfalls eine schauerliche Vision gehabt habe.

„Ja, liebe Schwestern, ich habe ebenfalls eine Erscheinung gehabt," erwiderte Rosa. Mathilde erfaßte ihre Hand und schloß die Augen; ihr Schrecken machte sie noch blässer wie zuvor. Rosa fuhr fort: „Auch ich streute meinen Hanfsamen aus und sagte mein Sprüchlein her, und als ich mich umschaute, erblickte ich ebenfalls einen gespenstigen Mann, welcher hinter mir her mähte. Ich wollte erschrocken davon eilen und warf mein Körbchen weg, stolperte aber darüber und fiel. Da warf das Gespenst plötzlich seine Sense fort und eilte zu mir her . . . und hob mich vom Boden auf und . . . und . . ."

„Nun? was geschah alsdann?" fragten Mathilde und Sophie.

„Es war Robert Lerbach!" erwiderte Rosa.

„Woher weißt Du es denn?" fragten die Schwestern. „Hast Du auch sein Gesicht gesehen?"

„Nein, das gerade nicht," stammelte Rosa, „aber er küßte mich, — gerade so wie mich Robert immer küßt."

Dann aber brach sie plötzlich ab und barg ihr gluthübergossenes Gesicht in beide Hände — sie hatte sich in ihrer Unbefangenheit wider Willen verrathen. Mathilde und Sophie waren ganz betreten über diese unwillkürliche Eröffnung. Rosa aber, die dieses Schweigen noch verlegener machte, versuchte sich, linkisch genug, aus ihrer Verlegenheit heraus zu reden und sagte: „Es kann kein Geist gewesen seyn — Geister küssen nicht."

„Aber Robert Lerbach küßt!" rief Sophie lachend; „ei ei, Rosa, Du kleiner scheinheiliger Schelm! wer hätte Das von Dir gedacht! Du hast also schon eine Liebschaft mit Herrn Lerbach? Du, die Jüngste von uns, hast Dich zuerst gegen unser Vorhaben vergeht!"

„Nun ja, liebe Sophie, ich will mein Unrecht nur eingestehen," sagte Rosa, „aber es erscheint mir gar nicht so groß, und ich kann es nicht einmal bereuen. Aber mich dünkt, Ihr Beide seyd auch nicht ganz frei von Schuld. Wie?" Sie heftete ihre großen Augen forschend auf Mathilden, die ebenfalls verlegen wurde und errötheud zu Boden blickte, und auf Sophie, die halb bittend, halb lustig lächelte. Plötzlich aber durchschaute dann Rosa mit ahnungsvollem Scharfblick Alles und rief: „Kinder, man hat uns einen Streich gespielt, dem jene drei Herren nicht fremd sind, und wozu Thomas und Käthe die Hand geboten haben. Ich kann mir nun Alles auf ganz natürliche Weise erklären."

Sophie brach nun ebenfalls in ein fröhliches Lachen aus und rief: „Rosa hat Recht, man hat

Digitized by Google

uns mystifizirt. Daran ist hauptsächlich die dicke Käthe Schuld, die es ganz schlau eingeleitet hat. Es mag ihr darum so hingehen. Offenbar hat sie uns schon längst durchschaut und ist mit drei gewissen Herren im geheimen Einverständnisse. Was meinst Du nun, Mathilde? Sind wir noch verbunden, unser Gelübde zu halten, wenn drei Erscheinungen, angeblich aus der anderen Welt, uns heimsuchen und uns beschwören, wir sollen es aufgeben?"

Mathilde drehte erglühend und verlegen ihr stolzes Haupt bei Seite und gab keine bestimmte Antwort. Allein alle drei Schwestern schienen von Einem und demselben Gedanken erfüllt, denn als am anderen Tage die drei Freier — allein dießmal nicht als Geister, sondern in ganzer Leibhaftigkeit — erschienen und ihre Werbungen vorbrachten, wagte keine der drei Schwestern mehr, einen Korb auszutheilen.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß, wie Rosa und Sophie es errathen hatten, die dicke Käthe hinter dem ganzen Anschlag steckte; die treue Dienerin hatte mit ihrem gewöhnlichen Scharfblick das Geheimniß einer jeden ihrer drei jungen Herrin ausfindig gemacht und diese List ausgedacht, um den drei Freiern Gelegenheit zu geben, sich den jungen heirathsscheuen Damen zu nähern, und die drei jungen Herren waren auf diese kleine Komödie gerne eingegangen.

Der eigensinnige, querköpfige, alte Thomas behielt dießmal mit seiner Prophezeiung doch Recht: alle drei Schwestern waren innerhalb Jahresfrist verheirathet; Mathilde folgte dem Regierungsrath v. Aldenhoven in die Provinzial-Hauptstadt, wohin dieser versetzt wurde; Sophie zog mit ihrem Artillerie-Hauptmann v. Morbeck nach Köln, und nur Rosa blieb auf dem alten Erbtheil, der Eichenkämpe, denn ihr Gatte, Robert Lerbach, war ein sehr tüchtiger und gebildeter Landwirth, welcher den Pachtvertrag über die Grundstücke und Wirthschaftsgebäude löste und dieselben in eigene Verwaltung nahm. Die alte Käthe blieb als Wirthschafterin, Thomas als Gutsaufseher auf der Eichenkämpe, und werden sehr in Ehren gehalten.

Mehrmals im Jahre kommen Herr von Aldenhoven und Hauptmann v. Morbeck mit ihren Frauen nach der Eichenkämpe zum Besuch, und namentlich ist seither noch nie ein Allerheiligen-Abend vergangen, ohne daß nicht die drei jungen Ehepaare sich in dem geräselten Wohngemach des alten Herrenhauses versammelt und mit Vergnügen jenes Abends gedacht hätten, welcher ihrer Aller Glück gegründet.

Mannigfaltigkeiten.

Die Victoria Regia im königlichen botanischen Garten in Berlin hat sich in diesem Jahre nicht nur glücklicher entwickelt, sondern ist auch weit früher zur Blüthe gelangt, als im verflossenen Jahre. Das größte Blatt hat einen Umfang von fünfzehn Fuß. Die erste Blüthe kam gegen Ende des verflossenen Monats zum Vorschein. Der Kunst- und Handelsgärtner Göschke in Berlin hat die Victoria Regia schon drei Jahre ohne Feuerung, jedoch noch in einem Hause, gebaut. Dieses Jahr hat er im freien Lande ein Bassin aufgestellt und am 22. April eine Viktoriapflanze in dasselbe gesenkt. Das Bassin wurde nach Art eines Sattelhauses auf beiden Seiten mit Mißbret-Fenstern, so wie während der Nacht zur Abwehr der Kälte mit Strohdecken und späterhin, der Reinlichkeit wegen, mit Läden belegt. Die Dünger-Unterlage wurde von 14 zu 14 Tagen ergänzt, was hier viel bequemer geschehen kann, als im Warmhause. Die Pflanze gedieh zusehends, und schon am 30. Juni war die erste Blume vorhanden, die Blätter waren voll und schön und hatten die größten einen Durchmesser von 5 Fuß.

Während Schiller sich als Zögling auf der Karlsschule befand, ging er seinen Kameraden auch in fröhlicher Ausgelassenheit voran. So durften die Schüler am Sonntag die Weste nur mit drei Knöpfen schließen, um das Jabot breit heraussiehen zu lassen; in der Woche mußten sie vier Knöpfe an der Weste schließen. Die Putzsüchtigen unter den jungen Leuten machten aber auch an den Schultagen nur drei zu und freuten sich über den weitausgelegten Busenstreif. Einst wurde Schillers Nebenmann von dem vorgesetzten Offizier darüber zurechtgewiesen und entschuldigte sich mit dem Vorgeben, der Knopf sey „zufällig aufgesprungen." Am anderen Tage war Sonntag. Schiller hatte gedichtet und kam, unbekümmert um die militärische Regel mit geschlossener Weste zur Parade. Hauptmann Schmeckenbecher machte ein finsteres Gesicht. „Schiller!" — Herr Hauptmann? — „Was ist heute für ein Tag?" — Hm — Sonntag „Mit wie viel Knöpf ist das Gilet am Sonntag geschlossen?" — Hm — mit drei. — „Wie viel hat Er zu?" — Ich? — eins — zwei — drei — vier — „Wie kommt das?" — Ah — 's ischt mir Einer zug'sprunge!"

* * *

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck u. Verlag bei Ignatz Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 221 Montag, 15. September 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Aber wenn Elise einen Andern liebte? Ich fürchte, ihr Herz ist allzutreu, und hat den Frevler, der sie um ihr Glück betrogen, noch nicht vergessen! — Ach, wenn ich an diesen Menschen denke, erzittert mein Herz in Zorn, und all mein Blut kocht! Ich werde in meiner Todesstunde allen meinen Feinden vergeben, aber der Haß gegen diesen Menschen, der mit dem Glauben, und der Liebe meines Kindes ein frevelndes Spiel trieb, diesen Haß nehme ich mit mir in mein Grab. — Und dennoch fürchte ich, daß Elise ihn nicht vergessen hat.

Aber die Liebe beunruhigt mich nicht, sagte Bertram. Vier Jahre sind seit jenem unglückseligen Tage vergangen —

Und vier Jahre lang habe ich ihn treu gehaßt, unterbrach ihn Gozkowsky, kann Elise ihn nicht eben so treu vier Jahre lang geliebt haben?

Bertram seufzte, und senkte das Haupt auf seine Brust. Es ist wahr, flüsterte er, die Liebe stirbt nicht so leicht! — Aber nach einer Pause hob er sein Antlitz wieder empor.

Vater, sagte er entschlossen, ich wiederhole meine Bitte: gib mir Deine Tochter?

Du weißt, daß sie Dich nicht liebt, und begehrst sie dennoch?

Weil ich zu ihr und zu mir die Zuversicht habe, daß Elise mich dennoch einst lieben wird, weil ich weiß, daß sie dieß Opfer bringen wird, wenn sie erfährt, daß Du nur Deinem Sohn gestatten willst, sein Eigenthum auch das Deine zu nennen! Weil sie Dich liebt, wird sie mir ihre Hand geben und mit Sohnesrechte zu Dir verleihen.

Niemals! rief Gozkowsky heftig, niemals darf sie erfahren, was wir eben gesprochen haben! Sie ahnt nichts von dem Unglück, das sie bedroht, — ich habe nicht die Kraft, es ihr zu sagen, und wozu sollte ich dieß auch? Trifft das Entsetzliche ein, dann wird sie es noch früh genug erfahren, und läßt es sich vermeiden, dann will ich dieses Unheil still an ihr vorüber führen! Für mein Kind einen klaren, reinen Himmel, für mich die Wolken, und die Ungewitter! Das ist das Streben meines ganzen Lebens gewesen, ich will es treu zu Ende führen.

Du willst mich also zurückweisen? fragte Bertram schmerzvoll.

Nein, mein Sohn, ich nehme Dich an, sagte Gozkowsky, und was Du mir in dieser Stunde gegeben den Schatz Deiner Liebe, den kann ich nie verlieren, der bleibt mein, und wenn die Welt mir alles Andere nähme.

Er breitete seine Arme aus und Bertram warf sich weinend an seine Brust.

Lange ruhten sie Herz an Herzen, Beide schweigend; aber ihre Seele sprachen zu einander, und sie verstanden sich auch ohne Worte und ohne Liebesbetheuerungen.

Als Gozkowsky sich dann aus Bertram's Armen aufrichtete, war sein Antlitz ruhig und fast heiter. Ich danke Dir, mein Sohn, sagte er, Du hast mir neuen Muth und neue Kraft gegeben! Ich will jetzt alle meine Besonnenheit, ich will meinen Stolz demüthigen und mich an diejenigen wenden, welche mir zu andern Zeiten ewige Dankbarkeit gelobten! Der Magistrat von Berlin schuldet mir über zwanzigtausend Dukaten aus jener Zeit, als die Russen in Berlin, und ich später zwei Mal für die Stadt Berlin nach Petersburg und Warschau fahren mußte. Man hat mir diese Rechnung niemals abgefordert! Ich ergebe mich darein, den Magistrat daran zu erinnern, daß er in den Tagen der Noth mir ewige Dankbarkeit geschworen hat! Komm, Bertram, wir wollen einmal sehen, ob diese edlen Herren vom Rath nicht besser sind, als andere Menschen, und ob sie kein Gedächtniß haben für die heiligen Versprechungen, die sie geleistet, als sie der Hülfe bedurften, und das Unglück sie bedrohte.

Digitized by Google

XLV.

Fürst von Stratimojeff.

Vor der Thüre des ersten Hotels von Berlin hielt ein bestaubter Reisewagen. Der Postzug von sechs Pferden, und die beiden Bedienten auf dem Bock verriethen, daß es eine sehr vornehme Herrschaft sey, welche den Gasthof mit ihrem Besuch beehren wollte, es war daher sehr natürlich, daß der Wirth selber hinaus eilte an den Wagen, um in ehrerbietigster Verneigung den Schlag zu öffnen.

Ein hoch gewachsener schlanker Mann stieg mit langsamem, feierlichem Anstand aus dem Wagen, und indem er ernst und schweigend in das Haus trat, fragte sein französischer Kammerdiener, ob der Wirth einige passende Zimmer habe, schön und glänzend genug, um den Fürsten von Stratimojeff aufnehmen zu können. — Des Wirthes Antlitz verklärte sich zu einem strahlenden Lächeln, er riß dem Oberkellner mit ungestümer Hast den Armleuchter aus der Hand, und flog selber die Treppen hinauf, um die Staatszimmer seines Hauses für den Fürsten zu öffnen. — Der französische Kammerdiener durchschritt die Zimmer mit prüfendem Blicke, und erklärte sie, wenn auch nicht würdig, doch geeignet, Se. Durchlaucht, welcher eben die Stiegen hinauf schritt, aufzunehmen.

Der Fürst schwieg noch immer, er hatte noch immer die Reisemütze tief in sein Gesicht gedrückt, und seine ganze Gestalt in den weiten Zobelpelz, der bis an die Füße hinab reichte, geborgen. Er winkte dem Wirth mit einer stummen Handbewegung, das Zimmer zu verlassen, dann befahl er mit einigen kurzen, abgebrochenen Worten seinem Kammerdiener, für ein Souper Sorge zu tragen, und dieß anstoßende Gemach für ihn zu serviren, und als in diesem Moment ein Wagen am Hause vorfuhr, winkte er seinem Kammerdiener an's Fenster zu treten, und nachzusehen, ob es seine Suite sey.

Der Kammerdiener besahete, und versicherte, es sey allerdings das Gefolge Sr. Durchlaucht, der Geheimsekretär, der Geschäftsführer und der Kaplan.

Ich will sie heute nicht mehr sehen, sagte der Fürst gebieterisch. Sie mögen thun, was ihnen beliebt, morgen aber beginnen unsere Geschäfte, sage ihnen das! Aber was Dich betrifft, Guillaume, so habe ich für Dich einen wichtigen Auftrag! Du wirst zuerst hingehen, und Dich bei dem Wirth nach dem reichen Banquier Johann Gogkowsky erkundigen, und wenn Du erfahren, wo er wohnt, so wirst Du Dich in ein weiteres Gespräch einlassen, und einige Erkundigungen über die Verhältnisse dieses Herrn einziehen, auch über seine Familie will ich Näheres wissen! Du wirst nach seiner Tochter fragen, ob sie unverheirathet ist, ob anwesend in Berlin, kurz, suche zu erfahren, so viel Du kannst.

Der geschmeidige und unterwürfige Kammerdiener hatte schon längst das Zimmer verlassen, und noch immer stand der Fürst Stratimojeff unbeweglich auf derselben Stelle, und starrte zur Erde und murmelte einige unverständliche Worte.

Plötzlich warf er mit einer heftigen Bewegung den Zobelpelz von seinen Schultern und schleuderte seine Kopfbedeckung weithin in das Zimmer.

Luft, Luft, ich ersticke! rief er. Ach mir ist, als ob diese Stadt mit Zentnerschwere sich auf meine Brust wälze, und gleich einem Verbrecher möchte ich mich vor den Augen der Menschen verbergen!

Und er riß sich das Gewand auf und athmete hoch und schwer, seine Stirn war sorgenvoll und trübe, und nicht das leiseste Lächeln stand auf seinen Lippen.

Was war es denn, was den Fürsten Stratimojeff so seltsam ergriff, und ihn durchrüttelte, wie mit Fieberschauern?

Es waren die Erinnerungen an frühere Tage, es waren die quälerischen und verdammenden Stimmen seines Gewissens, welche ihn folterten.

Was hatte denn der Fürst Stratimojeff zu fragen und zu forschen nach dem Banquier Gogkowsky und seiner Tochter?

Wie? Sollte der Graf Feodor von Brenda so sehr sein Herz verhärtet haben, daß es ihn nicht einmal verlangte, von ihr zu hören, wenn er nach Berlin zurückkehrte, von ihr, welche er so schmählich einst betrogen?

Er war es! Der Obrist, Graf Feodor von Brenda hatte sich in den Fürsten Stratimojeff verwandelt! Aber seht ihn an, seht auf seinen bleichen eingefallenen Zügen, in seinem düsterlodernden Auge, welche Verwüstung vier kurze Jahre in seinem innersten Leben angerichtet haben! Vier Jahre, aber welche vier Jahre der ausschweifenden Lust, der tollen entnervenden Freude, vier Jahre des Bachanals, der Ueppigkeit, des Sinnenrausches, vier Jahre an dem Hof zweier russischen Kaiserinnen! Denn sie war gestorben, die Kaiserin Elisabeth, und auf einige kurze Tage hatte der unglückliche Peter der Dritte die russische Kaiserkrone getragen. Aber sie war zu schwer gewesen für sein schwaches Haupt und die große Katharina hatte voll christlichen Erbarmens und russischer Menschenliebe ihm die Last zu erleichtern gesucht! Nur daß sie in übergroßem Eifer ihm nicht bloß die Krone, sondern auch den Kopf genommen und sein Gefängniß in ein Grab verwandelt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Aufstand in der Ukraine.

Ein halboffizielles französisches Blatt hat höchst interessante Einzelheiten über den im letzten Jahre in der Ukraine stattgehabten Bauern-Aufstand von einer befreundeten Hand erhalten und gibt dieselben, um die historische Wahrheit, die von einem angesehenen Blatte ganz entstellt worden sey, zu schützen. Da dieser Bericht, zumal er in den Spalten eines halboffiziellen französischen Blattes erschien, von Bedeutung zu seyn scheint, so theilen wir daraus Folgendes mit:

Im siebenzehnten Jahrhundert trennten sich die Kosaken der Ukraine von Polen und erkannten freiwillig die russische Oberherrschaft an. Es geschah dieß nicht aus Haß gegen die Könige von Polen, die sie als ihre Schutzherren betrachteten, sondern um das schonungslose Joch des Adels abzuwerfen. Die nämliche Thatsache wiederholte sich im letzten Jahre. Man kann nicht behaupten, daß die Kosaken sich gegen den Czaaren auflegten, obgleich sie kein großes Vertrauen zu der Petersburger Oberherrlichkeit hegen. Der Aufstand war gegen jene Unzahl von Beamten, die mehr Verwüstung anrichten, als die afrikanischen Heuschrecken, und gegen die russischen Armeen, welche die Lage der Bauern unerträglicher gemacht, als sie es je war. Daher kommt es, daß sich bei solchen Veranlassungen Alles, Adel, Geistlichkeit und Volk, verbindet, um die Befreiung zu erlangen. Da man im Geheimen an der Emanzipation von Süd-Rußland arbeitet, so hatten die Bewohner der Ukraine im Stillen gehofft, der orientalische Krieg werde ihnen gestatten, ihre Unabhängigkeit wieder zu erobern, und zwar ohne alle andere Unterstützung, als den moralischen Einfluß der Nähe der Verbündeten. In der That berührte der Kriegsschauplatz beinahe die Ukraine, und man hatte in den Gegenden des Dniestr das Gerücht verbreitet, der Kaiser Napoleon III. führe mit dem Czaaren Krieg, um ihn zu zwingen, die Leibeigenschaft abzuschaffen.

Diese Nachricht fand nur wenig Glauben in Podolien, wo das polnische Element vorherrscht. Belehrt durch die Geschichte der Vergangenheit, hat sich das Volk hier die Tugend erworben, die ihm fehlte: die Geduld. In dem Lande der Kosaken aber, östlich von dem Gouvernement von Kiew, wo man weniger aufgeklärt und leichtgläubiger ist, glaubte man jener Nachricht, und der Aufstand begann.

Im Monat April 1855 erhoben sich dreißig Dörfer. In Pilowa, Tahautscha, Berezua — dieß war der Mittelpunkt der Bewegung — und auf anderen, den Poniatowski's angehörigen Gütern war der Aufstand allgemein. Die Insurrektion begann ungefähr zur Zeit, als Kaiser Nikolaus starb. Bald nach diesem Ereignisse bemerkte man, ohne weiter darauf zu achten, eine ungewöhnliche Bewegung unter den Bauern der Ukraine. Es fanden häufige Zusammenkünfte statt; es zirkulirten Anwerbungslisten, mit Einem Wort: Alles kündigte den Ausbruch einer Bewegung an.

Die Gutsbesitzer, sich der bekannten galizischen Ereignisse erinnernd, wurden von Schrecken erfüllt; und in der Angst, sich der russischen Regierung gegenüber zu kompromittiren, benachrichtigten sie den Fürsten Wasiltschikow, den Gouverneur von Kiew. Dieser nahm die Mittheilung mit spöttischer Miene auf; er schrieb sie der Furchtsamkeit der Gutsbesitzer zu, und es war ihm, wie er sagte, nicht unlieb, sie in Unruhe zu sehen, da sie die Nothwendigkeit fühlen würden, sich auf die russ. Regierung zu stützen. Von der obersten Behörde im Stiche gelassen, brachten die Gutsbesitzer ihre Familien in Sicherheit. Die Bauern bemühten sich vergeblich, sie zu beruhigen. „Was fürchtet Ihr?“ sagten sie ihnen, „wir haben uns über Euch nicht zu beklagen. Was wir unternehmen, ist unser persönliches Werk; späterhin werden wir Euer bedürfen und Euch dann Weiteres mittheilen.“

Mit Fragen von den Gutsbesitzern bestürmt, gestanden die Bauern naiv, daß sie, wie früher, freie Kosaken seyn wollten und die Russen nicht fürchteten, daß sie die Abschaffung der Frohnden nicht verlangten, die ein herkömmliches Recht seyen, daß sie aber die Vertreibung der Verwalter wollten, die sie unterdrückten. Sie wollten die Frohnden selbst überwachen.

Einige Gutsbesitzer entsprachen diesem Verlangen und hatten keinen Grund, es zu bereuen. Die Bauern beschränkten sich aber nicht auf diese friedlichen Demonstrationen; die Beamten auf den russ. Großen angehörigen Gütern wurden geprügelt und fortgejagt. Die Eigenthümer, denen man nicht traute, wurden bewacht. Ein Metropolit, 15 Popen und der Oberst Cesanariew, die man zur Beschwichtigung der Meuterei aus Kiew abfandte, wurden gefangen gehalten.

Im Anfange waren die Schritte der Aufständischen noch bloß auf Abwehr gerichtet. Die Zahl der Insurgenten betrug aber doch schon über 40,000 Mann. In Tahautscha allein, wo große Tuchfabriken sind, betrug die Zahl derselben 30,000. Sehr bezeichnend für den Geist der Bewegung war, daß die von ihren Besitzern verlassenen Güter von den Bauern bewacht wurden, und daß die Insurgenten zur Vermeidung aller Exzesse, die ihrer Sache schaden könnten, die Wirthshäuser geschlossen hatten. Die Popen wurden auf mehr als Einem Punkte mißhandelt; man schlug einige todt, andere wurden gekreuzigt, und die zur Wiederherstellung der Ruhe abgesandten Sprawnik's wurden vertrieben. Der Fürst Lopu-

Digitized by Google

schin, dessen Bauern sich dem Aufstande angeschlossen, forderte den Fürsten Wasiltschikow dringend zum Handeln auf, wenn er sich nicht einem furchtbaren Aufstande gegenüber befinden wollte. Der Fürst bat in Petersburg um Instruktionen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Alle Teufel.] Dreizehn Meilen von Görlitz lag vormals ein Schloß, dessen Herr überaus reich war und einstmals zu einem prächtig gerichteten Gastmahle rings in die Nachbarschaft Einladungen hatte ergehen lassen. Als aber Niemand von den Geladenen erscheinen wollte, brach er in die Zornesworte aus: „Nun denn, will's ihnen nicht bei mir gefallen, so mögen alle Teufel kommen!“ Der Ritter ging noch mit großen Schritten im Saale auf und ab, als die Thüre sich öffnete und eine zahlreiche Gesellschaft von Männern und Frauen eintrat, alle reich geziert mit wehenden Federn und goldenem Geschmeide, alle von adeligen Sitten, wie man auf den ersten Blick sah. Voller Freude eilte ihnen der Hausherr entgegen, begrüßte sie auf's Beste mit ritterlichem Anstand und reichte beide Hände zum Willkomm und zum herzlichen Drucke. In diesem Augenblicke aber, wie man glauben darf, fiel dem Ritter ein, daß er noch ein wichtiges Geschäft zur besseren Vergnügung seiner Gäste am Schmause zu besorgen habe, etwa eine Weisung an den Koch, mehr Pfeffer in die Brühe zu thun; denn mit der Eile eines Windhundes stürzte er durch die Thüre am entgegen gesetzten Ende des Saales die Treppe hinab, ergriff die Hand seiner Frau, die ihm auf der Flur begegnete, riß sie mit sich über die Zugbrücke den Berg hinab, durch die Felder in das Holz, bis Beide gezwungen waren, athemlos stehen zu bleiben. Man könnte glauben, der Ritter habe einen Topographiefehler begangen, indem die Küche, in welcher die Pfefferbrühe bereitet wurde, im unteren Geschosse des Schlosses lag, wenn er nicht endlich, nachdem er den Athem wieder gefunden hatte, die Worte hervorkeuchte: „Heiliger Gott und seine Engel! Sie hatten Krallen an den Fingern, ich habe sie gefühlt, trotz ihrer Handschuhe!“ hatte der Ritter gesprochen, als seine Frau noch furchtbarer erblaßte als vorher. „Großer Gott!“ — rief sie — „wir haben das kleine Kind im Schlosse zurück gelassen!“ Um kurz zu seyn, die Frau zwang den widerstrebenden Ritter zur Rückkehr, und Beide gelangten am Fuße des Schloßberges an, als es stille Nacht geworden, so daß die rothglühenden Fenster der Burg weithin leuchteten und der Lärm der Trompeten und Pauken weithin klang. „Gott vergebe mir meine Sünden!“ seufzte der Ritter in wahrer und aufrichtiger Zerknirschung, und plötzlich verglomm die Gluth und erstarb der Jubel des Gelages. Still und ruhig war Alles rings umher. Die Mutter zog gewaltsam den zagenden Ritter mit sich den Berg hinauf über die Brücke des Grabens und den Burghof in das Gemach des Kindes, wo sie bei dämmerndem Scheine den kleinen Knaben im Schutze der Unschuld, ruhig in der Wiege lächelnd, schlafend fand, während bei ihm der Burgnarr leise und gedämpft ein Lied zum Schutze des Schlummers sang. „Ihr habt eine wilde Gesellschaft da oben gehabt,“ — unterbrach der Narr seine Weise, — „die das Knäblein wohl hätte wecken können, hätte ich nicht so hübsch von dem Käfer gesungen, dessen Vater im Kriege ist und dessen Mutter im Pulverlande.“ — Als der Ritter im Bette lag und sich gehörig unter die Decke verkrochen hatte, sprach er zu sich selber im wohlthuenden Gefühle der Sicherheit: „Wenn ich noch einmal den Teufel zu Gast bitte, oder auch nur seinen Namen nenne, mögen alle Teufel mich holen. . . Und doch habe ich's so eben wieder gethan. Alle Teufel!“ zitterte es mit tödtlichem Schrecken durch sein Herz, und er zog die Decke noch fester um sich. Aber es blieb ruhig in der Burg und binnen eines Monates war ihm die schwere Sache gelungen, sich der alten Gewohnheit zu entschlagen und ein sanfter Mann und lammesmilder Ritter zu werden. — Jodus Fingelius erzählt die wunderbare Geschichte in seinem Buche de miraculis.

Räthsel.

Uns durchströmet das Licht der Sonne von Außen und Innen,
Aber der Regen benetzt Eine Seite uns nur.
Weht uns der Nord in's Gesicht, so schwitzt uns am meisten der Rücken,
Starret die Wiese von Eis, bieten wir Blumen Dir dar.
Raubet ein Sturm, ein Hagel, ein Stein uns endlich das Leben,
So verscheiden wir froh, nicht ohne Schwanengesang.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 216:

Essig — Geis.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 222 Dienstag, 16. September 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Die Garden jauchzten der neuen Kaiserin zu, wie sie es der alten gethan, und der schönen, jungen Kaiserin Katharina gegenüber erinnerten sie sich mit Entzücken, daß die Kaiserin Elisabeth ihnen stets eine so gnädige, herablassende Herrin gewesen, welche in der Fülle ihrer Gnade und ihrer Machtvollkommenheit Unteroffiziere in Fürsten, und gemeine Soldaten in große Herren verwandelt hatte.

Und sie übte Gnade! Sie war all ihren Unterthanen eine gnädige Herrin, am gnädigsten aber den schönen Männern ihres Reiches.

Und Graf Fedor von Brenda war ein sehr schöner Mann, er war der Liebling der Kaiserin Elisabeth gewesen, weßhalb sollte er nicht auch der Liebling der Kaiserin Katharina seyn? Jene hatte ihn begnadigt mit mütterlicher Zärtlichkeit, denn sie war alt, Katharina aber war jung und in ihrer stolzen Brust dampfte und glühte ein feuriges Herz, ein Herz, welches so mächtig und groß war, daß Platz darin war für mehr als Eine Liebe, ohne daß die eine die andere zu vertreiben nöthig hatte.

Und wenn die junge Kaiserin Katharina Alexis Orloff liebte, so war das immer noch kein Grund, daß nicht auch Fedor von Brenda ihr wohlgefallen konnte.

Der junge Graf Fedor von Brenda war auf einige kurze Monate der erklärte Günstling der Kaiserin, und die ganze Welt huldigte ihm und fand es sehr natürlich, daß Katharina ihn zum Fürsten Stratimoseff erhob, und ihm nicht bloß Orden und Titel, sondern auch herrliche Güter und Tausende von Leibeigenen schenkte.

Welch ein tolles, berauschendes, glückseliges Leben war dieß! Wie beneidete alle Welt diesen schönen, reichen von kaiserlicher Gnade umstrahlten Fürsten Stratimoseff! War er denn beneidenswerth?

Es lag immer eine Wolke auf seiner Stirn, und er stürzte sich in dieses Meer der Lust wie ein Fieberkranker, welcher ein wenig Kühlung dieser Gluth sucht, die ihn verzehrt, er warf sich dem Vergnügen in die Arme wie ein zum Tode verurtheilter Verbrecher, welcher die letzte Stunde seines Lebens im Champagnerrausch durchraß, um nicht dran denken zu müssen, daß der Tod hinter ihm steht, und schon die Hand nach ihm ausgestreckt hat.

Er wollte im Rausch der Freude seine Gedanken ertödten, und sein Herz betäuben. Aber es gab doch stille Stunden, welche ihn an die Vergangenheit mahnten, und zuweilen, inmitten der Nacht fuhr er von seinem Lager empor und lauschte, denn es war ihm, als habe er einen Schrei vernommen, einen einzigen, herzerschütternden, verzweiflungsvollen Schrei, welcher ihm durch die Seele drang. Aber dieser Schrei war nur in seinen Träumen erklungen, in diesen Träumen, welche ihm Elisens bleiches, gramdurchfurchtes Antlitz zeigten, und ihn erheben machten vor ihrem zürnenden, verzweiflungsvollen Schmerz. Und war da nicht noch ein anderes blasses Weib, deren kummervolle Blicke ihn marterten und ängstigten? War da nicht seine Gemahlin, die einstige Gräfin Lodoiska von Sandomir, deren von Thränen umflüsterte Blicke von ihm ihr gemordetes Glück, ihre Jugend, ihr Leben zu fordern schienen?

Lodoiska hatte das Ziel ihres Strebens erreicht, sie war die Gemahlin dessen, welchen sie so sehr geliebt hatte, daß sie um ihn ihrer beschwornen Pflichten, und ihrer Ehre vergessen durfte. Sie war seine Gemahlin, das heißt, sie führte seinen Namen, und lebte an seiner Seite! Aber sie fühlte, daß er sie im Grunde seiner Seele verachtete, sie wußte, daß er sie haßte, weil sie ihn um Elisens Besitz betrogen, und an dieser Verachtung und diesem Haß starb sie! Nicht auf einmal, nicht wie ein Blitzstrahl tödtete sie diese Verachtung, sondern langsam und leise bohrte sie sich in ihr Herz ein, sie durchwühlend mit Qual und Marter, sie zu Boden schleudernd, ohne daß eine erbarmende Hand sich ihr entgegenstreckte, um sie wieder aufzurichten! —

Der Fluch ihres ersten Gatten sollte sich an ihr erfüllen, die an ihm verübte Schuld sich an ihrem eigenen Daseyn rächen! Nachdem sie ein einsames,

Digitized by Google

ödes, trostloses Jahr an der Seite ihres Gemahls gelebt hatte, starb sie eines einsamen, trostlosen Todes! Keine liebende Hand trocknete ihr den Todesschweiß von der erkaltenden Stirn, kein erbarmender Mund flüsterte ihr Worte des Trostes, der Liebe, des Wiedersehens! Aber ihr Herz war dennoch nicht erkaltet für ihren Gemahl, und auf ihrem Sterbebette noch hatte sie ihn gesegnet! Davon zeugte dieser rührende Brief voll dramütiger Liebe, voll verzeihender Milde, welchen der Fürst, ihr Gemahl, auf seinem Schreibtisch fand, und welchen sie mit zitternden Händen, schon durchschauert von den Schrecknissen des Todes, geschrieben; das von zeugte dieser zweite Brief, den sie dem andern beigefügt, und welcher an Elise Gotzlowsky gerichtet war. — Lodoiska hatte ihren Gemahl genug geliebt, um die Quelle seines tollen und ausschweifenden Lebens zu kennen, zu wissen, daß er im Grunde seines Herzens doch immer noch krank an dieser einzigen, wahren Liebe seines Lebens, an der Liebe zu Elisen, und daß alles Andere nichts weiter sey, als die verzweiflungsvollen und rasenden Versuche, sein Herz zu ertödten, und die Sehnsucht desselben zu ersticken.

Und sie hatte Recht! Niemals hatte Feodor ihrer vergessen, Elisens Bild verfolgte ihn überall! Oft, inmitten des wüsten Festgelages, bei den geheimen, kaiserlichen Bachanalien tauchte es vor ihm empor, erhob es sich vor ihm aus diesen Wogen toller Lust, wie ein Rettungsengel, und machte ihn stumm, und hemmte den übermüthigen Scherz auf seiner zuckenden Lippe. Zuweilen auch, umrauscht von köstlicher Musik, bei Fest und Tanz überkam ihn plötzlich eine gränzenlose, unaussprechliche Traurigkeit, eine marternde Angst, er hatte alsdann das Bewußtseyn seines verlornen, verwüsteten, trostlosen Daseyns, und es war ihm, als flüstere eine Stimme in seinem Herzen: „Geh, flüchte Dich zu ihr! Bei Elise ist Friede und Unschuld! Wenn Du zu retten bist, so rettet Dich Elise!“

Aber er hatte nicht die Kraft, dieser mahnenden Stimme seines Herzens zu folgen, er war gefesselt in glänzenden Banden, und wenn es auch nicht die Liebe war, so war es der Stolz und die Eitelkeit, welche ihn hinderte, diese Bande abzustreifen! — Er war der Günstling der jungen Kaiserin, und die Großen des Reiches beugten sich vor ihm und fühlten sich beglückt durch sein Lächeln und den Druck seiner Hand.

Hatte er denn vergessen, daß die Gunst der Kaiserin wandelbar wie das Glück, und daß das große russische Reich mehr schöne Männer aufzuweisen hatte? Sah er denn nicht, daß Alexis Orloff neben ihm stand, und daß der Blick der Kaiserin, welcher ihn zu treffen schien, zuweilen von seinen zerstreuten Mienen abschweifte auf dieses strahlende, schöne Antlitz Orloff's, dessen glänzende Blicke immer auf sie gerichtet waren, der niemals zerstreut, niemals gedankenvoll war?

Eines Tages erhielt der Fürst Stratmojeff ein Billet seiner kaiserlichen Gönnerin, in welchem sie ihn eine diplomatische Mission nach Deutschland übertrug und ihn ersuchte, wegen der Dringlichkeit der Angelegenheit, die Reise sofort anzutreten.

Feodor verstand den geheimen Sinn dieses anscheinend so gnädigen, so zärtlichen Briefes vollkommen, — es war eine Ungnade, es war ein Beweis, daß es seinem Nebenbuhler gelungen, ihn ganz und gar zu verdrängen. Vielleicht war es auch nur eine weibliche Grille, eine vorübergehende kaiserliche Laune, welche Katharina von Feodor entfernte, es hätte nur einer zärtlichen Beschwörung, einer tragischen Scene bedurft, um ihm die Gunst der Kaiserin wieder zuzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Aufstand in der Ukraine.

(Schluß.)

Die Antwort lautete, einen Aufstand habe er erst nach dessen Unterdrückung ankündigen sollen. — Ehe der Fürst zu energischen Maßregeln seine Zuflucht nahm, begab er sich nach Wasilow, woselbst sechstausend Bauern zusammen gerottet waren. Er verlangte die Führer zu sehen. Man führte sie ihm vor. — „Ihr wißt,“ sagte der Fürst, „daß ich euer Gouverneur bin. Ich repräsentire den Kaiser, und ihr schuldet mir einen blinden Gehorsam.“ Die Bauern erwiderten ihm, daß sie ihn als Gouverneur nicht nöthig hätten. Sie hätten sich einen solchen gewählt. Der Fürst wünschte ihn zu sehen, und dieser richtete folgende Worte an ihn: „Ich bin derjenige, den sie ihren Gouverneur nennen; denn ich bin alt, und ich erinnere mich an Dinge, an welche sich in der Ukraine sonst Niemand mehr erinnert. Ich will aber doch ihr Gouverneur nicht seyn, denn sie sind alle sehr dumm und wollen nicht auf mich hören. Vor fünfundzwanzig Jahren, als die Herren Krieg in Rußland führten, sagte ich ihnen: Jetzt ist der Augenblick gekommen, um das russische Joch abzuschütteln, wir müssen uns unseren Herren anschließen. Sie schenkten meinen Worten kein Gehör, und unser ganzes Unglück kommt daher. Heute sage ich ihnen: Bleibt ruhig, unsere Herren rühren sich nicht und werden sich nicht eher rühren, glaubt es mir, als bis die rothen Hosen hier sind. Sie haben mich nicht hören wollen, desto schlimmer für sie; deßhalb will ich ihr Gouverneur

Digitized by Google

nicht seyn. Bleiben Sie ruhig, gnädiger Herr.« — Dem Fürsten wurde durch diese Worte die ganze Größe der Gefahr klar. Er suchte den Kosaken Klagen über ihre Herren zu entlocken, aber die Bauern antworteten: »Wir haben unseren Herren nichts vorzuwerfen, sie sind eben so unglücklich, wie wir, und alles Unglück kommt von Euch. Ihr habt uns unsere Kinder entrissen, und bald werden wir keine Arme mehr haben zur Bebauung unserer Felder. Wir wollen frei seyn, und wir fürchten Euch nicht.« — Der Fürst fühlte jetzt, daß er handeln müsse, und er sandte einige Bataillone gegen die Insurgenten von Wasilkow, die nur mit Sensen bewaffnet waren. Die Bauern griffen die Soldaten muthig an. Diese zogen sich in Unordnung zurück. Der Kommandant gab Befehl, blind zu schießen. Doch diese Schonung machte die Insurgenten kühn, sie schrieben dem Schutze der Fürsehung den geringen Erfolg des russischen Feuers zu. Sie stürzten sich auf die Soldaten, welche ihre Batterien demaskirten, und die Kartätschen hatten bald den Sieg über die undisziplinirten Banden davon getragen. Zweihundert Bauern blieben todt auf dem Platze, und die übrigen ergriffen die Flucht und zogen sich auf die andere Seite des Dniestr zurück, woselbst man sie gut aufnahm, ihnen aber den Vorwurf machte, daß sie die rothen Hosen nicht abgewartet hätten. Auf anderen Punkten, wie in Berezna, fanden Beispiele furchtbarer Strenge statt. Man organisirte Militär-Kommissionen zur Verurtheilung der Insurgenten, und die Gutsbesitzer wurden natürlich als Zeugen vorgeladen. Die Aussagen der letzteren waren so günstig und die Freisprechungen so zahlreich, daß die Gutsbesitzer selbst in Verdacht kamen und vorsichtiger auftreten mußten. Die Bauern waren ihren Herren wegen dieses Zeichens der Sympathie sehr dankbar, und sie gestanden öffentlich, daß sie Unrecht gehabt hätten, mit einer so großen Uebereilung gehandelt und nicht auf sie gehört zu haben. Unter den von der russischen Regierung getroffenen Maßregeln verdient eine, obgleich sie dem Anscheine nach unbedeutend ist, doch Erwähnung. Die russische Regierung läßt nämlich die zwei Hügel von Perepiata und Perepiatycha am Dniepr abtragen, weil sich die Idee der Befreiung Polens an dieselben knüpft. Ein Jahr vor der ersten Theilung Polens machte der Kosake Wernyhora, Somnambule in den letzten Jahren seines Lebens, folgende Prophezeiung, welche während der letzten Ereignisse eine bedeutende Rolle spielte: »Ganz Polen,« sagte derselbe, »wird unter einem schrecklichen Joche lange Jahre hindurch bis zu dem Augenblicke schmachten, wo ein allgemeiner Krieg wegen eines kleinen Landes entbrennen wird. Dann wird der Hahn die Federn wechseln, die Türken werden die Donau überschreiten und ihre Pferde in der Weichsel tränken. Der König von England wird zur Organisation Polens Geld vorstrecken, und ein mörderischer Krieg gegen die Moskowiter daraus entstehen. Die große Schlacht wird bei Konstantinow (in Volhynien) in dem Thale von Stanicharycha geschlagen werden. Die geschlagenen Moskowiter werden sich bis zum Dniepr zurückziehen und eine zweite Schlacht liefern, bei den Hügeln Perepiato und Perepiatycha, welche die Asche zweier berühmter Kosaken bedecken. Sie werden befreyt und das Königreich Polen wird in seinem alten Glanze wieder hergestellt werden. Nach diesen Umwälzungen wird Europa einen dreißigjährigen Frieden genießen. Ich kann nicht sagen, was nach dieser Zeit geschehen wird, denn bei der geringsten weiteren Enthüllung würde der Dniepr sein Bett verlassen.«

»So lautet die Prophezeiung Wernyhora's, wie sie zuerst gemacht wurde; denn seit damals wurde sie mehrere Male nach den Bedürfnissen der Zeit abgeändert. Sie zirkulirt aber unter den Ruthenen und hat eine drohende Bedeutung; denn sie kann eines Tages der Ausgangspunkt einer schrecklichen Erhebung werden. So sind in ihrer ganzen Einfachheit die Ereignisse erfolgt, die sich in den ersten Monaten des Jahres 1855 in der Ukraine zugetragen haben.

Das Warschauer Volksfest zur Krönungsfeier,

welches am 7. September stattfand, wird von einem Berichterstatter der »Breslauer Ztg.« in folgender Weise geschildert: »Am 6. September, als am Vorabend der Krönung, wurde in den zwei hier befindlichen griechischen Kirchen und vier Kapellen dieser Konfession ein pontifikaler Vesper-Gottesdienst abgehalten, und am 7. begingen die Kirchen aller Bekenntnisse schon vom frühen Morgen an das Fest des Tages durch entsprechende religiöse Feierlichkeiten. Auf dem weiten Ujazdower Exerzierplatze aber (so genannt von dem an diesem Platze liegenden Militärhospital gleichen Namens, ehemals einem Privat-Lustschlosse der polnischen Könige) hatte man mehrere Hundert (gegen 360) Tische aufgestellt, die mit Tischlaken und Speisen aller Art in größter Menge bedeckt waren.

Hunderteundfünfzig Ochsen, zweihundert Schweine, eine große Anzahl Dammhirsche waren verwendet worden, und die Häupter dieser Thiere, mit vergoldeten Hörnern und Hauern, verzierten die Tafeln, welche außerdem noch mit einer großen Menge von Salaten aller Art, von Broden und von zahlreichen mit Meth und allerlei farbigem Branntwein angefüllten Karaffen besetzt waren. Außerdem standen an jedem Tische zwei Biertonnen mit Krügen. Drei

Digitized by Google

mächtige Estraden waren links vom Platze aufgestellt, welche für die in's Schloß zum Diner geladenen Personen und die höheren Beamten bestimmt waren. Als der Telegraph aus Moskau die Nachricht brachte, daß der Krönungszug sich daselbst in Bewegung setze, gab eine Artillerie-Salve das Zeichen zum Beginn der Hauptmesse in der griechischen Kathedrale, welcher der General-Gouverneur und sämmtliche Beamte der Hauptstadt in Gala-Uniformen (in welchen sie schon den ganzen Tag zu bleiben den Befehl hatten) beiwohnten. Von hier begaben sich sämmtliche Anwesende auf den Ujasdower Platz, welcher schon seit einigen Tagen der ganzen Stadt zum Ziel der Spaziergänge und Fahrten gedient hatte. Besonders war dieses Tags zuvor der Fall gewesen, wo die Tische schon mit ihrer Last besetzt waren, und die Polizei hatte nicht wenig zu thun, um die strömende Menge in einer gewissen nothwendigen Entfernung zu erhalten.

Am 7. September nun hatte sich schon vom frühen Morgen an eine unabsehbare Menschenmenge auf dem Platze und in seiner Umgegend versammelt. Man hatte das Publikum in Kenntniß gesetzt, daß Alles, selbst die Schüsseln und hölzernen Präsentirteller, auf welchen das Fleisch und die Gemüse lagen, zur Verfügung der Festesser gestellt sey — und allerdings wurde diese Erlaubniß aufs Beste benutzt. Punkt 12 Uhr wurde das Zeichen gegeben, und die Gendarmen und Polizeidiener, welche bis dahin die Massen noch von einem Zudrang abgehalten und sie in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten von den Tischen zurückgedrängt hatten, gingen vor, und die Linie ward mit erstaunlicher Schnelligkeit durchbrochen. In nicht vollen fünf Minuten waren alle Tische und Schüsseln leer; wer konnte, griff zu, und packte ganze Fleischberge, oder auch mehrere Schnapps- und Methkaraffen, oder Ochsen- und Schweinsköpfe u. s. w., und als schon nichts mehr da lag, machte man sich an die Tischtücher, an die Bierfässer, welche man, sobald sie geleert waren, ja, oft selbst gefüllt, mit hinwegnahm. Nichts wurde verschmäht; Gläser, Krüge, und zuletzt kam die Reihe an die Tische selber. Dabei das Gejauchze dieser friedfertigen Plünderer, die gegenseitigen Gefälligkeiten, die sie einander erwiesen, und während der ganzen Dauer dieser eigenthümlichen Mahlzeit kein einziger Unfall, keine Schlägerei, ja, selbst selten ein Wortstreit, obgleich die Polizei sich augenscheinlich jeder Einmischung enthielt und es hier und da an Trunkenen nicht fehlte. Eine Menge Karrousels, Klettermasten, Buden mit Gauklern ꝛc., vergnügten die Menge bis zum späten Abend.

Mannigfaltigkeiten.

[Missions-Eifer.] Der Kapitän eines kürzlich zu Sumatra angekommenen englischen Schiffes erzählt nachfolgenden (von der „Gazette de Boston“ reproduzirten) Vorfall: Vor einigen Wochen, sagt der Kapitän, während ich im Hafen von Padang war, trafen dort zwei katholische Missionäre mit dem Auftrage ein, in's Innere der Insel einzudringen, um die Wilden zu bekehren, oder doch eine Unterredung mit ihnen zu haben. Die Eingebornen Sumatras sind feindselig und grausam, sie leben auf den Bäumen und man hält sie für Menschenfresser. Die Bewohner Padang's entwarfen den Missionären ein düsteres Bild dieser Wilden und riethen ihnen von diesem kühnen und gefährlichen Unternehmen auf's Dringendste ab. Aber nichts vermochte den Entschluß der muthigen Prediger wankend zu machen. Sie verließen ihre Freunde von Padang, den Wanderstab in der Hand, den Sack auf dem Rücken und drangen in die unerforschten Waldungen ein. Zwei Wochen später brachten, von der Tigerjagd zurück kehrende Malayen die abgenagten Gebeine dieser Missionäre und einige ihnen gehörende Gegenstände, unter anderen zwei kleine Kruzifixe mit. Es ist ungewiß, ob sie von den wilden Thieren, oder den Kannibalen aufgefressen waren.

[Mode in der Havanna.] Eine Eigenthümliche Art, die modischen Neuigkeiten in den Läden kennen zu lernen, d. h. Ladenbesuche zu machen, haben die Damen in der Havanna. Da dort keine Dame zu Fuße ausgeht, so fährt jede auch zu der Modewaarenhandlung. Aber die Dame steigt da nicht aus; sie läßt ihren Wagen vor dem Laden halten und bleibt sitzen. Sofort erscheint dann ein Kommis an dem Wagen, fragt nach den Wünschen der Dame und holt ihr Arme voll Neuigkeiten, die sie in ihrem Wagen gemächlich betrachtet, während der Kommis immer mehr Neues ihr zuträgt. Das dauert eine halbe bis eine ganze Stunde. Nicht selten geschieht es, daß vier, sechs ꝛc. Damen in ihrem Wagen so vor einem Laden halten. Es sieht das seltsam aus. Alle Modehandlungen müssen deßhalb dort eine sehr lange Front und viele Kommis haben, die fortwährend von dem Laden an die Wagen und umgekehrt laufen.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ignatz Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 223 Mittwoch, 17. September 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Aber Fürst Feodor Stratimojeff war zu stolz, um zu solchen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen! Er zerknitterte das duftende, kaiserliche Briefchen in seiner Hand, und murmelte zwischen seinen zusammengepreßten Zähnen hervor: „Sie hat mich einem Orloff aufgeopfert! Sie will mich entfernen, um dieses neue Lustspiel ihrer Liebe ungestörter aufführen zu können! Nun wohl denn, ich gehe, aber nicht um zu ihr zurückzukehren, um mich auf's Neue von ihren gnädigen Blicken täuschen zu lassen! Nein, dieser Bruch mit ihr sey ewig! Katharina soll es fühlen, daß sie nur ein Weib ist, welches ich verachte, obwohl sie eine Kaiserin ist! Deßhalb nicht das kleinste Abschiedswort, die leiseste Bitte! Sie heißt mich gehen, und ich gehe! Und scheint es nicht, als ob das Schicksal selber mir den Weg zeigte, den ich gehen soll? Ist es nicht ein wunderbarer Zufall, daß Katharina grade mich mit dieser Mission nach Deutschland sendet?

Und welches war denn diese Mission, mit welcher Katharina ihren Günstling begnadigt hatte?

Sie sandte ihn als außerordentlichen Gesandten nach Berlin, um ihrer Forderung an einen preußischen Banquier mehr Nachdruck zu geben, um beim preußischen Departement der auswärtigen Angelegenheiten den Banquier Johann Gotzkowsky zu verklagen wegen einer Schuldforderung von zwei Millionen Thaler, und falls dieser sich der Zahlung weigerte, auf diplomatischem Wege zu versuchen, ob die preußische Regierung nicht zu bewegen sey, Rußlands Forderung zu unterstützen, und ihr Recht zu schaffen.

Das war die Sendung, welche Katharina dem Fürsten Stratimojeff übertrugen, aber indem er sich entschloß, diese Sendung anzunehmen, sagte er zu sich selber: ich werde Rache nehmen an dieser übermüthigen Frau, welche glaubt, mich wegwerfen zu können, wie man es mit einem Spielzeug thut, dessen man überdrüssig geworden! Ich werde ihr zeigen, daß mein Herz ganz ungerührt geblieben von ihrer Uebermüthigkeit, ich werde ihr mein junges Weib gegenüberstellen, vor deren Schönheit, Unschuld und Jugend die stolze Kaiserin erröthend die Augen niederschlagen soll.

Mit solchen Vorsätzen ging er zum letzten Abendfest der Kaiserin. Es blieb ihm noch ein Abend der Lust, des glänzenden Vergnügens, bevor er abreiste, und er wollte aus diesem Abend für sich einen Triumph und ein Rachefest machen! Man hatte ihn daher niemals so glänzend, so witzsprudelnd, so bezaubernd liebenswürdig und ausgelassen gesehen, wie an diesem Abend. Seine Scherze waren die verwegensten, die übermüthigsten, sie machten sogar die Kaiserin zuweilen noch erröthen. — Der Hof, welcher sich darauf gefreut hatte, den längst beneideten und gehaßten Günstling heute dem neuen erklärten Günstling gegenüber beschämt und gedemüthigt zu sehen, bemerkte mit Erstaunen und bitterem Verdruß, daß sich die Demüthigung für ihn in eine Huldigung verwandeln sollte, denn die Kaiserin, bezaubert von seiner Liebenswürdigkeit und seinem Geist, schien ihm ihr Herz wieder zuzuwenden und ihn um Vergebung ihres Entschlusses bitten zu wollen.

Sie hatte schon ganz diese unglückselige Sendung vergessen, welche Feodor von ihrem Hof entfernen sollte, aber er selber kam, sie daran zu erinnern. Inmitten dieses glänzenden Festes, während Aller Gesichter noch strahlten vor Entzücken über dieses köstliche Bonmot Feodor's, welches die Kaiserin hatte laut auflachen gemacht, trat er zu ihr, und bat sie um ihren Segen zu seiner Reise nach Deutschland, die er in dieser Nacht noch antreten wolle!

Fast hätte Katharina ihren Befehl zurückgenommen, und ihm befohlen zu bleiben. Aber sie war Weib genug, um in seinem Antlitz die trotzigen und zornigen Gedanken seiner Seele lesen zu können. Sie begnügte sich daher, ihm eine schleunige Rückkehr zur Pflicht zu machen, und indem sie ihm selber die goldene Kette, an welcher ihr Porträt befestigt war, um den Nacken hing, sagte sie mit einem gnädigen Lächeln: Auf Wiedersehen.

Digitized by Google

XLVI.

Das Wiedersehen.

Elise war in ihrem Zimmer; ihr Antlitz zeigte wie immer ein ruhige, stille Gelassenheit, und ihre großen, dunklen Augen hatten einen schwermüthigen, aber klaren Ausdruck. Sie saß in einem Fauteuil und las, und wer sie so sah mit dieser hohen, klaren Stirn, diesen edlen und ruhigen Zügen, in dieser dahingegossenen, anmuthigen Haltung, der mochte sie für eines jener glücklichen und begnadigten Wesen halten, welche der Himmel mit ewiger Ruhe und heiterer Gelassenheit gesegnet, und in deren Adern statt des heißen und tosenden Blutes, nur die „Milch der frommen Denkart“ fließt. — Keine Spur der Stürme, welche ihr Leben durchtobt hatten, war auf ihrem Antlitz zurückgeblieben, ihre Schmerzen hatten nach innen gefressen, und ihr Herz und ihre geistige Jugend war ihr gestorben, aber ihr Angesicht war jung und schön, denn die Kraft ihrer physischen Natur hatte ihre geistigen Schmerzen besiegt, und ihre Wangen, obwohl farblos und von durchsichtiger Blässe, zeigten doch nicht diese kranke, gelbe Blässe, welche der Herold eines nahenden Todes zu seyn pflegt.

Sie war gesund und jung in ihrer Erscheinung, und nur krank und alt in ihrer Seele. Vielleicht aber bedurfte es nur eines Sonnenstrahls, um ihr erkaltetes Herz wieder zu erwärmen, nur eines Hoffnungsscheines, um ihre Seele wieder jung zu machen, und stark und frisch zum Lieben und zum Leiden!

Sie hatte ihn niemals vergessen, niemals aufgehört, an ihn zu denken! Ihre Erinnerungen an ihn waren der Wurm, welcher an ihrer Seele nagte, aber dennoch der einzige thränenreiche Trost ihres verödeten Daseyns. Der kleinste Umstand, der unbedeutendste Zufall konnte sie in die Vergangenheit zurückführen! Der Baum im Garten, welchen er einmal bewundert, die Blumen, welche er damals geliebt, und die seitdem in immer neuer Verjüngung vier Mal eine neue Blüthe gezeigt, das Rauschen der Fichten, welches von der Gartenmauer dort drüben zu ihr herüber tönte, Alles dieß erinnerte sie an ihn, und machte ihr Herz erbeben, sie wußte selbst kaum, ob vor Zorn, oder vor Schmerz.

Sie hatte gelesen, aber das Buch entfiel ihrer Hand. Von den Liebesscenen, welche da im Buche standen, schweiften ihre Gedanken weit ab in die Ferne und Weite, und riefen ihr die Träume und Hoffnungen ihrer Vergangenheit wieder wach. Aber Elise mochte sich diesen Verlockungen nicht hingeben, sie hatte zuweilen ein stilles Grauen vor ihren eigenen sehnsuchtsvollen Gedanken, sie mochte es sich nicht gestehen, daß sie diesen Mann, welcher sie verrathen, dennoch zu lieben im Stande war. Aber sie wußte, daß dem so sey, und in einer Art erbarmenden Mitleids mit sich selber, legte sie einen Schleier über ihr Herz, um selber nicht zu sehen, daß es noch zucke vor Schmerz und vor Liebe. Nur zuweilen, in der Stille und Abgeschlossenheit ihres Zimmers wagte sie es, an diesem Schleier zu rücken, um in die Tiefe ihrer Seele hinabzuschauen und im schmerzensreichen Entzücken Vergangenheit und Gegenwart in einem einzigen Traum verschmelzen zu lassen.

Sie lehnte ihr Haupt zurück an den Fauteuil, und ihre großen dunklen Augen starrten in das Leere. Mein Herz ist dennoch mit ihm gegangen, flüsterte sie, und ich habe ihm nicht gebieten können, Feodor zu hassen! — Aber indem sie diesen Namen aussprach, zuckte sie zusammen, und ein rosiger Hauch flog einen Moment über ihre bleichen Wangen hin. Oh, sagte sie erschauernd, meine Lippen sprechen heute zum Erstenmal wieder seinen Namen, aber meine Seele hat ihn laut geschrieen in verzweiflungsvollem Schmerz, und in meinen Träumen hat er fortgelebt! Ich habe mein Geschick angenommen, ich konnte mich äußerlich von ihm scheiden, niemals innerlich!

Und indem sie sich tiefer in ihre Gedanken verlor, murmelte sie: Oh, wie räthselhaft ist doch das Herz, ich hasse ihn, und dennoch, dennoch liebe ich ihn!

Sie bedeckte sich das Gesicht mit ihren Händen und saß lange schweigend und unbeweglich da. — Ein Geräusch an der Thüre machte sie empor schrecken.

Es war nur Marianne, ihr Kammermädchen, welche kam, ihr zu melden, daß draußen ein fremder Herr sey, der sie dringend zu sprechen verlangte.

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Geizhälse.

Novelle.

In der bekannten Handelsstadt, von welcher wir reden wollen, steht auf der schönen, dem „Schutze des Publikums“ empfohlenen Promenade eine einfache Steinbank unter einem uralten weitschattenden Kastanienbaum. Nichts zeichnet sie vor den übrigen Bänken der Promenade aus, als ihre Lage, gerade angesichts des Thores, das nach den Bahnhöfen herausführt, an einer Straße, die beinahe den ganzen Tag und einen Theil der Nacht hindurch sehr belebt ist. Diese unscheinbare Bank aber führt einen Namen; man heißt sie die „Filzbank,“ und sie verdankt diese Bezeichnung einem Unglücksfalle, welcher sich vor etwa zwei Jahren auf dieser Stelle zutrug.

Digitized by Google

Es war an einem freundlichen Herbsttage; die Züge von zwei Eisenbahneinrichtungen waren so eben angekommen, und eine Menge Fremder strömte zu Fuß und in Wagen aller Art in die Stadt herein. Das Söhnchen einer armen Frau, ein Knabe von ungefähr sechs Jahren, ward, als es sich mit seiner Mutter durch das Gewirre der Droschken und Omnibusse hindurchdrängen wollte, umgeworfen und brach das Bein. Der Schreck und Schmerz der Mutter war herzzerreißend. Sie kniete neben dem armen Knaben an den Boden nieder, und rang laut schluchzend die Hände, und die leidenschaftlichen Worte, worin sie ihre Verzweiflung aussprach, trieb den Vorübergehenden Thränen in die Augen. Die arme Frau war Wittwe, noch jung und mußte durch ihrer Hände Arbeit für sich und ihren Knaben ihren Unterhalt verdienen. Was sollte also aus ihr werden? Wenn sie den verwundeten Kleinen bei sich im Hause behielt, so mußte sie auf das Arbeiten verzichten; wollte sie ihn aber nicht behalten, so mußte sie ihn in das Hospital bringen und sich von ihm gerade in dem Augenblicke trennen, wo er seiner Mutter so sehr bedurfte. Ihre Aeußerungen hierüber waren wirklich tief ergreifend.

Während daher ein zufällig vorüber gehender Arzt die Wunde des Knaben untersuchte, drängte sich ein dichtes Gedränge um die arme Frau her und horchte ihrem schneidenden Schmerze. — Was ist da zu thun? fragten sich die Umstehenden.

„Was da zu thun ist?“ wiederholte die Obsthökerin von der Ecke, die auf das Gerücht von dem Unfall sogleich herbeigeeilt war. „Je nun, meiner Treu', da gibt's nicht viel zu wählen und zu überlegen! Wir sind hier lauter rechtliche Leute; es braucht nur ein Jedes in seine Tasche zu greifen und etwas hier herein zu legen,“ setzte sie hinzu und nahm die Mütze des armen Kleinen vom Boden auf, in welche sie selber ein Geldstück legte; „wenn jede rechtschaffene Person etwas gibt, so bekommt die arme Frau ein Stückchen Geld und kann dann ihren Knaben bei sich behalten, bis er wieder kurirt ist. Nun, meine Herren, Sie werden mir's nicht abschlagen, wenn ich Sie um ein Almosen für die unglückliche Mutter angehe, die ich als eine fleißige, brave Frau kenne.“

„Wohlgesprochen, meine gute Frau,“ sagte ein sehr anständig gekleideter Herr hinter ihr, von gutmüthigem offenem Gesicht und ungefähr fünfzig Jahren; dabei streckte er die Hand über die Schultern der Hökerin und ließ ihr ein Goldstück in die Mütze fallen. Die Zuschauer äußerten lauten Beifall, das Beispiel wirkte und die Worte der Obstfrau fanden ein zahlreiches Echo unter der versammelten Masse.

„So, jetzt will ich in der Runde betteln gehen,“ sagte die sonnverbrannte Hökerin. „Ich weiß zwar nicht, ob sich das schickt . . . hier unter so vielen Leuten! . . . Ein Herr wäre vielleicht geeigneter hierzu! . . .“ setzte sie mit einem schüchtern fragenden Blick auf den Herrn, der das Goldstück gespendet hatte, bei.

„Ihr habt Recht, gute Frau, und wenn es nur an mir fehlt, so kann sogleich geholfen werden,“ erwiderte er ganz einfach, nahm mit ungekünstelter Anmuth den Hut ab und reichte der armen Obstfrau seinen Arm. Diese nahm das Anerbieten eben so freimüthig an, als es gemacht worden war, und ihre beiden Arme verschlangen sich eben so gut mit einander, als das Goldstück sich mit der schmutzigen Scheidemünze und dem Kupfergeld der Umstehenden in der Mütze paarte. Von allen Seiten her fielen Spenden, obschon es mehr arme Leute unter diesen Zuschauern gab, als reiche; aber die Armen geben ja williger, wo wirkliche Noth vorhanden ist. Nur wenige schlichen davon — nur zwei gaben gar nichts.

Die beiden Letzteren waren Leute von reifen Jahren, — alte Knaben, die man jeden Tag zu gewissen Stunden auf dieser Bank sitzen, oder aus dem nahen Thore heraus spazieren sehen konnte. Beide waren große, hagere, ja spindeldürre Bursche, mit stechenden, kalten, grauen Augen, schwalen zusammen gekniffenen Lippen, harten Zügen, die jede Sympathie abstießen, und mit schnarrender, trockener Stimme. Als der Herr und die Hökerin vor ihnen stehen blieben und die Mütze hinhielten, fragte der Aeltere von jenen Beiden: „Was soll's?“

„Wie? . . . was es soll?“ rief die Hökerin aufwallend; aber ihr Begleiter setzte freundlich hinzu: „Wir sammeln Almosen für die arme Frau, deren Knabe vorhin so schwer verwundet wurde, und wenden uns auch an Ihre Großmuth um eine kleine Gabe.“

Aber mit der Großmuth dieser Beiden war es offenbar nicht weit her; von Mitleid zeigten sie keine Spur, und ihr Herz schien so hart und kalt, wie der Stein, worauf sie saßen.

„Bedaure; ich habe kein Geld bei mir!“ sagte der Aeltere barsch.

„Ich auch nicht!“ setzte der Jüngere hinzu und knöpfte sich rasch den Rock zu bis an's Kinn.

Die Hökerin sah die beiden groß an, aber ihr Unwille war so mächtig, daß sie nicht Worte dafür fand. Sie wandte ihnen mit einem vernichtenden Blicke den Rücken zu und sagte: „Zwei schäbige Filze!“

Mittlerweile hatte man das Kind in einen Miethwagen geschafft, um es nach der Wohnung seiner Mutter zu bringen, und dieser wurde nun der Ertrag der Sammlung eingehändigt.

Von diesem Abend an ward die Bank, worauf die beiden hartherzigen Filze gesessen hatten, gemieden. Wenn diese auf derselben saßen, gesellte sich Niemand

Digitized by Google

zu ihnen; selbst die kleinen Kinder wichen ihnen aus oder schalten sie aus der Ferne. Es entging den Beiden nicht, was für einen Abscheu sie einflößten, und es verdroß sie einigermaßen; allein nichts desto weniger ließen sie keine Gelegenheit vorüber gehen, um diesen Abscheu und Widerwillen noch mehr zu rechtfertigen.

Es war wiederum Herbst, ein schöner, reiner, mäßig warmer Oktobertag. Die Luft war gegen Abend frisch, aber rein und klar, kein Wölkchen am Himmel. Es war, als ob die Sonne vor dem Eintreten der Novembernebel gerade an jenem Tage Abschied nehmen wolle von dem scheidenden Jahre. Die beiden Geizhälse waren wieder herausgekommen, hatten sich nach gewohnter Weise auf ihre Bank gesetzt, und sogen, das Kinn und die Hände auf ihren Stockknopf gestützt, diese freundlichen Strahlen der schrägen Sonne ein.

Der Eine von ihnen war schon stark in den Sechzigen; der Andere mochte ungefähr fünfzig Jährchen auf dem Rücken haben. Letzterer zog plötzlich, wie von einem Gedanken erfaßt, der ihn unverhofft überkam, einen Kalender aus seinem Taschenbuch, fuhr mit der Finger über die Monatstabellen und blieb endlich auf dem morgenden Tage stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus der Hamburger Handelswelt wird folgender merkwürdiger Zug als jüngstes Stadtereigniß erzählt: Ein Fremder hat einen auf einen Hamburger Bankier lautenden Wechselbrief, der ihm 2000 Louisdor anweist. Der Wechsel wird präsentirt; der Kassier des Hauses zählt dem Fremden aber irrthümlich 2000 Doppel-Louisdor aus. Dieser wird den Irrthum erst zu Hause gewahr und begibt sich sofort mit dem Golde zu dem Chef des Hauses, um ihm die Sache darzulegen. „Ich habe eben an Ihrer Kasse durch ein Versehen um 10,000 Thaler mehr erhalten, als ich zu fordern hatte," sagte er zu dem Bankier, auf das Gold weisend. Der Kaufmann sieht ihn ernst an, und ohne viel zu überlegen, sagt er: „Das kann nicht seyn!" „Es ist aber doch so, wie Sie sehen! Ihr Kassirer hat sich geirrt!" „Es ist nicht möglich, sage ich Ihnen!" ruft der Kaufmann entschieden. „Nehmen Sie Ihre Louisdor; in meinem Kontor irrt man sich nie!" Der Mann sagt es, wendet sich gegen den ersten Buchhalter, dem er die Worte zuruft: „Tragen Sie beim heutigen Rechnungsabschlusse 10,000 Thaler Manko ein!" und der Kassirer bekommt auch nicht ein bitteres Wort zu hören. Damit die Ehre des Kontors gewahrt werde, damit man demselben nicht nachsagen könne, man habe sich dort geirrt, hat der Mann 10,000 Thlr., ein kleines Vermögen, in die Schanze geschlagen. (Einen ähnlichen Vorfall in einem Nürnberger Bankierhause erzählte man sich auch vor mehreren Jahren.)

Je größer die Rolle ist, die wir spielen, je mehr wir durch das Verhältniß, welches und Stand, Beruf oder Talente, gegen die Gesellschaft geben, dem öffentlichen Auge ausgesetzt sind; desto gewisser dürfen wir darauf rechnen, daß wir von der größern Zahl weder Gerechtigkeit noch Nachsicht zu gewärtigen haben. Tausend Augen sind in keiner anderen Absicht auf uns geheftet, als nur Fehler an uns zu finden; und wehe dem! welcher nicht die Klugheit hat, wie Alcibiades, zuweilen eine Thorheit zu sagen oder zu thun, um den Genius der Verläumdung durch ein freiwilliges Opfer zu besänftigen. Wehe dem, der ihn durch die sorgfältigste Bemühung, nicht zu fehlen, zu besänftigen hofft. — Der weiseste, der tugendhafteste, der tadelfreieste Mann (sagt Plato) wäre gerade derjenige, gegen den sich endlich die ganze Welt zusammen verschwören würde — und niemals, göttlicher Plato! — hast du eine größere Wahrheit gesagt.

Wieland.

[Die Ehemänner wie sie seyn sollten.] Fraget einmal die Bienen, in welchen Blumen sie den meisten Honig finden; wenn solche sprechen könnten, würden sie wahrscheinlich antworten: Die meisten Süßigkeiten erhalten wir von den Rosen. Eben so sollte ein Mann gegen sein Weib seyn, wie die Rosen gegen die Bienen, nicht grob und bitter, sondern süß und freundlich.

Charade.

Das Ganze bezeichnet den köstlichsten Theil,
Den Frühling der weiblichen Jugend.
Das Erste hab' ich gefunden, o Heil!
Mit Schönheit begabt und mit Tugend.
Das And're zum Herzen der Thoren nur spricht,
Den Weisen, den Liebenden kümmert es nicht.

* * *

Redakteur: Gustav Metzler.
Druck u. Verlag der Lisette Wenzandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 224 Donnerstag, 18. September 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Elise erbebte, und wußte selber nicht, warum, ein ahnungsvolles Entsetzen zuckte durch ihre Seele und kaum hörbar fragte sie nach dem Namen des Gemeldeten.

Den will er nicht nennen, erwiderte die Zofe. Er sagt, sein Name thue nichts zur Sache. Er habe nur einen Brief zu übergeben, der von einer Gräfin Lodoiska von Petersburg komme.

Elise stieß einen Schrei aus, und flog von ihrem Sitz empor. Sie wußte jetzt Alles, ihr Herz ahnte, fühlte seine Nähe. Er war es, Niemand als er, welcher da draußen stand.

Sie hatte ein Gefühl, als müsse sie zu ihrem Vater eilen, um bei ihm Schutz und Rettung zu suchen.

Aber ihre Füße trugen sie nicht, sie zitterten so sehr, daß sie sich an der Lehne eines Sessels halten mußte, um nicht umzusinken. Sie machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, aber Marianna verstand sie nicht, denn sie öffnete die Thüre und hieß den Fremden eintreten; dann ging sie hinaus.

Und nun standen sie sich gegenüber, schweigend, athemlos; Elise, zitternd vor Bewegung und bitterem Liebesweh, Feodor, ringend mit seiner eigenen Rührung und tief beschämt von diesem Wiedersehen.

Beide beteten sie in sich selber, aber wie verschieden war ihr Gebet.

Nun, Gott oder Dämon, dachte Feodor, gib meinen Worten Kraft, bezaubere meine Zunge, damit ich Elise wieder gewinnen kann.

Elise aber flehte leise: Erbarmen! Mein Gott! Erbarmen! Nimm diese Liebe von mir, oder tödte mich!

Es war ein tiefes, entsetzliches Schweigen, mit welchem diese Beiden, so lange Getrennten sich einander gegenüber standen, Beide zagend, er im Bewußtseyn seiner Schuld, sie in schamvoller Erkenntniß ihrer Liebe.

Aber endlich gewann er es über sich, dieses Schweigen zu brechen. Er flüsterte leise ihren Namen, und wie sie, aufgeschreckt und erschauernd, ihn anblickte, breitete er flehend die Arme nach ihr aus.

Und jetzt fühlte, dachte, wußte sie nichts, als ihn! Sie stieß einen Schrei aus, und stürzte vorwärts, um sich in seine Arme zu werfen! — Aber plötzlich blieb sie stehen! — Der Traum war zu Ende, und aus diesem ersten Entzücken des Wiedersehens erwachend, raffte sich Elise wieder empor, um ihm in dem ganzen Stolz und der Würde ihrer beleidigten Ehre gegenüber zu treten.

Sie fand den Muth in sich, ihr eigenes Herz zu verleugnen, und mit kaltem, gezwungenen Wesen sich vor Feodor verneigend, fragte sie: Herr Obrist von Brenda, wen suchen Sie?

Der Fürst seufzte schwer und ließ die Arme sinken. Es ist vorbei! murmelte er leise. Sie liebt mich nicht mehr!

Aber so leise diese Worte gesprochen waren, Elise hatte sie doch verstanden, und sie hatten ihr Herz erbeben gemacht! Was wollen Sie? wiederholte sie athemlos.

Nichts mehr! sagte er tonlos. Ich habe mich getäuscht! Ich glaubte hier ein treues Herz suchen zu dürfen, ein engelgleiches Mädchen, das in der Stunde des Wiedersehens, Alles Andere vergessend, sich an dieses Herz legen würde, um zu vergeben, und mit ihrem Segen den Fluch von meinem Daseyn hinweg zu nehmen. — Das war es, was ich suchte! Aber Gott ist gerecht! Ich habe ein solches Glück nicht verdient, ich unterwerfe mich!

Oh mein Gott, sagte Elise zu sich selber, es ist noch immer dieselbe Stimme, welche mich einst so entzückte! — Sie fand nicht mehr die Kraft in sich, ihn gehen zu heißen! Ach, sie hätte ihr Herzblut dafür hingeben mögen, um ihn immer sich so gegenüber zu sehen.

Jetzt, mein Fräulein, sagte Feodor, jetzt komme ich nur noch als ein Bote, als der Testamentsvollstrecker einer Verstorbenen! Und indem er einen Brief aus seinem Busen hervorzog und ihn Elisen darreichte, sagte er feierlich: Ich bringe Ihnen

Digitized by Google

das Vermächtniß meiner Gemahlin, der Gräfin Lodoiska.

Sie lebt nicht mehr? rief Elise, und wider ihren Willen lag ein fast freudiger Ausdruck in dem Tone ihrer Stimme.

Dem Fürsten Stratimoseff entging dieß nicht. Ich werde sie gewinnen! sagte er zu sich selber, und wie sich jetzt seine Blicke auf sie richteten, glich er dem Basilisken, welcher mit seinem blutigen Anschauen das arglose Vögelchen in seine Kreise bannt.

Elise hatte den Brief genommen und hielt ihn bebend in der Hand.

Wollen Sie ihn nicht lesen? fragte er leise, und der flehende Ton seiner Stimme machte ihr Herz erzittern im süßen Weh.

Ja, ich will lesen! sagte sie, indem sie wie aus einem Traum zu erwachen schien, und mit hastiger Hand das Siegel erbrach.

Während sie dann las, trat der Fürst mit langsamen, vorsichtigen Schritten, immer in ihren Mienen lesend, immer mit seinen scharfen, durchbohrenden Augen sie betrachtend, näher zu ihr heran.

Der Brief war nur kurz, und fast eilig geschrieben, aber jedes Wort traf Elisens Seele, und trieb ihr Thränen in die Augen.

Er lautete: Meine theure Elise! „Wenn Du dieß Blatt empfängst, bin ich nicht mehr, und dieß Herz, welches so viel gelitten, steht dann still! Aber wenn ich Ruhe finden soll im Grabe, so erfülle Du jetzt mein Vermächtniß! Ich hinterlasse Dir das Theuerste, was ich besitze, ich gebe Dir das Eigenthum zurück, was niemals aufgehört hat, Dein zu seyn, — die Liebe und das Herz Feodor's! Ich habe diese Liebe nicht wieder erobern können, er gab mir seine Hand, sein Herz blieb Dein, und darum sterbe ich! Nimm ihn also hin, er ist mein Vermächtniß, und wenn Du es empfängst, segnet mein verklärter Geist Eure Wiedervereinigung! Lodoiska.

Das Blatt entsank Elisens Händen, und ganz überwältigt, ganz zerbrochen von einer tiefen und heiligen Rührung, ließ sie sich auf einen Stuhl niedersinken, und legte ihre Hände über ihr weinendes Angesicht.

Und jetzt stürzte Feodor zu ihr hin, jetzt sank er vor ihr nieder, und mit süßer, leidenschaftlicher Gewalt ihre Hände von ihrem Antlitz fortziehend, sagte er: Elise! Ihr Geist schwebt in dieser Stunde über uns! Sie segnet diese Liebe, welche sie mir längst verziehen hatte! Oh, wüßtest Du, was ich um Dich gelitten habe, Du würdest mir mindestens nicht zürnen, Du würdest mir vergeben um meiner Qualen willen.

Und ich? Habe ich denn nicht gelitten? fragte sie, ihre von Thränen umflorten Augen zu ihm hinwendend.

Feodor fuhr fort: Als ich damals, in jener Stunde, von welcher ich das Glück meines Lebens erhoffte, die Täuschung inne ward, als ich statt Deiner, Lodoiska in meinen Armen fand, bemächtigte sich meiner eine wahnsinnige Wuth, die sich gegen mein eigenes Leben kehren wollte. — Lodoiska hielt den Dolch in meiner Hand auf, indem sie Deinen Namen nannte! Dein Name rief mich in das Leben, zum Bewußtseyn meiner Schuld, zum Gefühl meiner gerechten Strafe zurück! — Ich unterwarf mich also Dem, was ich verschuldet hatte! Ich führte Lodoiska zu dem Altar, an welchem ich Dich zu sehen gehofft, ich machte Lodoiska zu meiner Gemahlin, und mein Herz nannte Deinen Namen, als meine Lippen sich ihr vermählten! Oh, es war eine grauenvolle Stunde! Ein fürchterlicher Schmerz tobte in mir; und dieser Schmerz hat mich nie verlassen! Er war bei mir, wenn mich Lodoiska an ihren Busen drückte, er war bei mir im Gewühl der Schlacht! Und nur, wenn der Tod um mich wüthete, wenn ich in die Schlünde der feindlichen Kanonen blickte, und sah, wie Tod und Verderben von ihnen zu uns herüber donnerten, dann ward ich heiter, dann wich der Schmerz von mir, und ich stürzte mich in die Reihen der feindlichen Heere! Aber der Tod selbst wich vor mir zurück! Ich fand auf dem Schlachtfelde Ehre und Ruhm, aber nicht das Einzige, was ich mir erkämpfen wollte, nicht den Tod: Ich lebte, um zu leiden, um zu büßen, was ich an Dir, Elise, verschuldet hatte! Nur eine Hoffnung war es, die mich aufrecht hielt, diese Hoffnung, zu Deinen Füßen hinzusinken, Deine Knie zu umklammern und Dich um Vergebung anzusehen.

Und ganz überwältigt lehnte er das Haupt an ihre Kniee und weinte laut.

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Geizhälse.

(Fortsetzung.)

„Wir haben heute den fünfundzwanzigsten Oktober, Philipp," sagte er.

„Hm, ja, es wird der fünfundzwanzigste seyn."

„Morgen ist Amandus, mein Namenstag," fuhr der Erstere mit einer seltsamen Grimasse fort, welche bei ihm ein Lächeln vorstellen sollte.

„Dein Namenstag? Meinst Du, ich sollte Dir dazu gratuliren?" fragte der Andere.

„Fällt mir nicht im Schlafe ein. Ihr habt es noch nie gethan, und ich habe Euch schon oft über

Digitized by Google

den dummen. Brauch spötteln hören, daß die Leute einander zum Neujahrs- und zum Namenstage gratulieren. Im Grunde habt Ihr auch Recht — 's ist reine Dummheit!" sagte Amand und steckte das Taschenbuch mit dem Kalender wieder in den Sack. „Hm, seltsam," setzte er nach einer Weile wieder wie im Selbstgespräche hinzu, „seit mehr als zwanzig Jahren hat mir Niemand zu meinem Geburtstage gratulirt."

„'s ist wahr," sagte der Alte; „damals that es Gretchen."

„Und einen Monat darauf . . . sta . . . starb sie," sagte Amand und hüstelte. — „Der Abend wird kühl, ich glaube, ich bekomme den Schnupfen," setzte er hinzu. „Wir werden heute Abend noch einen Nebel bekommen."

In der That schienen die schrägen Strahlen der untergehenden Sonne einen leichten Nebel zu erwecken, welcher aus dem Fluß aufstieg und über die Dächer hinlief.

„Ich erinnere mich noch so beiläufig," sagte der Alte nach einer Pause, und fuhr mit dem Finger über die gesenkte Stirne, „Gretchen schenkte Dir damals eine Börse, die sie selber verfertigt hatte."

„Ja, und die Börse kam nach Gretchens Tode nicht mehr zum Vorschein . . ."

„Sammt den hundert Gulden, die darin waren," setzte Philipp hinzu.

„Das Geld scheint schon die Bestimmung gehabt zu haben, verloren zu gehen," sagte Amand.

„Freilich, freilich! Wenn Gretchen am Leben geblieben wäre, hätte sie sie vielleicht auf eine andere Weise zum Fenster hinaus geworfen," fuhr der Alte fort, „und wir wären genöthigt gewesen, jedes Jahr die gleiche Summe zu verlieren. Das würde jetzt schon 2500 Gulden machen, ohne die Interessen und Zinseszinse. Denke Dir nur, Amand, 2500 Gulden."

„Ein ganzes Kapital," sagte Amand zerstreut.

„Hab' Dir's ja immer gesagt, Amand, der Einfluß der Frauen taugt nichts — er entnervt die Männer, er bringt sie um ihre Energie."

Philipp war nach seinen Begriffen ein Mann von Energie. Die ganze Menschheit hätte vor seiner Thüre Hungers sterben dürfen, er hätte keinen Pfennig hergegeben. Das ist doch Festigkeit und Energie.

„Sie hat uns allerdings beherrscht," fuhr Amand nach einer Pause fort, „Gretchen verstand es trefflich, uns an der Nase herum zu führen, wie Kinder, Euch ihren Vater, und mich ihren Gatten. Erinnert Ihr Euch noch, Philipp, wie sie es anstellte, wenn sie uns mit ihren großen Augen starr anblickte? Ich habe mein Lebtage nicht wieder solche Augen gesehen, so groß, so tief, von einer so seltsamen Farbe. Wenn man hineinschaute, war es nicht anders, als ob man in ein tiefes Wasser blickte. Offen gestanden, Philipp, ich habe Gretchen doch lieb gehabt; ihr unerwarteter plötzlicher Tod hat mich beinahe um den Verstand gebracht. Ich habe mich ihre Beerdigung dreihundert Gulden kosten lassen."

„Dreihundert Gulden? Das ist ja ein Sündengeld, Amand."

„Damals hat mich das Geld nicht geschmerzt; es waren so viele Leute bei ihrem Begräbniß, zumal Arme. Erinnert Ihr Euch noch, Philipp? O, sie war sehr beliebt, sie gab immer gerne."

„Das Lumpengesindel weiß immer die Schwäche solcher Leute auszubeuten," brummte Philipp; „Almosen geben heißt nur die Faulheit und alle anderen Laster ermuthigen."

Mittlerweile sank die Dämmerung hernieder. Die Gaslichter wurden angezündet, die Läden und Gewölbe erleuchteten sich, die Gaslampen in den Straßen und an den Bahnhöfen flammten auf. Philipp nahm gemächlich seine Handschuhe aus der Tasche und zupfte sie glatt; als er den ersten anzog, hielt er plötzlich inne und stieß Amand mit dem Ellbogen an. „Was sagtest Du vorhin? Seit mehr als zwanzig Jahren habe Dir Niemand zu Deinem Namenstage gratulirt? Du irrst, Amand, das ist doch geschehen!"

„Von wem denn?"

„Von der Kleinen, von Deiner Tochter. Während sie in der Pension war, hat sie Dir ja alle Jahre einen Brief mit einem Blumenstrauß und einem Paar Pantoffeln geschickt, die sie selber gestickt hatte."

„Richtig, so ist es; aber Das hat schon seit lange aufgehört."

„Natürlich, wenn ich mich recht entsinne, hast Du es ja der Kleinen untersagen lassen," sagte der Alte, „bereuest Du es nun wieder?"

„Keineswegs! mich dünkt, ich habe meine Vaterpflichten an der Kleinen treulich erfüllt; ich habe ihr eine gute Erziehung geben lassen, und keine Kosten dafür gescheuert, und als sie heirathen wollte, durfte sie auch nicht lange auf meine Einwilligung warten."

Dieß war nach Amand's Ansichten der Inbegriff aller seiner Vaterpflichten. Kein Papa zahlte jemals das Kostgeld für seine Kinder alle Vierteljahre so pünktlich voraus, wie er; nie durfte auch nur eine Stunde daran fehlen. Kein Vater legte jemals der Verheirathung seiner Tochter weniger Hindernisse in den Weg, als er; freilich kümmerte er sich außerdem herzlich wenig um sie; von ihrer Amme auf dem Lande hinweg brachte er sie in eine Kostschule, und von dieser zu einer alten Frau in einer Nachbarstadt, aus deren Hause sie mit dem Manne ihrer Wahl vor den Altar trat, ohne daß

Digitized by Google

es dem Vater nur ein einziges Mal eingefallen wäre, das Kind zu sich kommen zu lassen, um es zu umarmen. Er kümmerte sich auch nicht um den Mann, welchen seine Tochter zum Gatten gewählt — so wenig, als er sich früher um den Charakter der Leute bekümmert hatte, denen er das Schicksal und die Erziehung seines Kindes anvertraut.

Es genügte ihm das Bewußtseyn, daß die Amme, die Kostschule, die Pflegemutter nie eine Stunde auf ihr Geld warten durften, das er auf den Tag so pünktlich bezahlte, wie einen Wechsel. Auch sah er für der Tochter künftiges Glück im Ehestande eine hinreichende Bürgschaft darin, daß der Bewerber reich genug war, Gretchen ohne andere Mitgift als ihr mütterliches Erbe zu nehmen. Hatte er also nicht allen billigen Anforderungen an sein Vatergefühl genügt?

Amand erging sich noch in selbstzufriedenen behaglichen Gedanken über die Art und Weise, wie er seine Mission als Vater erfüllt hatte, und Philipp wußte nichts dagegen einzuwenden, weil er seinen großväterlichen Pflichten ja auf eben so treffliche Weise genügt, und zog darum bedächtig seinen Handschuh an. Da ließ sich plötzlich hinter ihnen eine klägliche Kinderstimme hören: „Mama, ich habe Hunger! o, wie mich hungert!“

Die beiden Alten wandten sich um und erblickten am unteren Ende der Bank eine Frau, die sich mit den Knien gegen die Steinbank stützte und ein Töchterchen von etwa vier Jahren, dessen Züge man im Zwielicht kaum unterscheiden konnte, an ihre Brust drückte.

Dieß interessirte unsere beiden Geizhälse nicht im Mindesten. Der Eine stützte sein Kinn wieder auf den Stockknopf, der Andere schlüpfte in den zweiten Handschuh. Da kam in diesem Augenblick ein kleiner Junge von etwa zwölf Jahren heran, der Streichzündhölzchen feilbot.

„Potz Tausend, das kommt sehr gelegen!“ brummte Philipp vor sich hin; „ich hätte beinahe vergessen, daß wir keine Zündhölzchen mehr im Hause haben. Du hast sie das letzte Mal bezahlt, Amand, nun ist die Reihe des Einkaufens an mir. Heda, Du junger Galgenstrick, laß mich einmal Deine Zündhölzer sehen! Die Schachteln sind ja verteufelt klein; sind sie denn wenigstens auch gut? — Wenn sie es nicht sind und ich Dich jemals wieder treffe, so reiße ich Dir die Ohren aus, hörst Du?“ fuhr er fort, und nahm sich eine Schachtel; „und nun willst Du auch Deinen Kreuzer, nicht wahr?“

Er zog seine Börse aus der Tasche der altmodischen Weste und suchte darin nach Kupfergeld.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

** Es wird uns von freundlicher Hand folgender historisch-interessante Erlaß mitgetheilt:

Höchst Ihro K. Gnaden haben demjenigen einen Preis zugedacht, der sich am meisten in der Baumzucht aufgezeichnet hat. Vor der Hand soll derselbe einer Belustigung beiwohnen, welche morgen nachmittag 3 Uhr im Schönbusche gegeben werden wird. Dieser wählt, wenn er nicht selbst erwachsene Kinder hat, ein Mädchen, oder einen Purschen, welcher sich wieder entweder ihren Tanzpurschen, oder Tanzmädchen aufwählet, und auf solche Art kommen 4 Leuthe, nämlich ein gestandener Mann, der nämlich die Belohnung für die Beste Baumzucht verdienet, dann dessen Frau, oder eine andere von ihm dafür aufgewählte Person, dann 2 ledigen Leuthe von verschiedenem Geschlechte morgen nachmittag um 3 Uhr im Schönbusch zusammen, um allda bewirthet zu werden, und sich dem Vergnügen des Tanzes, zu überlassen.

Der K. Ortsvorstand hat den verdientesten auszuwählen, und die Wahl so zu treffen, daß man sich Ehre davon versprechen kann, Es versteht sich von selbst, daß man nicht anders, als im festlichen Kleide erscheint. Das Ubrige wird der Bothe mündlich sagen. Aschbrg. den 30. Julius 1805.

In fidem Hermann.

Das namentliche Verzeichniß ist mit umgehendem Bothen einzuschicken, mit dem Bemerken, daß sie gewiß erscheinen werden; denn wenn Einer nicht wollte: so müßte dafür gleich ein anderer ernennt werden, damit die Zahl voll bleibe.

Von Obernau ist ein paar junge Leute mehr, also im Ganzen von daher sechs Personen zu wählen. Eben so von Schweinheim, weil die Orte groß sind.

Hofmann.

Den K. Ortsvorständen
zu
Schweinheim
Gailbach
Dörrmorsbach.

Auflösung des Räthsels in Nro. 221:

Fensterscheiben.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Friedr. Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 225 Freitag, 19. September 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

War dieß Ernst? War dieß nur eine Komödie welche der geschickte Schauspieler mit allem Anschein der Wahrheit vor ihr aufführte?

Feodor wußte es selber nicht. Zum allermindesten hatte er sich so hineingefühlt in seine Rolle, daß sie ihm einen Moment Wahrheit und Wirklichkeit geworden, und ihn ganz durchglüht hatte mit Sehnsucht und zerknirschter Reue.

Elise aber glaubte an ihn! Seine Stimme drang wie Musik an ihr Ohr, und machte jede Fiber ihres Herzens erbeben. Die Vergangenheit mit ihren Schmerzen und Qualen war von ihr abgefallen, er war wieder da, keine fremde Gestalt stand mehr trennend zwischen ihnen, und sie fühlte nur noch, daß sie ihn gränzenlos liebe.

Er küßte ihre Füße, und drückte sie an seine Brust und umklammerte ihre Knie, indem er mit flehender Geberde zu ihr empor schaute.

Elise, vergib mir! Sprich nur das eine Wort: Vergebung! und ich will still von dannen gehen, und niemals wieder wagen, Dir zu nahen!

Und jetzt hielt es sie nicht länger! Sie breitete ihre Arme aus und schlang sie mit inbrünstiger Zärtlichkeit um seinen Nacken.

Feodor, die Liebe vergibt nicht, nein, sie liebt, rief sie mit einem unaussprechlichen, seligen Ausdruck, und Thränen des Entzückens entstürzten ihren Augen.

Feodor stieß einen Jubelruf aus, und sprang empor, um sie an seine Brust zu ziehen, um Worte des Entzückens, der Zärtlichkeit, der leidenschaftlichen Liebe in ihr lauschendes Ohr zu flüstern!

Oh, sagte er, jetzt ist Alles wieder gut! Jetzt bist Du wieder mein! Diese vier Jahre sind nicht gewesen! Dieß Alles war ein wüster Traum, und wir sind jetzt erwacht! Wir wissen nun, daß wir uns lieben, daß wir uns angehören wollen für ewig! Komm, Elise, es ist dieselbe Stunde, welche uns damals zum Traualtar rief! Komm, der Priester wartet! Ich habe vier Jahre lang an diese Stunde gehofft! Komm, Geliebte!

Und er umschlang sie mit seinen kraftvollen Armen, und hob sie hoch empor an seine Brust, um sie mit sich fortzuziehen.

Aber Elise wehrte ihn sanft zurück, und ihr Blick war traurig und ernst. Aber dieser Widerstand machte ihn nur leidenschaftlicher.

Ich lasse Dich nicht! rief er stürmisch, Du hast Dich mir verlobt auf Leben und Tod! Komm, der Priester wartet, Du wirst heute noch mein Weib! Dießmal tritt keine feindliche Hand zwischen uns, und Lodoiska lebt nicht mehr.

Aber mein Vater lebt! sagte Elise, indem sie sich ernst und stolz aus Feodors Armen los machte. Nicht ohne seine Einwilligung verlasse ich diese Schwelle! Deßhalb war es, daß Gott uns strafte, es fehlte unserer Liebe der Segen meines Vaters, und ich hatte mich schwer an ihm vergangen! Jetzt ist es abgebüßt, das Schicksal ist versöhnt! Laß uns Hand in Hand zu meinem Vater gehen, und ihn um seinen Segen für unsere Liebe bitten, die sich in langen Schmerzensjahren bewährt hat für die Ewigkeit.

Es war etwas so Inniges, Begeistertes in ihrem ganzen Wesen, daß Feodor sich unwillkürlich davon ergriffen und fortgerissen fühlte!

Ich unterwerfe mich Dir! sagte er innig. Ich will in Allem Deinem Willen folgen! Aber wird Dein Vater mich nicht zurückweisen? Ich fühle es, daß er mich hassen muß, um der Thränen willen, die ich Dir erpreßte.

Er wird Dich lieben, wenn er sieht, daß ich durch Dich das Lächeln wieder lernte. Komm zu meinem Vater.

Sie wollte ihn mit sich fortführen, aber seine schuldbewußte Seele hielt ihn zurück. Es fehlte ihm der trotzige Muth, diesem Manne gegenüber zu treten, den zu verderben er gekommen war, und unwillkürlich bebte er zurück vor seinen eigenen Thaten.

Ich wage es nicht, ihm so unvorbereitet gegenüber zu treten! sagte er zögernd.

Digitized by Google

Dann gestatte mir, daß ich ihn auf Dein Hierseyn vorbereite.

Und wenn er seine Einwilligung versagt?

Das wird er nicht!

Er hat geschworen, Dich niemals an einen Russen zu verheirathen!

Oh, das war damals, sagte sie lächelnd, damals als die Russen unsere Feinde waren! Jetzt ist es Friede! Diese blutigen Ströme der Zwietracht sind verrauscht, und ein Friedensengel fliegt durch alle Länder! Auch mein Vater wird seinen Gruß vernehmen, und Friede machen mit Dir und mit mir.

Feodor antwortete ihr nicht sogleich. Er stand gedankenvoll und in sich gekehrt, in seinem Geiste das Nothwendige, und das Unabwendbare nebeneinander abwägend, und überlegend, was zu thun sey.

Eins nur war ihm klar. Weder Elise, noch Gotzkowsky durfte ahnen, mit welcher seltsamen Mission ihn seine Kaiserin hierher gesandt. Erst wenn Elise ihm unauflöslich verbunden, wenn sie unwiederbringlich sein, erst wenn Gotzkowsky seine Einwilligung zu dieser Verbindung gegeben, erst dann durfte er an dieß schwierige Werk gehen, erst dann konnte er es wagen, sich Gotzkowsky zu offenbaren. Und dieß war eine so leichte Sache! Es bedurfte dazu weiter nichts, als die Verhandlungen über die russische Forderung erst einen Tag später anzuknüpfen; er hatte nur nöthig, seinem Geschäftsführer deßhalb die erforderlichen Instruktionen zu geben und ihm für einen weitern Tag noch Schweigen und Unthätigkeit zu gebieten.

Die Hauptsache war also nur, Elise und ihren Vater zu überzeugen, daß eine sofortige Verbindung nothwendig und nur die kürzeste Frist und ein Aufenthalt von wenigen Stunden gestattet sey.

Er legte seinen Arm um Elisens schlanke Gestalt und indem er sie fest an sein Herz drückte, sagte er dringend: nun höre mich Geliebte! Meine Zeit ist mir karg gemessen! Ich bin mit Kurierpferden angekommen, um mir für die Rückreise mit Dir längere Frist zu gönnen. Aber wir müssen noch heute fort, denn noch steht die Armee bewaffnet und kriegsgerüstet an den Gränzen, und nur aus besonderer Gunst hat mir Kaiserin Katharina einen kurzen Urlaub zugesagt, um mir meine Gemahlin zu holen! Sie hat in ihrer Gnade gethan, was sie vermochte, und ich muß jetzt ihrem Befehl einer schleunigen Rückkehr Folge leisten, wenn ich nicht ihren Zorn auf mich laden will! Damit uns nichts hindern und aufhalten kann, habe ich einen Kaplan unserer Kirche mitgebracht, damit er unsere Verbindung segne. Du siehst also, Geliebte, es ist Alles vorbereitet, und es fehlt nur noch der Myrthenkranz in Deinem Haar.

Und der Segen meines Vaters! sagte sie ernst.

Feodor's Stirn verfinsterte sich und ein zornige Ausdruck flog über sein Antlitz. Elise sah es nicht denn sie hatte in süßem Selbstvergessen das Haupt an seine Brust gelehnt, und ihrer großen und vertrauensvollen Liebe war jeder Zweifel und jedes Mißtrauen fremd! Ein Weib, wenn es liebt, ist immer eine Heldin, und in ihrem kühnen, selbstvergessenden Muthe spottet sie der Abgründe, und schwingt sich in lächelnder Lust über Untiefen, in denen sie zerschellen würde, wenn die Kraft ihrer eigenen Begeisterung sie nicht trüge.

Die Liebe eines Weibes ist göttlicher Art, sie verzeihet Alles, sie duldet Alles, sie ist eben so stark im Geben, wie im Vergeben, jedes Weib ist, wenn es liebt, eine begeisterte Dichterin, der göttliche Wahnsinn ist über sie gekommen, und Dithyramben des Entzückens strömen von ihren zitternden Lippen.

Der göttliche Wahnsinn war auch über dieses arme Mädchen gekommen, welches vertrauensvoll und selig an der Brust dieses Mannes lehnte, den sie nie aufgehört hatte zu lieben, den sie selbst mit ihren bittersten Thränen gesegnet, für den sie gebetet hatte, indem sie ihre Hände zu Gott emporrang, und ihn um Erbarmen, um Gnade flehte.

Gehe zu Deinem Vater, sagte er nach einer Pause. Bitte für uns Beide um seine Einwilligung und seinen Segen! Ich breite mich indeß, alles Nöthige vorzubereiten! Sage Deinem Vater, daß mein ganzes Leben aufgehen soll in dem Bestreben, jede dieser Thränen, welche Dein Auge um mich weinte, mit einem Lächeln abzukaufen, sage ihm, daß ich ihn lieben will als ein Sohn, der von ihm seines Lebens schönstes Gut, Dich, Elise, empfangen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Geizhälse.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke rief die Kleine von Neuem noch wehmüthiger: „Mich hungert, Mama! kaufe mir ein Brod.“ Dießmal war das Kind auf dem Boden und lehnte sich an der Mutter Knie; diese beugte sich zu ihrem Töchterchen herab und flüsterte ihr einige Worte in's Ohr. Ihr Kopf zitterte, wie von einer Person, die mit Mühe ihr Weinen erstickt. Wenn Philipp, der der Frau zunächst saß, darauf geachtet hätte, würde er vielleicht gehört haben, wie die Mutter dem armen Kinde in's Ohr flüsterte: „Sey ruhig, liebe Kleine, siehst Du, ich habe keinen Kreuzer mehr, um Dir ein Brödchen zu kaufen!“ — Allein Philipp stöberte eben jetzt in seiner Börse unter den abgegriffenen Kupfermünzen umher und suchte den abgeschliffensten und schmutzigsten Dreier

Digitized by Google

unter mehreren heraus, um ihn dem Schwefelholzhändler zu geben. Dieser entfernte sich mit seiner Bezahlung.

Die Bank und die darauf Sitzenden waren plötzlich grell beleuchtet. Der Lampenwärter hatte die Gasflamme eines nahen Kandelabers angezündet. Das grelle Licht der Gaslampe fiel auf das Geld, welches der Geizhals noch in seiner Hand hielt; das Kind sah die Kupfermünze; es hungerte; die Kupferdreier waren für die Kleine eben so viele Semmeln, und in ihrer Unbefangenheit, in ihrer unschuldigen Unbekanntschaft mit den Gesetzen unserer Gesellschaft, glaubte sie, Diejenigen, welche sich satt essen könnten, müßten natürlicherweise Denjenigen etwas mittheilen, welche hungerten. Darum trat das arme Kind unbefangen auf den Alten zu und sagte mit seiner dünnen, jetzt etwas unsichern Stimme: „Lieber Herr, gib mir einen Dreier zu einer Semmel!“

„Ein Bettelkind?“ fragte Amand und bog sich halb neugierig herüber. „Pfui doch!“

„Welche Schande!“ brummte Philipp, „es gibt Leute, die ihre Kinder nur dazu aufziehen, daß sie Abends betteln. Betteln hat neben dem Stehlen feil. Wer kein Kind ernähren kann, sollte auch nicht heirathen.“

Damit steckte er die Handvoll Kupfermünzen wieder in seine Börse; aber eines der Geldstücke, ein großes französisches Zweisousstück aus der Revolutionszeit, das der Alte — der Himmel weiß, weßhalb — schon seit Jahren in seiner Börse trug, fiel daneben und rollte dem Kinde bis vor die Füße. Das kleine Mädchen hob die Münze auf und glaubte, sie sey ihr geschenkt. Aber Du irrtest, arme Kleine, der alte Philipp schenkt sein Geld nicht so leicht hinweg; er fürchtet, dadurch die Faulheit und den Müssiggang und die anderen Laster allzu sehr zu ermuthigen.

„Heda, kleine Diebin, gib mir mein Geldstück wieder!“ rief er; „sagte ich's nicht eben noch, Betteln habe neben dem Stehlen feil!“

„Man sollte die Mutter und das Kind arretiren lassen!“ sagte Amand.

Die Mutter hatte sich bei diesen Worten rasch aufgerichtet; mit einem einzigen Blicke begriff sie den ganzen Hergang, nahm ohne ein Wort das Geldstück aus der Hand der Kleinen und gab es dem Greise zurück. Dieser hatte die Stirne, es wieder zunehmen, und heftete dabei einen mürrischen Blick auf die arme Frau, auf deren Gesicht gerade der volle Strahl des Gaslichtes fiel. Die Frau war noch jung, kaum drei- bis vierundzwanzig Jahre alt; ihre Züge waren regelmäßig, wenn auch nicht gerade schön; ihr blasses Gesicht bildete ein vollständiges Oval, und war über der Stirne von zwei braunen Haarflechten eingerahmt; die dunklen Augen hatten einen eigenthümlichen Blick, und aus den langen Wimpern blitzten zwei Thränen wie Diamanten. Auf der Oberlippe, hart über dem linken Mundwinkel, sah man einen dunklen Leberfleck in Gestalt einer Linse.

Nur einen kurzen Augenblick schauten Philipp und Amand in dieses kummerblasse, jetzt von einer edlen Entrüstung belebte Gesicht, dann prallten sie fast erschrocken zurück und sahen einander wortlos an, denn ein Schauder rieselte ihnen durch den ganzen Körper, von der Fußspitze bis in die äußersten Spitzen der Haare auf ihrem Scheitel, als ob sie ein Gespenst gesehen. Mittlerweile nahm die junge Frau das Kind auf ihre Arme und entfernte sich rasch, und die beiden Männer blickten ihr mechanisch nach, so lange sie sie noch sehen konnten. Dann folgte eine lange Pause.

„Sonderbar, es wird schon sehr kühl,“ sagte Philipp endlich, und die Zähne klapperten ihm beinahe hörbar, während er das Geldstück von vorhin in seine Tasche schob.

„Ja, sehr kalt,“ versetzte Amand, „das kommt von dem Nebel.“

„Nein, es ist nicht vom Nebel,“ sagte der Andere gedankenvoll.

„Wir haben uns erkältet.“

„Nein, auch nicht erkältet, Amand. Aber komm, laß uns heimgehen,“ sagte Philipp, dem die Knie wankten, als er aufgestanden war. „Führe mich.“

Sie nahmen einander unter den Arm und gingen langsam in die Stadt zurück, auf ihre Stöcke gestützt. Keiner sprach ein Wort; Beide schienen noch langsamer und mühseliger zu gehen.

Vielleicht gereicht es zu besserem Verständniß unserer Geschichte, wenn wir hier einen Rückblick in die Vergangenheit dieser beiden Geizhälse werfen. Philipp war jung aus einem Dorfe in die berühmte Handelsstadt gekommen, worin unsere Geschichte spielt, und hatte in einem Kaufhause eine Lehrstelle gefunden. Nachdem er vielleicht fünfundzwanzig Jahre in diesem Hause gewirkt, heirathete er die Tochter seines Prinzipals und erhielt das Geschäft als Mitgift, weil sein Schwiegervater sich zur Ruhe setzen wollte.

Seine Frau beschenkte ihn im ersten Jahre mit einer Tochter, und die Ehe war eine stille, eintönige, schlichtbürgerliche. Mann und Frau arbeiteten in ihrem Geschäfte, und kannten keinen höheren Lebenszweck, als Den, in diesem Berufe viel Geld zu verdienen und zusammen zu scharren. Die Tochter, Gretchen, war zehn Jahre alt, und der einzige Sprößling dieser Ehe geblieben, als das Glück derselben plötzlich getrübt wurde, indem die Mutter starb. Philipp brachte sein Kind bei fremden Pflegeeltern unter, weil er sich ganz seinem Geschäfte widmen mußte, welches ihn doppelt in Anspruch nahm,

Digitized by Google

seit er der Mithülfe seiner verewigten Frau entbehrte. Um deren Stelle auszufüllen, nahm er nach einigen Jahren Amand, einen entfernten Verwandten, als Theilhaber in sein Geschäft auf, weil ihm die Gleichartigkeit der Ansichten, des Charakters und des Geschmackes eine gewisse Vorliebe für diesen Menschen eingeflößt hatte. Das gemeinschaftliche Interesse verband die beiden Geizhälse noch inniger mit einander.

Als Gretchen vierzehn Jahre alt war, zeigte das Kind schon einen sehr entwickelten Verstand und eine für ein solches Alter seltene Geistesreife. Philipp nahm sie daher von den Pflege-Eltern hinweg in sein eigenes Haus, und es dauerte nicht lange, so war Gretchen schon im Geschäfte zu verwenden, konnte Briefe kopiren und sogar die Bücher führen; noch einige Jahre und Philipp konnte seinen Buchhalter entlassen, weil Gretchen seine Stelle versah. Das war eine Ersparniß von vierhundert Thalern.

(Fortsetzung folgt.)

An unsere zukünftigen Schulschwestern.

Wer irrt in nächt'gem Grauen
So einsam durch das Feld?
Des Sturmes zornig Brausen
Echo't des Waldes Sausen
Von selt'nem Blitz erhellt.

Ein Mägdlein, arm verlassen,
Sucht scheu der Heimath Schutz;
Ach, fern bekanntem Pfade,
Flieht es vergeblich Gnade,
Von des Novembers Trutz.

Doch! war das Blitzesleuchten?
War's trauter Lampe Schein?
Und wieder zuckt es ferne
Gleich gold'nem Hoffnungssterne,
Und läd't zum Kommen ein.

Doch wie so oft im Leben
Ein Schein das Herz belügt:
Er wiegt's in süßes Hoffen,
Fest steht der Himmel offen,
Doch kommt's zur That — er trügt.

So stürzt des Mägdleins Seele
Von ihrer Freude Thron:
Bis in den Sumpf inmitten
Floh stets vor ihren Schritten,
Irrwisch mit Spott und Hohn.

Da weint's in seinem Leiden,
Und sieht um wahres Licht,
Und sieh! Der Wolken Schleier,
Er theilt sich — frei und freier
Zeigt sich ein Strahlenlicht.

Und heiße Thränen fließen
Zum Lob dem gold'nen Strahl:
Den Tugendhort, den treuen,
Konnt' ew'ger Dank wohl freuen
Aus reiner Herzenswahl.

Alzenau im August 1856.

Friedrich Hiller.

Mannigfaltigkeiten.

[Probates Mittel gegen schwazhafte Frauen in alter Zeit.] Bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts war es in der Stadt Mühlhausen im Elsaß Volksgebrauch, diejenigen Weiber und Mädchen, welche sich geflissentlich Klatschereien hatten zu Schulden kommen lassen oder sonst eines bösen Leumunds beschuldigt und überführt wurden, einer eigenthümlichen Strafe zu unterziehen. Ein glatt behauener Stein mit folgender Inschrift:

„Zum Plapperstein bin ich genannt,
Den bösen Mäulern wohl bekannt,
Wer Lust zu Zank und Hader hat,
Der muß mich tragen durch die Stadt,"

wurde ihnen um den Hals gehangen, den sie, unter Hohngelächter der muthwilligen Straßenjugend durch die Hauptstraßen tragen mußten.

Vor Kurzem ist nach einer Mittheilung des „Nord" das Resultat der in Paris vor Notar und Zeugen stattgefundenen Ziehung jener Lotterie, bei welcher die Theilnehmer gegen ein Loos von 1000 Franken die Hoffnung hegen konnten, nicht nur eine Französin, Fräulein Sophie von Behr, sondern mit ihr zugleich die sämmtlichen Einsätze, im Betrage von einer halben Million Franken, zu gewinnen, bekannt geworden. Die Glücks-Numer war 499 und ihr Besitzer ein tunesischer General, der sich beeilte, die ihm durch das Loos zugefallene Geldsumme zu erheben und Fräulein von Behr zu heirathen, welche weder der Turban, noch der Bart, noch die Religion, noch auch das Serail des glücklichen Barbaren davon zurückschreckt, demselben nach Tunis zu folgen.

Vor zwei Monaten legte eine Riesenschlange im zoologischen Garten in Antwerpen dreißig Eier, die sie selbst ausbrütet und von denen am 14. Sept. eines ausfiel. Kaum aus dem Ei gekrochen, bewegte sich die junge Schlange mit der größten Geschwindigkeit. Groß war die Menschenmenge im zoologischen Garten, um dieses Naturschauspiel zu sehen, das in Europa noch nicht da gewesen. Die Brütezeit währte 62 bis 63 Tage.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Liselle Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 226 Samstag, 20. September 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung)

Und indem er so sprach, drückte er einen Kuß auf ihre Stirn und preßte sie fest an sein Herz. Sie bob ihr Antlitz von seiner Brust empor und sah mit einem rührenden, seligen Lächeln zu ihm auf. Aber er legte seine Hand über ihre Augen, er war nicht verhärtet genug, diese unschuldsvollen, zugleich so demüthigen und so zärtlichen Blicke zu ertragen.

Ich muß jetzt fort, sagte er. Aber dieß wird die letzte Trennung seyn, und wenn ich wiederkomme, geschieht es, um Dich an den Altar zu führen. In einer Stunde, Geliebte, mußt Du bereit seyn, dann komme ich, um Dich nach Petersburg zu führen, und der Kaiserin und dem Hofe meine Gemahlin, die Fürstin Stratimojeff vorzustellen.

Und er sah mit einem stolzen, triumphirenden Lächeln zu ihr nieder. Wie wenig verstand er dieses so bescheidene und so stolze, so zärtliche und so starke jungfräuliche Herz! Er hatte erwartet, ihr durch diesen Fürstentitel eine unvermuthete Freude zu bereiten, sie erröthen zu sehen vor stolzer Genugthuung, aber Elise fühlte sich weder erhöht noch geehrt durch diesen stolzen Rang, was kümmerte es sie, ob Feodor ein Fürst war, oder ein armer Offizier, vorausgesetzt, daß er sie liebe, und sie niemals wieder verlassen wolle.

Sie sagte daher nur mit einem leisen Befremden: Die Fürstin Stratimojeff nennst Du mich?

Seit drei Monaten bin ich der Fürst Stratimojeff, antwortete er mit einem stolzen Lächeln. Die Kaiserin Katharina hat mir diesen Titel gegeben. Die Welt nennt mich den Fürsten, aber Du, nicht wahr, Du nennst mich Deinen Feodor?

Oh, sagte sie innig, mein Herz nannte Dich so, selbst als Du mir nicht gehörtest!

Nun denn, schlinge den Myrthenkranz in Dein Haar, und erwarte mich! In einer Stunde bin ich da.

Und er eilte der Thüre zu, um zu gehen. Aber auf der Schwelle wandte er sich noch einmal um, ihr einen Abschiedsgruß zuzunicken. Sie stand noch auf derselben Stelle, auf welcher er sie verlassen, und blickte ihm nach. Ihre Augen begegneten sich und ruhten fest in einander, und plötzlich überkam ihn ein tiefes, unaussprechliches Weh, er hatte ein Gefühl, als wenn er sie niemals wieder sehen sollte, als wenn er, einmal diese Schwelle überschritten, Elise auf ewig verlieren würde.

Er kehrte noch einmal zurück, und schloß sie fest in seine Arme, und ganz überwältigt von den ahnungsvollen und schmerzlichen Gedanken, welche seine Seele bestürmten, lehnte er das Haupt an ihre Schulter und weinte bitterlich. — Der Geist seiner bessern Tage war über ihn gekommen und diesem jungen Mädchen gegenüber, welches ihres eigenen Herzens unschuldsvollen Gedanken nichts ahnte von seinen Verirrungen und seinen Lastern, fühlte er in bitterer Zerknirschung seine eigene Unwürdigkeit und seinen tiefen Fall.

XLVII.

Die Schulden der Dankbarkeit.

Gozkowsky hatte sein stolzes Herz überwunden, er hatte sein Haus verlassen, um hinzugehen zu Denen, welchen er ein Wohlthäter und Retter gewesen in den Tagen der Todesnoth und Bedrängniß, und welche ihm damals eine ewige Dankbarkeit geschworen. Er wollte sie jetzt, obwohl mit widerstrebendem Herzen und tief gebeugt, an diese Tage erinnern, und von ihnen, nicht Gefälligkeiten und Hülfeleistungen, sondern nur die Zahlung ihrer Schulden an ihn fordern.

Er ging zuerst zu dem Oberbürgermeister Präsident Kircheisen, zu diesem Manne, welchen er damals vom Tode durch die Russen errettet, welcher sich damals an sein Herz klammerte und an Gozkowsky's Brust in der tiefen Rührung seiner Seele seine Sprache wiederfindend, ihm unter tausend Thränen gelobte, ihm ewig dankbar zu seyn, und die Stunde zu segnen, in welcher er ihm dieß auch durch die That beweisen könne.

Diese Stunde war jetzt gekommen, aber Herr

Digitized by Google

von Kirchheisen segnete sie nicht mehr, sondern er verwünschte sie! Er stand im Erdgeschosse seines Hauses am Fenster, als Gozkowsky vorüberging. Ihre Blicke begegneten sich, Gozkowsky's Auge war klar und forschend, aber Herr von Kirchheisen senkte das seine, und trat erbleichend vom Fenster zurück. Er hatte nur noch so viel Zeit, dem Bedienten zu sagen, daß er für Niemand, wer es auch sey, zu Hause wäre, da schellte es schön, und Johann Gozkowsky fragte nach Herrn von Kirchheisen.

Nicht zu Hause, mein Herr!

Nicht zu Hause? Aber ich sah ihn eben am Fenster stehen!

Das muß ein Irrthum gewesen seyn, mein Herr! Der Herr Präsident ist auf dem Rathhaus.

Gut, so werde ich auf's Rathhaus gehen! sagte Gozkowsky und verließ das Haus.

Er ging wieder an dem Fenster vorüber und schaute hinein. Aber dießmal stand Herr von Kirchheisen nicht hinter den Scheiben, sondern seitwärts gedrückt, hinter der Gardine verborgen, schaute er ungesehen durch das Fenster auf Gozkowsky hin. Wie er ihn sezt, bleichen Angesichtes, aber ungebeugten Hauptes vorübergehen sah, empfand er wider seinen Willen ein Gefühl von Reue, und sein Gewissen mahnte ihn an seine nicht gelöste Schuld gegen seinen einstigen Erretter. Aber Herr von Kirchheisen wollte diese mahnende Stimme nicht hören, er legte seine Stirn in finstere Falten, und warf das Haupt verächtlich zurück.

Er ist ein Banquerotteur, sagte er, ich habe nichts zu schaffen mit ihm!

So sprechend ging er in sein Arbeitskabinet, und einem natürlichen Instinkt Gehör gebend, öffnete er seine Kasse, und weidete sich an dem Anblick dieser Tausenden, welche er als „Ausspürer und Denunziant“ sich an Gozkowsky verdient hatte.

Jezt machte sein Gewissen ihm keine Vorwürfe mehr, der Anblick des blinkenden Geldes hatte es in glücklichen Schlaf eingelullt.

Gozkowsky indeß ging weiter auf seiner mühevollen und demüthigenden Wanderung! Seine Seele war tief traurig, und ein unendlicher Schmerz erfaßte sein Gemüth! Nicht um seiner eigenen Person, seines eigenen Schicksals willen, sondern dieser Schwerz und dieser Gram galt der Menschheit, dieser entarteten, feigherzigen, erbärmlichen Menschheit, welche immer lügt, immer betrügt, immer sich Wunderdinge von ihrem Edelmuth und ihrer Hochherzigkeit vorheuchelt, und im Grunde ihres Seyns doch nichts als Tücke, und kleinliche Bosheit kennt.

Wie viel jammervolle und entsetzliche Erfahrungen machte er nicht, indem er jezt durch die Straßen ging. Da begegneten ihm Menschen, welche sich sonst demuthsvoll vor ihm bis zur Erde verneigten, — heute grüßten sie ihn kaum! Da waren Andere, welche, indem sie an ihm vorübergingen, mit hämischen Lächeln flüsterten: Banquerotteur! — Als er um die Ecke einer Straße kam, berührte er sich mit dem Redakteur der Vossischen Zeitung, welcher eben von der andern Seite um die Straßenecke biegen wollte. Er war ziemlich unsanft gegen Gozangerannt, aber dennoch hielt Herr Kreischmer es nicht der Mühe werth, sich zu entschuldigen, sondern drückte den Hut tiefer in sein Gesicht, und ging mit finstern, verächtlichen Blicken weiter.

Wie Gozkowsky an den Häusern vorüberging, hörte er hier und da die Fenster klirren, und er wußte, daß das seine guten Freunde von ehemals waren, welche sich vom Fenster zurück gezogen hatten, als sie ihn kommen gesehen, und welche jezt, da er vorüber war, die Fenstern öffneten, um ihm nachzusehen, und hinter ihm her zu lachen und zu spotten.

Es war ein geistiges Spießruthenlaufen, und Gozkowsky's Seele blutete davon und seine Füße waren todesmatt! — Er fühlte, und wußte, daß Niemand ihn bemitleidete, Niemand ihn beklagte.

Und weßhalb nicht? Was hatte er denn gethan, um die Härte, den Hohn der Welt auf sich zu laden?

War er nicht wohlthätig und hülfreich, erbarmend und menschenfreundlich, gefällig und liebreich gegen Jedermann gewesen? Hatte er nicht Allen sich gefällig erzeigt, und niemals Gegengefälligkeiten verlangt und erbeten?

Dieß war seine Schuld und sein Verbrechen: Er war unabhängig gewesen.

Er hatte nie um Menschengunst gebuhlt, und nur sich selbst vertrauend, hatte er stets nur auf seine eigene Kraft gebaut.

(Fortsezung folgt.)

Die beiden Geizhälse.

(Fortsezung.)

Gretchen war mittlerweile zu einer allerliebsten, hübschen Jungfrau herangewachsen. Ihr großes, kluges, dunkles Auge hatte einen ungewöhnlich träumerischen Ausdruck; es war, wenn man hineinblickte, wie Amand sagte, als ob man in einen tiefen, tiefen See schaute; ihr Mund trug immer ein süßes, halb wehmüthiges Lächeln zur Schau, und ein kleines Muttermahl, wie eine Linse anzusehen, über dem linken Mundwinkel, gab diesem Gesichtchen etwas unbeschreiblich Anmuthiges, denn es hob noch die matte Weiße ihres zarten Teints. Aber

Digitized by Google

die leibliche Schönheit und Anmuth war nicht ihr einziger Vorzug. Die Eigenschaften ihres Gemüthes zierten sie noch in weit höherem Maaße. Gretchen war eben so freigebig, uneigennützig, großmüthig und menschenfreundlich, als ihr Vater selbstsüchtig, verschlossen und menschenscheu; sie schien es als ihre Aufgabe gemacht zu haben, in den Augen Gottes das Gleichgewicht herzustellen, zwischen der Summe von Gut und Böse, welche sich im Schooße dieser Familie fand, und das Unrecht wieder gut zu machen, das die Habsucht und Härte ihres Vaters und seines Associés in deren Wirkungskreise anrichteten. Es gelang ihrer unwiderstehlichen Sanftmuth, ein wirkliches Uebergewicht über ihren Vater zu erlangen; er fürchtete den tiefen und doch wieder so liebreichen schmeichelnden Blick Gretchens.

Amand, obschon in Jahren schon ziemlich vorgerückt, konnte doch nicht ungestraft sich in dem Zauberkreise dieses holden Wesens bewegen. Er verliebte sich in Gretchen. Allein die Liebe, wenn sie irgendwo eindringt, will unumschränkt herrschen, und es entspann sich daher in Amand's Gemüthe ein herber Kampf zwischen dem Geiz und jener zärtlichen Regung für das schmucke Gretchen. Philipp bemerkte es. Dieser Stand der Dinge konnte nicht lange dauern, denn er bedrohte die Interessen der geschäftlichen Assoziation; man mußte daher eine rasche Abhülfe treffen, und so kam es, daß Gretchen eines Tages, ohne daß man sie lange über die Gefühle ihres Herzens befragt hätte, mit Amand verlobt werden sollte. Hat er sie erst geheirathet, sagte Philipp, so wird er bald von seiner Tollheit genesen seyn.

Gretchen hatte sich anfangs gegen dieses ihr aufgedrungene Verlöbniß gesträubt, aber Philipp kam zwei-, drei-, zehnmal darauf zurück; der Widerstand seiner Tochter empörte ihn und machte ihn desto hartnäckiger, je weniger er Widerspruch gewohnt war. Er wurde grob und barsch; er gebot entschieden.

Seine Tochter fühlte, daß ein längerer Widerstand die Früchte ihrer vergangenen Bemühungen in Fragen stellen würde, und den Segen, den sie daraus für die Zukunft erwartete.

Endlich, als es sich eines Tages um den Sturz einer rechtschaffenen Kaufmannsfamilie handelte, deren Schicksal in den Händen ihres Vaters und ihres Verlobten lag, und Gretchen sich fürbittend für die Unglücklichen verwendete, erwiderte ihr der Vater: „Heirathe den Amand, und ich will Dir Deinen Willen in diesem Stücke thun; willst Du es aber nicht, so laß' ich dem Rechte seinen Gang."

„Wohlan denn, es sey! unter dieser Bedingung will ich Amand's Frau werden!" rief Gretchen, und sie heirathete Amand.

Armes Wesen! ihre Aufgabe war nun eine doppelte: sie mußte gegen den Egoismus und Eigennutz beider Männer ihr Gegengewicht geltend machen, und dieß war nicht leicht. Aber sie verlor den Muth nicht. Die Firma hieß nun nicht mehr Philipp Zang, sondern Zang und Kneip — eine schöne Gegend! —

Acht Monate nach der Hochzeit war Gretchen Mutter und ihrer Entbindung nicht mehr ferne, als der Geburtstag ihres Gatten, des Herrn Amandus Kneip, herankam. Wir wissen bereits, daß sie ihm zu diesem Anlasse eine Börse gehäkelt hatte, auf deren Vorderseite in Goldperlen das Wort „Freigebigkeit" prangte. Amand steckte die Börse in einen Winkel.

Bald darauf sagte Gretchen eines Abends zu ihm: „Amand, die Zeit meiner Entbindung rückt heran. Ich habe ein banges Vorgefühl von Unglück. Laß uns doch irgend etwas thun, was dem lieben Gott gefallen mag, damit er auch mir in meiner schweren Stunde mit seiner Hülfe beistehe."

„Gerne, liebes Kind, wenn es möglich ist!" erwiderte Amand.

„O, nichts ist leichter!" versetzte Gretchen. „Bring' mir nur die Börse, die ich Dir gefertigt habe, und bitte den Vater, daß er mit Dir heraufkommt. Er wird noch unten im Komptoir seyn."

Eine Weile später kehrte Amand in Begleitung seines Schwiegervaters zurück und Gretchen sagte: „Lieber Vater, es ist Zeit, das Versprechen zu erfüllen, welches Du mir schon mehrfach gegeben hast, Du und Amand."

„Was für ein Versprechen?"

Gretchen zeigte ihnen die Börse und hielt den beiden Geizhälsen das Wort „Freigebigkeit" entgegen. Sie wandten mit langen Gesichtern die Augen ab. „Ihr habt mir versprochen, Du Papa und Du Amand, Ihr wolltet mir einmal diese Börse füllen und es mir überlassen, wie ich deren Inhalt verwenden wolle. Wenn Ihr mich nun liebt, wenn Euch an meinem Leben und meiner Gesundheit etwas gelegen ist, so müßt Ihr mir noch heute Abend diese Bitte erfüllen."

Gretchen brachte die beiden Männer so weit, daß sie ihrer Zusage nachkamen und über von ihnen sein Scherflein beisteuerte. Freilich ging ihnen das Geld von der Seele, aber es lag etwas in Gretchens ganzem Wesen, was ihnen begreiflich machte, daß sie ihr diese Bitte nicht versagen durften.

„Ich danke Euch," rief sie vergnügt, „und ich weiß gewiß, Ihr werdet mir morgen auch danken. Morgen nach Tische wollen wir alle Drei mit einander quegehen, um das Geld nach meinem Gutdünken zu verwenden. Und Ihr versprecht mir, daß Ihr mir jedes Jahr am gleichen Tage wieder die gleiche Summe zu meinen Zwecken überlassen wollt, nicht wahr?" Sie lächelte so freundlich, daß die

Digitized by Google

beiden Männer ihr auch diese Bitte nicht abschlagen konnten.

Gretchen war an diesem Abend seelenvergnügt; ihr Vater mußte da bleiben, und sie braute einen Punsch. Sie war so freundlich und liebreich, so voll Schmeicheleien und Zärtlichkeiten gegen die beiden Männer, wie noch nie zuvor. Dem armen Amand wurde es ganz heiß und eng um das Herz; er hätte ihr in diesem Augenblicke noch einmal fünfzig Gulden aus der Geschäftskasse geschenkt. Er lächelte sogar, — sey es nun in Folge des Punsches, oder ob der Anmuth seiner kleinen Frau. In seinem ganzen Leben war er noch nie so vergnügt gewesen, so selig zu Bette gegangen.

Am andern Tage war Gretchen noch heiterer und aufgeräumter. Als die beiden Männer zum Mittagessen kamen, hatte Gretchen schon ihre beste Toilette gemacht und erwartete sie mit strahlendem Gesicht; ein unbeschreiblich holdes Lächeln auf den Lippen, machte sie die Wirthin bei dem einfachen Mahle, und während die Männer langsam ihr Gläschen Rheinwein tranken, ging sie nebenan in's Besuchszimmer und spielte auf dem Piano ihr Lieblingsstück, eine liebliche, rührend einfache Melodie. Es war ihr Schwanengesang. Als sie es zu Ende gespielt, erschien sie mit Hut und Shawl unter der Thüre, die gefüllte Börse in der Hand, und rief: „Wollen wir nun gehen? Ich bin fertig!"

Philipp und Amand nahmen ihre Hüte und folgten ihr; aber kaum hatte Gretchen den Fuß auf die Straße gesetzt, als sie plötzlich stehen blieb, erblaßte und zitterte. „Mir ist unwohl," sagte sie, „wir müssen umkehren." Sie hatte die ersten Vorboten der nahenden Entbindung gefühlt, und mußte sich die Treppen hinauf führen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Heirath durch eine Visitenkarte.] Die photographischen Visitenkarten, welche neben dem Namen auch das Konterfei des Besitzers präsentiren, finden immer weitere Verbreitung. Auch eine soziale Bedeutung ist ihnen, wie nachfolgende Mittheilung beweist, nicht abzusprechen. Eine junge Dame machte in Hamburg in einem der ersten Häuser einen Besuch und ließ, da die Frau vom Hause nicht anwesend war, ihre Karte zurück, auf der das durch die Sonnenstrahlen festgebannte, wohlgetroffene Portrait der liebenswürdigen Besucherin prangte. Diese Karte fiel einem jungen Mann in die Hände, der, ein Verwandter des Hauses, zufällig von Leipzig, wo er domizilirt ist, in Hamburg zum Besuche anwesend war. Das Neue dieser Art Karten trieb ihn, sie genauer zu betrachten, und das darauf befindliche Portrait machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er Alles aufbot, das Original kennen zu lernen. Es gelang ihm; er fand nicht nur das photographische Abbild weit übertroffen, sondern auch eine mit geistigen Vorzügen begabte Natur, die ihn anzog und fesselte. Das Resultat war, daß er den reizenden Mädchen Herz und Hand anbot. Gestalt und Charakter des Freiers, ein in der kaufmännischen Welt geachteter Name, vermittelten eine freudige Zustimmung von Seiten der Verwandten der jungen Dame. Die feierliche Verlobung fand Ende voriger Woche statt und hatte, da die Veranlassung derselben bekannt geworden war, die Wirkung, daß die Hamburger Photographen zur Anfertigung von nach Umständen mehr oder minder retouchirten Visitenkarten-Portraits gegenwärtig von heirathslustigen Damen außerordentlich in Anspruch genommen sind. —

Ein reicher Engländer ließ in einer böhmischen Kreisdruckerei eine von ihm verfaßte englische Broschüre drucken. Der Setzer, ein Stockböhme, machte eine Anzahl Fehler in den Text, so daß der Engländer beim Lesen der Korrektur ganz aufgebracht, da er nicht wußte, wie „Esel" auf böhmisch heißt, auf den Rand der Korrektur einen Esel hinzeichnete. Der Setzer verstand diese zarte Anspielung nicht, glaubte der Esel gehöre zum Text, ließ einen Esel gießen und nahm ihn in den Satz auf. Zufällig war es ein Kapitel, in welchem der Engländer von seinen Familienverhältnissen spricht. Man kann sich nun die Wuth des Engländers denken. Er klagte sogar den Setzer; dieser aber bewies, daß er nur seine Schuldigkeit that, indem er das „Ausgezeichnete" in den Kontext aufnahm.

[Gutta-Percha als Mittel, zerrissene Kleider zusammen zu fügen.] Man legt an die Stelle des Risses zwischen Unterfutter und Tuch ein Blättchen von Gutta-Percha, bringt die getrennten Theile in unmittelbare Berührung, und stellt nun ein heißes Eisen darauf. Augenblicklich sind die klaffenden Wunden unsichtbar und fest aneinander geklöthet. Das Geheimniß der Reparatur soll einem unbewaffneten Auge gar nicht sichtbar seyn.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Fidelis Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 227 Montag, 22. September 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Jetzt wollten die Menschen es ihn fühlen lassen, daß er sie gekränkt durch seine Selbstständigkeit! Denn kleinliche Naturen verzeihen es niemals, wenn man es wagt, ein freier Mensch zu seyn, und statt den Andern Alles zu verdanken, und sich selbst seine Ehre schöpft.

Das aber hatte Gozkowsky gethan! Was er war, das war er durch sich selbst geworden, nicht durch Protektionen, nicht durch Heucheln und Schmeicheln, durch Kriechen und Wedeln, — nur durch seines Geistes Macht und Kraft hatte er die Erbärmlichkeit der Welt sich untergeordnet und sie beherrscht!

War es nicht natürlich, daß jetzt, wo er ihr dennoch erliegen mußte, die Welt über ihn herfiel, um ihn zu zerfleischen mit ihren Giftzähnen, um dem Geier gleich, dem Prometheus die Leber auszureißen, weil er das himmlische Feuer stahl?

Jetzt stand Gozkowsky vor dem Rathhaus und schritt langsam die Stufen hinauf. Wie oft war er diesen selben Weg gegangen, dem dringenden Hülferuf, den der Magistrat an ihn ergehen lassen, Folge zu leisten, wie oft hatte er da droben in diesem Rathssaale den Herrn vom Rathe Rath ertheilt, und ihnen seinen Verstand und seine Energie, sein Geld und seinen Kredit geliehen.

Heute öffneten sich nicht vor ihm die Thüren, heute verneigte sich der Rathsdiener nicht vor ihm bis zur Erde, sondern schritt ungebeugten Hauptes und trotzig vor ihm her, und hieß ihn im Vorzimmer warten, um ihn dem versammelten Rathskollegium zu melden.

Gozkowsky mußte lange warten, endlich öffnete sich die Thüre und er ward eingelassen!

Da saßen die Herren Senatoren und Stadträthe und der Bürgermeister, wie damals, als sie in ihrer Angst und ihrer Noth Gozkowsky um Rath und Hülfe baten, wie damals, als sie in feierlicher Sitzung berathschlagten, ihm einen silbernen Lorbeerkranz als Ehrengeschenk zu verleihen! Nur Herr von Kircheisen fehlte! Er war ja zu Hause, und weidete sich an dem von Gozkowsky gewonnenen Gelde.

Heute empfingen sie ihn nicht als Rathgeber und Freund, sondern als eine Art Deliquenten, Niemand erhob sich, ihn zu begrüßen, Niemand bot ihm einen Sessel an.

Man wußte ja, daß er kam, um etwas zu bitten! Weßhalb sollte man also höflich seyn! Er war ja nur ein Bittsteller, weiter nichts.

Gozkowsky indeß schien diese Wandlung des edlen Magistrates nicht zu gewahren! Ein Lächeln stand auf seinen edlen Zügen, und mit stolzem Schritt ging er zu einem Sessel hin, und ließ sich in denselben nieder.

Eine Pause trat ein, dann fragte der Bürgermeister mit mürrischem Ton nach Gozkowsky's Begehr.

Er zog eine Menge Papiere aus seinem Busen hervor, und indem er sie auf dem Tische niederlegte, sagte er: Ich bringe hier meine Rechnungen.

Ein panischer Schrecken drückte sich in den Zügen der edlen Herren vom Magistrat aus, und wie versteinert saßen sie in ihren Sesseln.

Gozkowsky bemerkte es und lächelte. Die edlen Herren haben meine Forderungen vergessen! sagte er. Dieß ist natürlich, da vier Jahre vergangen sind, seit ich die Ehre hatte, den Magistrat von Berlin zu meinem Schuldner zu machen, indem ich für ihn drei Mal diese gefahrvollen Reisen, nach Königsberg und Warschau unternahm, um im Namen von Berlin über die Kriegskontribution zu unterhandeln! Auch mußte ich damals, und Alles nur im Auftrag des Magistrats, werthvolle Geschenke und Pretiosen mitnehmen! Ich nenne darunter nur diese mit Brillanten besetzte Bequille, welche ich dem General von Fermor, und diese mit Brillanten und dem Porträt der Kaiserin geschmückte Dose, welche ich dem Generalfeldmarschall Grafen Butterlin im Namen des Magistrats und der Stadt Berlin überreichen mußte. Ueber dieses Alles, meine wohlweisen Herren, habe ich diese Rechnungen niedergelegt.

Digitized by Google

Die Herren vom Magistrat antworteten ihm nicht. Sie griffen mit hastigen Händen nach den Papieren, und wühlten sich hinein mit ihren Blicken, ihren Gedanken, ihrer ganzen Seele.

Eine Pause trat ein. Man hörte nichts als das Rascheln der Papiere, und dann und wann das leise Murmeln irgend eines der Herren Senatoren, welcher Zahlen überrechnete, und zusammenzog.

Gozkowsky stand auf und trat an's Fenster, und wie er seinen Blick jetzt zum Himmel empor wandte, sprach aus demselben die ganze Qual und Bitterkeit, welcher seine Seele in diesem Augenblick fast erlag! Ach, er hätte diesem elenden, rechnenden und markenden Magistrat diese Papiere zerreißen und mit seinem ganzen Stolz und seiner Verachtung sie ihm in's Antlitz schleudern mögen! Aber er dachte an seine Tochter, und an die Ehre seines Namens! — Er mußte ausharren, und sein Haupt beugen in Demuth.

Jetzt legte der Bürgermeister die Papiere bei Seite, und sein strenger und finsterer Blick wandte sich auf Gozkowsky hin.

Dieser trat lächelnd wieder an den Tisch, indem er sich innerlich das Gelübde ablegte, gelassen und duldsam zu seyn.

Habt Ihr gelesen, meine edlen Herren? fragte er.

Wir haben gelesen! erwiderte der Bürgermeister mit hartem Ton. Aber dennoch kann der Magistrat nicht zugestehen, daß er Euch etwas schuldig ist.

Nicht? rief Gozkowsky, und indem er sich übermannen ließ von seinen bittern Gefühlen, fügte er hinzu: Ich glaube es wohl! Der Magistrat scheint selten zu wissen, was er schuldet, sondern nur, was man ihm schuldig ist.

Oh doch! sagte der erste Stadtrath mit feierlicher Würde. Wir wissen sehr wohl, daß wir Euch Dank schuldig sind für die großen Dienste, welche Ihr der Stadt geleistet.

Gozkowsky übertäubte die Schwerzen seiner Seele, indem er in ein lautes spöttisches Gelächter ausbrach. Wißt Ihr das? Es freut mich, daß Ihr das nicht vergessen habt.

Der Stadtrath fuhr fort: Es ist wahr, Ihr habt auf die Bitte des Magistrats der Angelegenheiten der Stadt Euch angenommen; auch seyd Ihr für uns zur Kaiserin nach Petersburg, zwei Mal nach Warschau zum General Fermore und zwei Mal nach Sachsen zu unserem Könige gereist! — Ihr seht, der Magistrat weiß wohl, was er Euch schuldet.

Und wir sind gern bereit, Euch dankbar zu seyn, unterbrach ihn der Bürgermeister, und Euch zu dienen, wo und wie wir es vermögen, nur diese Rechnungen sind wir außer Stande anzuerkennen.

Gozkowsky sah ihn mit tiefem Erschrecken an, und eine dunkle Gluth bedeckte plötzlich seine Wangen. Ihr verweigert mir die Zahlung? fragte er matt.

Es schmerzt uns tief, daß wir sie nicht gewähren können.

Ihr müßt etwas nachlassen von Eurer Rechnung, wenn wir sie bezahlen sollen! sagte der Bürgermeister mit grämlichem Ton.

Allmacht des Himmels! Das wagt man mir zu bieten! rief Gozkowsky mit flammenden Augen, glühend vor Zorn und Scham. So beschimpft Ihr den Mann, dem Ihr vor vier Jahren hier auf derselben Stelle ewige Dankbarkeit zugeschworen habt? In jenen Tagen gab ich für Euch meine Ruhe, den Schlaf meiner Nächte hin, denn als diese Stadt von Gefahr und Schrecken bedroht ward, da gab es keinen Magistrat, und keine Obrigkeit mehr, da wart Ihr feige Memmen, und bettelet um meine Gunst! Da flehtet Ihr mit Thränen, daß ich Euch erretten möchte! Und ich verließ mein Haus, meine Familie, meine Fabriken, um Euch zu dienen! Mit Gefahr meines Lebens, in strenger Winterkälte unternahm ich diese Reise! Ihr dachtet nicht daran, daß russische Bajonetten mich bedrohten, daß ich meine Gesundheit und mein Leben in die Schanze schlug! Ihr dachtet nur an Euch! Ich habe Euch die durchwachten Nächte, die Mühe und Sorgen, die Entbehrungen und Strapatzen, und die Lebensgefahr, die ich erduldet, nicht in Rechnung gebracht; ich verlange nicht Belohnung oder Geld für meine Dienste! Ich fordere nur Das, was ich baar ausgegeben, von Euch zurück! Und Ihr habt den Muth, es mir zu verweigern!

Das thun wir nicht, sagte der Bürgermeister, ganz ungerührt von Gozkowsky's edler Erregung. Wir verweigern Euch nicht die Zahlung, wir bitten Euch nur um eine Ermäßigung dieser Summe.

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Geizhälse.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen starb Gretchen, nachdem sie ihren Gatten mit einem Töchterchen beschenkt hatte. Im Sterben hielt sie noch die Hände ihres Gatten und ihres Vaters fest, welche ihr hatten geloben müssen, ihre Versprechungen wegen des Kindes und seiner Zukunft und wegen einer freigebigen und humanern Handlungsweise gegen ihre Nebenmenschen gewissenhaft zu erfüllen.

Amand that anfangs ganz zum Verzweifeln; er hatte Gretchen verloren, da er sie erst recht und am

Digitized by Google

meisten lieben gelernt. Seine Tochter machte ihm keine Freude, denn er sah in dem unschuldigen Kinde nur die Ursache des Todes seiner Gattin. Er wollte daher die Kleine gar nicht ansehen, sondern ließ sie sogleich zu einer Wartefrau auf das Land bringen. Wie er später seinen Vaterpflichten gegen sie nachkam, wissen wir bereits. Mit Gretchens Tode schwand auch der versöhnende milde Eindruck, den sie auf die beiden Männer ausgeübt hatte, von Tag zu Tag mehr. Der böse Geist nahm wieder Besitz von dem Hause; es wurde öde, stille, düster. Der Staub nistete sich ein und bedeckte mit seiner grauen Schichte sortan das nun verstummte Piano und das kleine Nähtischchen Gretchens, und ihre Stelle am Hauptbuche nahm wieder ein Miethling ein. Sogar ihr Andenken verbleichte immer mehr in den Herzen der beiden Männer, welche sortan nur der Geizteufel beherrschte und die Habsucht erfüllte.

So ging es jahrelang fort, bis die beiden Associés alt und stumpf, und allzu launisch und wunderlich wurden, als daß die Kunden noch mit ihnen verkehren mochten, und das Geschäft immer mehr herunterkam, bis sie es endlich verkauften und sich nur noch auf einige wenige Artikel en gros beschränkten. Freudenlos, eintönig schleppten sie ihr Leben hin, bis zu jenem Oktoberabende, wo unsere Geschichte anhebt. Beide waren nun reich, sehr reich; aber sie wurden ihres Gutes nicht froh, sie wagten kaum sich satt zu essen.

Begreifst Du nun, holde Leserin, warum die beiden Greise so gebebt, einen solchen Schauder gefühlt hatten beim Anblick jener armen Frau? Es war ihnen, als hätten sie Gretchen gesehen, Gretchens Geist, Gretchen als Gespenst. Die arme Frau, die am anderen Ende der Bank gesessen war, hatte Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Gretchen. Sie war Gretchen selbst, wie sie leibte und lebte, nur bleich, verkümmert.

Zang und Kneip hatten nicht daran zweifeln können, nachdem sie diese regelmäßigen Züge, diese dunklen tiefen Augen, dieses kleine Muttermahl über dem Mundwinkel gesehen hatten. Sie konnten diesen Eindruck nicht los werden, der sie mit eisiger Furcht erfüllte.

Stumm und langsam kehrten sie durch die engen krummen Straßen der Stadt nach der Gasse zurück, wo sie wohnten. Die Finsterniß des schmalen Durchgangs, welcher zu ihrer Behausung in einem Hofe führte, flößte ihnen heute Abend Grauen ein. Sie beeilten sich denselben zurück zu legen, vom Schall ihrer eigenen Schritte erschreckt, und schlossen eilfertig das Thor hinter sich, als fürchteten sie, es folge ihnen Jemand auf der Ferse. Sie betraten einen langen Flur, der längs dem früheren Magazine von Zang und Kneip hinlief. Dieses Magazin stand nun leer und war zu vermiethen. Die tiefste Finsterniß herrschte auf dem Flur; der Nebel welcher sich über die Stadt herabsenkte, hatte darin einen eigenthümlich dumpfigen Geruch von Moder und Fäulniß erzeugt. Philipp zündete ein Wachslerzchen an, und während sie den Flur entlang gingen, zitterten im flackernden Lichte der Kerze ihre Schatten riesengroß an den Mauern hin. Dieser Flur mündete auf einen zweiten kleineren Hof, in dessen Hintergrund erst im Schatten hoher Mauern und Häuser das kleine Gebäude stand, worin die beiden Greishälse wohnten. Dieser Hof hatte zu Gretchens Lebzeiten ein Gärtchen gebildet, mit einem Rasenplatz in der Mitte, einer kleinen Fliederlaube in der einen und mit etlichen Rosengebüschen in den drei anderen Ecken. Seither aber waren Fliederbaum und Rosenbüsche abgestorben und der Rasen tief in den Boden getreten. Es war nichts mehr übrig geblieben, als der Epheu, welchen Gretchen einst an der einen Mauer gepflanzt und der sich seither in die Höhe und Breite ausgedehnt und erweitert, und die ganze Mauerwand überkleidet hatte. Dieser Epheu bildete einen dunklen Hintergrund, von welchem sich jeder minder dunkle Gegenstand deutlich erhob.

Als daher die beiden Alten über den Hof schritten, in welchen aus der Höhe der Nachbarhäuser einige Lichtstrahlen von erleuchteten Fenstern herabfielen, bemerkten sie eine große Gestalt, die unbeweglich an der Mauer lehnte und sich von dem dunklen Epheu abzeichnete. Philipp brachte die linke Hand wie einen Lichtschirm zwischen das Auge und die Kerze, und sah — und Amand sah es ebenfalls — sah Gretchens Geist ganz so an der Wand lehnen, wie er ihnen auf der Bank vor dem Thore erschienen war. Im selben Augenblicke löschte zugleich ein Luftzug das Kerzchen aus.

Von einem eisigen Schreck durchschauert, stiegen die beiden Alten die drei Stufen der Außentreppe hinan. Auffallender und ungewohnter Weise fanden sie die Hausthüre nur angelehnt; sie traten rasch ein und in der Eile stieß sich Philipp mit dem Kopf an das Treppengeländer.

„Jakob! Dummkopf, Simpel, verdammtes Vieh!“ rief er in aufwallendem Zorne, und suchte sich durch seine Heftigkeit das Ansehen von Muth zu geben.

Jakob kam mit einer Leuchte in der Hand aus einer der Stuben im Erdgeschosse herbeigeeilt. Amand nahm ihm das Licht aus der Hand und schritt seinem Schwiegervater voran in das obere Stockwerk hinauf.

Jakob war ein Bursche von 24 — 25 Jahren, aber klein, hager und so schwächlich, daß man ihn kaum für fünfzehnjährig gehalten hätte. Er war der Milchbruder von Herrn Amand Kneip's Tochter. Weil er wegen seiner schwächlichen Konstitution zur Feldarbeit untauglich war, hatten seine Eltern sich glücklich geschätzt, ihn in der Stadt bei den Herren

Digitized by Google

Zang und Kneip unterzubringen, wo er die Stelle eines Laufburschen versah, aber keinen Gehalt, sondern nur Kost und Wohnung erhielt. Aber was für eine Kost? Was für eine Wohnung? In den sieben oder acht Jahren, seit er in diesem Hause war, hatte er noch kein gutes Wort, keinen freundlichen Blick erhalten; er lebte in einer steten Todesangst, an Leib und Seele leidend, bei jeder Gelegenheit mißhandelt und mit Schimpfworten überhäuft, wobei noch obendrein Zang und Kneip sich täglich und stündlich nicht genug verwundern konnten über den Mangel an Verstand und über die Zaghaftigkeit dieses hirnarmen Burschen. „Tölpel! Simpel! Vieh!“ Das waren die Lieblingsausdrücke, deren sie sich gegen den armen Burschen bedienten.

Als Zang und Kneip in ihre Wohnstube traten, warfen sie sich in ihre Lehnstühle, — solide alte Großvaterstühle mit ledernen Ueberzügen und messingenen Beschlagnägeln. Dieselben Gefühle erfüllten beide, allein keiner wagte dem andern seine Gedanken mitzutheilen.

Philipp dachte bei sich selber: ich habe mich erkältet; der Nebel hat sich mir auf die Lungen gesetzt und mir Fieber verursacht, denn mein Puls geht sehr rasch. Das Fieber aber greift stets mehr oder weniger das Gehirn an, wie es männiglich bekannt ist, und in diesem Zustande bildet man sich alle möglichen thörichten Dinge ein. — Ich wette, Amand hat nichts gesehen. —

Amand war aufgestanden und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder; endlich blieb er vor Philipp Zang stehen und fragte: „Sagt 'mal, Vater, glaubt Ihr an Gespenster?“

Dem Alten erstarb die Antwort auf den Lippen und all seine Zuversicht wich mit Einem Schlage. Er begriff, daß Amand ebenfalls etwas gesehen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus Callnberg bei Lichtenstein wird berichtet: „Bei hiesiger Gemeinde kommt jetzt immer mehr der Gebrauch in Aufnahme, „die Todten ohne Sarg zu begraben.“ Diese werden in einem Sarge mit beweglichem Boden bis an das Grab gebracht, in daselbe eingesenkt und bleiben dort, nach Eröffnung des Sargbodens mittelst am Kopf- und Fußende angebrachter Schlösser und daran befestigter Leisten unter Emporziehen des Sarges, mit Laubwerk, Blumen, Reisigzweigen oder auch einem Tuch, womit sie vorher beim Einbetten in den Sarg bedeckt worden, liegen, bis die Erde hierauf sie vollends umschließt. Diese Begräbnißweise verletzt einerseits den Anstand und die Pietät gegen die Todten in keiner Art und hindert am sichersten das Schrecklichste, was dem Menschen begegnen kann, die Möglichkeit des Wiedererwachens. Nachdem bereits mehrere Begräbnisse (einige auf ausdrückliches Verlangen der Verstorbenen) in solcher Weise hier stattgefunden haben, will die Gemeinde auch durch die von ihr beschlossene Einführung eines in der oben bemerkten Art konstruirten Gemeinde-Sarges vorgehen.“

Herr James von Rothschild, welcher kein Geld scheut, um seine Domaine in Boulogne zu arrondiren, hat neben seinem Gute einen Garten, der nebst dem Hause Eigenthum einer alten Dame ist, welche daselbe um keinen Preis abtreten will. Das Ganze ist keine 50,000 Franken werth. Herr von Rothschild hat zuerst 100,000, dann 300,000, dann 500,000, dann 800,000 und endlich eine Million Franken geboten; die alte Dame gibt nicht nach. Noch mehr, die alte Dame hat einen Prozeß wegen eines Weges, den die Gemeinde dem Börsenkönige verkauft hat, angefangen. Die alte Dame will, daß dieser Weg, welcher den Park des Barons durchschneidet, erhalten bleibe.

Ludwig August Frankl hat der israelitischen Kultusgemeinde in Wien einen interessanten Gegenstand aus Jerusalem als Geschenk mitgebracht: den Grundstein zu dem neuen, im Baue begriffenen Tempel. Derselbe ist vom Berge Zion genommen und kunstreich gemeißelt. Den Deckel ziert erhaben in Gold das Wappen (?) Davids und die Längenseiten die Psalmenverse: „Von Zion aus — die Schönheit Jubegriff — strahlt Gott einher!“ und „Deine Knechte lieben jeden Stein davon, und jede Erdenstäubchen von Zion finden sie anmuthig.“

Charade.

Das Erste grünt im Lenz so schön,
Und wenn die beiden Andern
Als Eigenthum zu Dienste steh'n,
Brauchst nicht zu Fuß zu wandern.
Im Ersten aber lauscht ein Mann
Als Ganzes, der nichts Gut's im Sinne haben kann.

Auflösung der Charade in Nro. 223:

Brautstand.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ellsette Wanlandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 228 Dienstag, 23. September 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Ihr wollt mit mir feilschen und dingen? rief Gozkowsky mit einem rauhen Lachen. Ihr haltet mich für einen Kaufmann, der Euch sein Leben und seine Dienste nach der Elle zumißt, und nach der Elle wollt Ihr mich bezahlen?

Der Bürgermeister erhob sich drohend und stolz in seinem Sessel. Ihr wagt es, den Magistrat zu beleidigen?

Nein! Der Magistrat von Berlin beleidigt sich selbst durch seine eigene Thaten. Er wagt es mit mir zu handeln.

Und er hat ein Recht dazu! schrie der Bürgermeister, außer sich vor Zorn. Wer hieß Euch, in unserm Namen den großen Herrn zu spielen, und königliche Geschenke auszutheilen? Brillanten und goldene Dosen! Ihr hättet das weit wohlfeiler haben können, der Russe ist nicht so theuer! Aber es gefiel Euch, auf unsere Kosten großmüthig zu seyn, und wie der römische Gott, als goldener Regen nieder zu träufeln.

Still! rief Gozkowsky mit so gebietendem Ton, daß der Herr Bürgermeister erschrocken verstummte, und in seinen Sessel zurücksank.

Gozkowsky sagte keine Wort mehr. Er nahm die Rechnungen vom Tische, und indem er diese wohlweisen Herren mit zornigen und verächtlichen Blicken anfah, zerriß er die Papiere, und warf die Fetzen zu ihren Füßen hin.

Ich bin bezahlt! sagte er, indem er sich stolz umwandte, und den Saal durchschritt.

Einer der Stadträthe eilte ihm nach und hielt ihn zurück. Ihr übereilt Euch! Wir werden uns ja einigen.

Nein! Die Sonne ist untergegangen, der Abend naht! Es wird nicht mehr gehandelt, und das Geschäft ist aus! sagte Gozkowsky, indem er sich loszumachen suchte.

Der Andere hielt ihn fest. Aber der Magistrat ist ja nicht abgeneigt zu zahlen, wenn Ihr —

Ich aber, unterbrach ihn Gozkowsky, ich bin abgeneigt, mit Euch zu feilschen! Wir sind zu Ende!

Ihr werdet es bereuen, daß Ihr den Magistrat so von Euch stoßt! rief der Bürgermeister drohend.

Gozkowsky wandte sich mit stolzer Verachtung nach ihm um. Ich bereue es niemals, wenn ich meiner Ehre genug gethan.

Und ohne die edlen und wohlweisen Herrn noch eines Blickes zu würdigen, verließ er den Saal und ging hinaus auf die Straße.

XLVIII.

Die Schulden der Dankbarkeit.

Herr Itzig hatte so eben sein Morgengebet vollendet. Er saß, wie gesagt, in seinem Zimmer und betete, und so ganz war er in seine Andacht versenkt, daß er das wiederholte Klopfen an seiner Thür gar nicht vernahm. Aber jetzt sagte hinter ihm eine sanfte und leise Stimme: Guten Morgen, Herr Itzig!

Herr Itzig murmelte erst noch den Schluß seines Gebetes, er würde um Alles in der Welt nicht vor dessen Beendigung sich unterbrochen haben.

Jetzt schlug er sein Andachtsbuch zu, und wandte sich langsam um.

Dieser bleiche, gebeugte Mann, der mit einem kummervollen Lächeln ihn begrüßte, war er es wirklich? War es wirklich Johann Gozkowsky, der berühmte Banquier, der gefeierte, glänzende Heros der Börse? Der Geldfürst, vor dem ganz Europa sich neigte?

Ueber Itzig's Antlitz flog ein Ausdruck hämischer Schadenfreude, er unterdrückte ihn aber schnell, denn die letzten Worte seines Gebetes schwebten noch auf seinen Lippen und heiligten sie noch ein wenig.

Ach, sagte er freundlich, indem er auf Gozkowsky zuschritt, und ihm beide Hände darreichte, der große und mächtige Herr Johann Gozkowsky, erzeigt mir die Ehre, mich zu besuchen? Welch eine Freude für mein demüthiges Haus!

Gozkowsky ließ sich nicht beirren von seiner freundlichen Höflichkeit. Er beobachtete ihn mit

Digitized by Google

scharfen und prüfenden Blicken, dann sagte er hochathmend: Hört Itzig! Laßt uns einmal offen seyn! Ihr kennt die Gerüchte, welche in der Stadt und an der Börse über mich umlaufen?

Ich kenne sie, aber ich glaube sie nicht! rief Itzig, mit schnell verändertem, tief ernstem Gesicht. Ja, ich kenne diese Gerüchte, aber ich weiß auch, was sie werth sind! Es ist eine Spekulation von Ephraim, damit Eure Wechsel fallen, und er wohlfeil kaufen kann! Weiter nichts! Gozkowsky ist ein reicher Mann, und ein reicher Mann hat Verstand, und wer Verstand hat, ist vorsichtig und wagt nicht viel, und sagt nicht gut für andere Leute.

Und wenn ich es nun doch gethan?

So werdet ihr zu bezahlen wissen! sagte Itzig mit einem erzwungenen Lachen.

Wie aber, wenn ich nicht bezahlen könnte? fragte Gozkowsky schwermuthsvoll.

Itzig trat entsetzt einen Schritt zurück und starrte ihn an.

Wenn ich nun nicht bezahlen könnte, fuhr Gozkowsky mit eindringlichem Tone fort. Wenn ich außer Stande wäre, eine halbe Million für Leipzig und eine andere halbe Million für die russischen Lieferungen zu bezahlen, nachdem ich gestern durch das Münzgesetz fast eine gleiche Summe verloren habe? Was würdet Ihr alsdann sagen, Itzig?

Itzig hatte ihm mit wachsendem Schrecken zugehört, und allmählig hatten seine Züge den Ausdruck des Hasses und der wilden Wuth angenommen. Als Gozkowsky geendet, hob er die gefalteten Hände zum Himmel empor, als wolle er den Zorn Gottes hernieder beschwören auf des Verbrechers Haupt.

Herr mein Gott, Ihr werdet also fallieren? fragte er.

Gozkowsky faßte seine Hand und sah ihm mit einem Ausdruck unendlicher Angst in das zuckende Angesicht.

Hört mich, Itzig, noch ist Rettung möglich! Alles kommt darauf an, daß ich Aufschub gewinne, daß mein Kredit unerschüttert bleibt. Ihr seyd reich —

Nein, arm bin ich! unterbrach ihn Itzig heftig. Ganz arm bin ich! Habe nichts, als was ich mir verdiene!

Aber Ihr verdient sehr viel! sagte Gozkowsky mit einem schwachen Lächeln. Laßt mich bei Euch eine Anleihe machen! Nehmt mein Manneswort zum Pfande.

Itzig stieß heftig seine Hand zurück, und schrie: Ich kann nichts leihen!

Aber Gozkowsky ließ sich nicht zurück schrecken. Es war ihm, als ob seine Zukunft, sein Leben, seine Ehre an diesem Moment zaste. Gleich einem Spieler fühlte er sich, welcher seine letzte Hoffnung auf einen letzten Wurf setzt! Mißlingt dieser, so gibt es für ihn keine Hoffnung mehr, keine Zukunft, kein Leben, sondern nur noch ein Grab.

Gozkowsky faßte daher mit einer stürmischen Heftigkeit die Hand des reichen Banquiers. Oh, sagte er, denkt an die Stunde, wo Ihr mir ewige Dankbarkeit schwurt!

Ich hätte es nicht gethan, unterbrach ihn Itzig finster, nein, beim ewigen Gott, ich hätte es nicht gethan, wenn ich geglaubt hätte, daß Ihr meine Dankbarkeit jemals würdet gebrauchen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Geizhälse.

(Fortsetzung.)

Amand ging noch einmal durch das Zimmer, blieb dann wieder vor dem Alten stehen und sagte: „Es thut mir leid, daß Ihr dem Kinde den Kupferkreuzer nicht gegeben habt.“

„Ich ärgere mich auch darüber,“ versetzte der alte Zang.

„Wir wären alsdann vielleicht in diesem Augenblicke nicht so aufgeregt!“ fuhr Amand fort und setzte seine Wanderung durch das Zimmer fort.

„Dieser alte Sou drückt mir in der Tasche wie ein Bleiklotz, fuhr Philipp fort und legte das Kupfergeldstück auf den Tisch; „hätte ich ihn doch lieber dem Bettelkinde gegeben. Sieh nur, Amand, das ist doch seltsam, der Sou leuchtet wie Feuer!“

Bah, geht doch, versetzte Amand und wagte nicht hinzublicken; „diese Geldstücke aus der Revolutionszeit haben alle einen so besonderen Glanz, weil sie aus dem Metall von Kirchenglocken geprägt worden sind.“

Du hast Recht,“ sagte der Alte gedankenvoll; „ja, ja, man hat damals die Glocken von den Kirchentürmen herabgenommen und Geld daraus gemacht, und dieser Sou da ist auch einer von denselben. Ja, ja, er ist von Glockenmetall. . . .“ Aber diese Bemerkung Amands versetzte den Alten nur in einen neuen Ideengang. Während er so auf das Zweisousstück hinstierte, ward ihm plötzlich, als ob dasselbe sich langsam auf dem Tische hin- und herbewege, wie es sich früher unter einer andern Gestalt auf irgend einem hohen Glockenthurme geschaukelt. Es war ihm, als höre er ein anfangs kaum vernehmbares, dann aber immer lauter tönendes und höher anschwellendes Glockengeläute, und als singe eine Stimme dazu: Ich war ein Glöcklein, schwang mich hoch in Lüften, ich rief die Gläubigen zum Gebet; zum Gebet für die Lebenden

Digitized by Google

und die Todten, denn sterben müßt ihr Menschen Alle, arm und reich! Jetzt bin ich ein Geldstück und laufe durch die Welt, kurzere unter Reichen und Armen! Ich bin die Münze des Armen; mit mir bezahlt er sein Brod. Wenn ich ihm fehle, hungert er. Der Reiche verachtet mich und doch sperrt er mich ein; aber auch wer mich am längsten behält, darf mich nicht ewig behalten. Ich überlebe ihn und komme an lachende Erben. Darum laß mich fort, hinaus in die Welt, hier ist meines Bleibens nicht."

Das Geläute ward immer stärker; am Ende summte es ganz betäubend in Philipp's Ohren, der sich beide Hände vor die Stirne drückte. — „Amand," rief er, „hörst Du es nicht, das Geläute? der Sou ist lebendig geworden, er gellt mir in die Ohren. Er spricht vom Beten und von armen Leuten, und vom Sterben. Er klingt mir in die Ohren wie eine große Glocke, dieser verwünschte Sou von Glockenmetall! Nimm ihn weg, wirf ihn zum Fenster hinaus, ich bitte Dich."

Amand öffnete rasch das Fenster, das auf ein kleines Gäßchen mündete, und nahm das Zweisousstück vom Tische. Aber es war als ob es ihm zwischen den Fingern brenne, so eilig that er und schleuderte es mitten im Zimmer stehend von sich. Allein die Kupfermünze traf auf eine Eisenstange des Gitters, womit das Fenster geschützt war, es prallte mit lautem Klang wieder zurück und fiel in die Stube herein, lief auf der Kante in Spiralen auf dem Fußboden herum, bis ihm Amand, welcher ihm nachgelaufen war, einen Tritt mit dem Fuße gab und ihn in einer klaffenden Spalte des Fußbodens vergrub, wo er noch mit seiner Kante zwischen Brettern hervorglänzte. Der Fußboden war ein alter eichener Parketboden, aber ganz aus den Fugen gegangen und verbogen, wie das ganze schlecht unterhaltene Haus, und als Amand das Geldstück mit dem Absatze seines Stiefels herauszwängen wollte, trat er es nur um so fester in die Spalte hinein. Er ward ganz purpurroth vor Unmuth; Philipp aber war todesblaß. Er nahm die Lampe und bückte sich auf den Boden herab; aber er vermochte ihn nicht mit den Nägeln zu erfassen. Da zog der Alte denn sein Federmesser aus der Tasche und suchte den Sou damit heraus zu heben; aber beim ersten Versuche sprang die dünne Klinge des Messers entzwei. Nun versuchte Amand seinerseits sein Heil mit einem Tischmesser, benahm sich aber dabei ungeschickt, und stieß sich die Spitze des Messers tief in die Hand. „Verdammt," rief er, schleuderte das Messer von sich und stand vom Boden auf. Das Blut rann ihm an der Schnittwunde herunter.

Jakob trat in diesem Augenblicke in das Zimmer, um den Tisch zu decken. Philipp hieß ihn das Fenster schließen, und Amand eine Schüssel Wasser bringen, um darin seine Hand einzutauchen.

„Philipp," hub dieser nach einer Weile an, „ich glaube, wir sind Beide Narren. Wir betragen uns wie Kinder; denn wenn man über die Sache nachdenkt, so läßt sich Alles leicht erklären. — Wir haben heute Nachmittag von Gretchen gesprochen, und da sind uns manche Erinnerungen an die Verstorbene plötzlich wieder aufgetaucht. Rechnet man dazu noch eine zufällige Aehnlichkeit, das Spiel der Einbildungskraft, den Einfluß der Witterung, und vielleicht ein. . . ."

„Ja, ja, Du hast Recht, Amand! ich habe in der That ein Fieber!" murmelte Philipp.

„Wohlan denn! seht Ihr, was bedarf es denn mehr, um Einem den Kopf zu verwirren und Ohrensausen zu verursachen!" fuhr Amand fort. „Wenn dieses Stück Kupfergeld beim Hinauswerfen an den Gitterstäben angeprallt und wieder in das Zimmer hereingesprungen, wenn es denn in jene Spalte des Fußbodens gefallen ist, und wenn Ihr dabei Euer Federmesser abgebrochen und ich mich in die Hand geschnitten habe — was ist denn daran Unnatürliches?!"

„Gar nichts," versetzte der Alte: „das Alles läßt sich ganz gut und auf natürliche Weise erklären! Du glaubst also wirklich? . . ."

„Ich glaube nur Eines, — daß wir uns allzuviel mit den Erinnerungen an Gretchen abgeben!" fiel ihm Amand in das Wort. „Ob das nun recht ist oder nicht, eine Thatsache ist es jedenfalls und die brauchen wir gar nicht hinweg zu disputiren!"

„Hm, ja! es ist doch eine armselige Maschine um das menschliche Hirn!" murmelte der alte Jang.

„Ihr seyd alt, Philipp, und Euer Kopf wird schwach, fuhr Amand fort; „wenn Einem der Kopf angegriffen ist, so muß man ihn auch als krank behandeln. Wo sitzt aber unser Leiden? Wir sind Beide unruhig, weil wir nicht, wie Gretchen es haben wollte, alle Jahre ein paar Gulden an die Armen verschenkt haben. Das ist allerdings eine Schwäche, eine große Schwäche; aber dagegen gibt es ja noch ein Mittel! Wir brauchen da gar nichts zu thun, als von Zeit zu Zeit irgend einem armen Teufel oder einem Krüppel ein paar Groschen zu reichen, und wir werden dann bald unsern Seelenfrieden und unsere Gemüthsruhe wieder erlangt haben!"

„Ich glaube, Du hast Recht Amand!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mariabuchen bei Lohr.

Fränkische Sage. *)

Siehst Du das Muttergotteskirchlein steh'n,
Wo viele Wunderwerke schon geschehn?

„Mariabuchen“ wird es uns genannt,
Vom Volke weitverehrt im Frankenland.

Ein Kapuzinerkloster dort man baut',
Ein Wunderbild man um Altare schaut.

Was uns die Sage kündet von dem Ort,
Das will ich Dir erzählen auch sofort.

Vor langer Zeit dort eine Buche stand,
An der man Etwas ungeheuerlich fand.

Denn wollt' ein Jude dort vorübergeh'n,
So konnt' trotz aller Müh' es nicht geschehn.

Es bannet ihn mit wunderbarer Macht,
Umkehren muß er wieder mit Bedacht.

Einst kam ein junger Jud' des Weges her,
Dem Baume nah' kann er nicht weiter mehr.

Mit Geistermacht es ihn zurücke zieht,
Unmöglich er das Vorwärtsschreiten sieht.

Er stehet starr, in wildem Zorn entbrannt,
Nach seinem Dolch im Sacke greift die Hand.

Er stößt ihn wüthend in die Buche ein;
O Wunder, er erbebt an Mark und Bein.

Denn aus dem Baum ertönt es dreimal: Weh!
Und klagend flieh'n die Vöglein in die Höh'.

Erschreckt der Jude steht am Baume da,
Da er die Blätter alle zittern sah.

Doch endlich hat vom Schreck er sich gefaßt
Und aus dem Baum zieht er den Dolch mit Hast.

Da schaut er seinen Dolch befleckt mit Blut,
Vor Schrecken stocket ihm der Adern Glut.

Den Dolch er nimmer in die Scheide bringt,
Zurück zu gehen ihm auch nicht gelingt.

Ohnmächtig sinket er zu Boden d'rauf,
Bis Christen kommen und ihn heben auf.

Und was geschehen ihm, erzählt sein Mund,
Und bald wird es bekannt weit in der Rund'.

Die Buche wird gefällt nach kurzer Zeit,
Das Volk es stand umher in Dankbarkeit.

Man fand im Baum ein Muttergottesbild,
Des Heilands Leichnam auf dem Schoos es hielt.

Und an dem Holz ein Dolchstich sichtbar ist,
Von Blut geröthet noch zu dieser Frist.

Frohm aus der Gegend walkt das Volk herbei,
Und es geschehn der Wunder mancherlei.

Das Bildlein bracht' man in die Kirch' nach Lohr,
Doch Tags darauf fand man's dort wie zuvor.

Man baut' ein Kirchlein, wo die Buche stand,
Und mancher Kranke dorten Heilung fand.

Das Bild stahl ein Soldat und trug es fort,
Am andern Tage war es wieder dort.

Und weil das Bild man in der Buche fand,
„Mariabuchen“ ward der Ort genannt.

Julius Nuttor.

*) Die hier poetisch bearbeitete Sage ist auf ausgezeichnete Weise erzählt in der vortrefflichen Schrift: „Das wunderthätige Gnaden-Bildnis der schmerzhaften Mutter Gottes zu Buchen im Frankenlande. Eine Sage im Volke. Von Ignaz Ruland, Pfarrer zu St. Burkard in Würzburg. Würzburg, 1847. Verlag von Voigt und Mocker.“

Mannigfaltigkeiten.

An dem Hause an der Burggasse in München wo der unsterbliche Tondichter Mozart wohnte, als er seinen „Idomeneo“ komponirt, ist seit einigen Tagen die früher schon erwähnte Gedenktafel angebracht, mit der Inschrift: „In diesem Hause und zwar im Eckzimmer des zweiten Stockes vollendete Wolfgang Amadäus Mozart im November und Dezember 1780 seine Oper Idomeneo.“

Nudelmüller. Der letzte Krieg war ein Krieg aus dem Fß.

Bretenbörn. Wo so?

Nudelmüller. Ein Menzikoff fing ihn an, ein Gortschakoff führte ihn an; beim Malakoff war er alle und ein Orloff half ihn in Paris begraben.

Charade.

Das Erste ist zu Haus' im Walde,
Ist ungehobelt von Natur;
Doch in der Stadt bekommt es balde
Ganz and're Form und Politur.

Das Zweite wird gar sehr geschätzet
Am Kleide, ist es nur modern;
Am Finger, den man sich verletzet,
Mag man das Zweite minder gern.

Man kennt seit viermal Hundert Jahren
Das Ganze als ein Werk der Kunst;
Es lehrt, wie auch die Bäter waren
Beglücket durch der Musen Gunst.

Redakteur Gustav Nest für 1857.
Druck u. Verlag der Hiller'schen Buchhandlung in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 229 Mittwoch, 24. September **1856.**

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Es gilt die Ehre meines Namens, rief Gozkowsky mit herzzerreißendem Wehelaut, begreift Ihr denn nicht, daß das mein Leben selber ist? Besinnt Euch nicht! Laßt einmal Euer Herz warm und theilnahmsvoll schlagen, seyd einmal Mensch, dem Menschen gegenüber! Leiht mir auf mein ehrliches Wort, — nein, nicht auf dieß allein, leiht mir auf mein Haus, auf Alles, was Mein ist, die Summe, welche ich bedarf! Oh, ich will es Euch lohnen, wie ein Fürst! Helft mir an dieser Klippe vorüber, und meine Dankbarkeit soll gränzenlos seyn! Ihr habt ein Herz! Erbarmt Euch mein.

Itzig sah ihm mit einem stillen, hämischen Lächeln in das bleiche, zuckende Angesicht. So, sagte er, meint der reiche, der große christliche Banquier jetzt in der Stunde der Angst wirklich, daß der arme, verhöhnte Jude ein Herz habe? Nun, ich habe ein Herz! Aber ich frage Euch, was hat das Herz mit dem Geld zu thun? Wo das Geschäft anfängt, hört das Herz auf! Nein, ich habe kein Herz, um Euch Geld zu leihen.

Gozkowsky antwortete nicht sogleich. Er stand einen Augenblick wie gelähmt in seinem innersten Wesen ganz bewegungslos da. Seine Seele war wie zerschmettert, und hatte kaum noch ein Bewußtseyn seiner Qual. Er dachte, und wußte nur, daß er ein verlorner Mann sey, und daß das stolze Gebäude seines Glückes über ihm zusammen brach, um ihn unter seinen Trümmern zu begraben. Er faltete die Hände, und indem er den trostlosen Blick zum Himmel erhob, flüsterte er: Du siehst meine Qual, o Gott! Ich habe das Aeußerste gethan! Ich habe mich bis zur Bitte, bis zum demüthigen Jammern erniedrigt! Mein Gott, mein Gott, will denn keine Hand sich mir aus der Wolke entgegen strecken?

Ihr hättet früher zu Gott beten sollen, sagte Itzig mit grausamem Hohn. Ihr hättet ihn bitten sollen um Vorsicht und Verstand.

Gozkowsky achtete nicht auf ihn. Er kämpfte und rang mit seiner ungeheuren Qual, und weil er ein edler und tapferer Mann war, besiegte er sie endlich. Er war einen Moment verzagt und kummervoll gewesen, aber aus dem Staube seiner Schmerzen raffte er sich jetzt wieder empor in der ganzen Kraft seines energischen Wesens.

Er richtete sein gesenktes Haupt wieder auf, und seine Züge waren entschlossen und trotzig. Nun wohl, sagte er, ich nehme mein Schicksal an! Und sich mit einer stolzen Kopfbewegung an Itzig wendend, fuhr er fort: Ich werde meine Zahlungen einstellen müssen! Mein Haus wird fallen.

Itzig zuckte von einem plötzlichen Schrecken ergriffen zusammen. Mein Gott, rief er, ich habe erst gestern noch einen Wechsel von Euch gekauft! Den werdet Ihr doch bezahlen?

Das werde ich nicht thun, denn ich kann es nicht! sagte Gozkowsky, und wenn ich es könnte, so will ich es nicht! Ich habe mich vor Euch erniedrigt, und in den Staub geworfen, und Ihr habt mir keine Hand entgegen gestreckt, um mich aufzurichten! Lebt wohl, und möge denn jetzt kommen, was Ihr nicht verhindern wolltet, obwohl Ihr es konntet! Ihr werdet Euch selber strafen! Lebt wohl!

Itzig hielt ihn krampfhaft fest, und mit wuthersticktter Stimme schrie er: Ihr werdet meinen Wechsel bezahlen!

Ich werde es nicht! sagte Gozkowsky. Ihr habt gerichtet! Nehmt also Euren Lohn!

Und mit einer heftigen Bewegung Itzigs Hände wegschleudernd eilte er von dannen.

XLIX.

Die Schulden der Dankbarkeit.

Erschöpft und todesmatt kehrte Gozkowsky in sein Haus zurück, und sich in seine Gemächer zurückziehend, überließ er sich ganz den trauervollen und entsetzlichen Gedanken, welche ihn folterten. Er konnte es sich nicht verhehlen, das Schwert über ihm hing nur noch an zwei dünnen Fädchen, kam de Neufville nicht aus Amsterdam zurück, und

Digitized by Google

brachte der Kurier aus Leipzig keine Hülfe, so war er rettungslos verloren, und das Schwert mußte hernieder fallen, um ihn zu tödten!

Um ihn zu tödten! Einen Moment schoß dieser Gedanke, wie ein Blitz durch seine Seele, und machte ihn fast heiter und glücklich! Er konnte ja sterben, er hatte nicht nöthig, diese Qual und diese Demüthigung zu ertragen, er konnte sich hinein retten in dieses stille verschwiegene Grab, unter diese Erdschollen, welche seinen Schmerzenschrei auf ewig erstickten, und über seiner zerquälten Brust sich bald mit Blumen schmücken würden! Er hatte so viel gearbeitet, seine Füße waren wund, seine Brust bestaubt von diesem Gange durch's Leben, weßhalb sollte er sich nicht in's Grab legen, um zu ruhen, um zu träumen, oder traumlos dem ewigen Schlaf in die Arme zu sinken.

Aber er wehrte diese verlockenden Gedanken mit Gewalt von sich ab, und wie hätte er ihnen jetzt nachhängen sollen, jetzt, wo die Thür sich öffnete, und der Diener diesen großen, versiegelten Brief ihm übergab, den so eben der aus Leipzig zurückgekehrte Kurier gebracht.

Mit hastiger Hand griff er nach dem Brief und winkte Peter hinaus zu gehen. Aber als er dann allein war, als er dieses Siegel erbrechen wollte, bebte er zurück und zögerte. Dieser Brief konnte ihm freilich Rettung bringen, aber er konnte auch sein Todesurtheil enthalten! Er wog ihn mit schwermüthigen Blicken in seiner Hand und murmelte leise: Er ist leicht wie eine Feder, und doch so schwer, daß mich sein Inhalt in einen Abgrund schleudern kann! Aber dieß ist thöricht, sagte er dann laut, indem er sich stolz empor richtete, ich will mindestens mein Schicksal kennen, und klar seyn über meine Zukunft.

Und mit entschlossener Hand erbrach er das Siegel.

Aber während er las, malte sich jetzt Schrecken und Entsetzen in seinen Zügen, und seine ganze Gestalt erbebte.

Das also, schrie er, als er den Brief beendigt hatte, das ist mein Lohn! Vorwürfe, Beschuldigungen statt des Dankes, Hohn und Schadenfreude statt des Mitleides! mein Gott, mein Gott, ist denn die Menschheit so entartet, daß sie einer Heerde Wölfe gleicht, welche sich untereinander zerreißen, und nur jauchzen, wenn sie Andere zerfleischen können! Ist denn dieß möglich, ist dieß wirklich, daß man mir dieß schreibt! Vorwürfe darüber, daß ich ihnen hülfreich war, Beschuldigungen, ich hätte mich ihnen nur zur Hülfe angeboten, weil ohne mich es unmöglich gewesen, dem König von Preußen so viel baares Geld anzuschaffen? Ohne meine Vermittelung, sagen sie, würden sie nicht bezahlt haben, sondern hätten höchstens ihre Gefängnißqual noch länger dulden müssen, und dieß wäre leichter zu ertragen gewesen, als der Verlust so ungeheurer Summen.

Und das nennen die Menschen, sich untereinander lieben! rief Gozkowsky, indem er mit einer zornigen Bewegung den Brief zerriß, und die Fetzen zu Boden warf. Ja, es ist wahr, ich habe diese Strafe verdient! Wer hieß mich auch die Menschen lieben, wer hieß mich, ihnen hülfreich seyn, statt wie ein Wegelagerer über sie herzufallen, und sie auszuplündern, wenn sie sich nicht vertheidigen können? Das, ja das ist die einzige Weisheit, welche der Menschheit frommt, das Leben als eine Wegelagerei zu betrachten, und auszuziehen auf Raub und Beute, unbekümmert, ob man Andere in den Abgrund stürzt, vorausgesetzt, daß man sich dadurch fördern kann! Thor, der ich war, dem Leben noch eine andere Bedeutung und einen andern Zweck geben zu wollen.

Und er warf sich auf einen Sessel nieder, und versank tiefer in sich selbst. Er überschaute noch einmal seine ganze Vergangenheit, und indem er die Rechnung machte über sein ganzes Leben, mußte er sich bekennen, daß die Summe seiner glücklichen Stunden sehr klein, die Summen seiner unheilsvollen und schwerbelasteten Jahre groß genug, um ihn jetzt zu erdrücken.

Aber nein, es gab noch eine Hoffnung, und so lange er noch de Neufville's Ankunft erwarten konnte, war noch nicht Alles verloren, mußte er noch ringen mit diesem Wurm, der an seiner Seele nagte, noch ausharren in Geduld und Standhaftigkeit.

Das dachte er eben, als die Thür hastig geöffnet ward und Elise mit einem glückstrahlenden Angesicht herein trat.

Sie war so glücklich und in dem Egoismus ihres Glückes sah sie gar nicht, wie bewölkt und kummervoll das Antlitz ihres Vaters war.

Oh, sagte sie, indem sie seine Hand küßte, wie glücklich bin ich, Dich endlich zu Hause zu finden. Ich habe Dich schon mehrmals hier gesucht.

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Geizhälse.

(Fortsetzung.)

Amand konnte, wie man sieht, seine Gewissensbisse sehr leicht hinweg disputiren, und hoffte sich selber und den innern Mahner in ihm so leicht mit dem Vorsatze, gelegentlich ein dürftiges Almosen zu reichen, beschwichtigen zu können, wie den alters-

Digitized by Google

schwachen Philipp. „Wir dürfen auch nicht vergessen," fuhr er zuversichtlicher fort, und band sich ein Fleckchen Leinwand um die blutende Hand, — „daß wir einen leeren Magen haben und daß nichts so verderblich auf die Schwäche des Kopfes wirkt, als der Hunger. Kommt, Philipp, wir wollen jetzt Abendbrod essen. — Und da fällt mir noch etwas ein," setzte er nach einer Weile hinzu, nachdem er sich einen Stuhl zum Tische gerückt hatte; „wir könnten ja meinem Namenstage zu Ehren ein Fläschchen mit einander ausstechen; es geschieht ohnedem so selten."

„Bin's zufrieden," brummte Philipp; „im großen Keller links in der Ecke, stehen noch drei Flaschen alten Bordeaux, von dem Fasse, das ich damals zu Deiner Hochzeit mit — mit ihr gekauft habe. Ich will eine davon heraufholen," setzte er hinzu und zündete seinen Wachsstock an; „einstweilen kannst Du den Salat anmachen und den Rest von dem Holländerkäse und den Topf mit eingemachten Pflaumen aus der Speisekammer holen. Wir wollen uns einmal einen vergnügten Abend machen!"

Das war eine unerhörte Schlemmerei in dem Haushalt von Zang und Kneip, und Amand traute daher kaum seinen Ohren. Der Edamer Käse war erst sechs Monate alt, der Topf mit eingemachten Pflaumen datirte sich noch von drei Jahren her; man hatte ihn einmal gekauft, als Philipp krank war.

Philipp stieg nicht ohne ein gewisses Bangen in den Keller hinab, aber er wollte wenigstens voll Zuversicht erscheinen. Er summte ein Liedchen auf der Treppe, er summte während er unter den drei Flaschen diejenige auswählte, deren Kork am meisten mit Schimmel und Pilz überzogen war, denn er war auch hierin haushälterisch, obschon er sich auf den Wein freute, da er seit Gretchens Tode keinen Bordeaux mehr getrunken hatte. Dieß fiel ihm jetzt ein und machte ihn plötzlich verstummen. Langsam und schweigend stieg er die Kellertreppe herauf. Er sah im Erdgeschosse die Thüre eines unbewohnten Gelasses angelehnt, trat hinzu, streckte den Wachsstock und den Kopf hinein und rief: „Jakob! Schlingel! was thust Du denn da drinnen?"

Aber plötzlich prallte er wieder zurück als hätte er auf eine giftige Schlange getreten. Es war kein Jakob im Zimmer, wohl aber sah Philipp in der finsteren Stube wiederum das Gespenst Gretchens auf einem Haufen Holz in einer Ecke sitzen. Wie von einem bösen Geist verfolgt, kehrte er nach der Treppe zurück, stieg hastig hinauf, trat in's Wohnzimmer, wo er die Flasche auf den Tisch stellte, und sank athemlos in seinen Lehnstuhl.

„Amand!" keuchte er, „das ist reine Hexerei! Ich habe sie wieder gesehen — hier im Hause. Ich sage Dir, sie ist hier, drunten in der alten Kammer, wo wir das Lederzeug hatten."

„Bah! Ihr habt nun einmal diese Gestalt im Kopfe, und da hat Euch die Phantasie wieder einen Streich gespielt," erwiderte Amand mit einem skeptischen Lächeln, hinter welchem er aber nur sein eigenes Grauen bergen wollte. „Das ist nur die Wirkung von Eurem Fieber, Eurem aufgeregten Blut. Ich habe Euch das ja vorhin auseinander gesetzt. Kommt, trinkt ein Glas von diesem Wein; das wird Euch gut thun. Ein Wein, der 25 Jahre auf Flaschen liegt, muß ja vortrefflich seyn."

„Deine Gesundheit denn, Amand, weil morgen Dein Namenstag ist," sagte Philipp, als ihm sein Schwiegersohn das Glas gefüllt hatte, und leerte es auf Einen Zug. „Ha! welche Blume! welches Feuer! Wahrhaftig, ich glaube, wenn wir jeden Tag ein Glas von diesem Weine trinken würden, wir könnten noch um zehn Jährchen länger leben."

Und ein köstlicher Wein war es auch in der That — so vorzüglich, daß er die thörichte Sparsamkeit des Geizhalses bereits zu Schanden machte.

„Es ist wahr, wir sollten öfter solch ein Glas Wein trinken," rief Amand. „Wir können es ja aufwenden! Sollen wir denn warten, bis wir todt sind, bevor wir solchen Wein trinken? Aber so ist's nun einmal: man plackt und quält sich, man zwackt sich Alles vor dem Munde ab, man spart und geizt, ruinirt sich die Gesundheit, hütet und wacht über das Seinige, man scharrt es zusammen, man gönnt sich gar nichts Gutes, man verfeindet sich mit allen Leuten . . ."

„Da hast Du ganz Recht," rief Philipp lebhaft, und seine Augen glänzten; „man fühlt sich unglücklich, wird gehaßt, Niemand liebt Einen; und an einem schönen Tage stirbt man doch allein in einer Ecke, und muß sein schönes Geld Anderen lassen . . ."

Der treffliche Wein, er wirkte Wunder an den beiden Alten. Die alten fligigen Geizhälse tranken noch ein drittes Gläschen und plauderten in diesem Tone fort, welcher ihr ganzes gewöhnliches feiteriges Leben und Treiben verdammte. Da erklang plötzlich in der Nebenstube, dem früheren Besuchszimmer Gretchens, ein starker kläglicher Ton aus dem Piano, dessen Tasten seit Gretchens Tode keine menschliche Hand berührt hatte.

Die beiden Alten bebten zusammen und horchten, aber Alles blieb stille.

„Zum Guckuck, Philipp, wir sind ja keine Kinder mehr," rief Amand. „Noch ein Gläschen, Philipp, und dann wollen wir hineingehen und sehen, was es gibt. Ich wette, es ist nur eine Saite an dem alten Instrument zersprungen."

„Fürwahr, Du hast Recht, es kann nichts Anderes seyn."

Amand nahm die Lampe und ging voran in den kleinen Salon; kaum aber hatten sie die Schwelle

Digitized by Google

überschritten, so blieben sie plötzlich stehen — das Piano stand offen.

„Gretchen ist im Hause,“ sagte Philipp ängstlich. Auch Amand war unruhig, und leuchtete im Zimmer umher; als er die Lampe auf die kleine Kommode am Pfeiler unter den Spiegel stellen wollte, prallte er plötzlich zurück. Eine altertümliche Blumenvase von französischem Steingut, mit einem weiten Bauche und engen Halse, welche seit 25 Jahren dort gestanden hatte, lag in Scherben zerschlagen auf der Kommode, und zwischen den Scherben lag etwas, das dem Witwer die Haare zu Berge stehen machte.

„Was ist das?“ rief er voll Angst; „seht nur her, Philipp, ist das nicht die Börse Gretchens? Dieselbe Börse, die wir seit 25 Jahren vermißt haben? Und noch ganz gefüllt mit Geld! O Philipp, das geht nicht mit rechten Dingen zu! Kommt, fort aus dieser Stube!“

„Es spukt hier im Hause,“ murmelte Philipp; „das sind Ahnungen und Zeichen und Wunder,“ stammelte er, und eilte, so schnell ihn seine Füße trugen, hinter seinem Schwiegersohne her in's andere Zimmer; die Thüre verriegelten sie sogleich.

Eine lange Pause entstand; kalter Schweiß triefte den beiden Alten über die Schläfe. „Amand,“ rief endlich der Aeltere an und wagte nicht laut zu reden, „Amand, hast Du schon lange keine Nachrichten mehr von . . . von der Kleinen?“ Amand schrack zusammen und wagte nicht aufzublicken; er schüttelte nur stumm den Kopf.

„Du hättest ihr schreiben sollen,“ fuhr Philipp vorwurfsvoll fort; „sie ist ja doch einmal Dein Kind, und Gretchen — Dein Gretchen, — hatte sie uns so auf die Seele gebunden. Wir haben uns gar nicht um die Kleine bekümmert — drei, vier Jahre lang hast Du keinen Brief beantwortet, hast Dich gleichsam von ihr losgesagt — das war schlecht, Amand.“

„Philipp,“ rief dieser aufwallend, „achtet besser auf Eure Worte, alter Narr, oder ich werde Euch den Kopf waschen. Wer war denn Schuld daran? Wer anders als Ihr? Habt Ihr's der Kleinen nicht abgeschlagen, als sie mir vor etlichen Jahren schrieb, sie wolle mit ihrem Kinde und ihrem Manne hieher kommen, um uns wenigstens einmal zu besuchen? Als sie uns bat, wir sollten wenigstens einmal ihr Kind und sie sehen und segnen?! . . . . Sagtet Ihr damals nicht: Ihr wolltet keine solche Unruhe im Hause? Waret nicht Ihr es, der die Unkosten fürchtete? Und jetzt wollt Ihr mir gar noch Vorwürfe machen, Ihr alter Sünder!“

„Es ist wahr, ich habe es gethan,“ sagte Philipp dumpf; „aber es war damm von mir — dumm und schlecht. Und eben deßwegen bin ich jetzt so unruhig, so bange; mir ist, als sey der Kleinen etwas zugestoßen, ein Unglück, ein Unfall; und das selige Gretchen sey darum aus dem Grabe gestiegen, und spuke hier im Hause . . .“

„Schweigt doch in's Guckuck's Namen mit Eurem thörichten Geschwätz,“ rief Amand unwillig. „Ihr könnt Einem wahrhaft grauslich machen.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Unangenehme Ueberraschung.] Ein in dem Königsberger Gefängniß wegen Schulden inhaftirter Mann fand dieser Tage Gelegenheit, aus dem Gefängnisse zu entkommen und faßte sofort den Entschluß, seine Frau zu besuchen. Da er in einem entfernten Stadttheile wohnte, so bemühte er sich um eine Droschke. In der Kneiphöf'schen Langgasse kam auch eine solche gefahren, er rief dem Kutscher zu, damit er halte, was er auch that. Derselbe erklärte, einen Passagier in der Droschke zu haben, den er nach dem Eisenbahnhofe fahren muß, wenn dieser es erlauben möchte, so sollte er einsteigen, mit nach dem Bahnhofe fahren, alsdann wollte er ihn nach Hause bringen. Die Wagenthüre wird auch rasch geöffnet, um von dem darin sitzenden Manne die Genehmigung zur Mitfahrt einzuholen; doch wer beschreibt den Schrecken des Schuldgefangenen, der in der Droschke den Gläubiger sitzen sieht, der ihn zum Personalarrest hat abführen lassen. Der Arrestant stellte sich sofort wieder zur Haft.

In Betreff der am Abend des Krönungstages in Moskau eingetretenen allgemeinen Beleuchtung wird besonders der Anblick der Stadt von dem Sperlingsberge hervorgehoben. Großartig war namentlich der Anblick der 8000 Thürme der 1600 Kirchen Moskaus. Diese waren sämmtlich, einige von unten bis oben, andere vom Beginn des Daches bis an den Gipfel mit Latten, und diese wieder mit Talg- und Oel-Lichtern versehen. In dem Augenblick, als die Nacht einbrat, waren alle diese Thürme in Pyramiden und Kuppeln von Feuer verwandelt. Man glaubte eine Stadt in Flammen zu erblicken. Alle die Schattenrisse der Kirche zeichneten sich am Horizonte in ihren genauesten Einzelnheiten ab, und über diesem Heere verbreitete sich, wie über einem Vulkane, ein ungeheurer rother Dampf. Es war ein beinahe schrecklicher Anblick.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Kilette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 230 Donnerstag, 25. September 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Um mir Briefe zu geben? fragte er hastig, denn auch er hatte Elisens Antlitz nicht gesehen, und ihre strahlenden Blicke nicht beobachtet. Beide waren, sie zu sehr mit ihren eigenen Gedanken und Empfindungen beschäftigt, um noch etwas Anderes denken zu können, außer sich.

Nicht wahr, es sind Briefe angekommen? fragte Gozkowsky noch einmal.

Nein, sagte sie mit einem strahlenden Lächeln, das Glück ist angekommen.

Also de Neufville ist da! rief ihr Vater mit frohem Erschrecken, indem er der Thüre zueilte.

Elise hielt ihn zurück und fragte verwundert: Was soll de Neufville?

Gozkowsky starrte ihr einen Augenblick entsetzt in das klare Angesicht, und dann flog ein schwermüthiges Lächeln durch seine Züge. Armer Narr, murmelte er leise, ich klage über den Egoismus der Menschen, und bin selber so egoistisch, meiner Tochter gegenüber nur an mich zu denken.

Er zog Elisen an seine Brust, und mit einem Blick voll unendlicher Liebe sie ansehend, sagte er: nun, mein Kind, sprich, was für ein Glück ist angekommen.

Sieh mich an, sagte sie neckisch. Kannst Du nichts in meinen Blicken lesen?

Er sah ihr tief und traurig in die großen, schwimmenden Augen. Oh, sagte er, diese Augen leuchten so hell, wie ein paar Hoffnungssterne, es sind die letzten, welche mir geblieben sind.

Elise schlang beide Arme um seinen Nacken, und küßte ihn, dann zog sie ihn mit sanfter Gewalt zum Divan hin, und indem sie ihn in die Kissen niederdrückte, setzte sie sich lächelnd auf den Schemel zu seinen Füßen hin.

Wie oft, sagte sie, wie oft mein Vater, hast Du hier gesessen, und um mich gesorgt! Ach, ich weiß es wohl, wie vielen Kummer ich Dir in diesen traurigen vier Jahren bereitet habe! Ich konnte mein Herz nicht zwingen, zu vergessen! Du wußtest das, und warst schonungsvoll und milde, wie eine Mutter, gütig, wie der beste aller Väter. Du hast mir nie gezürnt um meines Kummers willen! Du kanntest ihn und gönntest mir meine Thränen!

Sie küßte seine Hand und legte sie einen Augenblick über ihr heißes, erglühtes Angesicht, dann hob sie den heitern Blick wieder zu ihrem Vater empor.

Sieh, sagte sie, jetzt weine ich nicht mehr, und wenn ich es thue, so sind es doch nur Freudenthränen. Mein Vater, ich komme, Dich um Deinen Segen zu bitten! Feodor ist wieder da, er kommt, mich als sein Weib von Dir zu fordern! Oh, verzeihe ihm, und segne eine Liebe, die bis jetzt meines Lebens höchster Schmerz gewesen, aber nun meines Lebens einziges Glück seyn wird.

Und sie schmiegte sich erröthend und mit jungfräulicher Verschämtheit an ihres Vaters Brust. — Gozkowsky fühlte sich wie gelähmt vor Schreck, und ein unendlich schmerzvoller Ausdruck sprach aus seinen Zügen! Er drückte das Haupt seines Kindes innig an seine Brust, und indem er den thränenfeuchten Blick zum Himmel emporhob, murmelte er leise in sich hinein: auch das noch, mein Gott? Du prüfst mich schwer! Dieß ist das größte Opfer, welches Du forderst! Aber mein Stolz ist gebrochen, ich bringe auch dieses Opfer.

Nun, mein Vater, Du antwortest mir nicht? fragte Elise noch immer an seine Brust gelehnt. Nicht wahr, es ist Alles gut und Du wirst meiner Liebe den Vatersegen geben, und Feodor die Verirrungen früherer Jahre vergeben, um ihn zu Deinem Sohn anzunehmen.

Gozkowsky hatte den Blick noch immer himmelwärts gewandt, und seine Lippen bewegten sich leise im stillen Gebet. Endlich, nach einer langen, peinvollen Pause, sagte er feierlich: Mag es denn seyn! Ich gebe meine Einwilligung.

Elise stieß einen Freudenschrei aus und küßte ihn unter Thränen des reinsten Entzückens, indem sie ihm lächelnd und doch oft unterbrochen von ihrer tiefen Rührung, von ihrem Wiedersehen mit Feodor, von Lodoiskas Tod und ihrem Briefe erzählte.

Digitized by Google

Oh, wie schön wäre diese Stunde, sagte sie dann, als ihre Erzählung beendet war, wie schön, wenn ich bei Dir bleiben könnte. Die Liebe heißt mich gehen, und doch hält sie mich auch hier bei Dir zurück. Ich habe Feodor versprochen, mit ihm zu gehen, aber ich that es in Uebereilung, weil ich nur ihn sah, nur seine Bitten hörte. Jetzt sehe ich Dich, mein Vater, und nun scheint es mir, ich könnte Dich heute nicht verlassen.

Heute? rief Gozkowsky, und es flog wie ein Strahl der Freude über sein Gesicht. Er stand auf und ging mit übereinander gelegten Armen im Zimmer auf und ab. Seine Seele war voll Dankbarkeit gegen Gott, zu dem er eben in der Verzweiflung seines Jammers gebetet hatte. Nun, war dieß nicht ein Zeichen, daß Gott mit ihm war, wenn auch die Menschen ihn verließen, daß Gott sich seiner erbarmte, wenn Alle erbarmungslos waren?

Heute noch wollte sein Kind ihn verlassen, um einem glänzenden Schicksal entgegen zu gehen! Er hatte also nicht mehr nöthig, um Elisens Schicksal besorgt zu seyn, und indem sie heute ging, ersparte sie ihm die Qual, seine Tochter seine Schmach und seine Erniedrigung sehen zu lassen.

Er zog Elise an sein Herz und küßte sie mit einer leidenschaftlichen Inbrunst. Lebe wohl, mein Kind, mein einziges Glück, sagte er, Du willst mich verlassen? Ich werde allein seyn, aber ich werde Zeit haben, an Dich zu denken, und für Dich zu beten, meine Tochter.

Dann stieß er sie fast heftig zurück, denn er fühlte, daß der Schmerz ihn übermannen würde. Geh', sagte er geh! Dein Gemahl erwartet Dich! Geh also hin, und ordne Deinen Brautschmuck.

Elise lächelte. Ja, ich will mich schmücken, sagte sie. Aber nicht wahr, Vater, Du setzest mir den Myrthenkranz auf? Das ist der heilige, letzte Liebesdienst, mit dem sonst die Mütter ihre Töchter aus ihren Armen entlassen! Ich habe keine Mutter mehr! Du bist mir Vater und Mutter! Nicht wahr, Du schmückst mich mit dem Myrthenkranz?

Er sagte es ihr zu und bat sie mit matter Stimme, ihn jetzt zu verlassen, und sich zu schmücken.

Aber als sie es that, als sie jetzt das Zimmer verlassen hatte, da fühlte er sich gränzenlos einsam, und die Hände gegen seine Brust preßend, um den Schrei zurück zu halten, der sie beklemmte, murmelte er leise: Ich habe sie verloren! Sie ist nicht mehr mein! Es reißt sich Alles von mir los! Der Unglückliche ist stets allein.

Ein abermaliges Klopfen an seiner Thüre weckte ihn aus seinem traurigen Sinnen. Peter, sein Diener, trat herein, und meldete Herrn Ephraim.

Ein Strahl freudigen Erstaunens flog über Gozkowsky Angesicht, und indem er mit hastigen Schritten dem reichen Münzjuden entgegen ging, sagte er leise zu sich selber: Wäre es möglich, daß dieser Mann kommt, um sich meiner Noth zu erbarmen?

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Geizhälse.

(Fortsetzung.)

Philipp lehnte sich in seinen Stuhl zurück und faltete die Hände; er sprach nichts mehr, und schloß die Augen, aber eine namenlose Angst und Unruhe malten sich auf seinem Gesichte. Sie wirkten ansteckend auf Amand, der ihn betrachtete, so daß dieser sich umwandte und eine Weile in's Licht der Lampe stierte.

„Philipp," sagte er nach einer langen Pause, „wir müssen etwas thun!"

„Was denn, Amand?"

„Wir müssen das Versprechen halten, welches wir Gretchen gegeben haben," versetzte dieser. „Morgen schreibe ich an die Kleine und erkundige mich, wie es ihr geht."

„Schreibe ihr, sie soll hierher kommen — mit ihrer ganzen Familie," sagte Philipp.

„Gut, gut, ich werde es schreiben," stammelte Amand, der plötzlich von einer wahren Seelenangst befallen schien. „Was gäbe ich nicht darum, daß sie schon da wäre! Und dann müssen wir noch etwas thun!"

„Nun?"

„Wir müssen die hundert Gulden in der Börse da drin nehmen und unter die . . . die Armen vertheilen . . ."

„So sey's!"

„Und dann wollen wir jedes Jahr noch zweihundert Gulden zusammen legen, und ebenfalls unter die Armen austheilen," sagte Amand.

„Zweihundert Gulden? Das ist viel, aber ich will's meinethalben daran rücken," versetzte der Alte. „Aber glaubst Du, daß wir dann Ruhe haben werden?"

„Zuverlässig, Alter! Gretchens Geist wird uns dann nicht mehr beunruhigen," erwiderte Amand, ging ohne Licht in's Nebenzimmer und holte von der Pfeilerkommode die Börse Gretchens, die er feierlich und mit einer gewissen Scheu auf den Tisch legte. Sie war noch ganz in demselben Zustande wie damals, wo Gretchen sie am Tage vor ihrem Tode in den Händen gehabt hatte, und enthielt noch die hundert Gulden in grober Münze.

Amand füllte die Gläser noch einmal und sagte: „Kommt, Alter, laßt uns auf Gretchens Wohl trinken, Sie soll leben!"

Digitized by Google

„Hoch! Und noch einmal hoch! Und abermals hoch!“ sagte Philipp, aber seine Stimme verrieth, daß noch nicht alle Bangigkeit aus seiner Seele gewichen war. Beide tranken, setzten sich wieder in ihre Lehnstühle und blieben eine lange Zeit schweigend und gedankenvoll, den Blick auf die Börse gerichtet, welche noch immer auf dem Tische lag.

Da war es ihnen nach einer Weile plötzlich, als ob das alte Zweisousstück von Glockenmetall wieder zu läuten anfinge. Es war ein eintöniges, wehmüthiges Geläute, und eine Stimme sang dazu: „Gebet Almosen, gebet ein Scherflein den Müttern, welche kleine Kinder haben! Arme Mütter, arme Kinder! Und Gretchen hat auch ein Kind, und die Kleine ist groß geworden und hat nun ebenfalls wieder Kinder, und ihr zwei Alten seyd ja Urgroßväter und Großväter geworden. Aber wo ist eure Tochter, eure Enkelin, euer Urenkel? Wißt ihr, wo sie sind? Wer kann es euch sagen?“

Philipp und seinem Tochtermann ward darob das Herz schwer, und Thränen traten ihnen in die Augen und rannen in aller Stille und unbemerkt über ihre Wangen. Sie wagten nicht aufzublicken. Plötzlich verstummten das Geläute und der Gesang, und auf dem Klavier im anstoßenden Zimmer ertönte die Melodie, welche Gretchen am Tage vor ihrem Tode gespielt hatte, und auf dieses gemüthliche, ergreifende Musikstück erfolgte ein anderes — ein seltsames, erschütterndes Stück. Alle Tasten des Klaviers schienen menschliche Stimmen angenommen zu haben, und die Töne wehklagten, seufzten, schrieen, weinten und zankten durch einander. Es war ein Konzert, worin sich alle möglichen Ausdrücke des menschlichen Leidens kundgeben zu wollen schienen. Man hörte das Weinen und den Wehschrei des hungernden Kindes, das Schluchzen der verzweifelnden Mutter, das Stöhnen des armen Kranken auf seinem Strohlager, die Verwünschungen des gefallenen Menschen, dem sich nirgends eine hülfreiche Hand entgegen streckt.

Die beiden Alten saßen in unsäglicher Angst und Entsetzen da, wie in ihre Lehnstühle festgebannt; der kalte Schweiß trof von ihrer Stirne. Endlich raffte sich Amand auf, wankte nach der Thüre des kleinen Salons, öffnete sie und rief: „Höre auf, Gretchen, um Gotteswillen höre auf! Geh', leg' Dich zur Ruhe und laß uns in Frieden.“

Die Lampe war am Erlöschen, und beleuchtete nur matt den Tisch. Die fernen Enden und Ecken der Wohnstube waren schon in Dunkel gehüllt. Da erschien plötzlich die Gestalt Gretchens unter der Thüre, in ein dunkles Gewand gehüllt, die Züge voll Wehmuth, einen düstern Blitz in ihren großen tiefen Augen. — „Gehen soll ich und aufhören?“ fragte sie mit tonloser, dumpfer Stimme. „Soll ich denn wirklich nicht hier bleiben dürfen, wo meine eigenthümliche Heimath ist? Schande, Schande über Dich, Vater, über Dich, Amand, daß Dein Kind von Deiner Thüre gewiesen wird, um im Elend zu verkommen, während Ihr eure zusammen gescharrten Schätze wie Drachen hütet. Wehe, Wehe über Euch, wenn Ihr in eurer Todesstunde all' die Schmerzen verspüren müßt, die ihr mir bereitet habet, — mir, die ich Euch so gern geliebt und gepflegt hätte, und die Ihr herzlos von Euch gestoßen habt, — mir, gegen die ihr keine eurer Pflichten und Versprechungen erfüllt habt. Schmach, Wehe über Euch! Gott im Himmel sey Richter zwischen Euch und mir!“ Damit fiel die Thüre in's Schloß, die Lampe erlosch vom Luftzug, und die beiden Alten, die vorhin vor Entsetzen sich aufgerichtet hatten, sanken in der Finsterniß bewußtlos und ohnmächtig zusammen.

Der Tag graute, als Amand erwachte und sich zu seiner Verwunderung auf dem Boden liegend fand, hart vor der Thüre, welche in den kleinen Salon führte, wo Gretchens Klavier stand. Ihm gegenüber, am Ofen, lag der alte Philipp Zang noch schlafend in seinem Lehnstuhle. Das erste Morgengrauen füllte die Wohnstube mit grauer Dämmerung und ließ selbst die wohlbekannten Gegenstände in einer nebelhaften, gespenstigen Unbestimmtheit erscheinen. Mühsam und wie an allen Gliedern zerschlagen erhob sich Amand vom Boden; er verhielt sich so leise, als ob er nicht zu athmen wagte; er fühlte sich wirr und halb betäubt im Kopfe und gleichsam gerädert an den Gliedern. Er trat zum Fenster, um es zu öffnen; da fiel sein Blick auf die Börse, die noch auf dem Tische lag, und die Erinnerung an den Traum oder die Vision erwachte plötzlich wieder in ihm und preßte ihm einen Schrei aus, über welchem Philipp aufwachte.

„Wo sind wir denn?“ fragte er zerstreut. „Ist diese fürchterliche Nacht zu Ende?“

„Ich glaube ja, Philipp! Ach, es war auch für mich eine furchtbare Nacht. Der Wein hat uns nicht gut gethan, mich hat er wirklich berauscht; ich habe dort auf dem Boden geschlafen, — aber welche Träume! Mich schaudert noch ob der Erinnerung!“

„Und Gretchen? Wo ist sie?“ fragte Philipp. Amand erbebte von Neuem und es dauerte lange, bis sie ein wenig Ordnung in ihre Ideen bringen konnten. Sie mußten denn sich noch immer fragen, ob es ein Traum, ob es Wirklichkeit gewesen.

„Laßt uns nicht grübeln, Alter,“ rief Amand endlich, und rieb sich seine schmerzenden Beine. „Wenn es ein Traum war, sey er mir gesegnet; wenn es Wirklichkeit ist, sey er doppelt gesegnet. Aber Eines thut vor Allem Noth.“

„Du hast Recht, Amand, wir müssen Gretchen auffinden!“ sagte Philipp.

„Ja, wir wollen sie aufsuchen,“ rief Kneip;

Digitized by Google

„meine arme Tochter! Es ist ja Gretchens Kind! O, wie mich das schmerzt, wenn ich denke, daß ich die Kleine fast nicht mehr gesehen habe, seit sie auf die Welt kam. . . .“ Einen Augenblick stierte er, wie von einem Gedanken erfaßt, in's Weite hinaus, dann fuhr er mit den Händen in die Haare, seine Augen rollten, seine Stimme ward dumpf, als er rief: „Philipp, wir kommt ein fürchterlicher Argwohn! Jene Frau von gestern Abend, das leibhaftige Ebenbild Gretchens . . . sie hatte ungefähr das Alter der Kleinen. Wie, wenn es meine Tochter gewesen wäre, meine Tochter mit ihrem Kinde!“

Philipp sprang entsetzt auf und stierte seinen Schwiegersohn an. Beide liefen dann wie besessen eine Weile im Zimmer auf und ab, und Philipp murmelte zwischen den Zähnen: „Es wäre möglich, aber entsetzlich!“

„Wir müssen eilen,“ rief Amand; „wenn sie wirklich arm wäre . . . . wenn ihr Kind hungern müßte!“ Er eilte in sein Zimmer, raffte so viel Geld zusammen, als er nur dort hatte, und nahm seinen Hut. Philipp folgte ihm.

„Wollen wir Jakob wecken?“ fragte Philipp.

„Ist unnütz, laßt ihn schlafen, den armen Burschen,“ versetzte Amand. „Das ist Einer, dem wir viel Unrecht abzubitten haben, Vater! Wir haben ihm oft böse mitgespielt, und doch ist er der Milchbruder der Kleinen.“

Als sie an der Thüre der Kammer vorüber gingen, worin Jakob schlief, konnte sich's Amand doch nicht versagen, die Thüre leise zu öffnen. Es war ein enges, feuchtes Gelaß; der Tag fiel nur durch ein kleines Fensterchen hoch oben an der Wand herein; die Fensterscheiben waren aber zerbrochen und mit alten Lumpen verstopft; die ganze Kammer roch widerlich nach Moder und Feuchtigkeit; die Wände waren mit Salpeter bedeckt. Da lag denn der arme Bursche auf einem harten Strohsack, mit einer zerrissenen Decke zugedeckt, auf die er noch eine Bastmatte und seine Kleider gelegt hatte, um nur warm zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die „Patrie“ schreibt: Allen Fremden, welche zur Krönung des Kaisers nach Moskau kamen und den militärischen Festlichkeiten anwohnten, fiel die ungemeine Aehnlichkeit der russischen Soldaten, namentlich in den Garde-Regimentern, auf. Alle haben dieselben Züge, dieselbe Gesichtsfarbe, denselben zugestutzten und gewichsten Bart, dieselbe Größe, dieselbe Haltung. Im Regiment Pawlowski ist es noch ärger: Alle Leute, ohne Ausnahme, haben Stumpfnasen, was eine conditio sine qua non der Zulassung zu diesem Korps zu seyn scheint, wodurch sie mit ihren über die Maßen hinauf gedrehten Schnurbärten zornigen Katzen nicht unähnlich und sehr possierlich anzusehen sind. Ueberdieß fällt es Jenen, die an den Anblick unserer Linientruppen gewohnt sind, auf, an der Seite dieser rauhen Soldaten, denen man ihre 15 — 20 Jahre Dienstzeit ansieht, unbärtige Offiziere, den Tornister auf dem Rücken, zu sehen. Die Regiments-Fahnen tragen Unteroffiziere.

Herr Lehrer Gaier von Betzenweiler (Württemberg), O. A. Riedlingen, pflanzte dieses Jahr sogenannten Mumienwaizen, wovon er letzten Herbst zwei Aehren von Zeil bekam und sagt im landwirthschaftlichen Blatt für Riedlingen: „Ich fand zu meinem Erstaunen, daß jedes Körnchen einen Stock getrieben, auf welchem 10, 12, 20 bis 24 Halme zu zählen waren. Jeder Halm war 4—5 Fuß hoch und trug eine Aehre mit 65, 73 bis 93 Körner. Nimmt man nun den Stock nur zu 12 Halmen und die Aehre auch nur zu 70 Körner an, so vermehrte sich doch jedes Körnchen noch 840 Mal. Einen der schönsten Stöcke wählte ich aus, zählte Alles genau und fand 2120 schöne vollkommene Körner. Das Mehl dieser Winterfrucht ist weiß und die daraus bereiteten Speisen sind ungemein nahrhaft und geschmackvoll.“

[Eine neue Industrie.] Unter dieser Aufschrift meldet eine Wiener Zeitung wörtlich: „An Sonn- und Feiertagen Abends ist die von Dornbach nach Wien führende Straße mit Betrunkenen, welche Nachmittags den Heurigen aufsuchten, gewöhnlich wie übersät, und jeden Augenblick muß man fürchten, daß durch die hin- und zurückfahrenden Wagen ein Unglück angerichtet werde. Am verflossenen Sonntag fuhr zur Beseitigung solcher Uebelstände ein sogenannter Zeiselwagen, der ein Strohlager hatte, nächst Dornbach auf und nieder und nahm jeden Betrunkenen, aber keine Nüchternen, auf, um ihn heimzuführen. Trotz seines wiederholten Kommens zählte der Wagen stets 6 bis 8 Passagiere.“

Auflösung der Charade in Nro. 227:

Buschklepper.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 231 Freitag, 26. September 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

L.

Ephraim, der Versucher.

Ihr kommt zu mir? fragte Gozkowsky, als Ephraim jetzt zu ihm eintrat, und ihn schweigend begrüßte. Gozkowsky's schneller Blick hatte in Ephraims trotzigen und gekniffenen Zügen gelesen, daß es nicht Mitleid und Erbarmen sey, welches den Münzjuden zu ihm geführt, sondern daß er vielleicht gekommen, um sich an dem Zucken und den Schmerzen seines Opfers zu weiden.

Er soll den Triumph nicht haben! dachte Gozkowsky. Er soll mich entschlossen und ruhig finden, und nichts ahnen von meiner Qual.

Er zwang seine Züge zu einem heitern Ausdruck, und indem er dem noch immer schweigenden Ephraim einen Sessel darreichte, sagte er lachend: Wahrhaftig, es muß schlimm um mich stehen, wenn schon die Raubvögel mich umkreisen! Wittert Ihr schon meinen Tod, Herr Ephraim? Beim Himmel, das wäre Euch eine angenehme Speise!

Ihr zürnt mir, sagte Ephraim mit langsamem Kopfschütteln. Aber Ihr sollt erkennen, wie sehr Ihr mir Unrecht thut! Ich bringe Euch eine wichtige und fürchterliche Nachricht.

Ja, fürchterlich muß sie seyn, unterbrach ihn Gozkowsky, da Ihr selbst Euch die Freude macht, sie mir zu hinterbringen.

Ephraim zuckte die Achseln, und sagte kurz: de Neufville hat fallirt!

Ein Ausruf des Entsetzens tönte von Gozkowsky's Lippen, und er mußte sich schwankend an einen Stuhl lehnen, um nicht umzusinken. Dieß war der letzte, entscheidende Schlag, und er hatte ihn tödtlich getroffen.

De Neufville hat fallirt, murmelte er leise vor sich hin.

Ja, er ist banquerott! sagte Ephraim mit mühsam unterdrückter Schadenfreude. Der stolze, christliche Kaufmann, der es wagte, mit hochmüthiger Verachtung auf den Juden Ephraim zu sehen, er ist ein Banquerotteur! Der Münzjude hält sich, und der christliche Kaufmann wird bankbrüchig!

Und indem er so sprach, brach er in ein wildes Hohnlachen aus, das Gozkowsky sofort seine Ruhe und Besonnenheit wieder gab.

Ihr triumphirt, sagte er, und auf Eurer Stirne steht Eure Freude über unsern Fall! Ja, Ihr habt gesiegt, es ist Euer Werk, daß de Neufville fällt! Ihr wart es, der ihn so lange verfolgt, und durch listige Verdächtigungen und Verläumdungen seinen Kredit untergrub, bis er erschüttert war, und das ganze Gebäude seines ehrlichen Wirkens zusammenfiel!

Es ist mein Werk! rief Ephraim mit bosshafter Schadenfreude. Er stand mir im Wege, ich habe ihn fortgedrängt! Was ist es weiter? Das Leben ist ein Kampf! Wer die meisten Kräfte, das heißt, das meiste Geld hat, der bleibt Sieger.

De Neufville ist gefallen! Dieß ist ein harter Schlag! flüsterte Gozkowsky, und als sein irrender Blick jetzt Ephraims lauernden Augen begegnete, sagte er mit einem trüben Ausdruck gänzlicher Ermattung! Weidet Euch immerhin an meinem Kummer! Es ist Euch gelungen! Ihr habt mich bis in den Tod getroffen.

Hört mich an, Gozkowsky, sagte Ephraim, indem er ihm näher trat, ich meine es gut mit Euch.

Oh ja, rief Gozkowsky bitter, nachdem Ihr mein Verderben beschleunigt habt, kommt Ihr, mich zu lieben! Ja, ich glaube jetzt an Eure Freundschaft, denn nur ein Freund hat das Herz, solche Hiobspost zu überbringen.

Ephraim schüttelte leise das Haupt. Hört mich, sagte er, ich will ganz aufrichtig mit Euch seyn! Ich haßte Euch sonst, das ist wahr, denn Ihr wart mächtiger und reicher, als ich! Ihr wart berühmt um Eure Redlichkeit, Eure Pünktlichkeit, das hat mir weh gethan! Wenn es galt, ein großes Geschäft abzuschließen, da hatte man nur Vertrauen, wenn der Gozkowsky dabei war, und wenn Euer Name unter irgend einen Kaufkontrakt gestellt war,

Digitized by Google

freute sich Jeder! Euer Name war so gut, wie Geld! — Das hat mich gekränkt.

Und deßhalb wolltet Ihr mich stürzen! rief Gozkowsky. Deßhalb arbeitetet Ihr rastlos an meinem Verderben! Weil Ihr wußtet, daß ich von Hamburg diese Sendung leichten Geldes erwartete. —

Hab' ich's erwirkt, daß das leichte Geld für ungültig erklärt ward, das ist wahr! Es ist mir gelungen! Von heute an bin ich mächtiger und reicher als Ihr! Aber Ihr sollt sehen, daß ich nur Eure Firma, nicht Eure Person hasse! Ich komme, um Euch zu helfen! Ihr müßt freilich falliren, das weiß ich wohl, und wenn Ihr alle Eure Kräfte aufbietet, Ihr könnt dennoch diesen Schlag nicht aushalten, Ihr müßt und werdet fallen, und zwar heute noch!

Gozkowsky murmelte einige unverständliche Worte, und bedeckte sich das Gesicht mit seinen Händen. Ja, es ist wahr, rief er jammernd aus, ich habe Schiffbruch gelitten mit allen meinen Hoffnungen.

Ephraim legte hastig seine Hand auf Gozkowsky's Schulter. So sucht Euch wenigstens aus den Trümmern ein Brett zu retten, auf dem Ihr schwimmen könnt, flüsterte er. Ihr könnt Eure Gläubiger nicht mehr retten, nun, so rettet Euch.

Gozkowsky hatte seine Hände von seinem Antlitz gleiten lassen, und sah ihn erstaunt und verwundert an. Ephraim begegnete seinem Blick mit einem lächelnden und geheimnißvollen Ausdruck und indem er sich näher an Gozkowsky's Ohr neigte, sagte er: Ich meine, Ihr werdet nicht ein solcher Narr seyn, Alles was Ihr habt, Euren Gläubigern hinzugeben, und als ein armer Mann aus Eurem Hause zu gehen! Rettet Euch! Vertraut mir Eure wichtigsten Papiere, und Alles, was Ihr an Geld und Geldeswerth habt! Ich will es Euch aufbewahren! Ihr schweigt? Hört, seyd vernünftig, gönnt der Welt nicht das Vergnügen, Euch demüthigen zu können. Die Welt verdient das nicht! Glaubt mir, die Menschen sind schlecht, und der ist ein Thor, der besser seyn will, als sie Alle sind.

Er schwieg und richtete seinen forschenden Blick auf Gozkowsky hin. Dieser sah ihn mit einem stolzen, verächtlichen Ausdruck an.

Das ist also Eure Liebe? sagte er. Ihr wollt aus mir einen Betrüger machen?

Jeder Mensch betrügt den Andern! rief Ephraim achselzuckend. Weßhalb wollt Ihr allein ehrlich seyn?

Weil ich mich meiner selbst nicht schämen will! Der Menschen Schuld ist es, wenn ich heute falle! Man soll nicht sagen, daß Gozkowsky eine eigene Schuld auf seiner Seele trägt.

Man wird es dennoch sagen! unterbrach ihn Ephraim. Denn wer unglücklich ist, hat Unrecht vor den Menschen. Und wenn er sich helfen konnte auf Kosten Anderer und er that es nicht, meint Ihr, daß die Menschen ihn deßhalb bewundern werden? Nein, glaubt mir, sie werden ihn nur deßhalb verlachen. Ihr habt mich oft gebauert, Gozkowsky, denn Ihr habt in Eurem ganzen Leben Euch mit all Euer Klugheit doch nur verrechnet.

Oder sagt lieber, rief Gozkowsky schmerzvoll, ich habe nicht genug berechnet, und aus den Erfahrungen meines Lebens kein Fazit gezogen.

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Geizhälse.

(Fortsetzung.)

„Philipp," sagte Amand, „wir sollten Jakob nicht hier schlafen lassen. Das ist ein Loch, kaum für einen Hund gut genug, feucht und eisig kalt. Mich wundert, daß er nicht die Schwindsucht bekommen hat."

„Wärte einen Augenblick," sagte Philipp und ging leise hinaus. Nach einer Weile kam er wieder zurück und brachte seine eigene Bettdecke von weichem Pflaum, die er auf den Burschen legte. „Komm, hilf mir dieß über ihn herbreiten," sagte er, und Beide zupften nun die Decke über den Burschen zurecht, so behutsam und sorglich wie eine Mutter, die ihr Kind nicht aufwecken will. Dann schlichen sie sich auf den Zehenspitzen davon und schlossen geräuschlos die Thüre.

Als sie heraustraten in die Kramgasse, war es ganz hell geworden, und das städtische Leben erwachte. Die Läden, Gewölbe und Werkstätten wurden so eben geöffnet, und sie eilten nach dem nächsten Platze, wo Miethwägen standen. Sie nahmen einen solchen, obschon sie sich erst gestern noch vor einer derartigen Ausgabe gefürchtet haben würden, und fuhren damit nach der Polizei, um zu erfragen, wo eine Frau Wagner wohne, denn dieß war der Name, welchen die Kleine seit ihrer Verheirathung führte. Man gab ihnen drei oder vier Adressen von Wittwen, welche Wagner hießen, und sie fuhren von einer zur andern, aber überall fanden sie nur fremde Gesichter — keine war diejenige, die sie suchten. Nun fuhren sie noch einmal auf die Polizei und gaben das Signalement derjenigen an, die sie aufsuchen wollten, ließen sich im Fremdenbureau alle Nachtzettel der Gasthöfe, Gasthäuser und Herbergen zeigen, und musterten vergebens.

„Vielleicht ist sie unter fremdem Namen hier," sagte Amand; „wißt Ihr was, Vater, wir thun

Digitized by Google

wohl am besten, wenn wir an allen Gasthäusern dritten und vierten Ranges vorfahren, wo ärmere Leute einkehren. Auf diese Weise können wir die Kleine am besten ausfindig machen.“

„Fahren wir also,“ sagte Philipp.

Sie machten die Runde an fünfzig, sechzig solcher Häuser und Herbergen; überall wies man sie unverrichteter Dinge ab und wollte keine Frau von diesem Aussehen mit einem ungefähr vierjährigen Mädchen gesehen haben. Sie fuhren auf die Bahnhöfe und erkundigten sich nach ihr — aber vergebens. Endlich erklärte ihnen der Miethkutscher, daß er nicht weiter fahren könne, ohne seine Pferde zuvor gefüttert zu haben. Sie entließen ihn, und gingen zu Fuße weiter, von Straße zu Straße, musterten alle Vorübergehenden, — aber umsonst.

Der Abend dunkelte, als sie todesmüde und vor Hunger beinahe ohnmächtig in ihre Wohnung zurückkehrten, und durch die Vergeblichkeit ihrer Nachforschungen sich noch schmerzlicher angegriffen fühlten. Jakob kam ihnen mit der Lampe in der Hand entgegen, in der größten Aufregung und Unruhe. Er hatte einen fürchterlichen Tag verbracht. Seine Herren waren fortgegangen, ehe er noch aufgestanden war, hatten nicht gefrühstückt, gar kein Lebenszeichen von sich gegeben — er hatte sich beim Erwachen mit Herrn Philipp Zang's Bettdecke zugedeckt gefunden — ein weiteres Räthsel. . . . Er erstaunte noch mehr und glaubte kaum seinen Augen trauen zu dürfen, als er ihre Mienen erblickte — einen Ausdruck, den er noch niemals an ihnen bemerkt hatte.

„Ach Jakob, armer Bursche!“ rief Philipp, als er in's Haus trat, „wir haben nichts gefunden.“

Jakob wußte aber nicht, um was es sich handle, und das leutselige Benehmen seiner Brodherren war ihm etwas ganz Ungewohntes; er stand daher ganz verblüfft mit der Lampe in der Hand und wiederholte maschinenmäßig: „Nichts? Gar nichts?“

„Und an wie vielen Thüren haben wir nicht angeklopft, sagte Amand; „ach, wenn Du wüßtest, wie viel Elend, wie viel blutige Armuth wir dabei gefunden haben, als wir meine Tochter suchten! Wir haben unser ganzes Geld weggeschenkt, so sehr bemitleideten wir die armen Leute. — Ach, wer hätte geglaubt, daß es so viel Unglück auf der Welt gäbe. — Und dennoch nicht die mindeste Spur von Gretchen, und das arme Wesen ist vielleicht auch elend und unglücklich!“

Wenn Jakob jemals seinen Schimpf-Namen „Dummkopf“ gerechtfertigt hatte, so war es in diesem Augenblick. Sein Mienenspiel drückte auf ergreifende Weise die Gefühle aus, welche sein Gemüth bewegten. Er begriff seine Herren nicht genau, aber er ahnte, daß eine große Veränderung mit ihnen vor sich gegangen war, und daß sie wahrscheinlich Gretchen suchten.

„Gretchen?“ rief er und setzte schnell die Lampe auf den Pfosten des Treppengeländers, zog sein kleines verwaschenes Taschentuch und wischte sich die Augen; „das arme Gretchen, die unglückliche Frau!“ schluchzte er.

„Hast Du sie vielleicht gesehen, Jakob?“ fragte Philipp.

„Gretchen, meine Milchschwester?“ O, freilich kenne ich sie,“ gab er zur Antwort. „Freilich habe ich sie gesehen! gestern, hier im Hause. O, die arme Frau! Ach, Herr Kneip, prügeln Sie mich nicht, weil ich sie gestern durch die kleine Hinterthüre hereingelassen habe. Ach, sie dauerte mich so sehr!“

„Dich deßhalb prügeln, Jakob? O, was fällt Dir ein. Sie war also wirklich hier?“ rief Amand.

„Leibhaftig, aber ich hätte sie kaum wieder erkannt. Ihre Kleine hatte Hunger, Herr Kneip, und Gretchen hatte ihr gesagt: Jakob wird Dir ein Stück Brod geben; darum war sie gekommen. Ach, sie hat wohl gewußt, daß ich mein Bischen Essen mit ihr theilen werde. Ich gab ihr mein ganzes Abendbrod, aber es war freilich nicht viel für die Mutter und das Kind.“

„Gerechter Gott,“ rief Philipp und drückte dem Burschen die Hand.

„Das war schön von Dir, das soll Dir reich vergolten werden,“ rief Amand; „aber weiter, weiter.“

„Sie ist schon einige Male da gewesen,“ fuhr Jakob fort. „Wir kennen uns ja von Jugend auf, Gretchen und ich; wir haben ja an Einer Brust gelegen, Herr Kneip. Ach, sie war so unglücklich! Ich weiß nicht, was ich meinem Vater gethan habe, daß er mich ganz vergessen hat, sagte sie. Seit Jahren hat er mir auf keinen Brief geantwortet, und sich ganz von mir losgesagt; und nun ist mein Mann entwichen, und ich habe nichts, gar nichts mehr auf der weiten Welt. — Ach, es brach mir beinahe das Herz, wenn sie so klagte, und doch den Muth nicht hatte, zu Ihnen zu gehen, weil ich sagte . . .“

„Nun was denn? Was hast Du gesagt, Jakob?“ rief Amand.

„Ach, Vergebung, Herr Kneip! Ich sagte, Sie . . . wären i . . . so . . . so genau . . . Sie hingen so sehr an Ihrem Gelde. . . . O, vergeben Sie mir! Die Leute sagen so und nennen Sie beide . . . zwei alte . . . Geizhälse.“

Zang und Kneip sahen sich gegenseitig voll Vorwurf und Reue an, und winkten dann gelassen dem Jakob, er solle fortfahren.

„Das hat denn Gretchen sehr traurig gemacht, und sie hat meinem dummen Geschwätz geglaubt,“ erzählte Jakob weiter. „Aber so traurig und klein-

Digitized by Google

müthig, wie gestern Abend, habe ich Gretchen noch nie gesehen; und doch sagte sie: sie werde bald ausgelitten haben und in eine bessere Welt eingehen. Sie bat mich so inständig gebeten, ich solle sie nur ein einziges Mal in die Stube hinauf führen, wo ihre Mutter gestorben sey, und ihr die Sachen zeigen, die ihrer Mutter gehört haben. Ich konnte es ihr nicht abschlagen; und wie wir droben in der schönen Stube waren, und ich ihr das kleine Bild ihrer Mutter zeigen wollte, das unter dem Spiegel hängt, da hatte ich — o schlagen Sie mich nur nicht, Herr Zang, — da hatte ich das Unglück... oder Ungeschick ... den hohen Blumentopf von Porzellan umzuwerfen, daß er zerbrach und ein ganz schwerer Beutel mit Geld heraus fiel, von dem wohl Niemand etwas gewußt hat. Und denken Sie sich nur, wie brav und ehrlich Gretchen ist! Ich wollte ihr im Anfang zureden, sie soll das Geld nehmen. Es war allerdings Unrecht von mir, aber wissen Sie, die erste Regung! — Und dann hatte ich so großes Mitleid mit der armen Frau und dem lieben kleinen Kinde. Aber sie wies es zurück, ohne ein Wort zu sagen, und nahm nur das Bild ihrer Mutter und küßte es viele, viele hundert Mal. Und dann ging sie zum Klavier und machte es auf, und wie sie den ersten Griff darauf that, da mußten wir alle zwei Beide weinen. Es war gar zu traurig! Und dann hörten wir plötzlich die Glocke am Thorwege, und ich sagte Gretchen, daß nun meine Herren zurückkämen, die uns nicht überraschen dürften, weil ich sonst Keile bekäme; und so hatten wir kaum noch Zeit, daß Gretchen ihr Kind aus meiner Kammer holte und damit in den kleinen Hof hinaustrat und sich an die Epheuwand drückte. Und weil Sie den Thorweg verschlossen hatten, und Gretchen nicht fort konnte, so habe ich sie einstweilen in meiner Kammer versteckt, bis Alles im Hause stille wäre und ich sie zum Hinterthürchen hinaus lassen könnte in's Hasengäßchen. Und während Sie droben zu Nacht speisten, war die Kleine auf meinem Bette eingeschlafen. Ach das liebe, arme Kind! Wie ein Engelchen lag es auf meinem Strohsack, so, auf der Seite, und hatte die Händchen gefaltet. O lieber Herr Kneip, wenn Sie nur Gretchen sähen, Sie müßten ihr gut werden. Sie ist ja so lieb, und ihr Mädchen so fein und artig.«

Die beiden Alten hielten sich nicht länger.

»Wo ist Gretchen?« riefen sie, »weißt Du ihre Wohnung?«

»O ja, sie hat sie mir aufgeschrieben,« stammelte Jakob, über die Heftigkeit dieser Frage ganz verdutzt und holte mit zitternden Händen ein Papier aus der Tasche; »hier steht ihr Logis!«

Ach, wer hätte jetzt diesen Burschen noch einen Tölpel nennen können.

»Komm schnell! Laß uns gehen!« rief Philipp. »Jakob, Du mußt mit uns gehen!«

»Gerne, Herr, gerne.«

»Aber Du bist so ärmlich angezogen, und es ist kalt, rief Amand, »geh', hole Dir meinen Mantel.«

Ein paar Minuten später saßen alle Drei in einer Droschke und fuhren in die Vorstadt hinaus.

Gretchen war also am vergangenen Abend wirklich selber in ihrem elterlichen Hause gewesen. Sie hatte mit ihrem Vater und Großvater gesprochen, und diese hatten die Tochter und Enkelin in Fleisch und Blut für eine gespenstige Erscheinung gehalten. Dann aber hatte sie das öde ungastliche Vaterhaus verlassen und den Weg nach ihrer ärmlichen Wohnung eingeschlagen, die in einem kleinen Hause auf dem äußersten Saum der Vorstadt jenseits des Flusses lag. Hier wohnten nur arme Leute, die von ihrer Hände Arbeit mühsam lebten, und unter all diesen ärmlichen Wohnungen war Gretchens Dachstube vielleicht die armseligste.

Als Gretchen mit der schlafenden Kleinen auf dem Arme, langsam und mühevoll die drei Treppen hinangestiegen war, trat sie, mit der Hand tastend, in einen langen, engen Flur. Endlich kamen sie an eine Thüre, in der Nähe der ihrigen; diese Thür war angelehnt und ließ einen Lichtstrahl auf den Flur heraus fallen. Beim Geräusch von Gretchens Schritten öffnete ein junger Mann von ungefähr dreißig Jahren die Thüre und leuchtete heraus. Er trug die Kleidung eines gewöhnlichen Arbeiters, die aber, wenn auch dürftig, doch reinlich und geschmackvoll gehalten war. Der ängstlich besorgte Ausdruck schwand augenblicklich, als er Gretchen erkannte.

»Kommen Sie?« rief er, »ach wie waren wir Ihretwegen in Unruhe. Gottlob, daß Sie nur wieder da sind!«

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Der höchste Genuß.] Jeder Mensch hat etwas, das er für den höchsten Genuß hält. Wir kannten einen sehr gelehrten und geistreichen Mann, der sich im Ernste keinen höheren Genuß denken konnte, als bei Posaunen- und Trompetenklang Gänseleberpasteten zu essen. Dagegen beobachteten wir wiederum einen Anderen, der seine höchste Idee darin zu finden glaubte, mit einer frisch gewaschenen und glatt gebügelten langen weißen Weste herumzuspazieren.

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck u. Verlag bei Ellette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 232 Samstag, 27. September 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Ihr habt Euch verrechnet, sagte Ephraim, denn Ihr habt gebaut auf die Dankbarkeit! Das ist aber ein schlecht angelegtes Kapital, welches keine Zinsen trägt! Der Mensch kann nicht dankbar seyn, und wenn es Einer seyn will, muß er zu Grunde gehen, denn die übrigen Menschen sind es nicht! Wer in der Welt zu Etwas kommen will, der muß vor allen Dingen nur an sich denken, und nichts vor Augen haben als seinen eigenen Vortheil.

Da habt Ihr recht, Ihr Weiser dieser Welt! rief Gotzkowsky mit einem rauhen Lachen.

Ephraim fuhr unbeirrt von seinem stürmischen, verächtlichen Wesen fort: Wenn ich gedacht hätte, wie Ihr, so hätte ich nicht gegen Euch operiren dürfen, und nicht das Münzgesetz gegen Euch auswirken. Dann wäre ich allerdings dankbar gewesen, aber ich hätte keine Geschäfte gemacht. Jetzt habe ich zuerst meinen Vortheil bedacht, und hinterher komme ich Euch zu dienen, und Euch meine Dankbarkeit zu bezeigen.

Ich verlange keine Dankbarkeit! Laßt mich meine Wege gehen, geht Ihr die Euren.

Ephraim sah ihn fast mitleidsvoll an. Seyd doch vernünftig, Gotzkowsky, nehmt guten Rath an! Ich sage Euch, die Welt dankt es Euch nicht, wenn Ihr jetzt noch großmüthig seyd! Die Menschen haben es nicht verdient um Euch, daß Ihr ihnen die Freude gönnen wollt, Euch auslachen zu lassen! Und lachen werden sie.

Geht von mir, sage ich! rief Gotzkowsky. Ihr sollt mir nicht das letzte Besitzthum entreißen! Das Bewußtseyn meines Rechtes.

Das Bewußtseyn! wohnlachte Ephraim. Das ist ein Kapital, wobei Ihr verhungern könnt.

Gotzkowsky seufzte schwer, und senkte das Haupt auf seine Brust.

In diesem Augenblick vernahm man von außen her lautes Jauchzen und Vivatschreien, und den Schall einer volltönenden Musik.

König Friedrich der Zweite kehrte nach längerer Abwesenheit heute nach Berlin zurück, und die entzückten und glücklichen Berliner hatten ihm einen feierlichen und glänzenden Einzug bereitet. Sie hatten ihm Ehrenpforten gebaut und die Gewerke mit ihren Emblemen waren hinaus gezogen, den König einzuholen in die festlich geschmückte Stadt.

Der Zug mußte vorüberkommen an Gotzkowsky's Hause, und man vernahm schon die immer mehr sich nähernde Musik, und das Jauchzen und Schreien des Volkes ertönte immer lauter und gellender.

Ephraim trat an das Fenster und öffnete es, und indem er hinunter deutete auf die Straße, sagte er mit einem höhnischen Lachen: Seht einmal her, Gotzkowsky! Wie oft hat Berlin Euch seinen Wolthäter genannt, und doch ist es ganz lustig an dem Tage, an welchem Ihr zu Grunde geht. Die ganze Stadt weiß, daß Gotzkowsky heute fallirt, und doch ziehen sie mit lustiger Musik an Eurem Hause vorüber, und Keiner denkt an Euch.

Er hat Recht, murmelte Gotzkowsky, als eben das Vivatgeschrei dicht unter seinem Fenster ertönte. Er hat Recht! Ich war ein Thor, daß ich die Menschen liebte.

Ephraim deutete wieder hinunter auf die Straße. Seht, sagte er, da kommt Graf Salm vorüber, den Ihr, als die Russen hier waren, vom Tode errettet habt. Er sieht nicht herauf! Ach, da geht der Banquier Splitgerber, dem Ihr damals seine Fabriken in Neustadt-Eberswalde erhieltet und rettetet! Er sieht auch nicht herauf! Doch ja, jetzt schaut er hierher, und er lacht! Seht da, jetzt kommt der König mit seinem Generalstab! Ihr habt dem König viel Freude gemacht, Ihr habt seine Lieblingswünsche erfüllt, Ihr habt ihm die ersten großen Fabriken in Sammt und Seide errichtet, Ihr habt die Porzellanfabrik gegründet, Ihr seyd — auf Eure Kosten — nach Italien gereist, und habt für den König Bilder gekauft! Ihr habt ihm auch seine Hauptstadt von der Plünderung durch die Oesterreicher und Russen erhalten! Dem holländischen Gesandten von Verelst, der damals bei den Oesterreichern sich für Berlin verwendete, den hat der Kö-

Digitized by Google

nig zum Dank dafür in den Grafenstand erhoben. Was thut er Euch? Verelse that nur eine Kleinigkeit im Vergleich zu Euch und er ward doch Graf! Was aber that der König Euch? — Seht, der König mit seinem Stabe ist vorüber, und Niemand hat herauf geschaut! Gestern hätten sie es noch gethan, denn gestern wart Ihr noch reich, aber heute haben sie Euch schon vergessen, denn Ihr seyd arm, und das Gedächtniß der Menschen ist sehr kurz für arme Leute! Ach schaut nur hinunter, Gozkowsky! Es kommen noch sehr viele Leute, viele vornehme Herren, denen Ihr wohl gethan! — Es blickt aber Keiner zu Euch her.

Gozkowsky war unwillkürlich auch an das Fenster getreten, und gereizt von Ephraim's Worten schaute er mit einer angstvollen, traurigen Sehnsucht hinunter auf diesen glänzenden Festzug, der an seinen Fenstern vorüberging. Wie viel hätte er nicht darum geben mögen, wenn nur Einer, Einer von diesen Vielen, welche sich sonst seine Freunde genannt, zu ihm herauf geschaut, ihn theilnehmend gegrüßt hätte! Aber Ephraim hatte Recht! Niemand blickte her zu ihm, Niemand dachte an ihn, der gebrochenen Herzens am Fenster lehnte, und von den Menschen nicht mehr Beistand und Hülfe, sondern nur noch ein wenig Liebe, ein wenig Theilnahme begehrte.

Aber wie er jetzt wieder hinunter schaute auf die Straße, erheiterte sich plötzlich Gozkowsky's Angesicht. Er legte hastig seine Hand auf Ephraim's Schulter und deutete auf den Festzug hin.

Ihr habt Recht, sagte er, die vornehmen Leute sehen nicht her! Aber seht, jetzt kommt der Troß des Zuges. Da kommen die Armen, die geringen Leute, die Arbeiter! Seht sie an! Seht, wie sie zu mir herauf blicken. Ach, sie sehen mich, sie grüßen mich, sie schwenken ihre Hüte! Ach, dort schlägt Einer die Hand vor sein Gesicht, — es ist ein Tagelöhner, der früher in meiner Fabrik gearbeitet hat. Dieser Mann weint, er weint, weil er weiß, daß ich unglücklich bin. Seht, da kommen andere Leute. Armes Volk in zerlumpten Gewändern, Weiber, mit Säuglingen im Arm, zitternde Greise. Sie blicken Alle zu mir her, seht Ihr es, sie lächeln mir, die Kinder selbst strecken ihre Händchen zu mir empor. Ach, dieses arme Volk liebt mich, obwohl ich nicht mehr reich bin.

Und indem er sich jetzt mit strahlendem Angesicht und thränenfeuchten Augen zu Ephraim hinwandte, rief er: Ihr sagt, daß ich mich verrechnet habe! Nein, Ihr irrt! Ich habe gerechnet auf den Kern der Menschheit, nicht auf die entartete Schale. Und dieser edle Kern der Menschheit ruht im Volk, in dem Arbeiter, und dem Armen. Ich habe dem Volk vertraut, und mein Glaube hat mich nicht betrogen.

Ephraim zuckte die Achseln. Das Volk ist weiterwendisch, sagte er. Es steinigt morgen dieselben Menschen, welche es heute segnet! Wenn die öffentliche Meinung Euch verdammt, verläßt Euch auch das Volk. Darum rettet Euch vor den Menschen. Als Ihr reich waret, habt Ihr mit Jedermann Euer Glück getheilt, aber wenn Ihr arm seyd, wird Niemand mit Euch Euer Unglück theilen wollen. Darum rettet Euch, sage ich! Rafft zusammen, was Ihr an Papieren und Kostbarkeiten habt! Gebt es mir! Beim Gott meiner Väter, ich will es Euch treu und redlich aufbewahren.

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Geizhälse.

(Fortsetzung.)

Auf diese Rede trat eine ältliche Frau aus der Nebenstube und begrüßte ebenfalls freundlich und mit zärtlicher Besorgniß Gretchen. — „Treten Sie doch ein, Nachbarin," sagte sie. — „Du lieber Gott, wie blaß Sie sind, wollen Sie denn krank werden, daß Sie bei diesem Nebel so lange fortbleiben? Wahrhaftig, Sie sind ja schon krank! — Und nun gar das arme Kind. Ei, ei, ist denn das auch klug, die Kleine so lange der Nachtluft auszusetzen? Arme Cäcilie, sie ist schon eingeschlafen. Kommen Sie, geben Sie mir das liebe Gerlchen, daß ich es auf mein Bett lege. Bst, bst, schlaf, schlaf, mein Mäuschen."

„Setzen Sie sich doch einen Augenblick, Frau Nachbarin," sagte der Arbeiter, „Sie sind ja ganz athemlos."

„Reinhold ist wohl ein Dutzendmal auf die Straße hinunter gegangen, um nach Ihnen zu sehen," sagte die alte Frau.

„Sie sind allzu gütig gegen mich, Herr Schreck." „O nicht doch! — Ich war aber ernstlich in Sorge um Sie. Nun sind Sie ja gottlob zu Hause. Haben Sie nicht noch irgend einen Wunsch oder ein Bedürfniß?"

„Ich danke, Herr Schreck, ich brauche nur Ruhe," versetzte Gretchen. „Es ist schon spät und ich hatte Sie vom Schlafengehen ab." Sie wollte aufstehen.

„Nein, bitte, bleiben Sie noch einen Augenblick, Frau Nachbarin," sagte Frau Schreck. „Schläfrig bin ich noch gar nicht, und Reinhold ebenso wenig; lassen Sie uns noch ein Bischen plaudern. Und hier habe ich Ihnen noch einen Topf heißen Kaffee aufbewahrt, den Sie mit mir trinken müssen, damit Sie sich nicht erkälten. Nein, nur keine Umstände, oder Sie beleidigen uns. Es ist ja gerne gegeben. — Seit zwei Stunden warten wir schon auf Sie,

Digitized by Google

Frau Kneip, und sprachen nur von Ihnen, und meiner Treu, wir würden noch bis in Ewigkeit von Ihnen reden, wenn das nur etwas nützte. Aber das hilft eben nichts, so lange Sie nicht auch ein Wort in dieser Sache gesprochen haben . . ."

„Mutter," fiel Reinhold ihr bittend in's Wort.

„Nein, schweig' nur und laß mich zu Ende reden," erwiderte die Mutter. „Einmal muß es doch heraus. Gretchen, liebe Frau," fuhr sie fort und ergriff die Hand der jungen Frau, — „Sie wissen, daß ich Ihnen gut bin und von Herzen wohl will. Sie wissen das, nicht wahr? Es ist mir wahrhaftig Ernst damit. Und sehen Sie, eben darum muß ich einmal frisch vom Herzen weg mit Ihnen reden, damit Sie auch einmal wissen, woran Sie mit uns beiden sind . . ."

Gretchen sah Reinhold und seine Mutter betroffen an, und eine leichte Röthe der Schaam und Verlegenheit flog über ihre Wangen hin.

„Es muß einmal heraus, liebe Nachbarin," fuhr Frau Schreck fort, — „mein Reinhold ist Ihnen gut, er liebt Sie bis zum Rasendwerden."

Gretchen erschrack, erglühte und erblaßte abwechslungsweise und zwei dicke Thränen traten der armen Frau in die Augen.

„Hört doch auf, Mutter, Ihr seht ja, daß Ihr der guten Frau weh thut," rief Reinhold.

„Schweig', sag' ich, es mußte einmal heraus," versetzte Frau Schreck, und schlang ihre Arme um Gretchen, deren Haupt sie an ihre Brust drückte. „Weinen Sie nur ungenirt, liebes Kind," sagte sie zu ihr. „Diese Thränen werden Ihnen leicht um's Herz machen. Ich glaube Ihnen gerne, daß Sie viel Schmerzliches erlitten haben, aber wenn es von uns abhängt, so sollen Ihre Leiden nun ein Ende haben. Wir sind freilich nicht reich, aber wir haben unser Auskommen, und dieß wollen wir gerne mit Ihnen und der Kleinen theilen. Was wir dann weniger an Speise und Trank haben, das wird uns die Zufriedenheit ersetzen. Sie werden meinen Jungen hier zum glücklichsten Gatten und mich zur glücklichsten Mutter machen. Du lieber Himmel, ich weiß und sehe wohl, daß es Ihnen ehedem besser ergangen ist, als wir es Ihnen bieten können, allein das Geld, sehen Sie, das geht und kommt, und macht ja am Ende doch nicht glücklich. Nur fröhliche und zufriedene Herzen, die es treu mit uns meinen, geben uns Glück und Zufriedenheit, und solche Herzen haben wir zu Ihnen, liebes Kind. — Sehen Sie, ich will Sie ja nicht drängen, liebes Gretchen, jedes Ding braucht seine Zeit und seine reifliche Erwägung; aber aussprechen mußte ich es einmal gegen Sie, damit Sie es wissen, und weil ja Alles nur von Ihnen abhängt."

Die alte Frau weinte mit Gretchen, während Reinhold daneben stand und ihre Rechte leise in der seinigen drückte. „Ja, Gretchen, sagte er, „lassen Sie es mich ebenfalls Ihnen gestehen, daß ich Ihnen recht herzlich gut bin und daß das Glück oder Unglück meines Lebens nur von dem Worte abhängt, das ich jetzt aus Ihrem Munde erwarte. Ich kann Ihnen allerdings kein glänzendes Loos bieten, wie Ihnen meine Mutter schon gesagt hat; aber fürwahr, Sie werden Ihr Leben lang kein treueres, liebevolleres Gemüth treffen!"

„Ich glaube Ihnen," erwiderte Gretchen, welche in Reinhold's Auge die Bestätigung seiner Worte las. „Ich weiß, daß Sie Ihre Frau glücklich machen werden. Aber drängen Sie jetzt nicht in mich. Lassen Sie mir wenigstens einen Tag Bedenkzeit, Reinhold, Morgen will ich Ihnen dann antworten."

Reinhold und seine Mutter waren es zufrieden; man trennte sich für die Nacht.

Frau Schreck hatte drinnen in der Stadt einen kleinen Obsthandel. Reinhold arbeitete als Bildhauer in einer Möbelfabrik. Beide waren daher den ganzen Tag nicht zu Hause. — Als Frau Schreck am anderen Tage mit Einbruch der Nacht nach Hause kam, pochte sie wie gewöhnlich an Gretchens Thüre, um der kleinen Cäcilie einige schöne Aepfel und Weintrauben zu bringen, aber Niemand antwortete ihr und die Thüre war verschlossen. Frau Schreck ging daher in ihre kleine Küche und bereitete das Nachtessen für sich und ihren Sohn. Während sie damit beschäftigt war, wähnte sie, es gehe Jemand leise an der Küchenthüre vorüber; sie öffnete und blickte auf den Flur hinaus, sah aber Niemand. „Ich habe mich getäuscht," sagte sie. Nach einer Stunde kam Reinhold aus seiner Fabrik nach Hause und fragte nach Gretchen. Sie war noch nicht heimgekommen. Eine weitere Viertelstunde verging.

Da polterten plötzlich Fußtritte von mehreren Personen die Treppe herauf und auf dem dunklen Flur. Reinhold eilte mit dem Lichte hinaus, von seiner Mutter gefolgt, und sah sich drei Personen gegenüber: Philipp, Amand und Jakob.

„Gretchen!" rief Amand athemlos, „wo ist sie? Wohnt hier nicht eine Frau Margarethe Kneip?"

„O ja, — dort ist ihre Thüre, aber sie ist nicht zu Hause," sagte Reinhold.

Frau Schreck hatte die beiden Geizhälse von der Promenade erkannt, denn sie war eben jene Obsthökerin gewesen, die damals für das unter den Wagen gerathene und verunglückte arme Kind Kollekte gemacht hatte.

„Wie?" fragte sie mißtrauisch, „was wollen denn diese beiden Filze hier?"

Philipp und Amand waren auf die Thüre von Gretchens Wohnung zugeeilt und hatten die Thüre aufgerissen; aber die Dachkammer war leer und finster.

„Wie, ist denn die Thüre offen?" rief Rein-

Digitized by Google

hold und trat mit seiner Mutter ebenfalls hinzu. Alle fünf betraten nun die ärmliche Dachkammer, welche nichts enthielt, als ein elendes Bett, einen Strohsessel, ein Tischchen von Fichtenholz und eine wurmstichige Kommode, — das Licht flackerte von der Zugluft, die durch das schlechte Fenster hereindrang. Einige alte dürftige Kleidungsstücke hingen an den rohen Brettern, welche die Wände bildeten.

„Allmächtiger! und hier hat Gretchen gewohnt?" rief Amand, wie vom Donner gerührt und rang die Hände. Dann aber fiel sein Blick plötzlich auf ein kleines Billet, das auf dem Tischchen lag, und „an Reinhold Schreck" überschrieben war. Amand stürzte darauf zu, öffnete es hastig, ohne auf die Adresse zu blicken, und las laut:

Lieber Reinhold!

„Sie haben mir in den wenigen Wochen, seit wir uns kennen, so viel Freundlichkeit erwiesen, daß es mir beinahe das Herz abdrückt, Ihre gestrigen Geständnisse so ganz anders beantworten zu müssen, als Sie hoffen werden. Ich bin Ihnen von Herzen gut, Reinhold, und möchte die Liebe belohnen, die Sie mir geschenkt haben; wir würden ohne Zweifel beide mit einander glücklich werden. Aber ich kann, ich darf Sie nicht heirathen. Ich bin ein namenlos unglückliches Geschöpf, — nicht einmal eine Wittwe und doch verlassen, — verheirathet und doch ohne einen Gatten. Der Mann, dem ich vor Jahren in jugendlicher Unerfahrenheit mein Lebensglück anvertraute, hat mich grausam hintergangen. Er war schon mehr als ein Bettler, als er mich heirathete, denn er war mit Schulden beladen. Mit meinem kleinen Vermögen wollte er sich retten. Einige Jahre verzögerte mein Mitgebrachtes seinen Ruin; dann aber brach das ganze Schuldengebäude und Truggewebe unter ihm zusammen und verschlang nicht nur meine Habe, sondern brachte auch mich in die traurige Lage, die Verbindlichkeiten nicht erfüllen zu können, zu deren Eingehung er mich in meiner Unbekanntschaft in der Welt gebracht hatte. Ich verlor Alles, nur nicht den Muth und das Vertrauen auf den lieben Gott und seine Hülfe. Ich wollte ja Alles mit ihm ertragen, um meines Kindeswillen. Da entwich er mir eines Tages mit einer großen Summe Geldes, die er dem Brodherrn entwendet hatte, welcher ihm eine Anstellung gegeben. Seit zwei Jahren ist er für mich verschollen. Ich habe mich und mein armes Kind lange durch meiner Hände Arbeit zu erhalten gesucht, aber die Schande meines Mannes hat mich endlich aus meinem früheren Wohnort vertrieben. Die Schande meines Mannes schien mir sogar meinen Vater geraubt zu haben, der mich ganz vergessen hatte. — Sie sehen, Reinhold, ich kann Ihr Anerbieten nicht annehmen. Sie können nicht die Frau eines solchen Menschen heirathen, auch wenn meine Ehe gelöst wäre; ich kann und will Ihnen nicht die schwere Sorge für eine Frau und ein Kind aufbürden, da Sie schon jetzt für Ihren eigenen Unterhalt kämpfen müssen. Zudem wäre ich Ihnen eine traurige, langweilige Lebensgefährtin; ich könnte nicht in vollem Maaße die treue, zärtliche Neigung erwidern, die Sie für mich fühlen. Ich bin allzu sehr verbittert und beschwert von inneren Schmerzen und tiefem geheimem Gram, als daß ich immer meinen Gefühlen für Sie Wort und Ausdruck geben könnte. Mein Leben ist ganz verfehlt und ruinirt; mein Herz, voll Verzweiflung, sehnt sich nur nach der Ruhe des Grabes. Vergeben Sie mir, Reinhold, wenn ich Ihnen wehe thue; zürnen Sie mir nicht! Nehmen Sie meinen Segen und meine besten Wünsche für Ihr Wohlergehen. Dieß ist der Wunsch einer Sterbenden, denn wann Ihnen diese Zeilen zu Gesicht kommen, habe ich mich und mein Kind schon in den Fluthen des Flusses vor den Qualen des Hungertodes gerettet. Leben Sie wohl, grüßen Sie Ihre liebe Mutter

von

Margaretha Kneip."

Die Wirkung, welche dieses Briefes Inhalt auf die fünf Personen ausübte, die in dieser Dachkammer versammelt waren, ist kaum zu beschreiben. Jakob war vor dem armseligen Bette mit gefalteten Händen auf die Kniee gesunken und schluchzte krampfhaft. Zufällig sah er am Boden die Feder liegen, mit welcher Gretchen geschrieben haben mußte; er hob sie auf und betrachtete sie mechanisch — sie war noch feucht. Mit einem leisen Schrei sprang er auf und rief! „Es ist noch Zeit! es ist noch möglich, sie zu retten!" In wenig Worten schilderte er den Andern die schwache Hoffnung, die er noch hegte, und die Worte des wackern Burschen, der seither nur für einen Dummkopf, Tölpel, Simpel gegolten, den man nur mit den verächtlichsten Ausdrücken behandelt hatte, belebten plötzlich Alle mit einiger Hoffnung.

(Schluß folgt.)

Charade.

Das Erste, wie ihr Alle wißt,
Des Wissens erster Anfang ist.
Das Zweite, wie man's immer wende,
Ist ohne Anfang, ohne Ende.
Doch Vieler Ende schauerlich
Knüpft an des Ganzen Namen sich.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 233 Montag, 29. September 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Gozkowsky stieß ihn unwillig zurück und ein edler Zorn sprach aus seinen Zügen. Weiche von mir, Lügengeist der Hölle, rief er stolz. Es ist wahr, Ihr besitzt die Weisheit dieser Welt, aber es fehlt dieser Weisheit nur Eins, — der Geist der Ehre! Ich weiß, das drückt Euch wenig, mir aber ist es Alles. Ihr habt Recht, ich werde ein Bettler seyn, und die Menschen werden mit Finger auf mich deuten, und mich verlachen. Aber ich werde stolz an ihnen vorüber gehen, und mein Haupt wird sich nicht vor ihnen beugen, denn meine Menschenwürde, meine Mannesehre haftet nicht an Geld und Gut, die bleibt mein Eigenthum, und wenn ich sterbe, wird man auf mein Grab schreiben: „Er starb in Armuth, aber er war ein Ehrenmann."

Thor, der Ihr seyd! rief Ephraim mit einem spöttischen Lachen. Ihr hofft auf Eure Grabschrift, und laßt darüber das Glück des Lebens fahren! Nehmt meinen Rath an, noch ist es Zeit, sichert Euch Eure Zukunft.

Niemals, wenn es durch einen Betrug geschehen muß.

Denkt an Eure Tochter.

Ueber Gozkowsky's Antlitz flog ein schmerzliches Zucken. Wer gibt Euch ein Recht, mich an sie zu mahnen? fragte er zornig. Besudelt ihren Namen nicht, indem Ihr ihn aussprecht. Geht! Ich habe keine Gemeinschaft mit Euch.

Doch! sagte Ephraim mit seinem hämischen Lächeln. Ihr habt mir wohlgethan, ich will dankbar seyn, das ist eine Gemeinschaft.

Gozkowsky antwortete nicht. Er durchschritt heftig das Zimmer, und trat an seinen Schreibtisch, aus dessen einer Chatoulle er ein dunkelrothes Etui hervornahm. Er öffnete es, und riß den Brillantring heraus, der darin enthalten war.

Ich will Eure Dankbarkeit nicht! sagte er, sich mit zornflammendem Antlitz wieder an Ephraim wendend. Und könnte Ihr mir alle Schätze der Welt anbieten, ich würde sie Euch Alle zu Füßen werfen, wie ich es mit diesem Ring thue.

Und er schleuderte das kostbare Juwel zu Ephraim's Füßen hin.

Dieser hob ihn gelassen vom Boden auf, und betrachtete ihn aufmerksam. Dann brach er in ein lautes, spöttisches Lachen aus.

Es ist der Ring, sagte er, welchen die Judenschaft Euch damals schenkte, als Ihr uns von der Brandsteuer befreitet. Ihr gebt ihn mir?

Ich gebe ihn Euch und mit ihm meinen Fluch, Ihr Versucher meiner Ehre.

Ihr stoßt mich also zurück? Ihr wollt meine Dankbarkeit nicht?

Und könnte Eure Hand mich vom Abgrund erretten, ich würde sie von mir stoßen.

Es ist gut! sagte Ephraim, und setzt nahmen seine Züge einen Ausdruck des Hasses und der Schadenfreude an. Er hatte Mitleid gehabt mit dem Manne, welcher ihm einst wohlgethan, er hatte ihm hülfreich seyn und ihn erretten wollen, auf seine Weise. Aber Gozkowsky stieß seine Hand zurück und statt sich vor ihm zu demüthigen, wies er ihn stolz von sich. Es war ihm also nicht gelungen, er hatte ihn nicht in den Staub ziehen können, der reiche Ephraim war wieder von Gozkowsky besiegt worden, obwohl dieser jetzt arm war.

Gut, sagte er zähneknirschend, Ihr wollt es nicht besser haben! Ich nehme den Ring! Und indem er Gozkowsky mit einem hämischen Lachen in das Antlitz starrte, fuhr er fort: Ich werde Euch für diesen Ring eine Stelle auf dem Kirchhof kaufen, damit der ehrlose Bankbrüchige wenigstens ein ehrliches Grab findet, und nicht wie der Selbstmörder de Neufville eingescharrt wird.

Was sagt Ihr? de Neufville ist todt? rief Gozkowsky, indem er Ephraim, welcher sich der Thüre genähert hatte, nacheilte und ihn heftig am Arm packte. Sagt's noch einmal? de Neufville ist todt?

Ephraim weidete sich einen Augenblick mit stummer Schadenfreude an Gozkowsky's entsetzensvollem Schmerz. Dann machte er sich von Gozkowsky's Händen frei, und öffnete die Thür.

Digitized by Google

Jetzt wandte er sich noch einmal um, und mit einem hämischen Grinsen in Gogowsky's Antlitz schauend, sagte er langsam: de Neufville hat sich den Tod gegeben, weil er die Schande nicht überleben wollte.

Und mit einem lauten Hohnlachen warf er die Thür hinter sich in das Schloß.

Gogkowsky starrte ihm nach und seine Seele war voll unaussprechlichen Jammers. Er hatte nicht bloß in de Neufville einen Freund verloren, welchen er liebte, und auf dessen Treue er rechnen durfte, sondern seine eigene Zukunft, und seine letzte Hoffnung war mit ihm in das Grab gesunken.

Aber selbst zur Trauer um den gestorbenen Freund ließen ihm seine qualvollen Gedanken jetzt keine Ruhe. Die Art von de Neufville's Tode, die war es, welche Gogkowsky beschäftigte.

Er hat sich selber den Tod gegeben, murmelte er. Er wollte die Schande nicht überleben! Er hat Recht gethan, denn wo die Schande anfängt, da muß das Leben aufhören! Und ich sollte leben? fragte er laut, indem er fast zornig das Haupt zurückwarf. Ein Daseyn ohne Ehre, ein Daseyn der Schmach und des Elends! Ich sage, de Neufville hat Recht gethan! Nun wohl, so darf ich nicht Unrecht thun! de Neufville hat mir den Weg gezeigt! Ob ich ihm folge! Ich will mir das überlegen!

Er warf einen wilden, spähenden Blick im Zimmer umher, als fürchte er, irgend ein Auge möchte auf ihn schauen, und in seinem zuckenden Antlitz die jammervollen Gedanken seiner Seele lesen.

Ja, ich will mir das überlegen! flüsterte er unheimlich leise. Aber nicht hier! Da drin in meinem Kabinet, da ist es so einsam und still, da stört mich Niemand! Ich will mir das überlegen, sage ich.

Und mit einem unheimlichen Lächeln eilte er in sein Arbeitskabinet, und schloß es hinter sich zu.

LI.

Elise.

Ihr Brautanzug war vollendet, und mit strahlendem Angesicht, lächelnd und weinend vor seliger Rührung, stand Elise vor dem großen venetianischen Spiegel in ihrem Ankleidezimmer und betrachtete sich selbst. Nicht aus Eitelkeit, nicht um sich ihres schönen Angesichtes zu freuen, sondern um sich zu überzeugen, daß dieß Alles wirklich kein Traum, keine Phantasie ihres liebeseligenden Herzens, sondern Wahrheit, Wirklichkeit, ach, welch eine entzückensvolle Wirklichkeit.

Sie stand und schaute in den Spiegel und wie ihr daraus dieses junge Mädchen mit dem einfachen weißen Kleide und den errötheten Wangen so brautlich selig entgegen lächelte, jauchzte Elise laut auf vor Lust und warf sich in übermüthigem Scherz selber Kußhände zu, und grüßte und lächelte ihrem Spiegelbild.

Sey mir gegrüßt, Du glückliche Braut, sagte sie in frohem Uebermuth. Ich sehe es an Deinen Augen, daß Du glücklich bist, und so möge Gott Dich segnen! Gehe hin in alle Welt, und lehre es den Leuten mit Deinem glückseligen Daseyn, daß es für das Weib kein anderes Glück gibt, als die Liebe, und keine andere Seligkeit, als in den Armen des Geliebten zu ruhen.

Aber bin ich auch nicht zu einfach gekleidet? unterbrach sie sich selber plötzlich, und jetzt schaute sie prüfend auf ihr Spiegelbild. Ja, wahrhaftig dieses einfache, alberne Kind da, ist eines so schönen und prächtigen Mannes gar nicht werth! Ein weißes Seidenkleid und weiter nichts! Wie unverständig und einfältig mich doch das Glück macht! Mein Gott, ich vergaß, daß er aus dem Lande der Diamanten kommt, und daß er ein Fürst ist! Oh, ich will mich schmücken für meinen Fürsten.

Und sie nahm aus ihrem Sekretär diesen kostbaren Brillantschmuck, das Erbtheil ihrer Mutter hervor, und befestigte die flimmernden Brillanten in ihren Ohren, ihren Armen, und legte dieses mit Brillanten und Smaragden gezierte Collier um ihren glänzend weißen Hals.

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Geizhälse.

(Schluß.)

„Fort, fort, nach dem Flusse,“ riefen Alle, Man kam schnell überein, daß man auf dem kürzesten Wege das Kai und die Brücke erreichen und sich so vertheilen müsse, um jedem Unfall vorzubeugen und die ganze Uferseite der Vorstadt zu beherrschen. Der Weg war zwar weit, aber der Kutscher schonte seine Pferde nicht und die vier Männer waren bald zur Stelle. Gretchen war noch nicht da. Die vier Personen vertheilten sich auf die Ecken der Straßen, welche auf die Anlände ausmündeten, nahmen die Schiffer und die Polizei zu Hülfe, und binnen Kurzem war der ganze Quai von einer Kette von Menschen bewacht.

Reinhold schlug das Herz pochend in der Brust, als er seinen Posten auf der Anlände der Brücke einnahm. Die Nacht war rauh, der Himmel ganz mit Wolken überlaufen, ein eisiger Wind fegte über

Digitized by Google

das Wasser herüber, die Straßen waren fast ganz verlassen.

„O Gott!“ rief er plötzlich, „wir sind nicht zahlreich genug. Wir haben nur das Quai unterhalb der Brücke besetzt; stromaufwärts und bei den beiden Mühlen ist Niemand.“ Eine unbeschreibliche Angst erfaßte ihn. Da ging ein ältlicher Herr mit würdiger wohlwollender Physiognomie an ihm vorüber. Er nahm sich ein Herz ihn anzureden, und theilte ihm in wenigen Worten mit, um was es sich handle.

„Gut, gut, ich will Ihnen helfen,“ erwiderte der Herr bereitwillig. „Also eine junge, dürftig gekleidete Frau mit einem Kinde von ungefähr vier Jahren. Und Gretchen heißt sie? Ich gehe sogleich.“ Und er lief wirklich aus Leibeskräften den Mühlen zu.

Das war ein kostbarer Einfall von Reinhold gewesen. Dieser Herr war es, der Gretchen erblickte; denn kaum hatte er sich neben dem Siege aufgestellt, welcher nach der Mühleninsel hinüberführt und unter welchem das gespannte Wasser mit großer Geschwindigkeit nach dem Kanal hinströmt, so kam Gretchen mit ihrem Kinde auf dem Arme daher geschwankt. Als sie den Fuß auf den Steg setzen wollte, umschlang er sie mit beiden Armen und brachte sie zu Reinhold und ihren übrigen Freunden.

Welche Freude, welches Entzücken, welche namenlose Herzenserleichterung für den Vater, den Großvater, für Jakob, für Frau Schreck, die inzwischen auch herzugekommen war. Freudenthränen flossen und Gretchen und ihr Kind wanderten von einem Arm in den andern.

Endlich beruhigte man sich einigermaßen und holte den Miethwagen herbei, um Gretchen und die kleine Cäcilie nach dem lange entbehrten Vaterhause zu bringen, nachdem man den freundlichen und dienstfertigen fremden Herrn um seine Adresse angegangen hatte, denn ihm gebührte besonderer Dank, da ohne seine Mitwirkung jede Rettung mißlungen wäre. Als die Droschke davon fuhr, gingen Reinhold und seine Mutter langsam und gedankenvoll mit einander nach Hause.

„Endlich ist sie gerettet, aber für mich ist sie nun doch verloren,“ sagte der junge Bildhauer wehmüthig.

„Wer hätte je gedacht, daß diese beiden Geizhälse der Vater und Großvater Gretchens wären,“ murmelte Frau Schreck.

Mittlerweile fand in dem alten Hause im Hintergrunde jenes Hofes der alten Stadt eine tief ergreifende Scene statt. Die beiden Alten hatten erst durch diesen Brief erfahren, welch erschütterndes Ende Gretchens eheliches Verhältniß genommen, und klagten sich mit bitteren Selbstvorwürfen an, daß dieß ihre Schuld gewesen. Mit Zentnerwucht fiel es dem verblendeten Vater erst jetzt auf die Seele, welche schwere Verantwortung er durch sein seitheriges Betragen auf sich geladen hatte. Weinend bat er seine Tochter um Verzeihung und versprach ihr, das soll nun Alles anders werden. Gretchen vergab ihm Alles; sie war ja so froh, daß der Vater nur wieder versöhnt war. Diese Nacht schlief sie in dem Bette ihrer Mutter; sie hatte eine Heimath gefunden, — ihr war wie dem Schiffbrüchigen, der nun wieder Land unter den Füßen fühlt, nachdem er lange auf schwachem Boot von Wind und Wellen auf wildem Meere umher getrieben worden.

Am andern Morgen übergab Jakob Herrn Kneip einige Briefe, welche am vorigen Tage von der Post gekommen waren. Einer war darunter, sehr gewichtig und mit dem amtlichen Siegel des Ortsgerichts jener Stadt, wohin sich Gretchen damals verheirathet hatte. Vor Neugier zitternd, erbrach er ihn, und der Inhalt verursachte ihm eine tiefe Rührung; er seufzte laut auf, wie ein Mensch, dem eine große Last vom Herzen genommen wird. Dann steckte er den Brief in die Tasche, nahm seinen Hut und Stock, und ging durch die Stadt und über die Brücke nach dem Häuschen am Ende der Vorstadt, wo Gretchen in den letzten Wochen gewohnt hatte. Es war Sonntagmorgen, die Straßen waren stille, die Leute gingen ruhig zur Kirche. Amand fühlte sich seltsam bewegt und gehoben. Zum ersten Male seit vielen Jahren war auch in seinem Herzen heute Sonntag. Er stieg in das dritte Stockwerk hinauf und pochte an der Thüre von Frau Schreck's Mansardenstübchen.

„Guten Morgen, Madame! Guten Tag, Herr Reinhold!“ rief er beinahe athemlos. „Gretchen läßt Sie beide grüßen; sie befindet sich ganz wohl, und die kleine Cäcilie ebenfalls. Sie erlauben wohl, daß ich mich setze, — der weite Weg — das rasche Gehen — die drei Treppen — ich bin ganz außer Athem.“

Reinhold ward bald roth, bald blaß, und schien in einer großen Aufregung; er saß wie auf glühenden Kohlen. Frau Schreck beobachtete gespannt das ganz verwandelte freudestrahlende Gesicht des Herrn Kneip.

„Ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen, Herr Reinhold,“ hub Herr Kneip nach einer Weile an. „Sie haben meiner Tochter einen Heirathsantrag gemacht, nicht wahr?“

Reinhold stammelte einige unverständliche Worte — er wußte selbst nicht was. Seine Mutter zupfte mit bebenden Fingern an ihrer Schürze.

Herr Kneip bemerkte beider Verlegenheit und lächelte. „Ich wollte Ihnen nur mittheilen,“ sagte er, „daß das Haupthinderniß, welches der Erfül-

Digitized by Google

lung Ihres Wunsches gestern noch im Wege stand, heute gehoben ist. Mein Schwiegersohn, Wagner, ist in San Franzisko, in Kalifornien, wohin er sich geflüchtet hatte, in einem Streit erschossen worden; hier ist sein Todesschein, der gestern schon hier eintraf und in aller Form legitimirt erscheint. Gretchen wird nun gewiß einwilligen, Sie zu heirathen, und ich, ich gebe von Herzen meinen Segen dazu.“

Reinhold sprang auf und küßte dem Alten die Hand, seine Mutter fiel Herrn Kneip um den Hals.

„Aber ich knüpfe eine Bedingung daran,“ sagte Amand. „Sobald Ihr Mann und Frau seyd, ziehen wir Alle in Ein Haus zusammen und bilden nur eine einzige Familie. Und nun müßt Ihr beide mitkommen und bei uns speisen; wie wird sich Gretchen freuen, wenn ich Euch mitbringe!“

Sie stiegen mit einander die Treppe hinab, Amand reichte der Obsthändlerin seinen Arm und sagte leise: „Ihr habt wohl auch die beiden Geizhälse recht gehaßt, liebe Frau? Je nun, bedauert und vergeßt sie — sie sind beide todt.“

Acht Tage später wurde die Verlobung Gretchens mit Reinhold Schreck gefeiert. Jener Herr von der Brücke, welchem damals Gretchen unmittelbar ihre Rettung verdankte, war auch dabei und nahm herzlichen Antheil an dem Glücke und an der ganzen Lebensgeschichte der beiden Verlobten.

Herr Kneip kündigte ihnen an, daß er ein hübsches Haus mit Garten vor dem Thore gekauft habe, wohin sie Alle ziehen wollten und wo er für seinen Tochtermann ein Atelier einrichten lasse. — Frau Schreck sollte die Wirthschaft führen, und im oberen Stockwerke wollten Philipp Zang und Amand Kneip wohnen.

Als der Heirathsvertrag unterzeichnet ward, fiel dem alten Philipp die Feder aus der zitternden Hand auf den Boden. Amand bückte sich, um sie aufzuheben. Da blinkte ihm etwas aus den Spalten des Fußbodens entgegen — das alte Zweisousstück aus Glockenmetall. Dießmal konnte er es sogar mit den Fingern aus der Dielenspalte ziehen. Hernach beim Verlobungsschmause zeigte er es den Andern und erzählte den ganzen Hergang, der sich an jenes merkwürdige Geldstück knüpfte. „Ich werde es in Gold fassen lassen,“ sagte er, „und meine liebe kleine Cäcilie soll es an einem goldenen Venetianerkettchen um den Hals tragen und als ein Familienkleinod bewahren. Ist's recht so, Gretchen?“

„Gewiß, Väterchen!“ erwiderte diese und flog ihm an den Hals.

Die Hochzeit fand statt; der fremde Herr, Rüppell nannte er sich, wohnte ihr ebenfalls bei, und das junge Paar, gefolgt von den Alten, bezog das neu erkaufte Haus. Jakob war zum Gärtner bestellt, und hatte ein hübsches kleines Häuschen für sich, und mußte erst noch von einem anderen Gärtner in seinem Berufe unterrichtet werden. Ein holder Friede, ein genügsames, stilles Glück wohnte in diesem Hause. Leider aber sollte der Urgroßvater Philipp dieses Glück nicht lange genießen. Ihm ging es, wie einem Vogel, der nach jahrelangem Gefängnisse plötzlich der Freiheit wieder gegeben, die frische, reine Luft der Wälder nicht mehr ertragen kann, der in der engen Haft den Gebrauch seiner Schwingen verlernt hat.

Bald nach der Uebersiedlung aus der dumpfigen Wohnung im Neuweiler Hofe hinter der Kramgasse in die neue Wohnung fing er an zu kränkeln, und eines Morgens, als er gar zu lange beim Frühstück fehlte, und Gretchen hinauf ging, um ihn zu holen, fand sie ihn entseelt im Bette. Eine tiefe Ruhe lag auf seinen schon starren Zügen; er hatte offenbar sein Ende herrannahen gefühlt, denn er lag mit gefalteten Händen da, das Haupt dem Bilde seiner Tochter zugewendet, das man ihm auf sein ausdrückliches Verlangen hatte in's Zimmer hängen müssen. Sein Testament setzte Gretchen und ihr Töchterchen zu gleichen Theilen zu seinen Erben ein, und flehte den Segen des Himmels auf das Haupt der beiden Vielgeprüften herab, die um seinetwillen so Manches hatten leiden müssen.

Reinhold Schreck hat jetzt eine großartige Möbelfabrik und ist im Begriff, durch eigenen Fleiß ein wohlhabender Mann zu werden. Amand ist beinahe kindisch geworden, und die Bank auf der Promenade heißt noch immer die Filzbank, obschon die wenigsten Leute den Ursprung dieses Namens kennen mögen. —

W. Willkomm.

Mannigfaltigkeiten.

Ein algierisches Blatt schreibt: In Folge des Erdbebens haben mehrere Personen von Philippeville sehr sonderbare Erscheinungen verspürt: Ein Blinder, welcher das Gesicht durch einen Unglücksfall verloren hatte, wurde wieder sehend; einem Anderen ist es nicht so gut ergangen: er ist stumm geworden; ein Dritter, der seit mehreren Jahren lahm war, wurde vom Erdbeben dermaßen durchgeschüttelt, daß er umherspringen konnte und nun von seiner alten Lähmung gar nichts mehr spürt.

Auflösung der Charade in Nro. 228:

Holzschnitt.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 234 Dienstag, 30. September 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

So, jetzt sieht es prächtig aus, sagte sie, als sie sich jetzt wieder betrachtete. Jetzt werde ich ihm vielleicht gefallen! Aber der beste Schmuck fehlet noch! Mein Myrthenkranz! Den aber soll mein Vater mir anlegen.

Wie sie alsdann den Myrthenkranz betrachtete, ward ihr Auge schwermuthsvoll, und ein tiefer, heiliger Ernst sprach aus ihren Zügen.

Es ist die Krone der Liebe, und des Todes! flüsterte sie. Wenn das Mädchen stirbt, heftet man sie in ihr Haar, sey es nun, daß sie stirbt, und wieder aufersteht als Gattin, oder als verklärter Geist!

Und indem sie den thränenfeuchten Blick zum Himmel erhob, sagte sie: Ich danke Dir mein Gott, daß Du mir erlaubtest, glücklich zu seyn! Ach, mein ganzes Leben, meine ganze Zukunft wird nichts seyn, als ein Dank gegen Dich, der Du der Gott der Liebe bist.

Jetzt ward es ihr zu eng und verlassen in diesem einsamen, stillen Gemach, sie mußte zu ihrem Vater gehen, sie mußte sich an sein Herz werfen, und ihm all ihr Glück, ihre Liebe, ihre Freude in Worten des Dankes, der zärtlichen Kindesliebe ausströmen! Sie nahm den Myrthenkranz und verließ eiligst ihr Gemach, und schlüpfte leicht wie eine Gazelle über diesen Korridor, welcher zu den Zimmern ihres Vaters führte.

Wie ihr weißes Atlasgewand rauschte und glänzte, wie die Brillanten leuchteten und flimmerten, und sich wie ein Komet lang und prächtig durch den düstern Korridor hinschlängelten. Arme Elise! Die Kometen sind die Boten des Unglücks. Und es folgt Dir auf den Fersen, es ist dicht neben Dir, und sobald Du diese Schwelle überschritten hast, wird es Dich anpacken mit seinen Geierkrallen, und wird Deine Brust zerfleischen und das Blut Deines Herzens trinken! Arme Elise!

Mit einem glücklichen Lächeln, den Myrthenkranz in der Hand, trat sie in das Zimmer ihres Vaters. Aber dieses Zimmer war leer! Sie durchschritt es rasch, um ihn in seinem Arbeitskabinet aufzusuchen. Die Thüre desselben war verschlossen, und Niemand antwortete auf ihr lautes Rufen. Er war also ausgegangen, und kehrte ohne Zweifel bald zurück.

Sie setzte sich nieder, um ihn zu erwarten, und versank in Sinnen und Träumen! Und welche süße und köstliche Träume waren es nicht, welche sie umgaukelten und mit holden Zukunftsverheißungen sie grüßten.

Da öffnete sich die Thür, und Elise erhob sich, um ihrem Vater entgegen zu gehen. Aber er war es nicht, sondern Bertram! Und wie verändert, wie bleich und wie trübe er war! Er bemerkte sie kaum, sein Auge streifte an ihr vorüber, ohne sie anzusehen. Was war es denn, das ihn plötzlich so geändert hat? Wußte er vielleicht schon, daß Elise sich heute vermählen wollte, und daß ihr lange beweinter Geliebter zurückgekehrt war?

Sie fragte ihn befangen und ängstlich nach ihrem Vater.

Mein Gott, ist er nicht hier? fragte Bertram erschrocken zurück. Ich muß ihn sprechen, denn ich habe ihm Dinge von der höchsten Wichtigkeit zu sagen.

Elise sah ihn erstaunt und fragend an. Sie hatte ihn niemals so erregt, so gespannt in allen Fibern seines Wesens gesehen, und wider ihren Willen erzitternd fragte sie ihn nach dem Grund seiner Unruhe und Sorgen.

Bertram leugnete, irgend eine Unruhe zu empfinden, und doch flog sein Auge so forschend und angstvoll umher, und sein ganzes Wesen war ruhelos und ängstlich.

Das machte Elise' nur begieriger, den Grund seiner Sorgen zu erfahren. Sie drang auf's Neue in ihn, und Bertram versicherte auf's Neue, daß nichts geschehen sey.

Elise schüttelte traurig den Kopf. Ich täusche mich dennoch nicht, sagte sie, es steht ein Unglück auf Ihrer Stirn! — Und von einem plötzlichen

Digitized by Google

Schrecken durchzuckt, fragte sie erbleichend: Sie bringen meinem Vater eine schlimme Nachricht?

Bertram antwortete nicht, und schlug vor ihrem forschenden Blick das Auge zu Boden. — Und jetzt bestürmte ihn Elise mit aller Angst und Sorge einer zärtlichen Tochter, ihr zu sagen, welch ein Unheil ihren Vater bedrohe.

Bertram widerstand nicht länger. Erfahren muß sie es doch einmal, murmelte er leise in sich hinein, es ist also besser, daß sie es von mir erfährt!

Er nahm ihre Hand, und indem er sie zum Divan führte, und sich neben ihr niederließ, theilte er ihr langsam und vorsichtig, immer bedacht, sie zu schonen, die Sorgen und Bedrängnisse ihres Vaters mit.

Aber Elise war zu wenig bekannt mit diesen materiellen Verhältnissen des Lebens! Sie, welche niemals eine äußere Sorge, ein materielles Entbehren kennen gelernt hatte, sie begriff und wußte nicht, daß das Glück und die Ehre an dem Gelde haften könne.

Als Bertram geendet hatte, athmete sie hoch auf, gleichsam als sey sie jetzt von einer drückenden Angst befreit. Wie Sie mich erschreckt haben, sagte sie lächelnd. Das also ist das ganze Unglück? Wir werden arm werden! Mein Vater hängt nicht am Gelde!

Aber an seiner Ehre! sagte Bertram.

Oh, die Ehre meines Vaters kann niemals bedroht werden! rief Elise mit edlem Stolz.

Bertram wiegte schwermüthig sein Haupt. Sie ist bedroht! sagte er. Wir haben die Ueberzeugung seiner Unschuld, aber die Welt wird nicht daran glauben! Sie wird alle seine Edelthaten, all seine Großmuth und Güte vergessen, sie wird seine ganze Vergangenheit auslöschen und sich nur noch erinnern, daß er heute, — zum ersten Mal in seinem Leben — sein Wort nicht erfüllen kann! Sie wird ihn, wie den gemeinsten Betrüger mit dem entehrenden Namen eines Bankbrüchigen verurtheilen.

Elise hatte ihm, während er sprach, mit wachsendem Entsetzen in das Antlitz gesehen. Sie hatte jetzt die ganze Größe dieses Unheils begriffen, welches ihren Vater bedrohte! und ihr Herz war davon tief erschüttert worden. Sie dachte, sie fühlte jetzt nichts, als das Unglück ihres Vaters und mit gerungenen Händen, mit thränenfeuchten Augen fragte sie Bertram, ob wirklich keine Hoffnung mehr, ob Niemand da sey, welcher dieses entsetzliche Unglück von dem Haupte ihres Vaters abzuwenden vermöge!

Bertram schüttelte traurig das Haupt. Sein Kredit ist erschüttert, Niemand kommt ihm mehr zu Hülfe!

Elise legte ihm mit einem unaussprechlichen Ausdruck die Hand auf die Schulter. Und Du, mein Bruder?

Ach, ich habe Alles versucht, sagte er, und selbst in diesem Moment durchzuckte ihn ihre Berührung wie mit einem Strahl des Glückes. Ich habe ihn mit Thränen beschworen, das Wenige, was ich besitze anzunehmen, mir dieses heilige Sohnesrecht zu gewähren! Aber er hat es mir abgeschlagen! Er will nicht, daß sich ein Fremder für ihn opfert! Oh mein Gott, mich nennt er einen Fremden! Ich weiß, mein Vermögen kann ihn nicht retten, aber es kann vielleicht seinen Fall aufhalten, oder mindestens doch zur Deckung seiner Schulden dienen, und er hat es mir abgeschlagen! Er sagt, wenn ich sein Sohn wäre, würde er mir das bewilligen, was er mir jetzt verweigert! Und ganz bewältigt von seinem Kummer, in der Schwere desselben alle Rücksicht und alles Zagen vergessend, fuhr Bertram fort: Sieh, Elise, da habe ich das Aeußerste gewagt, da habe ich um Deine Hand gebeten, meine Schwester, damit mich Dein Besitz zu seinem Sohne mache! Ich weiß Du liebst mich nicht, aber Du würdest mich geachtet haben um dieser Liebe willen, die ich zu Deinem Vater hege, Du würdest, wenn er es erlaubte, der Kindespflicht das Opfer gebracht haben, meine Hand anzunehmen, meine Braut zu werden.

Er schwieg und blickte mit einem angstvollen, zagenden Ausdruck auf dieses junge Mädchen hin, welches erröthend und zitternd an seiner Seite saß. Aber sie fühlte, daß sie mindestens eine Antwort schuldig sey, und wie sie jetzt das Auge zu ihm erhob, und in sein treues edles Antlitz schaute, welches sich ihr niemals geändert, niemals gewechselt hatte, wie sie daran dachte, daß Bertram sie mit immer gleicher Treue und Aufopferung geliebt, mit einer Liebe, welche nichts wollte und begehrte, als ihr Glück und ihre Zufriedenheit, da überkam sie eine tiefe Rührung und zum ersten Male hatte sie Bertram gegenüber ein Gefühl tiefer und schmerzvoller Reue.

(Fortsetzung folgt.)

Eine gefährliche telegraphische Depesche.

Ein junger Künstler, der als Sänger am Hoftheater zu Mannheim engagirt ist, hatte sich in Straßburg verliebt und verlobt. Nichts war natürlicher, als daß er seine junge Braut, mit Hülfe der jetzt vollendeten pfälzischen Eisenbahn, so oft besuchte, als seine Beschäftigung an der Oper nur immer erlaubte. Er hatte zu diesem Zweck kürzlich wieder einige Tage Urlaub erhalten, jedoch mit dem

Digitized by Google

Bemerken, daß er am nächsten Sonntag in Mannheim wieder eintreffen müsse, weil an diesem Tage dort Opernvorstellung seyn sollte. Im Fall aber die Oper abgesagt würde, sollte er schleunigst Nachricht noch Straßburg erhalten. Man würde dann „Don Carlos“ von Schiller geben und er könnte in diesem Falle noch drei Tage bei seiner Braut in Straßburg bleiben.

Der glückliche Bräutigam kommt in Straßburg an und verlebt dort einige schöne Tage. Aber die ersehnte Nachricht aus Mannheim, welche sein Glück noch einige Tage verlängert hätte, trifft nicht ein. Pflichtgetreu macht er sich daher schon Sonnabend auf den Weg und reist auf der Eisenbahn betrübt von Straßburg ab, mit dem Bemerken, daß er sich noch einige Stunden in Weißenburg aufhalten müsse, um dort Verwandte zu besuchen.

Kaum hat er seine betrübte Braut verlassen, so trifft ein Brief aus Mannheim unter seiner Adresse bei ihr ein. Die Braut, den Inhalt ahnend, öffnet den Brief und liest, leider zu spät, die frohe Botschaft, daß die Oper in Mannheim abbestellt sey, „Don Carlos“ aufgeführt werde und der Sänger-Bräutigam noch drei Tage Urlaub habe.

Die Verzweiflung, daß der Brief zu spät kam, um den Geliebten festzuhalten, dauert eben nicht lange. Das junge Mädchen erinnert sich, daß ihr Bräutigam um diese Stunde noch in Weißenburg seyn müsse. Ohne ihrer Mutter ein Wort zu sagen, machte sie sich mit ihrer Schwester auf den Weg — zum Telegraphen-Bureau.

Sie gibt, mit einiger Befangenheit über ihren gewagten Schritt, an den Bräutigam nach Weißenburg (dicht an der französischen Gränze) eine höchst lakonische Depesche auf, um sich nicht zu verrathen und das Geld möglichst zu sparen. Sie telegraphirt nur:

„Don Carlos. — Komm!“

und entfernt sich eiligst, nicht ohne Herzklopfen und Erröthen.

Eine Stunde später fährt ein Wagen am Hause ihrer Mutter vor. Ein eleganter Herr in Zivil steigt aus und verlangt die Dame des Hauses zu sprechen. Sie erscheint und fragt nach den Wünschen des Fremden.

„Es thut mir leid, Sie belästigen zu müssen, Madame,“ beginnt dieser feierlich, „allein das Wohl Frankreichs verlangt, daß Sie mir offen und unumwunden Antwort auf meine Fragen ertheilen, im Fall Sie nicht vorziehen, noch Anderen als mir Rede stehen zu müssen.“

„Mein Herr, ich verstehe Sie nicht und bitte, mir zu erklären —“

„Sie werden mich sogleich verstehen. Sie wissen, daß seit drei Tagen in Madrid wieder eine Revolution ausgebrochen und daß Espartero gestürzt ist.“

„Allerdings, denn es steht in allen Zeitungen.“

„Sie wissen aber weit mehr, als in den Zeitungen steht. Sie kennen die Pläne der Carlisten.“

„Ich? Was fällt Ihnen ein?“

„Leugnen hilft zu Nichts, Madame. Wir sind genau unterrichtet, daß Sie mit den Carlisten in Verbindung stehen.“

„Sie träumen, mein Herr!“

„Durchaus nicht. Wir wissen, daß Sie mit den Carlisten korrespondiren, die sich an der Gränze verborgen halten, (mit dem durchdringenden Blick eines Inquirenten:) zum Beispiel in — Weißenburg.“

Madame betrachtet den geheimen Polizei-Offizianten mit sprachlosem Erstaunen.)

„Sie schweigen? Nun dann, Sie sind sogar unterrichtet, daß Don Carlos nach Spanien zurückkehrt. Nur durch ein offenes Geständniß aller Einzelnheiten können sie vermeiden, mir augenblicklich in die Conciergerie folgen zu müssen.“

Jetzt reißt der Madame die Geduld. Sie verlangt Genugthuung, sie bittet den geheimen Polizeimann, augenblicklich ihr Haus zu verlassen. Dieser nicht im Geringsten erschüttert, zieht ein Papier hervor und erwidert:

„Sie glauben, wir haben keine Beweise in den Händen? Hier sind sie. Erst vor einer Stunde gab Ihre Tochter im Telegraphen-Bureau diese Depesche nach Weißenburg auf.“

Die erschrockene Mutter fällt beinahe in Ohnmacht, als sie ein Papier, mit der Unterschrift Ihrer Tochter, in der Hand hält, das die räthselhaften Worte enthält:

„Don Carlos. — Komm!“

Die Mutter ruft ihre beiden Töchter zitternd herein. — Neues Verhör, neues Erstaunen, neue Spannung.

Als aber die muntern Töchter das corpus delicti lesen, brechen sie in ein lautes Gelächter aus, zum großen Erstaunen der Mutter und des Polizeimannes.

Wenige Worte und der Brief aus Mannheim klären die Erstaunten auf, doch beruhigt sich der geheime Agent noch nicht ganz und wittert neue Mystifikationen.

Da rollt abermals ein Wagen vor. Der glückliche Mannheimer Opernsänger tritt in's Zimmer, die Tochter fliegt ihm in die Arme und sagt lachend zum Polizeimann:

„Hier stelle ich Ihnen meinen Don Carlos vor. Sie scheinen vergessen zu haben, daß der spanische Staatsverräther bereits todt ist, daß aber in Deutschland ein anderer Don Carlos von einem gewissen Herrn von Schiller ein ewiges Leben haben wird.“

Allgemeines Gelächter erschallt, unter dem der Polizeimann, — der schon geträumt hatte, durch seine Entdeckung zum Polizeiminister zu avanciren, —

Digitized by Google

sich unter tausend Entschuldigungen verwirrt zurückzieht. — Als die Schwestern ihn in den Wagen steigen sahen, bemerkten sie, daß der Präfekt von Straßburg schon darin saß, und daß vor dem Hause und an den Straßenecken verkleidete Gendarmen Wache gehalten hatten. —

Diese Anekdote ist buchstäblich wahr und kann vom Erzähler verbürgt werden, der sich während des Vorfalls in Straßburg aufhielt. Sie passirte vor wenig Wochen, im Juli 1856.

Mannigfaltigkeiten.

Eine merkwürdige Geschichte ging kürzlich in Berlin von Mund zu Mund: Vor einiger Zeit nämlich zieht Abends um 11 Uhr am weißen Thore in Charlottenburg (das nach dem weißen oder sogenannten Theepavillon führt), wie regelmäßig ein Posten auf — vom Garde-Reserveregiment. Diese Posten sind von Abends 11 bis Morgens 5 Uhr mit scharf geladenem Gewehr versehen, und haben den Befehl, Niemanden nach dem Pavillon durchgehen zu lassen, wo viel Silberzeug liegt. Als um 1 Uhr die Ablösung kommt, ist der Posten spurlos verschwunden mit allen Waffenstücken. Daß der Soldat nicht desertirt sey, nimmt man daraus ab, daß er der Sohn eines dortigen reichen Bürgers, ein sehr ordentlicher Mensch war und nur noch einen Monat zu dienen hatte. Man stellte also die genauesten Nachforschungen an und findet endlich seine Leiche in der Spree, Seitengewehr und Patrontasche um; nur Helm und Flinte fehlen, die vielleicht noch im Grunde des Flusses liegen. Aber was man bei näherer Besichtigung noch findet: der Mann hat einen Schlag in's Gesicht erhalten, der ihm die Nase zerquetscht hat, und einen Schlag in's Genick. Die Entfernung von dem Posten bis zur Spree beträgt etwa hundert Schritte, so daß anzunehmen, daß er, betäubt durch die Schläge in den Fluß geworfen worden ist. Aber zu welchem Zweck, mit welcher Absicht? Man erschöpft sich in Vermuthungen. Das Seltsamste aber kommt noch. Am 1. d. M., Nachts, ist mit dem Posten genau dasselbe passirt; er war auch verschwunden: ein Mann vom zweiten Garde-Regiment. Man ist natürlich mit Untersuchung dieses merkwürdigen wiederholten Anfalles auf das Eifrigste beschäftigt.

[Ein Kind als Zeuge.] Kürzlich hat der Schlächtermeister Günther in Hamburg im Streite wegen eines Geld-Antehens seine Gattin erschlagen und die Leiche dann in der Stube seines Gesellen aufgehängt. Der tödtliche Streich war mit einem schweren Eisen geführt worden. Trotz vieler Indizien jedoch vermochte man Günther nicht zum Geständniß zu bringen. „Wirklich, böse Thaten müssen sich verrathen!“ Hier war es ein Kind, das 7jährige Töchterchen des Verbrechers, welches gegen seinen eigenen Vater zeugen mußte. Das Mädchen hatte der Stiefmutter die Getödteten Umstände mitgetheilt, welche den Verdacht gegen Günther nur zu sehr rechtfertigten. Sie wiederholte ihre Aussage ohne irgend eine Abweichung vor Gericht. So stand denn die 7jährige Kleine da, als einziger furchtbarer Ankläger gegen denjenigen, welchen zu verehren sie sich von Natur und Erziehung aufgefordert sah. Sie ahnte wohl kaum, daß sie mit kindlicher Freimüthigkeit das Verderben ihres Vaters aussprach. Die Konfrontation mit dem im trotzigsten Starrsinn beharrten Gefangenen geschah. Als er sein Töchterchen erblickte und dieses ihm mit dem unzweifelhaften Ausdruck der Wahrheit die entsetzlichen Umstände jenes Morgens in das Gedächtniß zurückrief, verließ den Angeschuldigten der Muth des Leugnens gänzlich, er rief mit ersticktem Tone: „Nun denn, wenn mein einziges Kind selbst mich auf das Schaffot bringen will, so will ich gestehen.“ Darauf erzählte er den oben in Kürze mitgetheilten Verlauf des Verbrechens.

[Was heißt löschen?] Bei einem Brande in Berlin hatten sich mehrere Feuerlöschleute in eine nahe gelegene Schenke gesetzt, um sich von den Strapazen durch einen Schluck Bier zu stärken. Ein Polizei-Offizjant trat herein und fuhr sie mit harten Worten an: „Hier sitzt ihr Faullenzer! Heißt das spritzen? Heißt das Feuerleitern anlegen? Heißt das Menschen retten?“ „Ne, Herr Kumzarjus,“ antwortete einer der Leute, „das heißt löschen.“

Die Reue und die Unschuld.

Von J. F. Castelli.

Der Reue kam auf ihren Wegen
Die Unschuld eines Tags entgegen;
Da wollte Jene schnell entfliehn,
Verhüllend sich das Angesicht;
Doch diese naht sich ihr, und spricht:
„Warum willst du dich mir entziehn?
O Liebe, sind wir Schwestern nicht?
Die Tugend, uns're Mutter, wartet
Auf uns, d'rum komm mit mir geschwind;
Denn war ein Kind auch ausgeartet,
Es blieb ja immer doch ihr Kind.“

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Kilian Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 235 Mittwoch, 1. Oktober 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Sie reichte ihm mit einem vollen, schönen Blick ihre Hand dar. Bertram, sagte sie, von allen Männern, die ich kenne, bist Du der Edelste! So verehrt Dich meine Seele, so würde mein Herz Dich lieben, wenn es noch mein wäre.

Bertram neigte sich über ihre Hand und küßte sie, aber wie er dann sie anblickte, traf sein Auge ganz zufällig auf dieses flimmernde Collier, welches ihren Hals zierte. Jetzt gewahrte er ihre ungewöhnlich glänzende Toilette, und fragte befremdet um deren Ursache.

Oh, sieh' nicht darauf! rief Elise. Sprich mit von meinem Vater! Was hat er Dir geantwortet, als Du ihn um meine Hand batest?

Daß er niemals von seiner Tochter ein solches Opfer annehmen würde, und wenn es ihn vom Tode erretten könnte!

Und sein Fall ist unvermeidlich? fragte Elise gedankenvoll.

Jetzt fürchte ich es fast! seufzte Bertram. Schon heute morgen durchliefen Gerüchte dieser Art die Stadt, und Dein Vater selbst sagte mir, daß, wenn Rußland auch jetzt auf seiner Zahlung bestehe, er rettungslos verloren sey! Nun, so eben bekomme ich durch einen Freund aus Petersburg die sichere Nachricht, daß die Kaiserin bereits einen eigenen Gesandten abgeschickt habe, um diese Angelegenheit mit den strengsten Mitteln zu Ende zu führen! Diese halbe Million muß der Kaiserin sehr am Herzen liegen, denn sie sendet in dieser Sache sogar ihren allbekannten Günstling, den Fürsten Stratimojeff her.

Elise fuhr erschrocken von ihrem Sitz empor, und starrte Bertram an. Wen sendet die Kaiserin?

Ihren Günstling Stratimojeff! wiederholte Bertram unbefangen.

Aber dieses junge, sinnende Mädchen hatte sich jetzt in ein zürnendes, stolzes Weib verwandelt, und mit flammenden Augen und glühenden Wangen fragte sie: Wer gibt Ihnen das Recht, den Fürsten Stratimojeff so zu beschimpfen, daß Sie in den Günstling dieser Kaiserin nennen?

Bertram sah sie erstaunt an, und fragte verwundert nach der Ursache ihres Zürnens. Alle Welt weiß, sagte er, daß dieser Fürst Katharinens Günstling ist.

Und zum Beleg seiner Angabe zog er den Brief seines Petersburger Korrespondenten hervor, und ließ sie diese Stelle desselben lesen, in welcher von der Sendung des kaiserlichen Günstlings ausführlich berichtet ward.

Elise stieß einen Schrei aus und taumelte halb ohnmächtig zurück auf den Divan. Es brauste vor ihren Ohren, all ihr Blut strömte dem Herzen zu, und sie murmelte leise: Ich sterbe! Ich sterbe!

Aber diese augenblickliche Betäubung ging vorüber, und Elise erwachte jetzt zum vollen Bewußtseyn und Verständniß ihrer Lage! Sie begriff jetzt Alles, und wußte Alles! Mit einem bittern Hohngefühl überschaute sie ihr ganzes Verhältniß, ihr ganzes, erbärmliches, jammervolles Unglück!

Darum also, sagte sie fast hohnlachend zu sich selbst, darum diese eilige Trauung, und die schriftliche Einwilligung der Kaiserin zu meiner Vermählung! Ich sollte nur der Deckmantel dieses sündigen Verhältnisses seyn! Aus ihren Armen kommend wollte er mich der Welt darstellen und ihr sagen: Seht, daß Ihr verläumdet! Dieß ist mein Weib und Kaiserin Katharina ist ein reiner Engel.

Und Elise stieß einen Schrei wilden Zornes aus, und sprang empor, um mit hastigen Schritten im Zimmer auf und abzugehen.

Ihr schauderte vor diesem Abgrund der Erbärmlichkeit, vor diesem Manne, welcher, nicht befriedigt sie nur seinem Ehrgeiz zu opfern, sich noch, wie zum Hohn alles menschlichen Gefühls, zum Willensvollzieher seiner kaiserlichen Freundin machte.

Oh, das ist zu viel, sagte sie halblaut zu sich selber, gar nicht bemerkend, daß Bertram mit wachsendem Erstaunen und entsetzten Blicken ihrem räthselhaften Wesen zuschaute. Oh, das erträgt die Liebe nicht! Liebe! Hinweg mit diesem Wort! Ich würde mich selbst verachten, wenn ich in meinem

Digitized by Google

Herzen nur noch einen Funken dieser geschändeten Liebe fände.

Sie preßte ihre Hände gegen ihre Brust, als wolle sie damit diese Gluthen dämpfen, welche sie verzehrten. Oh, sagte sie, es brennt fürchterlich! Aber es ist nicht die Liebe! Auch der Haß hat seine Gluthen! Ich hasse ihn, jetzt weiß ich es.

Ich will Rache nehmen an dem Verräther! Ich will ihm zeigen, daß ich ihn verachte! rief sie laut, und indem sie wie eine Tiegerin zu dem Myrthenkranze hinstürzte, welcher dort auf dem Tische lag, fuhr sie fort: das Band der Liebe ist zerrissen, und ich will es vernichten, wie diesen Kranz.

Plötzlich legte sich eine sanfte Hand auf ihren, schon nach dem Kranze ausgestreckten Arm, und Bertrams milde und theilnahmsvolle Stimme schlug an ihr Ohr.

Was er sagte, mit was für Worten er zu ihr sprach, er, welcher jetzt Alles begriffen, und die ganze Größe ihres Unglücks verstanden hatte, mit welchen innigen, seinem Herzen entquollenen Worten er sie zu trösten suchte, das wußte und verstand sie nicht! Aber sie hörte seine Stimme, sie wußte, daß ein theilnehmender Freund ihr zur Seite stand, um ihr seine hülfreiche Hand zu reichen, um sie zu erretten aus diesem Abgrund des Elends, und mit seiner treuen Hand sie empor zu ziehen an seine Brust! Sie wäre verloren gewesen, sie wäre wahnsinnig geworden, wenn Bertram nicht an ihrer Seit stand. Das fühlte sie, das wußte sie, denn immer, wenn ihr Unglück drohte, fand sie ihn neben sich, immer war er da, um sie aufzurichten und zu behüten, und ihr Friede und Trost zu geben!

Oh Bertram! Bertram! schütze mich! sagte sie an allen Gliedern bebend. Verschließe mir nicht Dein Herz, sondern habe Erbarmen mit mir.

Sie lehnte ihr Haupt an seine Brust und weinte laut! Und dennoch fühlte sie es, wie eine Segnung, daß Bertram da war, und zum ersten Mal hatte sie das klare Bewußtseyn, daß Gott ihn an ihre Seite gestellt, damit er ihr ein hülfreicher Engel, ein Beschützer und Freund sey.

Die Täuschungen und Irrungen ihres ganzen Lebens fielen wie ein Schleier von ihren Augen, und sie sah klar über sich und Bertram.

Und wie sie jetzt, das Haupt an seine Brust gelehnt, dieß Alles dachte, wurden ihre Gedanken zum Gebet und ihre Thränen zu frommen Dankopfern.

„Ich habe einen Engel in meinem Hause bewirthet und wußte es nicht," flüsterte sie, sich unwillkürlich dieser Worte der heiligen Schrift erinnernd.

Als Bertram sie nach der Bedeutung ihrer Worte fragte, antwortete sie: Es bedeutet, daß sich ein irrendes Herz auf die rechte Straße heimgefunden hat.

Sie trocknete sich mit einer trotzigen Entschlossenheit die Thränen an ihren langen Locken ab. Sie wollte nicht mehr weinen, nicht eine einzige Thräne mehr um diesen falschen, heimtückischen Verräther, diesen entarteten Sohn eines fremden Volkes. Er war keines Seufzers, keiner Rache, nicht einmal eines Vorwurfs werth! — Ein Räthsel hatte in ihrem Herzen geschlummert, und sie hatte gemeint, daß sie ihm die rechte Deutung gäbe, wenn sie es mit dem Namen „Feodor" anrufe. Aber sie hatte geirrt, und Gott hatte diesen langen beweinten, so lange ersehnten Mann zu ihr zurückkehren lassen, damit sie das Räthsel ihres Herzens richtig zu deuten vermöge, damit sie die Täuschungen und den eigensinnigen Trotz ihres Herzens erkenne und überwinden lerne.

Wie sie das dachte, richtete sie sich von seiner Brust empor und sah ihn an. Du bist bei meinem Vater um mich geworben? Liebst Du mich noch?

Bertram lächelte. Diese Frage kam ihm so seltsam und wunderbar vor. Ob er sie noch liebe? Als ob es möglich sey, daß man aufhören könne zu lieben.

Liebst Du mich noch? wiederholte sie.

Treu und ehrlich, das weißt Du wohl? sagte er innig.

Treu und ehrlich! rief Elise tief bewegt. Oh, das sind Worte, wie Felsen so stark, und gleich dem Schiffbrüchigen will ich mich an ihnen anklammern, um nicht unterzugehen! Oh Bertram, Du bist so gut! Du liebst meinen Vater und wolltest sein Sohn seyn, nur um ihm zu helfen.

Um, wenn es seyn muß, für ihn zu arbeiten, für ihn mein Leben hinzuopfern! sagte Bertram.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ahnenprobe.

Erzählung von Amely Bölte.

„Blut ist ein ganz besonderer Saft."
Mephisto.

I.

Mein Urlaub, erzählte Mister Browning, ein englischer Offizier, der lange in Deutschland gelebt hatte, ging zu Ende. Ich hatte meine Zeit gut benutzt und an die Flitterwochen meiner Ehe die Verwirklichung manches Wunsches geknüpft, der im Buche meines Gedächtnisses seit lange verzeichnet gestanden. Man sagt, das Alter zehre von den

Digitized by Google

Erinnerungen der Jugend, so habe ich denn als weiser Hausvater die Schätze eingesammelt, die weder Rost noch Motten fressen, und für den Winter meines Lebens fürsorglich eingelegt. Das klingt wie Scherz und mag in meinem Alter dafür gelten; doch liegt oft tiefer Ernst im kindischen Spiele.

Meine junge Gattin besuchte zum Erstenmale den Kontinent. Erst seit einem Jahre in die Eindrücke getreten, welche die Hauptstadt Englands bietet, kannte sie von der Welt noch sehr wenig. Aus der Schulstube in das bunte Gewirr des Lebens geworfen, waren die Erfahrungen im Anfang fast überwältigend für sie. Ich führte Arabella darum nicht in große Städte, sondern in einsame Gegenden. Wir besuchten die Normandie und freuten uns an ihren Schlössern und Traditionen, durchstreiften von da ab das mittlere Frankreich und überstiegen endlich den Jura, um die Schweiz mit ihrer reichen, mächtigen Natur ihren ganzen Zauber vor uns entfalten zu lassen.

Welche Tage verlebten wir hier, Tage des Glücks, die so ungetrübt nie wiederkehren können. Ich hatte noch einen Ausflug nach München im Sinne und wollte von dort den Rhein hinunter fahren und mich einige Tage in Bonn aufhalten. Arabella sollte den Ort kennen lernen, wo ich einen Theil meiner Jugend verbracht und manche Anknüpfungspunkte zurückgelassen hatte, die mir werth waren. Da kam ein Brief aus der Heimath, der mich mahnte, daß ich nur noch über Tage gebieten durfte, wo ich noch auf Wochen zählte. So hatte ich denn die Rechnung ohne den Wirth gemacht und erfuhr die Wahrheit unseres Sprichwortes: daß die Zeit und die Fluth vor den Wünschen der Menschen nicht stillstehen.

Wir waren so eben in Interlaken angekommen und in der Pension Anglaise abgestiegen, als uns diese unwillkommene Botschaft traf. Niedergeschlagen reichte ich Arabella das Schreiben hin. Sie gab es mir heiter zurück und sagte: „Wie schön, daß wir sobald in unser eigenes Haus kommen!"

In das eigene Haus! Jawohl war diese Hoffnung schön, und ich freute mich nun gleichfalls und lächelte mit ihr über die Kürze der Zeit, die wir hier noch zubringen durften. „So laß uns denn wenigstens genießen, was wir können," sagte ich und zog sie mit hinaus in die großartige Natur. Der Morgen war köstlich, die Luft so rein, am Himmel kaum ein Wölkchen. Wir gingen bis an den Brienzersee. Als wir mit manchem Umweg zurückkehrten, war es Mittag geworden und die Gesellschaft hatte sich bereits zu Tische gesetzt. Im Hofe stand ein großer, noch bepackter Reisewagen, eine in jetziger Zeit schon seltenere Erscheinung. Es mußten Gäste von Bedeutung angekommen seyn, das bewies das unruhige Hin- und Herrennen der Dienerschaft.

Kaum hatten wir unsere Plätze an der allgemeinen Tafel eingenommen, so trat eine Dame im Reisekostüme herein, mit einem Kinde an der Hand, denen ein Herr folgte, dessen Züge mir seltsam bekannt vorkamen. Doch wußte ich nicht gleich, wo ich mit ihm zusammen getroffen. Da ward auch er meiner ansichtig und mit einem leisen Ausruf der Verwunderung auf den Lippen trat er uns näher und redete mich an. Die Stimme brachte augenblicklich seinen Namen auf meine Lippen. „Graf Dedo von Malström," sagte ich, ihn meiner Frau vorstellend. „Wir waren auf der Universität befreundet und ich bin herzlich froh, daß der Zufall uns hier zusammen geführt. Können wir unsere Plätze nicht neben einander nehmen?"

Seine Gattin hatte sich leider schon mit ihrem Kinde gesetzt und er wollte, rücksichtsvoll, sie nicht veranlassen zu wechseln, daher sagte er mir für den Augenblick Lebewohl, mit der Bitte, daß ich ihn nach Tische erwarten möge; ich nickte ihm von Herzen meine Einwilligung zu.

Mein Freund hatte sich sehr verändert, seit ich ihn nicht gesehen. Zehn Jahre bewirken freilich schon eine Umwandlung des äußeren Menschen; indessen — mit mir war die Zeit doch gnädiger verfahren, das durfte ich ohne Eitelkeit sagen. Er war nicht glücklich, das sah man auf den ersten Blick. Ein heiteres Temperament hatte er wohl nie; doch diesen Zug düsterer Schwermuth, dieß Lächeln, als wenn die Sonne durch Wolken bricht, das war ihm früher nicht eigen, das hatten ihm die Zeit gebracht und traurige Erfahrungen. Damals galt er für hübsch; jetzt konnte man ihn kaum mehr so nennen. Die regelmäßigen Züge waren freilich noch da, aber die frische Gesichtsfarbe war einem fahlen Gelb gewichen und der Mangel an Bart, nebst den hellen Augenbraunen gab den Zügen etwas Ausdrucksloses. Es fehlte männliche Kraft. Sein weißblondes Haar, das er damals lockte, war schlicht geworden und überschattete nur spärlich seine Stirn. Sein ganzes Aussehen hatte etwas Verfallenes, es deutete einen Menschen an, der ohne Hoffnung und ohne Freude lebt. Gottlob, da geht es mir besser, dachte ich und warf einen heiteren Blick auf mein junges Weib, mit dem ich noch fröhliche Jahre zu durchleben erwartete.

Mein Freund sah sich an der Tafel oft nach mir um. Er schien seiner Gattin zu zeigen, wo ich saß. Als auch diese ihr Gesicht mir zuwandte, sah ich erst, wie alt und wenig hübsch sie war. Dabei glich sie ihm auffallend. Hätte ich nicht gewußt, wer sie sey, so würde ich sie für seine ältere Schwester gehalten haben.

Ihr Kind schien ein Gegenstand großer Sorge

Digitized by Google

für Beide zu seyn. Es war ein Knabe von vielleicht sechs Jahren, groß gewachsen für sein Alter, mit einem etwas unförmlichen Kopfe, sonst nicht übel aussehend. Er schien von Allem, was aufgetragen ward, zu verlangen, und die Eltern waren fortwährend bemüht, ihn zu beschwichtigen, die Mutter mit sanften Worten und Liebkosungen, der Vater mitunter mit einer strengeren Mahnung.

Beide kamen zu keiner Erholung und hatten nicht Zeit, sich um Das zu kümmern, was um sie her vorging. „So erziehen wir unsere Kinder nicht,“ flüsterte ich Arabella zu, und erhielt dafür einen so strafenden Blick, daß ich fast laut gelacht hätte. Aber ich bezwang mich und setzte mein Glas an die Lippen, um mein Lächeln zu verbergen.

Mein Freund kam nach dem Essen, wie er es versprochen, zu uns; aber nur auf einen Augenblick und eigentlich nur, um zu entschuldigen, daß er mir seine Frau noch nicht vorgestellt; sie sey jedoch eine zu zärtliche Mutter, um sich von dem Kinde zu trennen, das man nicht gern ohne Aufsicht lasse. Sobald sie ihn einer Anstalt übergeben, die sie hier in der Nähe suche, würde sie das Versäumte nachholen. Ich bat ihn, sich nicht zu beunruhigen, der Knabe würde uns nicht stören, da ich nur wenige Tage hier verweile, so wollten wir unser Zusammenseyn nicht hinausschieben und diesen Nachmittag en famille spazieren gehen.

Zögernd und halb verlegen ging er darauf ein. Als aber die anberaumte Stunde schlug, so erschien er allein und entschuldigte seine Gattin damit, daß sie von der Reise ermüdet sey. Da mir weniger an ihrer Gesellschaft lag, als an der seinigen, so verschmerzte ich ihr Ausbleiben leicht und schwelgte mit meinem Freunde in Rückerinnerungen an unsere Jünglingsjahre. Er wurde nach und nach ganz aufgeweckt und scherzte und lachte, bis er, plötzlich ernst werdend, tief aufseufzte mit dem Bemerken, so munter wäre er lange nicht gewesen. Da meine kleine Frau gegenwärtig war, so wollte ich keine Frage an ihn richten, die er in ihrer Gegenwart nicht gern beantwortet hätte. Ich kannte ihn als sehr verschlossen und wußte, wie schwer er die Eisrinde seines Wesens mit einem warmen Worte durchbrach. Einst hatte ich jedoch sein ganzes Vertrauen besessen und so hoffte ich denn, in einer einsamen Stunde die Rückkehr seines Vertrauens zu gewinnen und zu erfahren, was ihn drückte. Ich hatte ihn von Herzen lieb, und wer mochte wissen, ob ihm nicht zu helfen sey. Das Wort eines Freundes wirkt oft Wunder und mit dem Auge wahrer Theilnahme entdeckt man bisweilen die Heilbarkeit von Wunden, an denen der Andere sich verbluten wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[*Eine beeidigte Einladung.*] Vor einiger Zeit wurde eine Gerichtssitzung in Paris auf eine merkwürdige Weise unterbrochen. Es sollte gerade ein Zeugenverhör vorgenommen werden, und waren mehrere Zeugen schon verhört, als der Kastellan einen einfältig aussehenden Menschen in Livrée in die Sitzung brachte. Der Präsident, welcher glaubte, es sey der zunächst zu Beeidigende, rief: Hebt drei Finger auf und schwört, wie ich Euch vorsprechen werde.

Vermeintlicher Zeuge: Ach, Herr Präsid —

Präsident: Erst schwören, dann sprechen, ich will vorher nichts hören.

Verm. Zeuge: Verzeihen Sie, Herr Pr —

Präsid.: Wird's bald — oder —

Langsam und zitternd sprach der arme Teufel nun die Eidesformel, die ihm der Präsident vorsagte und schwur, nur die Wahrheit sagen zu wollen.

Präsid.: Nun sprecht, aber die Wahrheit.

Verm. Zeuge: Eine Empfehlung von dem Herrn Appellationsgerichts-Rath Durville und Herr Präsident mögten ihm die Ehre erzeigen, und heute Abend eine Tasse Thee bei ihm trinken.

Am 13. Oktober wird in den späten Abendstunden eine Mondesfinsterniß eintreten, bei welcher der selten vorkommende Umstand stattfindet, daß erst die Beobachtung lehren muß, ob diese Finsterniß wirklich eine totale oder, wie die genaue Berechnung gezeigt hat, nur eine partielle seyn wird, da es sich blos um den Unterschied von $\frac{1}{100}$ Zoll (ein Zoll wird der 12. Theil des scheinbaren Mond-Durchmessers genannt) handeln würde.

Ein spekulativer Engländer läßt jetzt eine Schiffsladung eingepöckelter Ratten von Indien nach China bringen, und hofft damit ein Vermögen zu machen. Eine anglo-indische Zeitung enthält die in's Einzelne gehende Berechnung.

Charade.

Trenn' ich die erste Sylbe von der zweiten,
Mußt du sofort zur Zahlung dicht bereiten.
Doch fürchte nichts von mir, du armer Wicht!
Sie zeigen dir vereint: ich dränge nicht.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ludwig Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 236 Donnerstag, 2. Oktober 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Sie sah ihm mit einem edlen, unaussprechlichen Ausdruck in die Augen, und reichte ihm die Hand dar. Gib mir Deine Hand, Bertram, Du warst meinem Vater ein besserer Sohn, als ich ihm eine Tochter war. Ich will von Dir lernen, Bertram! Willst Du mein Lehrer seyn?

Bertram blickte sie erstaunt und fragend an. Sie erwiderte diesen Blick mit einem holden Lächeln, und jetzt schoß es, wie ein Blitz durch seine Seele, und ein süßer, ahnungsvoller Schauer durchrieselte seinen ganzen Körper.

Mein Gott, mein Gott! Ist dieß möglich, murmelte er, ist die Zeit des Unglücks wirklich vorüber, will —

Plötzlich fühlte er Elise zusammenschrecken, und indem sie bedeutungsvoll seine Hand drückte, flüsterte sie: Still Bertram, sieh dorthin!

Bertram folgte der Richtung ihrer Augen und sah, wie Gozkowsky die Thüre seines Arbeitskabinets geöffnet hatte, mit bleichen, entstellten Zügen und stieren Blicken in das Zimmer trat.

Er sieht uns nicht! flüsterte Elise. Er redet mit sich selber! Stören wir ihn nicht.

Sie deutete schweigend auf den Vorhang dicht neben ihnen, welcher eine Nische verbarg, in deren Mitte eine kostbare antike Vase aufgestellt war.

Verbergen wir uns! sagte sie, und Beide schlüpften sie, von Gozkowsky unbemerkt, hinter den Vorhang.

LXI.

Die Familienbande.

Seine irdischen Geschäfte waren abgethan. Er hatte das Dokument unterzeichnet, mit welchem Gozkowsky sich für bankbrüchig erklärte, und sein ganzes Hab und Gut seinen Gläubigern überantwortete. — Die Würfel waren also gefallen. Er war mächtig und groß gewesen durch das Geld, — jetzt war seine Macht und Größe hingeschwunden, denn er war arm! Dieselben Menschen, welche sich gestern bis zur Erde vor ihm neigten, waren heute stolz und hohnlächelnd an ihm vorüber gegangen; die, welche ihm einst eine ewige Dankbarkeit geschworen, hatten ihn heute verlassen, und ihn wie einen Bettler von ihrer Thüre gewiesen.

Warum sollte er Achtung haben vor solchen Menschen, warum noch länger die Mühseligkeiten eines Lebens ertragen, das für ihn keine Illusionen mehr hatte, und indem er sein höchstes Kleinod, seine Ehre verloren hatte? — De Neufville hatte ganz Recht gethan, und nur ein Feigling konnte sich noch an ein Leben anklammern wollen, welches allen Inhalt und allen Stützpunkt verloren.

Man sollte nicht hohnlachend auf ihn zeigen, und wenn er durch die Straßen gehen würde, sollte er da verurtheilt seyn, es hinter sich flüstern zu hören: *sieht da, das ist Gozkowsky, der Bankbrüchige, der Banquerotteur!* — Nein, nicht dieses fürchterliche Wort sollte jemals seine Ohren verletzen, und seine Seele durchbohren.

Nur einmal noch wollte er durch diese Straßen ziehen, welche ihn so oft in seinem Glanze gesehen, aber nicht arm, und nicht als der Kinder Spott, sondern als die Trauerfahne der erlegten Ehre, sollte man ihn begrüßen, und vor ihm neigen sollten sich Die, welche ihn jetzt höhnten.

Als die Standarte eines großen Zukunftkampfes sollte seine Leiche durch die Straßen ziehen, — dieser Kampf hieß: Geld und Ehre, Besitz und Arbeit! Er fiel als das erste Opfer dieses Kampfes, welcher von dem Geld die Ehre und von dem Besitz die Menschenrechte abhängig machen wollte. Aber er wußte, daß er nicht der Letzte seyn würde, daß noch Viele nach ihm der Sphynx dieses Kampfes als blutiges Opfer fallen würden! Er sagte es sich zum schmerzvollen Trost, daß die Zeit, welche dieses Räthsel lösen könne, noch fern liege, und daß noch ganze Geschlechter und Völker sich verbluten würden an diesem Konflikt, welcher die Menschen in Gesegnete und Fluchbeladene, in Arme und Reiche theilte!

Es war gar kein Kämpfen und kein Zweifeln

Digitized by Google

mehr in ihm. Er war ganz entschlossen, dieses unselige Daseyn abzustreifen, eine Welt zu verlassen, welche sich ihm als ein Abgrund der Bosheit und Tücke gezeigt, und befreiten Geistes sich aufzuschwingen zu den Regionen des Lichtes und der Erkenntniß.

Das waren Gozkowsky Gedanken, als er jetzt dieses Zimmer betrat, welches für ihn eine „Stätte des Todes“ werden sollte. Aber er wollte nicht hinabsteigen in das Grab, ohne der Welt mit seiner Leichenhand noch einmal ihre Schlechtigkeit und Erbärmlichkeit gezeigt zu haben.

Sein Tod sollte zugleich ein Denkmal ihrer Schande und ein höhnender Beweis ihrer Undankbarkeit seyn. — Deßhalb war es, daß er noch einmal in dieses Zimmer zurückkehrte. In demselben befand sich die kostbare Etagère, auf welcher dieser silberne Becher stand, den ihm einst der hohe Rath von Leipzig als Zeichen seiner Dankbarkeit gegeben. Aus diesem Becher wollte er sich den Tod trinken.

Er nahm ihn und schüttete in denselben dieses kleine, weiße Pulver, das so unschuldig und luftig, und doch stark genug war, ihn mit bleierner Schwere hinabzuziehen in das Grab. Jetzt griff er nach der Wasserflasche und schüttete Wasser auf das Pulver.

Der Trank war vollendet, Gozkowsky hatte nichts weiter zu thun, als ihn an die Lippen zu setzen, um sich ewige Ruhe und ewige Vergessenheit zu trinken.

Elise, welche halb ohnmächtig hinter dem Vorhang an Bertram's Seite stand, sah Alles, hörte Alles! Sie hatte die Hände gefaltet und betete, und ihre Zähne schlugen aufeinander, wie im Fieberfrost. Aber sie mußte sich ihren Vater erretten, das fühlte sie, sie mußte hervorstürzen, seine Füße umklammern, und ihn anflehen, zu leben, sey es auch in Schmach und Dürftigkeit, zu leben, um seiner Tochter nicht den Vater, der höhnenden Welt nicht einen Ehrenmann zu rauben.

Wenn er den Becher emporhebt, stürze ich hervor, murmelte sie, und sie öffnete den Vorhang ein wenig, um ihren Vater beobachten zu können.

Gozkowsky war wieder zu der Etagère getreten. Er nahm den silbernen Lorbeerkranz, die Bürgerkrone, welche ihm einst die Stadt Berlin geschenkt, und betrachtete sie sinnend und mit einem bittern, unheimlichen Lächeln.

Ich habe sie verdient, sagte er halblaut, ich nehme sie mit in mein Grab! Mit diesem Lorbeerkranz geschmückt, sollen sie meine Leiche finden, und wenn sich dann die Menschen schamlos seitwärts wenden, dann wird der Bankbrüchige, der Banquerotteur Johann Gozkowsky den letzten Triumph über die entartete Welt feiern.

Und mit einem grausamen Lachen setzte er sich den Kranz auf das Haupt. Dann stand er einen Augenblick sinnend und gesenkten Hauptes da. Ein wunderbares Bild war es, diese stolze, hohe Gestalt zu sehen, dieses bleiche, zuckende Antlitz, geschmückt mit dem silbernen Kranze, und ihm gegenüber, durch die Vorhänge hindurch schauend, das bleiche, schreckensvolle Antlitz seiner Tochter, deren glühende Augen mit lauerndem Ausdruck auf ihren Vater gerichtet waren.

Jetzt griff Gozkowsky nach dem silbernen Becher! Jetzt hob er ihn empor, schon berührte er fast seine Lippen.

Was war es für ein Klang, welcher jetzt ihn traf, und sein Herz erschütterte wie der Sonnenstrahl, der die Memmonssäule erklingen macht? Was für eine Stimme war es, die ihn von diesem Abgrund zurück zog? Oh, er hatte sie vergessen! In der Bitterkeit seiner Pein hatte der Vater sich seiner Tochter nicht mehr erinnert. Er hatte geglaubt, sein Herz sey schon gestorben für alles Empfinden, aber die Liebe lebte doch noch in ihm, und die Liebe rief ihn in das Leben zurück.

Es flog wie ein elektrischer Schlag durch seine ganze Gestalt, er setzte den Becher nieder und seine Hände über sein Antlitz schlagend, murmelte er leise: Oh unnatürlicher Vater! Ich vergaß mein Kind!

Hinter ihm stand Elise, und betete zu Gott, um Kraft und Entschlossenheit. Sie wollte ganz unbefangen, ganz harmlos erscheinen, um ihren Vater nicht ahnen zu lassen, daß sie seine finstern Entschlüsse kenne. Ihre Stimme durfte daher nicht zittern, ihr Auge mußte klar und ruhig blicken, und ein Lächeln mußte auf ihren Lippen stehen, welche noch bebten von diesen Gebeten der Angst, welche sie zu Gott empor geschickt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ahnenprobe.

(Fortsetzung.)

Als wir nach Hause zurückkehrten, war es schon spät und wir eilten auf unser Zimmer. An der Treppe stand des Grafen Diener und bat ihn, eilig zu seiner Gemahlin zu kommen. Ich fragte besorgt, ob ihr nicht wohl sey. Der Mensch blickte verlegen auf seinen Herrn und zögerte mit der Antwort.

„Mein Sohn wird nach mir verlangen,“ sagte Graf Malström als Erwiderung und eilte uns eine gut Nacht zu wünschen. Ich wiegte bedenklich mein Haupt über solch seltsame Kindererzucht.

Arabella war am folgenden Morgen schon beschäftigt mit Packen. Sie hatte keine Jungfer mit-

Digitized by Google

genommen, weil die Gegenwart einer fremden Person in dem Honigmonat der Ehe eine Störung ist und wir es uns süß ausmalten, ganz allein zu seyn. Dafür mußte sie nun die kleinen Geschäfte selbst vornehmen, was ihr freilich reizend stand, aber doch manche Schwierigkeiten verursachte, wie jede ungewohnte Arbeit. Wir beschlossen darum das Frühstück auf unser Zimmer und überlegten nun sehr ernsthaft, was unten im Koffer liegen sollte und was oben, welche Stücke auf der Reise heraus zu nehmen wären und welche nicht, und wie viel Wäsche sie gebrauchte und wie viel ich. Bei einer so wichtigen Berathung entkleiden einem jungen Ehepaare die Stunden wie im Fluge und wir warten nicht wenig erstaunt, als es mit einem Male 12 Uhr schlug, und man uns mit einem zweiten Frühstück drohte. Arabella machte sich schnell bereit, mir in das gemeinschaftliche Eßzimmer hinunter zu folgen, als ich, einen Blick durch das Fenster werfend, den großen Reisewagen des Grafen Malström vorfahren sah, den er sogleich mit Gattin und Sohn bestieg. Er wollte nicht abreisen, unmöglich; schon daß Diner und Jungfer zurückblieben, deutete das genugsam an. Ich wunderte mich aber doch, daß er mir kein Wort gesagt, wohin er sich begebe, daß er mich nicht aufgefordert, ihn zu begleiten, daß er nicht gewünscht, den Tag in meiner Gesellschaft zuzubringen. Mein Freund hatte sich seltsam verändert, ich verstand ihn nicht mehr.

Der Himmel hatte sich umwölkt, ein Gewitter zog herauf, wir konnten das Haus heute nicht mehr verlassen. Ich ordnete alle meine Angelegenheiten; denn der morgende Tag sollte einem Ausflug in die Umgegend gewidmet seyn, und übermorgen in aller Frühe wollten wir aufbrechen. Wir waren also so gut wie reisefertig zu nennen, hatten unsern Koffer geschlossen und unsere Mäntel bereit gelegt, und wanderten nun, so wie der Himmel heller ward, gemeinschaftlich im Garten umher, bis die Dämmerung hereinbrach. Gerade als wir auf die Schwelle des Hauses traten, fuhr der Wagen des Grafen wieder vor. Er war nicht mehr geschlossen wie vorhin, wo man den Knaben förmlich zu verbergen schien. Ich blieb stehen, um meinen Freund zu begrüßen.

Als der Diener den Schlag öffnete, stieg der Graf zuerst aus, dann seine Gemahlin, deren Augen geröthet waren, als ob sie geweint hätte, der Sohn aber folgte nicht. „Wirst Du mir une Tyee trinken?“ fragte ich. Er bewegte verneinend sein Haupt, drückte herzlich meine Hand und sagte leise: „Ich kann meine Frau heute nicht allein lassen, denn sie ist sehr traurig.“

Ich, vielleicht ein wenig empfindlich, bemerkte darauf, daß wir morgen den ganzen Tag abwesend seyn würden und übermorgen in aller Frühe Interlaken verließen; somit würden wir uns also nicht mehr sehen. Der Graf blieb stehen, sann nach, blickte eine Minute lang forschend mir in's Gesicht, wobei ein Ausdruck von Wehmuth über seine Züge flog, und sagte dann: „So dürfen wir nicht scheiden, lieber Browning! Du sollst mich nicht verkennen; bemitleiden sollst du mich! Wenn Du Dich entschließen kannst, morgen Abend mit mir zuzubringen, ohne Deine junge Frau, so will ich auch die meinige auf ihr Zimmer verweisen und mit Dir reden, wie einst, und wie es sich unter Freunden ziemt.“

Ich sagte zu und wir trennten uns miteinander zufrieden.

Ich muß gestehen, daß ich während des ganzen folgenden Tages ziemlich zerstreut war; denn meine Gedanken eilten der Zeit voraus und führten mich zu meinem Freunde, dessen Lage ich durch tausend Vermuthungen zu enträthseln suchte. Ein reicher junger Mann, dem das Leben auf allen Wegen offen stand, was hinderte ihn zu genießen, was machte ihn so gebeugt? Arabella neckte mich, daß ich zerstreut wäre und mehr an meinen Freund, als an meine Frau dächte, und ich mußte zugeben, daß sie nicht Unrecht hatte. Es war das schönste Wetter von der Welt, die Aussicht auf die Berge köstlich; doch beschleunigte ich von dem Spaziergange, diesmal zum Thunersee, unsere Rückkehr, so sehr ich nur konnte und freute mich, als das Dach unserer Wohnung mir durch das Laubwerk sichtbar ward.

Graf Malström stand in seinem Zimmer am Fenster. Als er mich kommen sah, öffnete er es, und nickte mir zu. Ich sah daran, daß auch er den Augenblick unseres ungestörten Zusammenseyns ersehnte, und beschloß, durch eine offene Mittheilung aller meiner Verhältnisse auch sein Vertrauen hervorzurufen. Ich fühlte, daß es ihm wohlthun mußte, sich ohne Rückhalt auszusprechen und sein Herz vor mir auszuschütten. Ich sandte zu ihm hinüber und ließ ihm sagen, daß ich ihn erwartete.

Seine Antwort lautete, er hätte in einem Zimmer für uns Beide decken lassen und würde dort sogleich bei mir seyn. Ich nahm Abschied von Arabella, als gälte es eine Reise nach dem Nordpol, sagte ihr tröstliche Worte über diese unsere erste eheliche Trennung, bat sie wieder und wieder, nicht zu verzweifeln und eilte dann fort.

Mein Freund harrte meiner bereits. Er bot mir herzlich die Hand. „Mir ist, als wären wir wieder jung geworden,“ sagte er, „als lebten wir noch in dem herrlichen Bonn zusammen. Ich habe den Küchenzettel gemacht wie damals, und Dir De in Leibessen bestellt.“

Wir setzten uns und sprachen der Tafel lebhaft zu. Dabei plauderten wir von Diesem und Jenem und Graf Malström wurde mit jeder Minute he-

Digitized by Google

terer. Als der Nachtisch aufgetragen war, verabschiedeten wir die Bedienung, ließen sogar Champagner auftragen und rückten näher zusammen zu traulicherem Austausch. Aus freiem Antrieb theilte ich ihm alle meine intimsten Angelegenheiten mit, und schloß damit, nun auch von ihm hören zu wollen, wie sich sein Leben gestaltet.

Er holte tief Athem und wurde ernst. „Wenn Du die Geduld hast mich anzuhören,“ sagte er, „denn was ich erlebt habe, seit wir uns nicht sahen, liegt Dir so fremd und fern, daß Du es am Ende kaum verstehen wirst.“

„Sey deßhalb unbesorgt,“ erwiderte ich, „ich bin nicht so schwer von Begriffen und meine Freundschaft für Dich wird mir schon das nöthige Verständniß geben. Wir zünden uns eine Cigarre an und beginnen da, wo wir uns vor zehn Jahren trennten. Alles, was Dir begegnet ist, selbst das Kleinste, ist von Interesse für mich, davon sey überzeugt.“

Malström war es zufrieden und begann jetzt folgende Mittheilung:

„Du weißt, wie ungern ich von dem heiteren Leben in den Rheinlanden schied, das für uns Nordländer einen besonderen Zauber hat; aber meine Studien waren beendigt und der Wunsch meiner Mutter rief mich in die Heimath zurück. Mein Stammschloß, die Ebertsburg, ist in einem abgelegenen Thale des Thüringer Waldes gelegen.

„Düster blickte es aus dem sich färbenden Laubholz hervor, als ich an einem kühlen September-Abend die Gränzen unseres Gebietes überschritt. Ich ließ den Wagen halten, stieg aus, um auf einem Fußpfade das Haus zu erreichen. Der Mond zog eben herauf und warf seine Streiflichter durch das Laub. Ein ängstliches Gefühl zog meine Brust zusammen. Von Natur zur Schwermuth geneigt, wie Dir bekannt ist, gingen düstere Ahnungen durch mein Gemüth, die ich vergeblich zu bannen versuchte. Unwillkürlich zögerte mein Schritt, als mochte ich den Augenblick noch hinausschieben, wo ich in den Schooß meiner Familie zurückkehren sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Besenstiel als Brautwerber.] Ein reicher englischer Gutsbesitzer, welcher auf die moderne Töchter-Erziehung blutwenig hielt, verwarnte seinen erwachsenen Sohn sehr häufig vor den gelehrten, schnabelschnellen, putzsüchtigen Dämchen. „Du mußt Dir eine rechte Hausfrau erwählen,“ pflegte er zu sagen; „keinen Zieraffen, der über einen Besenstiel stolpert.“ — Der junge Mann nahm sich die Lehre zu Herzen; an einem schönen Frühlingsmorgen, wo sein Vater eine große Gesellschaft auf sein Gut geladen hatte, legte er einen Besen quer über die Haustreppe, als man vom Tische aufbrach, um einen Spaziergang durch das Lustgehölz zu machen. — „Gib Acht,“ sagte er zu einem Freunde, der mit ihm draußen wartete, „dieser Besen soll mir eine Frau wählen helfen; das junge Mädchen von der Gesellschaft, das diesen Besen aufhebt und sich dessen nicht schämt, soll meine Frau werden.“ — Sie warteten, bis die Gesellschaft den Speisesaal verließ und heraus kam; die Meisten der jungen Damen schritten über den Besen hinweg. Einige stolperten darüber; endlich aber bückte sich ein junges, hübsches Mädchen darnach, hob ihn auf und stellte ihn in einen Winkel. — Der junge Mann hielt Wort, er warb um das Mädchen, erhielt das Jawort — und hatte seine Wahl nie zu bereuen. Seine Frau besaß alle Eigenschaften, ihn glücklich zu machen, er hinwider ließ es die Aufgabe seines Lebens seyn, ihr Daseyn zu verschönern. — Wir rathen daher den jungen, heirathslustigen Mädchen, auf Besenstiele, die ihnen unter die Füße kommen, wohl zu achten.

Die bei der Explosion in dem Laboratorium zu Potsdam verletzten Personen befinden sich in einem trostlosen Zustande. Der Unteroffizier, durch dessen Unvorsichtigkeit, wie man glaubt, das Unglück herbeigeführt wurde, ist auf beiden Augen erblindet; ein schwacher Schimmer, der sich auf dem einen Auge zu zeigen begann, ist wieder verschwunden und zur Wiederherstellung des Augenlichts nunmehr keine Hoffnung mehr vorhanden. Einem Zweiten ist der Schädel eingedrückt; er lebt zwar noch, sieht aber seinem unvermeidlichen Tode entgegen. Einem Dritten ist die Kinnlade ausgerissen; man erhält ihn durch Einflößen von nährenden Flüssigkeiten; zu seinem Aufkommen ist wenig Hoffnung. Einem Vierten endlich sind beide Beine doppelt gebrochen und auch das Rückgrat ist ihm verletzt. Außerdem ist er am ganzen Körper verbrannt, so daß er wie eine Mumie aussieht. Man hat ihm die Beine in Gyps gelegt und die verbrannten Körperstellen gebeizt. Der Unglückliche steht Tag und Nacht die furchtbarsten Schmerzen aus und bittet beständig um seinen Tod, der denn auch, trotz aller ärztlichen Aufmerksamkeit, nicht zu bannen seyn wird.

Auflösung der Charade in Nro. 232:

Arad.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 237 Freitag, 3. Oktober 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Mein Vater, sagte sie leise, aber mit ruhigem Ton, mein Vater, ich komme, Dich um Deinen Segen zu bitten. Und hier ist der Myrthenkranz, mit dem Du mich schmücken wolltest.

Gozkowsky hatte noch immer sein Antlitz verhüllt, aber seine ganze Gestalt zitterte, und die Thränen quollen zwischen seinen Fingern hervor.

Ich danke Dir, mein Gott, ich danke Dir! flüsterte er. Die Stimme meines Kindes hat mich errettet.

Und plötzlich wandte er sich nach ihr um, und beide Arme nach ihr ausbreitend, rief er mit voller, mächtiger Stimme: Elise, mein Kind, komm an mein Herz und tröste Deinen Vater.

Elise stieß einen Freudenschrei aus und warf sich in seine Arme, und drückte sich fest an sein Herz, und flüsterte ihm Worte der innigsten Zärtlichkeit, der heißesten Kindesliebe in das Ohr. Sie trafen Gozkowsky Herz, wie ein lindernder Balsam, sie drängten Thränen der Wonne und Reue zugleich in seine Augen, und er neigte sein Haupt auf die Schulter seines Kindes und weinte bitterlich.

Sie hielten sich lange sprachlos, und doch zu einander redend mit dieser schweigenden Sprache der Liebe, fest umschlungen, dann richtete Elise sich aus ihres Vaters Armen empor, und sagte lächelnd, indem sie ihm wieder den Myrthenkranz darreichte: Und jetzt, mein Vater, segne Deine Tochter.

Ich will es! sagte Gozkowsky, sich die Augen trocknend. Ja, ich will Dich aus voller Seele segnen. Aber wo ist der Bräutigam?

Elise sah ihn forschend an. Willst Du ihn auch willkommen heißen, Vater?

Ich will es! Aus vollem Herzen!

Elise näherte sich dem Vorhang und schlug ihn zurück, und indem sie Bertram's Hand ergriff und ihn zu ihrem Vater führte, sagte sie mit einer unnachahmlichen Anmuth: Mein Vater, segne Deine Kinder.

Das ist Dein Bräutigam? fragte Gozkowsky und zum ersten Male flog es, wie ein Sonnenglanz über sein Antlitz.

Bertram hatte mit einem Ausruf des Entzückens seine Arme ausgebreitet und Elise an sein Herz gezogen. Sie schmiegte sich an seine Brust und sagte innig: Ich will an Deinem Herzen ruhen, Bertram, es ist ehrlich und treu, es soll mich mit der Menschheit aussöhnen.

Und auch Dich, mein Vater, fügte sie hinzu, indem sie ihm ihre Hand entgegenstreckte. Das Leben ist doch etwas werth! Es gibt Dir einen Sohn, der glücklich ist, wenn er Dein Unglück mit Dir theilen kann, es gibt Dir eine Tochter, die jede Deiner Thränen, wie einen Diamant Deiner Größe leuchten sieht, die stolz darauf seyn wird, mit ihrem Vater als Bettlerin von Ort zu Ort zu ziehen, und aller Welt zu sagen: „Gozkowsky ist ein Bettler, weil er reich war an Menschenliebe, er ist arm geworden, weil er ein edler Mann war, der an die Menschen glaubte!"

Und indem sie ihren Vater hineinzog in ihre und Bertram's Arme, fragte sie, unter Thränen lächelnd: Mein Vater, willst Du Deine Kinder noch verlassen?

Nein, ich will leben, für Euch leben! rief Gozkowsky, ganz überwältigt von Rührung und Freude, und indem er seine beiden Kinder fest an seinen Busen drückte, fuhr er begeistert fort: Ein neues Daseyn soll für uns beginnen, und nichts wollen wir mehr gemein haben mit der Welt! In eine stille Hütte wollen wir uns retten, und nichts von all dem Flitter und dem Luxus, für welchen die Menschen arbeiten und ihre Seele verkaufen, nichts von dem Tand des Lebens wollen wir mit uns nehmen! Dieß Alles geben wir der Welt zurück! Nicht wahr Elise, Du bist es zufrieden, arm zu seyn und mit dem Verluste dieses nichtigen Glanzes die Ehre Deines Vaters zu erkaufen?

Elise lehnte ihr Haupt an seine Schulter. Ich war arm, sagte sie, als man mich reich nannte. Jetzt bin ich reich, da man mich arm nennen wird!

Digitized by Google

Oh, mein Vater, gib Alles hin, was wir haben und besitzen! Die, welche Dein Verderben verschuldet haben, sie mögen sich jetzt bezahlt machen an unserm Gute.

Sie löste mit einer hastigen Eilfertigkeit das Collier von ihrem Halse und nahm die Spangen aus ihren Ohren und von ihren Armen.

Nimm auch dieß, sagte sie mit einem köstlichen Lächeln. Leg es zu dem Ganzen! Wir wollen nichts behalten, als unsere Ehre und das Bewußtseyn unserer Würde.

Und jetzt, mein Vater, rief Bertram mit strahlenden Augen, jetzt habe ich ein Recht, Dir zu dienen! Du hast mich Deinen Sohn genannt, nun darfst Du mir nicht verweigern, daß ich Alles, was mein ist, zu Deinem Eigenthum mache! Es ist mein heiliges Recht, und als solches beanspruche ich es! Wir wollen die Ehre unseres Hauses retten, und alle unsere Gläubiger bezahlen.

Das wollen wir, rief Gotzkowsky. Ich nehme Dein Opfer an, mein Sohn.

Und indem er Bertrams und Elisens Hände in einander faltete, sagte er, den dankbaren Blick gen Himmel richtend: von heute an sind wir arm, und doch weit reicher, als viel tausend reiche Leute, denn unsere Glieder sind gesund, und wir haben starke Arme, um zu arbeiten.

LIII.

Vergeltung.

Die festgesetzte Stunde war gekommen, und in vollem Glanz seiner reichen Uniform, geschmückt mit den von Brillanten flimmernden Orden, welche ihm die Gunst zweier Kaiserinnen verliehen, betrat der Fürst Fredor von Stratmosseff das Haus Gotzkowsky's.

Mit siegesstolzen Schritten ging er die Stiegen hinauf zu dem Zimmer seiner Braut. Das Ziel war also endlich erreicht, dieses so schöne, und liebliche und so reiche Mädchen sollte jetzt endlich sein Weib werden, er konnte am Hofe in Petersburg seine reizende Gemahlin zeigen, und mit ihrer Schönheit, ihrer Jugend und seinem Liebesglück Rache nehmen an der wankelmüthigen Kaiserin.

Das waren seine Gedanken, als er die Thüre öffnete und in Elisens Zimmer trat. — Da stand sie in dem weißen Brautgewande, so zart und schlank und rein wie eine Lilie anzuschauen, da war auch ihr Vater und ihr Jugendfreund Bertram. Die Zeugen zur Trauung waren also da, man hatte nichts weiter nöthig, als sich zum Altar zu begeben.

Elise hatte es von ihrem Vater begehrt, daß sie selber den Fürsten sehen und verabschieden könne, sie verlangte, daß auch Bertram dabei zugegen sey. Sie wollte ihm zeigen, daß ihr Herz mit Einem Schlag und für immer von dieser thörichten und unheilsvollen Liebe geheilt sey, und daß sie ohne Zögern und Erbeben dem Fürsten Stratimojeff gegenüber treten könne. Es war dieß ein Opfer, welches sie der Ehre ihres zukünftigen Gatten, welches sie ihrem eigenen Stolze darbringen mußte, und sie würde sich selber verachtet haben, wenn ein Zucken ihrer Wimpern, ein Seufzer ihrer Brust dieses Wehegefühl verrathen hätte, das wider ihren Willen ihr Gemüth beängstigte.

Sie sah daher mit ruhigem, kaltem Blick den Fürsten eintreten, und zum ersten Mal schien er ihr nicht mehr schön, nicht mehr bezaubernd, sondern sie las in seinen schlaffen Zügen die traurige Geschichte seiner Vergangenheit. Der Zauber war gebrochen, welcher ihre Augen gefangen gehalten! Ihr Blick war wieder frei, und ihr graute jetzt vor dieser wilden, dämonischen Schönheit, welche sie einst als ein göttliches Bild angebetet hatte. Wie sie ihn ansah, fühlte sie, daß sie diesen Mann hassen könnte, weil sie ihn geliebt, weil sie an ihn ihre erste Jugend, ihre erste Liebe und ihr erstes Glück verloren hatte, weil er sie betrogen hatte um den Frieden ihrer Seele, und die Unschuld ihres Herzens, und weil sie nicht einmal das Recht hatte, ihre verlorene Liebe zu beweinen, sondern sich erröthend und schamvoll von ihr abwenden mußte.

Fredor näherte sich ihr mit dem ganzen Ausdruck des Triumphes und der Freude, und indem er sich tief vor ihrem Vater verneigte, sagte er mit einem unnachahmlichen Lächeln: Ich komme, meine Braut zu holen, und mir Elise von ihrem Vater zu erbitten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ahnenprobe.

(Fortsetzung.)

„Durch einen Seitenflügel gelangte ich in das Schloß und stieg die Wendeltreppe hinauf, die in den Thurm führt. Leise trat ich in das weite Wohngemach, das im Mittelgebäude liegt. Niemand hatte mich bis dahin bemerkt. Mein Wagen fuhr so eben erst durch das Dorf, wie ich aus dem weit tönenden Klange des Posthorns abnahm.

„Meine Mutter stand am Fenster und schaute in den Abend hinaus. Wahrscheinlich gedachte sie meiner. Sie hatte ja nur mich in der Welt und was sie an Hoffnungen und Wünschen für dieses Leben hegte, das war in mir verkörpert. Ich blieb einige Minuten still neben ihr stehen und sah sie

Digitized by Google

an, bevor ich mich bemerkbar machte. Sie war nicht wenig überrascht, mich so plötzlich neben sich zu sehen. „Wie, Dedo, Du hier?“ rief sie mich an, als ob ein Geist vor ihr aus der Erde gestiegen.

„Ich bin dem Wagen vorausgeeilt, liebe Mama,“ erwiderte ich, ihre Hand ergreifend und sie an meine Lippen ziehend; „ich hoffte Dich so um einige Minuten früher zu begrüßen.“

„Die Zeiten sind vorbei, mein lieber Dedo, wo Du solchen Einfällen nachgehen durftest,“ erwiderte sie mit leisem Vorwurf, „der Stammhalter unseres Hauses sollte durch die Haupthüren eintreten, und von der sämmtlichen Dienerschaft respektvoll empfangen werden. Du darfst nicht vergessen, welche Stellung Du hier jetzt einzunehmen hast. Es mag Dir im Anfange wohl eine Last seyn, so schwere Pflichten zu üben; doch wirst Du Dich daran gewöhnen. Aber setze Dich, Du wirst von der Reise ermüdet seyn.“

„Meine Mutter schellte, befahl Erfrischungen zu bringen und setzte sich dann zu mir. „Ich habe Dich mit großer Sehnsucht erwartet,“ begann sie. „Es wäre mir lieb gewesen, wenn Du mir Tag und Stunde Deiner Ankunft genannt, damit die Dorfbewohner Dir unter dem feierlichen Läuten der Glocken entgegen gezogen wären. Nun müssen wir das auf irgend eine Art einholen, um Dir in den Augen der Leute jenen Nimbus zu geben, dessen es in unserer Stellung bedarf, damit sie uns nicht für gewöhnliche Menschen ansehen. In dieser traurigen Zeit bedarf es doppelter Rücksicht, um diese Scheidewand grell zu zeichnen.“

Ich antwortete meiner Mutter nicht gleich auf diese Bemerkung, weil mich ihre Worte unangenehm berührten. Entweder hatte ich mich entwöhnt, sie in diesem Tone reden zu hören, oder auch sie trat jetzt schärfer mit ihren Ansichten hervor, und da mir nicht klar war, wie ich ihr begegnen sollte, so sagte ich ausweichend: „Du hast doch meinen letzten Brief aus Frankfurt bekommen? Ich versichere Dir, daß nur Dein dringender Wunsch, mich jetzt hier zu sehen, mich vermochte, die beabsichtigte Reise nach England aufzugeben.“

„Deine jetzige Stellung, als Haupt Deiner Familie, machte Deine Abwesenheit unmöglich. Wir haben unser Schicksal nicht zu bestimmen, mein Sohn, das vergiß nicht. Das Loos, das Du gezogen, ward Dir durch eine höhere Macht zuertheilt; Du mußt es nun hinnehmen, so gut oder so schlecht es gehen will. Der Stammhalter einer alten Familie ist kein freier Mann mehr. Ihm liegen Pflichten ob, denen er sich, Angesichts der Vor- und Nachwelt, mit Würde entledigen muß.

„Ich wünschte, es wären mir noch einige Jahre geblieben, bevor mich dieses Loos getroffen,“ sagte ich seufzend, denn wirklich überlief es mich kalt bei diesen Mahnungen meiner Mutter und ich sehnte mich schon wieder weit, weit fort.

„Das Wünschen hat der Mensch umsonst,“ erwiderte sie strenge. Ich wünschte in meiner Jugend auch Mancherlei und erhielt nichts davon. In unserem Stande dürfen wir uns nur, durch die Pflicht leiten lassen, und müssen ihr jede Neigung opfern. Das war mein Loos und das wird auch das Deinige seyn.“

„Indem wurde das Abendessen angekündigt. Ich bot meiner Mutter den Arm und führte sie durch die weit geöffneten Flügelthüren in den Speisesaal. Hier nahm sie am oberen Ende des Tisches Platz, und während ich mich neben sie setzte, stahl sich behende ein junges Mädchen, das ich noch nicht gesehen, an ihre andere Seite. Ich blickte verwundert hinüber, meine Mutter bemerkte es und sagte: „Marie, mein Sohn wird erlauben, daß ich Dich ihm vorstelle. Es ist die Tochter meiner guten Dublanc,“ wandte sie sich dann gegen mich, „und mir als Vermächtniß hinterlassen. Ich bitte Dich zu gestatten, daß sie hier bei mir bleibe.“

„Liebe Mama, Du bist ja Herrin hier,“ rief ich höchst verlegen.

„Jeder in seinem Rechte, mein Sohn,“ sagte meine Mutter, „das ist mein Motto, wie Du weißt. Ich werde das Deinige nie beeinträchtigen; aber auch das meinige zu wahren wissen. Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. So halte ich es mit meiner Familie, und so mit meinen Untergebenen. Dabei befinden sich Alle am besten.“

„Ich antwortete hierauf nichts, warf nur einen verstohlenen Blick zu meinem Vis-à-vis hinüber und bemerkte, daß eine hohe Gluth deren Wangen färbte. Das Gespräch mußte sie peinlich berührt haben. Bald darauf gab meine Mutter das Zeichen zum Aufbruch und ich führte sie in das Wohngemach zurück, wo ich ihr, unter dem Vorwande großer Ermüdung, eine gute Nacht wünschte.

„Meinem Wunsche gemäß war mir das Zimmer geblieben, das ich als Knabe bewohnt hatte. Hier, unter den Erinnerungen meiner Jugend, athmete ich erst auf. Ich warf mich auf das kleine altmodische Sopha und ließ mein Auge von einem Gegenstande zum andern gleiten, wie anders wirkte hier jetzt Alles auf mich als damals, wo dieser Raum meine Welt war.

„Du wirst Dich entsinnen,“ fuhr der Graf fort, „daß eine langwierige Krankheit meinen Vater gezwungen hatte, der geschickten Aerzte halber, die Hauptstadt zum Aufenthalte zu wählen, und daß ich ihn nur selten und nur auf Tage dort besuchen durfte. Ich fühlte nun erst, wie sehr mich diese lange Entfernung den Meinigen entfremdet, und zweifelte mit Recht, daß ich mich jemals ganz wie-

Digitized by Google

der in sie finden werde. Das beunruhigte mich. Ich sprang auf, trat an das Fenster und schaute in die mondhelle Nacht hinaus. In den alten Eichen des Waldes pfiff der Wind, die nahe Mühle klapperte und der Waldbach rauschte melodisch dazu. Wie lange hatte ich das nicht gehört. Im Hause war Alles still. Kein Lichtschimmer mehr drang durch die Fenster, außer in dem kleinen Thurmzimmer, wo es ganz hell war. Es gab also doch Jemand, der, gleich mir, wachte.

„Eben trat der Mond hinter den Wolken hervor und leuchtete freundlich auf die alten, schwarzen Mauern meines Stammschlosses. Mir wurde innerlich so feierlich zu Muthe, als ob der Himmel dadurch zu mir gesprochen. „Wir haben uns unser Schicksal nicht zu wählen,“ redete eine Stimme in mir, „so will ich das meinige tragen wie ein Mann.“

„Ich stand am nächsten Morgen spät auf, frühstückte gemächlich, und ging dann zu meiner Mutter hinüber, die ich im Wohngemach in einem weiten Armstuhl mit einer Tapisserie beschäftigt fand. Neben ihr saß das junge Mädchen und las ihr vor. „Entschuldige noch einen Augenblick, lieber Dedo, bis Marie das Kapitel beendigt,“ rief sie mir entgegen und deutete dabei auf einen Stuhl neben sich. Ich horchte: „Segnet die Euch beleidigen und verfolgen, seyd fröhlich mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden, liebet und duldet Euch unter einander.“ Bei dem letzten Worte schloß das junge Mädchen das Buch und legte es an seine gewohnte Stelle.

„Verabschiede Dich bei dem Herrn Grafen,“ sagte meine Mutter. „Sobald ich allein bin, lasse ich Dich rufen.“ Marie verneigte sich und ging.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Vorfall, der selbst in den Annalen der „Räuberhistorien“ einzig dasteht, ereignete sich in der Umgebung von Janina. Eine Räuberbande hat kürzlich eine Schule, welche sich vor der Stadt Janina befand, überfallen, den Lehrer mit sammt allen Kindern gefangen genommen und in die Gebirge geschleppt. Die Kinder armer Eltern hat sie mit sammt dem Professor zurückgeschickt, und für acht kleine Gefangene aus guten Häusern, die sie zurückbehielt, die Summe von 1,200,000 Piastern verlangt. Man kann sich die Trostlosigkeit der Eltern denken. Sie konnten das Geld nicht aufbringen, und mußten die Räuber um Nachlaß bitten, die denn auch bis auf die Summe von 300,000 Piaster herabgingen. Nun kommt der tragische Theil der Geschichte. Der Vater eines der Kinder, welcher den auf ihn fallenden Theil durchaus nicht aufbringen konnte, entschloß sich, in das Lager der Räuber zu gehen und um Nachsicht zu bitten. Er klagte dem Anführer der Bande seine Noth, bat und beschwor ihn, vergebens, — der Räuber ließ das Kind herbeikommen, zog eine Pistole hervor, und schoß dem Kleinen in Gegenwart des Vaters mitten durch die Brust. Dann warf er die Leiche dem verzweifelnden Vater auf die Schultern und hieß diesen sich entfernen. — Das schreckliche Mittel wirkte; die andern Väter schickten sogleich das Lösegeld.

[Ein schönes Alter.] In Raschko, im Großherzogthum Posen, ist vor einigen Tagen ein in den Gütern des Fürsten von Thurn-Taxis ausgedienter Förster, Namens Smorowski, in einem Alter von 106 Jahren gestorben. Erst vor fünfzehn Jahren heirathete er ein 18jähriges Mädchen und hinterließ aus dieser Ehe zwei Kinder. Der Kummer über Verlust seiner Ehehälfte, die einige Wochen früher das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschte, wird als die einzige Veranlassung seines Todes angegeben.

In einer der Pariser Barrièren wurde (laut angeschlagenen Protokolls) von den Octroi-Beamten eine Dame ertappt, welche unter dem eisernen Gestelle ihres modernen Unterrocks 14,000 Meter ausländischer Spitzen, und mehrere hundert Meter indischer extra-feiner Mousseline verborgen hatte. Die weibliche Bevölkerung ist über die Indiskretion der Zollwächter höchst erbost.

Bei der Krönungsfeier in Moskau, in dem Augenblicke, wo das Cortège in den Kreml trat, löste sich das prachtvolle Perlen-Collier der Lady Granville auf und die Perlen rollten zu ihren Füßen. Jede einzelne war von großem Werthe. Ohne eine Miene zu verziehen, schritt die Lady stolz und ruhig fort, die Kleinodien unbeachtet lassend.

Der Kaiser der Franzosen hat 13 Paläste: die Tuilerien, den Louvre, das Elysee Bonaparte, den Palais Royal zu Paris, dann Schlösser zu St. Cloud, Meudon, Versailles, Trianon, Rambouillet und Fontainebleau, so wie zu Straßburg, Compiègne und Pau. Der Palast, welcher nun zu Marseille gebaut wird, ist der 14te.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 238 Samstag, 4. Oktober 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Er reichte Elisen seine Hand dar, und sah sie mit freudenstrahlenden Augen an. Aber die ihren blieben ruhig und kalt, und ihre Stimme zitterte nicht. Hier ist die Braut, sagte sie, aber nicht die Ihre, Fürst Feodor von Stratimoseff.

Und indem sie Bertram ihre Hand darreichte, fuhr sie fort: Dieß ist mein Gemahl! Er hat mich heute zum dritten Male errettet, von Ihnen errettet!

Fürst Feodor fühlte sich vernichtet, und wie von einem elektrischen Schlage getroffen, taumelte er zurück.

Elise, so lohnst Du meine Liebe? fragte er nach einer Pause schmerzvoll. Das ist die Treue, welche Du mir gelobt?

Sie trat näher zu ihm hin und sagte leise: Ich habe meinem Feodor ein treues Herz bewahrt, aber er hat es an den Fürsten Stratimoseff abgetreten. Elise ist zu stolz, des Mannes Weib zu seyn, der nur ein Fürst ist, weil er einer Kaiserin Günstling war!

Sie wandte sich ab und wollte das Zimmer verlassen, aber Feodor hielt sie zurück. Für ihn gab es jetzt keine Rücksicht und kein Verbergen mehr. Er fühlte nur, daß er gränzenlos unglücklich, daß er um alle seine Lebenshoffnungen betrogen sey. Elise, sagte er mit jenem weichen, schmerzvollen Ton, der sonst ihr Herz bezaubert hatte, ich kam zu Dir, daß Du mich retten solltest, Du aber stößest mich in den Abgrund. Wie ein Ertrinkender streckte ich die Hand zu Dir empor, und in Deinen Armen wollte ich genesen zu einem neuen Daseyn! Aber das Schicksal ist gerecht. Es schleudert mich erbarmungslos von dieser Friedensstätte zurück, und ich muß und werde untergehen. Nun wohl, so mögen denn die Wogen dieses Lebens über mir zusammenschlagen aber, mein letzter Schrei wird doch Dein Name seyn.

Elise fand in sich den grausamen Muth, seinen pathetischen Worten mit einem Lächeln zuzuhören. Sie werden noch nicht Zeit haben, an Ihren Tod zu denken, sagte sie mit stolzer Ruhe, und indem sie sich an ihren Vater wandte, fuhr sie fort: Mein Geschäft mit diesem Herrn ist vollendet, mein Vater! Beginne Du nun die Deinen.

Sie reichte Bertram die Hand dar, und ohne Feodor nur noch eines Blickes zu würdigen, verließ sie mit ihrem Verlobten das Zimmer.

Und jetzt, mein Herr, sagte Gozkowsky kalt, jetzt lassen Sie uns an unser Geschäft gehen. Haben Sie die Güte, mir in mein Komptoir zu folgen. Sie sind nach Berlin gekommen, um mich meiner Tochter und meines Geldes zu berauben! Das Eine ist Ihnen nicht gelungen! Versuchen Sie es mit dem Andern.

Das will ich! Das werde ich! rief der Fürst zähneknirschend, mit zornblitzenden Augen. Elise ist erbarmungslos gewesen, nun wohl, ich werde es auch seyn.

Auch würde ich Ihr Erbarmen von mir schleudern, weil ich nicht beschimpft seyn will! sagte Gozkowsky.

Wir sind also Feinde auf Leben und Tod! rief der Fürst.

Oh nein, erwiderte Gozkowsky. Wir sind zwei Handelsleute, welche mit einander feilschen und handeln wollen! Weiter nichts.

Er öffnete die Thüre und ließ seinen Geschäftsführer und Kassirer eintreten.

Dieser Herr hier ist der Agent Rußlands, sagte Gozkowsky mit schneidender Kälte. Er ist hierher gesandt, um mit mir zu unterhandeln, und falls ich nicht zahlen kann, die möglichsten Gewaltmittel gegen mich in Anwendung zu bringen! Sie, meine Herren, werden dieß Geschäft mit ihm abmachen. Die nöthigen Instruktionen haben Sie.

Dann wandte er sich an den Fürsten, welcher athemlos, zitternd vor innerer Bewegung, glühend vor Zorn und Schmerz, sich an die Wand gelehnt hatte, um nicht umzusinken.

Mein Herr Fürst, sagte er, Sie werden bezahlt werden. Nehmen Sie diese dreißigtausend Thaler, es ist das Vermögen meines Schwiegersohns. Er

Digitized by Google

hat es freudig hergegeben, um uns von Ihnen zu erlösen. Sehen Sie hier ferner die Brillanten meiner Tochter. Bringen Sie dieselben Ihrer Kaiserin als würdiges Andenken Ihrer deutschen Thaten. Und was alsdann noch fehlt zur Bezahlung meiner Schuld, das mögen Ihnen meine Bitter decken. — Gozkowsky bezahlte seine Schuld an Rußland mit dreißigtausend Thalern baarem Gelde, einem Brillantschmuck und den schönsten Gemälden seiner Gallerie, welche von Rußland für achtzigtausend Thaler angenommen wurden, und den ersten und besten Grund zu der kaiserlichen Gemäldegallerie in Petersburg legten.

Es ist zu viel! Es ist zu viel! schrie der Fürst Feodor, und wir von Furien gejagt, die geballten Fäuste vor sich ausstreckend, als wolle er Jeden zermalmen, der ihn zurückhalten könne, stürzte er von dannen.

LIV.

Zu Spät.

Es war also entschieden! Johann Gozkowsky, der reiche Kaufmann von Berlin, sollte jetzt ein armer Mann werden. Er wollte es aufgeben, noch länger zu kämpfen und zu ringen mit dem Schicksal, noch länger diese tägliche Marter seiner gefährdeten Ehre, seines bedrohten Namens zu ertragen. Gleich dem tapfern Sickingen sagte er zu sich selber: „Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende," und lieber wollte er auf einmal in den Abgrund stürzen, als langsam von Klippe zu Klippe hinabgeschleudert werden.

Der reiche Mann von gestern war heute ein armer Mann, der kaum eine Stätte hatte, sein Haupt hinzulegen.

Gozkowsky hatte den Gerichten Anzeige gemacht von seinem Fall, und von seinem Entschluß, sein ganzes Hab und Gut seinen Gläubigern zu übergeben. Er erwartete jetzt die Bevollmächtigten, um ihnen sein Besitzthum zu übergeben und dann mit seiner Tochter dieß Haus zu verlassen, das nun nicht mehr sein war. Aber er wollte dieß nicht heimlich, nicht unter dem Schutze der Nacht, sondern öffentlich, beim hellen Licht des Tages wollte er die Schwelle seines Hauses überschreiten, und ein lebendiges Denkmal ihrer Schande, die Straßen dieser Stadt durchschreiten, welche ihm so viel verdankte, und welche ihn einst ihren Erretter und Helfer genannt hatte.

Fallen mußte er, aber sein Fall sollte zugleich seine Rache seyn! — Zum letzten Male hatte er die Staatszimmer seines Hauses geöffnet, zum letzten Male wollte er in denselben seine Gäste empfangen. Aber welche traurigen Gäste waren das. Die Gerichtspersonen, welche ihn beerben sollten, indem er noch lebte, welche seinen Namen auslöschen sollten, bevor der Tod ihn auf irgend einen Grabstein gezeichnet.

Aber nein! Die Kunde seines Falles hatte sich schnell durch ganz Berlin verbreitet, und schien doch endlich die Rinde durchbrochen zu haben, welche die verhärteten Herzen umschlossen hielt! Die Stimme des Gewissens hatte doch wohl einen Moment die Stimme des Egoismus übertäubt, denn seht, da kommt eine Deputation des Magistrats durch die Straße dort herbei, da kommen auch die Münzjuden Ephraim und Itzig in eiligster Hast, sie betreten Alle Gozkowsky's Haus, und eilen die Stiegen hinauf und begehren Einlaß.

Gozkowsky empfing sie in seinen Prunkgemächern, an der Seite seiner Kinder. Seine Gestalt war hoch aufgerichtet, sein Haupt stolz gehoben, und nicht wie ein Unglücklicher, Belasteter, sondern mächtig und stolz, wie ein Herrscher seine Vasallen empfängt, so empfing Gozkowsky die Herren vom Magistrat und der Judenschaft, und vor seinen durchbohrenden, glühenden Blicken schlugen sie beschämt und schuldbewußt die Augen nieder.

Der Magistrat schickt uns, sagte einer der Herren Stadträthe.

Und ich schicke Euch zurück! rief Gozkowsky. Ich habe nichts mehr zu schaffen mit dem Magistrat.

Gozkowsky, zürnt nicht mehr! sagte der Stadtrath mit fast flehendem Ton. Der Magistrat ist, in Anerkennung Eurer großen Verdienste um die Stadt, bereit und willig, die Summe, welche Ihr fordert auszuzahlen.

Gozkowsky schüttelte stolz das Haupt. Ich bin aber nicht mehr bereit, sie anzunehmen. Die Frist ist um, Ihr könnt Euch nicht mehr loskaufen, Ihr bleibt meine Schuldner.

Aber uns werdet Ihr erhören, rief Itzig. Wir kommen als Abgeordnete der Judenschaft.

Wir sind ermächtigt, Euch zu helfen! fügte Ephraim hinzu. Wir sollen Euch im Namen der Judenschaft für Zinsen und Unterschrift Geld und Kredit geben, so viel Ihr bedürft, damit Euer Haus nicht falle.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ahnenprobe.

(Fortsetzung.)

„Als sie fort war, warf meine Mutter die Bemerkung auf, wie schwierig die Stellung eines solchen jungen Mädchens sey, das ihrer Erziehung nach zu uns gehöre und doch so tief unter uns stünde. Sie hege den Plan, sie mit einem Prediger oder Pachter passend zu verheirathen und ihr die Ausstattung zu geben.

Digitized by Google

„Ich fragte, ob von Seiten des Vaters keine Angehörigen sich ihrer annehmen würden. Die Mutter Mariens, die Dublanc, war nämlich Erzieherin meiner Mutter, eine Schweizerin von Geburt, und heirathete, schon nicht mehr jung, einen pensionirten Major, der bald darauf starb. Meine Mutter war sehr unzufrieden mit dieser Heirath, weil sie sehr an der Dublanc hing und sie lieber bei sich behalten hätte. Endlich verzieh sie ihr aber dennoch die Thorheit und ward Pathe ihres Kindes, eben dieser Marie, die mir, dem Namen nach, längst bekannt war. Ich meinte, daß das Mädchen sich hier in so ernster Umgebung nicht glücklich fühlen könne.

„Meine Mutter maß mich auf diese Aeußerung mit großen Augen. „Du bist kaum 24 Stunden hier und willst das schon beurtheilen?“ sagte sie. „Welche Ansprüche darf denn ein solches Mädchen machen? Sie ist ganz arm und müßte ihr Brod mühsam verdienen, wenn ich ihr nicht ein Obdach geboten. Unter meinem Schutze zu stehen, das, dachte ich, wäre eine Ehre für sie.“

„Ich gestand das gern zu und entschuldigte meine Bemerkung mit der Schwierigkeit ihrer Stellung, deren sie selbst Erwähnung gethan. „Der König hätte ihr gewiß eine Pension gegeben, wenn sie darum gebeten,“ warf ich so hin.

„Der König?“ fragte meine Mutter verwundert. „Warum denn der König? Die Malströms können das eben so gut. Das verwaiste Kind meiner Erzieherin wird nie Mangel leiden, so lange ich lebe oder ein Glied meiner Familie lebt.“

„Gewiß nicht,“ versetzte ich, „nur daß die Summe, welche die Gnade des Königs verleiht, nie drückt. Man nimmt das als ein Recht hin.“

„Ich glaube nicht, daß Marie einen solchen Unterschied macht. Aber, wie dem auch sey, so hätte sie damit immer noch den Schutz nicht, dessen ein Mädchen in ihrem Alter bedarf.“

„Freilich! Sie ist zu hübsch, um allein zu stehen,“ sagte ich.

„Hübsch?“ wiederholte meine Mutter und warf mir einen fragenden Blick zu. „Daran habe ich noch wenig gedacht. Aber Du magst Recht haben. Wenn ich mir es überlege, so glaube ich wohl, daß man sie hübsch nennen kann, obgleich solche schwarze Schönheiten nicht nach meinem Geschmack sind. Die Malströms waren von jeher lichtblond und ich schwöre zu der Farbe meines Hauses.“

„Ich hätte meine Mutter in dem Augenblick fast beneiden können um diese Vorliebe, die auch das verschönerte, was mir selbst häßlich schien.“

„Du hast Dich noch verschönert, seit ich Dich nicht gesehen,“ fuhr sie fort, „und ein bischen Jagen und Reiten wird Deine Farbe noch verbessern. Ein Land-Edelmann ist zum Glück auf solche gesunde Vergnügungen angewiesen. Es sind die Prärogative des Grundbesitzes. Lassen wir dem Bürgerlichen das Hocken unter Büchern, damit auch ihm etwas bleibe.“

„Das ist stark,“ fiel ich meinem Freunde hier in's Wort. „Deine Mutter hält viel auf ihren Stand.“

„Graf Malström lächelte. „Ich muß Dir alle diese kleinen Züge mittheilen,“ sagte er, „damit Du meine Lage verstehen kannst und daß ich handeln mußte, wie ich handelte. Ich erwiderte ihr weiter nichts auf diese Bemerkung, stand auf und verabschiedete mich, um einen Spaziergang zu machen.“

„Der Ort, wo wir geboren sind, wo wir unsere Kinderspiele spielten, behält immer seinen Reiz für uns. Jeder Stein war mir hier bekannt und lieb. Dazu betrachtete ich alle Gegenstände mit dem Bewußtseyn, daß ich jetzt der Besitzer sey und das verlieh den Dingen einen neuen Reiz. Es war mir, als gehörte nun Alles zu mir, der Wald, das Feld, die Flur, und hätte Ansprüche an mich zu machen; als wäre die leblose Welt nicht blos für mich da, sondern auch ich für sie. Dort hinter dem Dorfe schaute die alte Kirche hervor, ein Zeitgenosse des Schlosses; — in ihren Gewölben ruhte mein Vater und alle seine Voreltern, und auch ich sollte einst meine letzte Ruhestätte dort finden. Im Hinblick darauf verschwand das Gewicht meiner Persönlichkeit, ich kam mir vor, als wäre ich nur das kleine Glied einer großen Kette, der kleine Ring, der Vorwelt und Nachwelt an einander knüpft. Wir haben uns unser Schicksal nicht gewählt, wiederholte ich mir dabei, und richtete das Auge zu dem reinen Aether empor, wo Alles verzeichnet steht.

„Nach langer Wanderung kehrte ich in das Schloß zurück, ging auf mein Zimmer und ruhte aus. Da wurde mir der Prediger gemeldet. Es war ein alter Mann mit weißen Haaren, der mich schon über die Taufe gehalten. Eine kleine, schwarze Sammetkappe bedeckte seinen kahlen Scheitel, die er jetzt ehrfurchtsvoll vor mir lüftete. Ich zog ihn mit Herzlichkeit neben mich auf das Sopha. Der alte Mann sah mich lange prüfend an. „Ach, ja! Aus Kindern werden Leute,“ sagte er. „Wenn doch Ihr lieber Vater Sie noch so sehen könnte. Das Schicksal hat es zu gut mit Ihnen gemeint, indem es Sie, so jung noch, in eine so glänzende Lage versetzt.“

Ich sah ihn befremdet an. In dem Lichte hatte ich meine Verhältnisse nicht gesehen.

„Es ist ein großes Glück für die Leute hier, daß Sie zurückgekehrt sind,“ fuhr er fort. „Es ist in der Welt so Manches anders geworden, woran die gnädige Frau Mutter sich nicht gewöhnen kann und das führt häufig zu kleinen Mißverständnissen. Sie werden dabei den Vermittler spielen müssen, mein junger Graf.“

Digitized by Google

„Ich werde meiner Mutter nie entgegen treten," sagte ich bestimmt, „so lange sie lebt, sind ihre Wünsche hier Gesetze — das habe ich meinem sterbenden Vater in die Hand gelobt."

„Hm! Wenn dem so ist, so können Sie freilich nicht viel ändern," versetzte der alte Mann bedenklich nnd stand auf, um Abschied zu nehmen.

„Als er sich entfernt hatte, trat ich zufällig an das Fenster. Gegenüber, auf dem Söller des Thurmes, wo ich gestern das Licht erblickte, stand Marie. Sie war schwarz gekleidet, ihr reiches, dunkles Haar trug sie einfach, über den Scheitel verschlungen. Die Hände über die Brust gekreuzt, stand sie etwas vorgebückt und schaute in die Ferne. Ich konnte das Auge nicht abwenden von der interessanten Erscheinung, so lange sie dort verweilte. Was mochte sie denken, sinnen, hoffen, so fragte ich mich.

„Unser Mittagsmahl bot wenig Unterhaltung. Meine Mutter legte ihrer Umgebung einen Zwang auf, der jedes freie Wort hemmte. Marie sprach gar nicht. Ich sah oft zu ihr hinüber und bemerkte, daß es sie unruhig und verlegen machte. Sie blickte ängstlich zu meiner Mutter auf, als ob sie fürchtete, jene möchte es gewahr werden.

„Wir nahmen den Kaffee, des schönen Wetters halber, im Garten ein. Meine Mutter wählte im Schatten einer großen Linde ihren Platz, Marie setzte sich unfern von ihr und ich wanderte, eine Cigarre rauchend, auf und ab.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der berühmte englische Astronom Hind spricht sich in einem Schreiben an die „Times" über den zu erwartenden Kometen aus, dessen Wiedererscheinen er als nahe bevorstehend betrachtet. Zugleich theilt er mit, daß es den Anstrengungen des Direktors der Wiener Sternwarte, Professors Littrow, gelungen sey, in Wien und Augsburg die ursprüngliche Karte von Fabrizius und das Indizium desselben über den Lauf des Kometen im Jahre 1856 aufzufinden, die man bisher nur in Kopieen besessen habe. Noch viel wichtiger als diese Karte sey aber der Fund einer beschreibenden Abhandlung über denselben Kometen von Joachim Heller, Astronomen in Nürnberg, die man in den Bibliotheken in Wolfenbüttel und Gotha jetzt aufgefunden habe. Während die Karte des Fabrizius den Lauf des Kometen für nicht volle vierzehn Tage gebe, finde sich in Heller's Abhandlung die Stellung des Kometen während dreiundfünfzig Tage verzeichnet, und somit liefere sie weit vollständigere Daten für die Bestimmung der Bahn des Kometen in jenem Jahre. Bis jetzt habe sich bereits als ziemlich gewiß ergeben, daß der Komet von 1556 und der von 1264 Einer und derselbe gewesen sey. Heller's Beobachtungen seyen bei Weitem die besten, welche man aus den Zeiten vor Tycho de Brahe besitze, und bewiesen, daß Heller eine weit vollkommenere Bekanntschaft mit den Erfordernissen der Astronomie der Kometen besessen habe, als seine Zeitgenossen.

In Hall (Tyrol) wurde am 20. Septbr. ein Veteran aus den Neunziger-Jahren zur Erde bestattet, dessen Andenken wir einige Zeilen widmen. Es ist der Salinen-Sudmeister Joseph Wach. Er machte alle älteren Kriegs-Epochen von 1797 bis 1809 mit, in welch letzterem Jahre er, laut eines Zeugnisses des Majors Speckbacher, „wegen seines ächten Patriotismus und seiner Anhänglichkeit an das Erzhaus Oesterreich rein ausgeplündert und mißhandelt wurde." Durch 50 Jahre versah er das Amt eines Salinen-Sudmeisters und war wahrscheinlich der älteste der Veteranen. Er starb am 18. d. Monats in einem Alter von 85 Jahren, hinterließ eine 83jährige Wittwe, mit welcher er 66 Jahre in friedlicher Ehe gelebt und 14 Kinder erzeugte, von welchen noch 8 am Leben sind und außer diesen noch 44 lebende Enkel und 10 Urenkel.

Am 27. August fand in Albany, dem Sitze der Regierung des Staates New-York, die Einweihung eines neuen Observatoriums, mit einer von Edward Everett gehaltenen Rede „über den Nutzen der Astronomie" statt. Zwischen 4- bis 5000 Personen, worunter die Mitglieder des Kongresses der amerikanischen Association zur Beförderung der Wissenschaften, welche bis zum 28. August in Albany versammelt waren, wohnten den Eröffnungs-Feierlichkeiten bei. Ein Brief der Madame Dudley ward verlesen, worin dieselbe anzeigt, daß sie zur Förderung der Zwecke des Observatoriums 50,000 Sh. schenkt.

Aus einer Mischung von Kautschuk (Gummi elasticum) mit Gastheer hat man in Amerika einen Stoff gebildet, der sich eben so sehr durch seine Elastizität, wie durch seine Festigkeit und Eleganz auszeichnet; denn er nimmt die feinste Politur an und ist kohlrabenschwarz. Die schönsten Möbel und Luxus-Gegenstände, wie sie nur Namen haben, werden aus diesem neuen Stoffe gefertigt, der eine völlige Umwälzung in gewissen Zweigen der Industrie hervorrufen wird.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 239 Montag, 6. Oktober 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Gozkowsky's großes, strahlendes Auge ruhte einen Moment mit sinnendem, prüfendem Ausdruck auf Ephraim's Antlitz, und dieses leise, spöttische Lächeln, welches auf des Sprechers Lippen stand, schien seine Entschlüsse nur noch zu kräftigen und seinen Muth zu erhöhen.

Mein Haus hat fallirt! sagte er ruhig und stolz. Und als er auf den Mienen der Herren ihre Angst und ihr Entsetzen sich ausprägen sah, wiederholte er fast frohlockend, ja, mein Haus hat fallirt! Das Dokument ist schon abgeschickt, in welchem ich dem Magistrat und der Kaufmannschaft den Fall meines Hauses anzeige, und mich banquerott erkläre.

Ihr dürft nicht fallieren! schrie Itzig wüthend.

Ihr dürft dem Magistrat und der Stadt nicht diese Schmach auferlegen, rief der Herr Stadtrath würdevoll. Wir dürfen es nicht leiden, daß die Nachwelt von uns sagen kann: »die Stadt Berlin ließ den edelsten ihrer Bürger in Noth und Elend untergehen.«

Das soll man sagen, Ihr Herren, und wenn man es sagt, so ist damit die Ehre meines Namens erhalten! sagte Gozkowsky triumphirend.

Aber der Magistrat freut sich, Euch dankbar seyn zu können.

Auch die Judenschaft freut sich darauf! Auch die Judenschaft ist bereit, Euch zu helfen.

Das heißt, sagte Gozkowsky, Ihr habt Euch überlegt, daß es in Eurem Vortheil liegt, wenn ich nicht fallire! Ihr habt hohe Wechsel auf mich, und wenn ich fallire, bekommt Ihr einen Theil der Schuld, wenn Ihr mich aber erhaltet, das Ganze! Ihr wollt großmüthig seyn aus Egoismus! Geht mir mit Eurer Großmuth! Ihr sollt verlieren! Das sey Eure Strafe und meine Rache! Ihr habt mein Herz bis auf den Tod verwundet, ich treffe Euch dafür an dem einzigen Punkt, wo Ihr Schmerzen empfinden könnt! An Eurer Geldgier packe ich Euch! Der Besitz ist Euch Alles! Ihr sollt durch mich verlieren! Ihr kommt zu spät! Ich bin ein Banquerottеur, aber meine Ehre stirbt nicht mit meiner Firma.

Und während Alle schwiegen und mit finsterm Stirnrunzeln zur Erde blickten, lächelte nur Einer und blickte mit klarem, hellen Auge zu Gozkowsky hinüber. Das war Ephraim, welcher eingedenk seiner Unterredung mit Gozkowsky, triumphirend zu sich selber sagte: Er hat doch von mir gelernt! Er verachtet die Menschen.

Er, wie gesagt, lächelte, aber Herr Itzig war um so grimmiger. Ihr wollt also unser Verderben? sagte er zornvoll. Ihr wollt also undankbar seyn! Das hat die Judenschaft nicht dafür verdient, daß sie Euch den schönen Brillantring schenkte! Was wird die Welt dazu sagen!

Die Welt wird erfahren, weßhalb ich fallire, und sie wird Euch verdammen! sagte Gozkowsky. Geht hin, nehmt Alles, was ich habe! Ich mag nichts mehr besitzen! Ich verachte den Reichthum und den Besitz! Ich will arm seyn! Denn in der Armuth wohnt der Friede! Der Schwelle dieses Hauses kehre ich den Rücken, und nichts will ich mit mir nehmen, als diesen Lorbeerkranz, und Euch meine Kinder.

Er reichte Elisen und Bertram lächelnd seine Hände dar. Kommt, meine Kinder, laßt uns gehen! Laßt uns auswandern in das Glück der Armuth! Wir schütteln den Staub von unsern Füßen, und sind leicht und frei, denn wir sind arm, aber reich an Liebe! Unser ist die ganze Welt, denn der Besitz klebt uns nicht an die Scholle. Unser ist das Leben, und kommt einst der Tod, dann schmückt mich mit diesem Lorbeerkranz und schreibt auf meinen Sarg: »So lohnt die Welt!«

Und hoch aufgerichtet, gestützt auf seine Kinder, durchschritt Gozkowsky das Gemach. Niemand wagte ihn aufzuhalten, Scham und Reue, Wuth und Schrecken hielt sie Alle wie gebannt.

Laßt uns fort! Laßt uns fort! sagte Gozkowsky zu Elise und Bertram. Mir graut vor diesem Hause, und dieser Glanz sieht mich mit Leichenaugen an!

Sie traten hinaus auf die Straße. Wie er-

Digitized by Google

quicklich deuchte ihnen die freie Luft, wie köstlich mild schaute der stille blaue Himmel zu ihnen nieder.

Gotzkowsky, welcher den Blick zum Himmel gewandt hatte, sah nicht diese Schaar von Menschen, welche vor seiner Thüre stand, oder vielleicht wollte er sie nicht sehen, weil er sie nur für einen Theil dieses müssigen, neugierigen Pöbels hielt, welcher, wie die Raubvögel, überall dem Unglück nachzieht und aus dem Jammer sich ein Schauspiel für seine Langweile bereitet.

Und freilich, es waren nur arme Leute, welche da standen! Aber ihre Gesichter waren theilnahmsvoll, und ihre Blicke waren trübe. Sie auch hatten von dem Unglück Gotzkowsky's erfahren, und waren herbei geeilt, nicht aus Neugierde, sondern aus Theilnahme! Die armen Fabrikarbeiter, denen Gotzkowsky ein Wohlthäter, ein Freund und Rathgeber gewesen, die Armen, welche er unterstützt und getröstet hatte, sie waren es, welche sein Haus umstanden, um Gotzkowsky ein letztes Lebewohl zu sagen.

Er war ihr Wohlthäter gewesen, wie der Wohlthäter vieler reicher und mächtiger Herren in Berlin. Diese nur hatten sich verborgen, und seiner Wohlthaten vergessen, aber die Armen erinnerten sich derselben.

Sie konnten ihm freilich keine Hülfe bringen, sie hatten kein Geld und keine Schätze, aber sie brachten ihm ihre Liebe, und ihre Thränen! Sind das nicht auch Schätze?

Balthaser mit seinem jungen Weibe stand an der Spitze der Arbeiter und obwohl sein Auge verdunkelt war von Thränen, erkannte er doch seinen Herrn, welcher ihm so viel Gutes gethan, und obwohl der Schmerz seine Brust zusammen schnürte, bezwang er sich doch und rief: Es lebe Gotzkowsky! Unser Vater!

Vivat! Er lebe hoch! schrie die Menge, aber nicht jubelnd, sondern traurig und halb erstickt in Thränen.

Gotzkowsky's Antlitz strahlte vor Freude und mit einem dankbaren Lächeln reichte er Balthaser seine Hand dar.

Ich danke Dir, mein Freund, ich danke Dir! Du hast mir oft ein Lebehoch ausgebracht, aber keines hat mir so wohlgethan, wie das heutige.

Und keines war inniger und aufrichtiger gemeint! sagte Balthaser, die Hand Gotzkowsky an seine Lippen drückend. Ihr seyd uns immer ein Vater und ein Freund gewesen, und es hat uns oft gedrückt, daß Ihr so reich und mächtig wart, und wir Euch gar nicht zeigen konnten, wie lieb wir Euch hatten! Jetzt, wo Ihr nicht mehr reich seyd, jetzt können wir es Euch beweisen, daß wir Euch lieben, denn wir können für Euch arbeiten! Wir haben schon ein Uebereinkommen getroffen unter uns! Jeder von uns gibt in der Woche einen seiner Arbeitstage her, und der Erlös desselben gehört Euch, und da wir hundert und siebenzig Arbeiter sind, so werdet Ihr zum Mindesten nicht hungern, Vater Gotzkowsky!

Gotzkowsky sah ihn mit freudestrahlenden Blicken an. Ich danke Euch, meine Freunde, sagte er tiefgerührt, und wenn ich auch Euer Opfer nicht annehme, so sollt Ihr nicht denken, daß ich die Größe und Schönheit desselben nicht erkannt hätte! Wer kann sagen, daß ich arm sey, da Ihr mich liebt, meine Kinder.

Eben hielt ein Wagen vor der Thür, den Bertram herbei geholt, um sie in Ihre neue, bescheidene Wohnung zu fahren.

Ihr wollt uns also für immer verlassen? fragte Balthaser traurig.

Nein, meine Kinder, ich bleibe unter Euch, in Eurer Mitte! Nur daß ich dieses große Haus mit einer kleinern Wohnung vertausche! das ist der ganze Unterschied.

Kommt, rief Balthaser, kommt meine Freunde, wir wollen unsern Vater Gotzkowsky in seine neue Wohnung geleiten! Die Stadt Berlin soll sehen, daß nur die reichen Leuten undankbar sind, und daß die Armen ihres Wohlthäters und Freundes niemals vergessen haben! Kommt, laßt uns die Pferde ausspannen! Wir fahren Gotzkowsky durch die Straßen!

(Fortsetzung folgt.)

Die Ahnenprobe.

(Fortsetzung.)

„Inmitten dieses kleinen Bezirks stand eine alte Eiche, von einem Vorfahren gepflanzt nach seiner Rückkehr vom heiligen Grabe. Dieser Baum war meiner Familie besonders werth; ein alter Aberglaube knüpfte an ihn das Fortbestehen unseres Namens. Seit Jahren schon hatte er dürre Zweige gezeigt. Jetzt fand ich ihn von einer tiefen Rinne umgeben. Der alte Gärtner war unsern an den Hecken beschäftigt; ich ging zu ihm hin und fragte ihn um die Bedeutung.

„Wir wollen den Baum wieder jung machen," erwiderte er mir. „Es muß Blut an seine Wurzel; das ist das einzige Mittel, ihn zu retten. Wenn die alten Säfte nicht mehr treiben wollen und der Stamm verdorrt, dann lassen wir ihn Blut trinken, das macht ihn wieder frisch und er setzt neue Zweige an. Er kann es dann noch eine Weile mit-

Digitized by Google

machen. Aber freilich, Alles in der Welt muß einmal ein Ende haben und das hat auch sein Gutes. Es ist recht schön mit den alten Bäumen, wäre aber der ganze Wald voll davon, so sähe das freilich nicht lustig aus."

„Diese Rede des alten Gärtners stimmte mich nachdenklich. Ich schaute mir die Eiche noch einmal an. Ihre Krone war herrlich frisch; dort spielten noch die hellen Sonnenstrahlen um das grüne Laub, dort säuselten noch spielend die Winde; aber unten an der Wurzel, — da drohte ihr Tod. „Blut ist ein eigener Saft," sagt Mephisto. Ich habe gehört, daß man Menschen mit dem frischen Blut eines Lammes ein neues Leben schafft; aber einem Baume? Das ging mir wunderlich durch den Sinn. Das Erdreich, in welchem der Baum so lange gewuchert, wollte ihn nicht mehr tragen; künstlich schaffte man ihm ein neues Leben. War man dazu berechtigt? Durfte man der Natur abgewinnen, was sie nicht gutwillig hergab? War das nicht gleich, wenn man einer Leiche wieder das Wandeln lehrte? — Je länger ich auf den Baum blickte, desto weniger wollte er mir so erneuert gefallen. Selbst verdorrt wäre er mir noch ehrwürdig gewesen; ich hätte mit ihm getrauert, daß ihm keine Blätter mehr grünten, daß er abgestorben; die künstliche Jugend aber machte ihn mir fremd.

„Wie die Gedanken des Menschen oft wunderbare Sprünge machen, so auch gingen die meinigen von dem Baume zu mir selbst über. Dort stand das alte Schloß mit seinen düsteren Mauern, die ebenfalls von jenem Ahnherrn errichtet und die, gleich diesem Baume, nur mühsam zu erhalten waren. Auch sie mußten einst zusammen brechen und dann? — Ich konnte dieß Dann nicht ausdenken. Der Mensch knüpft an sein Besitzthum gern den Gedanken seiner Unzerstörbarkeit und doch — wie vergänglich ist Alles! Wo Alles dem Wechsel unterworfen ist, warum sollte da dieser Baum, dieses Schloß, ja ich selbst, oder vielmehr mein Name, nicht verschwinden?

„Ich stieg unter solchen Betrachtungen die Wendeltreppe hinauf, die in den Thurm führt, und trat in den langen Rittersaal, wo meine Vorfahren abgebildet hingen. Das Gemach war weit und düster. Die Bilder sahen braun und verblichen aus und schienen mich zu fragen: Was suchst du noch bei uns? Ich ging der Reihe nach an ihnen vorbei, las ihre Namen, betrachtete ihre Kostümes und stellte mir vor, wie ich mich unter ihnen ausnehmen würde. Mir schien, nicht gut. Meine einfache Kleidung mußte hier abstechen. Die alten Bilder waren dem Auge nicht wohlgefällig und dennoch hatten sie Werth für mich. Soweit meine Erinnerung reichte, war ich mit diesen Gesichtern vertraut und hatte den Geschichten gelauscht, die sich an diese Persönlichkeiten knüpften. Davon macht man sich nie wieder los. Was sich auf diese Art mit uns verwebt hat, das bleibt uns für immer.

„Es war recht kühl in diesem Gemach, selbst an einem Herbsttage, der Gewitterluft brachte. Mich fröstelte und ich ging langsam die Reihe zurück, um den Ausgang zu gewinnen. Da legte sich eine Hand schwer auf meine Schulter und meine Mutter stand neben mir.

„Ich hörte Deinen Schritt," sagte sie, „und folgte Dir hierher. Es freut mich, Dich bei Deinen Vorfahren zu finden. Ein Sohn unseres Hauses kann nicht zu viel mit solcher Vergangenheit verkehren, denn es wird ihn kräftigen, den Pfad zu wandeln, der allein eines Malström würdig ist. Laß mich hieran sogleich eine Mahnung knüpfen, die mir schwer auf dem Herzen liegt, mein Sohn! Das ist Deine Verheirathung! Du bist der Letzte unseres Stammes. Darin liegt eine große Verpflichtung. Zögere darum nicht, Dir eine Gefährtin zu wählen. Deine alte Mutter verläßt dieß Haus, sobald eine neue Herrin einzieht."

„Ich stand auf dem Wendepunkt meines Lebens."

II.

„Meine Mutter," fuhr Graf Malström fort, „sprach die Mahnung an meine Verheirathung fast weich. Diesen Ton der Stimme war ich so wenig an ihr gewöhnt, daß er mich tief ergriff. Ich zog ihre Hand an meine Lippen und sagte: „Wer auch in diese Mauern einst einziehen mag, meine Mutter soll sie um Niemand verlassen."

„Sie legte ihre Hand auf mein Haupt und ließ sie dort einige Minuten ruhen. Ein wirklicher Friede kam damit über mich. „Das waren die Worte eines guten Kindes," sagte sie sanft, mit fast zitternder Stimme, „und einer Mutter Segen baut den Kindern Häuser. Deine Frau wird auch mein Kind seyn und ich werde ihr nie in den Weg treten, so lange sie Dich glücklich macht. Möge es Dir gelingen, eine gute Wahl zu treffen." Dann ging sie zu den Bedingungen einer Wahl über und sagte: „Es gibt leider nur noch wenige Familien im deutschen Reiche, die eine Ahnenzahl aufzuweisen haben, welche einem Malström genügt, und die Statuten unseres Hauses sind in dem Punkte streng. In dem ganzen weiten Raume hier — sie zeigte auf die Gemälde — befindet sich Keiner, der nicht vom reinsten Blute entsprossen. Wollte ein Sohn unseres Hauses einer Neigung nachgehen, die seiner unwürdig war, so zwang ihn die Nothwendigkeit, zu verzichten. Dadurch ist unsere Familien-Geschichte eine sehr cruste geworden, denn die Pflicht gegen die Ehre eines alten Geschlechtes bestimmte unseren Lebensgang und eine Wahl blieb uns kaum. Nur ein

Digitized by Google

Einziger von ihnen wagte es, sich dagegen aufzulehnen; er verließ das Haus seiner Väter und sprach von Nimmerwiederkehr. Aber — die Reue folgte bald. Wer nicht dazu erzogen ist, sein Brod zu verdienen, der lernt es als Mann nicht mehr. — Ueberall stieß er an, überall fand er Kränkung, Demüthigung, sein Stolz konnte das Eine nicht ertragen, das Andere nicht dulden. Muthlos, arm und krank erfaßte ihn endlich eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der Heimath. Nach langer Pilgerfahrt erreichte er erschöpft die Gränzen unseres Gebietes. „An einem Meilensteine setzte er sich nieder und wartete, bis Jemand vorüber käme, den er absenden könnte, um hier um Aufnahme zu bitten. Aber die Antwort ließ warten. Die Nacht brach herein, ihn hungerte, ihn fror, er mochte nicht gehen und auch nicht bleiben; mühsam schleppte er sich bis an das Kreuz, das neben dem Meilensteine steht und — erhängte sich. Doch Du kennst ja die traurige Geschichte. Sie ward ein warnendes Exempel für jeden Malström. Als kleines Kind schon schauerte es Dich vor der schwarzen Fläche an jener Wand, wo das eine Bild fehlte. Die Leute erzählten, um Mitternacht wandle sein Geist und nähme auf eine Stunde jene Stelle ein. Ich selbst habe nie etwas davon gesehen, doch glaube ich gern, daß ein Malström auch im Grabe nicht Ruhe findet, wenn er auf Erden seine Pflicht versäumte.“ Sie seufzte tief auf. „Nun Gott befohlen, mein Sohn. Wir sprechen nächstens weiter über diesen Punkt.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Ursache des Duells, wegen dessen die Verhandlung gegen den Artillerie-Lieutenant Betzl, angeklagt des gemeinen Verbrechens der Tödtung stattfand, war folgende: Am 28. Mai, nachdem das Künstlerfest bei Pullach vorüber, wollte der Chevauxlegers-Lieutenant Ermath in Großhesselohe in einen Eisenbahnwagen einsteigen, als ihm daraus zugerufen wurde: „es ist besetzt,“ worauf er erwiderte: „es scheint doch Platz zu seyn.“ Daraus entstand ein Wortwechsel und endlich ein ärgerlicher Auftritt beim Kapplerbräu in München, welcher ein Pistolenduell zwischen dem Lieutenant Ermath und dem Studirenden der Hochschule, Frhrn. v. Thon-Dittmer, in dem Wäldchen bei Milbertshofen zur Folge hatte; zweimal wurden von jeder Seite die Kugeln gewechselt, worauf die Aussöhnung ohne blutiges Ergebniß stattfand. Da aber bei jenen Auftritten im Kapplerbräuhause der Konsenior Georg, von demselben Studentenkorps, anwesend war, welchem jene Studirenden angehörten, die sich Ausdrücke bedient hatten, die, wenigstens Lieutenant Betzl annahm, das ganze Offizierkorps betrafen, so ließ er, in die Sache schon dadurch verwickelt, weil er dem Lieutenant Ermath sekundirte, den Konsenior Georg auf Pistolen fordern. Diese Forderung wurde angenommen, und am 1. Juni, wieder im Wäldchen bei Milbertshofen, zum Zweikampf geschritten. Der Geforderte, Georg, hatte den ersten Schuß, fehlte aber, worauf Lieutenant Betzl anlegte, schoß, und seinen Gegner in den rechten Arm und die Brust traf, welcher sodann in einen Fiaker gehoben wurde, um nach der Stadt gefahren zu werden, aber noch auf dem Wege verschied.

[Künstliches Leder.] Es sind neuerdings vielfache Versuche gemacht worden, verschiedenen Stoffen das Ansehen und die Dauerhaftigkeit des Leders zu geben, und die sogenannten amerikanischen Ledertuche gewinnen im Handel mehr und mehr Verbreitung, da diese Stoffe wirklich geeignet sind, in vielen Fällen das wirkliche Leder zu ersetzen. Ueber die Bereitung derselben wurde kürzlich ein in England patentirtes Verfahren bekannt, das sich durch seine Einfachheit zu empfehlen scheint. Es ist folgendes: Ein beliebiges Baumwollen- oder Leingewebe wird, nachdem man es in einem Rahmen ausgespannt hat, mit dünnem Mehlbrei überstrichen und getrocknet. Darauf erhält das Gewebe einen dreimaligen Anstrich von einer Masse, die man durch sechsstündiges Kochen von Leinöl mit Zusatz von Bleiglätte, Mennige und Umbra erhalten hat. Zwischen jedem Anstrich muß der Stoff erst wieder vollkommen trocknen. Zuletzt gibt man dem Ganzen durch einen Ueberzug von Kopallack den gehörigen Glanz.

[Der bestohlene Tom Pouce.] Als der kleine, scherzhaft so genannte General Tom Pouce jüngst in Cincinnati in der Melodien-Hall seine Vorstellung gab, und bei dieser, seiner bekannten Eitelkeit fröhnend, alle die werthvollen und kostbaren Geschenke zeigte, die er von den europäischen Herrschern und Herrscherinnen zum Andenken empfangen, wurde ihm und dem Publikum vor den Augen von einem geschickten Diebe die Kassette, in der sich diese Kostbarkeiten befanden, so geschickt gelenkt, daß von seinen sämmtlichen Herrlichkeiten ihm auch kein einziges Stück geblieben ist.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Kleine Weilandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 240 Dienstag, 7. Oktober 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Ein donnerndes Hurrah der Menge war die Antwort, und mit geschäftiger Eile machten sie sich an das Werk. Die Pferde wurden ausgespannt, und zwölf der kräftigsten Arbeiter schaarten sich in freudiger Eile um die Deichsel.

Vergebens daß Gozkowsky sie bat, diese Ostentationen zu unterlassen. Das Volk, welches eben so stürmisch und wild in seiner Liebe, wie in seinem Hassen ist, das Volk hörte nicht auf ihn. Fast mit Gewalt hoben sie ihn in den Wagen, nöthigten sie Elise und Bertram, welche sich absichtlich unter die Menge gestellt hatten, um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken, neben ihrem Vater Platz zu nehmen.

Und jetzt bewegte sich der Zug vorwärts! Jubelnde Weiber und Arbeiter gingen voraus, und tummelten sich lustig zur Seite des Wagens, und wo ihnen andere Arbeiter begegneten, blieben diese stehen, und schwenkten ihre Hüte, und grüßten Gozkowsky, und nannten ihn den großen Fabrikherrn, den Vater der Arbeiter, den Wohlthäter Berlin's! Und überall, wo der Zug vorüber kam an niedrigen Häusern und ärmlichen Hütten, da öffneten sich die kleinen, bestaubten Fenster, und gedrängte Gesichter schauten heraus, und schwielige Hände grüßten und winkten. Nur die glänzenden Fenster der Vornehmen und Reichen blieben geschlossen, aber hinter den Vorhängen standen sie, die reichen und vornehmen Leute, und mit verbissenem Ingrimm und einem unwillkürlichen Gefühl der Scham und Reue blickten sie herunter auf die Straße, und auf dieses arme Volk, welches doch im Stande war, dem von den Reichen verlassenen und geächteten Gozkowsky einen so glänzenden Triumph und eine, Berlin so beschämende, Huldigung darzubringen.

LV.

Die Beschwerden der Armuth.

Gozkowsky hatte seine glänzende Laufbahn vollendet! sein Sturz, welcher einige Tage lang die Unterhaltung der guten Berliner gewesen, war lange schon wieder von irgend einer andern Neuigkeit verdrängt worden, und man ging ohne Theilnahme, und ohne Schadenfreude an diesem öden Hause mit den verhangenen Fenstern vorüber, das einst Gozkowsky's glänzende Wohnung gewesen.

Monate waren vergangen. Wie Vieles hatte diese kurze Spanne Zeit geändert, wie viele Thränen waren in ihr vergossen, wie viel Hoffnungen ertödtet worden.

Elise war jetzt das Weib Bertram's geworden, und sie lebte mit ihm und ihrem Vater in dieser kleinen, trüben Wohnung, welche sie sich in dem entlegensten Theile der Stadt ausgewählt hatten. Alle drei waren sie in diese engen niedrigen Zimmer, welche jetzt ihre Heimath seyn sollten, mit dem festen Entschluß eingetreten, sich von diesen Aeußerlichkeiten, und diesen kleinlichen Entbehrungen nicht den Kern ihres Glückes und ihrer Liebe vergiften zu lassen, sondern mit lächelndem Gleichmuth und sich tröstend mit dem großen und heiligen Kapital ihrer Liebe den Verlust ihres Reichthums zu ertragen.

Und war es nicht ein Trost, sich sagen zu können, daß mindestens ihre Ehre und ihr guter Name gerettet sey, daß Niemand Johann Gozkowsky eines Betruges, oder eines fälschlichen Banquerottes zeihen könne? Waren nicht alle ihre Gläubiger befriedigt, und mit dem Verluste seiner ganzen Habe alle seine Schuldner bezahlt worden?

Sie konnten mit stolzem Schritt und gehobenem Haupte durch die Straßen gehen, Niemand durfte es wagen, sie mit höhnenden Worten zu verfolgen, und in dem Stolze ihres Unglückes hatten sie sich ihrer Armuth nicht zu schämen, denn selbst diese Armuth war ja ein Beweis von Gozkowsky's unverschuldetem Unglück und seiner Ehrlichkeit.

Und dennoch, ja dennoch schmerzte es ihn, so gebeugt und einsam durch die Straßen zu gehen, dennoch waren seine Augen von Thränen verdunkelt, als er eines Tages an seinem Hause vorübergehend die Pforten geöffnet sah, als er wieder wie sonst die Equipagen vor seiner Thüre erblickte, und diese vornehmen und stolzen Leute mit kaltem, theil-

Digitized by Google

nahmlosen Gesichtern, und den kalten, theilnahmlosen Herzen sah, welche wie in früheren Tagen in dieses Haus eintraten! Sonst waren sie zu Gottkowsky's glänzenden Diners gekommen, heute kamen sie zur Auktion. Diese Fauteuils und sammtenen Divans, diese Fußteppiche und goldgestickten Vorhänge, diese Kronleuchter von Bergkrystall und Bronze, diese Gemälde und Statuen, und das silberne Tafelgeschirr, und die kostbaren Porzellanservice, alles dieß ward jetzt feil geboten.

Es ist etwas Trauriges, Herzerschütterndes um eine Auktion, es zeigt immer den Verfall und Bruch irgend eines Menschenlebens, eines Familienglückes, es sind immer die Trümmer einer eingestürzten Existenz, die traurigen Reste eines vielleicht einst sehr glänzenden Schicksals. An solchem Tage der Auktion gibt es keine Häuslichkeit, und kein verschwiegenes Familienleben mehr, die Häuslichkeit hat aufgehört, eine Stätte des Friedens zu seyn, und die heiligen Götter des Herdes verhüllen tief trauernd ihr Haupt.

Da werden die Pforten geöffnet, und die schaulustige Menge stürmt herein, und späht mit kaltem Auge in jeden Winkel und in jedes Gemach, und prüft diesen Divan, auf welchem vielleicht gestern noch eine arme schöne Wittwe geweint, um den verlorenen Gatten, und wirft sich in dieses Schlafgemach, das einst der verschwiegene Tempel ihrer Liebe gewesen, und spürt mit kaltem Auge und ungerührtem Herzen umher in diesem Wohnzimmer und diesem Boudoir, das noch das Aussehen der Gemüthlichkeit und der behaglichen Ruhe trägt, und bald in alle Winde zerflattern, und seine traurige und geheime Geschichte an irgend einen Trödler, oder in irgend einem Prunkgemach verzetteln muß.

Seht nur die Gesichter, mit welchem die Menschen zur Auktion gehen, wie kalt und berechnend ihre Mienen, wie gespannt ihre Blicke, wie fest geschlossen ihr Mund, der von keinem Lächeln, von keinem Zug der Theilnahme verschönert wird. Und am fürchterlichsten sind diese Menschen, wenn sie zur Auktion gehen bei Einem, welchen sie früher ihren Freund nannten, und der ihnen jetzt das seltene und kostbare Schauspiel eines untergegangenen Glückes, einer gefallenen Größe gibt, und dessen Untergang und Fall ihnen dann ein neues Glanzlicht auf ihr eigenes Glück und ihre eigene Größe wirft. Ach, es thut so wohl sich sagen zu können, daß der Freund zu Grunde gegangen, während man selber ruhig fortlebt und glänzt, so wohl in des Falle seines Glückes eine Thräne des Mitleids weinen zu können über den vernichteten Freund. Und am wohlsten thut dieß, wenn der Freund mächtig war, und reich, wenn man ihn einst beneiden mußte um sein Haus, seine Säle, seine kostbare Einrichtung, seine glänzenden Gesellschaften und seine luxuriösen Diners.

Je mehr diese guten Freunde sich einst beeiferten, ihm zu schmeicheln, je mehr sie sich drängten, zu seinen Gesellschaften und Diners geladen zu werden, desto ungedrängter und kälter werden sie jetzt seinen Fall und sein Unglück anschauen, und sich heimlich desselben freuen.

Obzhalb, wenn bei irgend einem zu Grunde gegangenen Reichen Auktion ist, so könnt Ihr immer darauf rechnen, seine einstigen Freunde, seine Schmeichler und Schmarotzer unter dem neugierigen und kaufenden Publikum zu finden, das heute nicht auf die Einladung des Hausherrn, sondern des Auktionskommissarius diese Säle füllt. Und diese Leute kaufen nicht aus Theilnahme, sondern aus Schadenfreude, und sie sind nicht gekommen aus alter Liebe, sondern, weil es ihrer Bosheit ein köstliches Fest ist, diesem Zerflattern eines glänzenden Hauses beizuwohnen, und zuzuschauen, wie der Sturm diese Stätte verwüstet, welche einst so prächtig war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ahnenprobe.

(Fortsetzung.)

„Ich stieg langsam die Wendeltreppe herab. In diesem Augenblick lag das Leben so wenig freundlich vor mir, daß ich wünschte, meine Laufbahn schon jetzt beschließen zu können. Da tönte Gesang an mein Ohr, eine volle, schöne Frauenstimme sang das Ave Marie von Schubert. Ich folgte dem Schall und gewahrte durch die Spalte einer Thür Marie vor einem Klavier sitzend. Dieß also war ihr Zimmer! Hier lebte, träumte, dachte sie! Ein Zugwind vergrößerte die Oeffnung ein wenig. Wie heimlich und geschmackvoll sah es hier aus! Bilder zierten die Wände, Blumen schmückten die Fenster. Alles sah hier heiter und lachend aus, wie die Jugend und das Glück. Ich verweilte wie gebannt auf der Stelle, bis ein nahender Schritt mich fortrieb.

Auf meinem Zimmer war es mir unbehaglich, ich hatte zu keiner Arbeit Lust und fühlte eine entsetzliche Langeweile. Die Dämmerung brach allmählig herein und ich wußte nicht wohin mit meiner Zeit, bis der Tag sein Ende erreicht. Ich entschloß mich endlich zu einem Spaziergang. Mit raschen Schritten durchstreifte ich den Wald und ließ die kühle Abendluft meine Stirn fächeln. Wohin ich ging, war mir gleichviel. Niemand kam mir in den Weg, nur von fern verscheuchte die tiefe Ruhe. Nur ein aufgeschrecktes Wild durchkreuzte mitunter mei-

Digitized by Google

nen Pfad. Da brach der Mond durch die Wolken. Ich sah um mich. Wo war ich? Vor dem Kreuze, an dem mein Ahnherr sich erhängt.

„Ich kann nicht leugnen, daß mich ein Etwas wie Gespensterfurcht überkam. Mit rascheren Schritten, als ich hierher gelangt, fand ich meinen Weg zurück. Er führte an dem Hause des Jägers vorbei. Der Hund kläffte, als ich mich nahte, und sein Herr trat unter die Thür, zu sehen, wer des Weges käme. Ich grüßte und redete ihn an. Es war mir ordentlich wohl in der Nähe eines Menschen. „Ich kann den Herrn Grafen nicht bitten einzutreten; denn mein Kind ist krank," sagte der Mann, „das Fräulein vom Schloß ist eben gekommen, nach ihm zu sehen."

„Ich warf rasch einen Blick in die erleuchtete Stube. Ja, da stand sie über der Wiege des Kindes gebeugt. Sie sprach mit der Mutter, gab ihr wahrscheinlich Verhaltungsregeln und ging dann hinaus. Bevor ich mich entfernen konnte, stand sie schon vor mir. Ich zog meinen Hut, sie verneigte sich gemessen. „Morgen ganz früh bin ich wieder hier," sagte sie zu dem Jäger; „sollte es dann noch nicht besser gehen, so muß ein Arzt gerufen werden." Sie ging. Ich folgte ihr. Immer vernahm ich ihren Schritt auf dem raschelnden Laube, kam ihr aber nicht näher. So jung, so muthig und so gut, sagte ich mir.

„Als ich das Schloß erreichte, hörte ich von dem Diener, das Abendessen wäre schon aufgetragen. Rasch flog ich hinauf in das Wohnzimmer und bat meine Mutter, nie auf mich zu warten. Sie sah mich groß und ruhig an. „Ich danke Dir, mein Sohn," sagte sie, „ich werde aber von dieser Erlaubniß keinen Gebrauch machen. Du bist hier der Herr und ich muß Deinen Dienern zeigen, welchen Respekt man Dir schuldig ist."

„Dadurch werde ich aber unendlich genirt, theure Mama; denn ich möchte Dich nie warten lassen."

„Ob Du das willst oder nicht willst, hängt von Dir ab, mein Sohn. Ich werde Dich nie einen Vorwurf hören lassen; denn ich bin Dein Gast. Ebenso aber werde ich meine Pflicht gewissenhaft erfüllen."

„Im Speisezimmer fanden wir Marie. Ihre Wangen waren geröthet von dem raschen Gange. Meine Mutter bemerkte es, sagte aber kein Wort.

„Am nächsten Morgen war ich ungewöhnlich früh auf. Mein erster Blick fiel auf das Erkerzimmer mir gegenüber. Die Vorhänge waren dort noch herunter gelassen. Vielleicht war die Bewohnerin dessen ungeachtet schon auf dem Wege zum Jägerhause. Die Neugierde trieb mich, das in Erfahrung zu bringen, und richtig! Kaum 50 Schritte von den Ringmauern unseres Gartens entfernt kam Marie mir entgegen. Ich blieb stehen und zog meinen Hut. Sie verneigte sich und wollte weiter eilen. Da redete ich sie an. „Sie kommen aus dem Jägerhause," sagte ich. „Geht es besser mit dem Kinde oder muß der Arzt geholt werden?"

„Es geht besser," erwiderte sie. „Es ist nur so schlimm, daß diese Leute keinen Begriff davon haben, was ihrem Körper schadet oder nicht. Ihre Unwissenheit bringt ihnen oft den Tod. Das ist zu grausam."

„Sie sagte dieß „zu grausam" mit einer Betonung, die sich nicht wiedergeben läßt. „Ihre ganze Seele lag darin. Es ist zu grausam! Ihr ganzes Glaubensbekenntniß sprach sich in diesen wenigen Worten aus. Ich bin, wie Du weißt, kein Vertheidiger solcher Menschenrechte, die uns alle auf Eine Stufe der Bildung bringen. Die große Menge darf nichts kennen als den Gehorsam und die Unterordnung unter die Begabtern. Will Jeder sein eigenes Schicksal in die Hand nehmen und seine Persönlichkeit zur Geltung bringen, so ist es mit dem Adel vorbei."

„Das Unglück wäre so groß nicht," sagte ich lachend.

Graf Malström stockte, fuhr aber fort: „Doch setzt sich Niemand ohne dringende Veranlassung das Messer an die Kehle. Ich wußte nun, daß Marie sich in unserm Kreise nicht wohl fühlen konnte, weil sie die Vorrechte, die wir ihr gegenüber geltend machten, nicht anerkannte. Die wenigen Worte, die sie gesprochen, waren für mich eine ganze Geschichte. Ich beobachtete sie bei Tische noch schärfer. Ihr Schweigen, ihr sich Unterordnen war nicht Demuth, es war Stolz. Was sie von uns empfing, bezahlte sie uns in dieser Münze.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Vor uns liegt die neueste Nummer der **Berliner Muster- und Modenzeitung für weibliche Arbeiten und Moden**, herausgegeben von Otto Janke und man muß gestehen, daß letztere durch Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Inhaltes unter den meisten derartigen Erzeugnissen der Literatur eine hervorragende Stelle einnimmt. Es erscheint dieselbe jährlich in 24 Numern mit über 2000 Modebildern, Dessins, Mustern, vorzüglich bunten Stickmustern, Portraits, musikalischen Beilagen und dergl. Außerdem verdient Erwähnung das sehr gediegene Feuilleton, das gegenwärtig unter Anderem auch das bekannte Mühlbachsche Lebensbild: „Königin Hortense," bringt, so daß der Preis, 54 kr.

Digitized by Google

vierteljährig, ein verhältnißmäßig sehr billiger genannt werden muß.

Mannigfaltigkeiten.

[Der Transport von Kranken auf Eisenbahnen.] Es kommt in unserer Zeit immer häufiger vor, daß die Kranken von ihren Aerzten veranlaßt werden, Reisen nach entfernten Gegenden zum Gebrauche einer Bade- oder Klimakur zu unternehmen, und es handelt sich dann darum, den Ort der Bestimmung in möglichst kurzer Zeit, aber auch in möglichster Berücksichtigung des krankhaften Zustandes zu erreichen. Bisher war in letzter Beziehung auf Eisenbahnen wenig für Kranke gesorgt, aber jetzt ist in Frankreich die Compagnie du chemin fer d'Orléans mit gutem Beispiele vorangegangen, indem sie sogenannte Wagonlist einrichtete und in Zirkulation setzt. Auf der Strecke von Paris nach Orleans geht seit Mitte Mai ein solcher Krankenwagen, der acht Betten hat. Der Preis eines Bettes ist der doppelte eines gewöhnlichen Platzes. Durch weitere Verbreitung dieser Einrichtung würde Tausenden Gelegenheit gegeben, sich des ersehnten Heilmittels in einem Badeorte zu bedienen, welches jetzt nur leidlich Rüstigen zu Gebote steht.

Von der Ofener Stadtgemeinde ist am 25. September dem Kaiser Franz Joseph während seines Aufenthaltes in der Landeshauptstadt Ungarns eine Riesentraube dargebracht worden, gleichsam als Tribut von dem Weinsegen der Stadt. Diese Riesentraube, an der zwei starke Männer zu tragen hatten, maß 60 Zoll in der Länge und 90 Zoll im Umfang und bestand aus ca. 700 Trauben der haltbarsten Sorten, welche von verschiedenen Weingartenbesitzern der vorzüglicheren Weingebirge in die Rebschule des ungarischen Landwirthschaftsvereines geliefert und dort von geschickten Händen zu jenem Traubenkolosz kunstvoll zusammengestellt wurden. Von oben herab hingen drei große seidene Schleifen — eine schwarz-gelbe, eine rothweiße und eine roth-weiß-grüne — und dazwischen waren Maschen von weiß-blauen Bänder angebracht.

Herr Bailly, Präsident der astronomischen Gesellschaft zu London, hat nach jahrelangen Bemühungen und Forschungen, die er in einem ganz abgesperrten Zimmer mit sehr sinnreichen und komplizirten Apparaten anstellte, folgendes Resultat herausgebracht: Die Erde ist etwa 5¾ Mal schwerer, als sie seyn würde, wenn sie ganz aus Wasser bestände. In Zahlen angegeben beträgt das Gewicht unseres Erdballs 6,062,165,592,211,410,488,889 Tonnen englisches Handelsgewicht; in Worten ausgedrückt: sechstausend und zweiundsechzig Trillionen, einhundert fünfundsechzigtausend fünfhundert zweiundneunzig Billionen, zweihundert elftausend vierhundert und zehn Millionen, vierhundert und achtundachtzig Tausend, achthundert neunundachtzig Tonnen.

Vom Lonthal, 25. Septbr.: schreibt man. Ein alter Industriezweig scheint von Neuem aufleben zu wollen: die Schneckenzucht. Ein armer Mann aus der Gegend des Blauthals legte bei Reutti ob Ursping einen Schneckengarten an, bezahlte den Schulkindern der Umgebung für je 100 abgelieferte Schnecken 3 bis 4 kr., hat nunmehr 100,000 Stücke beisammen und wird in 3—4 Wochen das Tausend gedeckelter Schnecken um 2—2½ fl. verwerthen und dabei immerhin einen Reinverdienst von 150 fl. machen.

Der Schauspieler Graf Bethlen, der junge ungarsche Magnat, welcher sich bekanntlich aus innerem Drange der Bühne widmete und sich gegenwärtig in Paris aufhält, ist für das demnächst in Erledigung kommende Fach eines ersten jugendlichen Liebhabers am Stadt-Theater zu Hamburg designirt.

Charade.

Die Ersten brennen,
Die Dritte lischt;
Verbrecher nennen,
Mit Grauen vermischt,
Das ganze Wort.
Denn Trug und Mord,
Wie sein gesponnen
In finst'rer Nacht,
Hat es gebracht
An's Licht der Sonnen.

Auflösung der Charade in Nro. 235:

Nachricht.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Liselle Wartlandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 241 Mittwoch, 8. Oktober 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Deßhalb standen so viele Equipagen vor Gogkowsky's Hause, deßhalb kamen diese vornehmen und reichen Leute in Gogkowsky's Haus und drängten sich mit den Trödlern und Spekulanten zugleich in diese Säle, die sie sonst nur im Glanz ihrer kostbaren Toiletten und mit freundlichem Lächeln überschritten hatten.

Diese zusammen gekauerte, männliche Gestalt, welche dort an der Treppe lehnte, den Hut tief in die Stirn gedrückt, den Mantelkragen hoch über das Antlitz empor gezogen, die bemerkte Niemand, auf die achtete Niemand. Und doch, welch ein Triumph wär es nicht gewesen, wenn sie gewußt hätten, daß das Gogkowsky war, der einstige Herr dieses Hauses. Ach, sie würden noch einmal so heiter gelächelt haben, diese vornehmen, reichen Leute, wenn sie sein gramdurchfurchtes Antlitz gesehen hätten, sie würden vielleicht noch mehr gekauft haben, wenn sie gewußt hätten, daß Gogkowsky da sey, und zuschaute, wie sein Besitzthum in ihre Hände überging.

Gogkowsky war wie von einer dämonischen Gewalt in dieses Haus und zu diesem schauerlichen Feste gezogen worden. In der Langweile seines öden, thatenlosen, müßigen Unglücks war es ihm eine Art Zerstreuung, eine Aufrüttelung aus seinem dumpfen Brüten gewesen, Zeuge dieser Zerstörung und Auflösung seines Hauses zu seyn. Wie einst Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem, so saß Gogkowsky verhüllten Hauptes auf der Schwelle seines Hauses und hörte mit einer Art grausamer Freude den Hammerschlägen des Auktionskommissarius zu, und doch traf jeder Schlag sein Herz und machte die Wunde desselben nur empfindlicher schmerzen.

Und als er in diese kalten theilnahmlosen Gesichter schaute, als er sah, wie diese Menschen, die er einst seine Freunde genannt, oder denen er wohlgethan, jetzt den Raubvögeln gleich, über die Leiche seiner Vergangenheit herstürzten, und als er aus ihren Augen ihre schlechtverhehlte Schadenfreude hervorblitzen sah, da fühlte er es, wie eine tiefe Scham, diesen Menschen einst freundlich gelächelt, ihnen einst vertraut und an ihre Freundschaftsversicherungen geglaubt zu haben.

Niemals war Gogkowsky stolzer durch die Straßen gegangen, als an dem Tage, wo er von der Auktion heimkehrte in seine düstere stille Wohnung, niemals hatte er die Menschen tiefer bemitleidet, bitterer gehaßt, als an diesem Tage.

Und dennoch schmerzte es ihn, diese öde, stille Wohnung zu betreten, und sich wieder einzuzwängen in diese Langweile und Müßigkeit seines thatenlosen Vegetirens. Dennoch war es ein empfindliches, immerfort brennendes Weh, so in der Fülle der Kraft zur Ruhe verdammt zu seyn, und nichts weiter thun zu können, als mühsam sein Daseyn weiter zu schleppen, zu essen, zu schlafen, und von seiner Vergangenheit zu träumen! Nur nicht zu leben von der Gnade Anderer, und wenn auch diese „Anderen" immerhin seine eigenen Kinder wären!

Aber sie arbeiteten für ihn mit solcher Freude, und solcher Liebe! Bertram hatte die Stelle eines Buchhalters in einer großen Fabrik angenommen, und sein Gehalt reichte hin, um sie alle drei zu ernähren. Freilich, es mußte sorgsam zusammen gehalten, es mußte ängstlich genug gespart werden. Aber Elise war thätig und arbeitsam; der Instinkt des Weibes hatte sie, welche sonst als verwöhntes Kind des Reichthums, umgeben von ihren Dienern, nichts kennen gelernt hatte von diesen kleinlichen Dingen des Lebens, welche die Frauen ihre „Wirthschaft" nennen, der Instinkt des Weibes hatte sie plötzlich diese Wissenschaft gelehrt, und sie bald zu einer Meisterin derselben gemacht.

Und lieblich war es, dieses junge Weib zu sehen, welches in immer gleicher Ruhe und Heiterkeit die Geschäfte ihres Hauses besorgte, bald als Köchin in der Küche wirkend, bald mit geschäftiger Hand ihre kleinen Zimmer ordnend, und durch Sauberkeit und Zierlichkeit ersetzend, was ihnen fehlte an Eleganz und Schönheit.

Elise war wie verwandelt, und niemals, seit sie

Digitized by Google

Bertram's Weib geworden, war ihre Stirn bewölkt, oder ihr Auge trübe gewesen. Immer war ihr Antlitz heiter und klar, immer hatte sie für den heimkehrenden Gatten ein freundliches Lächeln, einen innigen Gruß, und niemals irgend ein Wort der Klage, oder des Bedauerns über die Entbehrungen, denen sie sich unterziehen mußte, oder den Reichthum, welchen sie verloren hatte.

Der Reichthum des Weibes ruhte allein in ihrem Herzen, und so war Elise reich, denn sie liebte ihren Gatten, nicht mit jener heißen, verzehrenden Gluth, welche sie einst empfunden, und welche ihr so viel Täuschungen und so viel Thränen gegeben, sondern mit sanftem, wohlthuenden Feuer, welches niemals erlischt, weil ihm die Achtung und die Erkenntniß des Rechten immer neue Nahrung und neuen Stoff verleiht! — Bertram war nicht mehr nur ihr Bruder, er war ihr Geliebter, ihr Freund, ihr Rathgeber, und Tröster überall. Immer war sie gewiß, bei ihm Verständniß und Anerkennung, Trost und Hülfe zu finden, und wie einen Fels konnte sie bauen auf dieses edle Herz, das zugleich so stark und so weich im Lieben war, das niemals an ihr gezweifelt, niemals sich von ihr abgewendet hatte.

Und ihr ganzes Leben sollte nur ein Dank seyn für seine edle, schöne Liebe, für die opferbereite Dankbarkeit, mit welcher er ihrem Vater sein ganzes Vermögen hingegeben hatte, um den Namen und die Ehre seines Hauses von Schmach und Schande zu erretten. Sie verlangte nicht nach Pracht und Schätzen; umleuchtet von dem Glanz ihrer Liebe, und ihres stillen, friedlichen Glückes, schien ihr diese kleine ärmliche Wohnung ein Tempel des Friedens und der seligen Ruhe, und von Bertram's Arm umfangen, reichten ihre Wünsche nicht mehr hinaus über dieses enge, kleine Gemach.

Aber anders wie gesagt war es mit ihrem Vater! Ihn däuchte diese Ruhe eine vernichtende Qual und dieses thatenlose Vegetiren ein lebendiges Sterben. Und mit jedem Tage vergrößerte sich diese Qual, ward die Wunde seines Herzens brennender und schmerzvoller. Zuweilen hätte er laut aufjammern mögen in dem Kampf seiner Verzweiflung, hätte er mit seinen geballten Fäusten seine Brust zerschlagen und zu Gott empor schreien mögen in der Fülle seines Kummers.

Er, welcher sein ganzes Leben thätig gewesen, er sollte jetzt zur Unthätigkeit verdammt seyn, er, welcher immer für Andere gearbeitet hatte, er sollte jetzt die Hände müßig in den Schoß legen, und Andere für sich arbeiten lassen. Wodurch denn hatte er diese Qual verdient, was hatte er denn verschuldet, daß er, welcher stets ehrlich gestrebt und gearbeitet, zu Grunde gehen mußte, während Andere, welche sich reich gemacht durch Betrug und Lüge, durch List und Bosheit, während diese im Glanze ihrer Equipagen, und umrauscht von Reichthum und Pracht durch die Straßen fuhren, durch die er kummervoll und gebeugten Hauptes dahin schlich.

Er war untergegangen, aber Ephraim hatte sich nur immer höher erhoben! Er war arm geworden, weil er ein ehrlicher Mann war, und Ephraim war reich geworden, weil er dieß nicht war. Seine Firma war untergegangen, und Ephraim umschlug fort und fort mit ungeheurem Gewinne seine Gelder.

Er wollte mindestens Rache üben an den Menschen, Rache an diesem undankbaren Geschlecht, welches ihn verrathen und verlassen, Rache an der Menschheit, welche so klein und erbärmlich sich ihm gezeigt. Er wollte diese Menschen, welche so stolz und prächtig einher gingen, wenigstens an ihre Kleinigkeit und Undankbarkeit erinnern! Er wollte Niemand anklagen, aber sein ganzes Leben war ja eine Anklage, nicht bloß gegen einzelne Menschen, sondern gegen ganze Behörden, und ganze Städte, ja, gegen den König selbst.

Sie waren Alle undankbar gegen ihn gewesen. Sie waren Alle noch seine Schuldner, und der ganzen Welt gegenüber wollte er ihnen ihre Undankbarkeit, und ihre Kleinlichkeit, ihre Bosheit und Tücke in das Antlitz schleudern, und sie mahnen an die Vergangenheit, um sie zu demüthigen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ahnenprobe.

(Fortsetzung.)

„Meine Mutter fragte mich, was mich diesen Morgen so früh hinaus getrieben. Ich antwortete ausweichend, dabei begegnete mein Blick dem des Mädchens, der mir sagte, sie wisse, daß ich sie nicht verrathen würde. Es herrschte nun eine Art Einverständniß unter uns, wir theilten ein kleines Geheimniß miteinander und das brachte uns unmerklich einander näher. Sprach der Mund auch oft keine Worte aus, so redete doch das Auge und der Blick des Andern sagte, daß er verstanden.

„Wenige Tage darauf ließ meine Mutter mich zu einer ungewohnten Stunde zu sich entbieten. Ich fand sie in ihrem Zimmer und allein. „Ich möchte einmal ernstlich über Deine Zukunft mit Dir reden," sagte sie feierlich, als ich neben ihr Platz genommen. „Seit lange schon sehe ich mich nun unter den Töchtern des Landes um, Dir eine passende Parthie vorschlagen zu können. Die Auswahl ist nicht groß. Das reine Blut wird immer seltener. Selbst unsere fürstlichen Familien haben ja größtentheils schon

Digitized by Google

unter ihrem Stande geheirathet. Man sollte es kaum glauben, wie gering die Zahl Solcher, die noch 16 Ahnen aufweisen können. Aber um so ehrenvoller für uns, zu diesen wenigen Auserwählten zu gehören. Unser Cousin, der Freiherr Wangenau, schreibt mir heute über diesen Punkt. Da ist sein Brief, lies ihn! Auch er hat Schwierigkeiten der Art kennen gelernt und war am besten im Stande, mir die genaueste Auskunft zu geben. Ich schlage seine Schwester vor. Sie ist freilich über die erste Jugend hinaus; indessen, was kann man machen? In jedem andern Bezug paßt die Partie um so besser."

„Ich las den Brief, der ein Verzeichniß aller ebenbürtigen Familien enthielt und das Alter der Töchter angab.

„Meine Mutter schlug vor, daß ich zum Frühling eine Reise mache und sie sämmtlich kennen lerne. Gegen den Cousin Wangenau wollten wir uns indessen zu nichts binden, uns aber auch zugleich diese Thür offen halten. Ich konnte dagegen nichts einwenden. Ich hatte meine Cousine nur als Kind gesehen. Einstweilen störte der Gedanke an zu nahe Verwandtschaft.

„Der Winter verstrich mir sehr einförmig. Die Nachbarschaft bot wenig Umgang und die Personen, mit denen man allenfalls verkehren konnte, wurden durch die Förmlichkeiten meiner Mutter abgeschreckt. Ich ging auf die Jagd, riti aus, las und zeichnete, das Letztere meistens am Abend, während Marie meiner Mutter vorlas. Unsere Unterhaltung blieb dabei immer einsilbig, wir kamen nie zu einem freien Austausch der Gedanken, wir sprachen immer nur das Nothwendige; dennoch war dieß Zusammensetzen nicht ohne Reiz, so daß ich bei jedem erwachenden Morgen schon den Abend herbei sehnte.

„Ende März trat ich meine Rundreise durch Deutschland an. Da ich mit allen Familien, die ich kennen zu lernen wünschte, entfernt verwandt war, so war mir der Zutritt ein leichter. Doch muß ich gestehen, daß ich der Angelegenheit nicht ganz die Aufmerksamkeit widmete, die sie verdiente. Ich wurde zu schnell abgeschreckt und trug gar kein Verlangen, den Kern kennen zu lernen, wo mir die Schale mißfiel. Es war auch wirklich nur ein einziges Mädchen, das mir an Jahren paßte, aufzufinden, und diese Eine war so einfältig, hochmüthig und roh, daß ich mich ihrer als meiner Frau geschämt hätte. So blieb mir denn, da es in den Pflichten gegen meinen Stand einmal liegen sollte, zu heirathen, wie die Familienstatuten sogar mein gegenwärtiges Alter dazu bestimmten, am Ende auch keine eigentliche Wahl und ich kehrte weit früher noch der Ebertsburg zurück, als man mich dort erwartete. Meine Mutter war sichtlich überrascht, mich zu sehen und, wie ich glaube, nicht angenehm überrascht. Auf ihrem Gesicht lag die Frage, was mich sobald zurückgeführt und ich weiß nicht wie es kam, daß ich verlegen den Blick senkte vor dieser stummen Sprache.

„Marie war bei meiner Ankunft nicht im Zimmer. So oft sich die Thüre öffnete, flog mein Auge unruhig dahin. Meine Mutter bemerkte es; denn ihrem Auge entging nichts. Ich stellte mich daher an das Fenster und sah hinaus in den Hof, bis das Abendessen angekündigt wurde. Da trat sie endlich herein. Sie grüßte mich, schien aber kalt, doch stieg eine hohe Gluth in ihre Wangen. Sie aß fast gar nicht und auch mit schmeckte kein Bissen. Doch schien es mir, daß ich lange nicht so froh gewesen, noch mich so wohl befunden.

„Ganz im Vorbeigehen sagte mir meine Mutter wenige Tage darauf: „Ich habe auch an den Cousin Wangenau geschrieben, daß Deine Reise ohne Erfolg gewesen und die Sache mit seiner Schwester daher als abgemacht betrachtet werden darf. Es bleibt ja sonst nichts mehr übrig."

„Ich schwieg, nicht aus Widerspruch, sondern aus gleichgültiger Ergebung und weil Marie eben in den Garten hinab ging und ich ihr gern folgen wollte.

„Nicht wenig aber erschrack ich, als einige Tage darauf ein Wagen vorfuhr, aus welchem der Cousin Wangenau stieg. Er kam, mir schon das Jawort seiner Schwester zu bringen und den Tag unserer Hochzeit festzusetzen. Ich erbleichte.

„Reden Sie mit meiner Mutter darüber," erwiderte ich, eingedenk meiner Majoratspflichten und stürzte aus dem Zimmer. Eine unsägliche Angst ergriff mich. Ich hatte leichtsinnig über meine Hand bestimmen lassen und konnte nun nicht mehr zurück. Und wozu auch? Mußte ich aus einem dieser alten Geschlechter wählen, so war mir es ganz gleichgültig, welche von ihnen an die Reihe kam; also blieb die Cousine Wangenau so gut wie jede Andere. Nur daß geheirathet seyn mußte, war mein Elend. Daß ich eine Frau mein nennen sollte, für die ich gar nichts empfand!

„Ich lief lange in Feld und Wald, um mein Blut zu kühlen und mich zu fassen. Mehrere Stunden mochten vergangen seyn, als ich das Schloß wieder erreichte. In dem kleinen Blumengarten kam mir Marie entgegen. „Man sucht Sie überall, Herr Graf," sagte sie. „Ihre Frau Mutter ist in großer Sorge um Sie."

„Ich blieb stehen und sah sie einen Augenblick fragend an. Sollte ich ihr klagen, welch ein Schicksal man mir bereitete, sollte ich ihre Theilnahme in Anspruch nehmen? Sie hätte mich verstanden, das wußte ich. Sie hätte gefühlt, welch ein Opfer meine Stellung von mir forderte. Schon wollte ich reden; da bezwang ich mich wieder. Voltaire's

Digitized by Google

Weisheit fiel mir ein. Ist man zweifelhaft, ob man etwas thun oder lassen solle, so wähle man das Letztere.

„Das that denn auch ich. Ich stürzte in das Haus, die Treppe hinauf in das Wohngemach. Mein Vetter ging hier mit verschränkten Armen auf und ab. Meine Mutter sah sehr aufgeregt aus, als ob ihr Etwas große Angst mache. „Was ist denn aus Ihnen geworden?“ fragte mich Wangenau, vor mir stehen bleibend und mich mit halbem Lächeln betrachtend. „Sie haben eine eigenthümliche Art, in Ihrem Schlosse den Wirth zu spielen.“

„Ich erwiderte, daß ich nicht so anmaßend seyn könne, mir seinen Besuch zuzuschreiben und ihn darum mit meiner Mutter allein gelassen hätte. Meine Mutter warf mir hierauf einen freundlichen Blick zu.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Freunden einer wahrhaft gediegenen Unterhaltungs- und Belehrungs-Lektüre kann mit vollem Rechte die im Verlage von **Ernst Keil** in Leipzig erscheinende Wochenschrift: **„Die Gartenlaube“** auf das Wärmste empfohlen werden. Denn dieses gegenwärtig in einer Auflage von 45.000 Exemplaren erscheinende und allseitig so beliebte Familienjournal bringt nicht nur gute Original-Novellen und Erzählungen, sondern auch Schilderungen aus dem Volksleben, belehrende Erläuterungen zu den Persönlichkeiten des Tages, populär-naturwissenschaftliche Mittheilungen, Beiträge zur Kenntniß des menschlichen Körpers und einer vernünftigen Gesundheitslehre, populär-chemische Briefe für das praktische Leben, physikalische Belehrungen, musikalische Briefe, Literaturbilder, Jagd- und Reiseskizzen, Biographien, Originalberichte aus Amerika, Notizen aus dem Bereiche der Erfindungen, Literatur und Kunst ꝛc. Für die Gediegenheit des Inhaltes bürgen die Namen eines Bock, Roßmäßler, Hirzel, L. Storch, F. Stolle, Temme, Gerstäcker, Gusek, Kolisch, Wickede ꝛc., sämmtlich Mitarbeiter der Gartenlaube. — Was dem trefflichen Gesammt-Inhalte noch ein erhöhtes Interesse verleiht, das sind die wirklich vorzüglichen Illustrationen, die demselben zur Erläuterung beigefügt sind. — Trotz des reichhaltigen, gediegenen Inhaltes, der meisterhaften Xylographien und der sonstigen eleganten Ausstattung, ist der Preis — 54 kr. pro Quartal — ein beispiellos billiger zu nennen, und dürfte deßhalb um so mehr das so rühmenswerthe Streben der Verlagshandlung: **das Volk durch belehrende Unterhaltung zu bilden**, durch eine recht allgemeine Theilnahme die verdiente Anerkennung finden. — Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Mannigfaltigkeiten.

Ein russischer Beamter erhielt von seinem Vorgesetzten den Auftrag, eine wichtige Arbeit zu liefern. Die Sache war nicht gerade eilig und erst nach einem Vierteljahre fragte der Chef seinen Untergebenen, wie weit die Arbeit gediehen sey. Sie sey noch nicht beendigt, war die Antwort. Nachdem wiederum drei Monate verstrichen waren, erneuerte sich die Frage, aber auch die Antwort. Inzwischen bald nachher bringt der Beamte seine Arbeit — ein prachtvoll eingebundenes Heft, dessen Titel in schöner Kanzleischrift prangte. Der Vorgesetzte, geblendet von der Außenseite, erklärt sich, ohne einen Blick auf den Inhalt des Heftes zu werfen, vollkommen zufrieden gestellt. Einige Tage später will sich derselbe der Ausarbeitung seines Untergebenen bedienen, eröffnet das Heft und findet — unbeschriebenes Papier. Zornig darüber, stellt er Jenen zur Rede, der ihm aber ganz ruhig entgegnet: Exzellenz, ich habe einen Titel und keinen Gehalt, ich habe Ihnen einen Titel und unbeschriebenes Papier gegeben. Wir sind quitt. So erzählt der „Nord.“

Aus Konstantinopel vom 19. Sept. schreibt man: Dem Palais der russischen Botschaft in Bujukdere wurden in den letzten Tagen die Fenster der Front — eingeschossen und zwar — durch die preußische Korvette „Danzig,“ welche sich so dicht an's Land gelegt hatte, daß bei Gelegenheit eines Salutes, der dem an Bord gewesenen Internuntius Freiherrn von Prokesch galt, der Druck der Luft die unabsichtlich feindselige Wirkung ausübte, die schönen neuen Fensterscheiben in Herrn Butenieff's Salon zu zertrümmern.

[Soll und haben.] Ein alter Bäckermeister führte sein Buch mit den Worten: Ich von ihm, Er von mir. Als nun sein Sohn aus der Fremde nach Hause kam, setzte dieser statt dessen: Soll und Haben. Einst notirte er einen starken Schuldner; der Alte, welcher ihm über die Schulter sah und längst schon Einsprache über die ihm unverständliche Neuerung thun wollte, sagte: „Da sieht man, wie unrichtig Dein System ist, der soll nichts mehr haben, der hat schon genug.“

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 242 Donnerstag, 9. Oktober 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

Er that es! Er schrieb die Geschichte seines Lebens! Aber er schrieb sie nicht mit Zorn und Spott, er tauchte seine Feder nicht in Galle, er machte keine gehässigen Reflexionen, keine verachtenden Anmerkungen. Er that nichts, als daß er ruhig und einfach, klar und sachgemäß sein Leben und seine Thaten schilderte, und überall, wo es nothwendig war, die Richtigkeit seiner Angaben bethätigte, indem er darauf bezügliche Dokumente und Aktenstücke mittheilte.

Aber gerade die Einfachheit und das Sachgemäße dieser „Biographie eines patriotischen Kaufmannes" verschaffte ihr einen ungeheuren Erfolg, und machte den längst vergessenen, längst von der Undankbarkeit der Welt verleugneten Gotzkowsky auf einige Zeit wieder zum Unterhaltungsstoff der Berliner, und des ganzen Deutschlands. — Jeder wollte dieses Buch gelesen haben, Jeder wollte den schadenfrohen Genuß haben, zu sehen, wie vornehme Leute, wie Behörden, Städte und Fürsten diesem Manne zu Dank verpflichtet waren, und ihn doch so schonungslos hatten untergehen lassen.

Es war daher sehr natürlich, daß dieses Buch, so einfach und zurückhaltend es auch geschrieben war, dennoch ein großes Aergerniß gab. Gotzkowsky hatte Niemand angeklagt, aber die Thatsachen klagten an, und seine jetzige Armuth und Dürftigkeit verurtheilte diese stolzen, vornehmen Leute, und zeigte der Welt ihre Kaltherzigkeit und Erbärmlichkeit. Er hatte nicht bloß einzelne Menschen dem Urtheil der Welt Preis gegeben, nein, den ganzen Magistrat von Berlin klagte sein Buch mit Thatsachen der Undankbarkeit an, und auch eine hohe Person zog es hinein in seine Kreise, welchem Gotzkowsky ein Beispiel für hunderttausend Dukaten Bilder gekauft, und die ihm von dieser Summe doch nur hundert und fünfzigtausend Thaler zurück gezahlt hatte.

Ach, wie glücklich wären sie gewesen, wenn sie ihn eines Verbrechens, oder auch nur einer Beleidigung hätten zeihen können. Aber Gotzkowsky hatte überall nur die Wahrheit gesagt, und von hohen Personen hatte er immer nur mit Ehrfurcht und Liebe gesprochen, und nur zwischen den Zeilen konnte man lesen, daß von ihnen einige Gotzkowsky's Schuldner seyen.

Man konnte ihn aber nicht anklagen, aber man verfolgte ihn doch. Sein Buch, diese einfache Geschichte seines Lebens, ward verboten, alle Buchhandlungen Berlins mußten die Exemplare desselben abliefern, und Gotzkowsky selber bekam den Befehl, die Exemplare, welche er selber besäße, zurück zu liefern.

Er that es, er gab das Buch der Behörde, aber sein Gedächtniß blieb ihm treu, und war seine Stärkung und sein Trost, und es richtete ihn auf, wenn er verzagen wollte, und machte ihn stolz in seinem Unglück und frei in der Knechtschaft seiner Armuth.

Denn jetzt waren sie arm! Gotzkowsky hatte nicht bedacht, wie weit die Bosheit und Tücke der Menschen reichte, er hatte sie immer noch nicht genug erkannt in ihrer Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit. — Sein Buch zeigte, wie sehr die Kaufmannschaft von Berlin ihm verpflichtet sey, und wie wenig sie dieser Verpflichtung nachgekommen, es war also eine Anklage gegen diese stolze und reiche Kaufmannschaft. Da sie sich aber an Gotzkowsky nicht rächen konnten, so rächten sie sich an seiner Familie, an seinem Schwiegersohn. Bertram war ein geschickter und gewandter Arbeiter, was half ihm das! Gotzkowsky hatte die Berliner Kaufmannschaft beleidigt, und sie rächte sich, wie sie eben konnte, — der reiche Fabrikherr, dessen Buchhalter Bertram gewesen, entzog ihm seine Stelle, und einer bestimmten Verabredung gemäß konnte er nirgends eine andere Stelle finden.

Woher also jetzt seine Familie erhalten? Ach, er hätte arbeiten mögen, daß ihm das Blut aus den Nägeln spritzte, arbeiten für sein Weib, für seinen Vater, und sein Kind, das ihn mit seinen

Digitized by Google

gehen, klaren Kinderaugen so lieblich anlah, und nichts ahnte von der Angst seines Vaters und den Seufzern, die den Busen seiner jungen Mutter zusammen schnürten.

Jetzt erst waren sie arm, denn sie hatten keine Arbeit, sie waren zur Unthätigkeit verdammt, und zum trostlosen Hinbrüten.

Was sollte aus ihnen werden! Wie sollte dieses Leben der Dürftigkeit enden?

Gozkowsky war lange schweigend und sinnend gewesen, aber heute strahlte sein Antlitz, und seine Augen leuchteten wie in den Tagen seines Glückes. Seine Tochter sah mit Erstaunen, wie er aus seinem Schrank die einzigen, letzten Trümmer, welche ihnen aus früheren Zeiten geblieben, diesen silbernen Lorbeerkranz, den ihm die Stadt Berlin, und den goldenen Pokal, welchen ihm die Stadt Leipzig gegeben, hervorholte, und sie lange prüfend betrachtete. — Dann ging er aus, und Elise war jetzt allein, um zu weinen, und zu Gott zu beten, daß er ihnen Hülfe sende, und Bertram zu trösten, als er wieder vom erfolglosen Suchen nach einer Stelle heimkehrte.

Erst nach Stunden kehrte Gozkowsky zurück, aber sein Antlitz war noch heiter und seine Züge zeigten die Energie und Thatkraft früherer Tage.

Er reichte seinen Kindern die Hand, und zog sie Beide zärtlich an sein Herz. Sind wir denn arm? fragte er, als sie ihn innig umschlossen hielten. Nein, ich sage, wir sind immer noch reich, denn unsere Herzen sind noch warm, und unsere Ehre ist noch nicht verloren. Aber wir haben es noch nicht verstanden, die Dürftigkeit des äußern Lebens zu ertragen! Wir haben unsere Armuth noch übertüncht mit den Flittern der Wohlanständigkeit, wir haben uns noch geschämt, im groben Gewande über die Straßen zu gehen, wir haben noch nicht gelernt, wie viel des Nothwendigen, des Ueberflüssigen uns noch umgibt. Wir waren noch gebannt in diese Kreise des städtischen Lebens und opferten, ohne es zu wollen, noch immer dem Vorurtheil und dem Luxus! Wir haben es versucht, arm und doch glücklich zu seyn in einer Stadt! Das war unser Irrthum. Das Glück der Armuth wohnt nicht in den kalten Mauern einer Stadt, es wird nicht gesäet zwischen den Pflastersteinen einer Straße, nur in der Natur, welche so reich ist, daß sie Alle nährt, und Allen gibt, die sich vertrauensvoll an ihre Brust schmiegen, nur in der Natur und in der Einsamkeit des Landlebens wohnt der Friede und die Ruhe! — Kommt, meine Kinder, laßt uns diese Stadt verlassen, laßt uns den Muth haben, Kinder der Natur, und freie Bürger der Armuth zu seyn. Laßt uns allen Tand und allen Flitter des Stadtlebens von uns werfen, laßt uns auswandern, nicht über's Meer, und nicht in die Wüste, aber in eine Hütte, und in einen Wald. Ich habe den letzten Tand meiner Vergangenheit abgestreift, und der silberne Lorbeerkranz und der goldene Becher sind doch zu etwas nütze gewesen, denn sie haben uns die Mittel gegeben, uns eine neue Existenz zu begründen. — Bertram, hast Du den Muth, ein neues Leben zu beginnen und ein Bauer zu werden?

Bertram lächelte. Ich habe den Muth und die Kraft dazu, sagte er, denn ich bin gesund und kann arbeiten.

Und Du, Elise, bist Du nicht zu stolz, Dein Kind zu einem Bauer zu erziehen?

Elise küßte ihr Kind und reichte es dann ihrem Vater hin. Laß ihn uns zu einem guten und gesunden Menschen erziehen, sagte sie, zu einem Manne, der seinem Vater und Dir gleicht, dann wird er die Welt und die Armuth überwinden, und glücklich seyn.

Oh, ich wußte wohl, daß ich auf Euch zählen könnte, rief Gozkowsky, und jetzt weiß ich, wie uns Allen zu helfen ist! Wir sind jetzt reich genug, um uns in irgend einem Winkel der Welt ein Stückchen Land zu kaufen, das wir uns urbar machen, und uns eine Hütte darauf bauen. Der Erlös meiner Kostbarkeiten reicht dazu aus; und was wir für diese Habseligkeiten hier bekommen, wird wohl genug seyn, die Reisekosten zu bestreiten! Nun denn, macht Euch bereit, meine Kinder! Morgen ziehen wir aus, nach Schlesien hin! Dort im Gebirge wollen wir uns ein stilles, einsames Thal suchen, wo die neuen Bauersleute sich eine Hütte bauen können.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ahnenprobe.

(Fortsetzung.)

„Mein Vetter murmelte: „Se non è vero è ben trovato. Ich habe schon noch das Vergnügen, Sie bei mir zu sehen und Ihnen Gleichts mit Gleichem zu vergelten.“ Er lachte dabei und sagte: „Sans rancune!“ Er bot mir die Hand. Ich nahm sie fast zögernd. Mir war, als ob ich damit schon das fürchterliche Ja gesprochen. Den ganzen Abend blieb ich still und zerstreut und antwortete nur halb, als meine Mütter mir vorschlug, meinen Vetter am nächsten Morgen zu begleiten. Ich hoffte, es würde sich schon noch ein Vorwand finden, um dieser Reise zu entgehen. Unter solchen Gedanken stand ich früh auf und setzte mich an das Fenster, von wo ich Marie gewahrte, die auf dem Söller nach ihren

Digitized by Google

Blumen sah. Ich nahm meine Lorgnette und sah ihr zu, bis mich der Diener abrief, um unten mit meinem Vetter das Frühstück einzunehmen. Zu meinem Erstaunen fand ich auch meine Mutter gegenwärtig und zwar im Reisekostüme. „Ich werde Euch begleiten," sagte sie, „um meine Schwiegertochter kennen zu lernen."

„Ich erblickte, nicht nur vor ihrer Absicht, sondern auch vor der Benennung; aber entgegen zu setzen wagte ich ihr nichts. Was konnte ich auch sagen? Blieb, unserem „Familienstatut" gegenüber, denn ein Ausweg?

„Wir reißten ab und kamen in Hohenfels an. Mein Vetter mußte erwartet haben, daß wir ihn begleiten würden; denn Alles war zu unserem Empfange bereit. Seine Gattin empfing meine Mutter mit großer Ehrerbietung und stellte ihr ihre Kinder auf eine Weise vor, die ihr augenscheinlich wohlthuend war. Sie wurde hier als Haupt der Familie angesehen und das entsprach ihrer Neigung. Wir setzten uns bald darauf zu Tisch und der Rest des Tages verging unter mancherlei Gesprächen über gegenseitige Bekannte, ohne daß des Zweckes unserer Reise gedacht wurde. Herfilie, Freiin von Wangenau, zeigte sich nicht und ich fragte auch nicht, was sie abhielt, zu erscheinen. Schon schmeichelte ich mir, unser Besuch würde auf diese Weise enden, da rief mich mein Vetter in sein Zimmer und — ich stand vor der nicht mehr Erwarteten. „Ich setze voraus, daß die Angelegenheit, die Ihr miteinander abzumachen habt, am besten unter vier Augen erledigt sey," sagte er, nachdem er mich vorgestellt. „Herfilie war im Stifte und ist erst so eben angekommen." Damit entfernte er sich und wir blieben allein.

„Mir fehlte alle Fassung. Als die Aeltere, wußte sie in dieser peinlichen Lage leichter den rechten Ton zu finden, und so war sie es denn auch, die mich zuerst anredete.

„Vetter Dedo," begann sie, „wir wissen Beide, welche Ursache uns hier zusammenführt und welche Pflicht uns zwingt, uns hier die Hand zu reichen. Möge dieser Schritt uns Beiden den Segen bringen, den wir vom Himmel dafür erflehen!"

„Sie hielt mir dabei ihre Rechte entgegen. Ich erfaßte sie; aber, ohne sie dabei anzusehen. Ich wagte nicht, ihr in das Auge zu blicken, mir war es, als müsse sie dann auf meinem Gesicht lesen, welchen Kampf ich bestand.

„Es wäre jetzt an mir gewesen, etwas zu erwidern, während ich aber noch die geeignete Antwort suchte, trat meine Mutter herein und breitete segnend ihre Hände über uns aus, die ganze Familie folgte, Glückwünsche kamen von allen Seiten und der Sturm dieser Begrüßungen nahm kein Ende, bis ich mit meiner Mutter den Wagen bestieg. „Auf Wiedersehen den 1. August!" rief mir der Vetter Wangenau noch nach und meine Mutter erläuterte, der Tag sey von ihnen für unsere Hochzeit anberaumt. Mein Schicksal war also unwiderruflich entschieden.

„Meine Mutter fragte mich nicht, wie mir meine Braut gefalle, nicht ob ich glücklich und zufrieden sey; ich sagte daher auch nichts und wir legten unsere Reise sehr einsilbig zurück. Es war schon spät, als wir auf der Ebertsburg anlangten. Mein erster Blick fiel auf das Thurmzimmer, wo Marie wohnte. Sie hatte noch Licht. Meine Mutter ließ sie zu sich entbieten, um den Thee zu machen. Sie kam. Es schien mir, als sähe sie traurig aus, als leuchtete ihr schönes braunes Auge nicht wie sonst vom innern Frieden.

„Marie!" redete meine Mutter sie an, „Graf Dedo hat sich heute mit Freiin Herfilie von Wangenau verlobt. Wünschen Sie ihm Glück zu dieser sehr passenden Verbindung!"

„Mein Blick ruhte auf Marie, während meine Mutter diese Worte sprach. Ohne das Auge aufzuschlagen, verneigte sie sich gegen mich und diese stumme Begrüßung war Alles, was sie auf die Aufforderung meiner Mutter erwiderte. Mein Herz klopfte fast hörbar, alle meine Pulse schlugen, ein nie gekanntes Entzücken bemächtigte sich meiner. Ich hielt es nicht länger im Zimmer aus, wünschte meiner Mutter eine gute Nacht und eilte hinaus. Was ich wollte, war mir selbst nicht klar, mir unbewußt lenkten sich meine Schritte nach dem Thurme, wo Marie wohnte. In einer Nische versteckt, lauschte ich hier ihres Trittes. Sie kam. Weit her war sie mir schon hörbar, zu wohlbekannt war mir ihr leises Auftreten. Ich kannte mich in dem Augenblicke selbst nicht mehr, ich trat vor, schlang plötzlich beide Arme um sie und flüsterte: „Sey mein, Marie; denn wir lieben uns!" Ein Ach! entfuhr ihrer Lippe und der Leuchter ihrer Hand. Wir waren im Finstern. Ich hielt sie fest umfangen, sie duldete es, sie ruhte an meiner Brust. Die ganze Gluth einer Leidenschaft, die ich mir bis heute selbst nicht eingestanden hatte, entbrannte jetzt zu hellen Flammen. Der Moment war der glückseligste meines Lebens. Solche Minuten des Geständnisses erlebt man nur einmal."

Mein Freund machte eine Pause, als überwältigte ihn die Erinnerung daran noch jetzt.

Dann fuhr er nach einem tiefen Athemzuge fort: „Marie liebte mich, liebte mich mit aller Wärme ihres schönen, reinen Gemüthes und ich durfte sie nicht mein nennen. Immer näher rückte die Zeit, wo ich unwiderruflich gebunden seyn sollte und immer weniger war ich geneigt, mein Wort zu lösen.

„Marie stellte mir die Unmöglichkeit vor, mich von dieser Verbindung loszumachen, sie bat mich,

Digitized by Google

dem Unvermeidlichen mich zu fügen, Verzicht zu leisten auf sie, wie sie auf mich. Ich wollte jede Schranke durchbrechen, um sie zu gewinnen. Wenn ich das gelobte, mir es gelobte, nicht ihr, dann seufzte sie nur. Es wurde ihr schwer genug, mir zuzureden, . Das zu thun, was ihr selbst den Tod gab. Ich hatte nicht den Muth, meiner Mutter meine Neigung zu gestehen, und sie um Gnade für mich zu bitten. Ich wußte vorher, daß es vergeblich sey, sie zu erweichen. Wie ich auch sann, mir fiel kein Ausweg ein als die Flucht. Auf fremdem Boden wollte ich mir unter fremdem Namen eine Existenz schaffen. Marie schüttelte dazu ihr Haupt. „Es geht nicht," sagte sie. „Man bricht nicht so leicht mit seiner Vergangenheit. Sorge und Entbehrung sind schlimme Feinde des Glückes. Und um den ungewissen Preis darf ich aus dem Hause, das mir gastlich eine Freistätte bot, nicht wie ein Dieb entfliehen, darf ich nicht den Fluch einer Frau auf mich laden, die mir, nach ihrer Weise, eine zweite Mutter war. Um ein Glück zu verdienen, darf man mit der Pflicht nicht brechen; das war meiner Mutter Wahlspruch, den sie mir vererbte."

„Herfilie kam einige Male mit ihrem Bruder auf einige Stunden zum Besuche; aber ohne mir dadurch näher zu treten. Meine Mutter empfing sie selbst und wich nicht von ihrer Seite, wie ich vermuthe, mit Absicht. Ihrem hellen Blicke konnte meine Neigung zu Marie nicht entgangen seyn und wahrscheinlich nur aus Klugheit entfernte sie sie nicht, wohlwissend, wie sehr jeder Widerstand eine Leidenschaft steigert. Daß ich den Muth haben würde, ihr offen entgegen zu treten, traute sie mir nicht zu und wie Recht hatte sie darin. So oft ich mir es auch vornahm ihr zu sagen, die Heirath könne nicht stattfinden, so kam das Wort doch nie über meine Lippen, sobald meine Mutter mir gegenüber stand.

„Der Hochzeitstag rückte indessen immer näher, ohne daß je die Rede unter uns davon war. Meine Mutter sagte mir beiläufig: „Solltest Du wünschen, mit Herfilien nach Paris zu gehen, so werde ich Dich mit Marie begleiten, wenn es Dir angenehm ist." Ich erwiderte nichts; aber der Gedanke, eine solche Reise in solcher Gesellschaft zu machen, fiel wie ein Funke in meine Seele. Mir hatte gebangt, daß man uns trennen, daß man sie von mir entfernen würde. So lange ich sie sehen, so lange ich ihr aussprechen durfte, wie ich sie liebe, so lange war ich immer noch glücklich genug.

„So kam der 1. August heran. Bleich und verstört reichte ich Herfilien meine Hand und sprach das fürchterliche Ja! aus. Damit war Alles geschehen. Mit einer Thräne im Auge dankte mir meine Mutter dafür und nannte mich ihren braven Sohn. Sie war wirklich tief bewegt und verlor zum ersten Male gänzlich ihre Selbstbeherrschung, mit der sie sonst gewaltsam jede Empfindung zurückdrängte. Ich sah, daß sie auch Marie an ihr Herz drückte, sie auf die Stirn küßte und sagte: „Auch Du bist mein Kind; denn Du hast wahrhaft kindlich an mir gehandelt und nie werde ich es Dir vergessen."

„Ich sah Marie von da an nie mehr allein. Sie vermied jedes Zusammensehn unter vier Augen und nur meine Blicke durften ihr noch sagen, was ich litt.

„Wir machten die Reise zusammen und verweilten mehrere Monate in Paris, wo das wechselvolle Leben wohlthätig auf mich wirkte. Nothwendige Geschäfte riefen mich endlich in die Heimath zurück. „Ich werde Dich noch nicht zurück begleiten," sagte meine Mutter; „denn mich hält noch eine Pflicht hier zurück. Marie wünscht ihre Talente auszubilden, um darin ein Kapital zu besitzen, das ihre Zukunft sichere und sie unabhängig mache."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Unter den vielen Schilderungen, die sich über den Glanz und die Pracht ergehen, welche Fürst Esterhazy während der Krönungs-Feierlichkeiten in Moskau zur Schau trug, bringt die „Ostdeutsche Post" folgende Beschreibung eines Augenzeugen: „Neben der Kutsche des Fürsten gingen 12 Husaren in reichen, gelb mit Gold gestickten Uniformen einher. Bei dem Einzuge in die Himmelfahrts-Kathedrale trug der Fürst zum ersten Male sein Perlenkleid; bis dahin war er stets in reich mit Gold gesticktem ungarischen Costume erschienen. Dasselbe war gleichfalls von dunkelviolettem Sammt, allein, statt der Goldstickerei war es dergestalt mit Perlen überstäet, daß der Sammt kaum sichtbar wurde. Es war ein Schnee von Perlen über ihn ausgegossen, sogar die Stiefelschäfte waren von oben bis unten mit Perlen besetzt. Dazu Brillantknöpfe an Wamms und Brillantagraffen am Dolman. Auf der Brust trug Esterhazy drei wundervolle Diamantensterne, wovon der eine ein russischer war, und den Orden des goldenen Vließes in den kostbarsten Steinen am Halse. Auf dem Sammtbarret vier Diamantagraffen. Dieser Schmuck allein kostet Millionen."

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wörlandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 243 Freitag, 10. Oktober 1856.

So lohnt die Welt!

(Fortsetzung.)

LVI.

Das Glück der Armuth.

Die Sonne neigt sich dem Untergang zu, und die ganze Natur scheint in andächtigem Staunen diesem Wunder zuzusehen, das sich täglich wiederholt, und doch niemals ein alltägliches, gewöhnliches wird! Kein Lüftchen regte sich, kein Blatt an der großen Linde, welche diese Hütte hier beschattet, bewegt sich. Der Friede Gottes ist über die ganze Schöpfung ausgegossen, die Natur hält ihr Abendgebet!

Dort drüben küßt die Sonne mit ihrem röthlichen Strahl die schneebedeckten Gipfel der Riesenkoppe, welche schon ihre lange Schatten über dieses enge, kleine Thal hinbreitet. Wie lustig sich der Bach durch dieses Thal hinschlängelt, und plätschernd an diesem Gärtchen hinstreicht, das zur Seite dieser Hütte mit den zwei großen Linden liegt. Und wie reizend und anmuthig ist nicht diese Hütte, so sauber und zierlich mit seinen fein gezimmerten hölzernen Wänden, mit dem niedlichen, geschnitzten Balkon, mit dem vorspringenden Dache, dessen Schieferbekleidung nach Schweizerart von großen Steinen gehalten wird. Es ist eine ächte Schweizerhütte, die erste in dem schlesischen Gebirgsthal, und die Bewohner derselben sind auch die ersten Bewohner dieses Thales. — Gewiß sind sie glücklich. Das sieht man schon an ihrer Wohnung, an den von Blumen umrankten, kleinen Fenstern, an dem zierlich geordneten kleinen Gärtchen, an den Sitzen, welche den Tisch unter der Linde umgeben! Es trägt Alles ein so gemüthliches, heiteres Ansehen, und horcht nur, da erklingt aus dem Innern der Hütte eine silberhelle Weiberstimme, sie singt ein lustiges Lied, das doch zuweilen übertönt wird von dem lustigen Kreischen und Jauchzen einer kleinen Kinderstimme. Das ist Musik, welche das Herz erfreut, und wer sie hört, der lächelt und denkt an Weib und Kind, und eine süße Wehmuth beschleicht sein Gemüth.

Wie der Greis in dem Gärtchen diesen Gesang hört, hält er inne in seiner Arbeit und stützt sich auf seinen Rechen, mit welchem er eben die Beete glatt gestrichen und lauscht dieser Musik, welche sein Herz erfreut! Wie edel und imposant ist die Gestalt dieses Greises, wie ausdrucksvoll und schön ist sein Angesicht. Er ist ein Greis, weil das Haar, welches zu beiden Seiten seiner Stirn lockig hernieder wallt, silberweiß ist, aber sein Blick ist glühend und feurig, wie der eines Jünglings, sein Herz schlägt noch kräftig und frisch, und kaum noch ist seine hohe, gedankenvolle Stirn von leisen Falten und Furchen gezeichnet. — Er lehnt sich auf den Rechen und lauscht dem Gesange, und seinen edelgeformten Mund umspielt ein glückliches Lächeln.

Plötzlich verstummt der Gesang und aus der Hütte eilt eine junge Bäuerin hervor, ein Kind in ihren Armen haltend. Wie leicht und elastisch ist ihr Schritt, wie hüpft sie, einer Gazelle gleich, über den Rasen dahin und den Pfad hinunter, dem jungen Bauersmann entgegen, der dort so eben an der Biegung des Thales sich zeigt, die beiden breitgestirnten Stiere mit kräftigem Halloh vor sich hertreibend.

Wie er das junge Weib daher eilen sieht, bringt er die Stiere in schärferen Trapp, und springt ihnen voran, seinem Weibe und dem Kinde entgegen, das von dem Arm seiner Mutter seine kleinen Aermchen zu ihm hinstreckt.

Da, jetzt reichen sie sich die Hände, und begrüßen sich mit lächelnden Blicken, und feurigem Händedruck.

Guten Abend, Elise!

Gott grüß Dich, mein Bertram! Da küß Deinen Vater, Du Bube!

Und Bertram schlägt den Arm zugleich um Weib und Kind und drückt sie in einer Umarmung an sein glückliches Herz, und gibt seinem Buben den Kuß, den er eben von seinem Weibe empfangen.

Wie erhitzt Du wieder bist, herzlieber Bertram. Hast wieder so viel gearbeitet.

Digitized by Google

Gearbeitet, daß es eine Lust war, Elise! Der Acker ist bestellt und ganz und gar umgepflügt. Ja, wir sind fleißig gewesen, meine beiden Stiere und ich. Was das für ein Vergnügen ist, so zu arbeiten; wie die Muskeln sich stärken und die Sehnen schwellen in Kraft. Oh, ich will es Niemand rathen, mich anzugreifen, er sollte die Kraft meiner Arme fühlen, denn ich habe mich zu einem gesunden Menschen herausgearbeitet, und wenn es so fortgeht, wird zuletzt noch ein tüchtiger Naturmensch aus mir werden.

Und Deine Jungens sind jetzt schon wahre Haimonskinder! lachte Elise. Der Albert schwingt das Beil und spaltet das Holz, daß einem das Herz im Leibe lacht, und Lieschen selbst trägt ihren schweren Korb voll Gras, wie eine Feder so leicht. Und diesen Buben schau, das wird erst der ächte Antidiluvianer.

Komm, Du prächtiger Kerl, Du bist eine zu schwer Last für Deine zarte Mutter! Komm! Du bist es werth, von einem Stiere getragen zu werden.

Bertram setzt den Buben auf den Rücken eines seiner Stiere, und der Knabe schlägt lachend und kreischend seine vollen, nackten Aermchen um den Hals des Thieres.

Sieh dieses köstliche Halsband, sagte Elise, auf die weißen Arme des Buben deutend, wie sie den Hals des Thieres umringeln. Kein Perlenhalsband ist so prächtig und so schön.

Und der Hals der vornehmsten Dame ist nicht so glatt und glänzend, wie dieser Nacken unsers schwarzen Stiers! sagte Bertram.

Sie lachten Beide, und das Kind fällt fröhlich mit ein, und langsam und majestätisch trägt der Stier den Knaben weiter, die Augen der Eltern behüten ihn mit zärtlichem Liebesblick. Die Sonne wirft ihre letzten Strahlen auf diese liebliche Gruppe, und der hohe Greis, welcher an der Hütte lehnt, schaut lächelnd auf sie hin.

Das ist ein Bild, flüsterte er leise, ein Bild, so schön und herzig, wie ich keines in meiner Gallerie gehabt. Kein Pinsel malt so schön, als die Natur! Und sollte ich wohl um die todten, verlornen Bilder klagen, da mir so schöne lebendige Bilder geblieben sind?

Mit jugendlichem Schritt eilt er dem Paar entgegen, und indem er sie lächelnd begrüßt, deutet er auf die Stiere und das Kind: Ich danke Dir, Elise, Du hast mir eben einen Guercino geschenkt!

Und da kommt ein Murillo, wie mir scheint, ruft Elise lachend, indem sie auf diesen Knaben deutet, der eben die Kühe dort drüben aus dem Gebüsche hervortreibt. Ja, sieh nur Vater, ist es nicht ein Murillo? Schmutzig genug ist er dazu und glänzend und feurig wie Kohlen sind seine Augen.

Hoho! Ho! schreit der Knabe herüber, und lustig, wie Schalmeienklang tönt sein Ruf durch die Berge. Die Kühe laufen von selber zu ihrem kleinen Stalle hin, und die Stiere, welche eben mit ihrer vollen Last vor der Thür der Hütte angelangt sind, brüllen ihnen den Abendgruß entgegen.

Elise überläßt den kleinen Buben dem Großvater, der ihn mit einem glücklichen Lächeln an sein Herz drückt.

Elise, was für ein Schatz ist doch solch ein Kind! sagt Gotzkowzky heiter, wie er es nie gewesen in den Tagen seines Glanzes. Der Bub ist mehr werth, als alle Millionen der Welt.

Aber wo bleibt das Lieschen? fragte Elise den Albert, der eben vom Stalle herkommt, wo er die Kühe befestigt hat.

Albert, der Riesenknabe, mit den großen, schwarzen Augen, der trotz seiner acht Jahre doch schon mehr Muskelkraft und Stärke hat, wie mancher Stadtjüngling von zwanzig Jahren, Albert springt seiner Mutter mit solcher Heftigkeit um den Hals, daß das zarte Weib fast zusammenbricht. Aber sie lacht und rauft ihn schälernd in seinem rabenschwarzen Haar.

Da ist das Lieschen! schreit der Bube.

Ja, da kommt sie hergehüpft, und ihre sechs Gänse schnattern um das kleine Mädchen her, und der Abendwind spielt in ihren langen, goldenen Locken, und hebt ihr Haar empor, daß es wie eine Glorie ihr Engelsangesicht umgibt.

Guten Abend! ruft sie mit ihrem hellen Silberstimmchen. Ich habe die Blumen mitgebracht, Mama!

Und sie kommt lustig herangehüpft, und ihre Gänse watscheln schnatternd um sie her.

(Schluß folgt.)

Die Ahnenprobe.

(Schluß.)

„Ich war wie vom Donner gerührt. Zum ersten Mal durchbrach ich alle Schranken, stürzte aus dem Zimmer und forderte bei Marie Einlaß. Sie weigerte ihn mir aus dem Grunde, daß sie über ein Gemach, welches sie mit meiner Mutter theile, nicht gebieten könne. Ich drang in sie, ich stürmte, ich beschwor. Endlich gab sie nach. Eine schreckliche Scene folgte. Ich drohte mit Tod und Verderben, wenn sie mich mit Herflien allein lasse. Sie wurde roth und bleich. „Haben wir uns so weit in das

Digitized by Google

Unabänderliche gefügt, so müssen wir nun auch noch den letzten Schritt weiter gehen," sagte sie ernst. „Kehren Sie auf die Eberlsburg zurück und ich verspreche Ihnen, einst einmal zu folgen, sobald ich meinen Zweck hier erreicht."

„Ich hielt diesen Zweck für eine Ausflucht, begriff nicht, wozu sie sich ausbilden wollte, wie sie nöthig finden könne, von ihren Talenten Gebrauch zu machen außer zu ihrem Vergnügen. „Ich will die Erziehung Ihrer Kinder übernehmen," sagte sie fest und reichte mir die Hand zum Abschiede. Ihre Haltung, ihr ganzer Ausdruck war dabei so edel, so schön, es lag ein so wunderbarer Reiz in ihrem ganzen Wesen, daß ich mich unwillkürlich davor beugte und zu ihr aufsah wie zu einem höheren Wesen. Hatte ich sie sonst geliebt, so betete ich sie jetzt an. Aber das Resultat war, daß ich reiste.

„Zum ersten Male blieb ich nun mit Hersilien allein und fand sie auf mich angewiesen. Ihr ruhiges, rücksichtsvolles Benehmen gewann ihr meine Achtung, endlich auch mein Vertrauen, aber mehr konnte ich ihr nicht geben. Sie that, was in ihren Kräften war, mich mit meinem Geschick zu versöhnen und mir das Leben zu erheitern, sorgte um mich wie eine Mutter um ihren Sohn, wie eine Schwester für den Bruder und wurde mir endlich wirklich lieb und unentbehrlich; aber freilich — kostete das Jahre. Marie schrieb mir zuweilen; denn sie hatte mir das beim Abschiede versprechen müssen. Sie wies in jedem Briefe auf ihre Rückkehr hin und sprach die Hoffnung aus, mich dann über jeden Kampf hinaus zu finden, aber diese Rückkehr währte lange. Zwei Jahre gingen darüber hin; dann kam sie mit meiner Mutter zur Taufe meines ältesten Sohnes.

„Mit welchen Empfindungen sah ich sie jetzt wieder. Hersilie empfing sie mit großer Zuvorkommenheit. Ein Blick von mir sagte ihr meinen Dank dafür. Sie bewohnte ihr Zimmer im Thurme und wieder sah ich dort hinüber bei meinem Erwachen und wartete, ob sie auf den Söller hinaustrete; und wieder wartete ich bei Nacht, ob sie ihr Licht verlösche. Meine Mutter hielt den Enkel über die Taufe. „Gottlob, ein kräftiges Kind!" sagte sie. „Ein ächter Malström!"

„Wirklich gedieh der Kleine zusehends und versprach, sich blühend zu entwickeln.

„Aber —, das war Schein!

„Nach einem Jahre schon zeigten sich Spuren mangelhafter geistiger Thätigkeit und was wir auch anwandten, wir konnten hier nicht helfen. Der Arzt flüsterte etwas von zu naher Verwandschaft.

„Meine Mutter warf ihm einen strengen Blick zu und rief ihn allein zu sich auf ihr Zimmer. Seitdem ließ er solche Aeußerungen nicht wieder fallen; doch ich vergaß nicht, was ich einmal gehört. Noch zwei Kinder wurden mir geboren und alle glichen diesem ersten. Daß mein Geschlecht in solchen Nachkommen fortbestehen sollte, stimmte mich ernst und traurig, eine tiefe Melancholie ergriff mich, die zu Zeiten in Trübsinn ausartete. Die Aerzte sorgten um meinen Verstand, sie schickten mich in die Bäder, sie verordneten Reisen. Was half mir das neben dem quälenden Gedanken, mein Glück geopfert zu haben, um solchen armen Wesen ihr Daseyn zu schulden. Wie oft dachte ich jetzt an die alte Eiche, der man eine neue Jugend verschaffte und die mir damit eine Warnung hätte seyn sollen. „Blut ist ein eigener Saft."

„Marie hatte uns verlassen. Sie sah, daß ich noch nicht ruhig genug war, um ihre Gegenwart unbefangen zu ertragen. Sie reiste unter einem Vorwande ab und schrieb mir bald darauf, daß sie meinem Beispiel folgen und ein Leben der Pflicht gewidmet führen würde. Sie hat ein Krankenhaus für Kinder begründen helfen und als Vorsteherin desselben einen Beruf gefunden, der ihr zusagte.

„Bis mein ältester Knabe sein fünftes Jahr zurückgelegt, gaben wir die Hoffnung nicht auf, ihn gesunden zu sehen. Hersilie besonders klammerte sich mit einer Art Verzweiflung an die Idee, daß der Körper dem Geiste vorausgeeilt sey und das Versäumte plötzlich eingebracht seyn würde. Unablässig war sie um das Kind, den Stammhalter der Malström, bemüht. Meine Mutter sah ihr schweigend zu. Sie sagte uns nie, was sie über ihre Enkel dächte. Wenn sie uns traurig und gebeugt fand, so nahm sie die Bibel zur Hand und las ein Kapitel aus dem alten Testament. Oft sagte sie auch zu mir: „Wir haben Alle unsere Pflicht gethan, das muß uns Frieden geben!" Mir aber gab es keinen Frieden. Ich schämte mich, der Vater — blödsinniger Kinder zu seyn. Ich schloß mich von aller Welt ab und verlor mich in Grübeleien. Ich war sehr unglücklich und — ich bin es noch. Der Knabe, der uns hierher begleitet, ist mein ältester Sohn, ist mein Erbe, ist der künftige Stammhalter der Malström. Wir haben ihn dort oben auf dem Abendberge gelassen, in der Heilanstalt der Kretinen. Nun weißt Du Alles!"

Malström stand bei diesen Worten auf, stellte sich an das Fenster und schaute in die Nacht hinaus. Ich trat zu ihm hin, ergriff seine Hand und drückte sie herzlich. „Deine Mutter hat wohl Recht. Wir wählen unser Schicksal nicht. Dort oben in den Sternen steht es verzeichnet," sagte ich. „Gute Nacht!" rief er wehmüthig.

„Nicht wahr, Du bist nicht mehr empfindlich?"

„Armer Freund!" erwiderte ich und begleitete ihn an die Thüre. Als er hinaus gegangen war, machte ich mir bittere Vorwürfe, daß ich ihn gehen lassen, ohne ihm ein tröstliches Wort zu sagen.

Digitized by Google

Aber — welchen Trost konnte ich ihm bieten? Verhältnisse wie die seinigen zu durchbrechen, dazu war er nicht der Mann. Er selbst war ja zu befangen, in den Vorurtheilen seines Standes.

Ich vermochte die Nacht kein Auge zu schließen. Das alte Schloß mit seinem Ahnensaal und seinen bedauernswerthen Besitzern kam mir nicht aus dem Sinn. Wie ich die Sache auch wenden mochte, immer wieder mußte ich ausrufen: »Armer Freund!« und fand keine Lösung seiner Lebensaufgabe. Arabella konnte sich am nächsten Morgen nicht beruhigen über mein trauriges Gesicht. Mein Frühstück schmeckte mir nicht; unruhig ging ich im Zimmer umher und überließ ihr die letzten Vorbereitungen zu unserer Abfahrt.

So wie Alles im Hause wach war, ging ich hinunter, meinen Freund aufzusuchen. Er stand schon reisefertig vor der Thüre, sein Wagen war gepackt. In wenigen Minuten sollten unsere Wege sich trennen und wir vielleicht auf lange von einander geschieden seyn. Ich bat ihn, an mich zu schreiben. Er versprach es. Ich hatte Recht gehabt: es war ihm eine Wohlthat gewesen, sich auszusprechen.

»Verliere die Hoffnung nicht,« bat ich ihn, »bei Gott ist nichts unmöglich.«

Er schüttelte sein Haupt. »Lassen wir das!« sagte er. »Der alte Name will bezahlt seyn!«

Seine Frau war schon eingestiegen, er folgte ihr. Noch einmal wandte er sich grüßend gegen mich zurück, dann bog der Wagen um die Ecke und er war meinen Augen entschwunden; aber meinen Gedanken blieb er lange gegenwärtig und meine besten Wünsche, mein inniges Bedauern folgten ihm, als ich in mein Vaterland zurückkehrte, dem Gottlob Schicksale dieser Art fremd sind. Denn bei uns kann man Herzog seyn, die Tochter seines Pächters heirathen — und der Vater ist es, der dem Sohne den Rang bestimmt.

Mannigfaltigkeiten.

[Memoiren einer Stecknadel.] Scribe's Glas Wasser war nicht die einzige »kleine Ursache« zu »großen Wirkungen.« In der preußischen Provinz Sachsen gibt es ein großes, reiches, vielgenanntes Haus, das eine ganz kleine Stadt von Fabrikanlagen, weit ausgedehnte Rittergüter und für den Fremden unberechenbare Kapitalien besitzt, und dieser ganze ungeheure Komplex von Besitz, Thätigkeit und Intelligenz verdankt seine Begründung, so erzählt man, nichts Anderem als — einer Stecknadel. Herr N., der Stammvater der Firma, ist ein kleiner, armer Kommis bei irgend Jemand; es bietet sich ihm Gelegenheit, eine glückliche Spekulation zu machen, wenn er eine in Bremen liegende Tabakladung für 15,000 Thaler augenblicklich kaufen kann. Er selbst hat keinen Heller Kapital, aber er glaubt, das Vertrauen seines Herrn zu besitzen; er wendet sich an diesen mit der Bitte, ihm die zu seinem Geschäfte nöthigen 15,000 Thaler zu leihen. Der Herr irgend Jemand aber hat das im Grunde nicht zu mißbilligende Prinzip, ohne Sicherheit und ohne Vortheil nie zu borgen, — er schlägt die Bitte ab. Herr N. geht tief betrübt aus dem Bureau des prinzipiellen Prinzipals, als er vor der Schwelle eine Stecknadel liegen sieht und durch sein angeborenes Sparsamkeitsgefühl, nichts verloren gehen zu lassen, sich unwillkürlich veranlaßt findet, sich zu bücken und sie aufzuheben. Der Herr Prinzipal, der durch das Fenster diesen Zug pedantischer Genauigkeit beobachtet, wird gerührt, sieht ein, daß Herr N. die Vorsicht besitzt, der man 15,000 Thlr. ohne Gefahr leihen kann, und gibt ihm die Summe, durch deren glückliche Verwendung das große, reiche Haus N. zu H. bei M. entstanden ist. Die verhängnißvolle Stecknadel trägt der jedesmalige Senior der Familie noch heute in einer Busen-Nadel mit Brillanten.

Dem Staats-Architekten zu Mobile in Alabama in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Herrn Karl Thieme-Liernur, einem gebornen Frankfurter, ist es gelungen, eine eben so solide, als in jeder Hinsicht ersprießliche Verbindung der Eisenbahnschienen an deren Kanten herzustellen, durch welche die Gesammtheit aller einzelnen Stücke wie eine ungetrennte und ununterbrochen fortlaufende Masse erscheint, als wodurch nicht nur das Material des Bahnkörpers bedeutend geschont, sondern auch das lästige und erschütternde Stoßen der Eisenbahn-Waggons wesentlich vermindert, ja fast zu völliger Unmerkbarkeit beseitigt wird.

Logogryph.

Vieler Menschen bleiche Wangen,
Die des Unglücks Hauch umfangen,
Meines Daseyns Stempel weiht;
Meine Glieder nur verrenke,
Mich zu mischen in's Getränke,
Das Arabien uns beut.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ignatz Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 244 Samstag, 11. Oktober 1856.

So lohnt die Welt!

(Schluß.)

Oh, meine Gallerie wird heute reich an Bildern, sagte Gozkowsky. Sieh nur dieß Kind, Elise. Sieh ihr rundes Engelsangesichtchen mit den tiefsinnigen Augen, und dieses aufgeschürzte rothe Röckchen, aus welchem die Blumen hervorquellen, und das die Füße bis zum Knie hinauf entblößt! Glaubst Du, daß Rubens und Van Dyk ein schöneres Kind gemalt?

Lieschen rafft aus ihrem Rocke die herrlich duftenden Feldblumen hervor, und wirft sie jauchzend ihrer Mutter in's Angesicht, und das ist ein Schäkern und Lachen, ein Jauchzen und Kreischen, daß man kaum das freudige Brüllen der Stiere hört, welchen Bertram eben frisches Gras und duftende Kräuter in die Krippe gelegt, damit sie sich stärken nach gethaner Arbeit.

Aber Elise ist durch dieses Gebrüll doch an ihre hausmütterlichen Pflichten gemahnt. Sie überläßt die schäkernden Kinder dem Großvater Gozkowsky und eilt in die Hütte.

Nun kommt sie hoch aufgeschürzt zurück, mit dem weißen Eimer in der Hand. Sie geht in den Stall und melkt ihre Kühe, damit sie Abendbrod habe für ihre Kleinen.

Der Eimer ist bis zum Rand gefüllt von der weißen, schönen Milch. Elise trägt schwer an ihrer Last, aber schnell springt der Albert herbei und hilft ihr tragen und lacht über sein schwaches Mütterlein.

Wenn Du mich auslachst, sagte seine junge Mutter mit erkünsteltem Ernst, so erzähle ich Dir heute Abend nichts mehr von dem Kaiser Rudolf von Habsburg.

Oh, ich will so artig seyn, Mama, und Du wirst mir dann erzählen von dem Ritter, der ein Kaiser ward, weil er so tapfer war und so kühn, und sein Volk so glücklich machte.

Elise nickte ihm lächelnd zu. Wir wollen sehen! Und sie eilte in das Haus und kehrt zurück mit dem selbstgebackenen Brod und dem selbst gemachten Käse, und das Alles setzte sie auf den Tisch neben der Milch hin, und Lieschen springt herbei und streut ihre Blumen über den ganzen Tisch aus, daß er wie ein bunter, türkischer Teppich so schön ist.

Und da kommt Bertram auch herbei. Erst hat er seinem Vieh das Abendfutter gegeben, jetzt merkt er, daß er selber hungrig ist.

Sie setzen sich um den Tisch unter der Linde und Lieschen reicht die hölzernen Teller umher und die hölzernen Löffel, welche Bertram und Gozkowsky in den Winterabenden geschnitzt, wenn sie mit Elisen am warmen Kamin mit dem hellodernden Feuer gesessen, und wie selige Geister, mit ruhigem Lächeln von der Vergangenheit gesprochen, und von den Kämpfen und Stürmen früherer Tage. Dann hat Elise oft mit einem köstlichen Ausdruck ihres schönen Angesichts dem Vater und dem Gatten ihre Hände dargereicht und gesagt: laßt uns Gott danken, daß er uns aus der Brandung errettet, und auf diese Insel der Glückseligkeit geführt hat, wo wir wieder zu Kindern Gottes und ächten Menschen erstarken und genesen werden.

An jedem dieser Teller haftet eine ganze Geschichte, aber eine Geschichte voll Glück und Friede, voll Heiterkeit und Innigkeit.

Die Kinder setzen sich zur Seite ihrer Eltern und ihre glänzenden Augen richten sich mit froher Ungeduld auf die köstliche, frische Milch, auf das Brod und den Käse. Der Albert fragt alles Ernstes, ob der Kaiser Rudolph von Habsburg wohl jemals ein so prächtiges Mahl gehalten, und Gozkowsky antwortet aus voller Ueberzeugung: nein, niemals mein Sohn! Die Kaiser haben keine Zeit, so wie wir unter der Linde zu sitzen und fröhlich zu seyn.

Ach die armen Kaiser! seufzt Albert mitleidevoll, und beißt gerührt in das große Stück Käse, welches Elise ihm darreicht.

Nun tritt eine Stille ein, eine fröhliche, geschäftige Stille, denn diese glücklichen Menschen, welche den Tag hindurch im Schweiße ihres Angesichtes gearbeitet und sich geplagt haben, sie ruhen jetzt aus von ihrer Arbeit, und stärken sich beim kräftigen Naturmahl. Wie das den Kindern schmeckt,

Digitized by Google

wie ihre Kinnladen sich rühren, wie ihre Augen leuchten! Ist's nicht eine Lust, das mit anzusehen?

Wann hat der Gozkowsky an seiner glänzenden, mit Silber bedeckten Tafel herrlichere Speisen, gehabt, und wann hat er Gäste bewirthet, denen es so herrlich gemundet, und die er selbst so innig geliebt?

So zu essen, wie die Kinder und die fleißigen Arbeiter essen, das ist auch ein Dankgebet zu Gott, und ein ihm wohlgefälliges.

Plötzlich legt der Albert sein Brod fort, und zieht aus seinem Jäckchen einen glänzenden und funkelnden Gegenstand hervor, den er Gozkowsky darreicht.

Sieh da, Großvater, was ich gefunden habe da drinn, im Walde, an der Landstraße!

Ein Goldstück! ruft Gozkowsky fast entsetzt. Ach Du armes Kind, hast Deine Hände besudelt mit Geld!

Geld? Was ist Geld? fragt der Knabe, indem er mit seinen großen, feurigen Augen seinem Großvater in das Angesicht starrt. Was ist Geld, Großvater?

Gozkowsky legte mit einem unaussprechlichen Ausdruck seine Hand auf des Knaben Locken. Was Geld ist, willst Du wissen, mein Sohn? Geld ist der böse Feind, der durch die Welt zieht, um die Menschen zu berücken, und sie ihrer Gottähnlichkeit vergessen zu machen! Geld ist der schlimme Zauberer, der Menschen in Hyänen und warme Herzen in kalten Stein verwandelt! Geld ist der Fluch, welchen der Dämon über die Menschen ausgestoßen, daß sie einander verlästern und verketzern und verleumden und umlauern, und ihre Liebe in Haß und ihren Haß in geheuchelte Liebe verwandeln sollen! Das Geld ist das Unglück der Menschheit.

Mir graut davor, Großvater! sagte der Knabe, und ängstlich, als brenne es ihn in den Fingern, nahm er das Goldstück und schleuderte es weit fort, in den Bach. Siehst Du, Großvater, jetzt kann es uns nichts mehr schaden! Ich habe es ertränkt.

Gozkowsky blickte mit frommem Ausdruck zum Himmel empor. Gesegnet sey Gott, sagte er leise, daß er uns erlöset hat vom Gelde, und unsere Herzen frei gemacht von der Sklaverei des Besitzes! Preis ihm und Dank, daß die Fesseln von uns abgefallen sind, und allheilende, allseligmachende Natur uns in Lieb und Lust an ihren Busen aufgenommen hat.

Der letzte Glanz des Abendrothes umleuchtete sein edles Angesicht, wie er dankend seine Blicke zu Gott richtete, und ihn segnete für das Glück, das er in der Armuth gefunden.

Und kein Zorn war mehr in ihm, und kein Menschenhaß. Er hatte der Welt verziehen und in der Fülle seiner Liebe sagte er mit den Worten des Erlösers: „Vergib Ihnen, Vater, denn sie wissen nicht, was sie thun."

Der Wende.

Erstes Kapitel.

Der Morgen war frisch und klar aufgegangen. Im tiefen Walde, wo sich noch ein graues, unerquickliches Zwielicht um die braunen Stämme der hohen Kiefern wob, zog knarrend ein niedriges Wäglein auf dem festen Rasengrunde eines vielleicht seit Jahren nicht mehr befahrenen Schleifweges einher, an seiner Deichsel war ein seltsames Gespann vereinigt: eine kleine, magere Kuh und ein junges, blühendes Weib, jene mit bunten Bändern und einem Kranz von Kornblumen und Rosmarin auf den Hörnern geschmückt, diese in der hellfarbigen, originellen Tracht der norddeutschen Wenden. Ein Mann im Kittel von weißer Leinwand, auf den Nähten roth besetzt, ging nebenher und sprach mit der Frau; er war auffallend groß und schön gewachsen, sein Gesicht zwar stark gebräunt, aber von angenehmen Zügen und durch ein schwarzes, kühn blickendes Augenpaar belebt.

Auf einmal blieb er stehen. „Hörst Du nichts?" fragte er.

Sie lauschte eine Weile: „Aeste knacken und brechen — es wird ein Hirsch seyn, Bogan."

„Das wäre ein Festbraten zum Mitbringen," lachte er, und griff hastig in das Stroh des kleinen Wagens.

„Mann, was willst Du thun?" rief sie ängstlich. „Laß die Flinte stecken — Du wirst Dich noch um den Hals bringen."

„Sey kein Närrchen, Marika. Heut ist Sonntag, der Förster liegt drüben in seinem Hause am Fuchssteig noch auf dem Ohr und eine Stunde weit kann er nicht hören." Er brachte dabei eine lange, verrostete Flinte zum Vorschein.

„Es ist kein Hirsch, Bogan, nimmermehr nicht," rief die Frau plötzlich erleichtert. „Höre doch, wie es über die Wurzeln rumpelt, das sind Räder, das ist ein Fuhrwerk."

Mißtrauisch und verdrießlich horchte der Wende. „Hast Recht," sagte er und barg schnell sein Schießzeug wieder in das Stroh. „Aber wer kann hier fahren in aller Frühe? Das ist ein schwerer Wagen; mehrere Pferde davor, ich höre es jetzt ganz deutlich. Da müssen wir Platz machen, faß an, Marika, an's Horn die Elster, drücke sie herüber, dort zwischen die beiden Knarren, wo die Pilze stehen — drücke fest, Marika, sie ist faul, wie eine Gänsemagd."

Digitized by Google

Die junge Frau faßte das Horn der Kuh, die wegen ihrer schwarz und weiß gefleckten Haut die Elster hieß, und drückte sie kräftig in eine freie Stelle seitwärts, wo zwei alte knorrig verwachsene Baumstämme gleichsam ein breites Thor bildeten, überwölbt von der hohen Krone ihrer Kiefernadeln. Hier blieb das Paar mit dem Wagen halten, um die Ankommenden, welche schon ganz nahe waren, auf dem engen Waldwege vorüber zu lassen. Zu verstecken brauchten sie sich ja nicht, denn sie waren nicht auf unrechtem Thun begriffen, Bogan's unbefriedigtes Gelüst nach einem Hirschbraten abgerechnet, hatten sie sich nichts vorzuwerfen: sie waren auf einer Hochzeitfahrt zu nahen Verwandten.

Ein mächtiges Krachen, ein schmetterndes Klingen wie von Glas — mehrerer Stimmen Aufschrei ließ sich fast in demselben Augenblicke hören, als Bogan mit seinem Gefährt den Weg frei gemacht hatte. „Die haben umgeschmissen!" rief der Wende nicht eben fein ausgedrückt mit einer Art roher Schadenfreude. „Es ist eine Kutsche!" Und er sprang davon, um zu sehen, was es gäbe. Auch die Frau streifte sich die Korbbänder, mit denen sie sich an die Deichsel geschirrt hatte, vom Halse, und lief neugierig dem Manne nach: die verlassene Elster sah hinterdrein und ließ ein schwaches Brüllen hören.

Dort lag allerdings eine schwere, vierspännige Kutsche auf der Seite, mehrere Reiter schienen sie zu begleiten; denn man sah Leute, mit Pferden am Zügel, welche beschäftigt waren, aus dem gen Himmel gekehrten Schlage des Wagens einem Herrn das Herausklettern zu erleichtern, während ein Kavalier im rothen reichgestickten Kleide zu Roß dabei hielt und mit herrischer Stimme Befehle gab.

„Exzellenz, ich bitte, sich ruhig zu verhalten," sagte er laut zu dem ältlichen, kleinen Herrn, welcher aus dem Wagen glücklich auf festen Grund und Boden gelangt war und einige heftige Worte äußerte. „Das Unglück ist nicht groß, wird gleich redressirt seyn. Sie wissen Exzellenz, daß ich für Sie responsabel bin, forcirer Sie mich nicht zu Mesures, welche uns Beiden nur Inkonvenienzen bereiten würden."

Bogan, der Wende, war ganz in die Nähe gelangt, so daß er die Scene nicht allein überschauen, sondern auch die Rede des Kavaliers in dem rothen, grün aufgeschlagenen Rocke, Wort für Wort hören konnte; die fremden Brocken, mit denen sie vornehm gespickt war, hinderten ihn jedoch am Verständniß; aber den kleinen, alten Herrn, der hier in seiner Karrosse umgeworfen war, kannte er sehr gut, es war der Reichsgraf, dem die Standesherrschaft mit allen Unterthanen, also auch Bogan mit Weib und Sippschaft gehörte. So hielt er seine Frau, die ihm gefolgt war, aus Furcht am Arme zurück und wollte sich mit ihr hinter den Bäumen verstecken. Aber er war schon gesehen worden.

„Heda, Bauer!" rief der goldstrotzende Kavalier, „hilf den Wagen aufrichten!" Demüthig gehorchte der Wende, sprang herbei, legte Hand an. „Wollt Ihr anfassen, Schlingel?" herrschte der Reiter darauf seinen Leuten zu, welche sich nach seiner Meinung lässig zeigten. „Soll der Kerl den Wagen allein heben?" Ein Paar Gertenhiebe ermunterten ihre Kraftanstrengungen, aber der Stärke und Gewandtheit des Wenden gelang es doch fast allein, die schwerfällige Karrosse wieder auf die Beine zu bringen. Dem Scharfblicke des Kavaliers entging das nicht, sein Auge ruhte mit Wohlgefallen, das einen unheimlich funkelnden Ausdruck annahm, auf dem stattlich gewachsenen, schönen Landmanne. Auch der Reichsgraf, welcher in sich gekehrt mit düsterem Blick zur Seite gestanden hatte, richtete jetzt sein trübes Auge auf Bogan.

„Komm her," winkte der Kavalier. „Wie heißt Du? Wo bist Du zu Haus?"

Der Wende sah mit einem nichtssagenden Blicke zu dem Reiter empor, und ließ in seiner Sprache das übliche: „Nie rosomi! Verstehe nicht!" hören.

„So, so! Eine wendische Kreatur!" sagte der Kavalier. — Bist ein Wende?"

„Srb!" bestätigte Bogan. Denn wenn die Deutschen auch den Volksstamm, welcher die Wald- und Sumpfgegenden dieses Landstrichs damals noch in ansehnlicher Seelenzahl bewohnte, mit dem allgemeinen Namen Wenden bezeichneten, die Söhne desselben nannten sich Serben.

Da trat der Reichsgraf mit einer raschen Bewegung, ehe der Kavalier zu Pferde sich dessen versah, an den Mann, der sein Unterthan war, heran, und sagte zu ihm, wenn auch in mangelhaftem Wendisch, doch Bogan vollkommen verständlich: „Mein Sohn — ich will Dir einen Auftrag geben — geh' nach Kaltenborn, sage dem jungen Baron, daß sie mich —"

Hier wurde er aber durch einen drohenden Zuruf des Kavaliers unterbrochen, welcher sein Pferd so heftig gegen ihn und Bogan spornte, daß sein Bug den Wenden hart treffend zur Seite taumeln ließ. Was er dem Reichsgrafen zurief, konnte der Wende nicht verstehen, denn es war nun ganz in der fremden Sprache, mit deren Brocken vorher nach der Sitte deutscher vornehmer Klassen — und nicht bloß jener Zeit! — seine Rede durchweht gewesen war. Das aber der Reichsgraf jetzt einen Funken seines alten Muthes, ehe dieser von langer Krankheit gebrochen worden, wieder gefunden hatte, bewies die zornige und stolze Gegenrede, mit welcher er die Anmaßung des Fremden zurückwies. Da röthete sich das feine Gesicht des Letzteren, bis es leuchtete wie sein Rock und er rief achselzuckend seinen Leuten

Digitized by Google

zu; deutsch jetzt, so daß es Bogan, der nach Art seines Volkes nur sein Deutsch verläugnet hatte, verstand: „Helft Exzellenz in den Wagen! Es ist die höchste Zeit!"

„Zurück von mir," rief der Reichsgraf, indem er mit der Hand nach der linken Hüfte zuckte. Aber diese war leer, man hatte ihm weder die gute Klinge gelassen, die er in jungen Jahren mit Ehren im Kriegsdienste seines Landesherrn geführt, noch den Galanteriedegen, wie er nun in seinem Alter zum Kostüme der guten Gesellschaft gehörte.

„Exzellenz sind krank — wir dürfen nicht anders handeln!" sagte der Kavalier mit viel bedeutendem Kopfnicken, welches dem Zustande des Besprochenen galt. Ehrerbietig, aber unabweisbar, faßten vier Männer von der Begleitung den Reichsgrafen an, welcher es nun unter seiner Würde halten mochte, sich ohne Aussicht auf Erfolg länger zu sträuben. Sie hoben ihn in den Wagen, auf dessen Bock schon der Kutscher wieder saß, Peitsche und Zügel des Viergespanns in Händen. Aus dem zertrümmerten Glasfenster, das nicht mehr geschlossen werden konnte, rief aber der Reichsgraf seinem Leibeigenen, der mit starren Blicken den ihm völlig unbegreiflichen Vorgang anstaunte, noch in wendischer Sprache zu: „Sage dem jungen Baron, er soll nichts glauben von mir, aller Welt soll er sagen, der Regierung, dem Churfürsten —"

Da ließ auf den Befehl des fremden Begleiters der Kutscher seine vier dicken Rappen in das Zeug gehen und die letzten Worte des Reichsgrafen wurden durch das Rasseln des Wagens übertönt. Der vornehme Reiter maß Bogan, welcher seinem Herrn, der auf so gewaltsame Weise entführt wurde, ganz versteinert nachsah, von Kopf zu Fuß und rief dann seinen Leuten zu: „Kann sich denn Keiner mit diesem wendischen Menschen verständigen, als Exzellenz? Gleichviel! Nehmt ihn mit: ich brauche Rekruten!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Vergangenheit des birmanischen Generals Orgoni, der bekanntlich vor einigen Tagen in Paris angekommen, ist höchst interessant. Er ist in der Bretagne geboren und gehört einer royalistischen Familie an, sollte eben in der Garde Karl's X. treten, als die Julirevolution ausbrach. Uneigennütziger Höfling des Unglücks, wollte der junge Orgoni die kgl. Familie in die Verbannung begleiten. Er blieb bei ihr in Schottland und England bis die Herzogin von Berry nach der Vendee eilte. Orgoni nahm an der abenteuerlichen Expedition Theil; am 2. Dez. 1832 traf er mit etwa 30 Reitern auf dem Sammelplatz von Maiston ein, wurde aber hier von einem Infanterie-Regiment unter dem Befehl des Generals Dotenkourt überfallen und in dem Gefechte verwundet. Der Kapitän Charles (so nannten seine Kampfgenossen den Hrn. v. Orgoni) mußte sein Heil in der Flucht suchen. Verurtheilt, geächtet, aber unerschütterlich in seiner Hingebung, wollte Orgoni die Vendee nicht verlassen, so lange er noch eine Spur von Hoffnung zu erblicken glaubte; er verließ Frankreich erst nach der Verhaftung der Herzogin v. Berry. Er ging nach England; kaum aber war seine Gesundheit wieder hergestellt, als er nach Portugal eilte und dort den Feldzug Don Miguels mitmachte. Späterhin und nachdem er seine Gemahlin, eine Gräfin v. Bouvert, verloren hatte, verließ er Europa und reiste nach Indien, um die Einrichtungen der englischen Kompagnie gründlich kennen zu lernen, und in der Hoffnung, Frankreich eines Tages nützlich seyn zu können. Im Jahre 1852 befand er sich in Kalkutta, und hier empfing er die Einladung des Kaisers von Birmanien, der aufmerksam auf ihn gemacht worden war, die Vertheidigung seiner Staaten gegen die englisch-ostindische Kompagnie zu übernehmen. Der Gouverneur von Kalkutta hatte von diesen Unterhandlungen Kunde erhalten, und nur mit Mühe gelang es Orgoni, zu entkommen. Der Dampfer Fire Queen wurde ihm nachgeschickt mit dem Befehl, ihn todt oder lebendig zurückzubringen, aber Orgoni, erreichte glücklich das Ziel seiner Reise. Vom Kaiser der Birmanen zum Oberfeldherrn ernannt, organisirte er die Armee und führte einen glücklichen Krieg gegen die Kompagnie. Im Jahre 1854 machte Orgoni eine Reise nach Paris, wo er, zu nicht geringem Verdrusse des englischen Kabinets, vom Kaiser Napoleon zwar in aller Stille, aber mit großer Auszeichnung empfangen wurde. Bei seiner Rückkehr an den Hof von Ava erhielt er den „goldenen Sonnenschirm." Jetzt ist er an der Spitze einer Deputation nach Frankreich gekommen, um den Kaiser in offizieller Weise und im Namen seines Herrn zu begrüßen. Offenbar erwartet die französische Regierung große kommerzielle und politische Vortheile in Birma von der Wirksamkeit des Generals von Orgoni.

Auflösung der Charade in Nro. 240:

Feuerbach.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Kisette Waslandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 245 Montag, 13. Oktober 1856.

Der Wende.

(Fortsetzung.)

Zwei von dem Gefolge, das rasch aufgesessen war, näherten sich dem Wenden, dieser sprang aber schnell wie der Blitz hinter einen Baum und entfloh durch das Stangenholz, das jede Verfolgung zu Pferde unmöglich machte. Der Zorn des Kavaliers ergoß sich über die ungeschickten Vollstrecker seiner Befehle; dann sprengte er dem Wagen nach, der schon, obwohl nur im Schritt fahrend, einigen Vorsprung gewonnen hatte.

„Was der Alte ihm nur gesagt haben mag!" murmelte er vor sich hin. „Am Ende bereitet er uns doch noch ein mauvais jeu. Gleichviel! Das hat Graf Hugo zu verantworten."

Er hatte unterdessen die Karosse wieder eingeholt, es war gerade an der Stelle, wo Bogan und seine Marie ihren kleinen Wagen auf die Seite geschafft hatten. Da stand die schwarz und weiß gefleckte magere Kuh zwischen den beiden knorrigen Kiefern, wie zwischen Pilastern einer Ehrenpforte, die rothwollenen Bänder, die mit langen Zipfeln von ihren Hörnern herabhingen, der Kornblumenkranz auf der gerunzelten Stirn gaben dem Thiere ein so phantastisch groteskes Ansehen, daß der Kutscher von der gräflichen Equipage sowohl, als auch die Reiter hinter dem Wagen in ein schallendes Gelächter ausbrachen, welchem die arme verhöhnte Elster durch ein trübseliges Brummen antwortete.

„Parole d'honneur!" rief der Kavalier, der eben herankam: „Das gehört dem langbeinigen Deserteur. Heda, Ihr Zwei! Dort in das Dickicht hinein — er wird nicht lange auf sich warten lassen, wenn er glaubt, daß er sicher ist. Dann nehmt ihn fest, bindet ihn zwischen Euch an die Steigbügel und bringt ihn nach. Am großen Stern halten wir. Kommt er nicht bald, so schießt das ausgeputzte Vieh dort über den Haufen, das lockt ihn vielleicht herbei."

Er ritt weiter und die Beiden, die er bezeichnet hatte, suchten sich vorsichtig ein Versteck in dem Nadelgestrüpp, das hoch genug war, sie mit ihren Pferden zu verdecken. Eins derselben wieherte aber nach einer kleinen Weile und das mochte vielleicht dem Wenden eine Warnung seyn, denn er blieb aus; wer konnte überhaupt wissen, ob ihm gerade die bekränzte Kuh gehöre?

„Was meinst Du, Bruder?" fragte der Eine der Reiter, indem er ein langes Pistol aus der Sattelhalfter zog und den Hahn knacken ließ.

Bogan war ganz in der Nähe. Er hatte mit seinem Weibe, das sich vor den fremden Menschen bei der umgestürzten Kutsche nicht blicken lassen, einen weiten und sichern Umweg gemacht, und nur das Wiehern des Pferdes im Versteck, welches allerdings zu seinem Ohre gedrungen war, hatte ihn gewarnt, daß er nicht in die ihm gelegte Falle ging. Mit klopfendem Herzen erwarteten Beide, kaum zwanzig Schritt von den Reitern entfernt, denen sie sich nachgeschlichen hatten, was sich weiter begeben werde.

Da hörten sie das Gesträuch rauschen — gewiß war den Reitern die Zeit lang geworden und sie ritten nun fort — plötzlich aber fiel ein Schuß, dessen Knall der jungen wendischen Frau einen Schrei entlockte, und dem Manne durch Mark und Bein drang, mehr noch das höhnische kurze Auflachen, das gleich nach dem Schuß folgte. Nun entfernte sich der Hufschlag im Galopp auf dem Rasen und Bogan stürzte aus dem Gesträpp hervor. Dort lag auf der Deichsel, die es zusammenstürzend zerbrochen hatte, sein einziger Reichthum, das Thier, das er fast liebte wie sein Kind — von der mörderischen Kugel niedergestreckt. Thränen stürzten aus den Augen des Wenden, ein wilder Fluch rang sich von seiner Lippe, laut weinend warf sich sein Weib über das blutende Thier, um zu sehen, ob noch Hoffnung sey. Das war aber vergebens.

Zweites Kapitel.

„Dein Herr schläft wohl noch?"

„Haben noch nicht geklingelt, Herr Hauptmann," erwiderte der Lakai, welcher auch noch ziemlich

Digitized by Google

schlaftrunken schien, obschon das volle Marktgewühl schon zwei Stunden vor dem Hause lebendig war.

„Das muß ich sagen, Ihr stehlt dem lieben Herrgott die Zeit,“ lachte der Offizier.

„Wird ihm nicht knapp werden davon, hat ja die ganze Ewigkeit,“ erwiderte der Herrendiener frech.

„Du bist ja sehr witzig, Henri,“ sagte der Offizier etwas kühl und vornehm. „Sieh' nach, ob Dein Herr wach ist — ich habe nothwendig mit ihm zu sprechen.“

Der Diener schlich auf den Zehen aus dem Vorzimmer, in welchem er gesessen, durch zwei anstoßende Räume an die Thüre des Schlafgemachs seines Herrn, legte das Ohr an die Thüre und lauschte. Als er keinen Laut vernahm, öffnete er sie leise, sie war in Schloß und Angeln so gut geölt, daß sie sich ohne das mindeste Geräusch öffnen ließ, sein Herr liebte das und auch für Henri hatte es seine gewissen Vortheile.

„Was giebt's?“ tönte ihm aus den seidenen Vorhängen eines großen Himmelbettes eine schmachtende Stimme entgegen. Der Herr lag also schon wach.

„Unterthänigst um Verzeihung zu bitten, Herr Graf. Der Herr Hauptmann von Forkenstedt befahlen, nachzusehen, ob der Herr Graf noch schliefen — Sie hätten mit Hochdenselben nothwendig zu sprechen.“

„Forkenstedt?“ rief es hell hinter den Vorhängen. „Kleide mich an, Henri. Schnell! Oder sage dem Herrn Hauptmann erst, ich würde gleich zu seinen Diensten stehen. Führe ihn in die Bibliothek.“

Der Diener that wie ihm befohlen war, und fand seinen Herrn, als er zurückkehrte, schon außerhalb des Bettes, in seinem blauseidenen Schlafrocke sitzen, den er — zum ersten Male — ohne Hülfe allein angezogen hatte. Ehrerbietig nahte ihm Henri, nahm die phantastisch geformte Kappe, welche er über Nacht trug, von seinem gepuderten Haare, und zog ihm die Strümpfe und Pantoffeln an. Der Graf war nicht mehr ganz jung, vielleicht über den Anfang der Dreißiger hinweg, aber eine sehr angenehme Erscheinung. In seinem blühenden Antlitze zeigte sich nirgend ein harter oder scharfer Zug, überall Weiche und Rundung; das volle Kinn, die etwas üppig aufgeworfenen Lippen, zwischen denen milchweiße Zähne in seltener Vollkommenheit blinkten, bekundeten eine vorherrschende Sinnlichkeit, welcher der lebhafte Blick der schönen braunen Augen nicht widersprach. Er war nicht sehr hoch gewachsen, aber von muskulösem Bau und wo der Hals frei war, oder das offene Hauskleid die Brust sehen ließ, zeigte sich eine Haut von blendender Frische.

Jetzt stand er auf, warf einen Blick in den Spiegel und sagte: „Für einen guten Freund Toilette genug. Herr von Forkenstedt ist doch in der Bibliothek?“

Dort fand er den Hauptmann, der ihn mit einiger Ungeduld erwartete. „Guten Morgen, Graf Hugo,“ rief er dem Eintretenden entgegen. „Sie sind Ihrer Sache sehr gewiß, daß Sie den Schlaf des Gerechten fast bis Mittag genießen können.“

„Meine Sache lag in den besten Händen, Dudo. Ich sehe es Ihnen an, daß Alles abgemacht ist. Sprechen wir weiter nicht davon.“

„O nein, Graf Hernowitz! Ich bin Soldat und sehe gern den Dingen klar in's Auge. Lassen Sie Sich sagen, wie mein Auftrag, durch den von Ihnen erwirkten Spezialbefehl autorisirt, abgelaufen ist.“

„Hoffentlich ohne allen Eklat!“ sagte der Graf, indem er doch seine affektirte Gleichgültigkeit nicht ganz bewahren konnte. „Wir waren das meinem armen Onkel und unserem ganzen Stande schuldig.“

„Gewiß!“ erwiderte Forkenstedt. „Ich habe alle Dehors beobachtet, Seiner Exzellenz in aller Stille avertirt, keine Zwischenhandlung mehr geduldet, die Kommunikation des armen Kranken mit seiner Umgebung abgeschnitten — nur den Tartini, Sie wissen —“

„Vortrefflicher, intelligenter Mensch! Er soll auch Oberinspektor werden —“

„Dann eh' der Morgen graute, Abmarsch! Nicht auf der großen Landstraße, sondern auf einem geheimen Waldwege, den eben nur der Tartini wußte und uns eine Strecke weit führte.“

„Charmant! Und jetzt ist mein armer Onkel in dem sichern Hafen der Ruhe, nicht wahr?“

„Das ist er — aber —“

„Kein Aber mehr, theurer Dudo. Lassen Sie uns eine Flasche Tokayer auf die so herrlich gekrönte Unternehmung leeren. Ihnen meinen ganz besonderen Dank zu beweisen, behalte ich mir noch vor.“

„Ich habe den Auftrag nicht deßhalb, sondern aus Freundschaft übernommen. Sprechen Sie mir nicht von Dank oder gar von Lohn. — Aber hören Sie noch. Seyen Sie nicht zu sicher. Wenn es dem Reichsgrafen von Hernowitz, Ihrem Onkel, dennoch gelingt, in seiner jetzigen Lage klar zu beweisen —“

„O liebster Freund,“ unterbrach ihn Graf Hugo lachend, „in dieser Welt ist wohl nichts schwerer, als seine gesunde Vernunft zu beweisen. Ich halte es, wenn sie einmal angefochten worden ist, für eine reine Unmöglichkeit. Schon der Versuch dazu wird für einen Beweis des Gegentheils gehalten, und zuletzt, wenn alle Welt glaubt, daß man verrückt ist, glaubt man es am Ende mit oder wird es auch wirklich.“

„Ihr Onkel scheint aber gerade durch den Schritt, den man gegen ihn gewagt hat, zu einer Energie geweckt, die man nie in ihm gesucht hätte. Mir sagte er Dinge, daß, wenn ich sie nicht seinem Gemüthszustande zu gut gehalten, mir nichts übrig

Digitized by Google

geblieben wäre, als sie cavalierement zu repoussiren. Und einen wendischen Bauer, den wir unterwegs trafen, rief er, wie ich glaube, zu seiner Hülfe an — lachen Sie nicht, Graf Hugo! — er gab ihm offenbar Aufträge. Ihre ich nicht, so habe ich den Namen Kaltenborn verstanden. Ich begreife zwar nicht, denn was sollen ihm die beiden Damen helfen?«

(Fortsetzung folgt)

Die Emanzipationsbestrebungen der amerikanischen Frauen.

Die Bestrebungen der amerikanischen Frauen, ihre politische Gleichstellung mit den Männern zu erobern, sind immerhin nicht ohne Interesse. Die Versammlungen, in welchen die Frauen von Jahr zu Jahr die Grundsätze öffentlich besprechen, aus denen sie die Gleichberechtigung mit den Männern ableiten, haben bereits aufgehört, rein theoretische Uebungen zu seyn. Sie sind in gewisser Beziehung schon zu einer bestimmten Thätigkeit gediehen, deren erste Folge die war, daß die gesetzgebende Versammlung des Staates New-York einen Ausschuß niedersetzte, vor welchem eine Abordnung von Frauen ihre Ansprüche entwickelte. Bemerkenswerth ist es, daß sich im Schooße der Frauenwelt nicht minder, als bei den Männern die verschiedensten Religionsanschauungen geltend machen. Die Einen stehen auf dem Boden der hergebrachten Religionsgesellschaften, die Andern haben sich auf den Standpunkt der Vernunft emporgeschwungen. Fräulein Antoinette Brown kann als Vertreterin der kirchlichen, Frau Ernestine Lose als die Stimmführerin der rationalistischen Richtung bezeichnet werden. Neben diesen beiden Damen wirken aber viele Andere in gleichem Sinne für die gesetzliche Emanzipation ihres Geschlechtes. Wir nennen unter Vielen Fräulein Lucy Stone, Frau Oakas Smith und Frau Lucretia Mott. Die Grundsätze, von welchen sie ausgehen, stellten die Abgeordneten der Frauen vor dem Senatskomitee dar, wie folgt: Fräulein Brown sprach im Wesentlichen: »Der Mann besitzt unstreitig mehr Körperkraft, als die Frau. So lange diese den Grund aller Herrschaft bildete, war die Frau ihm untergeordnet, zuerst Sklavin, später Schutzbefohlene. Diese Verhältnisse der Unterordnung müssen aufhören, wenn an der Stelle des Körpers der Geist, statt der Gewalt das Recht herrschen soll. Der Mann kann die Frau nicht vollständig vertreten. Er kann weder als Gesetzgeber, noch als Richter die Interessen, Gefühle und Ansprüche eben so richtig würdigen, als diese selbst. Die Gesetzgebungen enthalten keine weiblichen Elemente. Unter den Geschworenen befindet sich keine Frau, und dennoch kommen Verbrechen vor, bei deren Beurtheilung Alles von richtiger Auffassung der Versuchungen abhängt, die dem Weibe geboten werden. Die Besteuerung der Frauen durch die Männer ist ungerecht. Beide Geschlechter sollen gleiche Abgaben zahlen; und dennoch ist der Frau nicht die gleiche Gelegenheit durch die Gesetze gegeben, zu erwerben, was der Mann erwerben kann. Die Einwürfe, die ihnen entgegengesetzt werden, beweisen am deutlichsten die Nothwendigkeit, den Frauen gesetzliche Gleichheit zu gewähren. Man behauptet, das öffentliche Leben sey zu rauh für das zarte Weib. Es ist nur aus dem Grunde so, weil die Frau bisher davon ausgeschlossen war. Es wird aufhören, an diesem Gebrechen zu leiden, wenn dem Weibe der ihm gebührende Einfluß darauf gestattet wird. Man mache einmal den Versuch! Der Erfolg wird jeden Einwand niederschlagen. Die Frau fühlt, daß sie einen höheren Beruf hat, als ihr bisher eingeräumt wurde. Sie verlangt ihr gutes Recht mit dem göttlichen Grundsatze: »Thut Andern, was Ihr wollt, daß sie Euch thun sollen.«

Frau Ernestine Rose stellt sich auf den Standpunkt der Unabhängigkeitserklärung. »Diese,« bemerkte sie, »geht von dem Grundsatze aus: alle Menschen sind gleich geschaffen, alle Menschen haben das Recht auf Leben, Freiheit und das Streben nach Glück. Sollen die Frauen von diesen öffentlich verkündeten Rechten ausgeschlossen werden? Glück und Elend, Leben und Tod erkennen kein Geschlecht an. In allen wesentlichen Dingen des menschlichen Lebens steht die Frau dem Manne gleich. Ohne Theilnahme an den Wahlen ist die Frau keines ihrer Rechte sicher. Es ist an der Zeit, daß die Frauen den Männern helfen, Frieden und Ruhe an den Stimmkästen herzustellen! Man wirft ein: Mann und Frau seyen Eins. Ja, aber dieses Eins ist der Mann! Ich wünsche, sie möchten in Wahrheit Eins seyn. Man soll unterscheiden zwischen guten und bösen Menschen, und nicht zwischen den Geschlechtern. Jetzt stellt das Gesetz die Frau auf gleiche Linie mit dem Kinde und dem Blödsinnigen.(?) Der Mann hat ein unbeschränktes Verfügungsrecht über das Vermögen der Frau, das er verschleudern kann. Er kann die Kinder ohne die Zustimmung der Mutter binden. Auch dieses ist ein schreiendes Unrecht gegen die Frau. Das Weib ist Eigenthumsstück, welches dem Vater, Vormund oder Gatten, doch nie sich selbst gehört. Das von dem einen Geschlecht verübte Unrecht muß auf das andere zurückfallen. Die Frauen machen ihre Rechte nicht allein zu ihrem eigenen Besten, sondern auch zum Wohle der ganzen Gesellschaft geltend. Die Frau hat jetzt keine Gelegenheit, zu zeigen, was sie seyn könnte. Der Druck wird durch den Schimpf

Digitized by Google

vermehrt, wenn der Mann behauptet, ihre Fähigkeit komme der seinigen nicht gleich. Erst, wenn die Frau ihr volles Recht bei der Geburt und der Vollziehung der Gesetze, ihr volles Recht in Betreff des Eigenthums und der Kinder hat, wird ein Bund des Geistes und des Gefühls zwischen Mann und Frau geschlossen seyn, und wird ihr wirklicher Charakter richtig gewürdigt werden."

Man kann sich denken, daß Vielen in Amerika bei solchen Erörterungen die Haare zu Berge stehen. Die Politiker fürchten schon, sie möchten durch die überlegene Feinheit und die Reize der Frauen ausgestochen werden, und ihren jetzt so gewaltigen Einfluß nicht wenig verlieren. Die Handwerker dagegen fürchten, daß der Lohn herabgedrückt werden möchte. Die orthodoxen Geistlichen sehen in der Frauenbewegung einen Angriff auf die Bibel, in welcher die Lehre vom Gehorsam der Frauen allerdings ziemlich klar ertheilt ist. Die Männer freierer Richtung endlich hegen die Besorgniß, die Macht der Geistlichkeit könnte durch den weiblichen Einfluß noch mehr gesteigert werden, wenn die von dem Klerus gewöhnlich so sehr abhängigen Frauen ihre Stimmen bei den Wahlen abgeben dürften.

Mannigfaltigkeiten.

Ein berühmter Statistiker war, um sich von seinen anstrengenden Arbeiten zu erholen, in's Bad gereist. Da aber ein Statistiker nie ganz ruhen kann, so beschäftigte er sich während der Mußestunden, zwischen Morgenbad und Abendthee, mit Lösung eines Problems, das für die Lebensmittelfrage von größter Wichtigkeit ist. Es handelt sich darum zu ermitteln, wie viel die Fliegen, dieses lästige, gefräßige, unersättliche Insekt, Frankreich jährlich an in- und ausländischem Zucker kosten, und das Ergebniß seiner Berechnung ist, daß sie nicht weniger als 52,347 Kilogr., 2 Dekagramm und 8 Gramm dieses süßen Stoffes verzehren. Zwar wissen wir nicht, wie es unserm Gelehrten gelungen ist, die Zahl der in Frankreich einheimischen Fliegen und ihren Zuckerbedarf festzustellen und dürfen auch nicht hoffen, uns in die Geheimnisse dieses statistischen Rechenexempels eingeweiht zu sehen. Doch sagte uns der gelehrte Mann, als er vor 2 Tagen durch Epinal kam, im ernsten Ton — Statistiker sind immer ernst — daß man gut thun würde, auf die Köpfe der Fliegen, wie auf jene der Vipern, Mäuse und Maulwürfe Prämien zu setzen, da dieß ein unfehlbares Mittel wäre, billigere Zuckerpreise zu erzielen. — Also Tod den Fliegen!

Das Hauptgespräch bildet jetzt in Calcutta die Entdeckung des höchsten Berges der Erde. Bei der vor Kurzem stattgehabten Versammlung der asiatischen Gesellschaft wurde nämlich von Major Thuillier die Anzeige gemacht, daß Oberst Waugh seine Berechnungen über die Stellung und Höhe der Himalayagipfel beendigt habe. Diesen zufolge ist der höchste der Kauchinfinga, dessen Höhe er auf 28,126 Fuß über der Meeresfläche berechnet hat, während der Dawalagiri nur 26,826 Fuß mißt. Die höchste Spitze des Kauchinjingagebirges ist nach den neuesten Angaben des Obersten zwischen dem eigentlichen Kauchinfinga und Katmandu gelegen (100 englische Meilen von Ersterem entfernt;) seine Höhe über der Meeresfläche beträgt 29,002 Fuß. Ein ausführlicher Bericht über diese Entdeckung geht mit Nächstem nach Europa; einstweilen hat Oberst Waugh diesen von ihm als höchsten Berg der Erde berechneten Gipfel des asiatischen Hochgebirges den Namen Everestberg beigelegt (Everest hieß ein früherer Chef der indischen Landesvermessung.) —

In der Kirche von Brou (Aine-Departement in Frankreich) wurden in einem Grabgewölbe die Leichen Philiberts des Schönen, Margarethens von Oesterreich gefunden, deren Ruhestätte man nicht kannte oder besser gesagt vergessen hatte. Die Mitglieder des Hauses Savoyen liegen in bleiernen Särgen auf eisernen Gestellen. Die Leiche Philiberts des Schönen, in der Mitte der Gruft stehend, ist noch vollkommen gut erhalten, während die sterblichen Ueberreste Margarethens von Bourbon, seiner Mutter, (auf der Südseite) und seiner Gemahlin Margaretha von Oesterreich (nördlich) in minder gutem Zustande sind, doch lassen die Inschriften auf beiden ersten Särgen und eine Kupfertafel über letzterem, sowie die an den Wänden eingegrabenen Daten der Beerdigungen, keinen Zweifel in dieser Hinsicht übrig.

Logogryph.

Zu den Pflanzen ich gehöre,
Doch in einer fernen Sphäre
Bin ich heimisch und nicht hier;
Es ist meine größte Zier,
Daß ich Hung'rige ernähre.
Wenn ich dir den Rücken kehre,
Liest du meine Zeichen, dann
Zeig' ein großes Reich ich an.

Redakteur: Gustav Messerl.
Druck u. Verlag bei Lisette Weilandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 246 Dienstag, 14. Oktober 1856.

Der Wende.

(Fortsetzung.)

Bei dem Namen belebte sich der Blick des Grafen unverkennbar. Er fixirte seinen Freund und fragte: „Sind Sie auf Kaltenborn gewesen?"

„Nein, Hernowitz. Ich pflege meine Vorsätze nicht zu ändern!" sagte Forkenstedt etwas gereizt.

„Parole d'honneur!" fragte der Graf trotzdem.

Forkenstedt warf sein Haupt stolz zurück und antwortete nur mit einem kalten Blicke.

„Pardon, Dudo. Wir sind Rivalen, das geben Sie zu. Ich könnte es Ihnen niemals verdenken, wenn Sie Sich in Avantage gesetzt hätten."

„Auch auf Kosten der Ehre?" versetzte Forkenstedt nicht ohne Heftigkeit.

„Ah bah! Sie denken zu pointilleux!" erwiderte der Graf. „Mit der Ehre eines Kavaliers treibe auch ich keinen Scherz und verstehe keinen, das werden Sie mir hoffentlich zugestehen. Sie haben mir niemals Ihr Ehrenwort gegeben, daß Sie Toinon nicht wiedersehen wollen."

„Ich habe Ihnen versprochen, Kaltenborn nicht mehr zu besuchen," entgegnete Forkenstedt, „und ein Versprechen steht mir so hoch, als ein gegebenes Ehrenwort, — wenn Sie auch vielleicht anders darüber denken, Herr Graf."

Der Graf biß sich auf die Lippe und seine lebhafte Gesichtsfarbe wurde noch röther. „Die Anspielung sollte ich ignoriren, denn sie trifft mich nicht. Was kann ich dafür, wenn nur eine — verzeihen Sie, wenn ich das mildeste Wort nicht gleich finden kann — eine prédilection, eine Bevorzugung wird, die ich, meinem Versprechen treu, nicht gesucht habe?"

„Lassen wir das, wir haben uns bereits darüber ausgesprochen!" versetzte Forkenstedt unmuthig.

„Ausgesprochen, aber nicht verständigt!" sagte der Graf. „Sie sind Soldat, Sie sehen den Dingen gern klar in's Auge, wie Sie mir eben selbst erklärt haben. Und dennoch nehmen Sie, sobald die Rede auf jenes Thema kommt, Ombrage, wie sans comparaison —"

„Wie ein scheues Pferd!" ergänzte Forkenstedt, da der Graf doch wohl Anstand nahm, den Vergleich auszusprechen. „Für meine Person wahrlich nicht, ich habe nichts zu scheuen."

„Ich also?" versetzte der Graf. „Nun bei meiner Ehre, darüber muß ich mir eine Deklaration ausbitten."

„Wir haben uns gegenseitig versprochen, Kaltenborn nicht zu besuchen —"

„Ist auch von meiner Seite nicht geschehen," rief der Graf.

„Toinon auch bei Begegnung am dritten Orte nicht mit Werbungen um ihre Gunst zu nahen —"

„Habe ich das gethan?" rief der Graf, der allmälig auch warm wurde.

„Direkt nicht," sagte Forkenstedt, der in demselben Maße seine kalte Fassung wieder fand.

„Ah, jetzt verstehe ich Sie. Sie haben unser gegenseitiges Engagement etwas weit ausgedehnt. Was kann ich dafür, wenn mir die alte Tante die Kour macht, wenn sie mir klar und deutlich zu erkennen gibt, daß ihre Nichte gewählt, daß sie mir ihr Herz geschenkt hat? Sollte ich etwa grob werden, verlangen Sie das, Herr von Forkenstedt?"

„Ich verlange nichts. Sie mögen das mit Sich selbst abmachen."

„Ich aber verlange von Ihnen die Erklärung, daß ich mein Wort gehalten habe, wie Sie," rief der Graf mit blitzender Augen.

„Und wenn ich diese Erklärung verweigere?" entgegnete Forkenstedt eiskalt.

„So werde ich Satisfaktion von Ihnen fordern," rief der Graf.

„Das will ich abwarten," sagte Forkenstedt, indem er den Handschuh mit den Stulpen über die zurückgeschlagenen Manschetten seines grünsammetnen Aermelaufschlages zog.

„Dudo! Zwischen uns eine solche Scene," rief der Graf mit einer plötzlichen Wandlung, wie sie seinem beweglichen Temperamente nur zu oft eigen war. „Sie sind herb und schroff zum Verzweifeln. Was habe ich denn gethan, als der alten Dame

Digitized by Google

auf ihre Eröffnungen, die ich nicht gesucht habe, in dem glücklichen Gefühle, mit dem sie mich überströmten, einen unwillkürlichen Blick in mein Herz gestattet? Bin ich unlauter verfahren? Habe ich mich Tojnon etwa trotz dieser beglückenden Mittheilungen absichtlich genähert? Erwarte ich nicht, daß sie selbst entscheide? — Gieb mir die Hand, Dudo! Sey kein Unmensch! Unsere Freundschaft darf darunter nicht leiden, sonst gebe ich das Mädchen auf, und wenn sie noch hundertmal schöner, zum Wahnsinnigwerden reizend wäre."

Dudo gab ihm die Hand nicht, aber der Graf bemächtigte sich ihrer mit Gewalt und riß den Freund stürmisch in seine Umarmung. Es war eine recht charakteristische Scene jener unberufenen Zeit, wo neben dem Egoismus die sentimentalste Schwärmerei, neben der materiellen Genußsucht das Spielen mit ätherischen Idealen Platz hatte.

„Und nun, erzählen Sie mir," sagte der Graf wieder ganz in das konventionelle Gleichgewicht zurückgekehrt, „was mein Onkel dem wendischen Bauer für Aufträge gegeben hat."

„Er sprach mit ihm in seinem Kauderwelsch, ich habe kein Wort verstanden," erwiderte Forkenstedt. „Zum Unglück war auch Keiner von meinen Leuten dieser barbarischen Sprache mächtig. Hätte ich nur meinen Gronemann mitgehabt, meinen Wachtmeister."

„Unser Allergnädigster Herr sollte die ganze Race mit Stumpf und Stiel ausrotten," sagte der Graf. „Es ist eine tückische, widerspänstige Nation."

„Aber ein schönes Volk!" entgegnete Forkenstedt. „Dieser herkulische Wuchs, dieser natürliche Anstand! Vortreffliche Soldaten! Ich nehme keine Rekruten lieber, als Wenden. Die besten Soldaten!"

„Und schlechtesten Unterthanen," sagte der Graf.

„Da muß ich um Erkuse bitten," versetzte Forkenstedt. „Ein guter Soldat ist niemals ein schlechter Unterthan. — Freilich, Euch kleine Tyrannen, die Ihr auch Unterthanen haben wollt, mögen sie, wenn sie erst im Dienst ihres Kriegsherrn gestanden haben, nicht recht für voll ansehen."

„Ihr Herren sorgt dafür," entgegnete der Graf spöttisch, „daß wir unsere Unterthanen, wenn sie einmal den bunten Rock angezogen haben, nicht so leicht oder nur als Krüppel, die wir ernähren müssen, wieder zu sehen bekommen. Die Kapitulation, wenn ich recht berichtet bin, lautet ja wohl immer auf Lebenszeit."

„Streiten wir uns nicht über Dinge, für welche Sie keinen Sinn haben," brach Forkenstedt ab. „Sie benutzen Ihre Vorrechte und suchen Lorbeern auf einem andern Felde, als dem kriegerischen. — Ihre neuen wendischen Unterthanen, die Sie nun mit der Ihnen zufallenden Standesherrschaft übernehmen, werden Sie hoffentlich mit dem interessanten Stamme ausföhnen. Wollen Sie mir den Mann schenken, der uns auf der Fahrt mit Ihrem Onkel belauschte und von diesem, Gott weiß womit, beauftragt wurde, so acceptire ich ihn mit Dank, auch ist es vielleicht das beste Mittel, den Kerl unschädlich zu machen."

„Sie kapriziosiren sich darauf, mir einen wendischen Bauer, noch obenein meinen Unterthan, als einen nicht zu verachtenden Widersacher aufzustellen," sagte der Graf.

„Konjekturen! Gesetzt, Dero Herr Onkel hätten in ihm ein, wenn auch niedriges, darum aber in hündischer Treue zuverlässiges Werkzeug gefunden, den Protest gegen die ihm angesonnene Gemüthskrankheit an den rechten Mann und durch diesen zur Kenntniß des Churfürsten zu bringen, welcher ohnehin, wie Sie mir selbst gesagt, kaum zu überzeugen und zur Unterschrift des Spezialbefehls zu bewegen war?"

„Das wäre allerdings sehr unangenehm," sagte der Graf, welcher vor diesem Gedanken doch nicht so gleichgültig blieb, als er sich den Anschein geben wollte. „Indessen — ich hoffe den Beweis so unumstößlich geführt zu haben — und dann, Seine Durchlaucht haben einmal die Wahrheit meines Vortrags anerkannt, thatsächlich, lieber Dudo, durch die Ordre, welche Sie, vom Minister autorisirt, ausgeführt haben. Der Churfürst kann seine eigene Entscheidung nicht widerrufen."

„Sie sprechen gegen Ihre eigene Ueberzeugung," entgegnete Forkenstedt. „Kein Souverain ist wohl mehr bereit, ein Unrecht wieder gut zu machen, zu dem er wider Wissen und Wollen durch falsche Vorspiegelungen verleitet wurde."

„Falsche Vorspiegelungen, Herr Hauptmann von Forkenstedt?" rief der Graf auffahrend.

„Ohne allen Bezug auf den vorliegenden Fall," sagte der Offizier ruhig. „Denn Sie, Herr Graf von Hernowitz, sind ja fest überzeugt von der Wahrheit Ihrer Angabe: Sie sind es doch?"

„Ich bin es, parole d'honneur!" erwiderte der Graf stolz.

„Tant mieux pour vous! Aber wenn auf dem Wege, den ich andeutete, Insinuationen zum Ohre des Churfürsten gelangten, welche in ihm Zweifel erregten — Sie kennen ja das weiche, menschenfreundliche Gemüth unseres gnädigsten Herrn — wer kann die Folgen vorhersagen? Ist nicht der Minister oft an désespoir über einen raschen Schritt, der sich nicht so leicht redressiren läßt?"

„Und Sie wollen das abwenden, indem Sie den Wenden unter Ihre Dragoner stecken?"

„Ganz sicher. Wenn er erst den rothen Rock auf dem Leibe hat, ist er nur Soldat, dafür lassen Sie mich sorgen. Es ist überdem ein kleiner Eigennutz dabei, denn ich gestehe Ihnen, daß ich keinen schönern Kerl gesehen habe, er würde ein wahrer Schmuck für meine Kompagnie seyn."

Digitized by Google

„Nehmen Sie ihn hin. Vorausgesetzt, daß Sie nicht mit den Landesgesetzen in Kollision kommen, welche — Sie wissen es — alle gewaltsame Werbung im Inlande bei schwerer Strafe verbieten."

„Bei Kassation, ich weiß es," antwortete Forkenstedt lächelnd. „Aber wir werben auch niemals gewaltsam — weder im Inlande, noch im Reich. Hat sich bei einer Reklamation je ein anderes Resultat ergeben, als daß der Reklamirte freiwillig Handgeld genommen habe?"

Der Graf lachte und Forkenstedt stimmte ein. „Aber kennen Sie den Menschen denn," fragte der Erstere. „Wissen Sie, wie er heißt und wo er wohnt?"

„Das lassen Sie meine Sorge seyn," versetzte Forkenstedt.

(Fortsetzung folgt.)

Des Rheders Tochter.

Es mögen seitdem einige dreißig Jahre vergangen seyn. Sie, von der ich reden will, war dazumal unstreitig das schönste Mädchen der ganzen Stadt. Wenn sie flink, keck, graziös durch die bergigen Straßen der alten Seestadt dahinschritt, in der ihr Vater einer der angesehensten und reichsten der Kaufleute war — dann folgten ihr alle Blicke. Der weiße Atlashut mit schwarzen Blonden besetzt und reich mit Marabouts geschmückt, saß so leicht, so zierlich auf der reichen blonden Lockenfülle; der Fuß, klein und schön geformt, schien das harte, schlechte Pflaster kaum zu berühren. Und nun das schelmische Lächeln, mit dem sie die vielen Grüße der vorübergehenden jüngern Männerwelt erwiderte — wie schön stand es ihr nicht. Genug! Emmely war eine so liebliche, schöne Erscheinung, daß jedes Auge sie gern sah, — und unzählige Herzen in wahrer Huldigung ihr entgegenschlugen. Außerdem war sie das einzige Kind, die einzige Erbin des reichen Handelsherrn, der seine Frau seit Jahren verloren, die ganze Liebe seines Herzens auf dieß Kind ausgeschüttet zu haben schien. Emmely war achtzehn Jahre — und der Vater dachte bereits im Stillen daran — unter den vielen, und meist angesehenen reichen Söhnen der Stadt, die sich so sichtbarlich um die Gunst der Tochter bewarben — einen Eidam auszuersehen. Wie würde es ihn erfreut haben, wenn die Tochter seinen geheimen Wünschen nachgekommen wäre — und eine feste Wahl getroffen hätte. Doch Emmely's Herz schien bei allen Bewerbungen und Aufmerksamkeiten — unberührt geblieben zu seyn. Leicht, spielend, freundlich, keck durcheilte sie das Leben, durchschritt sie die Straßen der Stadt.

Und wieder eilte sie hinab zum Hafendamm, wo des Vaters Schiff, die Johanna, lag, die vor Kurzem von Brasilien heimgekehrt, ihre Fracht löschte — und sich zu neuer Reise anschickte. „He! Jungen! macht klar das Boot," ruft sie freundlich, mit dem Haupte nickend, zweien Matrosen der Johanna zu, die an der Ankerwinde träg lungerten — und die schöne daherschreitende Tochter des reichen Rheders mit den Blicken verschlangen. „Rührt Euch — ruft sie nochmals den bereits flink Aufgesprungenen zu — macht klar das Boot — und ruft mir den Untersteuermann, den Mathias, her — ich will hinaus in das Meer; der Abend ist schön."

„Bleibens daheim, Fräulein — ruft in diesem Augenblicke einer der älteren Matrosen, der träg an der Fallstreppe lehnt — und so eben eine neue Ladung Tabak in den Mund schiebt — der Wind schlägt um." „Schweigt, Claws, mit Eurem Unkenruf — ruft Emmely — seyd eine so betherte Seemannssacke — und fürchtet Euch vor einem Schnupftuch voll Wind. Ich will hinaus."

„Der alte Claws hat Recht," sprach in diesem Augenblicke eine feste, männliche Stimme — und Emmely, sich umschauend, sah in das jugendlich schöne, sonngebräunte Antlitz des Untersteuermanns.

„Wie Mathias — rief Emmely, während eine feine flüchtige Röthe ihre Wangen beschattete — auch Ihr seyd wider mich im Bunde? Habt Ihr Geschäfte — nun gut, so kann der alte Claws mich statt Eurer begleiten."

Der junge Mann schaute einige Augenblicke die Jungfrau prüfend an, ein leichter Schmerz zuckte um den feingeschnittenen Mund — dann sagte er: „Für die Tochter des Rheders, hat der Kapitän befohlen, soll stets das Boot bereit liegen. Ist es Euch genehm einzusteigen, Fräulein Emmely — das Boot ist klar."

Emmely zauderte einen Augenblick, es schien sie zu reuen, dem Steuermann so schroff begegnet zu seyn; auch mochten die mehr und mehr aufsteigenden Wolken ihr eine kleine Besorgniß einflößen; genug, sie zögerte einen Augenblick — und sagte weich: „Mathias, ist wirklich Gefahr vorhanden?"

Der Angeredete warf ein Blick gen Himmel, dann sagte er leicht hin, nicht ohne einen Anflug von Spott und Bitterkeit: „Für einen Seemann nicht; doch Eurem schönen Hütchen, Fräulein, möchten die Federn leicht geknickt werden." Emmely biß sich auf die Lippe, sprang in das Boot und sagte: „Nun denn hinaus. Und was den Hut betrifft, Mathias, sorgt darum nicht — der Schaden wäre zu tragen."

Der Steuermann schwieg, gab den beiden Matrosen einen Wink — und fort ging es, den Hafen entlang, hinaus in das Meer. O, wie schön, wie herrlich ist es nicht, sich auf dunkler Meeresfluth

Digitized by Google

zu schaukeln, von einem Schiff zum andern im Hafen zu fahren, hier grüßend, dort flüchtig anlegend! hier plaudernd und dort mit neugierigen Blicken vorüberrauschend. Jetzt wurden die Schiffe weniger, man steuerte dem Meere zu; auf äußerster Spitze der Mole steht der Leuchtthurm. Der Wärter kennt die hübsche Tochter des reichen Rheders; er schwenkt, am Damme stehend, grüßend seinen alten bethörten Südwester — und wünscht glückliche Fahrt. Die Wolken waren bereits dunkler und dunkler geworden; der Schaum der Brandung fliegt weithin auf das Land. Emmely hüllt sich dichter in ihr weites, warmes Tuch — und wirft unwillkürlich einen Blick auf den jungen Steuermann. Der aber sitzt, wie aus Erz gegossen, festen Blicks Himmel und Wasser betrachtend — und steuerte weiter und weiter in das Meer hinaus. Das Boot tanzt auf den Wellen dahin. Plötzlich läßt ein dumpfer, pfeifender Ton sich vernehmen, eine mächtige riesige Woge hebt das Boot hoch in die Luft, um es gleich darauf in die Tiefe hinab zu schleudern. Emmely schreckte zusammen — und leicht erhebend ruft sie: „Mathias wir wollen heimfahren.“ Der Unterſteuermann willfahrte sofort dem Wunsche. Aber die Rückreise wurde schwieriger, gefahrvoller. Der Wind hat sich gedreht, heftiger weht er vom Lande her. Kühn schlägt das Boot die Wellen. Die Matrosen legten die Ruder mit aller Kraft ein. Mathias, der bisher auf alle Fragen und Plaudereien Emmely's stets eine freundliche, verständige Antwort gegeben, auch wohl Dieß und Das erzählte, wurde stiller. Sein Auge schaute prüfender, länger auf Himmel und Meer. Die Sonne war längst untergegangen, es begann dunkler und dunkler zu werden. Emmely wickelte sich fester in ihren Shawl: den Hut, der bereits arg vom Winde mitgenommen war, nahm sie ab — und band sich ein kleines Tuch um das Haar. Sie sah wunderlieblich aus. Bisher hatte sie keine eigentliche Furcht empfunden; jetzt aber schlich ein leises Fröſteln durch ihre Glieder. Sie hörte leise einen der Matrosen zum andern sagen: „Andre's ich wollt wir wären daheim!“ Schüchtern fragte sie: „Mathias ist Gefahr vorhanden?“

Der junge Seemann sagte mit fester Stimme: „Noch nicht! Und wenn wir anders jene Landspitze zur rechten Zeit erreichen, sind wir geborgen.“

„So kehren wir nicht beim Leuchtthurm in den Haven ein?“ rief Emmely erschrocken.

„Nein!“ rief Mathias rasch. „Die Strömung Doch er konnte seine Rede nicht beenden. Heftiger, wilder brauste der Sturm daher — warf das kleine Boot mit gewaltigem Stoß zurück. Einen Augenblick schien es, als wenn es in den Abgrund sinken wollte; doch gleich darauf hob es sich wieder — und Mathias schrie und hieß die Matrosen Ruder gebrauchen. Er bat Emmely, sich flach in das Boot zu legen — um nicht von dem Wellen oder dem Winde von der Bank hinab in den Abgrund geriſſen zu werden. Die Matrosen arbeiteten mit übermenschlicher Kraft.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Die Zusammenkunft deutscher Schneider in Dresden.] Am 23. September fand in Dresden eine Generalversammlung deutscher Schneider, oder wie sie sich selbst schelten, der „deutschen Bekleidungsakademie“ statt. Aus den Verhandlungen heben wir nur Folgendes hervor. Auf den Vorschlag des Direktoriums ward der einstimmige Beschluß gefaßt, als Beiblatt zu der „Europäischen Modenzeitung“ ein Blatt zu begründen, in dem schlechte Bezahler und notorische Betrüger öffentlich namhaft gemacht werden. Herr Wendelin Mottl aus Prag stellte einen Antrag: daß die deutsche Bekleidungsakademie die Veröffentlichung historischer und biographischer Skizzen berühmter Fachgenossen veranstalten, resp. zu diesem Zwecke eine Preisausschreibung erlassen solle, was indeß der nächsten Generalversammlung vorbehalten bleibt. Nachdem Herr Direktor Müller die neuorganisirte, mit der Akademie in nächste Verbindung gebrachte Lehranstalt der allgemeinen Theilnahme empfohlen hatte, wurde die von Prag, Halle, Rumburg, Dessau, Weidenau, Wittenberg, Jauer, Stuttgart, Leipzig und Dresden beschickte Versammlung gegen 2 Uhr nach Vorlesung des Protokolls für geschlossen erklärt. Am Abend vereinigte ein solennes Souper die Mitglieder derselben auf das Neue in „Thiemes Hotel.“

In London bringen die Nähmaschinen eine merkwürdige Revolution hervor. Eine Wäschefabrik allein wendet 120 dieser Maschinen an, welche mit einer Geschwindigkeit von 1000 bis 1500 Ober- und Unterstichen in der Minute 35 — 40 Dutzend Krägen täglich machen. — Eine Hemdebrust von 20 Falten ist in ½ Stunde fertig.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 243:

Harm — Rahm.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Liſette Warlandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 247 Mittwoch, 15. Oktober 1856.

Der Wende.

(Fortsetzung.)

„Aber — es ist nur so ein flüchtiger Gedanke — wie lange ist das Rencontre her? Kann er nicht unterdessen schon auf irgend eine Weise — ich meine nicht, daß er mir gefährlich werden könne — aber —"

„Ich verstehe Sie. Das ist nicht zu befürchten. Erstens wird er noch mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt seyn, da ihm einer meiner Burschen seine Kuh todtgeschossen hat —"

„O, der arme Schelm," rief der Graf mitleidig. „Dann aber," fuhr Forkenstedt fort, ohne sich auf diese Anwandlung einzulassen, „kann der Auftrag nach Kaltenborn doch erst eine Art von Importence gewinnen, wenn der junge Taugenichts zurückgekehrt ist."

„Wie, der wird erwartet?" rief der Graf unangenehm berührt.

„In Zeit von vierzehn Tagen," antwortete Forkenstedt. „Mir hat es — ungefragt, Graf Hugo! — der Pastor von Leiningen erzählt, dem ich zufällig gestern hier auf der Brücke begegnete."

„Sie geben mir Ihre Medizin tropfenweis ein," sagte der Graf. „Erst begriffen Sie selbst nicht, was meinem Onkel die beiden Damen auf Kaltenborn helfen sollten und nun rücken Sie mit einer Neuigkeit vor, auf welche ich nicht gerechnet hatte."

„Ist Ihnen der junge Phantast so formidabel?" fragte Forkenstedt mit seinem Portd'epée spielend.

„Er ist ein Phantast, folglich zu Allem fähig, je toller, je mehr hors de toute raison, desto besser! Und er war von jeher das enfant gâté meines Onkels, weil der alte Kaltenborn ihm glaub' ich bei Malplaquet, oder sonst wo, als Kriegskamerad das Leben gerettet. Sie haben Recht, wenn der die letzte Botschaft des alten Herrn und wär's durch einen wendischen Knecht erhielte, so wäre er zu Allem fähig, zu einer Eskalade und Entführung sogar, wenn die Vorstellung bei unserem Allergnädigsten Herrn nichts fruchtete. Das muß vermieden werden, also fangen Sie Ihren Rekruten so bald als möglich ein."

„Von Ihrer Hand eine kleine Ordre an den Dorfrichter."

„Sie vergessen, Dudo, daß ich noch nicht im Genuß meiner Rechte als nächster Agent bin. Ihr Herren pflegt doch sonst nicht so ängstlich zu seyn, aber Sie wollen Sich nach allen Seiten decken, was ich Ihnen im Grunde nicht verdenke. Sollte Tartini Ihnen nicht mit Rath und That beistehen können?"

„Die Alliance mit einem schurkischen Valet de chambre suche ich in meinen Angelegenheiten nicht," versetzte Forkenstedt. „Ich werde mir denn schon allein zu helfen wissen. — Hier, Graf Hugo," — er zog aus der Tasche seines reichbordirten Rockschooßes ein Portefeuille, aus welchem er ein Papier nahm, entfaltete es, reichte dasselbe dem Grafen — „hier mit Amtssiegel und Unterschrift die Bescheinigung richtigen Empfanges, Ihren Herrn Onkel betreffend."

„Pfui — eine Quittung, wie über ein abgeliefertes Stück Wildpret," sagte der Graf, das Papier auf den Tisch werfend.

„Ein erlegtes Edelwild — allerdings," entgegnete Forkenstedt und reichte dem Freunde die Hand zum Abschiede.

„Dudo," sagte dieser zögernd, „Sie glauben doch auch, wie alle Welt, an den gestörten Gemüthszustand meines Onkels? Sie haben unterwegs Gelegenheit gehabt, ihn zu beobachten und müssen sich überzeugt haben. Bedenken Sie doch den ganzen Verlauf der Dinge — nein, Dudo, Sie sollen mich anhören, es liegt mir an der Meinung der ganzen Welt, selbst unseres Allergnädigsten Herrn, nicht so viel als an der Ihrigen. Schon früher behaupteten alte Leute, daß er durch die Wunden, die er mit aus seinen Kampagnen unter dem Prinzen Eugen gebracht, am Kopfe gelitten habe."

„Dreizehn Hiebe in den Kopf, aller Ehren werth."

„Das war eben die Massacre, wo ihm Kaltenborn, der alte, zuletzt noch zu Hülfe kam. Er soll zur Aequinoktialzeit im Frühling und Herbst förmlich seine Absenzen gehabt haben, mit gelegentlicher

Digitized by Google

Tobsucht vermischt. Dann auf seine alten Tage, die Liaison mit der Pächterstochter."

„Die kann man nicht auf die Kopfwunden schreiben," sagte Forkenstedt lachend. „Die würde ich ihm am wenigsten verdenken."

„Ich auch nicht, wenn die Person nur hübsch gewesen wäre. Aber Tartini behauptet, sie sey abscheulich häßlich gewesen, blatternarbig, schwarzbraun von Teint, mit einem determinirten Barte versehen."

„Ein pikanter Geschmack. Darin sehe ich noch keine Geisteszerrüttung."

„Aber daß er sie, nachdem dreizehn Jahre über ihrem ersten Faux-pas verstrichen, und sie, wie Tartini sagt, zu einer wahren Hexe von Endor geworden, vor welcher die Kinder sich fürchteten, daß er sie dann auf einmal heirathen wollte."

„Ja, allerdings! Das hat einen Beigeschmack von Verstandesschwäche."

„Wo denken Sie hin," rief der Graf. „Kein Pfarrer in der ganzen Herrschaft würde die Hand zu einem solchen Skandal geboten haben. — Zum Glück starb die Person, sonst hätte die Familie schon damals einschreiten müssen. Dann folgten Schlag auf Schlag die unvernünftigsten Projekte und Ideen — denken Sie nur an all' die fabelhaften Bauten, die er hat ausführen lassen, welche Summen er dabei nutzlos verschleudert hat, wie er jede unsinnige Idee, die in den Büchern zum Vorschein kam, gleich auf seinen Gütern ausführen wollte — die Freilassung der Unterthanen zum Beispiel."

„Ja, das brachte nicht bloß seine Familie, sondern den ganzen Adel, alle Rittergutsbesitzer gegen ihn in Harnisch," bemerkte Forkenstedt lachend. „Uns vom Schwertadel belustigte die allgemeine Revolution ungemein."

„Denkt Ihr Herren, daß Ihr dabei unbetroffen geblieben wäret?" entgegnete der Graf. „Laßt es nur einmal so weit kommen, so werdet Ihr zu Eurem Schaden bemerken, daß gar kein Grund zur Belustigung da ist."

„Passons, là-dessus, das erleben wir nicht," erwiderte Forkenstedt. „Ihr Onkel ist ja auch noch zu rechter Zeit an der Ausführung seiner Idee verhindert worden."

„Ja, nachdem er sie aber — ich möchte sagen selbstmörderisch! — unter seinen eigenen Unterthanen verbreitet hat. Die Wenden sind zu dumm, die haben ihn nicht begriffen, aber die Deutschen!"

„So gestehen Sie dem armen, von Ihnen der Ausrottung empfohlenen Wendenvolke doch einen Vorzug zu," versetzte Forkenstedt.

„Spotten Sie nur, die Sache ist ernsthaft genug. Hätte mein Onkel durch diese letzten öffentlichen Schritte, durch seine Kuntreisen in die schmutzigsten Dörfer, und die Redensarten, die er vor den Bauern geführt haben soll, nicht selbst die elklatantesten Beweise geliefert, daß er unter Kuratel gestellt werden müsse, wir hätten das schrecklichste Unglück, eine Erneuerung des Bauernkrieges, erleben können. Sie werden mir wenigstens zugeben, daß man nach diesen Erfahrungen von seiner Geisteszerrüttung fest überzeugt seyn kann. Auch hat das allein genügt, unsern Allergnädigsten Herrn, dem der Minister Vortrag darüber hielt, endlich zu einem entscheidenden Entschlusse zu bewegen."

„Sie vergessen noch Eins, einen Hauptbeweis wenigstens für die Familie," sagte Forkenstedt. „Daß er Himmel und Hölle in Bewegung setzte, um sein Söhnchen, die Frucht seiner Liebe zu der bärtigen Pächterstochter, zu legitimiren, zu adoptiren und zum Erben seines ganzen Vermögens einzusetzen."

„Das habe ich allerdings nicht angeführt," erwiderte der Graf, „weil es auf die Familie den Schatten des Eigennutzes werfen könnte."

„Diable!" rief Forkenstedt lachend.

„Was meinen Sie damit?" fragte der Graf von Neuem gereizt.

„Ich meine, daß die Familie darüber nicht sensibel zu seyn braucht. Weiß man den Aufenthalt dieses Söhnchens? Der Alte hat dasselbe in tiefer Verborgenheit erziehen lassen — die Welt munkelte . . ."

„Dudo, rief der Graf, zwischen uns wird nicht eher ein dornenloser Verkehr möglich seyn, als bis wir uns einmal, mit oder ohne Grund, gewessen haben. Glauben Sie, ich verstehe diese Anspielung nicht? Was werfen Sie mir dieselbe in's Angesicht? Wenn mein Onkel gefürchtet hat, daß die Familie den Knaben mit Nachstellungen bedroht, daß sie wohl gar damit umgehe, ihn heimlich aus dem Wege schaffen zu lassen, so ist das nur ein Beweis mehr für seinen Wahnsinn."

„D'accord!" sagte Forkenstedt. Aber wo hält sich der junge Mensch gegenwärtig auf. Sollte Signor Tartini das nicht ausgekundschaft haben?"

„Fragen Sie ihn selbst, ich kümmere mich nicht darum. Was geht mich dieser junge Mensch an! Er mag sehen, wie er durch die Welt kommt."

„Wenn er seiner Frau Mama ähnlich sieht, hat er wenigstens keinen guten Empfehlungsbrief dazu. Sie haben übrigens Recht, Graf Hugo, wir müssen uns gelegentlich einmal messen, mit oder ohne Grund, gleichviel, ein kleiner Aderlaß kühlt von beiden Seiten das Blut ab und kittet die Freundschaft. Bestehlen Sie nur, wann, wo, wie? Eine Parole, den Sekundanten gegenüber, wird sich schon finden."

„Aber das ist himmlisch!" rief der Graf, welcher die Idee mit dem ganzen Leichtsinn, der an den frivolsten Anlaß, an ein Nichts, das Leben setzt, auffaßte. „Schlagen Sie eine Parole vor."

„Toinon!" sagte Forkenstedt und in seinem Auge

Digitized by Google

flammte plötzlich ein Feuer auf, das in die Tiefen einer unversöhnlichen Seele hinab leuchtete.

(Fortsetzung folgt.)

Des Rheders Tochter.

(Fortsetzung.)

Mathias saß kühn und fest am Steuer! Kein Lid seines Auges zuckte, kühn und sicher wußte er jeder Woge Macht zu brechen. Schon schlugen die Wellen in das Boot hinein. Emmely war bereits durchnäßt. Doch des Steuermanns sichtbare Ruhe machte sie selbst ruhiger; muthig begann sie das Wasser aus dem Boot zu schöpfen. Jetzt war man der bezeichneten Landspitze näher. Wieder unheimlicher brüllte das Meer. „Muth, Muth! Jungen," rief Mathias. Doch dreimal wurden sie von den Wogen der Brandung zurück geworfen; dichte Wassernebel, Schaum und Brandung umgaben sie ganz — dennoch gelang es endlich beim vierten Male, die Landspitze zu umschiffen — und mit kühnem Ruck, mit kühner Wendung in die kleine seichte Bucht einzubiegen. Sie waren gerettet. Hier war das Wasser ruhiger. Noch einige leichte Ruderschläge und das Boot stieß auf den Grund. Das Wasser war zu flach. Die Matrosen und Mathias sprangen aus dem Boot — und suchten dasselbe auf das Land zu ziehen. Emmely sah es — und sprang auf. „Nicht doch — ruft sie — wozu mich noch an's Land ziehen; ich bin ja durchnäßt genug. Habt Mühe und Sorge meiner Thorheit wegen genug gehabt" — und mit einem Satz wollte auch sie in das Wasser springen. Doch der Untersteuermann bemerkte es, umfaßte sie mit kräftigem Arm und trug sie sanft dem Ufer zu. Emmely schwieg. Es ward ihr eigen zu Muth. Unwillkürlich schlug sie den Arm um den Nacken des jungen Seemannes, gleichsam als suchte sie bei ihm Schutz, Hülfe und Beistand; eine eigenthümliche Unruhe durchwogte sie. Es wollte ihr scheinen, als trüge Mathias sie weiter auf das Land als nöthig wäre. Endlich ließ er sie sanft niedergleiten. Dann wandte er schnell sich um — und eilte und half den Matrosen das Boot auf das Land ziehen.

Als dieß geschehen, ging man dem nahen Dorfe zu, von wo ab ein Wagen die Tochter des reichen Rheders zur Stadt führte — in die Arme des ängstlich besorgten Vaters.

Von diesem Tage an ward Emmely eine andere. Sie war zerstreut; ihr Auge ruhte oft träumerisch sinnend — und doch gedankenlos auf einem Punkt; ein aufmerksamer Beobachter vermißte nicht selten den früher so oft bewunderten, leichten, schwebenden Gang, der nur seine frühere Elastizität wieder zu erhalten schien, wenn ihr Fuß dem Hafen zueilte, wo noch immer die Johanna lag. Das Schiff hatte auf seiner letzten gefahrvollen Reise mehr gelitten, als man beim ersten flüchtigen Anschauen gemeint hatte. Die Abreise desselben verzögerte sich von Woche zu Woche; und Emmely machte noch oftmals den Weg zum Strande hinab, ließ durch den Hafen hinaus in das Meer sich rudern. Und Mathias? Er blieb der bescheidene junge Mann, der er bisher gewesen. Nur brauchte Emmely nie bei ihrem Nahen auf den Steuermann zu warten. Jetzt stand er schon stets bereit, sie erwartend; sein Anzug war noch sauberer denn früher — und das Boot war nicht selten mit Blumen und grünen Reisern geschmückt, wenn Emmely kam, um es zu ihrer Fahrt zu benutzen. Ein flüchtig hingeworfenes Wort genügte — und der junge Mann wußte, wann die Tochter des Rheders eine neue Fahrt zu beginnen gedächte — und Emmely fand dann das Boot sorgfältiger denn früher gereinigt und geschmückt. So gingen die Wochen dahin. Emmely wußte ihr eigenes Seyn nicht zu erklären, sie war sich selbst ein Räthsel geworden. Sie sah, sie fühlte es, daß Mathias sie liebte, obschon kein Wort seinen Zustand ihr je verrathen. Dennoch wußte sie es. — Und diese Gewißheit machte sie selbst träumerischer, ernster denn je. Sie nahm sich oftmals ernstlich vor, nie mehr das Boot zu benutzen, sie wollte nie mehr den Fuß nach dem Schiffe setzen — und dennoch, dennoch eilte sie wieder hinab zum Strande, wenn die Zeit der gewöhnlichen Fahrt kam.

Mathias sprach so hübsch verständig, wenn er von seinen fernen weiten Reisen erzählte. Wie glühte sein Auge, wenn er der Zeit gedacht, wo auch er als Kapitän auf dem Deck seines Schiffes stehen würde; wie beredt, wie glühend wurde sein Blick, wenn er der Glücksfälle gedachte, die einzelnen jungen Seeleuten seiner Bekanntschaft begegnet. Ernster, stiller ward dann wohl Emmely; und mit dem festen Vorsatz nie wieder das Boot zu benutzen, eilte sie nach Hause — um andern Tags meist das sich selbst gegebene Versprechen — zu brechen.

Da geschah das Unerwartete. Der Sohn des reichsten Handelsherrn der Stadt hielt bei dem Vater um Emmely's Hand an — und der Vater sprach zum ersten Mal, was er sonst nie bei ähnlichen Anträgen gethan, den entschiedenen Wunsch aus: Emmely möchte diesem Antrage nachkommen.

Die Tochter erschrack bei diesen Worten sichtbarlich; ihr Herz wogte; nie ganz ausgedachte Gedanken erhoben blitzschnell sich in ihrem Herzen, was sie im Innern tief empfunden — aber sich selbst nie hatte gestehen wollen, trat blitzschnell zu

Digitized by Google

Tage — sie fühlte es klar, unabweislich — sie liebte — sie liebte den Unterſteuermann des Schiffes ihres Vaters; ſie liebte den Mathias. Nach dieſer Entdeckung war es ihr nicht möglich, dem Wunſche des Vaters ſofort nachzukommen. Sie erbat ſich Bedenkzeit; ſie kehrte in ihr Zimmer zurück, ſie warf ſich auf die Knie, ſie weinte, ſie betete, ſie ſuchte mit aller Gewalt dieſe Liebe aus ihrer Bruſt zu reißen, ſie rang, ſie kämpfte mit ſich ſelbſt — es war unmöglich. Immer feſter, immer klarer wurde es ihr — ſie liebte; ſie liebte mit aller Kraft ihres Herzens, jede Faſer ihrer Seele gehörte bereits dem Mathias. Sie blieb mehrere Tage einſam in ihrem Zimmer; ſie verſchob die feſte Entſcheidung ihrer Zukunft von Tag zu Tag; ſie erbat ſich bei dem Vater immer auf das Neue Bedenkzeit aus. So war eine Woche vergangen. Da begegnete ſie eines Tages, als ſie im Begriffe war, ſich nach dem Zimmer ihres Vaters zu begeben — dem Mathias auf dem Flur, der aus dem Komptoir kam. Emmely erſchrack, flammende Röthe übergoß ihr ſchönes Geſicht — gleich darauf aber wurde ſie betreten, als ſie bemerkte, wie bleich, wie krank der Mathias ausſah — unwillkürlich reichte ſie ihm die Hand und ſagte ängſtlich, weich, beſorgt: Seyd Ihr krank? Ihr fiebert? Was iſt Euch begegnet.

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der öſterreichiſche Kaiſerſtaat zählt 7 verſchiedene chriſtliche Konfeſſionen, und es iſt deren Kirchenregiment wie folgt vertreten. Es zählt die römiſch-katholiſche Kirche 14 Erzbisthümer, 59 Bisthümer und 3 Generalvikariate. Die griechiſch-katholiſche Kirche zählt 2 Erzbisthümer und 7 Bisthümer. Die unirten Armenier haben 1 Erzbiſchof zu Lemberg, während die griechiſch-nichtunirte Kirche 1 Erzbisthum und 7 Bisthümer zählt. Die Evangeliſchen, Augsburger Konfeſſion, ſehen ihre kirchlichen Angelegenheiten geleitet durch das k. k. Konſiſtorium zu Wien, durch 9 Superintendenturen, 1 General-Kirchenſpektorat und durch das Oberkonſiſtorium zu Hermannſtadt, die Evangeliſchen helvetiſcher Konfeſſion durch das Konſiſtorium zu Wien, durch 8 Superintendenturen und das Oberkonſiſtorium zu Klauſenburg. Ebendaſelbſt haben auch die Unitarier eine Superintendentur. Was nun wieder die römiſch-katholiſche Kirche betrifft, ſo beträgt die Zahl derjenigen geiſtlichen Stellen, die zur Pflege des Kultus und der Seelſorge beſtimmt ſind, 18,373 excl. der Erzbiſchöfe, Biſchöfe ꝛc. Biſchöfe in partibus infidelium zählt der Kaiſerſtaat 24. Außer 642 Kanonikern der Domkapitel und 373 Kanoniker der Kollegiatkapitel ſind noch 27,882 Weltgeiſtliche und 1825 Ordensgeiſtliche in der Seelſorge, und 6943 Weltgeiſtliche und 4642 Ordensgeiſtliche außer der Seelſorge zu nennen. Das gibt die Zahl von 30,722 Geiſtlichen in und 11,585 Geiſtlichen außer der Seelſorge, alſo die Geſammtzahl von 42,307 Geiſtlichen. Nimmt man an, daß Oeſterreich 37½ Millionen Einwohner und unter dieſen nur $\frac{1}{10}$ Proteſtanten, $\frac{1}{5}$ Griechen und 750,000 Juden zählt, ſo kommen auf 1000 Katholiken etwa $1_{,44}$ und auf 5000 Katholiken etwa 7 Geiſtliche, und zwar 5 Geiſtliche in und 2 außer der Seelſorge. — Für die kaiſerl. kgl. Armee beſtehen beſonders noch unter einem apoſtoliſchen Feldvikariat 9 Superiorate, 118 Regiments-, 48 Garniſons- und Spitals- und 31 Lehranſtalts-Kaplaneien. — Betreffend die griechiſch-katholiſche Kirche, ſo gibt es hier 4388 geiſtliche Stellen. Die Seelſorge wird von 4349 Prieſtern incl. 31 Ordenspriеſtern geſtegt. Außer dieſen zählt man noch 188 Welt- und 105 Ordenspriеſter außer der Seelſorge. Als Geſammtzahl griechiſch-katholiſcher Prieſter ergibt ſich die Zahl excl. 40 Kanoniker. Rechnet man dazu noch 25 armeniſch-katholiſche Weltprieſter und 3964 Welt- und Ordenspriеſter der griechiſch-nichtunirten Kirche, ſo bekommt man auf die 3,409,090 Griechen des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates 8671 auf 4000 Laien etwa 10 Prieſter. Für die Armee ſind ebenfalls 5 Weltprieſter der griechiſch-nichtunirten Kirche als Feldkapläne angeſtellt. — Bei den Evangeliſchen Augsburger Konfeſſion finden wir 987 geiſtliche Stellen und 712 Seelſorger, bei denen helvetiſcher Konfeſſion 2256 geiſtliche Stellen und 1685 Seelſorger, alſo für die Geſammtzahl von 3,750.000 Proteſtanten 2397 Seelſorger, demgemäß auf 5000 Proteſtanten etwa 3 Seelſorger kommen. In Mailand befindet ſich 1 Feldprediger beider evangeliſcher Konfeſſionen. Was endlich die Unitarier betrifft, ſo zählen wir bei dieſen 8 Archidiakonate und 106 Pfarreien. Nimmt man an, daß dieſe letztern Aemter mit je einer Perſon beſetzt ſind, ſo zählt der öſterreichiſche Kaiſerſtaat für die in ihm lebenden Chriſten 53,449 Seelſorger.

Charade.

Das Erſte hat Jeder als Zweites,
Und das Ganze iſt Niemand gern.

* * *

Redakteur: Guſtav Meſſert.
Druck u. Verlag bei Liſette Wailandt in Aſchaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 248 Donnerstag, 16. Oktober 1856.

Festgruß

zur hohen Geburtsfeste Ihrer Majestät der Königin Marie von Bayern, am 15. Oktober 1856.

Es blieb in jener schönen Stunde,
Wo Du entsendet lichten Höh'n,
Ein Engel auf dem Erdenrunde
An Deiner Wiege segnend steh'n,
Legt dort der Gaben schönste nieder,
Zu lieben und geliebt zu seyn,
Eilt zögernd zu den Sternen wieder,
Und Du, sein Liebling, bist nun mein!

König Maximilian von Bayern.

Mein Genius, entfalte Deine Schwingen,
Stolz richte Deinen Sangesflug hinan;
Denn Deiner Lieder schönstes sollst Du singen,
Der besten Königin am Thron zu nah'n,
Im Liede Deine Huldigung zu bringen;
Stimm' an Dein Lied, ein treuer Liederschwan,
Im Jubelklang am heut'gen Fest zu feiern
Die hocherhab'ne Königin von Bayern!

Erhab'ne Königin, Du Zier der Frauen,
Der heut' das hehre Fest der Weihe gilt;
Dir jauchzt das treue Volk in Bayerns Gauen,
Aus Deinem Schooß der Gnade Milde quillt;
Drum hochbegeistert Alle zu Dir schauen,
Du bist des Weibes ideales Bild!
O Königin, an König Maxens Seite
Bist Du des biedern Volkes Augenweide.

Ich sollt', o Königin! Dich heut' nicht feiern,
An Deines Herrscherlebens schönstem Tag?
Die reichbegnadet das treue Volk der Bayern,
Der keine Fürstin wohl mehr gleichen mag? —
Stimm sollt' ich seyn, wenn jauchzt das ganze Bayern,
Denn's Vaterland am Herzen immer lag?
Das theure Vaterland hat ja seit Jahren
Von Dir so hohe Segnungen erfahren.

Sey d'rum gegrüßt am heut'gen Festestage,
Es fleht für Dich Dein Volk am Weihaltar.
Im deutschen Volk geht ringenumher die Sage
Noch nie sah man ein königliches Paar,
Das so vereint des strengen Rechtes Wage
Und sanfte Milde gnädigst immerdar.
O Max! O Marie! inniglich verbunden,
Ach, nirgends wird solch Fürstenpaar gefunden.

Du flichst stets Rosen ein in Maxens Leben,
Versüßest ihm der Königskrone Last;
Mit Reiz und Anmuth paaret sich Dein Streben,
Mit Liebe hältst Du's Vaterland umfaßt;
Drum heute freudig wir die Herzen heben,
Zum Himmel, den Du längst gewonnen hast.
O Marie, Du des Königsherzens Wonne!
Du bist des Bayerlandes Gnadensonne.

Wie König Max am Brauttag Dir gesungen,
Blieb einst, entsendet lichten Himmelshöh'n,
Ein Engel, zanberstäßen Klang's umklungen,
An Deiner Wiege freudig segnend steh'n.
Der Himmelssegen hat Dich ganz durchdrungen,
Und wo Du weilst, wird Gnade von Dir weh'n.
Drum Heil und tausend Heil der schönen Stunde,
Wo Du geschenket wardst dem Menschenbunde!

So sey denn heut' zur hehren Festesfeier,
Wo rings ganz Bayern jauchzet gluthentbrannt,
Der Gruß gesprudelt von des Dichters Leier,
Und Dir mit heißer Liebe zugewandt.
O könnt' mein Lied den Mund leih'n jedem Bayer
Und schallen durch das ganze Vaterland!
O Königin! ich folgt' dem Herzensdrange.
Und huldige Dir gluthvoll im Gesange.

Julius Ruttor.

Der Wende.

(Fortsezung.)

Drittes Kapitel.

Das Schicksal, welches den Reichsgrafen von Hernowitz betroffen hatte, bildete für längere Zeit das große Ereigniß des Tages, das bis in die Hütten der Leibeigenen besprochen wurde. Zur Standesherrschaft, in welcher nun eine Administration eingesetzt war, gehörten auch zwei kleine Ackerstädte; in der einen, unbedeutendsten, welche hart an der Gränze des gräflichen Territoriums, hatte der zahlreiche Landadel der Gegend, sowohl der eingesessene, der bei dem Standesherrn zu Lehn ging, als der benachbarte aus den unmittelbar durfürstlichen Distrikten, ein Haus zu seinen geselligen Zusammenkünften eingerichtet, hier wurde der Fall besonders lebhaft besprochen und es war auch nicht Einer, der es nicht längst vorhergesehen hätte, daß es habe so

Digitized by Google

kommen müssen. Hundert Geschichten von dem verdrehten, alten Herrn wurden erzählt, welche bewiesen, daß er schon seit Jahren für das Tollhaus reif gewesen sey. Man fand es also ganz gerechtfertigt, was endlich, nach unbeschreiblich langer Geduld, mit ihm geschehen war; und hatte dabei mehr als einmal den Refrain: „wenn das der Hans Kaltenborn erlebt hätte!“ und „was wird der junge dazu sagen, wenn er wieder kommt!“

Das andere Landstädtchen, etwas bedeutender als das erstere und von lebhaftem Verkehr durch seine vielbesuchten Viehmärkte, lag fast in der Mitte der Herrschaft und bildete den Vereinigungspunkt für die Pächter, Verwalter und Forstleute, auch mancher geistliche Herr verschmähte es nicht, auf dem Rathskeller, wo freie Versammlung war, zuweilen sein Pfeifchen zu rauchen und bei einem Glase starken Doppelbieres eine Partie Deutschsolo zu spielen. Hier wurde über den Reichsgrafen und das Ende, das er genommen hatte, nicht minder gesprochen, als auf der adeligen Reunion; aber es fanden sich doch einzelne Stimmen, welche das Verfahren gegen einen so herzensguten und vornehmen Herrn nicht in der Ordnung hielten. „Wenn er meistdrähtig gewesen ist,“ hieß es zuweilen mit einem bezeichnenden Provinzialismus, „wem hat es denn etwas geschadet? Er hat ja in seinem Leben nicht einem Kinde etwas zu Leide gethan. Und bei seinem Gelde konnte er's ja haben, das Bauen, die Fasanerie, das Fischvergnügen und Alles!“

Diese Stimmen verstummten jedoch allemal, wenn ein kleiner, schwärzlicher Mann mit klugem, scharfgeschnittenem Gesicht, einfach, aber fein gekleidet, das spiegelglatt gekämmte Haar in einen mächtigen Haarbeutel vereinigt, auf dem Rathskeller erschien. Es war offenbar, daß man diesem Manne nicht traute, Viele fürchteten sich sogar vor ihm, wenn er auch noch so freundlich und zuvorkommend gegen Jedermann war. Aber man vermied ihn nicht, seine Unterhaltung wurde vielmehr eifrig gesucht, denn er wußte immer etwas Neues und Interessantes zu erzählen, was bei der Abgeschiedenheit, in welcher damals die Bewohner des platten Landes lebten, ganz unschätzbar war.

Heute schien er jedoch zerstreut, so einsilbig hatte man ihn noch nie gesehen. Er mußte überhaupt einen wichtigen Anlaß haben, der ihn in letzter Zeit so oft hieher führte, da er sonst vielleicht nur allmonatlich ein oder zwei Mal von dem standesherrlichen Sitze, der drei Meilen von dem Ackerstädtchen an der entgegen gesetzten Gränze der Herrschaft lag, herüber gekommen war, jetzt aber schon drei Mal in einer Woche. Gewiß erwartete er Jemand, denn sein Auge richtete sich bei jedem vorüberfahrenden Wagen hastig auf die Straße. Die Neugier brannte den Gästen des Rathskellers fast das Herz ab, doch ihn gerade zu fragen, hatte Keiner den Muth.

Endlich trat der Wirth mit einer gewissen, ihm sonst nicht eigenen, Hast in die Stube, und flüsterte dem schwärzlichen Manne, der nicht weit von der Thüre sich aufhielt, zu — die Nächsten konnten es verstehen: „Herr Tartini, der Wagen kommt!“ Tartini ging sogleich hinaus.

„Kanaille!“ brummte ihm ein großer, starker Mann im grünen Rocke nach. Das Wort mochte in manchem der Anwesenden Anklang finden; denn Mehrere lächelten beifällig, aber etwas zu äußern, getraute sich doch Niemand; denn man wußte nicht recht wie der Rathskellerwirth mit dem Tartini stand, und dieser schien auch nach der Entfernung seines bisherigen Herrn des Reichsgrafen noch gefährlich zu seyn, obgleich er keine bestimmte Stellung mehr hatte, sondern sich wie ein unabhängiger Privatmann benahm.

Ueber das holprige Pflaster des Marktplatzes, an welchem der Rathskeller lag, tollte ein schwerfälliger, aber mit aller damaligen Bequemlichkeit gebauter Wagen, das Biergespann trieste, denn der sandige Weg war bei der langen Trockenheit fast grundlos zu nennen; vom Sattel blies der Postillon ein lustiges Stücklein, in Nähen, wenn auch nicht harmonischen Tönen. Drüben aus dem Thorwege der Post zog auch ein anderer die aufgeschirrt gehaltenen Pferde zum Umspannen, denn der vornehme Reisende hatte durch einen Kurier dieselben im Voraus bestellt.

Als der Wagen hielt, näherte sich Herr Tartini, das dreieckige Hütlein vom Scheitel ziehend, dem offenen Schlage, aus welchem ihm ein volles, blühendes Gesicht herablassend zunickte.

„Wie steht's, mein lieber Tartini?“ fragte der Reisende freundlich.

„Es ist gut, mein gnädiger Herr Graf, daß Sie kommen, einmal selbst zum Rechten zu sehen,“ antwortete Tartini mit einem fremd klingenden Dialekte. „Mir scheinen viel Eigenmächtigkeiten vorzufallen.“

„Sie sind allzu eifrig auf meinen Vortheil bedacht,“ lächelte der Graf. „So viel ich gehört habe, ist der Administrator ein streng rechtlicher Mann.“

„Tartini zuckte die Achseln. „Ich werde die Ehre haben, Eure Gnaden auf Manches aufmerksam zu machen, was Ihre Einsprache fordern wird.“

„Sie vergessen, mein guter Tartini, daß ich zu einem Einspruch nicht berechtigt bin, da der Administrator nicht mir, sondern nur der Oberamtsregierung Rechenschaft zu legen hat,“ erwiderte der Graf. — Er bog sich aus dem Schlage, um zu sehen, ob das Umspannen beschleunigt werde. „Sonst nichts Neues in der Gegend?“ fragte er dann scheinbar gleichgültig.

„Nichts von Wichtigkeit,“ erwiderte Tartini,

Digitized by Google

der ihn sehr wohl verband, aber das nicht zeigen mochte.

„Baron Kaltenborn schon zurück?“ fragte der Graf dann ohne Rückhalt.

„Wie der Förster, der drinnen sitzt, sich verlauten läßt, scheint sich seine Ankunft wieder verzögert zu haben.“

Dem Grafen war die Nachricht sehr angenehm. „Fertig?“ rief er seinem Diener zu, welcher mit der Meldung näher kam. „Vorwärts denn! Sie können sich zu mir einsetzen, lieber Tartini.“

„Mein gnädiger Herr Graf!“ rief der gewesene Kammerdiener mit tief gekrümmtem Rücken.

„Ohne Umstände! Ich habe noch Manches mit Ihnen zu besprechen.“

„Geruhen Sie gnädigst, mir zu gestatten, daß ich Dero Befehlen erst gehorche, wenn wir aus der Stadt sind!“ bat Tartini mit großer Unterwürfigkeit. „Es würde ein zu gewaltiges Aufsehen machen, ja — wenn ich mir erlauben darf, so zu sagen — es würde eine Unziemlichkeit seyn —“

„Nun meinetwegen!“ sagte der Graf lachend. „Setzen Sie Sich denn einstweilen mit auf den Bock, jenseits meiner getreuen Stadt werde ich Sie zu mir rufen.“

(Fortsetzung folgt.)

Des Rheders Tochter.

(Fortsetzung.)

Der junge Mann schrack wirklich zusammen; er zauderte einen Augenblick mit der Antwort, hektische Röthe überflammte ihn; er senkte das Auge — endlich sagte er zitternd: „Wir rüsten uns zu neuer Fahrt. — Ich aber habe abgetackelt und vor Anker gelegt.“

„Warum?“ frug Emmely in Hast.

„Die Mutter ist krank.“ Schnell aber setzte er hinzu: „Ihr Boot ist unbenutzt.“ Doch sofort abbrechend, fragte er fiebernd: „So ist es wahr? Sie werden — —“ Er vermochte nicht zu enden: Emmely fiel hastig ein: „Ade Mathias; halte mein Boot zur gewohnten Stunde bereit. Ich komme, ich komme.“ — Und fort eilte sie ohne Gruß, ohne Abschied in das Zimmer ihres Vaters.

Nachmittags fuhren beide, Emmely und Mathias, mitsammen durch den Hafen in das Meer hinaus. Beide waren still; Beide von Gedanken tief bewegt. Emmely ließ am Fuß eines von Wald bedeckten Berges anlegen, wie sie dieß früher oftmals gethan. Von der Spitze des Berges aus hatte man eine der schönsten Aussichten über das Meer. Emmely stieg allein hinauf. Und droben saß sie nun und schaute hinaus über das weite, weite Meer. Schiffe kamen und gingen; und Emmely gedachte unwillkürlich der Zeit, wo auch die Johanna, ihres Vaters Schiff, würde hinaussteuern in das Meer, dem fernen Lande, dem Ziel seiner Reise zu. Es wurde ihr nicht möglich, sich der Thränen zu enthalten. Plötzlich rauschte es hinter ihr her; sie schaute sich erschrocken um — Mathias stand an ihrer Seite.

Der junge Mann war sichtbarlich erregt; er schien über seine eigene Kühnheit einen Augenblick erschrocken. Und als Emmely erstaunt, befangen fragte hastig aufspringend: „Wie Mathias! ist ein Unglück geschehen? Was gibt's.“ — Da senkte der junge Mann verlegen das Auge, hohe Röthe überflammte ihn; zitternd sagte er: „O, nichts! o, nichts! Ich bin ein Thor — ich wollte nur wissen — doch was geht es mich an — — aber — werden Sie Ihre Hand dem neuen Bewerber reichen? Man sagt so! Er stand zitternd, demüthig wie ein Verbrecher, der sein Urtheil empfangen soll. Emmely aber richtete sich auf, ihr Auge leuchtete; mit dem süßesten Wortlaut ihrer Stimme rief sie: „Mathias!“

Und der, der sah auf, blickte in die Augen der herrlich schönen Maid — und wie es geschommen, es weiß es wohl Niemand, plötzlich lagen sich Beide in den Armen und Lippe auf Lippe, Mund auf Mund suchte und fand sich in brennendem Kusse. Es war geschehen. Das Geständniß der Liebe war dem Herzen entflohen; das Geschick Beider war entschieden.

Man beschloß, das Geheimniß streng, gewissenhaft zu bewahren. Mathias hoffte bei rastlosem Eifer sich bald eine Stellung im Leben zu erwerben; er gedachte als Kapitän eines Schiffes dereinst nicht für zu kühn erachtet zu werden, wenn er sich frei, öffentlich um die Hand der schönen Tochter des reichen Rheders und Handelsherrn bewürbe. Bis zu dieser Zeit wollte ihm Emmely Liebe und Treue still, verschwiegen bewahren. — So schieden sie.

Wenige Wochen darauf steuerte die Johanne in das Meer hinaus.

Emmely war, seitdem sie sich selbst und dem Mathias ihre Liebe gestanden, eine andere geworden. Sie war so lieb, so freundlich, wie ehedem — aber jede ihrer Handlungen, jedes ihrer Worte zeugte von einer Festigkeit, von einer Kraft und Energie, die man früher nicht gefunden hatte. Den Antrag des jungen Mannes hatte sie bereits entschieden, wenn auch freundlich, ihre Jugend vorschützend, abgelehnt — und der Vater sich, wenn auch ungern in das Unvermeidliche gefunden. So

Digitized by Google

gingen die Monden dahin, Emmely trug ihr Geheimniß tief verschwiegen in der Brust.

Aber wie es mit solcher heimlichen Liebe zu geschehen pflegt: Wald, Feld, Meer und Welle haben Ohren. Die Welle sagt es dem Ruder, das Ruder dem Schiffer, der Mond, der Lauscher, hascht ein Wörtlein vom Munde trägt es dem Winde, den eilenden Wolken zu — und diese trugen es weiter, künden es den Vögeln, den duftenden Blumen — und diese, die schweigen noch weniger wohl. Ein Mädchen vernimmt die liebliche Mähr und theilt es unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit — dem Liebsten oder der Freundin mit. Und nun geht es von Mund zu Mund. Uberall als ein Geheimniß verkündet, — und ist längst doch kein Geheimniß mehr.

Emmely sah aus einzelnen Mienen, aus einzelnen Blicken ihrer Umgebung, merkte aus einzelnen hingeworfenen Redensarten, daß ihr Geheimniß errathen sey; doch anstatt dadurch verletzt oder eingeschüchtert zu werden, gewann sie vielmehr dadurch an innerer Festigkeit, ihre Liebe erstarkte an der eigenen Treue des Herzens, an der Ahnung zukünftiger Stürme und Schmerzen, die nicht ausbleiben würden und deren Nähe sich mehr und mehr verkündigte. Von der Johanna und ihrer Mannschaft erfuhr Emmely nichts; der Vater schien es mit Absicht zu vermeiden von dem Schiffe zu sprechen. So blieb denn der ängstlich Hoffenden — der Harrenden kein Trost weiter als ein Besuch der ältlichen, jetzt kranken Mutter des Mathias. Die Krankheit der Frau mußte den Vorwand zu dem Gange geben. Die Ausbeute des Wagstücks war eine unerwartet glückliche. Die Johanna war bereits auf der Rückreise begriffen, und hoffte binnen wenigen Tagen in den Hafen einzulaufen.

Diese Nachricht hatte die Krankheit der Mutter fast gehoben; wie viel mehr sollte sie das Herz Emmely's mit freudiger Zuversicht erfüllen.

Und die Johanna lief glücklich in den Hafen ein. Der Winter war vor der Thür, und sie musterte ihre Leute ab.

Am Abend wurde Emmely in das Gemach des Vaters beschieden. Derselbe war ernst, wie sonst nie. Er hieß die Tochter sich setzen und sagte dann: „Emmely, ich habe ein Wort mit Dir zu reden. Der junge Mann, der bereits schon ein Mal Deine Hand begehrte, hat seinen Antrag heut bei mir erneuert. Deine Jugend, die Du damals vorschütztest, wird hoffentlich jetzt kein Hinderniß mehr seyn, in die Ehe zu treten — und mich, Deinen Vater, würdest Du erfreuen und glücklich machen, wenn Du dießmal nicht „Nein“ sagtest.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Rußland umfaßt nach der neuesten Volkszählung 63 Millionen Seelen. Darunter figurirt der russisch-griechische Klerus mit der ungeheuern Zahl von 510,000 Seelen; die tolerirten Kulten 35,000, der Erbadel mit 540,000 Seelen, der Beamtenadel mit 155,000, der niedere Bürgerstand einschließlich der verabschiedeten Soldaten mit 425,000, die Fremden mit 40,000, die verschiedene Kosakenkolonien am Ural, dem Don, der Wolga, dem schwarzen Meer, dem Baikal, die regulären Baschkiren und Kalmüken mit 2 Millionen, die Städtebewohner (mittlere und untere Klassen) mit 5 Millionen, die Landbevölkerungen mit 45 Millionen, die nomadischen Stämme mit 500,000 Seelen, die transkaukasischen Besitzungen mit 1,400,000, Polen mit 4,200,000, Finnland mit 1,400,000, die amerikanischen Kolonien mit 71,000 Seelen. Die Volkszählung bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus ergab nur 51 Millionen Seelen und wird — wenn diese Progression anhält — 1900 die Einwohnerzahl auf 100 Millionen gestiegen seyn. Das russische Reich enthält 112 verschiedene Völkerschaften, die in 12 Hauptracen zerfallen, deren zahlreichste die slavische ist, welche die eigentlichen Russen, die Polen, Kosaken und serbischen Kolonien des Dniepers umfaßt.

Seit einigen Tagen findet sich zu Lyon ein Landmann, Namens Raffin, aus der Gegend von Mexinieux, der, ohne ein Erfindungspatent für sein Geschäft gelöst zu haben, keine große Konkurrenz zu fürchten braucht. Sobald Raffin nämlich im Gehen den Fuß auf eine Stelle setzt, welche eine unterirdische Quelle birgt, befällt ihn ein nervöses Zittern und er kann nicht auf dem Platz bleiben. Die Geschicklichkeit dieser lebendigen Wünschelruthe wurde bereits von mehreren Lyoner Haus- und Grundbesitzern geprüft und bis jetzt stets bewährt gefunden.

In der pimontesischen Armee wurden gelungene Versuche mit einem Küchen-Fourgon angestellt, der einem ganzen Bataillon genügen und täglich 1000 Rationen liefern kann. Der Apparat ist so eingerichtet, daß die Köche während des Marsches Tag und Nacht arbeiten können, was von großer Wichtigkeit ist, da der Soldat, wenn er müde und matt ist, Halt macht, sogleich Menage machen kann. Ein ähnlicher Apparat war auch auf der Pariser Industrie-Ausstellung zu sehen, doch scheint der pimontesische vervollkommneter und praktischer zu seyn.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 249 Freitag, 17. Oktober 1856.

Der Wende.

(Fortsetzung.)

Tartini gab dem Knechte, der ihn bisher gefahren hatte, den Auftrag, anzuspannen und langsam nachzukommen, dann schwang er sich zu dem gräflichen Bedienten auf den Kutschbock und fuhr, höflich nach den Fenstern des Rathskellers grüßend, die mit Köpfen dicht besetzt waren, mit der vornehmen Equipage von dannen. „Kanaille," brummte der Mann im grünen Rocke noch einmal hinter ihm her.

„War das nicht — ?" fragten Mehrere den Kellerwirth.

„Ja wohl," sagte dieser, ihre Gedanken leicht errathend. „Unser zukünftiger, gnädiger Herr."

„Das heißt," ergänzte der Grünrock mit einer mächtigen Baßstimme, „wenn der alte Herr stirbt."

„Oder für unheilbar erklärt wird," berichtigte der Wirth. „Was die Herren Medizi doch wohl bald wissen müssen. — Wir werden uns über den Wechsel der Herrschaft nicht zu beklagen haben, das kann ich Ihnen allerseits versichern, ich habe meine guten Quellen über ihn."

„Den welschen Fistulanten, nicht wahr?" sagte der Grünrock. Seine Anspielung, welche auf die allerdings hohe Stimmlage begründet und nach einem längst verbreiteten Gerücht sehr verständlich war, rief ein Gelächter unter den Anwesenden hervor.

„Erlauben Sie, Herr Mudra," versetzte der Wirth empfindlich, „man hat auch in der Residenz seine Konnexionen. Ihnen kann es übrigens ganz gleichgültig seyn, da Sie kein Diener unserer Herrschaft sind."

„Ist mir auch sehr gleichgültig," bestätigte der Grünrock, „stellt Euch meinetwegen auf den Kopf." Er legte den Betrag seiner Zeche auf den Tisch und ging mit einem kurzen Abschiedsgruß an die Gäste hinweg, bald darauf sah man ihn auf seinem dürren Fuchse, der hinter seinem Rücken immer nur der „lederne" genannt wurde, über den Markt reiten. Dem Förster in's Gesicht wagte Niemand einen schlechten Witz zu machen; denn er war, was man zu sagen pflegt, kurz angebunden, und seinem starken rothbraunen Gesicht mit den struppigen grauen Augenbrauen und den strotzenden Stirnadern sah man auf den ersten Blick an, daß er nicht mit sich spaßen ließ. Demungeachtet hatten ihn die Nachbarn gern und die gemeinen Leute, mit denen er beim Holzschlag oder Gräbenziehen im Forst zu thun hatte, wären für ihn durch das Feuer gegangen, besonders die Wenden, weil er mit ihnen in ihrer Sprache verkehrte und sie ihn für einen der Ihrigen ansahen. Allerdings waren seine Altvordern wendischer Abkunft gewesen, wie schon sein Name besagte, aber seit mehreren Geschlechtern schon in deutsche Dörfer übergesiedelt und völlig germanisirt. Er nahm es auch übel, wenn man ihn für einen Wenden hielt.

In einem raschen, schwimmenden Paß, halb Schritt, halb Trab, ritt er aus der Stadt den langen Damm hinaus, welcher durch die von Kohlköpfen und Stangenbohnen strotzende Niederung, das Gartenland der Bürger, führte, dann über eine kahle, nur mit hungrigen Grashalmen besetzte Haidestrecke in den Wald. Hier erst schien dem Alten behaglich zu werden; er knüpfte seine Trensenzügel zusammen und warf sie dem Fuchse auf den Hals, um sich gemächlich die kurze Tabakspfeife anzuzünden, nicht ohne viel Brummen über den schlecht fangenden Schwamm, oder einen gelegentlichen Fluch, wenn sein altes Pferd über eine Baumwurzel stolperte. Als aber die Pfeife im Gange war, richtete er sich straff in die Höhe, blies dicke Wolken um sich her und fing sogar an zu singen. So legte er den Weg bis an die Grenze der Hernowitzer Herrschaft zurück, welche durch einen mächtigen Erdhaufen mit einem behauenen Steine bezeichnet war. Auf dem Gränzhaufen saß ein Mann, der sich bei der Annäherung des Försters erhob und ihn grüßte. Mudra kannte ihn, da er zuweilen nach Kaltenborn kam, wo er Verwandte hatte.

„Nun, Bogan," redete er ihn wendisch an, „Du sitzest ja, wie eine Krähe, auf dem Gränzhaufen. Auf wen lauerst Du denn?"

„Auf Dich, Herr Förster," antwortete Bogan

Digitized by Google

mit dem slavischen Du, welches dieser Stamm bis auf unsere Tage noch, selbst gegen seine Gutsherrschaft, gebraucht hat.

„Was willst Du von mir?“ fragte Mudra nicht unfreundlich, denn er konnte den Mann wohl leiden. „Hast doch keine Dummheiten begangen? Einmal wieder auf Eurem Revier geschossen, wie?“

„Ich möchte schon einmal schießen, aber auf keinen Hasen,“ sagte Bogan, mit einer ganz eigenthümlichen wild klingenden Betonung, so daß ihn der Förster befremdet ansah.

„Laß Dir die Lust vergehen,“ entgegnete er streng. „Wenn ich Dir rathen soll, so gib mir Deine alte Flinte zum Aufheben, damit Du gar nicht in Versuchung kommst, sonst bringt sie Dich doch einmal in's Unglück. Denk' an mich, daß ich Dir's vorher gesagt habe, wenn es zu spät seyn wird.“

Der Wende ließ einen Augenblick den Kopf hängen, als denke er über die Worte des Försters nach. Aber gleich blickte er wieder entschlossen auf und sagte: „Ich werde nimmermehr auf Wild schießen. In Kaltenborn bin ich gewesen, wollte den jungen Knjäs sprechen, der kommt aber nicht.“

„Was willst Du von ihm?“ fragte der Förster aufmerksam.

„Das werd ich Dir sagen, Herr Förster, und darum warte ich auf Dich. Jetzt muß ich eine Weile fort gehen, weit fort, und weiß nicht, wann ich wieder komme. So will ich Dir's sagen, was ich dem jungen Knjäs auszurichten habe, und Du kannst es bestellen, wenn er eher wieder kommt als ich.“

„Ist es eine lange Geschichte?“ fragte der Förster, indem er nach den Baumwimpeln sah, wie hoch die Sonne stände. „Ich habe nicht Lust, hier eine halbe Stunde zu halten, komm mit, meine Frau wird Dir Essen geben.“

„Meine Frau wartet auch auf mich,“ erwiderte Bogan. „Aber ich gehe noch ein Stück mit Dir und kann Dir's im Gehen erzählen.“

Wir wissen, was er zu erzählen hatte: es betraf die Begegnung, die er vor einiger Zeit mit dem Reichsgrafen, seinem Herrn, gehabt, und den Auftrag, den ihm dieser an den jungen Baron Kaltenborn gegeben hatte, halbe Worte zwar nur, aber von dem Wenden getreulich aufbewahrt und wieder gegeben, und wie die ganze Angelegenheit sich jetzt aufgeklärt hatte, leicht zu ergänzen.

„Ja, ja,“ sagte der Förster, nachdem er ihm mit gespannter Aufmerksamkeit angehört hatte. „Ich will's dem armen, alten Herrn wohl glauben. Kanaillen! — Meinem jungen Herrn will ich's schon bestellen, wird aber auch nichts mehr helfen; was soll der thun?“

„Gruß Dich Gott!“ nahm der Wende plötzlich Abschied und blieb stehen.

„Nun, Kerl? Und was hast Du vor? Willst Deine junge Frau allein lassen?“

„Sie hat mir's eingeredet,“ erwiderte Bogan, „sonst thäte ich's nimmermehr nicht.“

„Mensch, Du gehst doch nicht auf bösen Wegen, daß Du so hinter dem Berge hältst?“ fragte der Förster.

„Nimmermehr nicht,“ versicherte der Wende treuherzig, und Mudra kannte seine Art zu gut, um ihm nicht Glauben zu schenken. Er entließ ihn also und ritt weiter. Hier war nun sein Revier und er musterte, so weit er auf dem Waldwege um sich blicken konnte, mit wohlgefälligen Blicken die schönen Holzbestände, lauter mächtiges Bauholz, wie es sich heut' zu Tage nur in den Träumen der verarmten Grundbesitzer noch findet, nachdem das vorangegangene Geschlecht mit diesem Hort des Wohlstandes eine so beispiellos schlechte Wirthschaft getrieben. Dann lief der Weg wieder durch wohleingehegte Schonungen, aus denen hier und da ein flüchtiges Wild aufsprang. Ueber den spitzen Nadeln sah er in einiger Entfernung einen leichten Rauch sich in den reinen Himmel empor kräuseln.

„Ja, Alte, ich kann Dir nicht helfen,“ sagte er hinschauend. „Du mußt noch eine Stunde warten.“ Es war der Rauch aus seinem eigenen Schornstein, er bog aber nicht in den engen Pfad, welcher sich hier von dem Fahrwege abzweigte und nach dem seitwärts gelegenen Försterhause führte, sondern ritt erst nach Kaltenborn, wie er sich nun entschlossen hatte. Ein lichter Birkenwald nahm ihn auf, dann traten mehr und mehr Erlen und es wurde ein mooriges Bruchland, durch welches der aufgeschüttete, von dichter Holzunterlage getragene Weg führte, bis endlich die freie Gemarkung mit ihren vielen kleinen Teichen und einer weithin zu beiden Seiten sich erstreckenden Sumpfniederung sich öffnete, wo er in der Entfernung einer halben Stunde den abgestumpften, blendend weiß angestrichenen Thurmkegel von Kaltenborn leuchten sah. Der schrille Ruf der Wasservögel ließ sich hier und da hören, das Auge des Försters folgte dem Kibitz auf seiner geraden pfeilschnell verfolgten Bahn oder hob sich zu einer Möve, die mit ihren spitzigen Flügeln durch den blauen Himmel Kreise beschrieb, aber in diesem Auge blitzte heute keine Jagdlust, sondern es war gedankenvoll. Erst als er die Sumpfstrecke hinter sich hatte und nun im raschen Uebergange, wie er in dem ganz eigenthümlichen Charakter jenes Landes liegt, plötzlich durch die üppigsten Fruchtäcker ritt, sammelte er sich wieder und brummte: „Das ist Alles dummes Zeug! Ist einmal so, und wenn's nicht Gottes Wille ist, wird's auch nicht anders werden. Muß daher wohl so am besten seyn!“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Des Rheders Tochter.

(Fortsetzung.)

Emmely stand einen Augenblick sprachlos da; der Anblick kam ihr zu plötzlich, zu unerwartet; ein leises Zittern flog durch ihre Glieder — doch Alles dieß war vorübergehend. Mit kindlicher Demuth nahete sie sich dem Vater, legte ihre weichen, schönen Arme um seinen Nacken, und sagte freundlich: „Vater, laß mich noch bei Dir bleiben. Noch wünschte ich nicht, Dein Haus zu verlassen."

O, wäre auch in diesem Augenblick der Vater mild und freundlich gewesen — es hätte sich noch Alles zum Guten wenden können; so aber fuhr der alte Mann wider seine Gewohnheit rauh und hart auf: „Nicht also! Du mußt Dich heut entscheiden. Ich will nicht länger der Hüter einer ungerathenen Tochter seyn; eines Mannes Arm, eines Mannes Auge muß Dich leiten und bewachen."

Emmely zuckte zusammen, sie richtete sich auf und sagte schmerzlich, tief bewegt: „Mein Vater, mein lieber Vater, was that ich —"

„Was Du thatest?" fuhr der Alte auf, ohne der Tochter Rede gänzlich abzuwarten; „glaubst Du, ehrvergessene Dirne, daß Dein Thun und Treiben nicht stadtkundig sey? Hast Du nicht erst heut mit Deinem Buhlen gekoset und gesprochen, zur Stunde da er seinen Lohn von mir in Empfang genommen? Glaubst Du, daß Deine —"

„Halt ein, mein Vater! rief in diesem Augenblick Emmely mit Festigkeit; entweihe nicht Dich und Deine Tochter durch Worte, die unserer unwürdig sind. Ich sehe es und hätte es bereits wissen sollen, daß mein Geheimniß längst kein Geheimniß mehr ist, und so will ich denn vor meinem Vater kein Geheimniß mehr haben, ich will ihm wie meinem liebsten, meinem besten Freunde, die innersten Gedanken meines Herzens kund thun, will reden, was ich bisher gedacht — und künftighin zu thun gedenke. — Ja, mein Vater, ich liebe, ich liebe mit der tiefsten Tiefe meines Herzens den Mathias. Nicht wende Dich von mir. Unbemerkt, wie ein süßes Gift, schlich sich dieß Glück bei mir ein — und als ich dasselbe endlich in seiner ganzen Größe erkannt und ermessen hatte — da habe ich gerungen und gekämpft und wollte mit aller Gewalt diese Liebe aus meiner Brust reißen. Es war zu spät. — Der Stachel ritzte sich immer tiefer ein — ich konnte nicht mehr zurück. Ich fühlte, ich sah es — diese Liebe mußte mein Himmel oder meine Hölle werden. — Ich weiß was der Mathias ist — und wenn auch Du selbst und unsere Vorfahren einst niedrig Geborene und arm waren — so ist doch dieß jetzt vorbei — vergessen — wir sind reich. Und wenn Mathias auch einst als Kapitän ein Schiff führen sollte, so wird er dennoch uns nicht ebenbürtig — nach Deinen Begriffen — und eine Heirath mit ihm wird stets eine Mißheirath bleiben. Und dennoch, dennoch mein Vater, soll nur Mathias dereinst mein Gatte werden, oder sonst Niemand. Ich habe ihn erkannt —, er ist ein Mann im vollsten Sinne des Worts."

Der Vater starrte die Tochter wie sinnverwirrt an — endlich lachte er gellend auf und rief: „Ho! ha! lebten wir noch in der alten Zeit, ich würde meinen, der Bursch oder die alte Hexe, seine Mutter, habe Dir einen Liebestrank beigebracht, so aber weiß ich, daß nur meine unzeitige Schwäche und Nachsicht Dir den Kopf verwirrt hat und somit sage ich Dir noch ein Mal: Du nimmst noch heute den Antrag des erwähnten jungen Mannes an — oder Dich trifft mein Fluch — Du bist fürder meine Tochter nicht mehr."

Emmely erbebte, Thränen traten in ihre Augen; schluchzend fiel sie dem Vater zu Füßen und rief, flehend die Hände emporstreckend: „Mein Vater, verlanget das Unmögliche nicht von mir. Ich kann nun und nimmermehr einem Andern zu eigen seyn. Fluchet mir nicht!"

Der Vater blieb hart: kalt und eisern sprach er: „Ich will dem Skandal ein Ende gemacht wissen. Noch heute verlobst Du Dich dem jungen Mann. „Ich kann nicht." „So weide mein Haus. Geh und wirf Dich Deinem Buhlen um den Hals — ich kenne Dich nicht. — Ich habe von heute ab dann keine Tochter mehr."

Emmely stand schweigend, sprachlos da. Leichenblässe überzog sie; dann kniete sie plötzlich dem Vater zu Füßen und sagte tonlos: „So leben Sie wohl, mein Vater. Fluchen Sie mir nicht. Ich kann nicht anders!"

Leise, leise, stand sie auf, küßte noch ein Mal die kalte Hand des starr und ruhig dasitzenden Vaters — und schwankte zur Thür hinaus. Langsam ging sie nach ihrem Zimmer.

Hier angekommen, blieb sie einen Augenblick wie versteinert, von Schmerz durchschüttert stehen — sie betete — dann nahm sie die Schmucksachen, die sie am Halse und auf der Brust trug, ab, und legte sie zu den übrigen Schmucksachen. Sie ging zu ihrer Garderobe, wählte sich wenige einfache Kleider aus, nahm etwas Leibwäsche, band Alles in ein Bündelchen zusammen, nahm dasselbe unter den Arm — und verließ leise und schweigend das Haus. Niemand bemerkte sie; Niemand brachte sie. Sie trat auf die Straße hinaus. Der Wind wehte ihr kalt, schneidend entgegen. Flüchtig eilte sie dahin. Der Abend war längst eingebrochen — es war ganz dunkel auf den Straßen. Unaufhaltsam strebte sie vorwärts. Jetzt hatte sie das Haus erreicht, wo

Digitized by Google

Mathias mit seiner Mutter wohnte. Einen Augenblick stand sie bangend vor demselben; dann aber klopfte sie leise, hastig an. Mathias öffnete. Er erschrack, als er die Klopfende erkannte. Doch Emmely trat hastig ein, ging zum Bett der Mutter und rief flehend, dem Mathias zugleich die Hand reichend: „Nehmt mich als Eure Tochter an.“ — Und nun erzählte sie Alles, was ihr so eben begegnet sey. „Arm, elend, verlassen, verstoßen, komme ich zu Dir — sagte sie — wirst Du der niedern Magd Deine Thür verschließen?“

Der junge Mann nahm, statt aller Antwort, die Geliebte in seine Arme, kniete mit ihr vor dem Bett der Kranken nieder — und sagte: „Mutter, gib uns Deinen Segen; wir wollen treu und redlich mit einander durch das Leben gehen; wir wollen Freud und Leid mitsammen tragen.“

Und Beide haben redlich Wort gehalten.

Die ganze Begebenheit machte natürlich in der Stadt ungemeines Aufsehen. Eine Aussöhnung zwischen Vater und Tochter wurde von verschiedenen Seiten versucht — doch ohne den geringsten Erfolg. Der Vater wollte fortan von der Tochter nichts wissen; sein Herz schien plötzlich versteinert. Er gestattete die eheliche Verbindung der jungen Leute, verbat sich jedoch jede Annäherung — und schärfte seiner ganzen Umgebung ein — nie mehr den Namen seiner Tochter in seiner Gegenwart zu erwähnen, überhaupt die ganze Angelegenheit nur im Entferntesten zu berühren. — Er blieb fortan allein.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Franz Steger, der bekannte Tenorist, wurde am Wiener Hofoperntheater wiederum und lebenslänglich und zwar unter so glänzenden Bedingungen engagirt, wie man sie noch nie (selbst nicht Herrn Ander) gewährt. Man erzählt sich bei dieser Gelegenheit von Steger die folgende Anekdote: Schon vor Ablauf seines Engagements in Wien hatt er geäußert, er werde einen neuen Kontrakt nicht eingehen; dennoch drang man dieserhalb in ihn, weil der Kaiser ihn gern für Wien erhalten zu sehen wünschte. Steger ließ sich demnach herab, folgende Bedingungen zu stellen: erstens, verlange er das Doppelte seiner bisherigen Gage; zweitens, täglich eine Prosceniumsloge zu seiner Disposition: drittens, vier Monate Urlaub im Jahre, und endlich viertens, wünsche er an Stelle des bisherigen kaiserlichen Intendanten Grafen Lanskoronsky einen andern Chef für die Oper. — Als man dem Kaiser diese anspruchslosen Bedingungen unterbreitete, sagte er lächelnd: „Fragen sie doch Herrn Steger, ob er erlaubt, daß Ich am Ruder bleibe.“

Die ersten Versuche mit der Monstrekanone aus Schmiedeisen, deren Anfertigung in allen Etablissements Englands so viel von sich reden machte, sind am 4. d. Monats in Shoburneß angestellt worden, und sollen sehr glänzend ausgefallen seyn. Ein Ausschuß von Artillerie-Offizirern aus Woolwich war bei den Proben zugegen. Es wurden 27 Schüsse mit Vollkugeln und schwerer Ladung gemacht, und es zeigte sich, daß man bei einer Elevation von 18 Graden, und einer Pulverladung von 50 Pfund eine Schußweite von über 15,000 Fuß erlangte. Das ist ein Resultat, das von den bisher gebräuchlichen Kanonen noch nicht erreicht wurde. Dazu kommt, daß die Schüsse mit großer Präzision abgefeuert werden konnten, und daß das riesige Geschütz sich auf seinem neu konstruirten Wagengestelle so leicht wie ein gewöhnlicher 68-Pfünder handhaben läßt.

Charade.

Des Wortes erste Sylbe ist ein Fisch,
Gespeiset auf manch' feinem Fastentisch.
Gebraten ist er ja besonders gut,
Und Einen ganz zu essen, fordert keinen Muth,
Der Sylben zweite — dritte — kennst du schon
Aus Bilderbüchern und sprichst gern davon;
Munt're Thiere sind es, voll Humor und Witz,
Doch zu einer Arbeit sind sie wenig nütz.
Der Sylben letzte steht noch stolz auf manchen Höhen,
Zieren Flüsse, Thäler, Hochland's reizend Seen;
In dem Ganzen aber wirst du finden
Eine Stadt in Bayern, schön gelegen,
Welche Eisenbahnen schon verbinden,
Handelbringend und des Fleißes Segen.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 245:

Mais — Siam.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ferdinand Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 250 Samstag, 18. Oktober 1856.

Der Wende.

(Fortsetzung.)

Das Dorf war erreicht, an seiner Bauart erkannte man gleich, daß es von Wenden bevölkert war, so deutsch auch sein Name, der nur wörtlich übersetzt, klang. Alle Häuser waren von zusammen gefügten Holzstämmen, wie Blockhäuser, gebaut, ganz so, wie es die Stammverwandten im östlichen Europa auch thun; kein Lehm, kein Stein, kein Fachwerk in den Wänden, die Dächer von Schilfrohr, das unerschöpflich draußen in den Sümpfen und Teichen geschnitten werden konnte. Auf einem erhöhten Platze am jenseitigen Ende des Dorfes lag das Herrenhaus, ein stattliches, wenn auch ziemlich geschmackloses Gebäude, mit zwei Stockwerken, von weitläufigen Obst- und Gemüsegärten umgeben; eine niedrige Mauer umfaßte den ganzen Schloßbezirk und war auf zwei entgegen gesetzten Seiten von hoch aufgemauerten Thoren durchbrochen, deren jedes das in Sandstein gehauene, vor Moos kaum noch erkennbare Wappen der adeligen Familie trug, welche seit undenklichen Zeiten — Urkunden waren gar nicht mehr über die Erwerbung vorhanden — im Besitz dieses Rittergutes war.

Vor dem Thore, welchem sich der Förster näherte, stand eine Frau von ziemlich hohem Wuchse, noch mehr erhöht durch einen gewaltigen Kopfputz, zu welchem ihr Haar mit Bändern und Puffen künstlich aufgebaut war. Sie trug ein schimmerndes, hellblaues Kleid von schwerem Seidenstoff, mit einem kurzen Ueberwurf, der sich auf den ebenfalls künstlich ausgebauten Hüften wiegte.

„Donner!" sagte der Förster für sich in staunender Verwunderung solcher Pracht.

„Guten Tag, mein lieber Madra! Was bringt Er?" rief ihm die Dame entgegen. „Gut, daß Er noch kommt — ich war eben im Begriff, auszufahren, und hatte nur eben noch ein Körbchen Kirschen pflücken lassen, um sie mitzunehmen, weil solche Herzkirschen selbst nicht in den churfürstlichen Gärten zu finden sind," sie zeigte auf die köstlichen Früchte, welche sie in einem zierlich geflochtenen, mit Weinblättern ausgelegten Handkörbchen am Arme trug, „und da ich Ihn kommen sah, trat ich vor das Thor. War vielleicht ein Brief von meinem guten Neveu auf der Post?"

Der Förster war abgestiegen, wie es sich gehörte, und zog schon den Brief aus der Tasche. — „Gnädigste Frau," sagte er, „ich wollte ihn durch einen Jungen herschicken, da ich wußte, daß Sie heute Mittwoch um diese Zeit doch nicht mehr zu Hause sind, so war's aber noch gut, daß ich gleich selber her ritt."

„Ja, mein guter Mudra, es hat sich heute verspätet, durch allerlei Zufälle, und ich werde auch in Strafe genommen werden nach den Statuten unserer Schwesterschaft. Aber der Brief meines Neveus macht Alles gut." Sie hielt ihn noch unerröffnet in der Hand. — Sonst nichts Neues? Wie war der Markt?"

„Schlecht, Ihr' Gnaden. Lumpiges Vieh und sündhafte Preise. Der neue Herr fuhr durch, will sagen, wenn Alles so kommt, wie er sich's denkt, kann aber auch anders kommen."

„Wie?" fragte die Dame neugierig. „Der junge Graf Hernowitz? Hat Er ihn gesehen? Er soll sehr krank gewesen seyn?"

„Das sah man ihm nicht an, er war roth im Gesicht, wie ein Stieglitz."

„Pfui, welcher Vergleich! Hat Ihn der Graf bemerkt, Ihm vielleicht einen Auftrag für mich gegeben?"

„Nein, Ihr' Gnaden. Er bekümmerte sich nur um den welschen — Singemeister," das letzte Wort verschluckte der ehrliche Förster halb, der selbst darüber erschrack. „Ich meine den Tartini, Ihr' Gnaden, der hatte ihn erwartet, mußte sich auf seinen Wagen setzen, und fuhr mit ihm ab, wie der Leibhaftige mit einer armen Seele."

„Mudra, mit Ihm ist gar nicht zu reden," sagte die Dame, indem sie den Kopf verletzt zurückwarf, daß eine gefährliche Erschütterung durch den ganzen künstlichen Thurmbau ihres Haarputzes ging.

„Ich bitte um Verzeihung —" erwiderte der Förster. — „Kann ich vielleicht erfahren, ob mein

Digitized by Google

gnädiger Herr in diesem Briefe sich bestimmt anmeldet? — Ich habe meine Ursachen."

„Ach, wegen des Empfanges! Ja wohl das wird Seine Sache seyn. Führ' Er das Pferd in den Stall, ich werde den Brief unterdessen lesen und Ihm dann Bescheid geben."

„Könnten Sie mich nicht gleich hier abfertigen?" fragte der Förster, „zu Hause warten sie auf mich. Wenn Sie die Gnade hätten, den Brief meines gnädigen Herrn eben zu lesen —"

Das ging nicht, aber die Dame hatte keine Lust, die Ursache zu gestehen. „Er nimmt sich viel heraus!" sagte sie stolz. „Es ist hohe Zeit, daß mein Neveu wieder kommt, um auch Ihn in seine Schranken zurück zu weisen —"

„Nun, nun!" brummte Mudra, als sie fortgerauscht war. Er folgte ihr langsam, seinen Fuchs am Zügel. Sie ging über den Hof und verschwand in der Thüre des Schlosses, wie das Herrenhaus, obgleich es sich nur durch ein ungewöhnlich hohes Ziegeldach mit vielen Dachfenstern vor andern zweistöckigen Gebäuden auszeichnete, nach Landessitte genannt wurde. Mudra zog sein Pferd nicht in den Stall, sondern blieb mit ihm vor der Thüre stehen, um den versprochenen Bescheid zu erwarten.

„Von Wolfgang?" rief der Dame, als sie mit dem Briefe in das Zimmer trat, eine lebhafte Stimme entgegen. Es war ihre Nichte, von der wir schon wissen, daß sich ihretwegen zwei gute Freunde entzweit hatten, und wahrlich, wer das liebreizende, schlanke Mädchen mit dem edlen, griechischen Profil und den herrlichen mit dunkelblauen Augen sah, konnte die Ursache wohl begreifen.

„Ja wohl, Toinon, von Wolfgang," bestätigte die Tante, indem sie in einem Fache des mächtigen Schrankes suchte, der zwischen den Fenstern an dem breiten Pfeiler stand. „Wir wollen gleich hören — aber wo ist nur — ich begreife doch nicht — wo habe ich nur —"

„Deine Brille, Tante Lolo? Ach verzeih' — die habe ich zerbrochen —"

„Zerbrochen? Unglückskind! Meine Brille?

„Ja, gute Tante, sey nicht böse. Sie lag so lockend da mit den funkelnden Gläsern, die Dir so gut stehen, ich wollte auch einmal sehen, wie ich mich im Spiegel damit ausnähme — aber der Bügel war für meine schwache Nase zu weit — et voilà!" Sie nahm unter ihrem Taschentuche die zertrümmerte Brille hervor und bat die Tante noch einmal um Verzeihung.

„Was soll ich aber nun anfangen? Ich kann keine Masche mehr stricken, keinen Buchstaben mehr lesen!" sagte die Tante kleinlaut. Das war ja eben der Grund gewesen, warum sie des Försters Ansinnen wegen des Briefes so schnöde zurückgewiesen hatte: ohne Brille ging das nicht und sie wollte es nimmer gestehen.

„Ich lese Dir den Brief vor; bei Eurer Spinnstube strickt Ihr nicht, und ich schicke gleich einen reitenden Boten zum Hofmechanikus, wo Du die Brille gekauft hast, übermorgen kann er wieder hier seyn —"

„Du bist ein gottloses Kind," seufzte die Tante. „Brich nur den Brief auf und lies."

„Meine geliebte Antonie!" — Der Brief ist ja an mich, Tante Kalm!"

„An Dich! Das finde ich sonderbar. Gewiß hat er noch eine Ueberschrift, an mich gerichtet —"

„Kein Wort! Nächsten Sonntag hoffe ich Dich nach langer Trennung wieder zu umarmen, meine Reisepläne haben sich geändert, Verhältnisse sind eingetreten, die meine Rückkehr in die Heimath gebieterisch fordern, das klingt ja ganz geheimnißvoll —"

„Lies, lies, Kind!" sagte die Tante, während Antoniens Augen den Inhalt überflogen.

„Tante Kalm!" rief sie plötzlich ganz betroffen und ließ das Blatt sinken.

„Nun? Doch kein Unglück? Ich bitte Dich, martere mich nicht länger!"

„Er — bringt ein junges Mädchen mit!"

Die Tante richtete ihre Augen starr und sprachlos auf Antonien. — „Eine Braut?—" stammelte sie dann.

„Darüber schreibt er nichts. Die heiligste Verpflichtung mache es nothwendig, einem verfolgten Wesen die sichere Freistatt auf Kaltenborn zu gewähren. Alle Erklärungen will er mündlich geben, doch bittet er mich, um meiner Liebe willen zu ihm, den Gast freundlich zu empfangen —"

„Und von mir kein Wort?" rief die Tante entrüstet. „Bin ich denn hier eine Null? Denkt er, nachdem ich ihm sein Hauswesen zum größten Schaden meiner eigenen Angelegenheiten jahrelang mit Ehre geführt, daß ich beide Augen zudrücken soll, wenn er das Dekorum auf solche Weise mit Füßen tritt, zum Skandal der ganzen Gegend mit einem Liebchen einzieht?"

(Fortsetzung folgt.)

Des Rheders Tochter.

(Schluß.)

Und Emmely? Sie hüllte ihre feinen Glieder in einfache Gewänder, ihrem jetzigen Stande gemäß; sie unterzog sich willig jeder Arbeit, die dem jetzigen Verhältniß nach, ihr oblag. Bald waren die feinen, zarten Hände von der Arbeit rauh

Digitized by Google

geworden; doch nie und nimmermehr entschlüpfte ihr ein Wort der Klage. Sie wurde eine redliche, gute, kluge Hausfrau im strengsten Sinne des Wortes; und ein loser Mund nach dem andern — der sie und ihr Verhalten mit dem Koth der Gemeinheit überwerfen wollte, verstummte. So gingen die Jahre dahin. Mathias hatte sich unablässig bemüht, sein Wissen und seine Lage zu verbessern. Er war erster Steuermann auf einem anderen Schiffe geworden; denn die Johanna hatte er natürlich sofort seit jenen Tagen verlassen — bis er endlich sein eigen Schiff unter seinen Füßen hatte. Nie ermüdete er, seiner Gattin das Leben auf jede mögliche Weise zu erleichtern und angenehm zu machen. Von keiner Reise kehrte er heim, daß er nicht seltene Blumen, Muscheln oder Vögel mitgebracht hätte, mit denen Emmely ihre kleines Zimmer zu schmücken wußte. Es sah nicht kostbar, aber recht wohnlich bei dem Kapitän aus; und Emmely hätte ungestört glücklich seyn können, wenn nicht die verlorne Liebe ihres Vaters gleich einem Wurm in ihrem Innern genagt hätte. Der alte Mann blieb unversöhnlich. Sein Haar bleichte vor der Zeit — aber sein Herz blieb hart.

Nie durfte der Name seiner Tochter erwähnt werden — und mit seinen besten Freunden brach er jeden Umgang, jede Verbindung ab, wenn dieselben sich beikommen ließen, ein Wort zu Gunsten der Tochter laut werden zu lassen. — Vater und Tochter waren für ewig geschieden. Unerwartet vernahm Emmely eines Tages, ihr Vater sey gefährlich erkrankt, er sey dem Tode nahe. Bei dieser Nachricht schwieg jede Rücksicht in ihr; jedes harte Wort, jede Kränkung, die sie vom Vater erfahren, war vergessen; es hielt sie nichts: zum ersten Male seit ihrem Fliehen aus dem Vaterhause, betrat sie dasselbe wieder — scheu, flüchtig — eine ängstlichliebende, tiefbekümmerte Tochter. Und sie schritt hinauf die wohlbekannte Treppe bis zum Schlafgemach des Vaters, sie lauschte an der Thür. Sie hörte die schweren Athemzüge des Erkrankten.

Der Arzt kam. Er sah die Tochter, er sah ihren Schmerz — und doch zugleich auch ihr Bangen, ihre Zaghaftigkeit, das Zimmer des Vaters zu betreten. Der Arzt nahm sie freundlich, liebevoll bei der Hand — er war ja ein alter Freund des Hauses, ein wahrer Freund der jetzt so unglücklichen Tochter; er bat sie, sich ein wenig zu gedulden, er wolle den Kranken auf ihr Erscheinen vorbereiten. Er hoffe das Beste. Emmely blieb leise schluchzend auf dem Flur zurück. Und der Arzt ging hinein; er ließ die Thür ein Wenig auf. Emmely vernahm alle Worte. Er sprach zu dem Kranken, wie ein Arzt zu einem Kranken sprechen muß, dessen Leib er nicht allein zu retten gekommen; er leitete unbemerkt hin zu dem Verhältniß mit seiner Tochter; er bat, er verlangte eine Aussöhnung mit derselben; er sagte, daß dieselbe vor der Thür seines Winkes harre, — und um den Segen des Vaters flehe. Doch kaum hatte der Arzt den Namen seiner Tochter genannt, so richtete der Kranke sich auf — und mit der letzten Lebensanstrengung, die ihm noch verliehen, schleuderte er Flüche und Verwünschungen auf die Tochter. Emmely vernahm jedes der Worte. Ihre Brust zog sich krampfhaft zusammen, unaufhörlich rannen ihre Thränen, dennoch faltete sie die Hände, fiel auf ihre Knie — und betete für den Vater. Doch der, der wurde immer wilder, immer heftiger, je mehr der Arzt ihn ermahnte, an sein Seelenheil zu denken, er wies ihn zurück von seinem Lager, er griff zur Klingel, um den Diener herbeizurufen, der die Tochter von der Thür seiner Schwelle entfernen sollte — er schrie — er wüthete — dann wurde er plötzliche still — seine Augen wurden starr, gläsern — er ächzte noch einmal — sank zurück und war verschieden.

In diesem Augenblick riß Emmely die Thür des Zimmers auf — und stürzte zu dem Bett des Vaters. Sie erfaßte seine Hand, bedeckte sie mit Küssen — und weinte bitterlich.

Mit sanfter Gewalt führte der Arzt sie von hinnen, er brachte sie nach ihrer Wohnung zurück.

Nach drei Tagen wurde der Vater begraben. Das Gericht nahm sich der Hinterlassenschaft an. Ein Testament fand sich vor. Es wurde geöffnet. Emmely ward enterbt. Das ganze Vermögen war einer milden Stiftung vermacht — und zum Aufbau und zur Errichtung einer Krankenanstalt bestimmt. Emmely blieb arm, wie sie vordem gewesen.

Und wieder gingen die Jahre dahin. Das Krankenhaus war bereits aufgebaut — und der Name des Stifters prangte in goldenen Buchstaben oberhalb der Thür des Hauses. Die Mutter des Mathias war gestorben, der Kapitän auf weiter Reise, einsam, einsam schaltete Emmely in ihren Räumen. Sie war noch immer eine schöne Frau zu nennen — und jetzt war Niemand, der sie nicht unwillkürlich, wenn er sie schalten und walten sah — und ihres Geschickes gedachte, hätte achten müssen. Mochte des Vaters Name auch in goldenen Buchstaben prangen — und überall erwähnt und in den Zeitungen gelobt werden, als eines wohlthätigen Mannes, wirkliche Liebe und Achtung hatte sich von ihm der Tochter zugewendet.

Wie rührig, wie ächt weiblich schaltete dieselbe in ihrem Hause. Nun brachte ein bestrembetes Schiff die Nachricht heim: ihr Gatte der Kapitän wäre bereits auf der Heimfahrt begriffen — und würde in wenigen Wochen, vielleicht in wenigen Tagen in seiner Heimath vor Anker gehen. Wie freudig blitzten bei dieser Nachricht der Gattin Augen. Em-

Digitized by Google

mely liebte ihren Mathias noch immer, wie sie ihn gelieht in den ersten Tagen ihrer Liebe. Täglich eilt sie dem Strande zu, steigt weit hinaus auf die Düne — und lugt in das Meer hinaus, ob kein günstiger Wind die Segel zur Heimfahrt schwelle. Und jetzt, jetzt am fernen, fernen Horizont wird ein Segel sichbar. Das muß die Brigg ihres Gatten seyn.

Ein Seemanns Weib erkennt ihres Mannes Schiff unter tausenden heraus. Gewiß, das ist die Brigg; schon wird sie vom Lootsenwächter signalisirt. Jetzt naht sie mehr und mehr; hell, klar flattern die Segel in der Luft. — Allmächtiger Himmel; was ist das? Eine schwarze Trauerflagge weht von Bugspriet herab. Das Schiff hat Trauer, ein Todter ist an Bord. Emmely wankt, sie schreit auf; dann aber eilt sie in ein Boot hinaus in das Meer dem Schiffe entgegen. Jetzt ist sie nahe — jetzt wird ihr Ruf vernommen. — Die Antwort wird — der Kapitän ist gestorben. Eine herabfallende Raa hat ihn vor drei Tagen beim Sturm erschlagen.

Mit allen Ehren, die dem Seemann gebühren, wurde er begraben.

Emmely blieb allein. Ihr Lebensglück war hin. Sie hat sich nie wieder verheirathet, so viel der Anträge, ja selbst höchst glänzende ihr auch wurden.

Noch lebt Emmely. Ist ihr Leben ein glückliches gewesen? Der Dichter singt:

„Hast Du nur Dich allein,
Fällst Du der Pein zum Raube
Kehrt Liebe bei Dir ein,
Kehrt Hoffnung Dir und Glaube."

Und somit Gott befohlen. —

Mannigfaltigkeiten.

Die „Deutsche Reichszeitung" erzählt: „Ein ergötzlicher Fall wird von Hamburg berichtet. Dort zog am 6. Oktober eine gewaltige Heerde Ochsen aus Holstein durch, nach Mecklenburg zu, kam aber wenige Tage darauf wieder desselben Weges zurück. In Mecklenburg war nämlich seit einer Woche die Einfuhr holsteinischen Rindviehs verboten worden, weil man es im Verdachte der Lungenseuche hat. Die Händler wurden demnach mit ihrer Heerde an der Gränze zurückgewiesen. Das Ergötzlichste kommt aber noch; denn seit sie Holstein verlassen hatten, war dort inzwischen auch der Eingang von Vieh aus Mecklenburg untersagt worden, weil Mecklenburg im Verdachte der dort ausgebrochenen Rindviehseuche steht. So ziehen nun diese Ochsen als völlig heimathlose Vagabunden melancholisch auf der Chaussee hin und her und können nicht rückwärts, nicht vorwärts."

An Bord „Isaak Newton," eines großen amerikanischen Dampfers, ist ein neuer Versuch mit einem wahrhaften Yankee-Instrument gemacht worden. Es nennt sich Calliope und besteht aus einer riesigen Hirtenflöte aus Eisen, deren Klappen durch die arbeitende Dampfkraft bewegt werden. Maschinen von 400 Pferdekraft beleben mit ihrem überschüssigen Athem dieses sanfte Tonwerkzeug, das außer anderen lieblichen Melodien auch das Finale aus Lucia haucht. Auf Entfernung einer Meile hat besagte Seeflöte die Einwohner von New-York so eingeschüchtert, daß sie eine Adresse an das Gouvernement gerichtet haben, mit der Bitte, dem Kapitän des Newton zu verbieten, seine Calliope in einer geringeren Entfernung als vier Meilen ertönen zu lassen.

Die Inschriften auf dem Königs-Monument in Lindau lauten: Auf dem ersten Feld: „Maximilian II., König von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Bayern, Franken und Schwaben." Auf dem zweiten Felde: „Dem Förderer des Verkehrs, Erbauer dieses Hafens und Vollender der durch Ludwig I. begonnenen Süd-Nordbahn." Auf dem dritten: „Die dadurch verbundenen Städte." Ein Kranz der Städte, 20 an der Zahl, welche zu diesem Denkmale Beiträge geleistet haben, umgibt diese Schrift. Im vierten Felde: „In dankbarer Anerkennung der Segnungen dieser Schöpfung."

Ein Gesandter an einem fürstlichen Hofe stritt sich mit einem Gelehrten über den Unterschied zwischen den beiden Wörtern senden und schicken, behauptend: beide Wörter seyen gleichbedeutend. Der Gelehrte verneinte dieses, und als der Erstere sich durch keine Gründe überführen lassen wollte, sondern ein Beispiel forderte, antwortete Letzterer ganz lakonisch: „Mein Herr, Sie sind ein Gesandter, aber ganz gewiß kein geschickter."

In England erhängte sich ein Henker. Das Todtengericht erklärte: Dieß sey kein Selbstmord. Der Mann sey in seinem Berufe gestorben.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 251 Montag, 20. Oktober 1856.

Der Wende.

(Fortsetzung.)

„Aber Tante Lolo! — Du läßt mich ja gar nicht ausreden. Höre doch nur, was er schreibt: Unserer guten Tante küsse ich ehrerbietig die Hand, ihr Herz wird mich verstehen, das Unglück findet ja stets in ihr eine milde Helferin, so darf ich meinen Gast ihrer Güte nicht erst empfehlen —"

„So, so! Nun, der Herzenswolf kennt mich — er soll sich auch nicht in mir täuschen. Du thust ihm bitteres Unrecht, Toinon, wenn Du glaubst, daß er etwas Unwürdiges dabei begehen könnte. Er ist ein chevaleresker Charakter, ganz wie die alten Ritter, von denen man liest. Das arme Kind — gewiß eine verfolgte Unschuld, deren er sich edelmüthig annimmt — von Stande natürlich, denn er wird uns doch nicht in Verlegenheit setzen wollen. Aber, Kind, was machen wir nur mit dem Empfange? Ich hatte mir's so schön gedacht, auf der Gränze einen Triumphbogen von Reisig und den alten Mudra mit seinen Jägerburschen, die ihm mit Hörnern vorblasen sollten bis zum Schlosse, hier eine hübsche Attrape von geputzten Mädchen oder dergleichen, und wenn's Abend ist, Illumination: können wir das jetzt? Wenn er mit einer jungen Dame ankommt und wir bereiten ihm solche Festlichkeiten, müssen die Leute nicht denken, daß er ein Bräutchen heimführt? Was lachst Du, gottloses Kind?"

„Tante, Du machst Dir unnütze Sorgen und wirst heute in großartige Strafe bei Deiner Spinnstube genommen werden — denn ich glaube, Du kommst zwei Stunden zu spät."

„Daran ist der abscheuliche Mudra schuld," erwiderte die Tante verdrießlich. „Gewiß hat er den Brief schon ein Paar Stunden in der Tasche gehabt, ehe er sich bei seinem Phlegma entschließen konnte, seine gemeine Gesellschaft im Rathskeller zu verlassen."

„Auch eine Art Spinnstube, Tante Lolo!" versetzte Antonie lächelnd.

„Toinon," sagte die Tante feierlich, „Du sprichst über unsere Schwesterschaft immer in einem gewissen moquanten Tone, der sich durchaus nicht schickt, um so weniger, da Du nicht in das Wesen derselben eingeweiht bist — und seyn kannst. Wenn Du Frau Gräfin von Hernowitz seyn wirst, dann hoffe ich Dich als Mitglied in Vorschlag zu bringen und Dir die Weihe ertheilen zu sehen."

„Ich bitte Dich ein- und für allemal, mich zu verschonen!" erwiderte Antonie ernst werdend.

„Närrchen!" sagte die Tante und schlug sie sanft mit dem Handschuh. „Mir gegenüber brauchst Du Dich nicht zu zieren, ich weiß doch, wie Alles steht. Aber Du hast Recht, ich werde heute von dem Kapitel in schwere Strafe genommen werden und der Wagen ist längst vorgefahren. Arrangire denn, was Du für passend hältst, der alte Mudra steht, wie ich sehe, noch ganz phlegmatisch vor der Thüre und wartet auf Bescheid. Fertige ihn ab, sage ihm, was er zum Sonntage thun oder lassen soll, ganz nach Deinem Geschmack. Und, böses Kind, vergiß meine Brille nicht, ich bin ohne sie wie verrathen und verkauft."

So nahm sie mit einem zärtlichen Kuß Abschied, indem sie auf die Gefahr hin, ihre Nichte abermals zu erzürnen, derselben in das Ohr flüsterte: „Er ist angekommen, in den nächsten Tagen, vielleicht morgen schon, kannst Du ihn erwarten." Dann eilte sie, sich in den bereitstehenden, sehr altfränkischen Wagen zu werfen, der sie nach dem andern, bereits erwähnten Gränzstädtchen der Hernowitzer Herrschaft bringen sollte, wo neben den allgemeinen Reunions des Landadels dessen Damen — aber nur die verheiratheten oder verheirathet gewesenen — in einem Geheimbunde, welchen sie ganz harmlos die Spinnstube genannt, jeden Mittwoch ihre mysteriös geweihten Zusammenkünfte hielten. Wir dürfen als Unberufene Frau von Kalm dahin nicht folgen.

Viertes Kapitel.

Der letzte Tag der Woche war im Scheiden, die Sonne sank eben im rothglühenden Westen unter den Horizont, von dem noch hell beleuchteten Thurme

Digitized by Google

ertönte das Abendläuten, und alle Arbeiter auf den Feldern entblößten die Häupter demüthig zum Gebet.

Auch zu einem offenen Wagen, der flüchtig zwischen den Fruchthalmen daher gerollt kam, drangen die feierlichen Klänge und unterbrachen ein lebhaftes Zwischengespräch. Der junge Mann, welcher zur Linken saß, zog, wie die Bauern, an denen er vorüber fuhr, den Hut und neigte sich, ohne den Seitenblick zu beachten, der ihm von der Dame, seiner Nachbarin, ein wenig befremdet zu Theil wurde.

„Es ist die Sitte auf dem Lande," sagte er dann gewissermaßen entschuldigend, „eine fromme und schöne Sitte jedenfalls, spotten wir darüber nicht."

„Kommt es Dir vom Herzen, daß Du sie theilest?" fragte die Dame.

„In diesem Augenblicke ganz gewiß," war die Antwort.

„Ich gebe auf solche augenblickliche Anwandlungen nicht viel," sagte die Dame, „und auch bei Deinen Bauern ist es wohl nur ein mechanisches Geschäft, wie ein anderes."

„Sage das nicht!" rief der junge Mann lebhaft. „Dieß einfache Volk hat noch seinen guten und frommen Glauben, der es in seinem nicht beneidenswerthen Loose aufrecht erhält."

„Darum ist es zu bereuen," erwiderte die Dame. „Aber die ernste Wendung, welche unser Gespräch unerwartet genommen, paßt gar nicht in unsere momentane Lage, Wolfgang. Lassen wir sie lieber, ehe es zu spät wird, von allen Seiten in's Auge und wappnen uns gegen einen schmählichen Ausfall. Wir dürfen uns also nicht mehr Du nennen."

„Nein, Fräulein Ferdinande. Ich werde mich sicher nicht versprechen. Du siehst aber Klippen, wo keine sind. Meine Tante ist eine gutmüthige, nicht eben scharfsichtige Frau, welche durch einige Aufmerksamkeiten völlig zu gewinnen und zu verblenden ist, meine Schwester ein junges, mit der Welt ganz unbekanntes Mädchen, der es nicht im Bereiche der Möglichkeit liegt, Verhältnisse, wie das Deinige, sich auch nur zu denken."

„Ich bereue es doch, daß ich Deiner abenteuerlichen Idee nachgegeben habe, ich sehe darin keinen rechten Ausgang."

„Vor der Hand bist Du geborgen, was kann der Mensch überhaupt mehr verlangen, als den Augenblick? Die Zukunft muß er dem Schicksal überlassen, wenn er auch, was an ihm ist, sie vorbereiten hilft."

Die junge Dame schüttelte den Kopf und zog mit einer etwas heftigen Bewegung das Tuch über ihre Schultern zusammen. Auf einem Fußsteige, der sich dem Fahrwege in vielen Krümmungen näherte, wurde eben ein Reiter sichtbar, welcher in rascher Gangart daher sprengte.

„Wer mag das seyn?" äußerte Kaltenborn — wir wissen schon, daß er es war, welcher hier, um einen Tag früher, als er sich angemeldet hatte, mit seinem verkündeten Gaste heimkehrte.

„Er reitet, wie ein Verfolger," sagte die Dame, welche er Ferdinande genannt hatte. „Sieh nur, wie er wieder rückwärts schaut, gleichsam, als wären ihm Feinde auf der Ferse."

Der Reiter bemerkte jetzt den Wagen und da er nicht zu wissen schien, daß der Fußpfad auf einem weiteren Umwege in die Fahrstraße münde, bog er davon ab, und kam im gestreckten Laufe quer feldein durch den Roggen gesagt, daß die zersprengten und niedergerittenen Halme wie Wogen um sein Pferd rauschten. Kaltenborn's Kutscher machte seiner Entrüstung durch einen halblauten Fluch Luft.

„Das finde ich stark!" rief Kaltenborn, indem er sich zornig aufrichtete, um den Fremden zu empfangen. „Halt an, Thomas!"

Der Kutscher hielt — wenig Sprünge noch und der Reiter hatte den Wagen erreicht. Er war ein noch junger Mann in einfacher, fast nachlässiger Kleidung; grüßend lüftete er seinen Hut nur ein wenig, während er sein Pferd, einen starken Hengst, so scharf parirte, daß er sich förmlich auf die Hinterfüße setzte.

„Ist das Kaltenborn?" fragte er, nach dem Dorfe zeigend, welches kaum noch fünfhundert Schritte entfernt lag.

„Zu dienen!" erwiderte der Grundherr aufgeregt. „Haben Sie dort zu thun?"

„Nein!" klang die Antwort etwas schroff, und der Reiter wollte sein Pferd wenden.

„Darf ich mich dann unterstehen zu fragen, warum Sie das Kornfeld von Kaltenborn zu Schanden reiten?" hielt ihn der Baron fest.

„Geht es Sie etwas an, mein Herr?" entgegnete der Reiter erstaunt über eine Sprache, die er nicht zu hören gewohnt war.

„Ich sollte es meinen, denn es ist mein Feld, mein Grund und Boden!" rief Kaltenborn.

„Sie sind — ? Ja, das ist eine andere Sache," entgegnete der Fremde überrascht. „Dann habe ich um Pardon zu bitten — oder, wenn Sie mein Excuse nicht annehmen, zu erwarten, was Sie für Satisfaktion verlangen. Ich bin der Hauptmann von Forkenstedt."

Kaltenborn lüftete nun auch seinerseits ein wenig den Hut und sagte: „Es wäre mir wenigstens lieb, zu erfahren, ob Sie in Feindesland zu seyn glauben, daß Sie kein Flurgesetz achten."

„Ich hatte mich verirrt, und war ungewiß, ob dieß Dorf Kaltenborn sey. Ihr Wagen schien sich in anderer Richtung zu entfernen, so ritt ich die wenigen Schritte durch das Getreide, viel Schaden werde ich nicht angerichtet haben, und bitte nochmals um Pardon, Herr Baron."

Digitized by Google

Wer Forkenstedt kannte, hätte ihn mit höchster Verwunderung anblicken müssen! Wie kam er, der nie ein Wort zurücknahm, nie eine Handlung, und wäre sie die übereilteste, selbst das brutalste Unrecht gewesen, entschuldigte, sondern stets mit der Klinge oder der Kugel bereit war, sein Thun zu vertreten: wie kam er zu dieser plötzlichen Sinnesänderung? Kaltenborn kannte ihn aber eben nicht und fand seine Entschuldigung ganz natürlich, auch nahm er sie an und erwiderte darauf ein Paar höfliche Worte.

„Sie wollten aber nicht nach Kaltenborn?" fragte er.

„Mein Ziel war ein anderes," erwiderte Forkenstedt. „Darf ich Sie noch fragen, wohin dieser Weg, den Sie kommen, mich führen wird?"

(Fortsetzung folgt.)

Nordmann.

Geschichtliche Novelle aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts von L. Rein.

Leuchtende Denksäulen stehen auf der Erde. Sie zeugen daselbst von der Geschichte und den Thaten der Menschen. Nicht aber die Menschen brauchen diese Denksäulen errichtet zu haben. Die Natur selbst auch hat sie erbaut auf sicherem Grunde. Und schon Jahrtausende vorher, ehe die Menschen ruhmwürdige Thaten vollbrachten, standen diese Säulen. Mit seinen Zacken und Hörnern streckte dieser oder jener Fels schon längst sich empor, ehe an seinem Fuße ein Sieg erkämpft wurde. Mit seinen Quellen und Bächen rauschte längst schon jener Berg, ehe der Donner des Geschützes seinen Namen in die Halle der Weltgeschichte trug. — Die Säulen also standen, — und die Menschen gruben gleichsam nur ihre Thaten, die Züge ihres Ruhmes oder ihrer Schande hinein. —

Solche Säulen stehen auch bei dem jetzt schwedischen Städtlein Friedrichshall. Einige Felsen hat die Natur dort gebaut, die nun die Menschen zur sichern Bestung bildeten. Und — wer wüßte es nicht? — Hier fiel Karl der Zwölfte, der König der Schweden. — So lange die Geschichte zu den Lebendigen spricht, werden die Lebendigen auch den großen Todten nicht vergessen. So lange diese feste Stadt Friedrichshall steht und ihr Fels, Gesichtz und Waffenbau trägt, wird Stadt und Fels weithin als Grabsäule für den Todten leuchten. — Er fiel, — wahrscheinlich durch Meuchelmord, — in den Laufgräben vor der Festung am 18. Februar 1718.

Aber früher schon, ehe diese Todtenschrift dort sich eingrub, leuchtete Friedrichshall hochragend auf unter den stillen, oft ungesehenen Säulen der Geschichte. — Auch Du, lieber Leser, hast diese Säulen wahrscheinlich nicht gesehen. Auch Du hast nichts gehört von den Namen, die Friedrichshall weit früher schon nannte und bewahrte, ehe Karl der Zwölfte dort fiel. Nicht fürstliche zwar sind's und nicht königliche Namen. Aber würdig doch sind sie, daß auch wir sie nennen und bewahren.

I.

Es war am zehnten August des Jahres 1658. Da ging es in der Eldergans, dem Wirthshause zu Friedrichshall, welche Stadt damals noch zu Norwegen gehörte ziemlich lebendig her.

„Laßt den Krieg Krieg und den Frieden Frieden sein!" rief ein junger Mann, indem er ein Stück von dem flachen, kuchenartigen Brode abbrach und noch einen Krug Bier verlangte. „Wir haben der Noth genug gehabt. Auf, alter Jakob," fuhr er fort und wendete sich an einen bejahrten Fiedler, der still in einer Ecke der Stube saß, „spielt und singt uns Etwas vor!"

„So glaubt Ihr also nicht, was diese Männer sagten?" — fragte der Fiedler. „Nun, die Zeit wird es lehren!" — Damit ergriff er seine Geige und wollte fort.

„Bleibt doch, bleibt, alter Jakob!" redeten Einige ihm zu. „Ihr wißt ja, daß der junge Gyllenborg nicht so bös es meint. Hat er nicht tapfer mit gefochten, als im vorigen Jahre zwei Mal die Schweden vor unserer Stadt lagen? War er da nicht immer bei der Hand und traf man ihn nicht immer an Nordmann's Seite?"

Bei der Nennung dieses Namens zog der alte Fiedler den Hut vom Kopfe und sagte: „Der Himmel segne unsern Nordmann! Ich bin nur ein armer Musikant und habe nichts als meine Geige. Wenn er sie aber haben will, gebe ich sie ihm, — ich gebe ihm auch mein Herzblut."

Der junge, vornehm gekleidete Gyllenborg lachte laut auf und dankte in Nordmann's Namen für dieses Anerbieten. Einer der Gäste aber, der dem Fiedler sich genähert hatte, fuhr besänftigend und zuredend fort: „„also sagt doch, Jakob, wenn Ihr unsern Nordmann so achtet und ehrt, weil er tapfer gegen die Feinde stritt und unserer Stadt und dem Lande große Opfer brachte, wie wollt Ihr dann Herrn Gyllenborg so schnell Etwas übel nehmen, der, so zu sagen, seine rechte Hand war und auf den sa Nordmann so große Stücke hält?"

Der alte Geiger strich seine grauen Haare zurück. Seine Augen wurden lebhaft und über das faltige Gesicht zog sich eine leichte Röthe. Dann richtete er höher seine Gestalt empor und sprach: „Wahrheit, Wahrheit, Ihr Leute! — und das ist wahr," fuhr er fort und wendete sich an den Tisch,

Digitized by Google

wo Gyllenborg und die übrigen Gäste saßen, „tapfer ist Gyllenborg gewesen. An Nordmann's Seite hat er gestanden. Als seine rechte Hand hat er gegolten. In seiner Nähe ist er deßhalb geblieben. Aber warum war er tapfer? Aus welchem Grunde hat er das Alles gethan? — Etwa," sprach er weiter, und höher und feierlicher erhob er seine Stimme, „etwa aus Liebe zur Stadt? Etwa aus Liebe zum Lande? Etwa aus Liebe für unseren König von Dänemark? Etwa aus Liebe für unseren Herrn Nordmann?" —

Und wiederum zog er den Hut, während die Andern schwiegen und Gyllenborg gespannt und verlegen auf ihn hinblickte.

„Nein, Nein," fuhr der Alte fort, "Wahrheit, Wahrheit! Ich will es Euch sagen, Ihr Leute, warum dieß Alles Herr Gyllenborg that. Warum? Er wollte sich einschmeicheln nur in Nordmann's Haus, in Nordmann's Herz, um dadurch die schöne Irma zu gewinnen. Den Großvater wollte er sich geneigt machen durch Muth, durch Eifer, durch Tapferkeit. Das Alles war nur Schein, — die Hauptsache aber und die Wahrheit war nur der Fang nach der schönen Irma, der Fang nach Nordmann's Enkelin."

Abermals nahm er den Hut vom Kopfe. In demselben Augenblicke schleuderte Gyllenborg ein Messer nach dem Greise. Das Messer fuhr in den alten Hut. Der Fiedler ließ es darin stecken und schwenkte seinen Hut hoch empor und rief: „arm oder reich, aber Wahrheit, Wahrheit!"

Da sprang Gyllenborg auf, stürzte hin nach dem Fiedler und faßte ihn an der Brust mit den Worten: „ich weiß, daß Du mich hassest, alter Narr! Was habe ich Dir gethan? Drum hinaus mit Dir aus dem Hause!"

Die Gäste, die das mitunter wohl auch wußten, was der ehrliche, eifernde Fiedler verkündet hatte, waren bis jetzt sämmtlich ruhig geblieben. Nun aber brach ihr Schweigen. Sie standen auf und baten Herrn Gyllenborg, den Alten zu schonen. Dieser aber ergriff den Alten und trug ihn nach der Thüre. Das Messer fiel herab vom Hute und einer der Gäste hob es auf und legte es bei Seite. Der Alte schrie und schwenkte seine Geige. Die Gäste stürzten ihm nach, um ihn zu schützen.

Noch hatte Gyllenborg nur einen Schritt bis zur Thüre. Da öffnete sich dieselbe. Schnell wich er zurück. Er erblaßte und setzte den Fiedler zu Boden. Auch die Gäste wichen zurück, entblößten ihre Häupter und verbeugten sich ehrerbietig nach der Thüre hin.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber den Untergang des Dampfers „Niagara" werden aus Chicago (Nordamerika) vom 25. Sept. folgende Einzelnheiten mitgetheilt: „Der Dampfer verließ Collingwood am 22. Sept., 2 Uhr Nachmittags, mit 150—175 Passagieren, 25 stiegen bei Sheboygan, wo der Dampfer am 24. Septbr. ankam, aus. Als er etwa 2 Stunden von diesem Ort entfernt war, entdeckten die Passagiere mit Entsetzen, wie aus dem Maschinenraume Feuer hervordrang, und in ein paar Minuten stand die ganze Kajüte in Flammen. Die wildeste Verwirrung trat ein. Die Boote wurden herabgelassen und füllten sich rasch mit Menschen; aber alle schlugen um bis auf eins, welches 20 Passagiere enthielt. Eine große Anzahl sprang über Bord und ertrank. Der Dampfer „Traveller" war zehn (englische) Meilen entfernt, als das Feuer entdeckt wurde; er kam aber noch früh genug, um 30 Personen zu retten. Der Dampfer „Illinois" rettete gleichfalls etwa 30 Personen und setzte sie bei Sheboygan ans Land; ein Rettungsboot brachte 20 bei Port Washington in Sicherheit, so daß etwa 50 Menschenleben verloren seyn werden. In der Stadt ist das Gerücht in Umlauf, daß das Feuer das Werk eines Brandstifters war. Gleich nachdem man das Feuer gewahr geworden, explodirte ein Pulverfaß und warf die Flammen nach allen Richtungen hin. Ein Herr Kennedy hat seine Frau und seine Tochter verloren; in Port Washington liegen drei Leichen, sämmtlich Damen. Der „Niagara" hatte eine starke Fracht an Bord, von der indessen kein Pfund gerettet wurde. Der Kapitän und die Schiffsmannschaft retteten sich."

Ein Ehemann schlug manchmal seine Frau sehr, welche sich am Ende gezwungen sah, beim Richter sich Hülfe zu verschaffen. Der Richter ließ den Mann kommen, hielt ihm sein ungebührliches Betragen gegen seine Frau vor und sagte unter Anderem zu ihm: „Aber wenn Sie Ihre Frau nicht leiden können, warum haben Sie denn diese geheirathet?" „Ja," antwortete der Mann, „als ich sie heirathete, da hätte ich sie aus Liebe fressen mögen, aber jetzt reut es mich, daß ich dieses selbigesmal nicht gethan habe."

Auflösung der Charade in Nro. 247:

Leibeigen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 252 Dienstag, 21. Oktober 1856.

Der Wende.

(Fortsetzung.)

Kaltenborn nannte das nächste Dorf und die weiter liegende Stadt, und fügte dann im Sinne angestammter Gastlichkeit eine, freilich nicht dringende Einladung hinzu, da ihn der Zufall doch einmal in die Nähe von Kaltenborn geführt habe, dort einzusprechen. Forkenstedt lehnte sie aber entschieden ab, verneigte sich nun auch vor der jungen schweigenden Dame, welche er schon während seines Wortwechsels mit prüfenden Blicken betrachtet hatte, und ritt dann an dem Wagen vorüber, der von dem unzufriedenen Thomas wieder in Bewegung gesetzt wurde. Es ging über des Kutschers Horizont, daß der junge Herr sich das gewaltsame Verfahren des Fremden so ruhig gefallen ließ.

Auch Ferdinande war unmuthig, ihre Wange dunkel erröthet. — „Dieß freche Anstarren wird nun wohl mein Loos seyn!" sagte sie. „Jeder, der uns begegnet, starrt mich mit einer Unverschämtheit an, daß mir das Blut in den Adern kocht. Kann man denn als Frauenzimmer nichts thun, um das gebührend zurück zu weisen?"

„Sehr wenig, mein Fräulein," erwiderte Kaltenborn lachend. „Ein stolzer verachtender Blick, ein frostig unnahbares Wesen, mehr Waffen stehen Ihnen nicht zu Gebot, Trutzwaffen gar keine. Uebrigens können Sie Sich doch nur geschmeichelt fühlen, daß Ihre Schönheit so viel Aufsehen erregt."

„Wolfgang!" rief die Dame unmuthig.

„Recht so! Das war ganz der Blick, den ich meinte! — Nun Frieden, gnädiges Fräulein, denn wir werden sogleich in meinen Burgbann einfahren und bedürfen der Sammlung, um würdig aufzutreten."

Als der Wagen durch den Wiederhall des Thorweges im Schlosse angekündigt wurde, erschrack Tante Lolo, denn Alles war unter Wasser gesetzt: welcher Unmensch konnte auch Samstags, wo das ganze Haus nach Landessitte vom Boden bis zum Keller gereinigt und geschenert wurde, Besuche machen? Ueberdem hatte die Tante in Erwartung, daß morgen ihr Neffe mit seiner räthselhaften Schutzbefohlenen einziehen werde, heut ganz besondere Anstrengung aller Arbeitskräfte bewirkt, um jeden Winkel im Schlosse spiegelblank zu machen, sie selbst stand auf dem mit Ziegeln gepflasterten Flur, hatte alle Thüren öffnen lassen und dirigirte den Fleiß der Mägde. Antonie hatte sich vor der Sündfluth, wie sie es nannte, hinaus in den Garten und vielleicht weiter noch in das Feld geflüchtet, dabei aber zum großen Verdruß der Tante den Schlüssel ihres Schlafgemachs eingesteckt, das nun auf diese Weise der einzige Raum im Schlosse blieb, der nicht unter Wasser gesetzt werden konnte.

Noch hatte die eifrige Frau sich nicht von dem Schreck erholt, welchen ihr der durch den Thorweg rasselnde Wagen eingejagt, noch sah sie bestürzt auf ihren mehr als bedenklichen Anzug, welcher die nachsichtigsten Begriffe des Häuslichen überstieg, als ein die Vortreppe hinauf stolpernder Knecht sie bis zur Ohnmacht mit der Meldung entsetzte: der gnädige Herr sey angekommen.

„Toinon! Toinon!" rief die Tante, in ihrer Verzweiflung vergessend, daß die rücksichtslose Nichte sie völlig ihrem Schicksale überlassen habe. Sie wollte nun auch Alles im Stich lassen; denn wie sie ging und stand — wir schämen uns fast es zu sagen, mit Wasserstiefeln, die sie sich ganz expreß für Haus- und Feldnäße hatte fertigen lassen — konnte sie doch unmöglich eine fremde Dame empfangen. Aber es war zu spät, kein Entrinnen mehr möglich.

„Tante, wohin?" hörte sie schon die helle Stimme ihres Neffen hinter sich, als sie kaum den Rücken gewendet hatte, um die Treppe nach ihrem eigenen Zimmer hinauf zu eilen.

Da mußte sie umkehren und ihr erster Blick traf die Fremde, welche mit Wolfgang auf der Schwelle des Flures stand. Eine schöne, imposante Gestalt! Etwas breit gewachsen, aber von pompöser Haltung, und sehr hübsch, so viel die Tante ohne ihre, noch immer unersetzte Brille wahrnehmen konnte.

„Entschuldigen Sie Sich nicht, Tante Lolo," sagte Wolfgang, ihr die Hand küssend. „Ich habe

Digitized by Google

vielmehr um Entschuldigung zu bitten, daß ich Sie wie ein Raubritter ohne Absagebrief überfalle, während Sie beschäftigt sind, uns eine trauliche Stätte zu bereiten. Hier stelle ich Ihnen die junge Dame vor, von welcher ich Ihnen schrieb, sie ist unglücklich, das sey meine ganze Empfehlung, welche ihr das mitleidige Herz meiner Tante öffnen wird; wo könnte sie eine bessere Freistatt finden, als an diesem gütevollen Herzen!"

„Mein liebes, armes Kind," sagte die Tante mit feuchtwerdenden Augen, „seyen Sie mir willkommen."

„Ferdinande von Tscharnow," stellte sie Wolfgang nachträglich vor.

„Ich komme nur auf dringende Vorstellung Ihres Neffen," sagte Ferdinande in äußerster Verlegenheit, während ihre Farbe mehrmals hastig wechselte, und eine sichtbare Falte des Unmuths sich zwischen ihre tiefschwarzen Brauen senkte. „Es widerstrebt mir — bei Gott, gnädige Frau! —" hier blickte sie Wolfgang über den kräftigen Ausdruck betroffen an und sie mäßigte ihren Ton — „es widerstrebt mir, Sie zu täuschen, Ihre Güte zu mißbrauchen."

„O mein Himmel, wie wäre das möglich!" unterbrach sie die alte Dame. „Wir werden uns schon näher kennen und lieben lernen! Wenn Sie es nur nicht gleich bei der Entrée so unheimlich fänden — aber ich dachte —"

„Lassen Sie gut seyn, Tante Lolo!" rief Wolfgang. „Wenn der Regenbogen über diesen Wassern strahlen und die Fluth sich verlaufen haben wird, soll Fräulein Ferdinande über die Herrlichkeit des neuen Gewandes staunen, welches Sie über unsere alten Mauern hervorgezaubert haben. Führen Sie uns nur in einem Nachen auf trockenes Land: eine Stätte wird der allgemeinen Ueberschwemmung doch entgangen seyn?"

Trocknes Land! O es gab eine solche Stätte, und Frau von Kalm würde kein Bedenken getragen haben, den Gast, da es eine Dame war, in das einzige trocken gebliebene Zimmer zu führen, aber die Besitzerin desselben schwärmte mit dem Schlüssel in der Tasche in Feld und Flur umher. Was war zu thun? Frau von Kalm faßte, resolut wie sie war, einen schnellen Entschluß. „Ist der Schmied noch auf dem Hofe?" rief sie der nächsten Magd zu. Man hörte seinen Hammerschlag in demselben Momente. — „Rufe den Schmied her!" befahl die Tante.

„Einen Augenblick Geduld!" wandte sie sich dann freundlich an Ferdinanden. „Gleich werden Sie ein allerliebstes Zimmerchen erhalten — o ich sehe es schon, Sie werden es mit Toinon theilen; Ihr Beiden seyd ganz für eine gegenseitige Freundschaft geschaffen."

„Wo ist aber Antonie?" rief Wolfgang, der sich längst mit Ungeduld nach der geliebten Schwester umgeschaut hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Nordmann.

(Fortsetzung.)

2.

Und herein trat ein Greis. Aber sein Schritt war noch kräftig, seine Gestalt noch nicht gebeugt, obgleich der Bart und das Haupthaar schneeweiß glänzten. Auf dem Antlitze lag ein tiefer Ernst, in dem Auge Muth und Feuer, in dem Klange seiner Stimme Milde sowohl als Kraft. Seine Kleidung gehörte zwar der ersten Klasse der Bürger an, war aber einfach. In Schnitt und Form glich sie dem Anzuge Gyllenborgs und bestand hauptsächlich in einem kurzen Rocke mit weiten Aermeln, in langen, bis weit herauf an die engen Beinkleider reichenden, aufgeschlagenen Stiefeln und einem flach aufgekrempten, schwarzgrauen Hute.

„Hier war's ja fast unruhig," sagte er, als er die Gäste begrüßt hatte, „was wolltet Ihr mit dem Alten, lieben Gyllenborg?"

„Der Alte haßt mich," antwortete Jener, „ich habe das oft schon gemerkt."

„Es war nur ein Mißverständniß," fielen einige der Gäste ein. „Die Sache ist beigelegt."

„Das ist auch recht," versetzte der Greis, „und die Jugend soll sich nie an dem Alter vergreifen. Gyllenborg, ich glaube Ihr seyd der Schuldige," fuhr er fort und sah ernst und strafend ihn an. Dann aber wendete er sich freundlicher an den Alten und gab ihm die Hand und sagte: „wir sind Beide schon Grauköpfe. Da müssen wir auch nicht ohne Grund hassen. — Kommt alter Jakob, spielt mir Etwas. Aber kurz, denn ich habe hier Wichtiges zu sagen. Ich glaubte, der Bürger würden noch mehr hier seyn, als ich finde." — Er nahm dabei ein Geldstück aus der Tasche und wollte es dem alten Jakob geben.

Dieser aber schlug das Geld aus, schüttelte indem er seine Geige stimmte, mit dem Kopfe und sagte: „Herr Kaufherr, Peter Nordmann, ich spiele vor Euch umsonst! — Könnte ich mein Herz auf die Geige ziehen, wie eine Saite, da würde ich es thun für Euch!"

„Ich weiß, daß Ihr auf mich haltet," sagte der Kaufherr Peter Nordmann. „Ihr kommt aber nicht mehr zu mir, holt schon lange keine Gabe mehr."

Digitized by Google

„Ich brauche nicht viel mehr," entgegnete der Fiedler. „Mein lieber sechs und neunzigjähriger Vater ist todt," fuhr er fort und warf bei diesem Worte einen stechenden Blick auf Gyllenborg. „Was ich selbst brauche, verdiene ich durch mein Spiel. Aber wenn die schöne Irma wiederkommt, dann werde ich auch wieder kommen."

Jetzt nahm er seine Geige und spielte und sang:

Das Bibelbuch hat Gott gemacht,
Das Bibelbuch ist gut:
Wenn Dänemark und Schweden kämpft:
Da fließt gar vieles Blut."

„Zu Rosklid schloß man Friede zwar,
Doch bricht er schon entzwei,
Den Schweden todt! den Dänen Sieg!
Die Bibel macht uns frei."

„Und wann fertiget Ihr das Lied?" fragte Peter Nordmann, als Jakob ausgesungen hatte.

„Heute Früh, als das Gerücht sich verbreitete, der Schwedenkönig habe wieder Anker geworfen an der Insel Seeland und dort eine Menge Truppen ausgesetzt, um von Neuem auf Kopenhagen loszugehen," antwortete der Fiedler. Gyllenborg glaubt es nicht und will sich drum nicht kümmern," setzte er hinzu. „Die anderen Gäste aber glauben es, ob sie gleich noch keine Gewißheit haben."

„Die haben wir nur;" entgegnete Peter Nordmann. „Vor einer Viertelstunde erhielt ich die Nachricht."

„Also ist es wahr?" riefen die Bürger.

„Es ist wahr," antwortete Jener. „Karl der Zehnte, der König der Schweden, ist plötzlich gelandet und bedroht Kopenhagen. Den Frieden, den er vor einigen Monaten zu Rosklid mit Dänemark schloß, hat er gebrochen. Und nicht die Hauptstadt allein wird bedroht, auch nach unserer Gegend zu rückt der Feind. Wir sollen auf der Hutz seyn, schreibt mir der General Skak. Er wird uns wieder Truppen schicken, so viel als er entbehren kann."

„Schrieb der General selbst?" fragte Gyllenborg.

„Hier ist der Brief" erwiderte Peter Nordmann und zog ein Schreiben hervor. „Er meldete mir, was ich eben mittheilte und fordert mich auf, so unsere Stadt belagert werden sollte, wieder zu thun, was ich im vorigen Jahre that."

„Und das werdet Ihr," sprach feierlich und zuversichtlich der Jakob.

„Mit Gott! das werde ich, das will ich!" wiederholte laut Peter Nordmann mit aufgehobener Rechte. „Und die Einwohner von Friedrichshall werden mich unterstützen."

„Das werden sie," riefen die Bürger. „Was Dänemark betrifft, das gilt ja auch Norwegen. — Der Dänenkönig ist ja auch unser König. Dänemark und Norwegen ist Eins und als ein Land sollen beide Länder sich zeigen, wenn Gefahr droht. Ihr wißt es, Herr Peter Nordmann, so denken wir!"

„Und so müssen wie denken!" versetzte Peter Nordmann. „Ist unser König nicht gütig und gerecht? Hat er uns nicht bei unsern Gesetzen und Freiheiten gelassen? Könnte Norwegen für sich allein bestehen? Kam unsern Vätern und uns nicht Glück und Heil vom dänischen Throne?"

Rasch fiel der alte Jakob nach diesen Worten geigend und singend also ein:

„Es lebe Friedrich der Dritte,
Der König von Dänemark!
Er schlage todt die Schweden,
Ihn mache Christus stark.

Gyllenborg hatte während dessen das Schreiben des Generals durchgelesen. Mißmuthig gab er es jetzt zurück und sagte: „kein Wort, keine Silbe von mir erwähnt der General."

„Wie kann Euch das bekümmern?" entgegnete strafend der Greis Nordmann. „Eure Tapferkeit, Euer Beistand, den Ihr mir im vorigen Jahre bei der zweimaligen Belagerung unsrer Stadt erwiesen habt, ist dem General bewußt. Ich habe ihm davon berichtet."

„Desto schlimmer," antwortete Gyllenborg, „daß kein Dank, keine Aufmunterung, keine Bitte an mich gerichtet wird." —

„Schämt Euch!" versetzte der alte Kaufherr. „Soll das Vaterland seine Söhne erst lange bitten, ihm beizustehen, wenn es in Noth ist? Habt Ihr nicht, was Ihr thatet, für den König und das Land gethan, ohne an Dank und Lohn zu denken?"

„Auch dießmal werde ich es thun wie früher," versicherte Jener kleinlaut und betroffen.

„Das hoffe ich," sagte der Kaufherr freundlicher und reichte ihm die Hand. „Ihr seyd tapfer, sehr tapfer gewesen und Ihr werdet es immer seyn wenn es nöthig ist. Wir möchten bald zu thun bekommen," fuhr er gegen ihn und die Uebrigen fort, „saget dieß den Bürgern und theilt ihnen mit, daß der Krieg zwischen Schweden und Dänemark wirklich von Neuem nun ausgebrochen sey."

Er grüßte dabei und ging. Der alte Jakob öffnete die Thüre. Gyllenborg und die Gäste verbeugten sich. Als er hinaus war, folgte sogleich Jakob ihm nach und zeigte, ihm zu Ehren, in dem Hausflur. Der alte Kaufherr lächelte und dankte ihm freundlich und sagte: „nun, also wenn meine Eukelin Irma zurückkehrt, dann kommt Ihr wieder in mein Haus?"

„Dann komme ich," antwortete der Fiedler.

„So dürfte das bald geschehen," sagte Jener,

Digitized by Google

„denn noch heute schreibe ich nach Karlstadt und bescheide sie hierher."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Fremder war schon geraume Zeit in einem Gasthofe geblieben, ohne an das Bezahlen seiner ziemlich stark angelaufenen Rechnung zu denken; selbst die Mahnungen, welche ihm der Wirth von Zeit zu Zeit zukommen ließ, blieben erfolglos. Da wurde endlich der Letztere böse, trat eines Morgens in das Zimmer und rief: „Nun, wie steht es mit meiner Rechnung?" — „Rechnung?" fragte der Fremde erstaunt. — „Na, Sie wissen schon, was ich meine. Ich habe Sie lange genug mahnen lassen. Ich brauche mein Geld und muß es haben. Sie kommen nicht eher aus meinem Hause, bis Sie mich bei Heller und Pfennig bezahlt haben. Das merken Sie sich!" — Da sprang der Fremde aus dem Bette, eilte an sein Bureau, legte Papier und Feder zurecht und sagte sehr erfreut zum Wirth: „Wollen Sie mir das nicht schriftlich geben, in Form eines Kontraktes? Ich verlange nichts weiter, als bei Ihnen zu bleiben, so lange ich lebe."

[Der musikalische Staat.] Mozart, der König. Händel, das Oberhaupt der Geistlichkeit. Gluck, erster Minister. Mehul, des Ministers erster Sekretär. Haydn, Staats-Kanzler und des Königs geheimer Rath. Beethoven, Generalissimus. Cherubini, Obervorsteher des Schulwesens, der Akademie und Universitäten. Bach, Oberpräsident der Gerichtsbarkeit, in seinem Gefolge die Richter, Advokaten, oder: die Theoretiker. Spontini, General der Artillerie. Spohr, Direktor der königlichen Kammermusik. Paer, Oberaufseher der königlichen Kunst-Sammlung, Maria v. Weber, Intendant der deutschen Oper. Rossini, Hofzuckerbäcker. Wagner, Eisfabrikant. Meyerbeer, Tafeldecker. Lortzing, Mundschenk. Flotow, Kammerherr.

Bekanntlich hat der Herzog von Luynes einen Preis von 10.000 Fr. demjenigen ausgesetzt, welcher durch seine Erfindungen am meisten zur Vervollkommnung der Photographie beiträgt, namentlich eine Fixirungsweise erfindet, durch welche die Abdrücke erweislich auch dauerhaft sind. Die Photographen aller Nationen können an dem Konkurse Theil nehmen. Die Entscheidung ist in die Hand der Direktion der französischen Photographen-Gesellschaft gegeben, deren Mitglied der Herzog ist.

Pater Abraham a Sancta Clara sagte: Das Wort Politikus fängt mit einem p an. Dieser Buchstabe schickt sich in alle Sättel. So man ihn wie gewöhnlich formirt, ist er ein p, da man ihn umschlägt, ein q, dasselbe aufwärts, wird ein d geschaut, dafern man dieses umschlägt, wird ein b, und solcher Gestalt soll ein Politikus geartet seyn, daß er sich in alle Model fein bequemen könne.

Auf der Herrschaft Bocar wurde unlängst ein Pelikan von seltener Größe erlegt. Derselbe maß mit ausgebreiteten Flügeln 9' 3", die Höhe betrug 4' 2", und der Kropf war so ausgedehnt, daß man mit dem Arm hineinfahren konnte. Das seltene Exemplar wird in das Naturalkabinet nach Wien kommen.

Logogryph.

Im Winter nur stell' ich mich ein,
Bei Ein'gen auch zu andern Zeiten,
Dann pflog' ich Krankheit anzudeuten,
Ein unwillkommner Gast zu seyn.
Es stocket dann des Lebens Quelle,
Verdunkelt wird des Auges Strahl.

Nimmst du dem ein'gen Vokal,
Den ich besitze, seine Stelle,
Stellst du ihn vor, nenn' ich alsbald
Dir einen ausgedehnten Wald,
Von Wild belebt, wo das Gebelle
Der Hunde bei der Jagd erschallt.

Ergreift dich die Begier zu jagen,
Siehst du ein Reh und legst alsdann
Die Büchse nach ihm zielend an,
Wird sie den Schuß dir doch versagen,
Dann trenne nur das Haupt von mir,
Es wird, was übrig bleibet, dir
Den Grund von dem Mißlingen sagen.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Fidelle Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 253 Mittwoch, 22. Oktober 1856.

Der Wende.

(Fortsetzung.)

„Gewiß kommt sie gleich von ihrem Spaziergange zurück — o hätten wir nur eine Ahnung gehabt! Es ist recht garstig von Dir, Wolfgang, daß Du uns keinen Boten — nun, Schmied!" rief sie den rußigen Mann an, der mit aufgestreiften Aermeln, den Hammer in der nervigen Faust, die Vortreppe hinauf kam; „Du sollst uns eine Thüre aufbrechen!" Und sie schritt die wasserrieselnde Treppe, den Weg zeigend, voraus: Wolfgang und Ferdinande folgten, einen schnellen Blick wechselnd, und der Schmied kam hinterdrein. Oben wurde ihm die Thüre, welche er öffnen sollte, bezeichnet, er schüttelte den Kopf, griff nach allerlei Werkzeug, das er noch bei sich hatte, erklärte das Schloß nicht aufbrechen zu können, wenn er nicht die ganze Thür ruiniren solle und riß endlich nur die Hespen ab, wodurch er das Werk von der Kehrseite, nämlich von den Angeln aus, geschickt genug besorgte. Wolfgang hatte der Tante einige Vorstellungen über diesen gewaltsamen Einbruch in seiner Schwester Zimmer gemacht, war aber mit der Versicherung geschlagen worden, daß es in diesem Augenblicke das einzige trockene Plätzchen im Schlosse sey, und Toinon, die gleich heimkehren werde, nichts dagegen haben könne, wenn sie die lieben Angekommenen in ihrem Stübchen finde.

Neugierig überflogen Ferdinandens Augen den kleinen Raum, als man durch den geöffneten Thürspalt eingetreten war. Die Eignerin hatte auf keinen fremden Besuch während ihrer Abwesenheit gerechnet, denn es lag hier und da ein Toilettengegenstand, der sonst wohl aufgeräumt worden wäre, auch sah man auf dem Tischchen am Fenster, wo Antonie gewöhnlich arbeitete, neben einem reizend eingesetzten Blumenstrauße und einer Stickerei auch ein halbbeschriebenes Blatt liegen, auf welchem die Feder nur eben hingeworfen schien, als die Schreiberin sich zum Ausgehen entschlossen hatte.

Die Tante sah das Blatt und wollte es, wie sie lächelnd sagte, vor unberufenen Augen, die sich in Mädchengeheimnisse drängen möchten, in Sicherheit bringen: der Wahrheit die Ehre, prickelte es aber ihr selbst in allen Adern, zu lesen, was ihre Nichte hier geschrieben habe; gewiß konnte sie dadurch mehr Einsicht in ihre Herzensstimmung über das wichtigste Verhältniß des Lebens gewinnen, Toinon schrieb so perlenklar und deutlich, daß sie ihre Handschrift auch ohne Brille lesen konnte.

Während Wolfgang noch scherzend Einspruch that, als Frau von Kalm sich des Blattes bemächtigen wollte, und Ferdinande, unbehaglich, wie sie sich fühlte, an das Fenster ging, um einen Blick in den Garten zu thun, wohin dasselbe die Aussicht bot, klang auf einmal hinter den Dreien Antoniens Stimme: „Aber Tante!" Sie hatte von Außen nur gesehen, daß ihre Thüre erbrochen war, und staunte jetzt, als sie auf demselben ungeeigneten Wege eintretend, ihren Bruder erkannte. Mit einem lauten Freudenrufe, ihren Unwillen vergessend, eilte sie ihn zu umarmen, vergaß darüber auch der Tante das bewußte Blatt abzunehmen, welche den Moment bestmöglichst benutzte, und erinnerte sich spät erst der Gegenwart einer Fremden, mit welcher sie nun Wolfgang in ungezwungener Weise bekannt machte. Ferdinande war sehr befangen, verneigte sich auch ziemlich linkisch, als habe sie nie gute Gesellschaft gesehen, und duldete die freundliche Umarmung, mit welcher sie Antonie willkommen hieß, auf eine Weise, als sey es die Berührung der widerwärtigsten Person. Jetzt sah aber die Nichte, wie ihre Tante verstohlen und eifrig in dem Blatte, das sie noch in der Hand hielt, zu lesen versuchte und nahm es ihr bald scherzend, bald böse fort. „Du verzeihst, Tante Lolo," sagte sie, „so ist keine Zeitung."

Dann machte sie die Wirthin in ihrem Zimmer auf die liebenswürdigste Manier, sorgte dafür, daß Ferdinande einen bequemen Platz erhielt, um sich von den Anstrengungen der Reise zu erholen, zog Wolfgang an ihre Seite zu einer allgemeinen Unterhaltung und machte es so der Tante möglich, sich zu entfernen. Diese hatte noch alle Anstalten zum Abendessen und zur Einrichtung eines Gastzimmers

Digitized by Google

für die Fremde zu treffen. Trocken war es freilich nicht mehr zu legen, indessen das liebe Mädchen hatte ihr ja wiederholt versichert, daß sie sich deßhalb keine Sorge zu machen brauche, sie habe schon Nächte unter freiem Himmel, in Thau und Regen zugebracht. Großer Gott! Welche herben Schicksale mochte die Arme, hiernach zu urtheilen, in so zarter Jugend schon erlebt haben! Bekommen war ihr aber das Ungemach bei all' dem gut, denn sie strotzte vor Gesundheit.

Als nun später, nach reichlich genossener Abendmahlzeit, die Gesellschaft sich trennte, Wolfgang sich selbst überlassen blieb, um sein altgewohntes Zimmer zu suchen, und die beiden Frauen vom Hause die Fremde in das ihrige brachten, gab es hier noch ein kurzes Geplauder, an welchem jedoch Ferdinande nur sehr einsylbig Theil nahm.

„Die Arme ist müde, fühlt sich noch nicht heimisch," sagte die Tante leise zu Antonien, als sie mit ihr über den Korridor nach dem andern Flügel zurückkehrte. „Das wird sich Alles finden. Aber ein allerliebstes Kind, Toinon, nicht wahr?"

„Ich muß sie erst näher kennen lernen," erwiderte Antonie.

„Gefällt sie Dir nicht? Sie ist doch sehr hübsch. Diese Augen, dieß prächtige schwarze Haar!

„Gewiß, ihre Züge sind nicht häßlich," sagte Antonie, „auch ihre Augen würde ich schön finden, wenn sie nicht einen so scheuen Blick hätte — als wäre kein gutes Gewissen da. Und das Haar, warum trägt sie es so auffallend, gar nicht wie es Sitte und Gebrauch ist?"

„Aber Toinon, ich verkenne Dich ganz. Du bist sonst so gutmüthig und gerade hier muß ich Dein gutes Herz vermissen. Hat uns Wolfgang nicht geschrieben, daß sie eine arme Verfolgte ist? da findet sich schon ein scheuer Blick, wenn man überall auf seiner Hut seyn muß, und wer weiß, ob sie nicht ihr Haar so kurz verschnitten hat, weil sie wohl gar gezwungen gewesen ist, sich zu verkleiden, am Ende als Mann. Sie müßte einen sehr schmucken Jungen abgeben, Toinon."

„Schade, daß sie es nicht ist!" entgegnete Antonie lächelnd. „Oder vielmehr ein Glück für Dein Herz, Tante Lolo, denn Du würdest Dich unfehlbar in Junker Ferdinand, wie er dann wohl heißen müßte, verlieben. Gute Nacht, Tante. Meine Stubenthüre ist doch wieder geheilt?"

„Alles in Ordnung, Kind. Sage mir nur noch, aber aufrichtig: ist das Dein Ernst, was ich auf dem Blättchen geschrieben fand? Ich kann es unmöglich glauben."

„Eigentlich sollte ich Dir nicht Rede stehen, denn es ist unerhört, daß Du Dich meines Tagebuches gewaltsam bemeistert hast; aber gerade, weil es Dich endlich überzeugt haben wird, sage ich aufrichtig: „Ja, es ist mein vollkommener Ernst."

„Aber Toinon, ich bitte Dich um Alles in der Welt, wie ist das möglich? Ein Kavalier von hohem Range, ein vollendeter Kavalier in jeder Beziehung —"

„Ja wohl, vollendet in jeder Beziehung!" unterbrach sie die Nichte. „Eben deßhalb!"

„Noch jung genug, schön, witzig, reich, nun ein Standesherr! Das ganze Land beneidet Dich und Du hast die Grille, ihm einen Andern vorzuziehen, der so tief unter ihm steht!"

„Wer sagt Dir das?" rief Antonie. „Muß das der Grund seyn?"

„O mich täuschest Du jetzt nicht mehr! Gesteh' es nur, und nimm dessern Rath an!"

„Gute Nacht, Tante!" sagte Antonie entschieden und öffnete die Thüre ihres Zimmers, vor welcher sie eben angekommen waren. „Gute Nacht!" Und laß das unser letztes Wort über diese Angelegenheit seyn."

„Du bist ein heilloser Trotzkopf!" rief ihr die Tante nach, aber Antonie hatte schon die Thüre hinter sich zugezogen, und schob vernehmlich den Riegel vor.

(Fortsetzung folgt.)

Nordmann.

(Fortsetzung.)

„Also in Schweden ist sie?" fragte verwundert der Fiedler. „Ihr schicktet Eure Irma nach Schweden?"

„Auch von seinen Feinden kann man lernen," versetzte der alte Kaufherr. „Irma genießt in Karlstadt Unterricht. Seit dem Röskilder-Frieden ist sie dort. Warum sollte ich irgend ein Land auch hassen, wenn Friede ist und das Land mir nützen kann? Jetzt freilich ist es wieder anders, der Friede ist gebrochen. Nun muß Irma wieder heim, — theils meiner Ansicht, theils der Kriegsunruhen wegen."

Er legte seine Hand auf das graue Haupt des Fiedlers und sagte: „Lebt wohl alter Jakob, kommt bald in mein Haus und paßt mir den Gyllenborg nicht mehr."

Einen Schritt schon war er fort. Da wendete er sich nochmals um und fragte lächelnd und gleichsam mit gutmüthiger Neugierde: „Jakob, warum passet Ihr denn den jungen Gyllenborg?"

„Wollt Ihrs wissen, edler Kaufherr?" erwiderte der alte Fiedler leise, während sein Gesicht

Digitized by Google

sich schnell wieder röthete und seine Augen wieder zu glänzen begannen.

„Nun so doch," versetzte der Kaufherr und neigte sein Ohr zu dem Fiedler, „erzähle nur."

„So will ich Euch hier nicht aufhalten," entgegnete der Fiedler, „aber ich gehe mit Euch bis zur nächsten Gasse. Oder schämt Ihr Euch meiner?"

„Ich mich Eurer schämen?" erwiderte Jener. „Ihr seyd arm, Jakob, und ich bin reich, — das ist der ganze Unterschied."

„Wahrheit, Wahrheit," antwortete Jakob und ergriff des Kaufherrn Hand und ging mit ihm still aus dem Hause.

Erst als sie eine Strecke gegangen waren und in ein Gäßchen einbogen, nahm der alte Jakob das Wort und sprach, indem er dem alten Kaufherrn die Hand drückte: „sagtet Ihr nicht vorhin: wir seyen Beide schon Graulöpfe und das Alter müsse man ehren? — Nun sehet, edler Kaufherr, dort drüben, das stattliche Haus an der Ecke, es gehörte einst einem dritten Graukopfe. — Dieser war mein Vater. — Das ist schon lange, lange her und ich weiß nichts mehr davon, ob ich gleich siebzig Jahre alt bin. Ihr, edler Kaufherr, könnt auch nichts davon wissen, denn Ihr seyd ja zwei Jahre jünger noch als ich. Aber mein nun verstorbener Vater war sechs und neunzig Jahre alt. — O, der wußte davon. — Durch Noth und schlechte Menschen wurde er arm. Er schuldete Gyllenborgs Großvater, Dieser verfuhr nicht nur hart, sondern auch ungerecht gegen meinen Vater. Er brachte ihn um das Haus. Mein Vater hat, flehte, — es half nichts. Dann ging er späterhin, als das Haus verloren war, noch ein Mal hinunter an den Swinesund, wo Gyllenborgs Großvater ein angekommenes Schiff ausladen ließ. Er bat, er flehte nur um eine kleine Vergünstigung, nur um eine kleine Herauszahlung. Und was that Gyllenborgs Großvater? Er ließ ihn von den Schiffsknechten am Strande hin peitschen, bis er niederfiel." —

„Das war schlecht, sehr schlecht," sagte Peter Nordmann, während der alte Fiedler eine Pause machte und erschöpft stand, und mit glänzenden Augen und glühendem Gesicht ihn anblickte.

„Meint Ihr," fuhr der alte Fiedler fort, „mein Vater habe das vergessen können? — Er konnte es nicht. — Gyllenborgs Großvater starb. Nun erbte das Haus auf den Sohn. Auch dieser, also des jetzigen Gyllenborgs Vater starb. — Aber Wahrheit, Wahrheit," eiferte er fort, „die Erinnerung in meinem Vater starb nicht. Nun besaß der junge Gyllenborg das Haus. Meint Ihr, es sey meinem Vater um das Haus zu thun gewesen? — Da irrt Ihr Euch, edler Kaufherr. Aber das Peitschen, — das Peitschen am Strande hin — das konnte er nicht vergessen. O tausend, tausend Mal hat er mir es erzählt. Er hat mich als Knabe schon hinab geführt an den Strand, auf die Stelle, wo es geschah. Er hat es noch erwähnt in seiner Todesstunde. — Sechs und neunzig Jahre wurde er alt, — ich habe ihn nun begraben. Ich bin nun siebenzig Jahre alt, — und muß die Jugend schon das Alter ehren, so muß das Alter das höhere Alter noch weit, weit mehr ehren. Besonders wenn der Alte der Sohn der Aeltere und ganz Alte aber der Vater ist. — Wißt Ihr nun, warum ich den jungen Gyllenborg nicht liebe? — Wißt Ihr nun, warum ich auch seine Kinder nicht lieben würde, wenn er deren hätte?" —

„Aber alter, lieber Jakob," erwiderte Peter Nordmann, „jene Zeit ist schon längst vergangen."

„Und so meint Ihr," versetzte Jener, müsse auch die Erinnerung vergangen seyn? — Hab ichs nicht schon gesagt, daß man Gyllenborgs Großvater, ja, daß man auch seinen Vater begrub, und mein sechs und neunzigjähriger Vater dennoch seine Erinnerung nicht begraben konnte?" —

„Zwischen Erinnerung aber und Haß," bemüthigte der Kaufherr, „ist doch immer noch ein Unterschied."

„Wahrheit, Wahrheit," fuhr der Fiedler fort und ergriff wieder Nordmanns Hand. „Aber es gibt viele Dinge im Leben, die sich durch stillen Haß nur ausgleichen lassen. So verlangts das Herz. — Oder meint Ihr, edler Kaufherrr, ich könne etwas Anderes thun? — Soll ich vor Gericht gehen? — Soll ichs dem jungen Gyllenborg etwa sagen, was sein Großvater an meinem Vater beging? — Was könnte, was sollte das helfen? — Seht, ich kann nichts weiter thun, als den Großvater hassen in dem Enkel. — Das kann ich thun, das muß, das darf ich thun. Kein Mensch auf der Erde vermag mir es zu wehren. Und in diesem Hasse ist mir wohl. So ehre ich meinen Vater. So zahle ich ihm meine Pflicht, meine Schuld, meine Liebe." —

„Ihr seyd doch sonst so fromm," sagte der Kaufherr, „Ihr ehrt die Bibel, und diese verbietet den Haß."

„Wahrheit, Wahrheit," antwortete der Fiedler, „die Bibel ist heilig. Aber ein Vater ist auch heilig, — und auch der Haß kann heilig seyn. — O hättet Ihr meinen alten Vater nur gesehen, wenn er davon mir erzählte! hättet Ihr nur seine Stimme gehört, wenn er davon sprach! Soll ich das vergessen? Und kann ich das vergessen, da ich fast täglich unten am Strande bin meines Brodes wegen? — Und wie denn, edler Kaufherr, Wahrheit, Wahrheit, — aber hättet Ihr denn etwa vergessen, wenn Eurem Vater das Haus genommen und er selbst von dem reichen Dränger dann am Strande hingepeitscht worden wäre? — Nun, wie denn?

Digitized by Google

— Hättet Ihr es vergessen, wenn Euer Vater am Bettelstisch und auf dem Strohlager die Schandthat Euch vorgeklagt und vorgeweint und vorgejammert hätte viel tausend Mal und auch in der Todesstunde noch?"

„Armer, alter Freund," entgegnete Peter Nordmann, „und doch gehst Ihr zu weit. Ihr habt den Umstand, wenn auch nicht zu tief in Euer Gedächtniß, doch zu tief in Euer Herz gelegt."

„Ich habe auch meine Finger in die Narben gelegt, die der Rücken meines alten Vaters mit ins Grab nahm," antwortete Jakob mit heiserer Stimme und schmerzlichem Lächeln. — „Ich habe es meinem Vater gelobt, den Enkel zu hassen. Und nun wißt Ihr's edler Kaufherr," setzte er dazu. „Ihr wolltet es, — und ich habe es Euch erzählt. Wenn ich Euch aber nicht so hoch verehrte, wie ich Euch verehre, Peter Nordmann, dann hätte ich es Euch nicht erzählt. Ihr seyd der Erste, der davon hört. Niemand sonst in der Stadt und in der Umgegend weiß davon. Alle, die davon wußten, sind längst gestorben. Ich aber und mein Vater haben streng das Geheimniß der Schande bewahrt. Die Leichenfrau hat die Narben gesehen, — ich aber schwieg. — Und auch Ihr müßt schweigen, edler Kaufherr. Versprecht mir das!"

(Fortsetzung folgt.)

Wohlfeile Gastfreundschaft.

Eine morgenländische Humoreske.

(Aus der Zeitung „Deutschland".)

In Balsora, einer persischen Stadt, lebte vor Zeiten ein Mann, der weit und breit wegen seines Geizes berüchtigt war. Er hieß Schemseddin. Sein Geiz ging so weit, daß er sich, obwohl er Vermögen besaß, selbst das trockene Brod kaum vergönnte.

Nun lebte aber zur selben Zeit in Kufa, einer andern persischen Stadt, ein Kaufmann Namens Abu Mustapha, der eine Zeit lang flott gelebt und sein Geld durchgebracht hatte, jetzt aber, wie es oft geht, etwas zu spät sich entschloß, mit dem Wracke seines Vermögens um so besser hauszuhalten. Er fing daher an zu sparen, wie er es nannte, und spekulirte Tag und Nacht, wie er sein Haus recht ökonomisch einrichten könnte. Kein herausgesagt, war es jedoch nichts Anderes, als der häßlichste Geiz, der ihn erfüllt hatte, so daß er gar manches Mal sich nicht satt aß und hungrig zu Bette ging, in der Hoffnung, der Schlaf, der um so Vieles vergessen macht, sollte auch ihn seinen Hunger vergessen lassen.

Zu diesem Manne gelangte nun auch das Gerücht von Schemseddin's Geiz, welcher, wie die Leute sagten, nicht seines Gleichen haben sollte. Da sprach Mustapha eines Tages zu sich:

„Von diesem Manne müßte sich etwas lernen lassen; ich will zu ihm reisen. Er soll mein Vorbild seyn und mir Rath geben!"

Mit einem Empfehlungsschreiben von einem alten Schulkameraden Schemseddin's versehen, begab sich Mustapha auf den Weg und kam müde und hungrig — denn er hatte natürlich die Reise zu Fuß gemacht — eines Nachmittags in Balsora an.

Schemseddin nahm ihn sehr gut auf.

„Sey willkommen in meinem Hause, Mustapha!" sagte er. „Dein Anblick erfreicht meine alten Augen. Oder ist es nicht wahr, was der Dichter sagt: „Ein edler Gast in meinem Hause ist besser, als eine Anweisung auf die Schatzkammer des Schah; denn wenn er kommt, tritt das Glück mit ihm ein!" Beim Barte des Propheten! Du bedurftest des Empfehlungsschreibens meines Schulkameraden nicht; auch ohne dasselbe wärest du mir willkommen gewesen. Doch womit kann ich dienen? Ich sehe, du bist müde von der Reise und bedarfst einer Stärkung. Was hast du da in deinem Sacke?"

Mustapha zog ein Stück hartes, verschimmeltes Brod hervor, welches schon, als er es von Hause mitnahm, verdorben, jetzt aber vollends ungenießbar geworden war.

Nein, Mustapha! rief Schemseddin bei dessen Anblick aus, dieß Brod kannst du nicht essen, es ist zu schlecht und schon ganz schimmlich. Und gäbe ich dir auch Früchte von Schiras und Honig von Arabien dazu, es hälfe doch nichts. Erinnere dich daran, was unser herrlicher Dichter Firdusi in gerechtem Zorne dem Schah Mahmud schrieb, als dieser ihm seine Königschronik so filzig belohnte:

„Ist ein Baum von scharfer und bitterer Natur," sagt Firdusi — du mußt nämlich wissen, daß er mein Lieblingsdichter ist und ich es mir zur Ehre anrechne, große Stücke von ihm auszuwendig zu können — „ist ein Baum von scharfer und bitterer Natur, so darfst du ihn umpflanzen und an die Quelle des Paradieses versetzen, du kannst ihn mit Milch und Honig begießen, er wird seine Natur nicht verläugnen und am Ende doch scharfe und bittere Früchte tragen."

Nein, Mustapha! dieses Brod darfst du nicht essen. Komm, ich will mit dir zum Hofbäcker gehen und gutes frisches Brod für dich kaufen, das ist dir zuträglicher. Der Hofbäcker wohnt freilich etwas weit von hier, aber sein Brod ist unläugbar das beste, und ich habe mir vorgenommen, dich mit dem Besten zu bewirthen, was man in der Stadt bekommen kann.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ferdinand Weilandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 254 Donnerstag, 23. Oktober 1856.

Der Wende.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Der Hausordnung nach wurde im großen Tafelzimmer des Erdgeschosses immer sehr zeitig des Morgens das Frühstück aufgetragen und gemeinschaftlich, auch wenn Gäste auf Kaltenborn waren, genossen; dazu fand sich der Verwalter, und wer sonst von den Leuten ein Anliegen hatte, ein, um sich Befehle zu holen, welche in Abwesenheit des Gutsherrn Frau von Kalm ertheilte. Sie war eine tüchtige Wirthin, die bei Lebzeiten ihres Mannes selbst einem großen Gute vorgestanden hatte, Kaltenborn konnte seine häuslichen Interessen in keine bessern und treuern Hände gelegt haben. Am Morgen nach seiner Ankunft war auch das erste Wort, das er an sie richtete, ein aufrichtiger Dank, der sie ganz glücklich machte. Antonie erschien gleich darauf ebenfalls im Tafelzimmer, die Fremde ließ sich jedoch nicht sehen.

„Wir thun am besten," sagte Wolfgang, als die Tante sich Sorgen machte, ob ihr die Hausordnung auch bequem sey oder ob man ihr lieber das Frühstück auf ihr Zimmer schicken solle, „wir thun am besten, Tante Kalm, wenn wir uns so wenig als möglich um sie kümmern, sie ganz ihren eigenen Weg gehen lassen. Sie ist das von frühester Jugend auf gewöhnt, hat wenig Bedürfnisse und weiß sich dieselben zu verschaffen."

„Du kennst sie also wohl sehr genau, lieber Wolf?" fragte die Tante.

„So ziemlich," antwortete Wolfgang.

„Aber wie hat sich das gemacht?" forschte die Tante weiter. „Ueberhaupt hast Du uns auf mündliche Aufklärungen über sie vertröstet und da sie wohl noch schläft, wäre jetzt, mein ich, die passendste Zeit dazu. Man ist dann viel besser d'ran, man weiß, wie man mit ihr umzugehen hat."

„Gehen Sie mit ihr ganz ungezwungen um — freundlich, brauche ich nicht erst zu sagen, denn das sind Sie gegen Jedermann. Es ist aber billig, daß Sie erfahren, wen Sie eigentlich beherbergen, und welch' ein Schicksal das arme Mädchen gezwungen hat, die Freistatt, die ich ihr bot, anzunehmen. Sie ist eine Waise, wenigstens so gut, als eine Waise, da sie ihre Mutter schon in früher Kindheit verloren hat und ihr Vater verschollen ist."

„Verschollen? Ein gewissenloser Vater also? Hat wohl Frau und Kind verlassen?"

„Urtheilen wir über ihn nicht mit vorgefaßter Meinung," erwiderte Wolfgang. „Ich kenne die Verhältnisse zu wenig, um auf ihn den ersten Stein werfen zu können. Ferdinande spricht über ihn nur mit großer Zurückhaltung, aber stets mit inniger Liebe. Sie ist unter fremden Menschen aufgewachsen und hat dadurch wohl das scheinbar kalte und verschlossene Wesen bekommen, das Euch vielleicht aufgefallen ist. Ich lernte sie in dem Hause ihres Erziehers kennen, wo ich durch Zufall eingeführt worden war; Anfangs beachtete ich sie wenig, obschon mir ihr ausdrucksvolles Gesicht auffiel, aber allmählig wurde ich durch einzelne Lichtblitze, in denen sich ihr Geist kundgab, auf sie aufmerksam, und wie ich ihr das bewies, mich ihr freundlich näherte, faßte sie Vertrauen zu mir und wurde gegen mich mittheilender, als sie sonst gegen irgend wen im Hause war. Seh' mich nicht so prüfend, ich möchte sagen feindselig an, mein Schwesterlein. Gefahr ist von beiden Seiten nicht einen Moment dabei gewesen, darauf gebe ich Dir mein Ehrenwort!"

Die Tante lachte. Antonie verwahrte sich gegen den Ausdruck feindselig.

„Hättest Du einen Blick in den Spiegel werfen können, Antonie," versetzte Wolfgang, „so würdest Du mein Wort gerechtfertigt gefunden haben. Du hast ein Vorurtheil gegen meine arme Ferdinande gefaßt, weil sie, durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, die Bahn des Gewöhnlichen verlassen hat."

„Des Schicklichen!" sagte Antonie.

„Nenne es immerhin auch so!" erwiderte Wolfgang. „Wenn ein Schiff scheitert, wird die Schicklichkeit auch von allen Seiten verletzt, und ich glaube, mein strenges Schwesterlein würde aus Anstands-

Digitized by Google

gefühl keineswegs lieber in den Wellen sterben, als sich an die Brust eines guten Schwimmers zu klammern, der sie retten könnte."

„Gewiß nicht, Toinon! lachte die Tante. „Denke Dich in die Lage und gesteh' es ein."

„Wolfgang ist uns den Beweis noch schuldig, daß keine andere Rettung möglich war!" entgegnete Antonie.

„Auf den Familienverhältnissen Ferdinandens ruht ein Schleier, den selbst ihr Erzieher nicht zu heben vermochte," fuhr Wolfgang fort. „Man hatte ihm das Kind mit einem reichen Jahrgehalt anvertraut, der Vater war selbst oft erschienen, um sich von der körperlichen und geistigen Entwickelung seiner Tochter zu überzeugen, aber auch andere Nachfragen waren gekommen, Nachfragen von fremden Personen, welche den Vater, als er davon erfuhr, in Unruhe und Zorn gesetzt hatten. Er trug dem Erzieher auf, alle unbefugten Nachforschungen zurückzuweisen, er veranlaßte ihn, seinen Wohnort zu verändern und in einen entfernten Winkel der Schweiz zu verlegen —"

„Wohin, lieber Wolf? Und wer war denn dieser Erzieher? Wie hieß er? Wie bist Du mit ihm bekannt worden? Ein Zufall hat Dich in sein Haus geführt, sagst Du — wie war das?"

„Liebe Tante, Sie haben das Fragen noch nicht verlernt, wie ich sehe. Kurz und bündig: der kleine Ort hieß Plandern in prächtiger Alpengegend; der Erzieher Uhlmann, Professor der Moral, die dahin an einer großen Universität, nun als Peripatetiker lebend, was zu weit führen würde, Ihnen zu erklären, ein etwas pedantischer, sehr strenger, aber rechtlicher Mann, verheirathet an eine eben so strenge, vielleicht aber nicht ganz so rechtlich denkende Frau, besonders im Punkte des Vortheiles, und ohne Kinder. Ich wurde mit dem alten Herrn bekannt, als er mich, der einen fatalen Fall von einer Klippe gethan hatte, unter einem schönen Hirschhollunder liegen fand und in sein nahes Haus schaffen ließ, wo ich ein Paar Tage verrenkten Fußes wegen verweilen mußte. Verlangen Sie etwa noch die Hausmittel zu wissen, durch welche mich die Frau Professorin kurirt hat?"

„Du bist unausstehlich, Wolf!" sagte die Tante und schlug ihn scherzhaft auf den Arm. „Ich sehe gern klar — und lasse mich nicht gutwillig auf Märchen ein, darum frage ich. Was gab es nun weiter mit unserm Gaste — Aber kann sie noch schlafen, erwartet sie vielleicht —"

„Nichts, Tante Kalm. Sie erwartet nichts, sie war stets auf sich selbst gewiesen, wie mir der Professor als seinen ersten pädagogischen Grundsatz aufgestellt, also weiß sie sich auch, wie gesagt, Alles zu verschaffen, was sie braucht, sogar Frühstück, Tante Kalm. — Hören Sie nun die endliche Lösung. Ein Paar Jahre waren vergangen, ohne daß besondere Nachrichten von Ferdinandens Vater eingelaufen, nur das Jahrgehalt war immer pünktlich durch ein Handelshaus gezahlt worden — Madame Uhlmann erkannte das gegen mich an. Da schienen jene Nachforschungen von unbekannter Seite, die wohl nicht geraſtet haben mochten, die Spur der Verschwundenen wieder entdeckt zu haben, ich fand eines Tages den Professor in großer Aufregung. Ferdinande war bei einem einsamen Spaziergange in den Bergen von einem fremden Manne, der augenscheinlich bei ihrer Begegnung erst betroffen gewesen, dann aber eine kaum zu unterdrückende Freude verrathen hatte, angeredet und mit einigen verfänglichen Fragen belästigt worden. Ich suchte den Verdacht des alten Herrn zu zerstreuen, es gelang mir aber nicht, und schon am folgenden Tage wurde er bestätigt, indem geradezu ein Entführungsversuch gemacht wurde."

Die Tante rückte sich in äußerster Spannung behaglich auf ihrem Sessel zurecht. Antonie sah ihren Bruder etwas ungläubig an, doch der Ernst seiner Züge schien die Wahrheit der Erzählung zu verbürgen. —

„Ferdinande, selbstständig wie sie ist, hatte sich nicht abhalten lassen, ihre gewohnten Streifzüge in die Berge zu unternehmen, war plötzlich auf einer bewachsenen Stelle von drei Männern überfallen worden, die sich ihrer unter seltsamen Versicherungen, daß sie nichts zu fürchten habe, zu bemächtigen gesucht, und hatte sich nur durch einen kühnen Sprung von der Klippe, dessen jene sich nicht von ihr versehen, gerettet. Ich kam mit ihr fast zugleich an den Eingang ihres Hauses und sie vertraute mir, noch ganz erhitzt vom raschen Lauf, was ihr geschehen war. Ich hatte zufällig mein Doppelgewehr bei mir und eilte sogleich in der bezeichneten Richtung, um die Spur der Frevler zu verfolgen — aber ich fand sie natürlich nicht und kehrte unmuthig zurück, wo ich den Professor, und noch mehr seine Frau, in großer Angst fand, die jedoch bei der letzteren mehr der eigenen Gefahr galt, mit welcher sie selbst bei der Wiederholung der Gewaltthätigkeiten bedroht schienen. „Daß man in diesem abscheulichen Lande gar keine rechte Polizei hat!" klang ihre fast komische Klage fort und fort! „Jeder kann hier thun und lassen, was ihm beliebt, und der liebe Herrgott muß für Alle sorgen. Darüber ich doch die großen Städte!

(Fortsetzung folgt.)

Wohlfeile Gastfreundschaft.

(Schluß.)

Mustapha war damit zufrieden und Schemseddin kleidete sich zum Ausgehen an. Ueber Anderem zog er ein paar große schwere Pantoffeln an, welche stark mit Nägeln und Kupferblech beschlagen waren.

„Diese Pantoffeln, sagte Schemseddin zu Mustapha, habe ich von einem meiner ältesten Freunde, einem ausgezeichneten Manne geerbt und ich trachte nun sein Andenken zu ehren, indem ich sie immer anziehe, und wenn ich des Abends ausgehe. Was sagt der Dichter? „Der, welcher die Verstorbenen ehrt, setzt sich ein Monument von Jaspis auf sein eigenes Grab!“ Und nun komm, mein Bruder Mustapha, und laß uns gehen!

Als sie zum Hofthore eintraten, sagte Schemseddin:

„Achmed, ich bringe Dir hier einen Gast, der heute Abend mein Haus glücklich macht; er ist fremd und wünscht das Brod in Balsora kennen zu lernen. Kannst Du uns ein gutes Brod zusammen lassen?“

„Nun, das wollt ich meinen, antwortete Achmed, wenn anders Jemand in der Stadt hier welches hat! — Seht hier — und bei diesen Worten nahm er ein Weißbrod und zerbrach es in der Mitte — ist dieses Brod nicht so frisch, weich und wohlriechend wie frischgemachte Butter?“

Schemseddin stutzte und nahm seinen Freund auf die Seite.

„Hörtest Du nicht, daß er sein Brod mit Butter verglich? Du muß ja Butter besser seyn als Brod, denn sonst würde man sie wohl nicht zur Vergleichung nehmen? Thun wir nicht da am besten, Butter zu kaufen? Ich gönne Dir das Beste, was man auftreiben kann. Ich kenne eine Frau, sie wohnt freilich ein ziemlich Stückchen Weges von hier, aber sie hat einen großen Ruf wegen ihrer guten Butter. Laß uns zu ihr gehen!“

Mustapha war hiermit zufrieden und dachte bei sich selbst, während sie zur Butterfrau gingen:

„Er ist doch im Grunde ein braver Mann, dieser Schemseddin, nur ist er nicht so genau, als ich gedacht hatte. Wenn die Butter so ausgezeichnet ist, wie er sagt, so kann ich ja damit zufrieden seyn; ein Stückchen Brod dazu bekommt man schon.“

Nachdem sie eine gute Strecke Weges gegangen waren, kamen sie zu der besprochenen Frau.

„Laß uns Deine Butter sehen, liebe Fatme,“ sagte Schemseddin; aber zeige uns die beste, die Du hast.“

„Bessere als diese,“ sagte Fatme, und zog einen steinernen Krug hervor, „haben Deine Augen noch nie gesehen! Sieh einmal, welche Butter! Koste sie nur! Sie ist so frisch und wohlschmeckend wie das köstlichste Olivenöl.“

„Nun, bei meines Vaters Asche!“ rief Schemseddin aus, indem er seinen Gast wieder auf die Seite zog, „da sieht man, daß es wahr ist, was das Sprichwort sagt: „Man wird lange wandern, bis man die Stadt findet, wo das wahre Wissen zu Hause ist!“ Diese Frau vergleicht ihre Butter mit Oel, also muß Oel besser seyn, als Butter, sonst könnte man sie nicht damit vergleichen. Laß uns da lieber Oel kaufen, Mustapha! Balsora ist berühmt wegen seines Oeles, und ich kenne einen Mann, der immer mit dem besten versehen ist. Freilich ist er theuer mit seiner Waare, allein ich habe es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, Dir das Beste zu kaufen, was zu bekommen ist.“

Auch damit war Mustapha zufrieden. Er wußte ein gutes Oel zu würdigen und war nicht ungehalten über den Tausch. Nur wunderte er sich darüber, daß sein Wirth immer das Theuerste und Beste kaufen wollte. Er hatte sich ihn sparsamer und genauer gedacht.

Nachdem sie einen Weg zurückgelegt hatten, der eben auch nicht kurz zu nennen war, traten sie zu dem Oelhändler ein.

„Mein rechtschaffner Selim, sagte Schemseddin, ich weiß, daß Du nur ausgezeichnete Waaren hast; aber doch muß ich Dich bitten, uns Dein bestes und theuerstes Oel zu zeigen!“

„Darin will ich Dir gerne willfahren, gab Selim zur Antwort. Sieh nur dieses Oel hier! Ist es nicht hell und klar und durchsichtig wie das reinste Wasser?“

„Wasser? rief Schemseddin erstaunt und wandte sich an seinen Gast. Da muß ja Wasser besser seyn als Oel, denn wie könnte sonst dieser einsichtsvolle Kenner es damit vergleichen? Mein armer Mustapha! warum habe ich Dich soweit in der Stadt herumgeführt? Bist Du nicht heute zehn Parasangen gegangen und der Ruhe bedürftig? Laß uns eilen, daß wir nach Hause kommen! Wasser habe ich zu Hause in meinem Brunnen, und ich möchte den kennen, der in ganz Balsora ein besseres hat.“

Dabei blieb es und Beide begaben sich auf den Heimweg, Mustapha ein wenig niedergeschlagen. Als sie zu Hause angekommen waren, setzte Schemseddin einen großen Krug mit Wasser und ein paar hölzerne Becher auf den Tisch und sprach:

„Weißt Du, Mustapha, daß mich während des Heimgehens um Deinetwillen Gewissensbisse geplagt haben? Ich warf mir vor, daß ich vorhin mit Verachtung von dem Brode gesprochen habe, das Du mitbrachtest. Das war nicht schön von mir: man soll den Genügsamen nicht kränken und ihn

Digitized by Google

nicht traurig machen, wenn er froh ist bei seinem Eigenthum. Aber damit Du siehst, daß meinen Aeußerungen kein hochmüthiges Herz, sondern nur Unbesonnenheit zu Grunde lag, so wollen wir nun Dein Brod unter uns theilen: ich will zugleich meinen Gast dadurch zu ehren suchen, daß ich ihn auch einen Theil zu unserer Abendmahlzeit spenden lasse."

Mit diesen Worten nahm er das Brod aus Mustapha's Sacke und Beide fingen an zu essen und zu trinken.

Während dieses königliche Mahl gehalten wurde, war es dunkel geworden, obwohl noch lange nicht Schlafenszeit. Als sie fertig waren, erhob sich Schemseddin und sprach zu seinem Gaste:

„Ich habe in meinem Hause den Brauch eingeführt, Abends kein Licht anzuzünden, sondern zu Bette zu gehen, sobald es dunkel geworden ist. Das scheint mir am besten mit der Ordnung der Natur übereinzustimmen, und überdieß liebe ich die Nacht und suche sie so lange als möglich zu machen. Was sagt der herrliche Dichter Essedi? „Der Tag ist ein Verräther, die Nacht unsere Vertraute; das Antlitz des Tages ist schmerzvoll, das der Nacht edel und voll Ruhe!" Und wurde der Koran — der ewiglich gepriesen sey! — den Menschen nicht in der heiligen Nacht Kade gesandt? Laß uns daher zur Ruhe gehen, Mustapha! Dort in der Ecke ist eine gemächliche Bank von Holz, wo Du in Ruhe und ungestört Deine müden Glieder erquicken kannst."

Als Mustapha am nächsten Morgen von seinem Wirthe Abschied genommen hatte und sich wieder auf dem Wege nach seiner Heimath befand, sprach er zu sich:

Das ist ein großer Mann dieser Schemseddin, und ich habe Vieles von ihm gelernt; wohl hat er ein halbes Brod gegessen und mich für soweit übervortheilt, aber diese Reise gereuet mich doch nicht! Ich habe großen Vortheil davon gehabt und gelernt, und wie man seine Gäste umsonst beherbergt! Gepriesen sey der Prophet!

Mannigfaltigkeiten.

In Birmingham gibt es eine sehr großartige Fabrik, die fast nur Glasaugen für Puppen liefert. Der Besitzer erzählte vor einiger Zeit vor einem Ausschuß des Unterhauses: „Ich hatte mein Geschäft vor Kurzem erst eröffnet, machte meine erste Reise nach London und traf da mit einem Manne zusammen, der mich fragte, ob ich ihm Puppenaugen liefern wolle. Ich war thöricht genug, mich durch eine solche Frage fast beleidigt zu halten. Der Mann aber führte mich in ein Lokal, das sehr groß war, in dem wir kaum gehen konnten, denn es lag vom Fußboden bis an die Decke voll von Haufen einzelner Puppentheile. Das sind nur die Arme und Beine, sagte er zu mir. Die Rümpfe liegen unten, weil hier kein Platz dazu ist. Ich erkannte nun, daß er viele Puppenaugen brauchen müsse, und da der Artikel in mein Fach schlug, so erklärte ich mich bereit, einen Versuch zu machen, wenn er mir zur Probe eine kleine Bestellung geben wolle. Er zeigte mir verschiedene Musteraugen und gab mir auf, ihm nach einigen so und so viele Gros zu liefern. Diese kleine Bestellung zur Probe betrug über 2000 Pfd. St. (14,000 Thlr.)."

Der „Armonia" wird aus Moskau folgender schöne Zug eines katholischen Kirchenfürsten berichtet: „Am Vorabend des Balles beim englischen Botschafter erkrankte plötzlich ein niederer Bediente des Lord Granville. Da der Arzt den Zustand des Kranken bedenklich fand, verlangte Letzterer, von Religion ein Katholik, einen Beichtvater. Lady Granville, selbst katholisch, gab sogleich die nöthigen Befehle, damit ein der englischen Sprache mächtiger katholischer Priester gerufen werde. Einen solchen zu finden, war aber nicht so leicht. Erst nach vielen Nachforschungen wurde einer bei der päpstlichen Nunziatur aufgefunden, der sich sofort — es war bereits Mitternacht — nach dem englischen Gesandtschaftshotel begab. Der Kranke empfing die Tröstungen der katholischen Religion und die heiligen Sterbesakramente. Sein Zustand besserte sich, und als der Priester am anderen Morgen den Kranken wieder besuchte, erkannte die anwesende Lady Granville in demselben den Fürsten Chigi, Erzbischof von Mira, Krönungs-Botschafter des Papstes."

Aus dem Württembergischen wird gemeldet: Die Barbara Schmutzerin, jene Großmama aller fruchtbaren Schwäbinnen, die im fünfzehnten Jahrhundert zu Ballenbeim 53 Kinder geboren, scheint an der Ehefrau des Söldners D. Roth zu Scharenstetten eine Rivalin finden zu wollen, denn dieselbe wurde am 5. d. Mts. von 4 Kindern, 3 Knaben und 1 Mädchen, entbunden, welche bisher sämmtlich gut gedeihen. Zwei Zwillingsgeburten waren unmittelbar vorangegangen, also von der besagten Mutter, die zugleich Hebamme des Orts ist, innerhalb 3 Jahren 8, im Ganzen aber bis jetzt 20 Kinder geboren.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Friedrich Weinbrandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 255 Freiag, 24. Oktober 1856.

Der Wende.

(Fortsetzung.)

„Der Professor, fuhr Wolfgang weiter fort, „einsylbig wie immer, ging, die Hände auf dem Rücken, mit großen Schritten auf und ab und ließ nur zuweilen eine halbverständliche Ausrufung hören. Ferdinande aber stand, das Bild der Entschlossenheit, diesem rathlosen Paare gegenüber und ihr Auge blitzte muthig, fast verachtungsvoll von Einem zum Andern."

„Du geräthst in poetischen Schwung, Wolf!" bemerkte Antonie.

„Es war auch ein poetisches Bild, das ich kurz darauf selbst zu schauen bekam und das mich eigentlich zum Protektor des Mädchens, wie Du mich schon spottweis nanntest, gestempelt hat. Keine Macht, selbst nicht das gerade Verbot, konnte Ferdinanden auch nach diesem Anfall bewegen, ihre Spaziergänge aufzugeben —"

„Sehr unrecht, sehr unrecht von ihr!" seufzte die Tante. „Vermochtest Du nichts über den Trotzkopf?"

„Ich habe es, ehrlich gesagt, nicht versucht, denn ich konnte ihrem muthigen Sinne meine Bewunderung nicht versagen."

„Ja, ja! Sie handelte ganz in Deinem Geiste! Du kennst auch keine Vorsicht, Du bindest mit dem Gewaltigsten an, ja mit unserm Kurfürsten, wenn er Dir in den Weg tritt."

„Machen Sie mich nicht zum Hochverräther, Tante Kalm!" lächelte Wolfgang. „Wir haben zwar Gott lob! in Deutschland keine Bastille und keine lettres de cachet, um dort unbequeme Menschen verschwinden zu lassen, aber ich möchte doch gern meinen Ruf als loyaler Edelmann und Unterthan bewahren."

„Dein Abenteuer, Wolf!" erinnerte Antonie.

„Da sich nun das Mädchen, unbeschützt wie es war, hinaus wagte, so hielt ich es für Ritterpflicht, sie — nicht etwa zu begleiten, Antonie, wie Dein Blick es andeutet, das würde sie nicht einmal geduldet haben, denn sie liebt die Einsamkeit und will allein seyn — sondern sie, ohne daß sie es ahnte, zu bewachen. Es wurde mir aber schwer, so nahe ich wohnte, da sie keine regelmäßigen Stunden hielt, sondern oft hinaus und verschwunden war, ehe sich Jemand dessen versah. Der Professor war in Verzweiflung über sie, seine Strenge, die unfreundliche Behandlung seiner ohnehin herben Gattin, vermochten nichts über Ferdinanden, kein Einsperren half —"

„Sie sprang aus dem Fenster?" rief Antonie mit entschiedenem Tadel in Blick und Ton.

„Das weiß ich nicht," erwiderte Wolfgang einlenkend, „aber sie wußte alle Hindernisse zu beseitigen. So war sie denn eines Abends auch hinausgewandert, und ich suchte sie auf. Wie verschiedene Pfade sie auch einschlug, ein Paar Lieblingsstellen hatte sie doch und konnte sich nicht versagen, diese immer wieder zu betreten. Abends besonders weilte sie gern auf einer Hochalp, wo sich zwischen den Bergmassen hindurch eine überraschende Fernsicht auf die ganze silberglänzende Kette des Oberlandes eröffnete; es war der einzige Punkt in der Gegend, welcher diese Aussicht gewährte und bei Sonnenuntergang, wenn der Himmel klar war, konnte man hier das zauberische Lichter- und Farbenspiel auf dem ewigen Schnee der Riesenbergshäupter genießen, von dessen Wunderpracht, wer sie nicht gesehen hat, sich keine Vorstellung machen kann. Sie nennen es im Oberlande das Alpenglühen. Ich kannte Ferdinandens Begeisterung dafür, ich wußte, daß sie auch heut, wo der Himmel in seltener Klarheit krystallrein strahlte, auf der Hochalp zu finden seyn würde, und stieg daher hinauf. Auch hatte ich mich nicht getäuscht. Zum Alpenglühen kam ich zu spät, das flammte empor, während ich noch auf tiefern Stellen emporkletterte; aber ich sah Ferdinanden, scharf in ihren Umrissen gegen den Himmel abgezeichnet, droben auf dem Vorsprunge stehen, und sah auch, wie sie sich im Glauben, daß Niemand sie sähe als der Allmächtige, der jene Wunder der Bergwelt geschaffen hat, plötzlich auf die Kniee niederließ und die Arme, wie zur Anbetung, erhob. Da eben so plötzlich sprang sie wieder auf, kehrte sich rasch um, streckte die Linke

Digitized by Google

zur Abwehr aus — eine heftige Bewegung sah ich sie thun, ein schwacher Knall, wie von einem Feuergewehr, schlug an mein Ohr und Ferdinande war von der Klippe verschwunden. Mit aller Kraft und Eile sprang ich die Schlucht hinauf — aber ich hatte bald die Beruhigung, Ferdinanden mir entgegen kommen zu sehen, sie erkannte mich, sie winkte mir mit einer gewissen emphatischen Geberde — und wie wir uns, Beide athemlos, erreicht hatten, sah ich, daß sie ein Pistol in der Hand trug." Er hielt einen Augenblick inne.

Die beiden Hörerinnen gaben dem Eindruck, welchen diese Schilderung auf sie machte, in verschiedener Weise Worte, aber dießmal schien auch die Tante von dem heroischen Zuge, mit welchem sich Ferdinandens Bild schmückte, wenig erbaut zu seyn. „Dieses Mädchen!" sagte sie wiederholt.

„Ja, Tante Kalm," fuhr hierauf Wolfgang fort, „dieses Mädchen, in die Fremde verbannt, Menschen anvertraut, zu denen sie kein Herz zu fassen, die ihr keinen Schutz zu gewähren vermochten, hatte in sich selbst die Kraft gefunden, welche sie Gefahren verachten und ihnen zur Abwehr gerüstet begegnen ließ. Sie erzählte mir, daß sie wiederum von demselben Manne, der schon mehrmals ihren Weg gekreuzt, überrascht worden sey, daß er ihren Zuruf, ihre Drohung mit Hohnlachen erwidert und sich ihr eilends genähert habe, daß sie die Waffe, welche sie sich heimlich verschafft und seit jenem ersten Anfall bei sich geführt, gegen ihn erhoben, und als er sich, durch den Anblick zu einem lauten Gelächter bewogen, dennoch nicht habe abhalten lassen, habe sie auf ihn geschossen —"

„Und getroffen?" rief die Tante.

„Das weiß ich nicht —" erwiderte Wolfgang mit einer Ruhe, welche die Frauen empörte. „Wir hielten es allerdings für unsere Pflicht, nachzusehen, ob vielleicht der Schuß den Frechen niedergestreckt habe und er hülflos in seinem Blute liege, aber wir forschten vergebens. Es war nirgends eine Spur zu finden. Ferdinande hatte ihn also gefehlt, aber doch verscheucht."

„Gott sey Dank! Es wäre ja gräßlich gewesen, wenn eine so junge Seele eine Blutschuld auf sich geladen hätte!"

„Hast Du den Mann gesehen?" fragte Antonie. „Ich meine, als er sich Ferdinanden näherte?"

„Nein —", antwortete Wolfgang, und ihren Verdacht gleich durchschauend, setzte er schnell hinzu: „Du glaubst, daß sie, mich erblickend, eine kleine interessante Komödie mit mir gespielt, den Verfolger fingirt, und einen Schuß in's Blaue gethan? Schäme Dich, Antonie. Hast Du denn schon so viel Trug und Hinterlist in der Welt kennen gelernt, daß Du in Allem, was Ferdinanden betrifft, schnödes Ränkespiel siehst? Es ist eine sehr schlechte Empfehlung für den Hof unserer fürstlichen Regentenfamilie, denn nur in der kurzen Zeit, welche Du dort verlebt hast, kannst Du so böse Erfahrungen gemacht haben, hier in unsern wendischen Wäldern wahrhaftig nicht."

Antonie erröthete flüchtig. „Wenn ich Ferdinanden Unrecht thue, will ich es ihr bei näherer Bekanntschaft mit Freuden abbitten," sagte sie. „Aber der Gedanke drängte sich mir auf, und ich bin zu aufrichtig, um ihn nicht auszusprechen. — Ist dieß nun die letzte Anfechtung gewesen?"

„Die letzte war durch Gift, welche zwei Menschenleben kostete," sagte Wolfgang sehr ernst. „Ihr seht mich Beide bestürzt und zweifelnd an — seyd versichert, daß ich Euch die Wahrheit erzähle. Eine verruchte Hand war gewonnen worden, Ferdinanden ein Giftpulver in ihr gewohntes Frühstück zu mischen, der Zufall wollte, daß sie es nicht genoß, und die Professorin, da es einmal bereitet war, ihrem Manne vorsetzte: wenige Stunden darauf stellten sich die fürchterlichsten Krämpfe ein, an denen der Unglückliche rettungslos verschied. Gegen Abend erkrankte auch die Magd unter denselben Symptomen, und der Arzt, der bei dem Greise zu spät gekommen war, konnte auch hier nicht helfen — da gestand die Verlorene in ihren letzten Augenblicken verzweifelnd, daß sie durch einen fremden Herrn, der das Fräulein leidenschaftlich zu lieben vorgegeben und sie schon früher zur Helferin gewonnen, mit schwerem Gelde erkauft worden sey, ihr einen Schlaftrunk, wie er gesagt, in die Speise zu mischen, dann habe sie ihm Nachts das Haus öffnen und das Fräulein entführen helfen sollen — er habe ihr nicht allein viel Geld, sondern Früchte und Naschwerk geschenkt, da er gewußt, daß sie dergleichen überaus gern habe; damit aber sey ihr wohl auch der Tod geschworen gewesen, um nichts verrathen zu können. Schaudernd hörten wir — der Arzt hatte mich herbeigerufen — das Zeugniß der sterbenden Dirne, während die trostlose Wittwe bei der Leiche des Gatten saß und Ferdinande sich in ihr Zimmer geschlossen hatte, selbst zum Tode erschüttert, daß sie der Fluch dieses Hauses geworden war."

(Fortsetzung folgt.)

Nordmann.

(Fortsetzung.)

„Niemand soll davon erfahren," versicherte dieser und gab ihm die Hand. „Ich danke Euch alter Jakob."

Digitized by Google

„Nicht danken sollt Ihr mir," versetzte der Fiedler. Wahrheit, — ich gab Euch das Beste, was ich hatte, das Beste, was ich als armer Musikant Euch geben konnte, Ihr wolltet es, — ich that es. Nur darin kann der Werth für Euch liegen."

„So bewahret Euren Haß denn im Herzen, alter, armer Mann," erwiderte der Kaufherr. „Aber still nur laßt ihn walten darin. Niemals erlaubt Euch eine unrechte That gegen Gyllenborg. Der Enkel hat des Großvaters That nicht zu verantworten. Hört Ihr es wohl, Jakob?"

„Ich höre es, edler Kaufherr, sprach ruhig der Fiedler und reichte ihm zum Abschiede die Hand. „Der Graukopf wird den Graukopf ehren, — und die grauen Köpfe halten Wort." —

Peter Nordmann ging weiter. Der arme Musikant folgte nur einige Schritte nach. Dann blieb er vor Gyllenborgs Hause stehen. Hier spielte er auf und sang dazu:

„Wer Vater hoch und Mutter ehrt
Dem geht es wohl auf Erden;
Ich will, ich will, so alt ich bin
Ein frommes Kind noch werden."

„Der Himmel ist so hoch und weit,
Das Grab ist tief und stille —
Bis dahin reicht nicht meine That,
Bis dahin nur mein Wille."

Ein Diener aus Gyllenborgs Hause warf ihm eine Gabe zu. Der Musikant aber ließ die Gabe liegen und ding seine Geige über den Rücken und ging weiter.

3.

Zwei Tage später zogen in Friedrichshall fünfhundert Mann dänische Soldaten ein. Mehr hatte der General Skak nicht schicken können. Denn alle übrigen Mannschaften wurden nach Kopenhagen beordert. Dort war die Noth und der Schrecken nicht gering. Denn wirklich hatte Karl der Zehnte, der König von Schweden, den vor fünf Monaten in Rösklld geschlossenen Frieden gebrochen. — Zu günstig war ja für den Schwedenkönig der letzte Krieg gegen Dänemark ausgefallen. Denn Dänemark hatte ihm die Provinzen Schonen und Blekingen, so wie die Insel Bornholm und andere Besitzthümer abtreten müssen. Der tapfere, kriegslustige Eroberer schien es zu bereuen, sein jüngstes Glück nicht besser benutzt zu haben. Jetzt wollte er sich nun mit den Friedensbedingungen nicht begnügen, sondern außer diesen noch einen Nebenvergleich erzwingen. Seine Forderungen waren ungeheuer. Er sah, daß Friedrich der Dritte, der bedrückte König von Dänemark, sie nicht eingehen konnte. — Und so wollte er es. Denn seine Absicht war ein neuer Krieg, und durch diesen gedachte er ganz Dänemark sich unterwürfig zu machen oder dasselbe zu vernichten. Plötzlich ankerte er daher auf Seeland mit einer Flotte von eilf Kriegsschiffen und sechzig Transportschiffen. Bald rückte er mit den gelandeten Truppen dann vor, um die Hauptstadt Kopenhagen zu belagern.

In Kopenhagen rüstete man sich zu einem furchtbaren Kampfe. Es galt diesmal das fernere Fortbestehen des Reiches. Alle Waffenfähige eilten nach der Hauptstadt. Das herrliche Verhalten des Königs, Friedrichs des Dritten, ist bekannt. Er selbst arbeitete mit an der Befestigung der Stadt. Er verkaufte seine Kostbarkeiten, verpfändete seine Güter, um nur reichlich austheilen und belohnen zu können. Ueberdieß schenkte er den Bürgern und Bauern Rechte und Freiheiten. Und wie den Dänen so auch jedem Norweger, der zur Vertheidigung herbeieilte. Die Begeisterung, die nun unter das Volk kam, war ungemein. Jetzt sah man Studenten, Geistliche, Adelige, Bauern, Hofleute, Handwerker und Taglöhner gemeinschaftlich arbeiten, um den Bau der Festung zu vollenden und zu verstärken.

Dieß Alles erfuhr Peter Nordmann erst heute, wo die fünfhundert Mann reguläre Truppen in Friedrichshall einzogen. Theils schrieb ihm dieß der General Skak, theils erzählten es ihm die mit angekommenen Hauptleute. Gyllenborg, der sich wiederum vom General Skak in dem heutigen Schreiben nicht erwähnt sah, erzürnte auf das Neue. Er tadelte es, daß nur fünfhundert Mann herbeigesendet wurden, da Friedrichshall ein wichtiger Punkt für das Reich doch sey. Peter Nordmann aber, der alte, tapfere Patriot, wußte wohl, warum Gyllenborg also sprach. Er stellte ihn daher den neuen Hauptleuten vor und erwähnte seinen Eifer und seine Tapferkeit, die er im vorigen Jahre bewiesen habe. Die Hauptleute belobten ihn, bestimmten ihn sogleich wieder, nächst dem Greise Nordmann, zum Führer der bewaffneten Bürger und so kam Alles leicht und bald in das rechte Gleis. Peter Nordmann konnte nun auch diesmal einer Belagerung der Stadt jetzt ruhig entgegensehen.

Die Hauptleute bewiesen dem alten reichen Kaufherrn alle Ehre. Sie kannten seine Verdienste um das Land. Er hatte in dem letzten Kriege große Summen für das allgemeine Beste geopfert. Und als die Stadt Friedrichshall im vorigen Jahre zwei Mal belagert wurde und Karl der Zehnte selbst seine Truppen gegen sie stürmen ließ, stellte er sich, da die Besatzung zu schwach war, an die Spitze der von ihm bewaffneten Einwohner. Beide Mal mußte Karl der Zehnte die Belagerung aufheben. Beide Mal hatte der alte Kaufherr durch sein Geld

Digitized by Google

und seinen Muth der Stadt und dem Lande große Dienste geleistet. —

Auch heute zeigte sich's, daß er schon seit einigen Tagen wieder thätig war. An den damals äußerst schwachen und unbedeutenden Festungswerken arbeiteten bereits alle dazu tüchtige Einwohner der Stadt und Umgegend. Seine Kasse stand geöffnet. Die Handelsgeschäfte wurden eingestellt. Nur zwei Diener befanden sich im Hause bei der Kasse und zahlten und theilten aus. Die Uebrigen arbeiteten mit draußen an den Mauern und Wällen. Er selbst ging ab und zu. Bald war er an den Werken, bald in seinem Hause. Hier, in einem Gewölbe des Hofes, ließ er Patronen fertigen. In einem andern, das er schon früher dazu hatte einrichten lassen, wurden Kugeln gegossen. Gyllenborg begleitete ihn fast immer, und zeigte Eifer und Thätigkeit. Damit verband er viel Umsicht. Was Peter Nordmann andeutete, wußte er fast immer ausführen zu lassen.

Eben standen sie auch im Gewölbe, wo die Kugelgießerei war. Schon einige Tage hatte man vergebliche Versuche gemacht, auch für das Geschütz passende Kugeln zu gießen. Der alte Nordmann wollte es erzwingen, — denn Geschützkugeln waren dringend nöthig. Die heute angekommenen fünfhundert Soldaten hatten zwar zwei Kanonen mit hergeführt, aber bei weitem nicht hinreichende Munition. Für das Geschütz, welches sich früher schon hier befand, war wohl Pulver genug vorhanden, aber die Kugeln fehlten. Am vorigen Tage nun hatte Gyllenborg, nachdem die Gußversuche mißlungen waren, einige Abänderungen in den dabei nöthigen Formen angegeben. Und jetzt, wo er mit Peter Nordmann in dem Feuergewölbe stand, wurde eben Probe gegossen, — und siehe da, es gelang.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der berühmte afrikanische Reisende, Dr. David Livingstone, ist direkten Mittheilungen zufolge am 13. August glücklich in Mauritius angelangt. So ist es diesem unternehmenden Gelehrten endlich doch gelungen, den afrikanischen Kontinent von einer Küste bis zur andern zu durchreisen, indem er, abgesehen von seiner im Jahre 1849 (gemeinschaftlich mit Oswell und Murray) gemachten Entdeckung des Ngami-Sees und anderen Streifzügen im Innern, vom Kap aus gegen Norden und Westen bis Angola vorgedrungen, von dort bis Seshike zurückgegangen war und später die östliche Küste bei Tete und Quilimaine erreicht hatte. Alle diese beschwerlichen Wanderungen hatte der kühne Missionär aus seinen eigenen spärlichen Geldmitteln bestritten, und einer genaueren Beschreibung derselben können wir mit jedem Tage entgegen sehen. Jetzt, wo Graf Lauture im Begriffe steht, die große ägyptische Expedition den Nil hinauf anzutreten, und Kapitän Burton abgereist ist, um seine Forschungen bis Zangibar zu beginnen, wäre es desto wünschenswerther, wenn Dr. Vogel seine Wanderungen westlich vom See Chad bis an die Küste des indischen Ozeans ausdehnen könnte. Die 200 Pfd. St., die er sich von der englischen Regierung erbeten hatte, um nach Wadai und von da weiter nach Westen gehen zu können, sind hoffentlich längst in seinen Händen, und er vielleicht schon auf der Wanderung nach der Region der Nilquellen.

Der Ball, welchen der Fürst Esterhazy in Moskau gegeben hat, soll Petersburger Blättern zufolge 10,000 Silberrubel (1 Silberrubel — 1 fl. 53 kr.) gekostet haben. Die Fürstin Kotschubey hatte 50 ihrer Hausbeamten zur Bedienung geliehen. Der Fürst hatte für 150 Personen Silberservice mitgebracht, für 240 Personen war gedeckt, und da 600 eingeladen waren, mußte die Tafel dreimal erneuert werden. Der Ball des englischen Gesandten glänzte durch die schönen Damen, mit nicht weniger schönen Brillanten, und das Silbergeschirr des Herzogs von Devonshire, welches dieser seinem Schwiegersohn geliehen. Einzelne Aufsätze — von massivem Silber — waren so groß und schwer, daß sie von drei bis vier Personen getragen werden mußten.

Aus der Gemälde-Gallerie des Grafen von Suffolk in Charlton Park (Wiltshire), einer der kostbarsten Privat-Sammlungen Englands, wurden in der Nacht des 10. Oktober mehrere seltene Gemälde alter Meister entwendet. Unter anderen eine Madonna mit dem Kinde von Leonardo da Vinci, eine Madonna von Prokaccini, ein Kopf des Heilandes und die Geburt von Guido Reni, der Simshobler von Annibal Carracci, zwei Landschaften von Gasparo Poussin, ein Seestück von Van der Velde, eine Ansicht von Tivoli von Poussin und eine holländische Stadt-Ansicht von Van der Heyden.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 256 Samstag, 25. Oktober 1856.

Der Wende.

(Fortsetzung.)

Ich that nun, was meine Pflicht mir gebot, ich ordnete das Nächste an, das Entsetzlichste für die Hinterlassenen, ich geleitete den gewordenen Greis zu Grabe, ich nahm die äußeren Angelegenheiten in meine Verwaltung, zum Glück war hinreichendes Vermögen da, um die Zukunft der Wittwe zu sichern, sie verließ die Gegend sobald als möglich und kehrte in ihre Heimath zurück. Ferdinanden aber, die um keinen Preis der Welt bei ihr geblieben wäre, bot ich mein Haus zum Asyl an, und setzte dazu Eure Einwilligung voraus —"

„Von Herzen, von Herzen!" rief die Tante. „Hast sie ja aber gar nicht nöthig. Du als Herr auf Kaltenborn!"

„So bin ich denn mit ihr angekommen," fuhr Wolfgang fort, „und verhehle mir nicht, daß ich durch das Ungewöhnliche des Schrittes die böse Nachrede der Welt herausfordere. Ich tröste mich aber damit, daß sie sich beruhigen wird, wenn erst einige Zeit vergangen ist und sie bemerken kann, daß ihre übeln Voraussetzungen unbegründet sind. Wo nicht, so kann ich sie tragen. Ferdinande hat während ihres ganzen Lebens gewissermaßen außer der Welt gestanden, kennt ihre Gesetze nicht und wird die Acht, wenn dieselbe über sie ausgesprochen werden sollte, nicht fühlen, denn sie wird mit der Welt nicht in Berührung kommen."

„Aber," entgegnete die Tante jetzt kleinlaut, „aber wir haben doch Umgang — die alte Gastfreundschaft auf Kaltenborn ist Deinem Willen gemäß auch während Deiner Abwesenheit aufrecht erhalten worden, und wenn Besuch zu uns kommt, wird sich doch nicht vermeiden lassen, daß Ferdinande —"

„Worum nicht?" unterbrach sie Wolfgang lebhaft. „Ferdinande wird nie in unseren geselligen Zirkeln erscheinen, das habe ich ihr versprochen. Wenigstens vor der Hand. Es wird hoffentlich eine Zeit kommen, wo sie keine Zurückhaltung mehr nöthig haben, sondern siegreich ihren Feinden entgegen treten wird."

„Du verfolgst diese Feinde wohl?" forschte die Tante neugierig. „Gott, wenn Du nur nicht ihre Rache auf Dich ziehst — Ferdinande sagt selbst, daß sie der Fluch des Hauses geworden, wo sie gelebt."

„Fürchten Sie nichts," beruhigte sie der Neffe. „Kein Mensch ahnt, daß sie hier eine Freistatt gefunden hat, unsere Spur ist hinter uns verweht, wie ein Hufschlag im losen Sande; sie zu verfolgen, ist eine Unmöglichkeit geworden. — Irre ich nicht, so höre ich eben Ferdinandens Tritt auf dem Korridor."

Die Tante stand auf, ihr entgegen zu gehen, Antonie aber faßte des Bruders Hand, sah ihm innig in das Auge und fragte leise: „Bist Du ganz wohr gegen mich, Wolfgang?"

„Ich bin es, in den Thatsachen, diese sind treu und wahr erzählt. Doch habe ich Dir noch etwas zu vertrauen, Dir ganz allein, meine Herzensschwester, sobald sich ein ungestörter Moment dazu findet."

Den wußte Antonie im Laufe des Tages bald herbei zu führen. Was erfuhr sie da!

Sechstes Kapitel.

Graf Hernowitz hatte sich bei seiner Ankunft, als er das schimmernde Schloß auf der Höhe, von wo es den weitläufigen Park überragte, liegen sah, mit einer Freude und Bewunderung ausgesprochen, als erblicke er den Prachtbau zum ersten Male. Freilich war es zum ersten Male, daß er es mit dem befriedigenden Gefühle sah, welches nur der eigene Besitz des Schönen verleiht. Tartini, der neben ihm saß, bestätigte ihn darin und wußte die Annehmlichkeiten des herrschaftlichen Sitzes in das hellste Licht zu stellen. Es kam nur darauf an, das Interimistikum der Administration möglichst abzukürzen — über die Thatsache, welche dasselbe veranlaßt hatte, waltete ja gar kein Zweifel mehr.

So hatte denn der künftige Besitzer in freudiger Stimmung seinen Einzug gehalten, der leider noch nicht durch öffentliche Huldigung der Unterthanen

Digitized by Google

verherrlicht werden konnte; er hatte den ganzen folgenden Tag dazu verwendet, um an der Seite des Administrators, der von der kurzen Dauer seiner Verwaltung selbst überzeugt war, Alles in Augenschein zu nehmen, und sich dann der gewohnten üppigen Ruhe bei raffinirten Genüssen der Tafel überlassen, welche er zwischen den Eruptionen stürmischer Lustbarkeit, wie sie am Hofe stattfanden, besonders liebte. Aber nach wenigen Tagen schon, wie hatte sich diese Behaglichkeit verändert.

Tartini kam von einem Ausfluge zurück, den er im Interesse seines neuen Gebieters unternommen hatte. Er betrachtete den jungen Grafen als seinen Gebietet, obgleich er bei ihm keine bestimmte Stelle bekleidete, Hernowitz hatte nicht geduldet, daß er, wie bei seinem Oheim, als Kammerdiener bei ihm eintrat, sondern ihn nur als seinen Geschäftsführer angesehen, der übrigens ganz unabhängig seyn sollte. Später war ihm die Stelle eines Ober-Inspektors zugedacht. — Er hatte jetzt in Geschäften des Grafen eine Reise unternommen, und wie er plötzlich verschwunden war, ohne daß Jemand wußte, wie und wohin, war er auf einmal wieder da. Die Gartenarbeiter sahen ihn, den Hut in der Hand, ganz gemächlich durch den Park schlendern. Er ging sehr langsam, den Blick zur Erde gerichtet; schon von dem Fischmeister draußen am See, welcher den Park begränzte, hatte er erfahren, was während seiner Abwesenheit vorgefallen war, er wußte, daß er den Grafen, den er in Fülle der Gesundheit verlassen hatte, auf dem Schmerzenslager finden würde, man hatte ihm seinen Zustand als sehr gefährlich geschildert, da war denn auf alle Fälle Viel zu bedenken.

Wie tief er aber auch in Gedanken verloren schien, sein scharfes Ohr hielt gute Wache, ihn vor Ueberraschung zu schützen. Er hörte den nahenden Schritt auf dem Kieswege kurischen und blickte schnell auf: der Administrator kam ihm entgegen. „Sieh' da, Herr Tartini? Verreist gewesen?"

„Nur ganz in der Nähe ein kleines Geschäft," erwiderte Tartini mit seiner geschmeidigen Manier, die er selbst gegen den Niedrigsten bewahrte, dem fürstlichen Beamten gegenüber um so mehr. „Wie geht es dem Herrn Grafen?"

„Wissen Sie schon?" erwiderte der Administrator, „der schlimmste Tag ist glücklich überstanden."

„Gott sey Dank," rief Tartini. — „Viel Nachfrage aus der Nachbarschaft, nicht wahr?"

„Boten über Boten! Ich weiß gar nicht, wie der Graf, der eigentlich in hiesiger Gegend so selten gewesen, der, ich möchte sagen, den meisten Familien fast unbekannt ist, soviel Antheil finden kann. Es ist doch eine herzensgute Art von Menschen hier;"

Der ehrliche Beamte täuschte sich über den tiefern Grund dieses Antheils, der besonders von den Familienmüttern ausging. Herrn Tartini konnte das nicht begegnen, doch stimmte er in das Lob des eingesessenen und benachbarten Adels ein.

„Auch von Kaltenborn werden oft Erkundigungen eingeholt worden seyn," warf er hin.

„Nur einmal," erwiderte der Administrator. „Haben Sie gehört, was auf Kaltenborn passirt ist?"

„Ja wohl, Herr Amtsinspektor — indessen, wer weiß, wie das zusammen hängt, ich erlaube mir kein Urtheil."

„Sie haben in der großen Welt gelebt, Herr Tartini, wo man vielleicht dergleichen tolerirt oder gar in der Ordnung findet. Wir hier in unserer wendischen Türkei sind noch zu dumm dazu und nennen solche Wirthschaft — nun ich will's nicht aussprechen. Das sollte der alte Hans Kaltenborn wissen, er drehte sich im Grabe um."

(Fortsetzung folgt.)

Nordmann.

(Fortsetzung.)

Groß war des alten Kaufherrn Freude darüber. Er ging hin und her, besah und belobte, theilte reichlich aus an die Arbeiter und umarmte zuletzt dankend den jungen Gyllenborg. Dieser mußte ihn dann in seine Stube begleiten. Hier ließ der alte Kaufherr Wein bringen, und setzte mit Gyllenborg sich nieder und trank. So heiter war der Greis lange nicht gewesen. Gyllenborg aber wußte, daß der Gedanke an die Noth des Vaterlandes ihn bald wieder ernst stimmen, und dieser Ernst die kaum gewonnenen Fröhlichkeit schnell verdrängen werde.

„Jetzt — sagte Gyllenborg zu sich selbst, — „mußt Du es wagen. So günstig kommt der Augenblick nicht leicht wieder. So liebreich ist der Alte fast niemals gegen Dich gewesen. Und Du bist es ja, der ihn so erfreut, der ihn auf Augenblicke so umgewandelt hat. Und heute vielleicht kommt Irma noch. Wie viel dürfte ich hoffen und erwarten, wenn ich den Großvater nicht abgeneigt fände, wenn ich ihn gewinnen, auch in dieser Hinsicht ihn für mich gewinnen könnte. — Habe ich für diesen Plan mein Leben gewagt, habe ich, um die reiche Enkelin zu besitzen, des Großvaters Gunst mit durch Blut und Wunden erschlichen, — warum sollte ich jetzt nicht sein Wort erschleichen? — Holla! nur gewandt, nur mit gewohnter Kriegslist!"

Er stürzte einen Becher Wein noch hinunter. Dann sprang er auf, entschuldigte sich und sprach: „ich will nur schnell noch ein Mal in die Gießerei sehen, damit die Arbeit gut von Statten geht. Ihr

Digitized by Google

habt die Leute fast zu reichlich beschenkt, edler Herr Nordmann, und sie möchten wohl Lust bekommen, zu trinken und zu feiern. Das aber dürfte heute kaum angehen, und ich werde das Nöthige besorgen durch freundliche Ermunterung und liebreiche Ansprache." —

Damit entfernte er sich. Wohlgefällig sah der Greis ihm nach, und sagte, als Jener hinaus war: „nein, nein, es soll dem Schwedenkönig nicht gelingen, das dänische Reich zu stürzen!" — Dann ergriff er den Becher und schloß, nachdem er getrunken hatte, mit den Worten: „mein Herzblut für Dänemark und Norwegen! Mein Herzblut jedem Feinde!"

Begeistert blickte er dabei zum Himmel und erhob und faltete die Hände. In dieser Stellung fand ihn Gyllenborg, der jetzt eine abgefühlte, frisch gegossene Kanonenkugel mit hereinbrachte. Und sobald der Greis den Kommenden durch die Thür treten sah, ließ er die Hände wieder sinken, und fragte rasch: „was gibt es mit der Kugel? — Wieder mißlungen?"

„Nein, nein," antwortete Gyllenborg gefällig. „Aber es ist die Erste, die man goß. Und Euch, edler Herr Nordmann und den Arbeitern zu Ehren, wollen wir diesen Erstling hinausschießen in die Weite, so dieß Euch sonst einiges Vergnügen gewährte."

„Warum sollte mir das nicht Vergnügen gewähren?" entgegnete lächelnd der Greis. „Euer Einfall ist nicht übel. Ihr bereitet mir heute viel Freude. Und nicht den Arbeitern allein zu Ehren, hauptsächlich Euch zu Ehren, Herr Gyllenborg, lasset uns diesen eisernen Erstling aus dem Feuerrohre senden. Wart Ihr es doch nur, durch den er Guß gelang."

Gyllenborg hatte seine Absicht erreicht. — Von neuem nöthigte ihn der Greis, sich noch ein Weilchen nieder zu lassen und zu trinken, und dann mit ihm hinaus zu gehen, um den Schuß zu thun. — Gyllenborg bückte sich und legte die Kugel auf den Boden. Indem er sich aber wieder erhob, um an die Seite des alten Kaufherrn sich zu setzen, sagte er: nach einem kurzen Nachsinnen und scheinbar überrascht: „da fällt mir doch etwas ein, edler Herr Nordmann. Wir werden den Schuß noch verschieben müssen. Ihr erwartet heute oder morgen Eure Enkelin Irma aus Karlstadt zurück. Ihr seyd nicht sicher, — sie kann zu jeder Stunde, kann vielleicht jetzt schon in der Nähe von Friedrichshall seyn. — Würde sie über den Schuß nicht erschrecken? Würde sie ihn nicht als ein Zeichen vielleicht nehmen, daß hier Gefahr sey? — Und warum soll das Herz der Jungfrau sich Sorge machen um den geliebten Großvater? Warum auch nur einen Augenblick bekümmert oder erschreckt werden?" —

„Ihr seyd ja sehr aufmerksam, lieber Gyllenborg, für meine Irma," bemerkte freundlich Peter Nordmann.

„Für sie und für Euch," erwiderte Jener und verbeugte sich.

„Aber dießmal doch wohl mehr für Irma?" fragte lächelnd der Greis.

„Edler Herr Nordmann," sprach Gyllenborg nun weiter und blieb ehrerbietig stehen, „wie oft, wie oft hat das Wort mir schon auf den Lippen geschwebt, das ich auch jetzt kaum auszusprechen wage. — Nicht heute nur gedenke ich an Eure Irma, — ich habe schon lange, lange sie verehrt. Wie glücklich, wie selig würde ich seyn, wenn ich bei Euch nicht vergebens um ihre Hand bitten dürfte, wenn mir die Hoffnung käme, daß diese Hand mich durch das Leben leiten sollte."

Lange schwieg der alte Kaufherr. Er hatte seinen Fuß auf die Kanonenkugel gesetzt und bewegte dieselbe spielend hin und her. — Endlich blickte er auf und sprach: „wird Irma wollen? — darauf kommt Alles an." —

„Ich glaube," antwortete Jener freudig überrascht, „Eure Enkelin dürfte mir nicht ganz abgeneigt seyn."

„Liebt sie Euch, — will sie Euch, so habe ich nichts dagegen," versetzte der Greis.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ausbruch des Bürgerkrieges in Kansas.

Ein englischer Reisender, Mr. Thomas H. Gladstone, der das Unglück oder Vergnügen hatte, im vergangenen Mai sich in Kansas zu befinden und den Ausbruch des Bürgerkrieges zu beobachten, schildert einen Theil seiner Erlebnisse in einem Brief an die „Times." Am Abend nach der Plünderung von Lawrence sah es in der Stadt Kansas nicht geheuer aus. In allen Straßen wimmelte es von Ankömmlingen aus Lawrence, welche die gemachte Beute zur Schau trugen; branntweinerhitzte, blutdürstende und blutbespritzte Gesellen, meist von gewaltigem Knochenbau, bis an die Zähne bewaffnet, die rothen Flanellhemden und die in ungeheure Stiefel gesteckten Hose, von Rauch und Staub geschwärzt, den Ausdruck wahnsinniger Wuth in den unrasirten und ungewaschenen Gesichtern, und den Mund voll grimmiger Drohungen. Sie lechzten nach der Genugthuung, ein neues „schuftiges Abolitionistennest" zu verbrennen und beschlossen, vorderhand dem Hotel in Kansas den rothen Hahn auf das Dach zu setzen; ein Vorhaben, von welchem ein glücklicher Zufall

Digitized by Google

sie wieder abbrachte. Mr. Gladstone schiffte sich denselben Abend auf einem Missouriboot nach Leavenworth ein und hatte das Vergnügen, die Nacht in Gesellschaft von etwa 200 dieser „Gränzraufbolde" zu verbringen. Außer diesem süßen Pöbel befanden sich einige harmlose deutsche Hausirer an Bord, die sich mäuschenstill hielten, ein Paar Neuamerikaner auf der Reise nach Santa Fe, welche dieselbe Vorsicht beobachteten und ein gentlemänischer Ansiedler aus dem Westen, ein Athlet von Gestalt, mit einem Blicke, welcher den kalten Muth eines Bärenjägers verrieth. Auch dieser unverzagte Hinterwäldler, mit dem Mr. Gladstone eine Bekanntschaft anknüpfte, gestand, sehr froh zu seyn, daß er in der Gegend als ein Mann bekannt war, der sich nie eines abolitionistischen Wortes schuldig gemacht, und beschwor den Engländer, so lieb ihm sein Leben sey, sich nicht als Engländer zu erkennen zu geben. Die Schilderung dieser Fahrt auf dem Missouri ist ein Nachtstück, das Gallot-Hoffmanns Phantasie gereizt hätte. Die Orgie, welche mit Grog und Hazardspiel aufgeführt wurde, erhielt an jeder Landungsstation einen neuen Sporn durch die Extrablätter, die an Bord kamen. „Der Kansastanz hat begonnen," lautete die Ueberschrift des einen; „der Ball ist eröffnet!" Ein anderes führte den Titel: „Lawrence genommen — glorreicher Triumph der Gesetz- und Ordnungspartei über den Fanatismus." Unter den Passagieren, deren nähere Bekanntschaft Mr. Gladstone am vorsichtigsten scheute, war ein Mann, den die Umstehenden als „einen der achtbarsten Kaufleute in Westport" erwähnten. Dieser Hauptsmann, aus dessen Rocktasche ein Pistolenlauf blickte, schwenkte einen geladenen Revolver seinen Freunden vor der Nase und machte sich in einer Sprache Luft, aus der Mr. Gladstone's sprüde Feder die Gotteslästerungen und Flüche gestrichen hat. Sie klingt trotzdem kannibalisch genug: „Ja, Sir," rief er z. B., „dieses Instrument da (seine Pistole) hat schon mehr als Eine Schmeißfliege (einen Yanke) zerquetscht. Wenn einer von der Brut an Bord ist, so möge er lieber verschwinden." —

„Sauft! Schnaps her, altes Pferd! Ich bin der Mann, ihm einen Brocken Blei in seinen Wollkopf zu schmeißen. Ich bin ein kurioser Kauz, ja! Den ersten Freiheitsmann, der das Maul aufmacht, stoß ich in den Höllenrachen, bevor er sich schneuzen kann. Blei ist das Ding, ihnen 's Maul zu stopfen u. s. w." Daß dieß nicht bloße Ausbrüche der Trunkenheit waren, zeigte sich am Morgen; denn als die Passagiere ihren Rausch ausgeschlafen hatten, begannen die Raufbolde mit kalter Berechnung ihren Feldzugsplan zu entwerfen. In Leavensworth angekommen, suchte Mr. Gladstone eine Unterkunft in einem der beiden „Hotels" des Ortes. Die Gäste schliefen da auf dem Fußboden zwischen geladenen und ungeladenen Feuergewehren; es fehlte an den nothdürftigsten Möbeln, aber nirgendswo an Spieltischen, wie man sie in Homburg oder Baden-Baden sieht. Gouverneur Robinson, den die Missourier gefangen hatten, wurde in einem Hotel „verhört," und die Menge fand den Prozeß gar zu lange. „Packen wir ihn doch," bemerkte Einer ruhig und entschlossen; „ich bin des Teufels, wenn wir ihn nicht ungeheuer flink athun. Der Galgenvogel, jetzt mag er rasch sein Vaterunser plappern." Einer nannte ihn, „Gouverneur Robinson;" „sag das Wort noch einmal," rief ein Anderer, „und ich schieß Dir den Schädel ein. Wer heißt Dich den höllischen Negerdieb Gouverneur schimpfen?" Die Lynchgelüste wurden indeß nicht befriedigt, da Oberst Sumner in der Nähe stand, und in seinem Fort fand Mr. Gladstone Schutz, nachdem er eine Nacht im Hotel auf der Erde gelegen hatte, wo dann und wann die geladenen Pistolen losgingen, ohne daß man sich deßhalb inkommodirte.

Mannigfaltigkeiten.

In den militärischen Kreisen Dresdens wurde dieser Tage ein eigenthümliches Jubiläum gefeiert. Einem hier lebenden Veteranen, dem pensionirten Oberstlieutenant von Köckeritz, wurde in der Schlacht bei Jena eine Kugel durch die Brust geschossen, die, dicht unter den Schultern eingedrungen, trotz aller ärztlichen Versuche nicht herausgezogen werden konnte. Am 14. Oktober d. Jahres waren es nun 50 Jahre, daß Herr von Köckeritz diese Kugel in sich trägt, und seine Freunde und Kameraden hatten diesen Tag ausgewählt, um dem würdigen Veteranen eine hierauf bezügliche Ueberraschung zu bereiten. Sie überreichten ihm ein entsprechendes Festgedicht und eine silberne Kugel, auf welcher die Worte eingravirt sind. „Der 14. Oktober 1806|56." Auch Seine Majestät der König betheiligte sich bei der Feier, indem er dem Jubilar nebst den besten Wünschen eine Sendung alten Tokayers zugehen ließ.

Den Berliner Todtengräbern wird seit Kurzem die Bezeichnung „Kirchhofs-Inspekteuren" beigelegt. Sie wünschen nämlich nicht mehr wie früher bezeichnet zu werden, da sie sich gar nicht mit dem Graben von Gräbern befassen, und dazu ihre eigenen Arbeiter halten.

Auflösung der Charade in Nro. 249:
Aschaffenburg.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Kilette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 257 Montag, 27. Oktober 1856.

Der Wende.

(Fortsetzung.)

Tartini gab dem Administrator im Allgemeinen Recht, verwahrte sich aber doch gegen die Anwendung auf den bestimmten Fall, der wohl nur den bösen Schein gegen sich habe und trennte sich dann von dem geradsinnigen Manne, um seinen kranken Gebieter aufzusuchen.

„Der Arzt hat ausdrücklich verboten —" wies ihn der im Vorzimmer sich aufhaltende Diener ab.

„Ich komme mit Bewilligung des Arztes," versicherte Tartini und trat in das Zimmer, wo der Graf darnieder lag. Dieser erkannte ihn auch gleich und wollte sich, seinen Zustand vergessend, aufrichten, der Schmerz ließ ihn aber gleich mit einem lauten Aechzen zurücksinken.

„Sie finden mich in einem traurigen Zustande, mein lieber Tartini," stöhnte er.

„Schonen Sie Sich, Herr Graf, halten Sie Sich ganz ruhig, die Gefahr ist, wie ich weiß, glücklich überstanden, in wenig Tagen sind Sie wieder gesund —"

„Wer hätte gedacht, daß mir mein bester Freund so perfid auf den Leib halten würde."

„In Ehrensachen, Herr Graf!" erlaubte sich Tartini bescheiden zu bemerken.

„Sie haben Recht. Ich bin auch so frei gewesen, gut zu zielen, unbegreiflich, daß ich gefehlt habe, da ich sonst das As aus der Karte schieße. Hätte ich ihn getroffen, statt umgekehrt, so wäre ich jetzt freier Herr meiner Handlungen — er ist wohl auf Kaltenborn, Tartini, haben Sie nichts gehört?"

„Nein, Herr Graf," versicherte Tartini entschieden. „Ich habe ihn noch vorgestern an der Spitze seiner Dragoner gesehen, sie rückten eben auf den Exerzierplatz."

„In der That!" sagte der Graf. „Er benutzt also seinen Vortheil nicht, obgleich er mir erklärt hat, daß mit der ersten gewechselten Kugel unser Vertrag vernichtet ist — das ist ehrenvoll, das ist ritterlich von ihm."

„Auf Kaltenborn wäre wohl jetzt auch kein günstiger Moment für ihn. Der Baron ist angekommen."

„Ist er hier?" rief der Graf aufgeregt. „Nun? Haben Sie weiter nichts gehört?"

„Vor der Hand ist nicht zu befürchten, daß ihm ungehörige Mittheilungen gemacht werden. Der Mensch, den mein unglücklicher Herr in seiner fixen Idee damit beauftragt hat, ist nicht zu Hause, wie ich sicher weiß, und wird wohl gar nicht wieder kommen."

Der Graf sah den kleinen Mann, der seine Behauptung so ruhig und zuversichtlich aussprach, mit fieberglühenden Augen an. „Dafür werden Sie wohl sorgen?" fragte er lächelnd.

„Wenn ich könnte, ganz gewiß, denn ich habe bei all' meinen Handlungen nur einen Zweck," erwiderte Tartini sich verbeugend, so daß der Graf diesen Zweck nicht mißverstehen konnte. „Aber hier maße ich mir kein Verdienst an. Der wendische Bauer, von dem wir sprechen, hat sich, wie mir gesagt worden, auf eine weite Reise eingerichtet — sie pflegen immer ihre Lebensmittel, Brod und Käse, mitzuschleppen — und da sich diese Nation selten weit von ihren Heimathsdörfern entfernt, ja schon, wenn sie kaum drei Stunden entfernt wohnen müssen, ein lächerliches Heimweh empfindet, so schließe ich, daß jener eine wichtige Ursache zu seiner Reise haben muß. Wenn Eure Gnaden mir erlauben, meine Vermuthung auszusprechen, so fürchtet er wohl, bei der nächsten Rekrutirung zu den Soldaten genommen zu werden."

„Haben Sie davon gehört?" fragte der Graf.

„Ich habe davon reden hören," antwortete Tartini. „Kein Wunder auch, denn er ist ein martialisch gewachsener, baumlanger Kerl, so recht für die Grenadiere gemacht. — Dem geht er nun aus dem Wege, und über kurz oder lang, wenn er irgendwo sein Unterkommen gefunden hat, wird seine kleine hübsche Frau auch einmal fort frys, wie Spaniol."

„Hübsche Frau?" fragte der Graf aufmerksam, aber gleich erinnerte ihn ein heftiger Stich in seiner Wunde, daß er jetzt keine leichtfertigen Gedanken hegen müsse, und er stöhnte schmerzlich.

Tartini bedauerte ihn und bat wiederholt, sich

Digitized by Google

Rührung weinen mußte. —“ Der treue Diener konnte sich ihrer, wie es schien, auch jetzt bei der Erinnerung nicht enthalten — „aber, Herr Graf,“ hier seufzte er tief, „keine Hoffnung, auch nicht die geringste, ihn jemals dem Lichte des Geistes wieder gegeben zu sehen. Er kannte mich nicht, er kennt Niemand wieder, der kaum vor einer Stunde und oft bei ihm gewesen, nicht den Arzt, der ihn täglich besucht, nicht seinen Aufwärter, der stündlich um ihn ist, jeder Eintretende ist ihm wieder eine völlig fremde Person, die er mit sanfter Höflichkeit empfängt.“

„Das ist ja ein entsetzlicher Zustand,“ rief der Graf.

„Er fühlt sich aber so glücklich, so vollkommen ruhig dabei — dann spielt er, sich selbst überlassen, mit leblosen Dingen, als wären sie beseelt, kurz, mein Herr Graf, die Aerzte erklären, niemals eine so völlig ausgebildete, unheilbare Zerrüttung des Geistes gesehen zu haben: mit dieser Gewißheit entließen sie mich. — Jetzt aber entlassen mich Eure Gnaden auch, es ist die höchste Zeit dazu, und ich fürchte schon, den herbsten Tadel von Seiten Ihres Arztes verdient zu haben.“

Dieser wurde eben vom Lakaien eingelassen; ein kleines Männchen mit verbissenem Gesicht, im Staatsfrack mit gestickten Schößen, mit wohlgepudertem Kopf, das Triangelhütchen unter dem Arme, den Degen an der Seite. Beim ersten Blick auf den Patienten runzelte sich seine Stirn, er richtete ein streng fragendes Auge auf Tartini, näherte sich leisen Schrittes dem Bette und bemächtigte sich, das Willkommen! des Grafen mit stummer Verbeugung erwidernd, seines Armes. Er zählte die Pulsschläge, ein zweiter, jetzt noch strengerer Blick traf den Italiener, und dieser verstand den Wink, der ihm durch eine Seitenbewegung des gepuderten Kopfes gegeben wurde, und entfernte sich. Draußen lächelte er höhnisch vor sich hin. Der Graf aber lag bald im heftigsten Fieber, das den Mitteln des Arztes lange widerstand, und über Nacht einen gefahrdrohenden Charakter annahm.

(Fortsetzung folgt.)

Nordmann.

(Fortsetzung.)

„Kann ich auch meinen Wohlstand mit Eurem Reichthum nicht messen, so wißt Ihr doch, daß ich zwei Schiffe besitze,“ sagte, in seinem innern Triumphe sich vergessend und aus der Rolle fallend, jetzt Gyllenborg, und beugte sich noch tiefer als vorher.

Digitized by Google

„Das entscheidet nichts," entgegnete der Greis indem er aufstand und ein finsterer Zug um sein Gesicht sich legte.

„Also nicht der Reichthum lockt mich," verbesserte jetzt schnell und verlegen Gyllenborg, „da hätte ich mit meinem Besitzthume ja genug und könnte um eine ganz arme Jungfrau werben."

„Wenn ich Euch sagte," fuhr Peter Nordmann fort, „nichts wird mich dabei leiten als Irma's Wille und Liebe, sobald die Wahl übrigens nicht gegen mein Gefühl, gegen meine Grundsätze läuft. Und an Euch, lieber Gyllenborg," sprach er, wieder freundlicher werdend, weiter, „habe ich nichts auszusetzen. Könnt Ihr Irma's Liebe gewinnen, oder besitzt Ihr sie schon, so sey es. — Irma's Eltern," setzte er nach einer Pause hinzu, „sind todt, — sie lebten unglücklich, denn sie liebten sich nicht. Meine gute redliche Frau ist auch todt, — und ach, wir lebten so glücklich! denn wir liebten uns. — Irma ist mein Augenapfel, wie sollte ich sie nicht glücklich werden lassen? Also wißt Ihr, wie ich es meine, lieber Gyllenborg, und dabei bleibe es denn." — Er trank und gab ihm die Hand.

„So danke ich Euch tausend, tausend Mal," rief der entzückte Gyllenborg und ließ sich auf ein Knie vor dem Greise nieder.

Der Greis aber sprach, indem er ihn zum Aufstehen nöthigte: „wozu solchen Dank? — Haltet Euch nur wieder tapfer, Gyllenborg, denn Irma liebt die Tapferkeit."

„Tapferer noch werde ich seyn, als ich gewesen bin!" versicherte Jener.

„Und mit dem Schusse" fuhr der Greis lächelnd fort und deutete auf die daliegende Kugel, „wollen wir heute noch Anstand nehmen. Ihr werdet ihr ja das Nöthige davon erzählen. — Leicht kann es möglich seyn, daß Irma noch heute kommt. Ich habe sie schon gestern erwartet. Trifft sie auch morgen noch nicht ein, so sende ich einen zweiten Boten."

Und Beide gingen nun noch einmal in die Gießerei. Der Greis blieb jetzt noch heiter. Als er aber mit Gyllenborg durch die Stadt schritt, hatte der gewohnte Ernst sich seiner wieder bemächtigt. Er sprach von der Kühnheit des Schwedenkönigs, von dem gebrochenen Frieden, von der belagerten Hauptstadt, von der Gefahr, in welcher das ganze Reich jetzt schwebe, von dem Muthe, der Begeisterung und Tapferkeit, die diesmal nur helfen und siegen könne.

Gyllenborg antwortete auf das Alles mit berechnender Umsicht wie gewöhnlich. Ohne Aufhören war er geschäftig. Er griff selbst mit zu, wo es augenblicklich nöthig schien. Denn er war ja in einem Plane um einen Riesenschritte vorwärts gekommen und seine frühere Anstrengung und Mühe sah er jetzt belohnt. — Daß es aber so schnell, so leicht ihm gelingen werde, hatte er sich nicht träumen lassen. Die schöne Irma, — die einstige reiche Erbin des alten Nordmann: sie war ihm fast sicher zugesagt. An ihrer Neigung zweifelte er nicht, — ihre Liebe gedachte er leicht völlig noch zu gewinnen. — Mit Stolz und Uebermuth blickte er im Stillen schon herab auf seines Gleichen, mit Stolz und Uebermuth auf jeden Hauptmann auch, der ihm begegnete, mit Stolz und Uebermuth auf seinen unermeßlichen Reichthum in der Zukunft. — Und wirklich war Irma ihm nicht abgeneigt gewesen. Sie hatte seine Tapferkeit noch gelobt, ehe sie nach Karlstadt ging. Freundlich mußte er ihr Betragen gegen sich nennen, das sie damals beim Abschiede gezeigt. Sein Aeußeres war gefällig, — er selbst aber nannte es schön, — wie konnte er zweifeln an dem Gelingen alles Uebrigen? —

4.

Am Abende des folgenden Tages glänzten schon einzelne Sterne am Himmel. In der Stadt und um die Festungswerke her wurde es ruhig. Nur auf den Letzteren waren dänische Wachtposten aufgestellt; in der Stadt aber, wohin die Arbeiter und Bürger zurückkehrten, gab es weiter kein kriegerisches Zeichen, als daß man hier und da einige Soldaten nach der Eidergans gehen sah.

Mit der Geige auf dem Rücken schritt aus diesem Wirthshause auch der alte Jakob. Seine ärmliche Wohnung, mehr einer Hütte als einem Hause gleichend, lag unten am Abhange der Stadt, wo man die Aussicht auf den Swinesund hatte. Ohne sich aufzuhalten, schlug er den nächsten Weg ein. Dieser führte ihn nahe an den Festungswerken vorbei. Hier hörte er aus dem Gespräche eines Wachtpostens, daß man schon vor einer halben Stunde ein kleines Fahrzeug ohne Flagge auf dem Sunde herab habe kommen sehen. Die Wachtsoldaten sprachen darüber sehr gleichgültig. War es doch nicht ein Mal ein Handelsschiff, geschweige ein Kriegsschiff gewesen. — Was konnte sie es also kümmern? Sie tauschten nur ihre Ansichten aus über das schnellere und langsamere Segeln der Schiffe überhaupt.

Nicht so gleichgültig war es dem alten Musikanten, daß ein Schiff im Anlanden sey. Denn darin hauptsächlich fand er sa seinen kärglichen Erwerb, daß er jedes ankommende Fahrzeug mit Musik begrüßte und die Schiffsmannschaft oder die sonst Aussteigenden durch Gesang und Spiel empfing. Lohnte zuweilen seine Mühe auch gar nicht, — selten oder nie doch ließ er ein landendes Fahrzeug unbeachtet. —

Digitized by Google

Kaum hatte er also das Gespräch der Soldaten vernommen, so wich er seitwärts ab und ging den kürzesten Fußsteig, der zum Strande führte. Es dunkelte immer mehr. Die Vorsicht, mit welcher der Alte den steilen Fußpfad hinabschreiten mußte, erlaubte ihm keine Schnelligkeit, die dem Greise beim Gehen auch am Tage nicht allzusehr zu Gebote stand. Fast war er im Begriffe, wieder umzukehren, als am fernen Horizont der Mond aufstieg und zu den einzelnen Sternen sich gesellte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Bezug auf das dem König Ludwig zu setzende Denkmal bringt, in einer Zuschrift d. d. Rom, 8. Oktbr., ein Künstler (Architekt, wie es scheint) eine neue Idee in Anregung, welche wenigstens gehört zu werden verdient. Derselbe wünscht kein Standbild, weder von Erz noch von Marmor, sondern: „In einer gewissen Entfernung von München (schreibt er) fasse man eine ergiebige Quelle, oder man zapfe einen klaren Bergstrom ab, und führe das Wasser, nach Art der römischen Aquädukte, auf hohen Bögen der Stadt zu. Jede Provinz, jede Stadt, jede Gemeinde, auch einzelne Gesellschaften oder einzelne Personen mögen sich beeilen, die Kosten von einem oder von mehreren Bögen, oder aber auch nur von einem Theil eines Bogens zu übernehmen, um dadurch Miteigenthümer des Werks zu werden. Das Ganze, in gleichartiger architektonischer Zeichnung, würde die Umgebung von München wunderbar verschönern, vielleicht durch Bewässerung wesentlich bereichern; die Stadt würde reichlich mit Wasser versehen, was Anlaß gäbe, sie später mit monumentalen Fontänen zu zieren. Ohne der Einheit des Ganzen Abbruch zu thun, hätte jeder Eigenthümer eines Bogens, oder eines Theiles von einem Bogen, das Recht, in seinem Antheil kleine Verzierungen, plastische Darstellungen, Wappen und Gedenktafeln anzubringen, und dadurch Gelegenheit, seine Gesinnungen und das nähere Warum seiner Theilnahme auszudrücken. Und Tag für Tag, Stein für Stein hätte der vielgeliebte König seine Freude an dem Wachsen, an dem Gelingen dieses Werkes, welches sich so herrlich seinem eigenen Wirken anschließen würde.

Aus Paris wird der „Kölnischen Zeitung" geschrieben: „Am 8. Oktober ereignete sich eine schreckliche Scene im Faubourg St. Antoine. Ein Arbeiter hatte eine Wohnung gemiethet. Bevor der Kontrakt abgeschlossen wurde, hatte man gefragt, ob er keine Kinder, keine Hunde und keine Katzen habe. Der Arbeiter, der wußte, daß die Pariser Hausbesitzer seit der Seltenheit der Wohnungen alle möglichen Kapricen ihren Miethern gegenüber sich erlauben und oft nur Leuten ein Asyl gewähren wollen, die kinder- und hundelos sind, antwortete auf alle diese Frage mit einem energischen Nein, obgleich er mehrere Kinder besaß. Am 8. Oktober Abends zog der Arbeiter in seine neue Wohnung ein; aber kaum hatte er Besitz genommen, so erschien der Hausherr, der durch den Concierge von dem Daseyn der Kinder Kenntniß erhalten hatte, überhäufte ihn mit den gröbsten Schimpfworten und forderte ihn auf, sofort sein Haus zu verlassen. Der Arbeiter weigerte sich, diesem Verlangen zu willfahren. Die Wuth des Hausherrn kannte nun keine Gränzen mehr: er ergriff Stühle, Packete u. dlg. und warf sie zum Fenster hinaus. Der Arbeiter verlor seinen Gleichmuth. Mit einem wilden Schrei stürzte er über den Hausherrn her, faßte ihn beim Kragen und sandte ihn den Packeten nach. Am nächsten Tage starb der Hausherr an seinen Wunden."

Seit Anfang dieses Monats besteht im Prager Bahnhofe eine dem Wunsche der Reisenden gewiß zusagende, nachahmenswerthe Einrichtung. Es sind dieß zwei, für Herren und Damen abgesonderte, mit stets frischem Wasser und sonst nöthigem Bedarfe sehr zweckmäßig ausgestattete Lokalitäten zu Waschungen. Wer bei häufigen Reisen die Nacht durch, das Bedürfniß der Morgenwaschung empfindend, den Mangel der Gelegenheit hierzu, besonders an Eisenbahn-Stationen, und wo diese ja in den Restaurations-Lokalen vorhanden, die damit verbundenen Unzukömmlichkeiten aus Erfahrung kennt, welche es besonders Damen unmöglich machten, sich in Gegenwart vieler Fremder zu waschen, der wird die Wohlthat dieser neuen Veranstaltung gewiß würdigen. Der Gebrauch der Einrichtung ist kostenfrei, und auch jenen, welche Seife oder frische Handtücher fordern, ist die Gratifikation an den Verabreicher dem eigenen Belieben anheimgestellt.

In Berlin feiert im nächsten Monat ein Stabs-Trompeter im Garde-Artillerie-Regiment sein 50jähriges Trompeter-Jubiläum. Er bläst noch heute wie vor 50 Jahren mit frischem, kräftigem Athem die Signale und reitet munter seinem Regiment voran.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Eliette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 258 Dienstag, 28. Oktober 1856.

Der Wende.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen brachten Marktleute die Nachricht auf den Wochenmarkt des Kreisstädtchens, wo wir Herrn Tartini's Bekanntschaft zuerst gemacht haben, daß der Graf wohl den Abend nicht überleben werde, und der Förster Mudra, welcher eben nach Hause ritt, erzählte sie dem Kutscher Thomas, den er zufällig im Walde mit einer Holzfuhre für den Schloßbedarf antraf. Von diesem erfuhr sie Frau von Kalm, welche damit bei Tische erschien, als die Familie sich eben zum Essen setzte.

Es machte einen großen Eindruck auf Antonien; hatte sie auch die Annahme der Tante, daß ihr Herz sich längst für den vollendeten Kavalier, als welcher Graf Hernowitz gelten konnte, entschieden habe, durch ihre Worte, noch mehr aber durch das schriftliche Zeugniß, welches die Tante in ihrem Tagebuche gelesen, widerlegt, so konnte sie doch bei dem Gedanken an den nahen Tod des Mannes, der sich mit leidenschaftlicher Huldigung um ihre Gunst beworben hatte, nicht gleichgültig bleiben. Sie mußte sich mancher Scene erinnern, welche sie in der Hauptstadt in dieser Beziehung erlebt, und welche — sie hätte kein Mädchen seyn müssen — doch nicht so spurlos an ihr vorübergegangen war, sie dachte jetzt auch an die Uneigennützigkeit seiner Liebe; denn was hätte ihn, den reichen Mann, zu ihr, dem verhältnißmäßig armen Mädchen, sonst führen können, als eben ein wahres, uneigennütziges Gefühl des Herzens?

In der ganzen Gegend wußte man schon, daß der Graf in einem Zweikampfe mit seinem besten Freunde verwundet worden sey, denn Forkenstedt, wie sehr er sich auch bemüht hatte, die Sache geheim zu halten — er hatte ohne Diener, in Zivilkleidern den weiten Ritt von der Hauptstadt unternommen — war darin durch den Grafen selbst, der mit gewohnter Rücksichtslosigkeit alle Anstalten durch seinen Leibdiener hatte treffen lassen, zu Schanden geworden. Nur über den Anlaß der Entzweiung zwischen zwei so intimen Freunden war man im Dunkel geblieben, bis in der „Spinnstube" Frau von Kalm darüber einige Winke gegeben, deutlich genug, um verstanden zu werden. Um Fräulein Kaltenborn hatten sie sich geschossen. Es mag gerühmt werden, daß Tante Lolo es bis jetzt über sich gewonnen hatte, ihre Nichte zu schonen, und ihr den Grund des Duells, der ihr selbst sonnenklar schien, nicht vorzurücken. Heut aber, wo der Tod schon seine kalte Hand nach dem so grillenhaft Verschmähten ausstreckte, konnte sie es nicht länger auf dem Herzen behalten und erwartete nur das Ende der Tafel, um Antonien eine zärtliche Epistel darüber zu lesen, denn vor der Fremden, welche so gar nicht in die Verhältnisse eingeweiht war, mochte sie es doch nicht thun.

Ferdinande — ihr Freund hatte es durchgesetzt, daß sie nicht in förmlicher Weise Fräulein Tscharnow, sondern bei ihrem Taufnamen von der Tante und Antonien genannt wurde — hatte sich, als erstere die Nachricht von Hernowitz brachte, ganz merkwürtig benommen, und es war nur der ausschließlich auf die Nichte gerichteten Aufmerksamkeit der Frau von Kalm zu danken, daß ihr die Art und Weise, wie die Fremde jene Nachricht, welche sie selbst doch gar nichts anging, aufnahm, nicht als räthselhaft auffiel. Dem Baron aber war es nicht entgangen, wie ihr schwarzes Auge, das sie gewöhnlich auf ihren Teller bei Tisch, sonst in ihren Schooß gesenkt hielt, plötzlich aufsprühte, wie um ihren Mund die Fibern zuckten und eine Bewegung in ihren Zügen sich kund gab, die man hätte eine wilde Freude nennen können, wenn eine solche mit den Verhältnissen irgend verträglich oder aus ihnen erklärlich gewesen wäre. Für Wolfgang schien nun allerdings der Eindruck, den seine Schutzbefohlene verrieth, nicht so ganz unverständlich zu seyn, denn er sah dieselbe nicht mit verwunderten, sondern mit besorgten Blicken an und als es ihm gar nicht gelang, ihr Auge, das starr an dem Munde der Erzählerin hing, auf sich zu ziehen, stieß er sie leise unter dem Tische an und benutzte den Moment, als die Tante gerade lebhaft Rede und Gegenrede mit seiner Schwester tauschte, um Ferdinanden leise zu-

Digitized by Google

zuraunen: „Hüte Dich!“ Die Mahnung fruchtete denn auch, das junge Mädchen senkte ihr Auge, das sie verrathen konnte, wieder auf ihren Teller und nach einer kurzen Weile ebnete sich auch die Spannung ihrer Züge.

Als nun die Tafel aufgehoben war und die Tante sich Antoniens bemächtigte, um endlich ihrem Herzen Genüge zu thun und das eigensinnige Gemüth, dem sie alle Schuld an dem Unglücke beimaß, wenigstens auf die Folgen ihrer unbegreiflichen Verblendung aufmerksam zu machen, da sagte Ferdinande zu Wolfgang, mit dem sie in eine Fensternische getreten war: „Wenn er stirbt, wenn vielleicht das ganze Gebäude der Arglist und Gewalt zusammenstürzt — Wolfgang, dann —“

„Ich bitte Dich,“ unterbrach sie der Freund, „gib Dich nicht einer so leidenschaftlichen Aufregung hin; Alles kommt darauf an, daß Du Dich nicht verrathst, viel Augen sind auf Dich gerichtet und bewachen Dich, noch ist die Tante unbefangen, aber ein Funke des Argwohnes, der in ihre Seele fällt, genügt, um sie nicht rasten, noch ruhen zu lassen, bis sie Dir die Maske abgezogen hat.“

„Darum laß mich sie freiwillig abwerfen: ich ertrage sie nicht mehr!“ rief Ferdinande ziemlich laut, so daß Antonie, welche sich eben der Tante entzogen hatte, aufmerksam herüber sah.

„Ich kann das nicht dulden, bis es an der Zeit ist,“ entgegnete Wolfgang. „Hast Du Dich mir einmal anvertraut, um den Rath der Bösen zu Schanden zu machen, so verlange ich auch Gehorsam.“

Damit wurde das Gespräch abgebrochen, denn die Tante kam, Abschied zu nehmen, da sie wieder zur Sitzung ihres Geheimbundes fuhr, welche sie stets gewissenhaft besuchte. In ihrer Abwesenheit konnten sich die Drei, die sich bereits verständigt hatten, recht aussprechen, nur über das Nächste, was mit Ferdinandens heutigem Betragen in Bezug auf den Grafen Hernowitz zusammenging, war Antonie mit Absicht im Dunkeln gelassen worden, sie hatte dasselbe nicht bemerkt und überhaupt gar keine Ahnung davon, daß irgend eine Beziehung obwalte, welche das leidenschaftliche Aufflammen Ferdinandens rechtfertigen konnte. — Der Tag verging unter Gesprächen von höherem Interesse, als sie gewöhnlich im Beisein der Tante geführt wurden, und als deren Wagen heimkehrend durch den Thorweg rasselte, wunderte man sich, daß es schon so spät sey. Es war aber noch gar nicht spät, sondern die Tante kehrte früher zurück als sonst, etwas Unerhörtes, da sie eins der ausdauernsten Mitglieder jenes Vereins war, dessen Mysterien nur der böse Neid der Nichteingeweihten auf den in nachgeahmte Freimaurerformen gebrachten Genuß von Theer, süßem Wein, Kuchen und Klatsch herabsetzen und profaniren konnte. Was mochte geschehen seyn, daß Tante Lolo heut von dort um eine Stunde früher als gewöhnlich heimkehrte?

Sie ließ ihre Nichte, denn nur gegen diese sprach sie sich aus, nicht lange im Unklaren darüber, Beide blieben bald allein, die Fremde hatte sich gleich, als sie den Wagen kommen hörte, auf ihr Zimmer zurückgezogen und auch Wolfgang die Tafelstube bald verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Nordmann.

(Fortsetzung.)

„Wahrheit, Wahrheit,“ sprach er vor sich hin, „der liebe Gott sorgt ja immer. Habe ich doch nicht an den Mond gedacht. Und mußte er nicht kommen, da er noch im Zunehmen ist und gestern schon kam und morgen kommen wird? — Und kann ich nicht wissen, daß der liebe Gott auch morgen sorgen wird für mein Brod, da er ja gestern sorgte und auch heute noch sorgt und seine Liebe immer im Zunehmen ist? — Immer,“ fuhr er fort und blieb einige Augenblicke stehen und schaute heiter nach dem Monde hin, „immer stecke es heraus Dein altes Gesicht! Das Deine ist noch älter als das meine, — noch älter selbst, viel älter, als das Gesicht meines Vaters.“ —

Hier ging er wieder weiter. Nur dann und wann blickte er noch hinüber nach dem Monde. Und dabei war er ernst geworden. Kaum hörbar murmelte er noch die Worte vor sich hin: „ich, Du und die Leichenfrau, — wir drei haben die Narben auf seinem Rücken gesehen. Ich fast täglich. Du aber, wenn Du durch seine zerrissene Jacke blicktest, die ich ihm nur am Abende anzog, um die gute zu schonen, die er am Tage trug. Die Leichenfrau, — als er todt war. — Jetzt sehen wir alle drei die Narben nicht mehr und den Todten nicht mehr. Und Du Mond, da oben bleibst stehen, — und der Strand da unten bleibt stehen, — und die Geschichte bleibt in meinem Herzen stehen.“

„Warum hab ich es vor einigen Tagen auch erzählt,“ hob er, nachdem er den Fußsteig zurückgelegt hatte, fast unwillig und grollend mit sich, von Neuem an. Ist nicht seit dieser Zeit die Geschichte wieder viel lebendiger in meine Seele getreten? — Aber konnte ich es Peter Nordmann, dem Retter der Stadt, dem edelsten Manne in ganz Norwegen und Dänemark, dem Großvater der lieben Irma, denn abschlagen? — Es schadet auch nichts,“ sprach er dann nach einer Weile lauter und bewegte sich nach dem Strande hin. „Ist der

Digitized by Google

Haß doch faßt das Einzige, was auch der Bettler seinen Feinden entgegenstellen kann. — Immer tobe, — tobe recht laut in meinem Herzen, Du alter heiliger Haß! — Ist dort nicht die Stelle, wo mein Vater gepeitscht wurde von Gyllenborgs Großvater? — Habe ichs dem Gyllenborge zu hassen bis ins dritte und vierte Glied? Immer, altes Herz, schlage stärker," redete er fort, aber leiser als vorher, und schneller wurden seine Schritte und Athemzüge, „immer schlage voller und stärker, altes Herz! Du bist noch lange nicht so alt, als des Vaters Herz, — und des Vaters Herz konnte es nicht vergessen. — Vergiß es auch nicht! Nein, nein, zahle, Herz, zahle! Zahle dem Vater Deine Pflicht, Dein Gelübde, Dein Opfer, Dein süßes Opfer!"

Keuchend stand er jetzt am Strande. Hier erst kam er wieder zu sich aus der stillen Raserei, die ihn so eben befallen hatte. Er blickte umher und entdeckte kein angekommenes Schiff. Endlich hörte er langsame Ruderschläge. Noch in ziemlich weiter Entfernung entdeckte sein Auge bald darauf auch ein kleines Fahrzeug. Es fuhr nur langsam und schien entweder schwer beladen zu seyn, oder mit Absicht nicht schnell an das Land stoßen zu wollen. Der alte Musikant, erschöpft, theils durch den Weg, theils durch die frühere Stimmung, legte sich nieder an dem Ufer. Seine Geige nahm er vom Rücken und hing sie an die Zweige eines Erlenstrauches, hinter dem er sich ausstreckte. Noch lange lag er so da, ehe das Fahrzeug näher kam. Seine Augen schauten zum Himmel, seine Ohren hörten das Murmeln der leichten Meereswogen und sein Herz dachte stiller und ruhiger an den alten, todten Vater als vorher. Fast hatte er das Fahrzeug vergessen. — Mehr als eine halbe Stunde wohl war vergangen. Schon mochte er dem Schlafe näher seyn als dem Wachen. Da hörte er die Ruderschläge näher und immer näher. Rasch fuhr er auf und griff nach seiner Geige und sah seitwärts durch den Erlenstrauch. Der Mond warf sein Licht klar auf die Fläche des Swinesunds und klar auch auf das Fahrzeug, welches, noch eine Strecke über dem Erlenbusche hinauf, endlich anzielt und den leeren Kahn ablöste, den es an der Seite mit sich führte.

Der alte Musikant verhielt sich ruhig. Es befremdete ihn, daß das Fahrzeug, für welches der Wasserstand hier tief genug war, nicht an das Land stoßen wollte, sondern den Kahn aussetzte. Eile konnten die Schiffer doch nicht haben, — sonst wären sie vorhin nicht so langsam gefahren. Eine kleine Ladung aufzunehmen, durfte ihr Wille auch nicht seyn, denn Niemand befand sich am Ufer. —

Indem der befremdete Greis darüber nachdachte, sprangen zwei Schiffer in den Kahn. Ein Dritter, der auf dem Fahrzeug blieb und zugleich der Führer oder Besitzer desselben zu seyn schien, warf einiges kleine Gepäck in den Kahn, und sagte: der Eine von Euch begleitet die Dienerin bis an den Berg und trägt das Gepäck, der Andere aber bringt den Kahn wieder herüber an das Fahrzeug. — Nun, eingestiegen," setzte er hinzu und half einem weiblichen Dienstboten in den Kahn.

„Wäre es eine Herrin," brummte verdrießlich der Eine von den zwei Schiffern, „so ließe ich mir das wohl gefallen. Aber eine Dienerin könnte das Reisepäckchen wohl selbst bis an den Berg hintragen."

„Das braucht Dich nicht zu kümmern," entgegnete Jener, „so ist es mit mir verdungen und bezahlt, und Du geborchst!"

Der Kahn stieß ab und bald war er am Lande. Der Eine der Schiffer stieg aus, nahm das Gepäck und bekleidete die Dienerin nach dem Berge. Der Andere fuhr mit dem Kahne zurück.

Der alte Musikant wußte nicht, was das bedeuten sollte. Denn der zurückgefahrene Schiffer begab sich mit seiner Ruderstange auf das Fahrzeug, zog den Kahn hart an dasselbe an, und es schien, als solle, da ja sonst der Kahn hätte am Ufer bleiben können, der Herübergeschiffte gar nicht wieder hinüberkommen. — Doch, der alte Jakob, der dadurch bis jetzt nur befremdet stand, gerieth nun in völliges Staunen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Die Wohnzimmer des Papstes.] Ein neuerer Reisender gibt davon folgende Beschreibung: Die Wohnzimmer des Papstes sind einfach prächtig eingerichtet, die Wände theils mit karmoisin-, theils mit dunkelgrün seidenen brochirten Tapeten bedeckt, der Fußboden mit weichen eleganten Teppichen versehen, dazu weiße vergoldete Tische, aber hölzerne ungepolsterte Stühle, künstlich geschnitzte Kruzifixe über Schreibtisch und Betaltar, und viele schöne Bilder; das Schönste in den Räumen ist die Aussicht aus einigen der hohen Fenster auf Rom mit allen Kuppeln und Palästen, und auf die blauen Berge im Hintergrunde, und aus andern auf den Petersplatz mit den funkelnden Springbrunnen und dem prächtigen Aufgang zur Kirche, und auf die sonnigen Gärten des Vatikan mit den regelmäßigen besandeten Gängen, den verschnittenen Hecken und steifen Cypressen-Pyramiden und dem mächtigen berühmten Pinien-Apfel, der wie ein wunderbares Gewächs aus dem Boden auftragt. Noch heute sehen wir die Gemächer einiger verstorbenen Päpste

Digitized by Google

der Mondsfinsterniß vom 13. d. auf den Terrassen, wo man sie, während eines Theils der Nacht laut beten und singen hörte. Gleichzeitig fingen sie an, einen furchtbaren Lärm zu machen, zu welchem sie jedes nur einigermaßen Getöse machendes Hausgeräthe in Kontribution setzten. Der Zweck dieses Charivaris war, den Drachen zu verscheuchen, der, wie sie glauben, den Mond verschlingen will, so oft eine Finsterniß dessen Scheibe bedeckt.

[Heilung durch Gemüthsbewegung.] Man schreibt aus Lyon: Ein Seidenarbeiter, der in Folge einer heftigen Gemüthsbewegung vor etwa 10 Jahren die Sprache verloren hatte, verheirathete sich mit einem jungen Mädchen, das er seit lange liebte. Auf die Frage des Maires, ob er gesonnen sey, dieses Mädchen zur Frau zu nehmen, machte der Stumme, nachdem er dreimal „Ja" geschrieben hatte, eine gewaltige Anstrengung und sprach deutlich das Wort „Ja." Die Aufregung des Liebesglücks hatte den Stummen wieder redend gemacht.

Im Laufe dieses Monats wurde in dem Gerichtsbezirke von Lohr eine seltene Mißgeburt zur Welt gebracht. Eine vollkommen ausgebildete kräftige Erstgebärende brachte ein lebendiges weibliches Kind zur Welt, das in der Mitte des Gesichtes ein Auge hatte, und dieses an der Stelle der Nase. Die ganz fehlte. Alle übrigen Gliedmassen waren regelmäßig. (Cyclopia.) Das Kind starb eine halbe Stunde nach der Geburt.

Ein neues dramatisches Gedicht von Friedrich Halm: „Iphigenie in Delphi" ist auf dem Hofburgtheater zu Wien zum Erstenmal aufgeführt, am Sonntag wiederholt und an beiden Abenden, der Wiener Blättern zufolge, mit so entschiedenem Beifall aufgenommen worden, daß der Dichter nach jedem Akt gerufen wurde.

Charade.

Die Ersten der höchste der irdischen Namen,
Doch gehen die Letzten noch über ihn;
Im Ganzen seht im kleinlichen Rahmen
Sich Würd' und Größe zusammenziehn.
Zwar spielt es mit schimmernd goldenen Glocken
Die aber nicht tönen und Niemanden locken.

Redakteur: Gustav Nessel.
Druck u. Verlag bei Liselle Weiland in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 259 Mittwoch, 29. Oktober 1856.

Der Wende.

(Fortsetzung.)

„Toinon," begann die Tante in offenbarer Verstimmung, „Du hast nun länger Gelegenheit gehabt, unsern Gast zu beobachten — und bist eine scharfe Beobachterin, hast oft bei all' Deiner Jugend eine Menschenkenntniß auf den ersten Blick, daß ich alte Person, die sich nur zu sehr von der Gutmüthigkeit verblenden läßt, mich vor Dir schämen mußte. Dein erster Eindruck über diese junge Dame ist doch wohl der richtige gewesen."

„Du machst mir da einen Vorwurf, liebe Tante," erwiderte Antonie. „Ich lasse mich nur zu oft durch Kleinigkeiten, die gar nicht bemerkt werden sollten, zu einem voreiligen Urtheil verführen, das ich später in meinem Herzen, wo ich Jemand Unrecht gethan, abbitten muß."

„Hier aber ist das nicht der Fall, Du hast Recht gehabt, ich Unrecht."

„Wie kommst Du auf einmal zu solchen Gedanken?" fragte Antonie überrascht.

„Gestehe nur, Du hast Dich mit unserm Gaste, den der Wolfgang in seiner Rücksichtslosigkeit gegen Alles uns aufgepackt, nicht befreunden können, Du denkst noch eben so über sie, wie an dem ersten Abende."

„Wer sagt Dir das? Und welche gehässigen Ausdrücke," rief Antonie.

„Toinon, sey gegen Deine mütterliche Freundin nicht unwahr," sprach die Tante feierlich. „Denkst Du, ich bemerke es nicht, daß Du absichtlich — oft sogar auf eine Weise, die mich in Ferdinandens Stelle beleidigen würde — jede Gelegenheit vermeidest, mit ihr allein zu seyn?"

Jetzt erröthete Antonie wirklich, als sey sie ertappt worden. „Tante, das ist Zufall," sagte sie.

„O ich gebe Dir auch ganz Recht. Du hast Dich seitdem gegen mich ziemlich zurückhaltend gezeigt, Du wirst bescheiden, Du wolltest mir die Beschämung ersparen, daß ich mit meinem Alter und meiner Weltkenntniß mich habe hinter's Licht führen lassen, während Dich Dein guter Geist vor unlauterer Berührung warnte. Du überlässest mich meiner eigenen Beobachtung, die mich endlich doch belehren mußte, was eigentlich hinter diesem Dämchen steckt. Du fandest Sie nicht einmal hübsch — jetzt gebe ich Dir auch darin Recht, ihre Augen flackern wie Irrlichter, weil sie uns nicht mit gutem Gewissen ansehen kann; ihre Haare, unanständig dick und wollig, sind ihr vielleicht einmal zur Strafe abgeschnitten worden, — wenn sie wenigstens, wie es der Anstand fordert, Puder hineinstreute, um diesen gemeinen Rabenglanz zu verdecken. Wie breit ist ihre Taille, ich glaube, sie trägt, wie eine wendische Magd, kein Schnürleib — und wenn sie spricht, erschrickt man sich vor ihrem Baß. Sollen wir denn in unserer Familie auch einen solchen Skandal erleben, wie er den alten Hernowitz zuletzt in's Tollhaus gebracht hat? Eine gemeine Liebschaft und nicht einmal hübsch?"

„Tante, Tante," rief Antonie, nun hoch erglüht, als es ihr endlich gelang, einen Moment der Athemlosigkeit benutzend, dem Redestrom Einhalt zu thun. „Was ist denn geschehen, um so plötzlich Dein gütiges Herz sich selbst zu entfremden? Wie kommst Du zu diesem empörenden Verdachte gegen die Ehre meines Bruders? Mit welchen Augen betrachtest Du, wie verwandelt, auf einmal selbst die äußere Gestalt, welche Dir sonst so wohl gefiel? Warum hörst Du in dem Wohlklang der etwas tiefen Stimme, welchen Du immer rühmtest, urplötzlich Mißtöne? Sage mir um des Himmelswillen, was ist denn geschehen?"

„Was geschehen ist?" entgegnete die Tante, „willst Du wissen, was mir um dieses Geschöpfes willen passirt ist, zum Erstenmal, Gott sey Dank! in meinem Leben? Man hat mich kalt und absteigend behandelt, mich, die eine der höchsten Weihegrade in unserem Verein besitzt, man hat mir nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß es mit den Grundsätzen desselben unverträglich sey, zu einem Skandal die Hand zu bieten und die Augen zuzudrücken — man hat sie mir erst geöffnet, Toinon! Mußte es so weit kommen? Ich in Gefahr, geächtet und exfludirt zu werden, ich, die als die

Digitized by Google

strengste Richterin im Punkte des weiblichen Rufes bekannt bin? Aber drinnen hier und der nächsten Sitzung muß es sich geändert haben. Ich werde wissen, was ich dem Hause, dem ich als Dame d'honneur vorstehe, was ich mir selbst schuldig bin."

„Tante, nimm Dich in Acht," versetzte Antonie, aus deren Augen der Geist ihres Bruders leuchtete. „Wolfgang ist ein Mann von Ehre und legt kein Gewicht wie Du, auf das Gerede Deiner Klatschschwestern."

Die Tante erstarrte vor dieser Blasphemie.

Siebentes Kapitel.

Auf einer die Landschaft weit beherrschenden Höhe am Ufer eines breiten Flusses lag ein stattliches Haus von schloßartigem Ansehen, mit mehreren Nebengebäuden und einem großen Garten, der ganze Bezirk von einer hohen Mauer umgeben, deren Krone noch durch spitzige Eisenzacken gegen jedes Erstreigen gesichert war. Das Haus, weiß abgeputzt, mit einer dreifachen Reihe von Fenstern, leuchtete fernher den Schiffern, welche auf dem Strome zu Berg fuhren, aber Keiner sah mit wohlgefälligen Blicken hinauf, wohl Keinem regte sich die Lust, droben zu weilen oder gar zu wohnen, so gastlich auch Morgens und Mittags die stahlblauen Rauchsäulen aus seinen Schornsteinen in den Himmel hinauf dampften. Wie schön mochte der weitläufige Garten seyn, welche Riesenbäume erhoben ihre Laubkronen über die starren Zacken der Mauer. Und dennoch, wie heiß auch der Sonnenstrahl auf der schattenlosen Fluth brannte, kein Schiffer, der sein Fahrzeug bei niederem Wasserstande mühselig durch die Sandbänke steuerte, ja, nicht der todtmatte Taglöhner, der um hergebedungene Groschen dasselbe am Ufer in der langen Reihe seiner Genossen stromauf ziehen half, sehnte sich, statt hier sich zu plagen, nach der schattigen Kühle unter den Lindenwipfeln des hochgelegenen Gartens.

Er war aber nicht einsam, viel Menschen lustwandelten darin; einzelne oder mehrere in Genossenschaften vereint, hier und da lagerten auch Gruppen im duftigen Grase — man hörte plaudern und lachen, sogar singen und zuweilen mit recht süßer Stimme. Die Reden klangen freilich oft sonderbar und das Lachen wäre vielleicht Manchem durch Mark und Bein gegangen, aber die es nach seiner Bedeutung zu würdigen verstanden, waren längst dagegen abgestumpft und gaben nur in dem ihrer Aufsicht anvertrauten Revier gut Acht, daß die Lustigkeit nicht ausartete, wo sie dann schnell bei der Hand waren, um sie zu dämpfen, wozu sie, unter den Rock geknöpft, die wirksamsten Instrumente bei sich führten.

Dann folgte wohl auf Lachen und Ausgelassenheit ein jammerndes Geheul, das sich manchmal aus bloßem Mitgefühl im Echo zu einem Chorus rings in der Runde verstärkte, entsetzlich anzuhören.

(Fortsetzung folgt.)

Nordmann.

(Fortsetzung.)

Auf dem Fahrzeug nämlich erschien ein schwedischer Offizier, — das konnte er deutlich erkennen. Der zurückgeschlagene Mantel gestattete dem Mondlichte eine ziemlich genaue Beleuchtung der schwedischen Uniform. Und noch sichtbarer wurde diese, als der junge schöne Mann in den Kahn trat und seine Hand einer Dame bot, die nun ebenfalls hereinstieg und sich auf das Brett setzte, welches der Offizier schnell zurecht legte. Kaum war dieß geschehen, so neigte er sich und flüsterte einige Worte zu der Dame. Dann gab er ihr die Hand. Mit der andern ergriff er das Ruder und fuhr nur langsam, absichtlich langsam, nach dem Ufer zu, indem er die Hand der Dame noch immer hielt und oft auf diese Hand herab sich neigte und sie küßte und dabei still, aber innig zu sprechen schien. —

Der alte Jakob stand immer noch gebückt hinter dem Erlenstrauche. Sein Staunen und Schrecken fing an sich zu mindern. Denn war es auch ein Schwede, ein Soldat, ein Feind des Reichs, der da landete, so fragte sich es doch sehr, ob er in einer schlimmen Absicht kam. Die Dame schien seine Geliebte oder Braut zu seyn. Das gab der Gestalt der Dinge eine andere Wendung und Jakob wollte nur erst abwarten, ob er sie blos bis an das Ufer oder wirklich hinauf bis in die Stadt begleiten würde. Für den letzten Fall beschloß der alte Musikant, sogleich Anzeige davon zu machen bei Peter Nordmann. —

5.

Jetzt landete der Kahn. Näher war er herabgeschwommen nach dem Erlenstrauche zu, indem der Offizier nur mit einer Hand das Ruder führte und mit der andern immer noch die Hand der jungen Dame hielt.

„So sind wir einige Augenblicke noch allein," sagte der junge Schwede, indem er der Dame aus dem Kahne half, ihn befestigte und die Dame eine kleine Strecke landeinwärts führte, „noch auch diese werden vergehen. — Aber nicht wahr," fuhr er feurig fort, „Eure Liebe kann nimmer vergehen?

Digitized by Google

Nicht wahr, sie stehe so fest wie die meine, — also ehern und fest wie der Himmel?"

Nur einige leise Silben erwiderte die Damen. Aber sie lehnte ihr Haupt an die Brust des jungen Kriegers und blickte ihm lange und treu in die Augen.

„Fürchtet nichts, seyd getrost," beruhigte der Offizier, „nach wenigen Wochen kann Vieles sich geändert haben. Von Kopenhagen aus erhaltet Ihr Nachricht."

„So lebt denn wohl, mein theurer, theurer Wodaf!" sprach jetzt nach einigen stillen Minuten die Dame und blickte ihm noch immer in die Augen. — „Bedarfs meiner Worte?" fuhr sie dann sanft und liebend fort, „habt Ihr nicht mein Herz, meinen Willen, meine Treue? — Lebet wohl, theurer Wodaf! — Gott gebe, daß es geschieht, was Ihr hofft! — Gott schütze Euch, Wodaf! Gott sey mit uns Beiden!"

„Irma, Irma!" rief freudig erschrocken der alte Musikant jetzt aus, und lief mit seiner Geige den zwei Betroffenen entgegen, während Irma mit einem Schrei nach dem Berge sich wendete und zu fliehen gedachte.

„Irma, Irma!" wiederholte, nochmals rufend, der Alte. — Diese aber floh nun wirklich wie ein aufgescheuchtes, junges Reh.

Da kehrte oder sprang vielmehr der ebenfalls erschrockene Offizier schnell einige Schritte zurück und fragte, indem er seinen Mantel an sich raffte und die Uniform bedeckte, heftig und ungestümm: „was gibt es? wer seyd Ihr? und was wollt Ihr?" —

Der Alte hatte seinen Lauf bereits aufgehalten. Er stand, noch ehe Jener die Frage vollendete. Statt der Antwort strich er die Geige und sang:

Das Bibelbuch hat Gott gemacht,
Das Bibelbuch ist gut:
Wenn Dänemark und Schweden kämpft:
Da fließt gar vieles Blut."

„Zu Roskild schloß man Friede zwar,
Doch bricht er schon entzwei,
Den Schweden todt! den Dänen Sieg!
Die Bibel macht uns frei."

Der junge Schwede fühlte sich erschüttert. Nicht seinetwegen war es ihm zu thun, nur der theuern Irma wegen, die der Alte ja kennen mußte, und sie nun verrathen konnte.

„Lieber, alter Mann," hob er ruhiger jetzt an und sah sich dabei nach Irma, von der er wußte, daß sie während seines Gesanges stehen geblieben war, „sagt mir, wer Ihr seyd."

„Gott sey Dank! tausend Dank!" rief jetzt Irma und sprang schneller herbei als sie geflogen war. „Da haben wir nichts, nichts zu fürchten, theurer Wodaf!"

Mit diesen Worten abgebrochen und unter schnellen Athemzügen mehr gehaucht als geredet, stürzte sie dem jungen Schweden in die Arme.

Der alte Musikant sah stumm auf die schöne, achtzehnjährige Irma hin und streckte ihr seine Hand entgegen. Die Liebende aber sah das nicht, denn ihr Gesicht ruhte an des Geliebten Brust, und auch dieser schien Alles vergessen zu haben, da der Himmel wieder in seinen Armen, wieder an seiner Brust lag.

„Wahrheit, Wahrheit, — nun kann ich mir es wohl denken," sagte nach einer Pause der alte Jakob. „Nun kann ich mir es wohl denken, warum das Fahrzeug so langsam fuhr. Gewonnene Minuten sind für Liebende keine Kleinigkeit. — Nun, Willkommen, Jungfrau Irma," setzte er dann hinzu, „Willkommen in Friedrichshall!"

Er reichte die Hand wiederum hin und hastig ergriff sie nun Irma und stand einige Augenblicke still und sinnend vor dem Greise. Dann sagte sie treuherzig und mit allem Wohllaut ihrer reinen weichen Stimme: „Ihr wißt ja nun Alles, lieber Jakob. Ihr seyd ehrlich und gut, — ich hielt immer auf Euch, — hattet nun auch auf mich. — Soll ich Euch erzählen?" — fuhr sie nach einer Weile fort. „Wißt Ihr nicht, was ich meine?" —

„Wahrheit, Wahrheit, — mein alter, grauer Kopf faßt das noch, — mein altes, warmes Herz fühlt das noch," entgegnete ruhig der Greis. „Ihr waret in Karlstadt, in Schweden," fuhr er fort, „dort lerntet Ihr ihn kennen. Nun mußtet Ihr, da der Krieg von Neuem ausbrach, wieder zurück nach Norwegen, — und da hat er Euch begleitet. — Wer könnte sich das nicht zusammensetzen? Und die Liebe ist in Euern Jahren ein gar gewaltiges Ding." —

„Und so darf ich Euch vertrauen, alter Jakob?" — fragte Irma.

„Er ist ein Schwede," antwortete der Alte, — „ich mag Euch nicht schaden, aber — ihm mag ich auch nicht nützen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Ermordung der Fürstin Sulkowska.

Am 28. und 29. d. Mts. kommt vor dem oberschlesischen Schwurgerichtshof zu Gleiwitz ein Fall zur Verhandlung, welcher die im März 1848 zu Slupna in Oberschlesien erfolgte Ermordung der verwittweten Fürstin von Sulkowska betrifft, und sowohl in juridischer als psychologischer Beziehung

Digitized by Google

den meisten Fällen des neuen Pinaval zur Seite gestellt werden kann.

Nachstehende Mittheilungen, die sich auf das der Oeffentlichkeit bereits zugängliche Material beschränken, mögen zum vorbereitenden Verständniß der Sache dienen: Es war in der Abendstunde des 3. März 1848, als sich die verwittwete Fürstin von Sulkowska auf ihrem Schlosse Sulyma in ihr Schlafzimmer zurückzog. Sie stand in der Mitte des Zimmers, von dem durch die Läden noch nicht geschlossenen Fenster halb abgewendet. Ihre Gesellschafterin, welche ihr den Mantel abgenommen und in einen Wandschrank gehängt hatte, öffnete eben auf Befehl der Fürstin eine Thüre. Da fiel von außen der ein Schuß durch das Fenster, zwei Kugeln drangen in das rechte Schulterblatt der Fürstin und durchbohrten ihre Brust in der Richtung von unten nach oben. Die tödtlich getroffene Fürstin verschied in Zeit von einer Stunde. Der leibliche Sohn der Ermordeten, Maximilian Fürst v. Sulkowski, wurde als Urheber des Verbrechens bezeichnet; er wurde beschuldigt, durch gedungene Meuchelmörder den Tod seiner Mutter herbeigeführt zu haben. Menschliche Richter sollten indeß über den Grad seiner Schuld nicht mehr entscheiden. Die Qualen des Gewissens gestatteten ihm, wie er selbst sagte, keine Ruhe, sie trieben ihn in die Reihen der Aufständischen zu Wien, in denen er am 6. Oktbr. 1848 seinen Tod fand. Der mit der unmittelbaren Ausführung des Mordes beauftragte Sattlermeister Karl Obst, stand am 20. und 21. Dezbr. 1850 vor dem Gleiwitzer Schwurgerichte, wurde des verabredeten Mordes schuldig befunden und deßhalb zum Tode durch das Rad verurtheilt. Aber auch an ihm konnte dieser Akt nicht vollzogen werden. Er starb im April 1851. Sein Leichnam wurde den damals geltenden Vorschriften gemäß auf der Richtstätte verscharrt. Auf den 28. und 29. d. M. soll nun über die Schuld des bald nach der That entflohenen Schachtmeisters Franke, welcher der Theilnahme an dem Morde angeklagt wird, abgeurtheilt werden. Er wurde im November v. J. nach einem vielbewegten Leben, wie es heißt, als englischer Werbeoffizier in Hamburg festgenommen, und seine unter den damaligen Umständen sehr zweifelhafte Identität durch die Thätigkeit des k. Polizei-Distriktskommissars, Syndikus Koschnetzki, festgesetzt. Es steht zu erwarten, daß die bevorstehende Verhandlung interessante Thatsachen in Betreff seiner Vergangenheit enthüllen wird, da sich bereits, wie verlautet, eine auswärtige Regierung dieserhalb seiner Persönlichkeit versichern will, und ohne Zweifel anzunehmen ist, daß Franke durchaus nicht in die Kategorie der in Oberschlesien gewöhnlich vorkommenden Verbrecher gehört.

Mannigfaltigkeiten.

Die bevorstehende Präsidentenwahl, der man jetzt in den Vereinigten Staaten mit so lebhafter Spannung entgegensieht, ist die achtzehnte, die seit Errichtung der Union vorgenommen wird. Die siebzehn Wahlen, die von 1788 bis 1852 stattgefunden, haben zwölf Bürger der Republik zur höchsten Staatswürde erhoben, indem fünf, Washington, Jefferson, Madison, Monroe und Jackson, auch für ein zweites Quadriennium erwählt wurden. Zum dritten Mal hat noch Niemand den Präsidentenstuhl bestiegen, obschon eine solche Wahl durch die Konstitution nicht ausdrücklich untersagt ist. Von den zwölf Präsidenten waren nicht weniger als sechs, nämlich Washington, Jefferson, Madison, Monroe, Harrison und Taylor aus dem Staat Virginien gebürtig, welcher deßhalb auch den Namen des Präsidentenstaats erhalten hat; zwei, der ältere und der jüngere Adams, stammen aus Massachussetts, zwei, Jackson und Polk, aus Nord-Karolina, einer, Van Buren, aus New-York, und einer, Pierce, aus New-Hampshire. Unter ihnen werden sieben, nämlich Jefferson, Madison, Monroe, Jackson, van Buren, Polk und Pierce von den Demokraten, vier, die beiden Adams, Harrison und Taylor von den Whigs zu den ihrigen gezählt; Washington wird von beiden Parteien in Anspruch genommen, ist aber wohl zu keiner zu rechnen; da er nur das Wohl des Vaterlandes, frei von allen Partei-Interessen und Intriguen, im Auge hatte. Zwei Präsidenten, Harrison und Taylor, starben während ihrer Amtsführung, und wurden nach den Bestimmungen der Verfassung von den Vizepräsidenten Tyler und Fillmore ersetzt.

In Philadelphia gibt es gegenwärtig eine „Arzneischule für Frauen.“ Es studiren jetzt bereits 35 junge Damen dort. Weibliche Aerzte gibt es bereits in mehreren großen Städten Amerikas. Eine Doktorin in Philadelphia macht in den Zeitungen bekannt, sie habe ein sicher wirkendes Mittel gegen Herzkrankheiten, womit sie aber keineswegs Liebesleid meint. —

Auflösung des Logogryphs in Nro. 252:
Frost — Forst — Rost.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ignatz Weilandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 260 Donnerstag, 30. Oktober 1856.

Der Wende.

(Fortsetzung.)

Jetzt schlug die Uhr, deren großes schwarzes Zifferblatt mit vergoldeten Ziffern und Schnörkeln am mittelsten Erker des Hauses angebracht war, die Glocke mit hellem Ton fing gleich darauf an, zu läuten, und die Lustwandelnden setzten sich in Bewegung, den Garten zu verlassen; wo Einer säumte, wurde er nachgetrieben. Es dauerte aber nur eine kleine Weile, so ließen sich in den anmuthigen Schattengängen andere Besucher blicken, wenige nur und wie es schien, höchst ungesellige Natur, denn man sah nie Zwei zusammen gehen, einzeln durchstrichen sie, die Meisten düstern Blickes, die eingehegten Räume und wichen sich geflissentlich aus, oder, wo das nicht ging, kehrten sie geradezu um, daß sie jede Begegnung vermieden.

Ein kleiner Herr, sorgfältiger gekleidet, als alle Uebrigen, in einem perlgrauen, mit weißen Blumen und Ranken gestickten seidenen Leibrocke, das Haar sorgfältig gepudert und frisirt, die Spitzenenden der Kravatte, wie die Manschetten von tadelloser Wäsche, schien der menschenfeindlichste von Allen: sein lebhaft umherbligendes Auge erspähte von fern jeden sich Nahenden, vor dem er zu rechter Zeit einen Seitenpfad einzuschlagen hatte, seine Miene, welche ohnehin etwas Unruhiges und Feindseliges hatte, verfinsterte sich, wenn er oft zum Ausweichen genöthigt war, und zuweilen trat sogar eine Verwünschung auf seine, von Furchen des Alters umzirkelte Lippe. Wie sehr er aber auch auf seiner Hut war, hatte er doch den Mann nicht bemerkt, der seitwärts im Gebüsch sich in seine Nähe geschlichen und dort versteckt auf ihn gelauert hatte; plötzlich sprang er dann hervor und warf sich vor dem kleinen alten Herrn mitten auf den Kies des Weges.

Der erschrack und fuhr zornig zurück, seine Hand erhob sich unwillkürlich zum Schlage gegen den Frechen, der ihn überfallen hatte, aber plötzlich verwandelten sich seine ergrimmten Züge, eine helle Freude verklärte sie, wie ein freundlich durch Wolken brechender Sonnenstrahl eine düstere Landschaft verschönt. Sprachlos ließ er es geschehen, daß der Mensch, der sich ihm zu Füßen geworfen hatte, seinen Rockſaum küßte und mit seinen überquellenden Thränen benetzte. Er kannte ihn wohl, wodurch aber hatte er diese Beweise von Liebe und Anhänglichkeit verdient?

„Du heißt Bogan," sagte er, als der Knieende auf seinen Befehl sich erhoben hatte.

„Bogan, Gnaden Knäs," erwiderte der Wende in seiner Sprache, in welcher er auch angeredet worden war.

„Wie bist Du herein gekommen?" fragte der Graf, denn es war der unglückliche Standesherr, welcher hier in dem Hause des Wahnsinns gefangen gehalten wurde.

Der Wende lachte und zeigte nach der Mauer, von welcher man in der Perspektive der Lindenallee einen Abschnitt sehen konnte, dann aber auf seinen leinenen Kittel, dessen unterer Schooß die Spur trug, daß man den Eisenzacken auf der Mauer nicht ungestraft Trotz bieten konnte.

„Du bist übergestiegen," rief der Graf und ein plötzlicher Gedanke trieb ihm das Blut in die blassen Wangen. Was Einem möglich war, konnte wohl auch ihm gelingen, hatte er doch noch in seinem Alter halsbrechende Wagnisse genug zu Pferd und zu Fuß bestanden. — Und was willst Du bei mir?"

„Dich los machen, Herr, Dir heraus helfen!" sagte der Wende mit leuchtenden Augen.

Der Graf faßte aufgeregt seinen Arm. „Willst Du das?" rief er. „Armer Bursch, womit hab' ich das an Dir verdient?"

„Du hast mir eine Strafe geschenkt und Geld gegeben, daß ich mir eine Kuh kaufen konnte — die haben sie mir freilich nun todt geschossen, aber ich bin deßentwegen doch hier, und kann meinem Herrn helfen, der immer ein gnädiger Herr zu mir gewesen ist."

Den Grafen rührte diese schlichte Aeußerung der Dankbarkeit fast bis zu Thränen. Wie Unrecht that man doch diesem Volksstamme, wenn man ihn heimtückisch, boshaft, jeder gütigen Behandlung unwürdig

Digitized by Google

dig schalt, wenn mag nur Peitsche und Stock empfahl, um ihn in Zucht und Ordnung zu halten. Der Wende war allerdings feindselig gegen die Deutschen gesinnt, und manche Laster, die ihm vorgeworfen wurden, konnte man bei seinem Stamme häufiger finden, als bei andern, aber ein freundliches Wort, eine Wohlthat vergaß er nie und seine Dankbarkeit bekundete sich oft bis zu eigener Aufopferung. Hier war der Beweis davon. Dieser arme Leibeigene war der Spur seines Herrn, welcher selbst nicht einmal wußte, womit er eine solche Treue verdient hatte, gefolgt wie ein Hund, hatte sich auf eigene Lebensgefahr den Zugang in seine Nähe verschafft und bot ihm, den seine nächsten Verwandten in's Verderben gestürzt hatten, den Alles verlief, eine Hülfe, wie er sie eben zu bieten vermochte.

„Du bist ein braver Kerl," sagte der Graf tief ergriffen und drückte mit seiner feinen, weißen Hand die schwarzbraune Faust des Wenden. „Wenn ich je wieder im Stande bin, Dir Deine Treue zu lohnen, werde ich Dich nicht vergessen. Aber sage mir, hast Du den Sohn meines alten Freundes, den Baron Kaltenborn, nicht getroffen, oder will er auch nichts mehr von mir wissen, den sie für verrückt erklärt haben, weil ich sie für verrückt halte in vielen Dingen des Lebens?"

„Der Knjäs von Kaltenborn ist noch nicht zu Hause, ich hab's aber Mudra, dem Förster, gesagt, und der will's ihm wieder sagen, sobald er kommt."

Eine Weile besann sich der Graf. „Ich kann nicht daraus warten," sprach er vor sich hin. „Ich kann auch nicht hoffen, daß es Frucht tragen wird, wo Alles gegen mich verschworen ist, wenn ich nicht selbst — Bogan, Du willst mir aus diesem Gefängniß in die Freiheit helfen?"

Der Wende nickte freudig mit dem Kopfe. „Es wird schon gehen, ganz leicht. Ich weiß eine Stelle — aber finster muß es seyn — und kein Hund los." —

Ein Hund, der eben in einiger Entfernung bellte, brachte ihn auf den Gedanken — der Graf horchte aber nicht auf das Gebell, sondern auf die Uhr, welche zu schlagen anfing.

„Jetzt kann ich nicht länger bei Dir bleiben," sagte er hastig und mit einer Miene des Grimmes, vor welcher sich Bogan fürchtete. „Ich bin kein Herr mehr, nicht Dein, noch minder mein eigener Herr, sondern ein elender Sklave, der gehorchen muß, wo der Büttel befiehlt und ein gemeiner Quacksalber es also wünscht. Komm morgen wieder — um dieselbe Stunde, an diesen Fleck, wo ich immer ganz allein bin. Morgen wollen wir weiter sprechen; hatte Dich nicht auf, laß Dich nicht sehen, sonst sperren sie Dich ein, wie mich, und in kurzer Zeit bist Du verrückt, wie ich hier auch werden muß, wenn ich noch vier Wochen hier bleibe." Er winkte dem Wenden hastig, sich zu entfernen, und beschleunigte seinen Schritt; denn die Glocken läuteten wieder und wenn er auch nichts Aehnliches zu befürchten hatte, wie es in der vorigen zahlreichen Klasse der Gartenbesucher als Hauszucht eingeführt war, so scheute er doch selbst die höflichste Mahnung von Seiten der Aufseher, wie eine entehrende Begegnung. Ohne rechts oder links zu blicken, eilte er nach dem Hause und schloß sich in seine einsame Zelle ein, wo er, von der neu angeregten Hoffnung mächtig ergriffen, an das Fenster trat und sich vielleicht zum Erstenmale der herrlichen Aussicht erfreute, die es bot.

War das der Mann, wie ihn sein ehemaliger Kammerdiener dem Erben, der ihn noch bei Lebzeiten verdrängte, geschildert hatte? Wo fand sich in seinen ewig aufgeregten, nur zu oft vom innern ohnmächtigen Grimm entstellten Zügen eine Spur jener Ruhe und friedlichen Sanftmuth, von welcher Tartini erzählt, daß sie ihn bis zu Thränen der Rührung bewegt habe? Konnte man die Stimmung, welche sich in diesen rastlos suchenden Augen aussprach, die selig zufriedene eines glücklichen Kindes nennen, und spielte der alte Mann etwa blödsinnig mit leblosen Dingen, keinen Menschen wieder kennend, auch wenn er ihn täglich um sich sah? Hatte er sich nicht vielmehr auf den ersten Blick des leibeigenen Wenden, den er vielleicht dreimal in seinem Leben gesehen hatte, und sogar seines Namens erinnert? Nein, nein! Herr Tartini hatte ihn entweder gar nicht in seiner jetzigen Lage geschaut oder mit Absicht einen falschen Bericht erfunden. — Der Graf sah hinaus über Berg und Strom, dort am Horizonte dunkelte der Streif der Waldungen, hinter welchen, wenn auch noch Tagereisen weit entfernt, sein Stammsitz lag, nun die Beute der Fremden: er knirschte, wie die Gedanken ihn quälten, die Sehnsucht nach Freiheit, der Durst nach Rache und die nagende Ungewißheit, wie er jene erlangen und diesen befriedigen könne; zuweilen war es ihm, als kreisten riesige Raubvögel über ihm und zögen immer engere Ringe um sein Haupt, daß er schon das Wehen ihrer schwarzen, schauerlichen Fittiche fühlte, ihre glühenden Augen sah und die scharfen Fänge, die sich in sein Hirn krallen wollten. —

„Das ist der Wahnsinn," rief er in Angst und klammerte seine weichen Finger um das Eisengitter, mit welchem sein Fenster, das er geöffnet hatte, von Außen verwahrt war. „Sie haben wohl Recht und ich weiß es nur nicht. Rette mich, rette mich, denn bin ich noch nicht wahnsinnig, dies muß ich es werden."

Digitized by Google

Nordmann.

(Fortsetzung.)

„Ihr kennt meinen Großvater, Ihr wißt es ja, wie er die Schweden haßt," erwiderte Irma bittend, „wollt Ihr schweigen gegen ihn?"

„Das will ich," versprach der Alte, „aber was soll dann werden? — Wie soll das enden? — Wird das nicht ein schmerzliches Liebesband bleiben?" —

„Alter Freund," nahm jetzt der junge Offizier das Wort, da durch jene Fragen Irma bewegt wurde und trauernd ihr Haupt zu Boden senkte, „alter Freund, lasset Euch belehren. Der Krieg zwischen Euch und uns wird vielleicht bald beendet seyn. In einigen Wochen, in einigen Monaten kann's Frieden geben. Dann aber dürfte ja Irmas Großvater wieder anders gegen jeden Schweden denken als jetzt."

„Friede werden? — So bald?" versetzte der Musikant. „Das könnte nur schnell nur dadurch geschehen, daß Euer Volk das unsere schnell zertrete, nur dadurch, daß schnell unser Reich vernichtet würde. — Das wolle Gott nicht!" setzte er ernst hinzu. „Aber gelänge Eurem Könige, was er beabsichtiget, — gelänge es ihm, unser Reich zu vernichten, glaubt Ihr denn, junger Herr, der edle Nordmann würde Euch dann, weil Ihr das Land mit zertreten halfet, seine schöne, reiche Enkelin geben?" —

„Lieber, lieber Jakob," bat jetzt Irma wieder und ergriff des Alten Hand, in welcher er den bei der Nennung von Nordmann's Namen abgenommenen Hut noch hielt, „so rathet, so helft, so stehet uns bei! — Nicht vergebens hat der Himmel in dieser stillen Nacht Euch hierher geführt. Nicht ohne höhere Fügung seyd Ihr der Erste, der in der Heimath mir begegnet. — An wen, saget es selbst, guter Alter," sprach sie dringend weiter, „an wen soll ich mich wenden? Ihr wißt es, wie ich still und einsam lebte in Friedrichshall. Ich habe Niemanden dort, als meinen Großvater. — Ach, ich lebte so ruhig, so glücklich, — wie hat sich das Alles verändert, — und doch, wie ist diese Veränderung wieder meine Seligkeit! — Könnte ich sie hinwegwünschen? Könnte ich sie verlieren wollen?" — Nein, nein!" rief sie und weinend warf sie sich an Wodaf's Brust. „Aber rathe mir, guter Jakob. Groß, so groß ich ihn geben kann, soll Euer Lohn seyn."

Der alte Musikant war jetzt einige Schritte zurückgetreten. Er stand in tiefen Gedanken. Still sah er vor sich hin und klimperte zuweilen an den Saiten seiner Geige. Nach mehreren Minuten erst wendete er sich wieder zu den zwei Liebenden und fragte gleichgültig: „sprecht Ihr nicht von einem Lohne? — Ich brauche keinen Lohn."

„O rathet uns," sagte Wodaf, „rathet, wenn Ihr könnt, wenigstens der theuern Irma! — Gott wird es Euch vergelten, da Ihr den Lohn aus ihrer Hand verschmäht. Gott wird es Euch lohnen noch in der Todesstunde! — Sehet in mir nicht den Feind, nicht den Schweden! Sehet in mir nur den Menschen, nur den Liebenden, nur den Treuen, nur den für Irma Hülfe Suchenden!"

Abermals senkte der alte Musikant sein graues Haupt zur Erde und brütete still hin in Gedanken.

„Rathet uns, helft uns," bat Irma von Neuem.

„Seht," fuhr sie fort, als der Greis noch immer nicht antwortete, „ich denke doch bei mir, daß es Sünde sey, wenn ich es meinem guten Großvater verschweige. — O schwer, schwer wird es mir werden, mit dem Geheimnisse vor ihm zu stehen. Und doch will Wodaf nicht, daß ich etwas sage, — denn er fürchtet für unsere Liebe dann Alles. — Darf ich also nichts sagen, lieber Jakob?" fragte sie bekümmert. „Oder soll ich dem theuern Großvater Nordmann es eingestehen?"

Immer noch sinnend und zum Boden blickend, zog der Alte doch langsam und wie träumend bei Nordmann's Namen den Hut vom Haupte. — Als er ihn aber wieder aufgesetzt hatte, sah er empor und sagte schnell und eifrig: „Nichts dürft Ihr ihm entdecken!" —

Dabei wendete er sich weg und ging nachdenkend eine Strecke weit am Strande fort. Zuweilen blieb er stehen und murmelte vor sich hin, und man konnte nichts weiter hören als den Namen „Gyllenborg." — Dann blickte er wieder sinnend bald hinaus auf das Meer, bald hinauf zu dem Monde, bald hernieder nach der Stelle am Strande, wo sein Vater gepeitscht worden war. — Irma und Wodaf flüsterten miteinander von Liebe und Treue. Und sprachen die Lippen auch wenige Laute nur, so sprach doch das Auge und der Herzschlag. So nahe die Trennung war, sie standen doch mit festem Fuße noch in dem Paradiese ihrer Träume. Noch sahen sie sich ja nicht daraus vertrieben. Noch erblickten sie keinen Engel mit dem drohenden Schwerte. Hatte die Zukunft auch von wenigen Minuten vor ihre Augen sich gestellt ungewiß und finster: — der lichte Engel des Augenblickes, den die Liebe so gern ihren Kindern sendet, schob die dunkeln Schattenvorhänge der Zukunft schnell zurück und breitete die Linnen der Hoffnung aus. Die jugendliche, reine feurige Liebe begnügt sich mit diesem lichten Engel, so so gern. Ist der Engel aber wieder gewichen, — sind die beglückenden Minuten entflohen, dann naht in der Regel der Schmerz auch um so gewaltiger. — Daran denkt der Liebende nicht, in-

Digitized by Google

gebaut waren, daß, wenn ihre Bewohner heraus wollten, sie Bibern gleich untertauchen mußten.

Folgender tragikomischer Fall ereignete sich vor Kurzem in Smichow nächst Prag. In einem nahen Gehölz fand man die Leiche eines Erhängten. Der Zustand desselben ließ dessen Gesichtszüge nicht mehr erkennen, aber nach den Kleidern erkannte eine herbeigeeilte Frau in dem Selbstmörder ihren Mann, welcher schon vor fünf Tagen vom Hause abwesend gewesen. Die Leiche sollte in der allgemeinen Grube begraben werden; allein dieß ließ die Frau nicht zu, sie kaufte einen Sarg und ließ ihren Mann in einem separaten Grabe anständig bestatten, ohne die für ihre Umstände hohen Kosten zu scheuen. Am anderen Tage wurde die Wittwe zu Amte gerufen, um über die muthmaßlichen Beweggründe des Selbstmordes ihres Mannes Auskunft zu geben. Wie aber erstaunte der Beamte, als die Frau ihm auf seine erste Frage antwortete: „Ei, gestrenger Herr, der Kerl ist mir ja gestern Abends besoffen, wie ein Sch.... nach Hause gekommen . . . und wie bin ich vor ihm erschrocken!" Die arme Getäuschte hatte nämlich einen Fremden begraben lassen, und ihr Mann, der sich durch fünf Tage herumgeschlagen hatte, kam am Tage seines Begräbnisses nach Hause, um seine Wittwe zu trösten. —

Bei der hohen Fluth vom 15. auf den 16. Oktober in der Nacht der Mondsfinsterniß, hat das Meer großen Schaden angerichtet. In Saint Serron wurde ein Haus fortgerissen, wobei ein junger Mann, nachdem er seine fünf Geschwister gerettet hatte, umkam. Fünf oder sechs Häuser wurden in St. Malo fortgeschwemmt, und so viel Sand vom Meere auf das Ufer geworfen, daß dasselbe fünf bis sechs Fuß höher geworden ist. Am ganzen Littorale wüthete das Meer fürchterlich. Nachrichten von Schiffbrüchen sind noch nicht da; Nothschüsse hat man an vielen Enden vernommen.

[Der genaue Bescheid.] Eine Dame fragte einen ihr begegnenden Soldaten: „Ach können Sie mir wohl den Weg in den Gasthof zum goldnen Adler bezeichnen? — Soldat: Ja wohl, den will ich Ihnen ganz genau expliziren. Mit „Augen rechts" sehen Sie jenes große Monument; dieß nehmen Sie sich gleich von hier aus zum Richtpunkte; dort angelangt, machen Sie eine „Achtelswendung links," ziehen sich rechts seitwärts bis zur Reitschule hin, hier machen Sie „rechte Schulter vor," marschiren „gradaus," dann wird der goldene Adler akkurat gegen Sie her „Front machen."

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Liselle Weinlandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 261 Freitag, 31. Oktober 1856.

Der Wende.

(Fortsetzung.)

Man hatte ihn jedes Mittels beraubt, seinen Geist zu zerstreuen: kein Buch, um das er gebeten, denn er liebte Lektüre, besonders französische, hatte man ihm gewährt, als eine mächtige Hauspostille, von irgend einem pedantischen und starren Theologen verfaßt, dessen Homilien eher geeignet waren, ein trostbedürftiges Herz zu erdrücken, als zu erbauen; auch kein Schreibzeug, um wenigstens zu Papier zu dringen, was ihm die Seele beschwerte, gleichviel ob es jemals ein befreundetes Auge zu lesen bekam. Die Gesellschaft, in welcher er zu gleicher Stunde den Garten besuchen durfte, floh er wie die Pest, als fürchte er sich vor Ansteckung; dem Arzte, der ihm seine Gegenwart täglich aufdrang, sperrte er wo möglich die Thüre, oder behandelte ihn mit all' der vornehmen Verachtung, die ihm sonst in seiner hohen aristokratischen Stellung so fremd gewesen war, und die er jetzt erst gelernt hatte; den Wärter, der ihn bediente, gleichgültig und stumm, wie jeden andern im Hause, das gar angesehene Leute zu seinen Bewohnern zählte, würdigte er nie eines Wortes. So auf sein eigenes Innere beschränkt, wühlten in ihm rastlose Qualen, wilde Entwürfe, und wie ein Gespenst im Hintergrunde seiner Seele lauerte die Furcht, der er heut zum Erstenmale Worte gegeben, die Furcht, bei längerem Verweilen an dieser entsetzlichen Stätte wirklich dem Wahnsinn zu verfallen, den man ihm bis jetzt nur angedichtet hatte.

„Rette mich, rette mich, guter Bogan," rief er wiederholt, und rüttelte an den Eisenstangen seines Fensters, daß ihr Klirren weithin hörbar wurde. „Ich will Dich frei geben, wie Du mich befreist, ich will Dir Haus und Hof schenken und was Du von mir forderst. Du sollst mein Freund seyn, mein einziger Freund, wie Du es in der Noth gewesen bist. Armer, alter Mann! Steht Deine Hoffnung allein noch auf die Hülfe eines niedern Leidgenossen? Laß das Niemand hören, sie würden darin hohnlachend einen neuen und den sichersten Beweis für Deine unheilbare Geisteszerrüttung finden.

Bogan, der Wende, dachte aber alles Trostes daran, seinen Herrn aus dem Käfig, in welchen man ihn geschleppt hatte, zu befreien, und war seines Anschlages gewiß, daß er gelingen müsse. Er hatte auf der Bergseite der Mauer, die man von dorther für unzugänglich hielt, weil dort gar kein Pfad durch eine Wildniß von Dornen und Gestrüpp führte, nach rastlosem Spähen eine Stelle entdeckt, an welcher ein ästreicher Baum, der sich allmählig der Mauer im Wachsthum angeschmiegt hatte, das Ersteigen derselben von Außen möglich machte, dann freilich war ein halsbrechender Sprung nöthig geworden, um innerhalb auf ebenen Boden zu kommen, indessen hatte sich auch hier wenig entfernt ein wucherndes Unterholz mit Moosgrund gefunden, das die Gewalt des Sprunges brechen konnte, und für die Rückkehr hatte der schlaue Wende sich bereits mit einem Stricke ausgerüstet, in welchen er dicke Knoten geschlungen; der wurde oben an die festen Eisenzacken geknüpft, welche somit doch auch zu etwas Besserem dienten, als ihm bloß den Rock zu zerreißen, und so konnte er denn, gewandt im Klettern wie eine Katze, den Garten wieder verlassen, in welchem er sonst unrettbar wie ein wildes Thier eingefangen, und auch wohl so behandelt worden wäre.

Was stand nun seinem Vorhaben noch im Wege? Morgen um dieselbe Stunde war er wieder hier, der Graf folgte ihm zu der Stelle, wo er seine Strickleiter, die er heute wieder abgelöst und mit sich genommen hatte, um nicht durch einen bösen Zufall verrathen zu werden, befestigen wollte, er half dann dem alten Herrn hinaufklettern, und hielt ihn, damit er nicht herabstürze; oben war dann keine Noth, an den Aesten des Baumes konnte ein Kind ohne Gefahr hinabsteigen. Ehe der Graf vermißt wurde, ehe man nur an die Möglichkeit dachte, daß er über die Mauer entkommen sey, waren Beide längst aus dem Bereiche der Verfolgung. Was dann geschehen sollte, ging freilich über das Denkvermögen des ehrlichen Bogan hinaus, auch kümmerte er sich weiter nicht darum, das war seine Sache nicht mehr, er

Digitized by Google

hatte das Seinige gethan, für das Weitere hatte sein Herr dann selbst zu sorgen.

Die Nacht verging dem Grafen schlaflos, er warf sich unruhig auf seinem Lager umher, sein brennendes Auge, wenn ihm die müden Lider einmal herabsanken, öffnete sich immer wieder mit Hast und spähte nach dem Fenster hin, ob noch kein Schimmer des Tageslichtes zu bemerken sey.

Endlich dämmerte der Morgen, die Sonne ging über den fernen Wäldern seiner Heimath auf, gegen welche sein Fenster gerichtet war, aber wie schneckengleich zogen die Stunden vorüber, ehe das ersehnte Zeichen, mit der Glocke den großen Haufen gemeinen Volkes aus dem Garten rief, um die vornehmen Bewohner des Irrenhauses hinein zu lassen.

Der Graf hatte vollkommen Zeit, seine Vorbereitungen zur Flucht zu treffen, sie waren gering und konnten nicht anders seyn, da man ihm nur Kleidungsstücke und Wäsche, aber kein Geld und keine Pretiosen gelassen, mit denen er sich sonst gern schmückte, kaum daß der Direktor auf die Fürsprache des Arztes zu bewegen gewesen war, ihm seine goldene Uhr auch fernerhin zu gestatten, um wenigstens einen Zeitmesser seines Elends zu haben.

„Sie wissen selbst, Doktor, wie listig diese Irren sind," hatte er wiederholt gesagt, ehe er seine Zustimmung gab. „Es gelingt ihnen nur zu oft wochen und monatelang sich ganz vernünftig zu stellen und dadurch bei Menschen von geringer Einsicht, wie unsere Wärter sind, denen wir sie doch anvertrauen müssen, den Glauben zu erzeugen und zu nähren, daß ihnen Gewalt angethan wird. Kommt nun vornehme Geburt dazu, vor welcher der natürliche Respekt obwaltet, und besitzen sie Mittel zur Bestechung — ich brauche Ihnen wohl die Folgen nicht weiter auseinander zu setzen."

Der Arzt hatte jedoch endlich gesiegt und die Folgen für diesen speziellen Fall auf seine Verantwortung genommen; er fürchtete den Ausbruch einer kompletten Raserei bei dem Grafen, wenn er auch seines letzten Kleinods, der schweren, mit Edelsteinen besetzten Repetiruhr beraubt werde, und wie hart sonst der Heilkünstler mit den Kranken verfuhr, die sich willig fügten, war er doch feige, wenn er mit Tobsucht und gewaltsamer Widersetzlichkeit zu kämpfen hatte, und suchte daher die Anlässe dazu möglichst zu vermeiden. Seltsam, daß die Irren, die seiner Pflege anvertraut waren, diese Feigheit noch nicht bemerkt hatten und besser zu benutzen verstanden, sie wußten daher doch nicht so schlau seyn, als der Direktor meinte.

Graf Herznowitz war sonach im Besitz seiner Uhr geblieben und an sie knüpften sich dann auch seine Hoffnungen für ein weiteres Vorkommen, wenn er erst frei seyn würde. Kleidungsstücke konnte er natürlich nicht mitnehmen, da er beim Heruntergehen in den Garten beobachtet wurde, eine Kleinigkeit von Wäsche — der alte Herr konnte sich eine reine Spitzenkravatte und ein Paar gefältete Manschetten nicht versagen — steckte er in die Taschen seines Rockes. Damit war er fertig.

Auf- und abgehend erwog er dann, welche Schritte er aus einem sichern Asyl, wo seine Feinde ihn nicht vermutheten, thun wolle, um bei dem Landesherrn eine geheime Audienz, selbst ohne Vorwissen des Ministers, zu erlangen, und damit endlich wieder zu seinem guten Rechte vor aller Welt zu kommen. Ihm war es vergleichbar, als ob über einen Unehrlicherklärten die Fahne geschwungen werde, um ihn wieder ehrlich zu machen, eine militärische Zeremonie, die er zuerst als Fahnenjunker, da er noch ein halbes Kind war, eigenhändig hatte ausführen müssen und die ihm für sein ganzes Leben unvergeßlich geblieben war. Wo er das Asyl der Verborgenheit finden werde, blieb ihm keinen Moment zweifelhaft, als Kaltenborn. Der Sohn seines theuersten Freundes, Wolfgang, den er selbst von früher Kindheit an mit Freundlichkeit überhäuft hatte, mußte ihm ja die Freistatt mit Freuden gewähren, dorthin wollte er eilen und dann seine ferneren Schritte unter dessen Mithülfe thun. Horch! Die Glocke!

(Fortsetzung folgt.)

Nordmann.

(Fortsetzung.)

„Redek, redet, alter Freund!" fiel Wodaf ein. „Was gibt es zu thun? Wie kann, wie soll ich dabei helfen?" —

„Ihr nennt mich Freund, junger Herr," entgegnete der Alte, „der aber kann ich Euch noch nicht seyn. Nur Irma's Freund bin ich jetzt. Und diese Freundschaft ist alt. Denn Irma hat mich und meinen Vater gespeist und getränkt wohl hundert Mal. Das weiße, große Tuch, das sie einst mir schenkte, wurde meines alten Vaters Grabtuch. Die Leichenfrau hat ihn hinein gewickelt — er schläft nun darin."

„Ist der Vater todt?" fragte Irma bedauernd.

„Er starb kurz nach dem Rösklider Frieden," antwortete der Musikant, „kurz nach Eurer Abreise von Friedrichsthall. — Wer sollte das Euch auch schreiben oder mittheilen? — Ihr könnt es also nicht wissen. Wäre es ein Reicher und Vornehmer gewesen," fuhr er fast bitter fort, „dann würde Euch das nicht fremd geblieben seyn."

„Wer aber spricht davon, wenn ein alter Bett-

Digitized by Google

lew stirbt, den zuletzt sein Sohn ernährte durch die Geige?"

„Wißt Ihr nicht, daß ich auch auf Euren Vater hörte, und glaubt Ihr nicht, daß mir's leid um ihn that?" begütigte Irma.

„Ja, das glaube ich," erwiderte der Alte und gab ihr die Hand. — „Er ist also todt," sprach er nach einer Pause weiter, „er starb nach dem Rostkilder Frieden, — nach dem heiligen Vertrage, also," setzte er mit Betonung hinzu und sah den schwedischen Jüngling ernst an, „nach dem heiligen Vertrage, den der Schweden König hübsch gebrochen hat."

„Ehrt meinen König!" rief blitzschnell Wodaf bei diesen Worten aus und schlug an seinen Degen. „Beschimpft ihn wenigstens nicht, wenn Ihr ihn nicht ehren könnt!" sagte er sich besinnend, sogleich ruhiger und nahm seine frühere, milde Haltung an, die er bei dem heftigen Ausbruche verloren hatte.

„So kann ich Euch nicht helfen," versetzte ruhig der Musikant, „ich wollte Euch prüfen."

„Nicht helfen?" fragte die erschrockene Irma. „Des Wortes wegen, lieber Jakob, nicht helfen?"

„Nicht des Wortes wegen," verbesserte der Alte, „sondern des ganzen Sinnes wegen, der aus dem Worte spricht!"

Erklärt Euch, lieber Alter," begann Wodaf, „und deutet mir das schnelle Wort nicht bös."

„Nicht bös," fuhr der Musikant ruhig fort, „aber es gibt nur ein einziges Mittel, wodurch Ihr Euch und der schönen Irma helfen könnt."

„Nennt es," sprach Wodaf. „Warum sollte es nicht möglich seyn, Euch zu gewähren, was Ihr verlangt?" —

„Wohlan," entgegnete der Musikant, „saget Ihr nicht vorhin, ich sollte in Euch nur den Menschen, nur den Liebenden, nur den Treuen, nur den für Irma Hülfe Suchenden erkennen?"

„Das sagte ich," antwortete Wodaf. „Ja nichts weiter sollt Ihr in mir erkennen."

„Also nicht den Schweden, nicht den Feind?" fragte langsam der alte Musikant.

„Nicht den Schweden, nicht den Feind," wiederholte Jener.

„Nun, so folgt mir hinauf zur Stadt," sprach rasch jetzt und hastig der Alte. „Kommt, kommt, gehet mit mir zu unserm edlen Herrn Nordmann! Alles, Alles könnt Ihr dort gewinnen," versicherte er weiter, indem er noch den Hut schwenkte. „Ihr erzählt ihm Alles treu und offen! Ihr bittet um die Hand seiner Enkelin! Ihr versprecht Eure Treue und Euren Dank gegen ihn zu bewähren durch die That, durch die schnelle muthige That."

„Und die That?" fiel Wodaf ein.

„Ihr legt," fuhr eifrig der alte Musikant fort, „Eure Uniform ab und zieht die dänische oder norwegische an."

„Und die That, die eigentliche That?" fragte Wodaf nur noch schneller.

„Wahrheit, Wahrheit, — Ihr tretet über!" ergänzte eifrig aber nur leise der Greis und ergriff dabei warm des Jünglings Hand. „Ihr tretet über, Ihr kämpft tapfer für unsere Stadt, für unser Land und bleibet von jetzt an in Friedrichshall!"

„Ich habe meinem Könige Treue geschworen," erwiderte Wodaf bestürzt, aber laut, „und ich sollte sie brechen, gerade im Kriege, gerade jetzt brechen? — Nein, nein, so sey Gott vor! Das kann ich nicht! Am heiligsten ist die Fahne im Kriege, alter Mann, und ich, als Offizier, sollte sie verlassen?"

„So werdet unser Bürger," drang der alte Musikant weiter in ihn, „stellt Euch nicht zu unsern Soldaten, sondern zu unsern Einwohnern! Führt sie mit an, streitet, kämpft mit ihnen, und Irma wird die Eure!"

Wodaf schwieg. Der Alte nahm dieß für ein gutes Zeichen und beredt sprach er weiter: „ich bürge mit meinem Kopfe dafür: Irma wird die Eure! — Und könnt Ihr sie leichter gewinnen? Könntet Ihr Euch und die schöne Irma schneller zu den Glückseligsten der Erde machen? — Was habt Ihr auf der andern Seite? — Was erwartet Euch, wenn Ihr zurückkehrt? — Trennung, Entsagung, Trauer, Schwerz, — und das Alles trifft nicht Euch nur, sondern auch Eure Irma!"

„Haltet ein! haltet ein mit Euren Weissagungen!" fuhr heftig der junge Schwede den Musikanten an, als Irma mit einem Schrei des Entsetzens Wodafs Hände erfaßte. „Warum erschüttert Ihr so furchtbar das unschuldige Kind? — Was hat Irma gethan?"

„Sprecht, Irma, sprecht, was er thun soll!" setzte der Alte seine Rede fort. „Gewiß wird er thun, was Ihr wollt. Denn wenn er Euch liebt, so gehorcht er Euerm Worte. Also sprecht es aus, was geschehen soll, sprecht, sprecht, Enkelin Nordmann's!" —

Und er schwenkte seinen Hut. Und der Mond schien auf sein graues Haupt und auf sein geröthetes Antlitz. — Aber Irma's schönes Haupt ruhte still an Wodaf's Brust und Ihr Antlitz beleuchtete der Mond nicht; denn sie drückte es fester und fester an Wodaf, als wolle sie ihre Wünsche und Gedanken still in sein Herz hauchen. Und so redete sie nicht, so that sie nicht. — So entschied sie nicht.

Aber Wodaf entschied. Denn er sprach, indem er das Haupt der schweigenden Irma küßte: „werde ich dem Könige untreu werden? — Ist die Treue auch Dir dann untreu, mein Mädchen? Darf denn ein Ding, mit dem man mähen kann? Darf man sie bald verlegen, bald wiederbewahren? bald

Digitized by Google

schwören, bald wieder brechen. — Wer die Treue dem Könige und dem Vaterlande bricht, wird man ihm trauen, daß er den Schwur für den Einzelnen hält?" —

Und hoch empor und feierlich streckte er seine Hand in die Mondesnacht hinaus und betheuerte: „Treue, ewige Treue meiner Irma! — Treue aber auch meinem Könige!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber das Erdbeben, welches in der frühesten Morgenstunde des 12. Okt. Malta in Schrecken versetzte, wird jetzt folgendes Näheres berichtet: „Schon um 11 Uhr Nachts am 11. wurde eine leise Schwankung verspürt. Aber 12 Minuten nach 2 Uhr Morgens am 12. erfolgte ein heftiger Erdstoß. — In wenigen Augenblicken wimmelten die Straßen und öffentlichen Plätze von Männern, Frauen und Kindern, die vor Angst todtenbleich sich an und durch einander drängten. Die Schwankungen wurden immer heftiger, und ein unterirdisches Getöse, ähnlich dem eines entfernten Gewitters, ward hörbar, die Glocken läuteten, die Einrichtungsstücke verschoben sich von ihren Plätzen oder fielen gar um. Die ganze Erschütterung dauerte, mit nur 3 Sekunden langer Unterbrechung, 22 Sekunden. Alle Häuser wurden mehr oder weniger beschädigt. Der Telegraph wird von Grund aus wieder aufgebaut werden müssen. Die zwei Beamten retteten sich durch einen Sprung aus dem Fenster. Die Festungswerke an der nördlichen Seite litten bedeutend mehr, als jene an der südlichen; der Schaden wird im Ganzen auf mehr als eine Million Gulden gerechnet. Auch auf dem Meere spürten die Schiffe die Erschütterung. Die preußische Dampf-Fregatte Danzig, welche sich zur Zeit des Erdbebens 180 Seemeilen von Malta entfernt befand, ward davon der Art in Anspruch genommen, daß ihre Maschinen nicht mehr arbeiten konnten. Der Postdampfer Simois spürte die Erschütterung im Hafen von Syra, wo dieselbe durch 40 Sekunden dauerte."

Ein piemontesischer Instrumentenmacher, Herr Porro, der sein Magazin auf dem Boulevard d'Enfer in Paris nicht weit von der Sternwarte aufgeschlagen hat, gilt jetzt als der geschickteste und genialste Instrumentenbauer. Er hat jetzt ein Riesen-Teleskop gebaut, dessen vergrößernde Kraft bis zum 1500- oder 1800fachen steigen soll; eine Leistung, die weder von Herschel's noch Lord Rosse's Teleskopen erreicht worden ist. Es zeichnet sich aber nicht allein durch diese optische Stärke, sondern eben so sehr durch die Genauigkeit der Messungen aus, worin dieses Instrument alle bisher bekannten Leistungen übertrifft. Der Preis ist außerordentlich niedrig, denn es kostet nur 160,000 Fr. Das Flintglas dieses Instruments ist aus der Fabrik von Guinand, das Crownglas hat Maës geliefert. Bisher wurden diese Gläser nicht durch mechanische Kräfte geschnitten, und doch fehlte der Handarbeit die erforderliche Genauigkeit. Diesen Uebelstand hat Herr Porro durch Erfindung einer einfachen Maschine beseitigt, mit Hülfe deren spärische Oberflächen eines gegebenen Radius „sans bassins" geschnitten, und der Radius dann in nicht wahrnehmbarem Grade allmählich mit großer Vollkommenheit verändert werden kann.

Kürzlich sah man an der Eisenbahn in Lyon einen Mann aussteigen, der einen menschlichen Rumpf aus einem Waggon hob und auf den Armen in den Wartsaal trug. Man glaubte Anfangs, es sey ein Opfer des Krieges in der Krim; der Unglückliche ist aber ein Franzose, der im Jahr 1849 nach Kalifornien ging und dort durch die Explosion einer Mine so hoch in die Luft geschleudert und beim Herabfallen in einen derartigen Zustand versetzt wurde, daß ihm Arme und Beine abgenommen werden mußten. Er überstand die gräßliche Operation muthig, und brachte 200,000 Frs. Erwerb mit, die er jetzt mit seinem Freund in St. Etienne gemeinschaftlich genießt.

Charade.

Willst du die Erste recht gebrauchen,
Wenn matt der Körper, schlaff der Geist,
So eile, jene Luft zu hauchen,
Die meine Zweite dir verheißt!
Mit zweien Brüdern Hand in Hand
Streckt sich das Ganz' am Meeresstrand;
Deutsch ist die Sprache, die man spricht,
Und doch zu Deutschland zählt es nicht.

Auflösung der Charade in Nro. 249:

Kaiserkrone.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 262 Samstag, 1. November 1856.

Der Wende.

(Fortsetzung.)

Klopfenden Herzens verließ nun der Graf sein Zimmer, vorsichtig drückte er seine etwas aufgebauschten Rockschöße platt, er vermied, so viel als möglich, jede Begegnung, denn er glaubte, man müsse ihm sein Vorhaben auf den ersten Blick ansehen. Durch den Garten ging er heute langsamer, als je, er wollte dadurch jeden Argwohn, als treibe ihn etwas Ungewöhnliches, von sich entfernen. — Nachdem er aber den einsamen Pfad, dessen Krümmen ihn gleich allen Spähenaugen entzogen, erreicht hatte, athmete er hoch auf und setzte sich in raschern Schritt, denn Bogan mußte gewiß schon auf ihn warten.

Wie? Er war noch nicht an Ort und Stelle, der treue Wende? Hatte er sich, da er keine Uhr besaß, in der Zeit geirrt, hatte er den Platz nicht wieder gefunden, war ihm sonst ein Unfall begegnet oder — entsetzlicher Gedanke! — war er vielleicht ertappt worden? Diese Fragen bestürmten den Grafen und trieben sein Blut in stürmischer Wallung zum Hirne, während er auf und nieder in dem dunkeln Gange wandelte, fort und fort auf jedes Geräusch lauschend, das ihm die Ankunft des heißersehnten Boten der Freiheit verkünden sollte.

Vergebens! Alles blieb still, die Grasmücke sang ihr geschwätziges Lied ungestört in seiner Nähe, die Blätter hingen unbewegt, kein Rascheln im Laube, kein Fußtritt auf dem Kiese ließ sich hören, und nach einer Stunde fürchterlichen Wartens erklang die Glocke, welche den unglücklichen Mann wieder in seine Haft zurückrief, der er schon auf immer entronnen zu seyn glaubte; ihm war es, wie der Klang des Armensünderglöckleins, der einen Verurtheilten auf seinem Gange zum Hochgericht begleitet, und er durfte doch nicht wagen, ihm den Gehorsam zu verweigern.

Getäuschte Hoffnung ist einer der bittersten Prüfungsgelche, welche dem Menschen beschieden sind, und er besteht die Prüfung nur zu oft schlecht, indem er sich dagegen mit der Frage auflehnt, warum ihm erst so grausam eine Hoffnung erregt werde, wenn es doch schon im ewigen Rathschluß entschieden sey, daß sie niemals in Erfüllung gehen sollte. Sündhafte Frage!

Als der Graf sein Zimmer erreicht und sich, wie er gewöhnlich that, eingesperrt hatte, obwohl er wußte, daß ihn das nicht vor Besuch zu jeder beliebigen Stunde schützte, als er das eiserne Gitter vor seinem Fenster wieder sah, von dem er vor einer kurzen Weile triumphirenden Abschied genommen, sank er wie vernichtet auf sein Lager und ruhte eine lange Weile in dumpfer Betäubung. Dann aber raffte er sich zu neuer Hoffnung empor, sie war zu schön, um ihr beim ersten Fehlschlage gleich auf immer zu entsagen. Viel trostreiche Möglichkeiten stellten sich seinem Geiste dar, welche den treuen Mann, der ihn zu retten versprochen, abgehalten haben konnten, heute zu rechter Stunde zu erscheinen; vielleicht war er jetzt an der bezeichneten Stelle und grämte sich selbst am meisten, daß er zu spät gekommen sey. Verloren war ja noch nichts, als ein Tag. Immerhin schrecklich genug, noch eine endlose Nacht in der Gefangenschaft verbringen zu müssen, aber um wie viel größer morgen die Freude.

So tröstete sich der Graf und es gelang ihm wirklich, in leidlicher Fassung den Rest des Tages zu verleben, ja in der Zuversicht, daß morgen sich das Räthsel, warum Bogan heute ausgeblieben sey, auf die glücklichste Weise lösen werde, gewann er sogar ein Paar Stunden friedlichen Schlummers in der Nacht.

Aber der Mittag brachte ihm die furchtbarste Wiederholung des gestrigen Spieles, das eine finstere Macht mit ihm trieb. Wiederum war er mit banger und doch freudezitternder Seele der bezeichneten Stätte genaht, wiederum hatte er sie leer gefunden und angstvoll von Minute zu Minute geharrt, bis die Glocke seinem Hoffen auch für diesen Tag ein Ende machte und er in einem Zustande zurücklam, der wahrhaft elend war. Der unglückliche Greis weinte auf seinem einsamen Lager. Und dennoch gab er die Hoffnung nicht auf.

Er fand die Kraft wieder, welche ihn auch stark

Digitized by Google

machte, sich vor den Augen des Arztes, welcher ihn stets gegen Abend besuchte, zu verstellen, der Mann betrachtete ihn durch seine Brille mit großer Befriedigung; zu heilen war er freilich nicht, gerade weil sich keine bestimmt ausgesprochene fixe Idee zeigte, aber wenn er nur immer so ruhig blieb, wie er heute erschien, was konnte man mehr verlangen? Hätte er ihn doch beobachten können, sobald er den Rücken gewandt hatte, welche andere Ansicht würde er über diese vermeintliche Ruhe gewonnen haben.

Drei Tage später fand er ihn in einem heftigen Fieber, das ihn um so mehr überraschte, da er vorher gar keine Symptome seines bevorstehenden Ausbruches wahrgenommen hatte. Es war jedenfalls ein medizinisches Phänomen, höchst interessant zu beobachten.

Leider wurde diese Beobachtung durch ein gefährliches Delirium getrübt, das es für ihn höchst bedenklich machte, dieselbe in unmittelbarer Nähe des Kranken fortzusetzen. Er war zwar dem kleinen, alten Manne an Körperkraft dreifach überlegen, aber wußte er denn nicht aus der Theorie und Praxis, daß ein Delirium oft dem schwächsten Menschen eine wahre Bärenstärke verleiht und sollte er sich dem aussetzen?

Es war also gerathener, seinem Gebahren aus vorsichtiger Entfernung zuzuschauen, dadurch verlor er zwar das Verständniß seiner raschen und unzusammenhängenden Reden, denn der Kranke sprach sehr leise, indessen was war eigentlich an den thörichten Phantasien eines Fieberpatienten verloren? Ueberdem phantasirte er, wie ein Paar aufgefangene Worte verriethen, in fremden Zungen oder wahrscheinlicher noch in gar keiner menschlichen Sprache, denn was konnten vernünftigerweise diese barbarischen Laute, wie: „Bogan! Bogan! Pup bo! Ja som bo! Obroschel“ bedeuten? Das war den unartikulirten Sprechversuchen eines Kindes zu vergleichen, wie denn überhaupt in manchem Stadium des Irreseyns der Geist wieder ganz zu kindischer Unmündigkeit zurücksinkt.

So ließ der Arzt im Panzer seiner Wissenschaft den Kranken flüstern und sprechen, was er wollte, hörte ihm eine Weile aus der Ferne zu, gab dem Wärter einige Verordnungen für den Fall, daß sich sein Zustand über Nacht verschlimmern sollte, und ging dann seine gewohnte Runde, um später mit dem Direktor, dessen Frau und dem Rendanten seine allabendliche Partie Deutsch-Solo zu spielen. Der Wärter hatte auch nicht Lust, den langen Abend und die ganze Nacht hier zu sitzen, auch waren ihm noch mehr Stuben zur Besorgung übergeben; so blieb er denn nur eine kurze Weile, nachdem der Arzt sich entfernt hatte, sah Fenster und Thüren nach, stellte frisches Wasser an das Bett und überließ den Kranken, der ruhiger geworden war, sich selbst.

Dieser Arzt lag auf dem Fluß, er hatte einen Schiffer genöthigt, in der Bucht unter der Höhe, auf welcher das Irrenhaus stand, anzulegen, um hier zu übernachten. Um Mitternacht war es sternklar geworden und die milde Luft that dem Fuhrmann, der gerade erwachte, so wohl, daß er sich auf das niedere Dach seines Verschlages setzte und sich ein Pfeifchen anzündete.

„Da hörte er plötzlich von Oben, wo das stattliche Haus stand, ein lautes, ängstliches Rufen, das die Stille der Nacht verunheimlichte, es klang so unheimlich, daß dem Lauscher selbst bange dabei wurde, aber auf einmal stockte es und ein gellendes Gelächter folgte, vor welchem der Schiffer, ein frommer Böhme, sich bekreuzte, denn es war, als lache der Böse, der eine arme Seele berückt hat. Dann wurde Alles todtenstill.

Der Schiffer konnte kaum das erste Grauen des Morgens erwarten, um seinen Anker aufzuwinden, und vermaß sich hoch und theuer, nie wieder, und wäre es vor dem schlimmsten Unwetter, an dieser Stelle anzulegen.

(Fortsetzung folgt.)

Nordmann.

(Fortsetzung.)

Mit einem Griff hatte der Musikant seine Geige am Backen und stotterte mehr, als daß er sang, hastig und heiser:

„Den Schweden den Tod! den Dänen Sieg!
Die Bibel macht uns frei!“

Wodaf tröstete und schickte sich zum Abschiede an. Ach! es wurde ihm so schwer, so schwer, und dennoch tröstete er und sprach von einer glücklichen Zukunft. Irma stand trauernd und gebeugt.

„Also wird es nun nichts,“ hob der Alte wieder an. „Wahrheit, Wahrheit, — nun ein Wort noch. Ich bin es Euch schuldig, liebe Irma. — Wißt Ihr, daß Gyllenborg der Euerm Großvater besser steht, als sie? Wißt Ihr, daß Gyllenborg sicher Eure Hand zu gewinnen gedenkt? — Ihr werdet es wohl bemerken, wenn Ihr erst einige Tage in Friedrichshall seyd. — Oder traut Ihr Euch Stärke genug zu, Euerm alten Großvater es abzuschlagen, wenn er oft und innig Euch bittet, dem tapfern Gyllenborg die Hand zu geben? — Wie, werdet Ihr stark genug seyn, den alten, treuen Großvater zu kränken, den Lebensrest ihm zu verbittern, die Augen ihm zuzudrücken als Undankbare?“

Digitized by Google

Und Irma weinte laut und bitterlich, und hauchte leise: „Wodaf, Wodaf, ja, ja, ich werde es können.“

Und Wodafs Augen waren lange schon feucht. Und je länger er die Thränen zurückgehalten hatte, desto schlimmer wurde jetzt ihr Durchbruch. Auch er weinte laut und bitterlich.

Der alte Musikant aber fühlte, daß er zu weit gegangen war, — das that ihm tief in der Seele weh, — und die Treue, die starke, heilige Treue der Jungfrau und des Jünglings, und ihre Liebe und ihr Schmerz und ihre Lust und ihre Leiden hatten ihn gerührt und sein Herz erschüttert, — und das Herz trat auch ihm in die Augen, — und er weinte laut und bitterlich.

Und der Mond schien still herab auf das Alter und auf die blühende Jugend. Und die See wogte ruhig und feierlich. Und in der Stadt oben klang die Abendglocke. Und der alte Musikant schluchzte leise: „Wahrheit, — Wahrheit!“

Da mahnte der Schiffer vom Ufer her zum Aufbruche. Noch einige Minuten standen die Drei und Wodaf hielt fest seine Irma in den Armen. Er zuerst bob endlich sich empor und tröstete und küßte die Theure, und beschwor und bat sie, stark und treu zu seyn und auf den Himmel zu bauen.

Dann fragte er gefaßt und ruhig: „Lieber Jakob, werdet Ihr, wenn ich Briefe an Euch schicke von Kopenhagen, dieselben gern und sicher und ungesehen in Irma's Hände befördern?“

„Das werde ich,“ antwortete der Alte. „Auch mehr noch will ich thun, wenn ich kann. O wäret Ihr doch mit uns gegangen!“

Wodaf sagte dem Greise Lebewohl. Dann stürzte er rasch noch zu Irma, drückte sie noch ein Mal an sein Herz und — „Treue, Treue!“ waren Beider Wort, Beider Gruß, Beider Wunsch und Segen.

Ohne sich umzuwenden, flog er hinüber an das Ufer. Schnell trat er in den Kahn und bald war er am Fahrzeuge. Auch da hinein sprang er hastig und ohne sich umzuschauen. Irma aber verfolgte mit ihren Augen den Theuren bis an das Ufer, bis hinüber in das Fahrzeug, bis weit, weit hinaus in die mondhelle See. Als aber das Fahrzeug verschwunden war, ging sie still mit dem alten Musikanten weiter. Bald trafen sie die harrende Dienerin. Auch diese sprach ihr um Muth und Trost zu und nahm sie an dem Arm und führte sie. Der alte Jakob schritt still hinterdrein. Oben an den Festungswerken spielte er und sang noch wehmüthig:

„Das Leben ist ein großes Spiel,
Es gibt der Wunden und Narben viel,
Und sehen sie auch Andere nicht:
Wir sehn und fühlen sie ohne Licht.“

„Die Wunde, die da blutet jetzt,
Gibt eine Narbe doch zuletzt.
Und stieg sie mit in's Grab hinein,
Ein Schmuck wird sie im Himmel seyn.“

Nach den letzten Worten ergriff er Irma's Hand und sagte feierlich: „Wahrheit, Wahrheit, aber ich schweige über Alles, verlaßt Euch darauf.“ Dann lenkte er seine Schritte ab von seiner Hütte und verschwand.

Gefaßter und ruhiger und fromme Gebete für Wodaf im Herzen tragend, ging Irma mit der Dienerin dem großväterlichen Hause zu.

6.

Nicht weit von der Stelle, wo der Tistedal-Elf, welcher die Stadt Friedrichshall mit zwei Armen durchströmt, in den Swinefund mündet, befindet sich ein ebener Platz. Hier hatte Gyllenborg am nächsten Morgen nach den letzten Ereignissen früh schon die Bürger aufgestellt, um die erste Waffenübung mit ihnen zu halten. Nur einige Mal sollte dieß hier geschehen. Späterhin wollte Peter Nordmann die Uebungen selbst halten oben an den Festungswerken. Auch heute, bei der ersten Uebung, wo nur die Waffen und Fahnen vertheilt und die übrigen nöthigen Einrichtungen getroffen werden sollten, hatte Peter Nordmann sich einzufinden versprochen. Auf Gyllenborgs Veranlassung aber waren die Bürger eine Stunde früher erschienen, als eigentlich Nordmann's Bestimmung lautete. Das that Gyllenborg nicht ohne Absicht. Höher und höher wollte er täglich in der Gunst des Greises steigen. Nicht genug war es ihm jetzt, daß Peter Nordmann von seiner Seite kein Hinderniß ihm in den Weg legte, daß sich mit Irma zu verbinden. Noch mehr begehrte er von dem Großvater für den schlimmsten Fall. Dieser nämlich sollte dann, wenn Irma sich weigerte, als beredender Vermittler auftreten, sollte, wenn es nöthig würde, sogar ein Machtwort sprechen. Daß dieß nöthig werden könne, fürchtete zwar Gyllenborg keineswegs. Sicher schon glaubte er sich am Ziele. Der Preis aber, nach dem er strebte, war so hoch und herrlich, daß er auch für die unwahrscheinliche Gefahr sich rüsten zu müssen möglich scheinende anders konnte diese Rüstung glaubte. Und worin daß er sich bemühte, in der bestehen, als darin, daß er immer noch zuzunehmen? Gunst des Großvaters bei den Menschen die Gunst — Wußte er doch, daß bei dem Günstling handelt. — Wußte er doch, wo sie dann blind, eifernd, oft zu einer Höhe steigt, ja selbst mit Gewalt für den Günstling wollte er auch Nordmann's Gunst zu dieser Höhe

für sich zu erheben suchen.

Eine Stunde also, als es nöthig war, früher hatte Gyllenborg, im scheinbaren Thatendurst, die Waffenübungen begonnen. Die Stunde war ver-

Digitized by Google

gangen. Seine Thätigkeit wurde jetzt um so lebendiger, als er meinte, Peter Nordmann müsse nun erscheinen. Es verging aber noch eine zweite Stunde und fast eine dritte, ehe Nordmann erschien.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Die Schlafsucht.] Die Jahrbücher der Arzneiwissenschaft führen eben so wunderbare als verbürgte Beispiele der Schlafsucht an. Am meisten kommt sie beim weiblichen Geschlechte vor und in der Regel liegen ihr tiefe Störungen im Nervenleben zu Grunde. Einige schliefen wochen-, Andere monate-, ja jahrelang. Eine Bauersfrau in Frankreich schlief regelmäßig die ganze Woche hindurch und erwachte erst Sonntags Morgens. Dann kleidete sie sich um, nahm etwas Speise zu sich, ging in die Kirche, kehrte nach Hause zurück, legte sich nieder und schlief wieder bis zum Sonntag Früh. — Ein von Natur sehr gefräßiger Mensch, welcher den Tag nur einmal, aber dann auch wie ein Jude aß, pflegte einzuschlafen, sobald er den letzten Bissen verschlungen und die letzte Flasche geleert hatte. Am folgenden Tage wachte er genau um dieselbe Stunde auf. Im Jahrbuch für Medizin (1854) wird von einem Manne erzählt, der in Paris unter dem Namen der Schläfer der Charité bekannt war. Der Schlaf dieses Menschen dauerte regelmäßig die Hälfte des Jahres hindurch. Man konnte ihm in die Ohren schreien, ihn schütteln u. s. w., er schlief immer fort; selbst die Eintauchung in kaltes Wasser vermochte ihn nicht zu wecken. Bekannt ist, daß manchmal auch ganze Völker von der Schlafsucht befallen werden und trotz allen Stoßens, Schüttelns und Begießens nicht aufwachen. v. Swieten, der Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia, kannte einen Schläfer, der nach dem Erwachen nicht glauben wollte, daß die Nacht so lang gewesen sey. Er überzeugte sich erst davon, als er sich erinnerte, daß er zur Zeit der Einsaat eingeschlafen sey; bei seinem Erwachen hatte die Ernte bereits begonnen. Viel Aufsehen machte zu ihrer Zeit die Geschichte einer vornehmen Engländerin, welche drei Jahre hintereinander schlief, ohne andere Nahrung zu sich zu nehmen, als etwas Fleischbrühe, welche ihr während des Schlafes mittels eines Röhrchens durch die Nasenöffnung eingeflößt wurde, da ihre Kinnbacken während der ganzen Zeit starrkrampfig geschlossen waren. Wenige Minuten nach ihrem Erwachen starb diese Schlafsüchtige. Aehnliche Beispiele erzählt Hufeland in seinem ärztlichen Journale. Bei den Schlafsüchtigen dauern die Grundverrichtungen des organischen Lebens: Herzschlag, Blutlauf und Athemholen ungestört fort, ja der Puls ist oft sehr groß, voll und wellenförmig und die Athmung tiefer und schnarchender als im natürlichen Zustande, während z. B. bei dem Winterschlaf der Thiere (Hamster) der Umlauf des Blutes unterbrochen ist und die Thiere viel leiser und seltener als sonst athmen bei geminderter Körperwärme.

Von Hörmannsdorf, k. Lgs. Landshut, aus veröffentlicht Frhr. v. Halberg folgende Nachricht: „Wolfgang Pfeffer, Tischlermeister von Niederviehbach, Lbg. Dingolfing, hat die merkwürdige Erfindung gemacht eines Wagens, worin zwei Personen mit aller Leichtigkeit sich fahren können, langsam und so schnell wie nur ein Mensch laufen kann. Ich bereite mich diese merkwürdige Erscheinung bekannt zu machen, weil man ohne Mühe mit diesem Wagen Reisen machen könnte. Ich habe ihn angekauft, und bitte alle diejenigen, welche ihn sehen und damit fahren wollen, sich bei mir im Schlosse Hörmannsdorf einzufinden." —

Eines der glänzendsten Pariser Kaffeehäuser, das „Kaffee de Paris" auf dem Boulevards des Italiens hat seine Räume geschlossen und versteigert sein Mobiliar, weil die Besitzerin des Hauses, in welchem dieses Etablissement sich befand, die Marquise von Herfort, Mutter Lord Henry Seymour's, es für gut fand, die Jahresmiethe um 50,000 Fr. — von 55,000 auf 75,000 Fr. — zu erhöhen zu wollen. Dieß schien dem Kaffeher doch etwas zu stark und er verzichtete. Die Besitzerin aber vermiethete das Haus an die Modewaarenhandlung Delisle — um 100,000 Fr. jährlich. —

Während man vor einigen Tagen bei der Restaurations-Arbeiten der St. Johannes-Kirche bei Niederlahnstein (im Nassauischen) damit beschäftigt war, die dem Baue nicht entsprechende, später angeflickte Sakristei wegzureißen, entdeckte man in derselben ein prachtvolles, altes Freskogemälde, unter Anderem unseren Heiland in einem Sternenmantel vorstellend, welches mit der Tünchequaste, wie leider so häufig, überstrichen worden war. Man hat nun sogleich mit dem Abbruche eingehalten und einstweilen ein Brettergerüst darüber gelegt.

Redakteur: Franz Meffert.
Druck u. Verlag der Eisele'schen Buchhandlung in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 263 Montag, 3. November 1856.

Der Wende.

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Hatte denn Wolfgang von Kaltenborn bei seiner Heimkehr nichts von dem Schicksale des alten Mannes erfahren, der ihn in seiner Kindheit, als sein eigener Vater noch lebte, mit Liebkosungen und Zärtlichkeit überhäuft, dem er sich nur später um mancher Ursache willen entfremdet hatte? War ihm allein, da er sich gegenwärtig von der Nachbarschaft zurückzog, verschwiegen geblieben, was noch immer alle Welt beschäftigte und hatte selbst in seinem Hause ihm Niemand davon gesprochen? Unmöglich! Oder glaubte auch er, wie alle Welt, daß dem alten Grafen unzweifelhaft Recht geschehen sey, um dem gefährlichen Treiben seiner Geistesverwirrung, welches schon durch die beabsichtigte Freilassung seiner Leibeigenen den gesammten Grundadel mit schlimmen Folgen bedrohte, ein- für allemal ein Ende zu machen? Wie ließ es sich anders erklären, daß er bei seiner sonstigen Thatkraft sich so passiv verhielt und nicht den kleinsten Schritt unternahm, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, oder dem Freunde seines Vaters, der seine ganze Hoffnung auf ihn setzte, zu helfen. Hatte der Förster, welcher dem Wenden, ehe er seine Wanderung antrat, so fest versprochen hatte, die Bestellung des Grafen an den Baron, seinen Herrn, zu übernehmen, seine Zusage nicht gehalten?

Mudra lag krank, er hatte bis jetzt dieser Verpflichtung, wie sehr sie ihm am Herzen lag, nicht genügen können. Gleich am Tage nach der Rückkehr des Barons, noch ehe er eine schickliche Gelegenheit dazu gefunden hatte — war er durch einen Besuch überrascht worden, auf den er wohl am wenigsten vorbereitet war, durch Herrn Tartini. Das Lieblingswort, das wir in Bezug auf den ehemaligen Kammerdiener des Reichsgrafen von ihm auf dem Rathskeller des Kreisstädtchens vernommen haben, schwebte ihm wieder auf den Lippen, als er Abends, nachdem er aus dem Reviere gekommen, bei einem Glase schäumenden Bieres neben seiner Frau, die ihr Spinnrad drehte, gemächlich vor seiner Hausthür saß und auf einmal den ihm wohlbekannten Einspänner mit Herrn Tartini von der Waldecke grade auf die Försterei heranfahrend erblickte. Doch war er zu bieder, um selbst gegen diesen Menschen sich zu verläugnen, und so stand er auf und empfing ihn, kalt zwar, aber immer noch höflich genug.

Tartini kannte seine Leute, er wußte zwar nicht, daß der wendische Bauer, von dem er seinem künftigen Gebieter gesprochen, dem Förster Mudra seinen Auftrag übergeben hatte, aber er hielt diesen selbst nach mancher Aeußerung, die ihm nicht verloren gegangen war, für fähig, seine Pläne zu kreuzen. Daß er sich dadurch bewogen fühlte, ihn zu besuchen, daß er gar mit einem Anerbieten vorrückte, zu welchem ihn, wie er sagte, der junge Graf von Hernowitz als künftiger Standesherr autorisirt hatte, mit dem Anerbieten nämlich, Mudra, welcher dem Grafen als der tüchtigste Forstmann in der ganzen Markgrafschaft bekannt war, mit bedeutender Verbesserung seines Einkommens in gräfliche Dienste zu nehmen, schien freilich auf der andern Seite wieder, als kenne er seine Leute durchaus gar nicht, denn wie konnte er glauben, daß Mudra, dessen Vater und Großvater schon dieselbe Försterstelle auf Kaltenborn'schem Revier bekleidet hatten, das Anerbieten und wäre es noch viel verlockender gewesen, annehmen werde? Er hätte wenigstens damit vorrücken sollen, so lange die Frau noch dabei war; denn die Frauen sind nun einmal auf Geld und Gut begehrlicher, als die Männer, und Frau Mudra würde gewiß Tartini's Anerbieten unterstützt haben. Aber sie war in die Küche gegangen, um das Abendbrod für den Gast und seinen Knecht etwas reichlicher zu besorgen, und der Förster, sobald er hörte, was ihm der Italiener zumuthete, stand auf und kehrte ihm, ohne ein Wort zu erwidern, geradezu den Rücken.

Hätte er den höhnischen Blick gesehen, welchen ihm Tartini zuschoß, wäre er nur überhaupt gegen dessen „welsche Praktik," wie das zu jener Zeit noch immer in deutschen Landen hieß, auf seiner Hut ge-

Digitized by Google

wesen! Aber er war zu böse geworden, daß man ihm zutrauen könne, er werde um ein Paar lumpiger Thaler willen seinen Herrn und seinen Dienst und seine Heimath verlassen, und zuckte nur, ohne sich umzusehen, mit den mächtigen Schultern, als Tartini nach einer Weile beiderseitigen Schweigens mit einschmeichelnder Stimme fragte: „Was sagen Sie zu dem Vorschlage, bester Herr Mudra?“

Da jedoch der Welsche dieß Achselzucken gar nicht verstand, sondern hinzufügte: „Es ist natürlich, daß Sie Sich die Sache mit Ihrer Frau Liebsten erst überlegen, aber ich rechne bestimmt auf ein Jawort, und werde den Herrn Grafen vorläufig davon in Kenntniß setzen,“ drehte sich Mudra rasch um, legte seine Hand so schwer auf die Spitze Achsel des Italieners, daß dieser schmerzhaft zuckte, und sprach mit dröhnender Stimme: „Sagen Sie Ihrem Herrn Grafen, daß ich selbst eine Kanaille seyn müßte, wenn ich mir es nur einen Augenblick überlegen wollte, ob ich hier Ja oder Nein sagen soll. Und nun sind wir miteinander fertig, Herr.“

Herr Tartini lächelte überaus verbindlich. „Sie sind ein Ehrenmann,“ sagte er mit etwas unsicherer Stimme und hätte sich gern die Schulter gerieben, wo ihn der Druck der schweren Waidmannsfaust noch schmerzte, nachdem sie ihn längst befreit. „Ich kann Ihnen weiter nicht zureden, habe überhaupt nur dem Auftrage genügen wollen, der mich zu Ihnen geführt hat. Sie wissen selbst am besten, was Ihnen zuträglich ist. Habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

Er winkte gebieterisch seinem Knechte, das Pferd, das er nur losgestränkt hatte, wieder zur Abfahrt zu rüsten; Mudra konnte es nicht über sich gewinnen, ihn zu längerem Bleiben einzuladen, und als seine Frau in der Küche den forttollenden Wagen hörte, war es auch für sie zu spät, den Gast, auf den sie sich nun umsonst eingerichtet hatte, zu halten. Sie sah, daß ihr Mann sich geärgert hatte, fragte aber nicht danach, denn wie freundlich er auch gegen sie war, in übler Laune mußte sie sich mit ihm in Acht nehmen.

Er stürzte in hastigen Zügen sein Glas Bier, das unberührt seit Tartini's Ankunft auf dem Tische gestanden hatte, hinunter, und erzählte erst beim Abendessen, welchen Vorschlag ihm der Welsche gemacht und wie die ganze Schurkerei darauf hinauslaufe, sein Schweigen in der bewußten Angelegenheit zu erkaufen, wo er vielleicht mehr erzählen und mitreden könne, als der hohen Sippschaft lieb sey.

War es der Aerger, oder der hastige Trunk, welchen der Förster gleich darauf gesetzt hatte, das Abendbrod schmeckte ihm heute nicht.

„Die Kanaille hat mir das ganze Essen vergiftet,“ sagte er, indem er den Teller, auf welchem ihm die Frau seine gewohnte, reichliche Portion kräftiger Waidmannskost aufgetischt hatte, mit einem gewissen Widerwillen von sich schob.

„Morgen will ich aber dem Ding ein Ende machen. Da werde ich doch wohl meinen Herrn zu sprechen bekommen und das soll frisch von der Leber gehen, denn was mir der Bogan gesagt hat, ist es nicht allein: es sind noch alte Geschichten von der schwarzen Gretel her, die es dem Grafen angethan haben sollte.“

„Ach Mann, rühre doch die alten Geschichten nicht auf,“ versetzte die Frau. „Dabei kommt nichts Gutes heraus. Die Gretel ist lange todt, wo der Junge hingekommen ist, weiß kein Mensch, der alte Herr ist auch in sein Unglück gerannt, sie werden ihrer Sache schon gewiß seyn, und wenn sich ein niederer Diener wie Du, hinein mischt, so verbrennt er sich die Finger, wenn's ihm nicht noch schlimmer geht.“

„Ich will und muß aber,“ rief Mudra hitzig. „Mir soll der Fistulant nur kommen, ich will ihn andere Lieder singen lassen, als die er dem Grafen vorgeorgelt hat.“

Die Frau verstummte und Beide gingen heute früher zu Bett, als gewöhnlich, denn der Förster fühlte sich schwer in den Gliedern und marode, wie er sagte: „Man merkt es nicht eher, daß man alt wird, als bis die Knochen mürbe sind,“ mit dieser Aeußerung, die seiner Frau durch das Herz ging, legte er sich zu Bett.

Aber in der Nacht wurde er ernstlich krank, fühlte reißende Schmerzen im Leibe und eine Beängstigung, als solle er ersticken. Die Frau, selbst in großer Angst, gab ihm Hausmittel, wie sie ihr eben passend schienen, und wirklich gelang es ihr, mit Hilfe seiner starken, bis zu dieser Stunde krankgesunden Natur, die Gefahr des Anfalls, den sich Beide nicht erklären konnten, für den Augenblick zu brechen.

(Fortsetzung folgt.)

Nordmann.

(Fortsetzung.)

Endlich sah man ihn kommen. Kräftig schritt der Greis daher. Seine Kleidung war dieselbe wie früher. Nichts sah man hinzugethan, als zwei lederne Stolphandschuhe an seinen Händen, ein mächtiges Schwert an seiner Seite, einen breiten, aus Sammet und Leder gearbeiteten Gurt um seine Hüften und zwei wallende Federn auf seinem Hut. — So sehr das breite, mächtige Schwert auch in das Gewicht fallen mochte, so handhabte er es doch,

Digitized by Google

indem er seine bewaffneten Bürger grüßte, mit einer Leichtigkeit und Gewandtheit, die seine Rüstigkeit genugsam beurkundete. Ueberhaupt war sein Blick, seine Haltung, sein Gang, sein Wort und seine Stimme weit kräftiger, als wenn er nur bürgerlich auf der Straße sich zeigte. Doch auch da schien, wie wir schon sahen, unter der Hülle des Greises mehr die Mannheit als das Alter zu wohnen und zu walten.

„Ich bringe Euch etwas Neues," sagte er zu Gyllenborg, als dieser ihm grüßend und ehrerbietig entgegen trat, „und darum komme ich auch so spät. Aber das Haus hat auch sein Recht, besonders wenn man ein liebes Haupt so lange entbehrt hat, — Irma ist da."

„Und heute also erst angekommen?" fiel Gyllenborg freudig und überrascht jetzt ein. „So hat mich mein Eifer für die gute Sache, um ein schönes Glück gebracht. Ich fing mit der Waffenübung eine gute Stunde früher heute an, als es nach Eurer Bestimmung nöthig war. Hätte ich das nicht gethan, so wäre ich, wie sonst in diesen Tagen es geschah, früh schon in der Gießerei, also in Eurem Hause gewesen. Da konnte mich vielleicht der Himmel begünstigen und mich den Ersten seyn lassen, der Eure Enkelin begrüßte. Ueberdieß hätte mir dieses Glück als ein schönes Zeichen gelten müssen. Eure edle Enkelin ist doch wohl?" setzte er hinzu.

„Nicht so ganz," erwiderte der Greis. „Die siegerische Bewegung, die in Schweden vorherrschte, scheint ungünstig auf sie eingewirkt zu haben. Auch schadet ihr wohl die Reise, denn sie kam zu Schiffe, indem man ihr gesagt hatte, daß eine Reise zu Lande hierher nicht mehr sicher seyn dürfte. Der zweite Bote, den ich nach Karlstadt sendete, und der zu Lande zurückkehrte, sagte zwar von der Unsicherheit noch nichts. Doch hat meine Enkelin wohl recht gethan, daß sie den Umweg machte und zu Schiffe kam. Es konnte ja eben so leicht möglich seyn, daß sie zu Lande Schwierigkeiten fand."

„Seit Früh schon bin ich hier auf dem Platze," sagte Gyllenborg, „aber ich habe nicht gehört, daß ein Schiff angekommen sey."

„Irma traf schon gestern, spät am Abende ein," berichtete Peter Nordmann und schritt mit Gyllenborg an den Reihen der zwölfhundert Bürger hinauf.

„Schon gestern?" versetzte Gyllenborg. „Fürwahr, ich möchte mich über meinen Unstern beklagen. Denn hätte ich am gestrigen Abende nicht die Bürger bestellt, daß sie heute eine Stunde früher kommen sollten, als es ihnen bereits bekannt gemacht worden war, so würde ich jedenfalls noch in Euer Haus gekommen seyn. — Doch das Eine ist oft nöthiger als das Andere," fügte er gewandt hinzu, „und der Himmel verhüte, daß ich über der Liebe je mein Vaterland vergesse."

Mit diesen Worten eilte er geschäftig in den Vordergrund und führte schnell mit der ganzen Schaar verschiedene Richtungen und Bewegungen aus. Dann untersuchte er die Waffen, ertheilte über Alles Winke und Kunstgriffe und ging dabei oft zu Peter Nordmann, um sich seinen Rath oder seine Zustimmung zu erbitten. Nordmann selbst war nicht weniger thätig. Er schied die Bürger in einzelne kleine Abtheilungen und übte sie auf Angriff und Vertheidigung ein. Zuletzt wurde zum Abmarsch geblasen. Mit Nordmann und Gyllenborg an der Spitze, zog nun die Schaar nach der Stadt zurück. Der Greis führte die erste Abtheilung, der Jüngling die zweite, und es gewährte einen eigenthümlichen Anblick, die Gesammtheit der streitbaren Männer so kräftig hingestellt zu sehen zwischen die hohe Besahrtheit und zwischen das frische Jünglingsalter. —

Oben in der Stadt fand sich auch der alte Musikant herbei. Er schloß an den Zug sich an und schritt umgeben von Knaben und Mädchen, die sich ebenfalls herbeifanden, mit ihm vor Peter Nordmanns Haus.

Gyllenborgs erster Blick fuhr hinauf nach dem Fenster des Hauses, wo Irma sonst immer gestanden hatte, wenn die Bürger von den Waffenübungen zurückgekommen waren. Das Fenster blieb lange leer. Endlich aber trat, von ihrer Dienerin begleitet, Irma wirklich herbei. Ihr bleiches, schönes Antlitz ruhte unbestimmt auf der Menge. — Gyllenborg blickte unverwandt hinauf und grüßte einige Mal. Irma aber sah es nicht. Er kommandirte nun mit voller lauter Stimme und glaubte, die Zurückgekehrte werde nun sicher ihre Augen nach ihm hinrichten. Doch vergebens. Sie wendete das Antlitz um keine Linie. Sie sah mit trübem Auge fort und fort gerade vor sich hin. Gyllenborg bemerkte das. Es war ihm auffallend. Es befremdete ihn um so mehr, als sie ja sonst, wenn auch nicht mit verheißendem, doch zuweilen mit freundlichem Auge auf ihn geschaut hatte, wenn er die Bürger-schaar heimführte. Und jetzt, wo sie so lange entfernt gewesen; jetzt, wo sie zum ersten Male seine Stimme wieder hörte, jetzt würdigte sie ihn keines Blickes? — Indem ihm bei dieser Gewißheit das Blut in's Gesicht stieg, fiel es ihm plötzlich wieder ein, daß sie ja unwohl sey. Er suchte sich damit zu beruhigen, behielt aber dabei immer Irma's ernstes Antlitz fest in dem Auge.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Am letztverflossenen 16. Oktober hat in dem Dorfe Prießnitz (bei Naumburg gelegen, aber zu Sachsen-Meiningen gehörig) eine ebenso seltene wie ergreifende Feier stattgefunden, die wohl auch in weitern Kreisen bekannt zu werden verdient. Die Veranlassung zu derselben war folgende. Am 16. Oktober 1806, zwei Tage nach der Schlacht bei Jena, wurden einige Stunden von dem Dorfe Frauen-Prießnitz französische Trainsoldaten überfallen und mehrere von ihnen erschlagen und geplündert, während die übrigen nach Naumburg flüchteten und beim dortigen Hauptkommando (unter Davoust) Anzeige von dem Vorfall machten und dabei den Ort ihrer Verfolgung kurzweg „Prießnitz“ nannten. Daraus entstand ein trauriges Mißverständniß; es wurden Soldaten nach dem ganz unschuldigen, eine Stunde von Naumburg gelegenen Prießnitz gesendet, das Dorf von denselben umzingelt und die Einwohner gleich einer Heerde Schafe zusammengetrieben, denn blutige Rache sollte sofort geübt werden. Auch der Pfarrer des Orts und sein Sohn, ein dreiundzwanzigjähriger Kandidat der Theologie, waren unter dem erschrockenen Häuflein; allein Beide, namentlich der der französischen Sprache kundige Sohn, boten Alles auf, um den mit der Ausführung des blutigen Befehls beauftragten Offizier von dem hier obwaltenden Mißverständniß zu überzeugen und von ihrer unschuldigen Gemeinde das Schreckliche, das ihr zugedacht war, abzuwenden. Der Offizier ließ sich endlich so weit erbitten, daß er einen Eilboten nach Naumburg ins Hauptquartier sendete, um neue Befehle einzuholen; aber die Sendung hatte nicht den gehofften Erfolg: Davoust gebot, daß sieben junge Männer des Dorfes zur Sühne der Gemordeten erschossen, und dann das Dorf in Brand gesteckt werden solle. Der Offizier schritt sofort zur Ausführung des Befehls, er ließ sieben junge Burschen auswählen, das übrige Volk aber in die nächsten Dörfer jagen. Nochmals boten der greise Prediger und der junge Kandidat ihre Beredsamkeit auf, um die unschuldigen Opfer zu befreien — der Offizier berief sich auf seine gebieterische Nothwendigkeit, der er gehorchen müsse. Aber die braven Männer lassen nicht ab, um Gnade für Leib und Leben zu flehen, die dem Tode geweihten Jünglinge umfassen in ihrer schweren Angst wehllagend die Kniee des Offiziers, und dieser kann sich endlich der Stimme der Menschlichkeit, die in ihm erweckt worden, nicht verschließen. Er gebietet den Sieben niederzuknieen, drückt jeden einzelnen noch nieder, kniet dann selbst mit an der linken Seite, kommandirt mit einer Handbewegung über den Kopf: „Feuer!“ ein furchtbarer Knall, die sieben stürzen zu Boden — doch nur ein Schrecken der Todesangst, die Kugeln waren über ihre Köpfe hinweg gesaust. Den einen Theil seines Befehls hatte der Offizier in menschlich edler Weise zu umgehen gewußt, den zweiten Theil mußte er ausführen: — das Dorf ward in Brand gesteckt und bis auf die Kirche und Schule eingeäschert. — — Zur Erinnerung an diesen Schreckenstag war nun am verflossenen 16. Oktober eine Gedächtnißfeier von der Gemeinde Prießnitz veranstaltet worden. Von den sieben dem Tode geweihten jungen Männern waren nur noch zwei am Leben, dagegen war der junge Kandidat von 1806 zu dieser Feier erschienen — jetzt ein würdiger, ehrfurchtgebietender Greis von 73 Jahren, der Superintendent und Domherr Dr. Großmann aus Leipzig, der Gründer des Gustav-Adolph-Vereins. Ueber die Feier, welche auf dem denkwürdigen Platz vor dem Dorfe, wo die oben beschriebene Scene gespielt hatte, stattfand, ist hier nicht der Ort, ausführlicher zu berichten. Nur das sey erwähnt, daß, als der würdige Jubilar in seiner bekannten kraftvollen und herzerhebenden Weise an dem Denkstein zu der Versammlung sprach, und schließlich auf den Knien mit den Worten eines Propheten über das heimathliche Dorf seines Herzens Wünsche aussprach, und die ganze Versammlung segnete, ein heiliges Schweigen der tiefsten Andacht über den vielen Hunderten schwebte, ein Moment, der allen Theilnehmern an der Feier unvergeßlich seyn wird.

[Die Lebensmittel-Preise vor neunzig Jahren.] Von schätzbarer Hand wird uns eine Numer des „Aschaffenburger Wochenblattes“ vom 22. Dezember 1775 mitgetheilt, woraus die damalige Fleisch- und Brod-Taxe für die Stadt Aschaffenburg zu ersehen ist. Hiernach kostete: Ochsenfleisch das Pfund, schwer Gewicht, 6 kr.; Rindfleisch 5 kr.; Kalbfleisch 6 kr.; Schweinefleisch 5 kr.; Hammelfleisch 6 kr. Schwarzes Brod kostete der Laib zu 6 Pfund, schwer Gewicht, 8 kr.; ditto der Laib zu 3 Pfund 4 kr.; für 1 kr. Weißbrod soll wiegen 9 Loth. Der Fruchtpreis zu Mainz vom 15. Dezember desselben Jahres entzifferte sich wie folgt: Roggenmehl das Malter 4 fl. 14 kr.; Waizen 4 fl. 36 kr.; Korn 3 fl. 24 kr.; Gerste 2 fl. 24 kr.; Hafer 1 fl. 36 kr.; Spelz 1 fl. 48 kr.; Hirsen 6 fl. 30 kr.; Weißmehl 5 fl. 44 kr. — O gute, alte Zeit, wann kehrst Du endlich wieder?

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ferdinand Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 264 Dienstag, 4. November 1856.

Der Wende.

(Fortsetzung.)

Indessen am andern Morgen, als Mudra aufstehen wollte, versagte ihm der Körper den Dienst, und es folgte, von einzelnen heftigen Rückfällen des ersten Uebels begleitet, ein Siechthum, das ihn lange an das Lager fesselte und zwischen den Eheleuten Anlaß zu mancherlei bedenklichen Gesprächen gab, denn Mudra kam immer wieder hartnäckig darauf zurück, daß ihm Tartini etwas in das Bier geführt habe. „Es wäre nicht das Erstemal," sagte er, wenn ihm die Frau diese gräßliche Beschuldigung verwies, und das sprach er so laut, daß sie jedesmal erschrocken nachsah, ob der Jägerbursch auch nicht in der Nähe sey.

„Du wirst Dir einen Prozeß an den Hals reden," warnte sie ihn ängstlich. „Wie kann er so etwas auf sich sitzen lassen, wenn er es wieder erfährt?"

„Glaubst Du, der Noack werde klatschen, was in meinem Hause vorgeht?" rief der kranke Mann, indem er die Faust über seinem Deckbett ballte. „Da wollte ich ihn doch lieber gleich zum Teufel jagen." Sie beruhigte ihn nach Kräften, daß von ihren Leuten nichts zu fürchten sey, aber der Verräther schlafe nie und es sey doch das Schlimmste, was man einem Menschen nachsagen könne, daß er mit Gift umgehe —

„Nun — und die Gretel?" fragte der Förster immer wieder. „Hat er das nicht auf sich sitzen lassen?"

„Ach Mann, das war doch nur ein böses Gerede, und ist ihm vielleicht gar nicht zu Ohren gekommen," versetzte die Frau. „Wenn Du gar nicht mehr davon sprächest, wäre es am besten."

Der Förster war nicht dieser Meinung, und sobald er einigermaßen wieder hergestellt schien, prüfte er seine Kraft gleich auf einem Gange nach dem Schlosse. Der Baron war aber in der Nacht, wie ihm der Verwalter sagte, den er unter dem Thorwege traf, ganz plötzlich abgereist, er hatte einen reitenden Boten, Niemand wußte woher, bekommen, der darauf bestanden hatte, den Herrn wecken zu lassen, er war dann sofort in seine Stube geführt worden und gleich nachher hatte der Baron Befehl gegeben, anzuspannen und war noch vor Tagesanbruch fortgefahren, wohin, auf wie lange und warum hatte ebenfalls Niemand erfahren, und der fremde Bote, aus dem Nichts heraus zu bringen gewesen, war wieder mit ihm fortgeritten. „Ich weiß es von unserer gnädigen Frau," setzte der Verwalter hinzu. „Die hat es sehr übel genommen — und überhaupt ist bei uns jetzt schlechtes Wetter: das macht die schöne Mamsell, die wir hier haben. Ich wundere mich nur, daß unser gnädiges Fräulein das aushält."

Der Förster sah den Verwalter sträflich an: „Lernst Du auch von Deiner Herrschaft Uebels reden?"

„Nun, Alter, nur nicht gleich so hitzig," erwiederte der Verwalter etwas beschämt. „Man kann doch seine Augen nicht blind machen — und wenn ich mit Dir davon rede, mit einem alten Freunde—"

„So redest Du auch am Beitisch oder in der Scheune davon! Laß mich so was nicht hören!" Damit ging der Förster, ohne den Hof betreten zu haben, wieder nach Hause. Der Gang wurde ihm aber sehr sauer, die Schwere in den Gliedern machte sich wieder besonders fühlbar und er mußte sich endlich auf einen Stein am Wege niedersetzen. Es war ihm verdrießlich, daß er nun doch Alles, was ihm auf dem Herzen lag, wieder mit nach Hause nehmen mußte und er dachte dabei an seine Begegnung mit Bogan, den er damals auf dem Gränzhaufen jenseits angetroffen hatte. Ob der noch nicht heimgekehrt war? Gewiß nicht, sonst hätte er doch wohl etwas von sich hören lassen. Aber es wunderte den Förster, daß er so lange ausblieb, es mußte eine weite Wanderung seyn, und auch ein besonderer Anlaß, daß er ihn verschwiegen hatte.

Nachdem Mudra wieder Kräfte gesammelt zu haben glaubte, setzte er seinen Weg fort, dankte aber Gott, als er endlich das Dach seines Hauses erblickte. Auf der Bank neben seiner Frau sah er ein Bauerweib sitzen, das bei seinem Erscheinen auf-

Digitized by Google

sprang und ihm entgegen gelaufen kam. Er erkannte das junge Weib und redete sie freundlich an: „Nun, Marika? Ist Dein Mann wieder da?“

Die junge Frau brach in Schluchzen und Thränen aus: „Ach Gott, wie, nein! Er kommt nicht wieder, sie haben ihn todtgeschlagen.“

„Weib, bist Du toll,“ rief der Förster. „Todtgeschlagen!“

„Ach Gott, ach Gott,“ jammerte die Wendin wiederholt. „Und ich bin Schuld daran, ich habe ihn fortgejagt.“

„Frau,“ wendete sich Mudra an die seinige, die mittlerweile auch herangekommen war, „was giebt's?“

„Ihr Mann ist noch immer nicht zurück gekommen und sie denkt, es muß ihm ein Unglück passirt seyn,“ erklärte Frau Mudra mitleidig. „Ich habe ihr schon nach Kräften zugesprochen, aber sie läßt sich es nicht ausreden —“

„Erst muß ich mich setzen, Weibsleute,“ brummte der Förster. „Mir knicken die Beine, wie meinem Fuchse — sind beide alt geworden.“

Seine Frau unterstützte ihn gleich, denn sie hatte schon bemerkt, wie beschwerlich ihm der kurze Gang gewesen und schalt ihn jetzt, daß er nicht gerritten sey.

„Wenn ich das nicht mehr leisten kann, so bin ich keinen Schuß Schrot mehr werth,“ sagte er, indem er sich auf die Bank setzte. „Nun komm her, Marika, hör' auf zu heulen und erzähle vernünftig, was Du hast.“

Die Ermahnung diente Anfangs nur dazu, die Thränen der verlassenen Frau in stärkere Strömung zu setzen, bis Mudra sie mit einem kräftigen Fluche anfuhr, da stockten sie plötzlich und sie sah ihn schüchtern, aber gefaßt an: er wußte schon, wie man mit Ihresgleichen umzugehen habe. Sie erzählte ihm nun, daß sie Schuld an dem ganzen Unglück sey, indem sie ihren Mann zu der Wanderung, zu der er gar keine Lust gefühlt, überredet habe, der Förster erinnerte sich auch einer darauf bezüglichen Aeußerung Bogan's.

„Weiter,“ sagte er streng, als sie wieder mit unterdrücktem Weinen kämpfte.

Sie gab dann Bescheid, daß ihr Mann die Spur des armen Herrn Grafen verfolgt habe.

„Und dazu hast Du ihn gebracht?“ fragte der Förster aufmerksam. „Wie kommst Du dazu?“

Die Frau senkte den Kopf und ließ einige, nur für den Eingeweihten verständliche Erklärungen hören — ihre Anhänglichkeit an den Herrn hatte einen tiefern Grund und wurzelte in dessen Vergangenheit, sie war stets durch ihre ältern Bekannten und Verwandten genährt worden, denn die viel besprochene Pächterstochter, in ihrer Jugend das schwarze Gretel genannt, welche das Herz des vornehmen Gebieters zu gewinnen verstanden, hatte zu der engverzweigten wendischen Sippschaft gehört: dieß Volk heirathete nur unter sich und hing zusammen, wie die Kletten.

„So, so,“ versetzte der Förster. „Also weil die selige Gretel eine Muhme Deiner Mutter gewesen — deßhalb sollte Dein Mann sehen, wo der Herr Graf ein Ende nähme.“

„Ja —“ erwiderte die Wendin furchtsam. „Und da er erst einmal so weit war — sagte er auch, dann müsse er ihm helfen —“

„Helfen! Der Begab dem Herrn Grafen!“ rief der Förster und lachte trotz seiner Ermattung so übermäßig, daß im Hundestalle sich ein Echo kund gab.

„Ich habe auch gelacht,“ — sagte die Wendin. „Aber er meinte, auch ein armer Bauer sey nicht zu verachten, wenn sonst Keiner Lust hätte, sich zu erbarmen und er wolle doch sehen. — Ach, und sie haben ihn dabei todt geschlagen!“ schrie sie von Neuem in ihren Schmerz ausbrechend; als aber Mudra sie wieder anfuhr und fragte, ob sie etwas wisse, gestand sie, daß sie gar nichts weiter von ihrem Manne gehört und sich's nur nicht anders denken könne, weil er nicht wieder komme, und daß sie nun hergelaufen sey, um sich rathen zu lassen, was sie thun solle.

(Fortsetzung folgt.)

Nordmann.

(Fortsetzung.)

Da erklangen plötzlich einige Geigenstriche. — Irma's Antlitz bewegte sich jetzt. Ihre Augen suchten. Nach zwei Sekunden nickte sie freundlich mit dem Haupte und über ihr Antlitz legte sich ein still lächelnder Zug. Doch das Alles galt nicht für Gyllenborg, — es galt nur dem alten Musikanten, der auf der andern Seite unter der Menge stand. Gyllenborg sah das. Er überzeugte sich davon. Denn der Musikant nickte ja ebenfalls hinauf und wiederholte noch einige Male seine Geigenstriche.

„Fort mit dem Bettler! Warum stört er hier!“ rief Gyllenborg in diesem Augenblicke von Ingrimm erfaßt, und befahl, den Alten bei Seite zu schaffen.

Der alte Musikant aber ging schon von selbst. Er schritt mit seiner Geige hinüber nach Peter Nordmanns Hause und drückte sich dort dicht und hart an die Wand des Einganges.

Sogleich ergriff Gyllenborg mit Lebendigkeit das Kommando wieder. Irma aber war am Fenster verschwunden, — und so ließ er die Bürger nach wenigen Minuten auseinandergehen.

„Wollt Ihr mich nicht hinausbegleiten zu meiner Enkelin?“ fragte Peter Nordmann, als die

Digitized by Google

Waffenschaar sich entfernte und er ebenfalls von seinem Platze zu Gyllenborg getreten war.

„Ihr kommt meinen Wünschen zuvor," antwortete Jener mit zufriedenem Lächeln. „Auch könnten wir heute vielleicht, Eurer Enkelin und Euch zu Ehren, die ersten der neugegossenen Kugeln abschießen." —

Während dieser Rede waren Beide an den Eingang gekommen, wo der alte Musikant lehnte.

„Unterlaßt künftighin dergleichen Possen," herrschte Gyllenborg ihn zu. „Die Waffenübungen sind kein Narrenspiel, und die Kommandoworte dürfen durch nichts unterbrochen werden! Geigt wo Ihr wollt, nur nicht zu solcher Zeit und an solchem Orte! — Hört Ihr's? — Auch drängt Euch durch Eure Possen nicht unverschämt auf, wie Ihr es vorhin thatet!"

„Irma ist ihm gewogen," versetzte begütigend Peter Nordmann. „Der alte, liebe Jakob ist früher oft in meinem Hause gewesen."

„Dann thut mir es leid," erwiderte Gyllenborg verlegen, „Das habe ich in der That nicht gewußt. Uebrigens läuft ja der Alte fast in jedem Hause herum. — Aber nehmt mir's nicht übel," fuhr er fort und wendete sich an den alten Musikanten, „da Euch Irma gewogen ist, so bin ich es Euch ebenfalls. Hier, alter Jakob, nehmt, — aber stört nur nicht das Kommandowort wieder."

Er zog einige Geldstücke aus der Tasche und reichte sie dem Alten hin.

„Da hat Herr Gyllenborg nicht Unrecht," bemerkte freundlich Peter Nordmann. „Aber wahrscheinlich sahet Ihr meine Enkelin seit ihrer Rückkehr zum ersten Male wieder und wolltet sie begrüßen. Nicht wahr, alter Freund?"

„Ich habe sie schon gestern am Strande begrüßt," antwortete der alte Musikant, ohne Gyllenborg zu beachten, der noch immer das Geld in der Hand hielt, „aber Wahrheit, Wahrheit, — ich wollte sie auch vorhin wieder begrüßen."

„Nun, so kommt bald ein Mal, alter Freund," sagte Peter Nordmann. „Aber heute ist Irma unwohl. Da kommt Ihr gewiß morgen oder in diesen Tagen wieder?"

Er reichte dem Musikanten dabei die Hand und wendete sich zum Gehen. Dieser verbeugte sich und setzte nun seinen Hut auf, den er bis jetzt und so lange Nordmann vor ihm stand, unter den Arm gequetscht hatte.

„Nehmt doch, nehmt, alter lieber Jakob!" wiederholte rasch, aber herablassend Gyllenborg und reichte das Geld wiederum hin.

Der Musikant achtete nicht darauf, sondern eilte eifrig dem alten Kaufherrn nach. — Nach einigen Schritten hatte er ihn eingeholt. — Er faßte ihn an dem Schwerte und sagte halblaut und feierlich: „graue Köpfe halten Wort! — Versteht Ihr mich?" —

„Ich verstehe Euch," antwortete der Kaufherr, „seyd ohne Sorge, lieber Jakob."

Schnell kehrte der Musikant zurück. Hastig ergriff er das Geld aus Gyllenborgs Hand und warf es bitter lächelnd auf die Pflastersteine in dem Hause. Dann wendete er sich und schritt langsam hinaus. — Bald verlor er sich unter der Menge der Heimkehrenden. —

„Ist das nicht unverschämt?" fragte Gyllenborg mit unterdrücktem Aerger, indem er das Geld aufhob und nach der Treppe hinging, wo Peter Nordmann auf ihn wartete.

„Verderb es nicht mit ihm, lieber Gyllenborg," entgegnete Peter Nordmann. „Ich wollte es Euch schon vor einigen Tagen sagen. — Und Irma hält auf den Alten."

„Das allein muß ja schon hinreichen, daß ich den Musikanten mir geneigt zu machen suche," erwiderte Jener. „Hätte ich's nur früher gewußt. Denn eben weil der Alte mir nicht gewogen zu seyn schien, habe ich ihn ebenfalls nicht freundlich behandelt. —

„Heute mußtet Ihr ihm allerdings einen Verweis geben. Doch gingt Ihr zu weit," bemerkte der alte Kaufherr.

„Ich wette darauf," fuhr Jener fort, „daß er das Kommandowort nur deßhalb störte, weil ich's gerade führte."

„Nun lieber Gyllenborg, laßt das seyn," schloß Peter Nordmann, „aber verschont den Alten und sucht ihn zu begütigen."

Gyllenborg versicherte dieß durch eine Verbeugung und begleitete den Kaufherrn bis hinauf zur letzten Stufe der Treppe. Oben aber bat er um die Erlaubniß, erst nach wenigen Minuten von der ehrenvollen Einladung Gebrauch machen zu dürfen, indem er vorher noch in die Gießerei gehen und nach den Arbeiten sehen wolle. Peter Nordmann hatte nichts dagegen. Gyllenborg versprach bald zurückzukehren, und eilte die Treppe hinab.

7.

Irma saß auf ihrem Zimmer. Vor ihr lag ein kleines Bild. Auf diesem ruhten ihre Augen, als Peter Nordmann jetzt eintrat und sie grüßte.

„Mein theurer Großvater!" sagte sie und stand auf und ging dem muntern Greise entgegen.

„Nun, liebe Irma," entgegnete dieser, da bin ich wieder zurück. Und noch lieber ist mir's, daß Du zurück bist. — Aber ich sehe," fuhr er freundlich fort, „daß Du Karlstadt doch recht lieb gewonnen hast. Du schauest ja schon wieder das Bild davon an."

Digitized by Google

„Soll ich nicht?" fragte mit niedergeschlagenen Augen Irma. „Das Bild ist mir so lieb."

„Immerhin schaue Du es an, meine Irma," erwiderte der Großvater. „Die Stadt ist uns jetzt zwar feindlich. Doch keine Schande macht Dir's, daß Du sie lieb hast. Du genossest ja Gutes dort."

Schweigend und innerlich bewegt hing sich Irma an des Großvaters Hals und küßte seine Stirn. — Ach, es war ihr so schwer, mit dem süßen und doch schmerzlichen Geheimnisse vor dem geliebten Greise zu stehen. Noch zu neu stand die Scheidewand zwischen dem Großvater und ihr, als daß sie hätte unbefangen wie sonst sich zeigen können.

„Wie befindest Du Dich? Geht es besser als gestern und heute früh?" fragte herzlich Peter Nordmann.

„Noch nicht," antwortete Irma, „aber gewiß, es wird besser werden, lieber Großvater. — Seyd ohne Sorgen."

Beide setzten sich nun. Der Großvater, suchte sie zu erheitern. Er erzählte ihr von dem, was während ihrer Abwesenheit Neues sich zugetragen hatte in der Stadt. Er sprach von den Verstorbenen und erwähnte dabei auch den Vater des alten Musikanten.

„Du hast den alten Jakob gestern schon gesehen?" fragte er gleichgültig.

Aber so gleichgültig es war, schrack Irma doch zusammen und schlug die Augen nieder.

„Der alte Jakob erwähnte es vorhin," fuhr Peter Nordmann fort, ohne Irma's Veränderung bemerkt zu haben. „Er wollte wahrscheinlich herauf zu Dir und ich habe ihm, da Du unwohl bist, gesagt, daß er morgen oder in diesen Tagen erst kommen möge."

„Hättet Ihr ihn immer kommen lassen," erwiderte gefaßter jetzt Irma, die nun sah, daß es mit jener Aeußerung über Gestern nichts zu bedeuten hatte.

„Dafür kommt ein Anderer," versetzte der Großvater lächelnd, „ein junger, tapferer, tüchtiger Mann."

„Wer?" — fiel Irma, die ja augenblicklich nur an Wodaf dachte, ein, „wer kommt?"

„Er wird bald hier seyn," sagte Jener. „Und wer anders, als der junge Gyllenborg?"

Irma erwiderte nichts. Schweigend sah sie zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Nimm einen Knäul nnd verwirre und versitze ihn, so gut und schlimm Du kannst und es ist alles nichts gegen den Häuser-Wirrwarr von London. Wenn Du aber alle Häuser und Straßen, die jetzt hinter einander laufen, in einer geraden Linie neben einander aufstelltest, so würde man eine ununterbrochen fortlaufende Reihe von Häusern erhalten, die vom äußersten nördlichen Ende Englands über den Kanal hinüber durch Belgien und Frankreich hindurch sich über die Pyrenäen tief nach Spanien hinein erstreckte. Eine Woche lang könnte man mit dem schnellsten Dampfwagen die Häuserreihe hinunterfliegen, ehe man das letzte Haus erreichte. Dieses Häusermeer nimmt jährlich um 4000 Häuser zu und um 40,000 Menschen, die es bewohnen. Der am meisten Bekannte kann in London Entdeckungsreisen machen wie Andere in fremden, unbekannten Ländern und Welttheilen. London hat alle Aussicht, in wenigen Jahrzehnten ein lebendes Ungeheuer zu werden, wie noch keines in der Welt da war; es zählt jetzt schon 2½ Millionen Einwohner.

Im Pariser Jardin de Luxembourg fand dieser Tage ein sehr wundervoller Vorfall statt. Auf einer Bank saß nämlich ein Mann, der ein Bündel Papiere in der Hand hielt, die er in lauter kleine Stücke zerriß und auf den Boden warf. Mit zufriedener Miene entfernte er sich, doch wie groß war das Erstaunen der Zuschauer, als dieselben die zerrissenen Papierstücke aufhoben und fanden, daß es die Fetzen von Bankzetteln von 1000, 200 und 100 Franks waren. Man sammelte möglichst die Stücke und übergab sie der Polizei, um den Namen des Mannes ausfindig zu machen, der höchst wahrscheinlich in einer Anwandlung von Wahnsinn die närrische That begangen.

Das Kamel hat sich in Amerika so vortrefflich als Lastthier bewährt, daß die Regierung der Vereinigten-Staaten, aufgemuntert durch den ersten Probeversuch, eine zweite Ladung kommen lassen will, zu welchem Zwecke Kapitän Porter mit dem Transportschiff Supply ausgeschickt werden soll. Der erste glückliche Versuch war vergangenes Jahr mit 34 Kamelen in Texas gemacht worden, und ein kalifornisches Blatt meint, dieselben könnten kaum irgendwo besser verwendet werden, als auf der sandigen Fläche zwischen Missouri, dem Salzsee-Thal und Kalifornien.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 265 Mittwoch, 5. November 1856.

Der Wende.

(Fortsetzung.)

Der Förster bedachte sich eine Weile, seine Frau sah ihn besorgt an, weil sie fürchtete, er werde sich immer tiefer in diese Angelegenheit verstricken, die ihn doch eigentlich nichts angehe und nur in Gefahr bringen könne. So wenig sie es zugab, war auch ihr der schauerliche Gedanke nicht fremd geblieben, daß der Italiener, dessen rachsüchtiger Charakter trotz seiner glatten Außenseite bekannt war, sich kein Gewissen daraus mache, Jeden, der ihm hinderlich wurde, aus dem Wege zu räumen.

„Ja, Marika," begann der Förster endlich, „hier ist guter Rath theuer, wenn Du Dich nicht in Geduld fassen willst. Zu Deinem neuen Herrn, wie es wohl in der Ordnung wäre, daß er seinem Unterthan helfen solle, kannst Du nicht gehen."

„Nein," sagte die Bäuerin und wurde roth bis über die Ohren.

„Er ist auch wohl noch krank," bemerkte Frau Mudra.

„O nein, es geht ihm besser," versetzte die Wendin. „Aber zu dem gehe ich nicht."

„Es wäre auch der Weg in's Holz. Würdest schlecht fahren, armes Weib," sagte der Förster. „Dem solltest Du so wenig als möglich in den Schuß kommen — und noch viel weniger dem kleinen, schwarzen Teufel, dem Giftmischer — ich meine die welsche Kanaille, den Tartini, aber Du kennst ihn nicht."

„O den kenne ich," rief das junge Weib und ihre Augen blitzten. „Von dem haben sie mir genug erzählt."

„So, haben sie das? Nun, dann brauche ich Dich nicht erst zu warnen. Wer mit dem zu thun hat, der kann die Lichter nur aufsperren, daß ihm Nichts passirt — nun, Frau, was willst Du denn, ich sage ja Nichts."

„Er ist auch bei mir gewesen," sprach Marie weiter.

„Bei Dir? Siehst Du! Er suchte Deinen Mann, fragte nach ihm," rief der Förster. „Nimm Dich in Acht, sage ich."

„Er fragte gar nicht nach meinem Manne, sondern ließ mir vom Herrn Grafen eine schöne Kuh in den Stall führen, weil der Herr gehört, daß die Soldaten unsere Bunte todtgeschossen —"

„Höre Marika," sagte der Förster, indem er die Wendin ernsthaft ansah. „Wenn ich Dir einen Rath geben soll, so laß Deine ganze Wirthschaft mit der neuen schönen Kuh im Stich und komm, daß es Niemand erfährt, zu uns herüber nach Kaltenborn. Sie werden denken, daß Du Deinem Manne nachgelaufen bist."

„Ja — das möchte ich schon —" erwiderte die Wendin, von diesem Gedanken überrascht, „aber —"

„Mache, was Du willst. Dort hast Du keine Hilfe zu erwarten und wenn Dir und Deinem Manne Einer helfen kann, so ist es mein Herr. Sie stellen euch Beiden nach, darauf kannst Du Dich verlassen. Die Kuh ist nur ein Köder, um Dich zu kirren, denke an mich, wenn Du armes Reh im Eisen sitzen wirst. Ist es lange her, daß der Welsche bei Dir war?"

„Vor drei Tagen," antwortete die Frau in großer Unruhe über das, was sie thun solle.

„Und den Herrn Grafen hast Du auch gesehen?" fragte Mudra weiter.

„Er fuhr durch unser Dorf," erwiderte die Wendin, von Neuem erröthend.

„Und sah Dich und grüßte Dich sehr freundlich — ich weiß das Alles, brauchst mir's gar nicht erst zu erzählen. Nun, wenn Du ein braves Weib bleiben willst, so folgst Du meinem Rathe."

„Aber —" entgegnete die junge Frau zögernd — „wenn nun mein Mann heim kommt und findet mich nicht —"

„Darüber mach' Dir keine Sorgen. Wenn er heimkommt, so ist sein erster Gang zu mir, verlaß Dich d'rauf. Aber mache, was Du willst. Gefällt Dir die neue Kuh besser wie Deine Ehrbarkeit —"

„Mann!" sagte die Försterin vorwurfsvoll.

Er wollte aufstehen, aber die Beine versagten ihm den Dienst. Beide Frauen kamen ihm zu Hilfe — „Siehst Du, so geht's Einem, wenn man mit

Digitized by Google

dem Gottsepheiuns in Händel kommt," sagte er ingrimmig. „Wenn Dir nicht zu rathen ist, kann man Dir auch nicht helfen. Bleibe denn bei Deiner Kuh und bei Herrn Tartini und meinetwegen auch bei Deinem Herrn Grafen und warte auf Deinen Mann, bis Du — ein schlechtes Weib seyn wirst."

Neuntes Kapitel.

Auf Kaltenborn hatte sich ein sonderbares Verhältniß gestaltet. Frau von Kalm war trotz der Abmahnung ihrer Nichte, im Gefühl ihrer verletzten Würde und der Kränkung, welche sie im gewohnten Kreise der Spinnschwestern erfahren hatte, wirklich so kühn gewesen, ihrem Neffen eine salbungereiche Vorstellung zu halten. Daß er darüber zornig ihr, daß er sie mit dem Trotze, den sie an ihm von seinen Knabenjahren her kannte, zurückweisen werde, hatte sie erwartet, sie hatte dann ihre Schuldigkeit gethan und konnte, was sie nicht zu ändern vermochte, feierlich vor der Welt desavouiren, aber darauf war sie nicht vorbereitet, daß ihr ernstes Wort in dem heillosen Manne die ausgelassenste Lustigkeit hervorrufen werde. Vor dieser Wirkung stand sie fassungslos, völlig verneinet.

„Gute, einzige Tante," rief Wolgang mit einem Gelächter, das gar nicht enden wollte, indem er ihre widerstrebende Hand faßte. „Sie werden noch selbst den Bund zwischen mir und Ferdinanden segnen, auch wenn wir nie getraut werden können." Empörende Zumuthung! Sie riß sich los, rauschte, ohne ihn noch eines Wortes oder Blickes zu würdigen, an ihm vorüber und konnte es kaum erwarten, ihre Nichte von der Schamlosigkeit, mit welcher Wolfgang ihr sein ganzes Verhältniß enthüllt hatte, zu unterrichten.

„Mir sind die Haare zu Berge gestiegen," schloß sie mit vor Eifer athemloser Stimme. „Uns Beiden bleibt nichts übrig, als Kaltenborn zu verlassen — überlege Dir's selbst, meine arme Toinon, Dein Ruf geht hier unrettbar mit zu Grunde; welcher Kavalier wird Dir noch einen Antrag machen, wenn er bedenkt, daß Du mit der Maitresse Deines Bruders unter einem Dache und — wer kann es anders glauben? — auf intimem Fuße gelebt hast, wenn er sich vorstellt, welche Grundsätze Du in diesem Umgange eingesogen haben mußt. O meine Toinon, hier ist für uns keine Wahl mehr — noch heute werde ich es Deinem Bruder schriftlich erklären, denn sprechen mag ich ihn nicht mehr, nachdem er mir eine solche Frivolität in's Gesicht gesagt hat."

„Tante — nur vier Wochen gedulde Dich noch!" antwortete Antonie. „Du thust Wolfgang Unrecht, es walten hier ganz eigenthümliche Verhältnisse."

„Aber hat er nicht selbst gesagt, ein Bund ohne Trauung —?" rief die Tante von Neuem aufsprühend.

Um Antoniens feine Lippen spielte ein muthwilliges Lächeln, das die Tante, wenn sie es ohne Brille hätte bemerken können, mit Entsetzen erfüllt haben würde, gleichsam als eine Bestätigung, daß Antoniens Grundsätze bereits vergiftet worden seyen. Aber dieß räthselhafte Lächeln verschwand gleich wieder und Antonie sagte: „Gibt es denn keinen andern Bund zwischen zwei edlen Herzen, als den die Liebe schließt, Tante Lolo? Zweifelst Du an der Möglichkeit einer reinen, uneigennützigen Freundschaft?"

Die Tante war überrascht durch diese Wendung, doch traf sie eine leicht ansprechende Saite ihres Innern. „Mädchen," rief sie, wenn Du Recht hättest! O wer wollte an der heiligen Freundschaft zweifeln, die auch edle Herzen verschiedenen Geschlechts verbinden kann? Ich selbst, mein Kind, habe einen solchen Freund besessen, einen der herrlichsten Männer, welche jemals gelebt haben."

Sie war in vollem Zuge, sich der Schwärmerei hinzugeben, wenn sie an diesen Freund dachte, dessen Existenz übrigens Antonien längst bekannt und von ihr jetzt benutzt worden war. Doch hieß das kluge Mädchen die Tante nicht weiter in jenes Labyrinth sich verstricken, sondern brach das Gespräch kurz ab, indem sie ihr nochmals fest versicherte, daß kein anderer Bund zwischen Wolfgang und Ferdinanden bestehe, noch je bestehen werde, ein Freundschaftsbund habe doch aber den Segen der Kirche nicht nöthig.

Die Tante war nun vollkommen damit einverstanden und schämte sich, daß sie sich eigentlich Wolfgang gegenüber eine Blöße gegeben habe. Wäre nicht immer wieder der Gedanke, wie ein Gespenst, vor ihr aufgetaucht, daß die heillose Welt, welche alles Reine und Edle bespöttelt, nicht an eine bloße Freundschaft zwischen einem Jüngling und Mädchen glaube, so würde sie sich noch heute vor ihrem Neffen schuldig bekannt haben. Aber den Vorwurf konnte ihm doch Niemand abnehmen, daß er die Meinung der Welt mit Füßen trete, und daß er den Bann, den sie gegen ihn aussprechen würde, auch auf die reinen Häupter seiner nächsten weiblichen Verwandten ziehe. Sie zerfiel daher wieder mit sich und das gab ihrem Benehmen gegen Ferdinanden eine wunderliche Mischung von anziehenden und abstoßenden Elementen.

Viel seltsamer war aber Antonie: selbst der Tante fiel das auf. Sie hatte doch für die Fremde so entschieden Parthei genommen und dennoch vermied sie deren Nähe, wo es irgend möglich war.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Vaudoux-Religion auf Hayti und Kaiser Soulouque.

Der Vaudoux ist eine Art Fetischdienst der Neger, welcher seit Jahrhunderten in den Herzen der Schwarzen fortlebt, ohne sich vom Christenthum im Geringsten geniren zu lassen. Soulouque war von jeher ein gläubiger Anhänger dieses Kultus, der deinahe so viele Jünger zählt, als sich ungemischte Schwarze auf Haity befinden. So kam es, daß er, da er als ein bloßes Auskunftsmittel im Kampfe zweier mächtigen Parteien, und als ein ganz unbedeutendes Individuum, das nach keiner Seite hin gefährlich werden sollte, zum Präsidenten ernannt worden, mit Einemmale von einer mächtigen fanatischen und organisirten Partei umgeben war, mit deren Hülfe er jede seiner Grillen verwirklichen konnte. Aus dem Vaudoux sind jene „Piquets" hervorgegangen, jene blutriefenden Janitscharen, die für Soulouque's „große Plane" bis ans Knie im Blute wateten. Vom Kultus des Vaudoux erzählt Hr. v. Alaux theilweise nach dem authentischen Moreau de St. Mery, wie folgt:

„Der Vaudoux ist ein afrikanischer, im Königreiche Jnida in großem Ansehen stehender Kultus, welcher aber, wie es scheint, aus dem Königreiche Ardra stammt; denn nach Moreau de St. Mery waren es die Neger dieses letzteren Landes, welche im ehemaligen San Domingo dessen Regeln und Grundsätze aufrecht erhielten. Vaudoux nennt man auch das übernatürliche Wesen, dem der Kultus gewidmet ist. Der Gott Vaudoux sieht, weiß, kann Alles, und zeigt sich manchmal seinen guten Freunden, den Negern, in Gestalt einer Art von ungiftiger Natter, welche in einem Kasten eingesperrt ist, dessen Eine durchsichtige Seite einen Blick in's Innere gestattet. Aber der Gott nimmt ihre Wünsche und Gaben entgegen und theilt seine Kraft nur mit durch die Vermittlung eines Hohenpriesters, welchen die Gläubigen selbst erwählen, und einer Hohenpriesterin, welche dieser ernennt. Diese beiden Priester heißen König und Königin oder Meister und Meisterin, oder Gesetz-Papa und Gesetz-Mama.

Wie zu allen urprünglichen Gottesverehrungen gehört zu den Zeremonien des Vaudoux auch ein besonderer Tanz, welchen die ehemaligen Sklaven oft vor aller Welt aufführten und auf welchen sie ein Gastmahl folgen ließen, bei dem nur Geflügel verzehrt wurde, um glauben zu machen, daß die geheimnißvollen Versammlungen, welche die Polizei beunruhigten, nichts Anderes seyen, als der allerunschuldigste Zeitvertreib. Das Geheimniß des wahren Vaudoux ist auf's Strengste bewahrt, und dieses Geheimniß wird durch einen Schwur gesichert, der in Ausdrücken abgefaßt und durch Umstände erhöht ist, die im höchsten Grade geeignet sind, ihm die Weihe des Entsetzens zu geben. Manchmal besiegelt ein mit noch warmem Ziegenblut angefülltes Gefäß auf den Lippen der Theilnehmenden das Versprechen, lieber den Tod zu leiden, als etwas zu verrathen, und selbst Jeden zu tödten, der den feierlichen Bund vergäße. Man hat uns von einer Straßen-Versammlung der Vaudoux erzählt, welche kurz vor oder nach der Kaiserwerdung Soulouque's stattgefunden und bei welcher man, anstatt Ziegenblutes, mit Tassa gemischtes Blut eines Ochsen getrunken, welcher, um die Feier zu erhöhen, während der Versammlung getödtet worden.

Die Eingeweihten versammeln sich an einem abgelegenen und sorgsam abgeschlossenen Orte, den man ihnen in der vorhergehenden Versammlung bezeichnet hat. Beim Eintritt stecken sie Sändalen an und umgeben den Leib mit Tüchern, an denen die rothe Farbe vorherrschen muß, und deren Zahl im Verhältniß zu der Würde eines jeden einzelnen Theilnehmers zu stehen scheint. Ein ganz rothes Tuch umschlingt als Diadem die Stirn des Königes, und eine Schärpe derselben Farbe bezeichnet die Königin. Beide stehen an dem einen Ende der Umfriedung, nahe dem Altar, auf welchem sich der Kasten mit der heiligen Natter befindet. Nach einem an die Natter gerichteten Gebete und nach Erneuerung des Schwures ergreifen König und Königin abwechselnd das Wort, rühmen die Wohlthaten, mit welchen der Gott Vaudoux seine Getreuen überhäuft, und fordern die Anwesenden auf, sich bei ihm Raths zu erholen und ihn anzubeten. Diese treten, je nach ihrem Alter, nach einander vor und sprechen ihre Wünsche aus, an denen die reine Sittenlehre Manches zu tadeln fände. Bei jeder Anrufung erwartet der Vaudoux-König andächtig die Ankunft des Geistes, dann setzt er plötzlich den Kasten mit der Schlange auf die Erde und läßt die Königin auf dessen Deckel treten — diese, sobald sie den Kasten berührt, wird von einem krampfhaften Zittern ergriffen und gibt ihr Orakel von sich, indem sie, je nach dem gegebenen Falle, Versprechungen oder Drohungen in Menge ausstößt. Nach beendeter Berathung legt jeder Anwesende seine Gabe in einen verdeckten Hut, und das Ergebniß dieser Sammlungen bildet das gemeinschaftliche und geheime Budget der Gesellschaft. König und Königin theilen dann der Versammlung die allgemeinen Befehle des Gottes mit, und ein neuer Eid des Gehorsams wird geleistet.

In diesem Momente werden neue Mitglieder aufgenommen, über deren Zulassung vorher der Gott befragt worden. Der Novice wird in einen großen mit Kohle gezogenen Kreis gestellt. Der König gibt ihm ein aus Kräutern, Pferdehaaren, Hornsplittern und Knochen bestehendes Päckchen in

Digitized by Google

die Hand, und indem er ihn mit einem Brettchen sanft auf den Kopf schlägt, stimmt er ein gewisses überliefertes afrikanisches Lied an. Die Anwesenden wiederholen es im Chore, und der Neuling, der zu zittern und zu tanzen anfängt, geräth, da auch die Tafia helfen muß, bald in einen solchen Paroxysmus der Nervenaufregung, daß er manchmal nicht eher zur Besinnung kommt und zu tanzen aufhört, als bis man ihn mit Hülfe einer Ochsensehne geweckt hat. Wenn der Neuling bei den Sprüngen seines epileptischen Tanzes den gezogenen Kreis überschreitet, verstummen die Sänger, und König und Königin wenden sich ab, um die böse Vorbedeutung unschädlich zu machen.

Nach beendigter Probe leistet der Aufzunehmende seinen Eid vor dem Altar der Natter, und der Tanz des Vaudoux beginnt. Der König berührt sowohl mit dem Fuße, als mit der Hand das Haus der Natter, und nach und nach fangen alle Theile seines Oberkörpers zu zittern an und bewegen sich nach allen Seiten, als ob sie auseinander gehen wollten. Dieses bringt eine sympathetische Wirkung hervor, welche nach allem, was man bei den europäischen Konvulsionären gesehen, die Physiologie nicht läugnen kann — eine Wirkung, der sich manchmal selbst die Weißen nicht entziehen konnten, welche die Mysterien des Vaudoux belauscht haben. Die unnatürliche Bewegung, welche Kopf und Schultern des Königs erschüttert, theilt sich von Einem zum Andern mit und steckt alle Anwesenden an. Bald sind Alle von einem Drehschwindel ergriffen, welchen die Königin, die ihn theilt, noch unterhält, indem sie die Glöckchen am Kasten der Natter schüttelt. Lachen, Schluchzen, Geheul, Ohnmachten, Bisse vermehren noch das Delirium des Fiebers und der Tafia. Die Schwächsten fallen am Ende wie todt hin, und die wilden Bachanten tragen sie immer tanzend und wirbelnd in eine benachbarte Umfriedung. Dort ereignen sich, dreifach angeregt durch Wollust, Trunkenheit und nächtliches Dunkel, Scenen, die geeignet sind, bei den unempfindlichsten Göttern Afrika's ein Zähneflettschen des Entsetzens hervorzubringen."

Ist es ein Wunder, daß Faustin, der eifrige Bekenner dieser Natter-Religion, sich unmittelbar nach seiner Erwählung weigerte, sich auf den Präsidenten-Stuhl niederzulassen, weil er diesen für verzaubert hielt, da vier seiner Vorgänger, die sich dieses Stuhles bedient, nicht zwölf Monate in der Gewalt geblieben waren? Später meinte er, auf den Ausspruch eines alten Zauberweibes, der Freundin der jetzigen Kaiserin, horchend, daß das Unheil am National-Palaste hafte und von einem Fetisch herrühre, den die Mulatten, um Tod oder Absetzung des Präsidenten zu erwirken, in den Gärten des Palastes vergraben hätten. Monatelang ließ er die Gärten nach allen Richtungen durchwühlen, um der tödlichen Puppe habhaft zu werden. Vergebens; diese Zeit verbrachte er in der furchtbarsten Aufregung, die sich bis zum Wahnsinn steigerte, und in dieser Stimmung mordete er Hunderte und Tausende von Farbigen und mit diesen verbundenen Negern. Einmal bis an's Knie im Blute steckend, tauchte er ganz hinein, um sich in Purpur zu kleiden, und das war sein Staatsstreich. Mit absoluter Gewalt ausgestattet, verlor er nach und nach die Furcht selbst vor denen, die ihn früher absolut beherrscht hatten, vor den Priestern aller Religionen. Er ließ Vaudoux-Priester, die ihm unbequem wurden, ersäufen, und in neuester Zeit verbannte er einen Geistlichen, weil ihm dieser, um ihn zu tödten, bei der Messe die Monstranz mit der unrechten Seite vorgehalten haben soll.(?) Die Mulatten, der intelligente Theil der Bevölkerung, zittern und lächeln zugleich zu diesen Vorgängen. Sie zittern, weil das blutige Schwert Faustin's ewig tropfend über ihren Häuptern schwebt; sie lächeln, weil sie wissen, daß, wenn sie ein solches Regiment überdauern, die Zukunft ihnen und ihren republikanischen Brüdern im Süden der Insel angehöre.

Mannigfaltigkeiten.

Die falschen Frauenthränen — sagt Saphir — sind bald zu erkennen. Wenn die Frauen weinen und schweigen, so sind das stille Wasser, sie sind tief und quellen aus dem Herzen; wenn die Frauen aber weinen und reden, dann hat es nichts zu bedeuten, denn Frauenthränen mit langen Reden, und Kölner Wasser mit langen Empfehlungen sind niemals ächt!

Charade.

Fesseln thut die Erste, doch mit sanften Ketten;
Und was fest war, gibt die Zweite frei;
Aber fort und fort von heimathlichen Stätten
Wandert, wen erfaßt der Sylben zwei.

Auflösung der Charade in Nro. 261:

Kurland.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Weilandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 266 Donnerstag, 6. November **1856.**

Der Wende.

(Fortsetzung.)

Wolfgang hatte, wie wir wissen, plötzlich eine Reise angetreten. Wenn Frauen allein im Hause sind, schließen sie sich natürlich mehr an einander an, auch bei Ferdinanden, so zurückhaltend sie immer noch war, schien sich dieß Bedürfniß fühlbar gemacht zu haben, denn sie kam weit öfter in das Familienzimmer, als bisher. Aber Antonie blieb nie mit ihr allein, wenn die Tante dasselbe in wirthlichen Angelegenheiten verließ, sondern sie machte sich jedesmal auch ein Geschäft, um hinausgehen zu können. Die Tante stellte sie geradezu einmal deßwegen zur Rede.

„Wir haben nichts miteinander zu sprechen!" entgegnete Antonie mit einer gewissen Heftigkeit, wobei sie erröthete. Auch wenn sie im Beisepn der Tante von Ferdinanden in ein Gespräch verwickelt wurde, zeigte sie zuweilen eine Art von Befangenheit, welche ihr sonst niemals eigen gewesen war. Tante Kalm erinnerte sich noch immer staunend, wie dreist sie noch als kaum erwachsenes Kind der Landesfürstin, der sie in der Residenz vorgestellt worden war, geantwortet hatte. Dann aber, wenn sie Ferdinanden gegenüber von dem Inhalte des Gesprächs gefesselt wurde, verschwand jene Befangenheit und sie schien lebhaft angeregt, ihr Auge strahlte zuweilen von einem beglückten Feuer und ihre Stimme hatte einen innigen wohlthuenden Klang. Diese, an Selbstvergessenheit mahnende Hingebung war freilich nur momentan und ging immer schnell vorüber, es war, als schäme Antonie sich derselben, wenn sie ihrer bewußt wurde, sie nahm dann jedesmal gleich eine schroff kontrastirende Kälte an, welche jedoch auf Ferdinanden wenig Eindruck machte. Die Fremde hatte bei diesem wunderlichen Wechsel eine sich stets gleich bleibende Freundlichkeit, ja ihr Benehmen zeigte jetzt eine vollendete Sicherheit: sie hatte ihren Platz gefunden und wußte ihn zu behaupten.

Wolfgang war in der Residenz. Es hatte der Mahnung, welche ihm der Förster Mudra nicht mehr hinterbringen konnte, nicht bedurft, um seine Thatkraft für den unglücklichen Grafen von Hernowitz aufzurufen; er betrachtete es schon lange als eine heilige Pflicht, die Sache des alten Waffengefährten seines Vaters, der auf die schändlichste Weise einer Familien-Intrigue zum Opfer gefallen war, zu führen. Erst war es seine Absicht gewesen, dabei die Mitglieder des Ritterstandes in der ganzen Markgrafschaft wie für eine Gesammtangelegenheit in das Interesse zu ziehen und durch eine Vorstellung, mit möglichst vielen angesehenen Namen unterschrieben, dem Landesherrn die Augen zu öffnen — aber das war der alte Adel deutscher Nation, Einer für Alle und Alle für Einen, nicht mehr, er fand überall Bedenklichkeiten, Zweifel, nirgend warmen Antheil, als bei einigen ganz unbedeutenden, armen Landjunkern, deren Wort nicht schwer genug in die Wagschale fiel. So hatte er diese Idee unmuthig aufgegeben, und war, als ihm der Freund in der Residenz, den er beauftragt hatte, durch einen Eilboten endlich Gewißheit über den Aufenthalt des Grafen Hernowitz gab, selbst an die fürstliche Hofstatt geeilt, um persönlich eine Audienz nachzusuchen. Er verhehlte sich nicht, welchen Gefahren er sich aussetzte, allein und scheinbar unberufen gegen eine geschlossene Parthei, welche hinter sich einen fast allmächtigen Minister hatte und deren Kabale bereits durch die Autorität des falsch berichteten Fürsten sanktionirt war, in die Schranken zu treten, aber gerade diese Gefahren reizten seinen Muth und er dachte mit klopfendem Herzen und kühn blitzendem Auge an den Moment, wo es ihm gelingen werde, den Schleier der Täuschung, mit welchem die Arglist das Auge des edlen Monarchen umnachtet hatte, mit starker Hand zu zerreißen.

Dieser Moment verzögerte sich ihm zu lange. Er hatte sich zur Audienz gemeldet, war aber noch immer nicht dazu befohlen worden, auf seine Anfragen hatte man ihn mit ausgezeichneter Zuvorkommenheit vertröstet, daß er jedenfalls bald dazu gelangen werde, es sepen aber die von Geschäften oder Hof-Feierlichkeiten freien Stunden des Fürsten zu sehr in Anspruch genommen; wenn er jedoch das

Digitized by Google

Anliegen, das er vor den Thron zu bringen gedenke, angeben wolle, das, wie man nicht zweifle, von solcher Wichtigkeit sey, daß sich daraus ein Vorrecht vor andern, früher angemeldeten Solliziranten ableiten lasse, so hoffe man, ihm vielleicht schon in den nächsten Tagen zur Audienz verhelfen zu können.

Das war aber eben der Punkt, auf den er sich — und gewiß aus guten Gründen — nicht einließ. Als er die Aufforderung ablehnte, zuckte man mit freundlichem Lächeln die Achseln und es blieb beim Alten.

In seiner Ungeduld beschloß er endlich, die Kette, mit welcher man einem freien Edelmanne den Zugang zu seinem Fürsten sperrte, kühn zu sprengen und ging geradezu auf das Schloß, nachdem er sich bei den Grenadieren, welche am Portale auf Wachposten standen, die Gewißheit verschafft hatte, daß die Allerhöchste Person anwesend sey. Er kannte die Zimmer, welche sein fürstlicher Herr bewohnte, er hoffte, sich mit Dreistigkeit, die Keinem Rede steht, bis zu dem dienstthuenden Kammerherrn durchzuschlagen und vertraute weiter auf sein Glück.

Aber schon im Schweizersaal, den er passiren mußte, so genannt von der Schweizergarde, die sich auch dieser deutsche Fürst in der Nachahmung des französischen Königs hielt, wurde ihm durch die Schildwachen der Weg versperrt und er an den Offizier, welcher heute die Schloßwache befehligte, gewiesen, den er in dem anstoßenden Zimmer finden werde.

Gott sey Dank! Endlich kein Hofschranze, sondern ein Soldat! Er hoffte, sich mit diesem zu verständigen. In dem Zimmer, das ihm geöffnet wurde, fand er den Offizier, der an dem hohen Bogenfenster stand und mit gekreuzten Armen auf die menschenreiche Straße hinab sah, bei dem Geräusch der Thüre sich schnell umkehrte und sobald er einen Blick auf Kaltenborn geworfen hatte, mit großer Ueberraschung seinen Namen rief.

„Kennen Sie mich?“ fragte Wolfgang verwundert, aber sein gutes Gedächtniß kam ihm auch gleich zu Hilfe — er erkannte den Offizier, obgleich er ihn nur einmal und nicht in dieser prächtigen rothen Uniform gesehen hatte. „Herr v. Forkenstedt! Das trifft sich glücklich!“ sagte er.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Baron?“ fragte Forkenstedt mit einer gewissen Aufregung.

„Können Sie mir, nur auf einen Moment, Zutritt zum Churfürsten verschaffen?“ antwortete Kaltenborn.

Der Offizier sah ihn erstaunt an. — „Ich weiß wohl,“ fuhr Wolfgang rasch fort, „daß es nicht in der Ordnung ist, daß ich durch die ganze Reihe vom Zeremonienmeister bis zum Pagen, der mich herein läßt, gewissermaßen erst Spießruthen laufen mußte; aber ich denke, Sie als Soldat verstehen mich, wenn ich mir einen andern und freiern Weg wünsche, und werden mich, wenn Sie mir sonst nicht dazu verhelfen können, wenigstens nicht hindern, daß ich ihn selbst suche.“

Forkenstedt besann sich eine kurze Weile. „Sie wollen dem Churfürsten etwas vortragen?“ fragte er. „Ich glaube nicht fehl zu schließen, wenn ich annehme, daß es den alten Grafen Hernowitz, Ihren gewesenen Nachbar, betrifft.“

„Woher wissen Sie?“ rief Kaltenborn.

„Ma foi!“ entgegnete Forkenstedt lachend. „Sie leben in einer Welt der Illusionen. Glauben Sie, daß ich der einzige Mensch im ganzen Churfürstenthum bin, der es weiß? Ich sage Ihnen, alle Welt weiß es, daß Sie deßwegen hier sind, sogar der Churfürst, der schon auf Sie durch die umfassendsten Rapporte, die man ihm gemacht hat, vorbereitet ist. — Wenn ich Ihnen einen Dienst erweisen kann, so ist es nur durch den Rath: lassen Sie diese ganze sünesse Angelegenheit fallen.“

„Nimmermehr,“ rief Kaltenborn. „Das wäre unwürdig, feig, ehrlos!“

„Enfin, sie regardirt ja gar nicht Ihre eigenen Interessen,“ fuhr der Offizier fort.

„Meine Ehre, Herr von Forkenstedt!“ entgegnete Kaltenborn. „Ich habe sie dafür eingesetzt, wenn auch nicht öffentlich, doch bei mir selbst, und Sie als Offizier und Edelmann werden begreifen, daß das genügt.“

Forkenstedt verbeugte sich und erwiderte: „Sie sind wahrhaftig noch ein Ritter vom alten Schlage. Wenn Sie Sich dergestalt engagirt haben, so poussiren Sie die Sache, so weit Sie können, aber Sie werden Sich bald überzeugen, daß Sie etwas Unmögliches wollen.“

„Das sagen Sie!“ rief Kaltenborn. „Sie selbst sind gegen mich, das weiß ich wohl — Sie haben den Befehl der Ungerechtigkeit ausgeführt — ich weiß Alles, sehen Sie, aber ich glaubte, mich Ihnen am ersten vertrauen zu können, da ich mir nicht denken kann, daß ein Mann von Ihrer Ritterlichkeit —“

„Halten Sie ein, Herr Baron, courtoisie à part!“ versetzte Forkenstedt. „Der Soldat hat vor Allem zu gehorchen, ich bekam die Ordre und mußte sie ausführen, besonders da ich keine Zweifel über den Zustand des alten Herrn hegte. Später — doch das gehört nicht hieher. Mag ich jetzt darüber denken, wie ich will, ich habe nichts mehr damit zu schaffen. Weil Sie aber Ihr Vertrauen einmal auf mich setzen, so will ich Ihnen, aber unter strengster Diskretion, einen Rath geben. Hier dringen Sie nicht durch, das bethenere ich Ihnen. Aber in acht Tagen wird der Hof im Revier des Jagdschlosses Marxburg eine große Parforcejagd halten — dort können Sie vielleicht eine Gelegenheit finden, den

Digitized by Google

Chorfürsten zu sprechen. Auf welche Weise, muß ich Ihrem eigenen Genie überlassen.«

»Ich danke Ihnen, Herr von Forkenstedt,« sagte Wolfgang. »Ich werde Ihren Wink befolgen. Verzeihen Sie, daß ich Sie hier überfallen habe — revangiren Sie Sich auf Kaltenborn.«

Forkenstedt ergriff die ihm gebotene Hand und erwiderte lebhaft: »Ich nehme diese Erlaubniß an.« So trennten sie sich. Als Kaltenborn das Zimmer verlassen hatte, ging der Offizier auf und ab, mit Gedanken beschäftigt, die ihn so aufregten, daß sein Schritt immer lauter und stürrender wurde, wie es im Vorzimmer einer fürstlichen Burg gar nicht erhört war. Auch er machte Pläne.

(Fortsetzung folgt.)

Nordmann.

(Fortsetzung.)

Wie ein einzelner Sonnenblick, der schnell auftaucht, um eben so schnell zu vergehen, war ihr der augenblickliche selige Gedanke durch die Seele gezittert. — Von ihm, dem Entfernten, dem Theueren konnte ja die Rede nicht seyn. — Wohl aber von Gyllenborg. Und von diesem fing der Großvater nun zu sprechen an. Er lobte seine Thätigkeit, seinen Eifer, seinen Muth. Er sagte, wie er ihn während ihrer Abwesenheit noch lieber gewonnen habe. Er ließ ihr sogar merken, daß der Tapfere wohl im Stande seyn dürfte, eine Jungfrau recht glücklich zu machen.

Irma zitterte. Sie erinnerte sich an des Musikanten schreckliche Prophezeihung. — Und dennoch mußte sie schweigen und konnte des Großvaters Worten nichts entgegensetzen. — Und nicht ohne Absicht auch sprach dieser von Gyllenborg. Wenigstens wollte er dem jungen Manne für heute einen freundlichen Empfang bereiten. Und so fing er immer wieder an, von ihm zu sprechen und fragte zuletzt: „wie, liebe Irma, glaubst Du nicht auch, daß ein Tapferer gewöhnlich auch edel ist?“

„Das glaube ich. Ja, daran zweifle ich keinen Augenblick,“ antwortete mit Ausdruck und Wärme die Jungfrau, vor deren Seele der geliebte Wodaf stand. —

Da trat Gyllenborg ein. Er verbeugte sich vor Beiden. Dann ging er zu Irma, küßte ihr die Hand und wünschte Glück zu ihrer Heimkehr.

Irma war aufgestanden. Sie dankte mit wenigen Worten. Der Großvater erwähnte nochmals ihre Unpäßlichkeit von der Reise her.

„Leider, leider,“ entgegnete Gyllenborg, „finde ich das. Ich beklage Euch von Herzen, edle Irma,“ wendete er sich dieser. „Wäre ich doch im Stande, Euer Unwohlseyn Euch abzunehmen! Wie glücklich würde ich seyn, es für Euch tragen zu dürfen!“

Irma dankte schweigend mit dem Haupte und setzte sich dann zum Großvater.

„Möge es Euch wieder wohlgefallen in Friedrichshall, wie früher,“ hob Gyllenborg von Neuem an, „und mögen auch wir,“ wünschte er dem Greise entgegen, „den Feind wieder schlagen, wenn er vor unsere Stadt rückt, wie früher!“

„Das wollen wir! und Gott bestätige Euere zwei Wünsche!“ sprach feierlich der Greis.

„Wir werden dem Feinde tüchtig begegnen,“ fuhr Gyllenborg gegen Irma fort. „Ihr sollt in der Stadt gewiß sicher seyn können.“

„Ich bezweifle das nicht,“ erwiderte Irma ruhig, „im Kriege kommt die Tapferkeit.“

„Und wer würde nicht tausendmal sein Leben wagen,“ fiel Gyllenborg lebhaft ein, „wenn es gilt, ein anderes, theures Leben zu schützen? — Wer würde vor einer Gefahr erschrecken, wenn es gilt, noch höhere Güter zu vertheidigen, als das Daseyn?“ —

„Gewiß, die Einwohner von Friedrichshall werden für solche Gesinnung nicht undankbar seyn,“ gab Irma, wiederum so ruhig wie vorher, zur Antwort.

„Ich freue mich darüber, daß es Euch in Karlstadt gefallen zu haben scheint,“ sprach Jener weiter, indem er an den Tisch trat und das Bild betrachtete. „Wenigstens scheint dieses Blatt davon zu zeugen, eine hübsche Ansicht von dem Orte, — treu, recht treu.“ —

„Treu, — treu!“ — wiederholte Irma still in ihrem Herzen, „treu, — treu! — das war ja unsere letzte Rede.“ —

„Ei wohl,“ nahm der Großvater das Wort. „Irma hat die Stadt recht lieb gewonnen.“

Und der Greis stand auf und trat ebenfalls an den Tisch und ging zu Irma und legte freundlich seine Hand auf ihr Haupt. Und Irma ergriff die Hand und drückte ihr Gesicht darauf und sagte still: „mein lieber, lieber Großvater!“

In Irma's Augen aber standen Thränen. Und unten auf der Gasse ertönte Gesang und Geigen auf der alte Jakob. Und herauf klang das Lied:

„Das Leben ist ein großes Spiel, ...
Es gibt der Wunden und Narben viel, ...
Und sehen sie auch And're nicht!
Wir seh'n und fühl'n sie ohne Licht. ...

„Die Wunde, die da blutet jetzt, ...
Wird eine Narbe doch zuletzt, ...
Und stieg sie mit in's Grab hinein, ...
Ein Schmuck wird sie im Himmel sein.“

Digitized by Google

Irma drückte ihre Augen noch fester auf des Großvaters Hand. — Der Großvater war still. — Gyllenborg sah, daß die günstigste Stimmung vorüber sey. Doch meinte er im Stillen bei sich selbst, für den ersten Gang könne der Gewinn füglich nicht größer ausfallen. Und bei dem Liede des Musikanten hatte er sich weiter nichts gesagt, als daß er bald, recht bald mit dem Narren sich verständigen müsse, und vielleicht sogleich schon den Anfang dazu machen könne. — Er griff daher nach seinem Hute.

„Irma ist heute reizbar," begann nach einer Pause Peter Nordmann. „Ihr entschuldigt, lieber Gyllenborg, — aber Ihr schicktet wohl den Arzt mit in mein Haus?"

„Nein, nein, theurer Großvater," versetzte rasch Irma und richtete sich empor und trat ins Fenster, wo sie nach dem alten Musikanten sah. „Es fehlt mir nichts, weiter nichts. Bald wird's ja besser werden, — also nicht den Arzt, Herr Gyllenborg. Ich kenne meine Stimmung, — es ist mir in Karlstadt oft so gegangen und hat nichts zu bedeuten."

„Nicht die Ueberhebung dieses Ganges, wohl aber die Nachricht macht Euren Großvater und mich sehr glücklich," entgegnete Gyllenborg. „Der Himmel gebe, daß nie ein Arzt in dieses Haus komme."

„Und in der Gießerei stand Alles gut?" fragte der Greis, als Gyllenborg Irma's Hand zum Abschiede küßte.

„Alles, edler Herr Nordmann," erwiderte Jener. „Wir haben nun schon einen bedeutenden Vorrath an Kugeln. Läßt der Feind uns acht Tage noch in Ruhe, so können wir ihn dann nicht nur tüchtig empfangen, sondern auch gegen ihn aushalten. — Nur recht schade," setzte er bedauernd hinzu, „daß Eure edle Enkelin angegriffen ist. Ihr werdet da so wenig Lust haben wie ich, die eisernen Erstlinge abzuschießen."

„So verschieben wir diese Freude, bis Irma wieder munter und fröhlich wird," sagte lächelnd der Greis und streichelte Irma's Wange. „Ich muß ihr das auch Alles erst erzählen. Sie wird noch nicht wissen, was in der Gießerei durch Euch, Herr Gyllenborg, so gut gelungen ist."

Gyllenborg verbeugte sich dankend und ging, im Herzen still frohlockend, aus dem Zimmer. — Seine nächsten Schritte sollten ihn zum alten Musikanten, — also wiederum näher zum Ziele führen. —

Peter Nordmann gedachte noch eine Zeit lang bei seiner lieben Irma zu bleiben und dann hinauszugehen an die Festungswerke. Doch kaum hatte er angefangen, mit seiner Irma freundlich zu sprechen, so wurde er abgerufen. Ein dänischer Offizier brachte Briefe aus Kopenhagen. Sie enthielten Nachrichten über die neuesten Ereignisse. — Ernst und finster kehrte er auf Irma's Zimmer zurück. Hier schritt er Einigemale heftig und nieder und brach zuletzt in die Worte aus: „Fluch und Verderben den Schweden!"

Irma wendete sich erschrocken nach dem Fenster, faltete die Hände und betete still und leise: „ihm nicht Fluch, nicht Fluch! — ihm nur Segen, Segen, Segen!" —

Nach einer Weile trat der Großvater zu ihr hin und sagte: „mein liebes Kind, es sieht nicht gut aus. Aber habe Du keine Sorge. Auch bleibt's bei uns vielleicht noch ruhig. Und bliebe es nicht, — wir wollen die Feinde schon begrüßen! — Verderben über Alle!"

Er legte sein breites Schwert an, nahm den Hut und die großen Stolyhandschuhe und ging. — Irma rief ihre Dienerin. Mit dieser blieb sie auf dem Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Königsberg vom 27. Oktober: Neuerdings ist in unserer Provinz, fern vom Ostsee-Stande, ein mächtiges Bernstein-Lager entdeckt worden. Dasselbe befindet sich in Litthauen in der Nähe des Marktfleckens Prukuls und hat bereits einen Ertrag von 1000 Pfund geliefert, welche der Eigenthümer des Territoriums in öffentlicher Versteigerung verkaufen will. Die fernere Ausbeutung des Lagers wird durch kundige Bernstein-Gräber aus der Gegend von Danzig geschehen."

Als eine merkwürdige Erscheinung in der gegenwärtigen Jahreszeit hat man am Abende des 22. Oktober bei Ehrenbreitstein eine große Menge der leuchtenden Johannis-Fliegen bemerkt, und steht daselbst im Mühlengrunde ein sogenannter Nägelchens-Baum in voller Blüthe.

Nach der „Weser Ztg." soll der in Hannover lebende Bildhauer Ernst v. Bandel die Absicht haben, im nächsten Frühling sein unterbrochenes Werk, nämlich das Hermanns-Denkmal auf der Grotenburg bei Detmold, wieder in Angriff zu nehmen und zur schließlichen Vollendung zu bringen.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 267 Freitag, 7. November 1856.

Der Wende.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Mittag war eine andere Truppenabtheilung zur Schloßwache aufgezogen und Forkenstedt saß in seiner Wohnung am entgegengesetzten Thore der Residenz, mit einem Briefe beschäftigt, welcher ihn ganz in Anspruch nahm. Er schrieb an Hernowitz. Welche sonderbare Gegensätze, im ächten Geschmacke der Zeit, deren Sohn er war, auch sein Charakter bieten mochte, Offenheit war ein Grundzug desselben; sie gränzte freilich oft an Trotz. So wollte er denn auch gegen Hernowitz, obgleich er sich seit dem Zweikampfe nicht mehr an das frühere Versprechen gebunden hielt, offen verfahren und ihm erklären, daß er jetzt mit seiner Werbung um Fräulein Kaltenboen hervortreten werde. Als er das geschrieben hatte, blickte er auf. Seine Umgebung freilich schien eine Rivalität mit dem reichen Standesherren, welcher Antonien ein Leben in Glanz und Ueberfluß bieten konnte, nicht zu begünstigen. Unsere heutigen jungen Militärs der Garden, sogar diejenigen, welche den Offiziersrang noch gar nicht einmal erreicht haben, würden mitleidig lächeln, wenn sie ihre luxuriös eingerichteten Zimmer, wo Sopha, Chaise-longue und Lehnsessel mit üppig schwellenden Polstern, Zylinderbureau von Mahagony, Fußteppich und Bilderschmuck in Barockrahmen von schwerer Bronce nicht fehlen dürfen, mit der Einrichtung eines Hauptmanns auch des vornehmsten Regiments in jener Zeit vergleichen könnten. Ein Paar Stühle von Birkenholz, deren nur einer mit Leder überzogen war, ein großer Tisch, nicht einmal angestrichen, aber spiegelblank gescheuert, ein mächtiger Schrank, an den Wänden Riegel zum Aufhängen von Kleidungsstücken — und als einzige Zier, aber auch eine wahrhafte, die Zusammenstellung von Armatur und Waffen, Sattel und Zaumzeug, das war Alles. Auf letzterer ruhte Forkenstedt's Blick, hier war sein Anspruch, sein Recht.

Da klang draußen ein derber Schritt und nach militärischem Brauch trat, ohne anzuklopfen, ein breitschulteriger, graubärtiger Mann ein; es war der Wachtmeister von Forkenstedt's Kompagnie, oder wie es richtiger hieß, der Feldwebel, denn bei den Dragonern, welche damals halb Reiterei, halb Fußvolk waren, galten alle Chargenbenennungen der Infanterie, wie sie denn auch Tambours führten und bei jedem Regiment eine auserwählte reitende Grenadier-Kompagnie. Forkenstedt befehligte eine solche.

„Was bringt Er, Gronemann?" fragte der Offizier, als der Rapportirende sich in Positur gesetzt hatte.

„Bei der Kompagnie befindet sich nichts Neues," begann der Wachtmeister — wie wollen ihm seinen Rittertitel lassen. „Der Fuchsblöß von Matthias hat sich gestern zwei Ueberbeine geschlagen und die Rappstute von Neumann ist in der Nacht endlich d'rauf gegangen, der Fahnschmied sagt, es würde wohl der Wurm seyn, Sattel und Zug müßten verbrannt werden." Vor dem verdrießlichen Ausrufe seines Vorgesetzten, um so verdrießlicher, als damals die ganze Bewirthschaftung Eigenthum des Kompagnie-Chefs war, verstummte der Wachtmeister eine Weile respektvoll und fuhr dann fort: „Zwei Kerls sind wieder diese Nacht desertirt —"

„Und das nennt Er nichts Neues?" fuhr der Hauptmann auf. „Der Bogan ist wohl dabei?"

„Halten zu Gnaden, Herr Hauptmann, der Bogan ist anjetzo wohl zu miserabel, um zu desertiren."

„Aber was fehlt dem Kerl?" rief Forkenstedt immer unmuthiger. „Es geschieht ihm nichts, er wird behandelt, wie ein rohes Ei — oder sollte sich einer von den Korporälen gegen meinen Befehl unterstanden haben?" —

Ein grimmiges Lächeln verzog die eine Lefze des Wachtmeisters, ging aber sofort wieder in der Dienstform des Gesichts unter. „Halten zu Gnaden, es thut ihm Keiner nichts. Aber diese wendischen Rekruten haben erst alle das Heimweh, da müssen sie durch. Wenn der Herr Hauptmann nur statuiren wollten, daß man ihm etwas nachhelfe — es geht rascher —"

„Schweig' Er! Ich verbiete ihm diese Nachhülfe für allemal!" rief Forkenstedt. mit dem Stock ein-

Digitized by Google

Der Wachtmeister erschrack, er traute seinen Ohren nicht. „Für allemal?!“ wiederholte er beinahe fassungslos.

„Das heißt, bei diesem Bogan,“ erklärte der Hauptmann, und stellte damit den Alten, der schon den Einsturz aller militärischen Zucht vor Augen erblickt hatte, wieder zufrieden. „Ich will den Kerl übrigens selbst einmal sprechen, schaffe Er ihn her.“

Eine halbe Stunde später wurde ein blasser, bildschöner Soldat von dem Wachtmeister Gronemann in das Zimmer seines Kompagnie-Chefs geschoben und vergebens ermahnt, gerade zu stehen, die Beine nicht zu sehr zu spreizen und die Daumen an die Hosennaht zu legen. Es war der Wende Bogan, den wir zuletzt an der Mauer des Schloßbezirks gesehen haben, mit dem hochherzigen Entschlusse, seinem armen, alten Herrn zur Freiheit zu verhelfen. Er hatte sich seit der Zeit sehr verändert. Die kräftige Haltung, in welcher er sonst die breite Brust gleichsam seinem harten Erbenloose entgegen warf, war zusammen gesunken, was bei seiner großen Gestalt noch mehr auffiel, und dem seufzenden Wachtmeister in diesem Moment einen wahren Krampf in der Hand verursachte, welche den Stock, den er amtlich führte, nicht brauchen durfte. Auch der Ausdruck der Züge Bogan's war matter geworden, und seine sonst so gesunde Farbe krankhaft, nur in seinen Augen glühte ein stärkeres Feuer, aber es loderte unheimlich flackernd.

„Hast Du eine Klage zu führen?“ fragte der Hauptmann, nachdem er von dem Lederstessel aus seinen Rekruten eine Weile betrachtet und dann nachlässig ein Bein über das andere geschlagen hatte.

Bogan schwieg.

„Antworte Er!“ raunte der Wachtmeister ihm zu. Der Wende starrte den Offizier an und schwieg. Gronemann gab ihm vergebens einen verstohlenen Rippenstoß.

„Frag' Er ihn auf Wendisch, Gronemann,“ sagte Forkenstedt noch immer gelassen. „Der Kerl versteht wohl nicht recht Deutsch.“

Der Wachtmeister war der wendischen Sprache vollkommen mächtig, weil die Kompagnie ihren Werbebezirk in der Gegend hatte, wo die Reste des einst so mächtigen Volksstammes lebten. Er wiederholte also die Frage seines Vorgesetzten und begleitete sie mit dem strafenden Blicke, vor welchem sonst neunzig Grenadiere zu Pferd, der ganze Etat der Kompagnie, zitterten. Aber auf den hartnäckigen Wenden machte er keinen Eindruck.

Als dieser den Klang seiner heimischen Mundart hörte, zuckte es schmerzlich über sein Gesicht, der Kopf fiel ihm auf die Brust, aber er erwiderte nichts.

„Herr Hauptmann,“ rief der Wachtmeister außer sich. „Ich bitte Euer Gnaden um das gemeinen Besten willen: Fünf und Zwanzig! Ich bitte inständigst —“

„Ruhe!“ gebot Forkenstedt. „Sag' Er ihm noch einmal in aller Geduld, daß er angeben soll, wenn er irgend eine Klage hat; was er auch äußern möge, es soll ihm keinen Schaden bringen — geb' Er ihm mein Wort darauf und auch Ihm sag' ich das, Gronemann! Er weiß, daß ich meine Befehle zu maintenieren verstehe.“

Der Wachtmeister gewann es über sich, dem Wenden liebreich zuzureden, wie einem Sterbenden, drückte er sich nochmals aus, wenn er diese unvergeßliche Geschichte erzählte. Eine Zeitlang fruchtete es nicht, wiewohl Forkenstedt mit unangenehmer Empfindung sah, daß ein Paar schmerzliche Thränen über die blassen Wangen des Wenden rollten. Aber auf einmal änderte sich die Scene. Mochte der Wachtmeister endlich unbewußt den rechten Fleck getroffen haben, Bogan richtete seinen Kopf empor, seine bleiche Farbe wich vor einer jäh aufflammenden Gluth, sein trotziges Auge sprühte Flammen und wie eine lang zurückgehaltene Fluth stürzten die Worte in wildem Drange von seinen zuckenden Lippen, Worte, in denen sich die rachedürstende Anklage, die ganze innere Empörung seiner Brust, der Haß gegen seine Unterdrücker aussprach, Worte so entsetzlichen und meuterischen Klanges, daß dem Wachtmeister Leib und Seele schauderten und er nichts weiter thun konnte, als den Stock heben und den Rebellen durch einen Hieb über den Kopf zu Boden schlagen. Lautlos stürzte der Wende auf sein Angesicht.

„Halten zu Gnaden, Herr Hauptmann,“ sagte der alte Soldat blaß und mit stockendem Athem.

Forkenstedt mochte ahnen, was der Wende gesprochen hatte, er winkte ernst und gebieterisch mit der Hand: „Schaff' Er ihn fort! Morgen mehr davon. Nicht in Arrest, aber gut bewachen!“

Als Gronemann Hand an den Unglücklichen legte, der sich hier wohl um den Hals gesprochen hatte, sprang derselbe rasch auf die Füße und verließ mit dem Wachtmeister das Zimmer. Nach Verlauf von kaum einer Viertelstunde kehrte der Letztere jedoch zu seinem Hauptmann zurück, ein Bild der Niedergeschlagenheit; denn was er zu melden hatte, war ihm während seiner zwei und vierzigjährigen Dienstzeit noch nicht passirt. Der Rekrut Bogan war auf öffentlicher Straße, in der belebtesten Gegend am Thore, ihm, dem Wachtmeister Gottlieb Gronemann, unter den Händen desertirt.

„Schon dem Kommandanten Anzeige gemacht?“ war Forkenstedt's einzige Antwort.

„Zu Befehlen, Euer Gnaden.“ Allsogleich sagte der Wachtmeister kummervoll.

Eben donnerte auch die Lärmkanone vom Walle,

Digitized by Google

welche die Bewohner der nächsten Umgegend verpflichtete, auf einen entsprungenen Deserteur zu fahnden.

(Fortsetzung folgt.)

Nordmann.

(Fortsetzung.)

8.

Weder unten vor dem Hause, noch auf der Straße und dem Marktplatze war der alte Musikant mehr zu sehen. Gyllenborg wendete daher seine Schritte nach der Eidergans. Aber auch hier traf er ihn nicht. Darüber ärgerlich, hätte er keinen Augenblick weiter verloren, wäre die Sache nicht wichtig gewesen in Peter Nordmanns Augen. Und auch vor ihm selbst stand jetzt der Bettler als eine nicht ganz unwichtige Person. Irma mochte den Alten gerne leiden, — das war genug. — Der Bettler konnte ihm vielleicht nützen, — er konnte ihm vielleicht auch schaden. Und schlug er auch den zu erwartenden Nutzen oder Schaden nicht hoch an; schon Peter Nordmanns wegen, mußte er mit dem Musikanten in ein gutes Einverständniß treten. Fast schämte er sich bei dem Wirthe der Eidergans nach der Wohnung des Bettlers zu fragen. Er that es aber doch. Gleichsam als wolle er den Anflug von Scham verbergen oder niederdrücken, lächelte er spöttisch vor sich hin, als der Wirth ihm Auskunft gab. Dann entfernte er sich und schlug den bezeichneten Weg ein. Er kannte die Hütte, unten am Abhange vor der Stadt, sehr wohl, ob er gleich niemals sich darum bekümmert hatte, wer darin wohne. Sonderbar kam es ihm vor, daß er jetzt dahin gehen und einem Bettler, einem Narren seinen Besuch machen sollte. — Ohne zu ahnen, in welcher Stellung er mit dem Verachteten sich befinde, lächelte er auch unterwegs noch vor sich hin, wie früher. Er trillerte sein Liedchen und sah dabei nach seiner Börse. Er steckte dieselbe zufrieden wieder ein. Denn er war überzeugt, daß ein Hungerleider das Geld, welches er jetzt zehnfach erhalten sollte, nicht wieder von sich werfen werde. Auch konnte es ja nicht schwer seyn, durch weitere Versprechungen für die Zukunft das Herz des Alten zu erobern. — War es ihm nicht gelungen mit Peter Nordmann? — Hatte er sich aber die Gunst und Neigung des Reichen verschafft, wie sollte er sich die Gunst und Neigung des Bettlers nicht verschaffen können?" —

Seines Sieges gewiß, kam er vor die Hütte. — Er klopfte an, aber Niemand öffnete. Er wartete eine Weile und besah sich die Hütte ringsum. Von der hintern Seite hatte er sie vorher noch niemals erblickt. Und diese war ärmlicher noch als die Vorderseite. Die alte Lehmwand zeigte an einigen Stellen sich durchlöchert. Das Strohdach, welches zum Theil mit Rasenstücken belegt war, hatte sich gesenkt. In der ganzen Hütte befanden sich nur zwei Fenster. Die Laden derselben waren verschlossen. —

Hatte nun Gyllenborg vorher an die Hausthüre geklopft, so klopfte er jetzt an einen der Läden. — Er klopfte stark und immer stärker, doch blieb es still, wie zuvor. — Bald gewann er nun die Ueberzeugung, daß Niemand im Hause sey. Mit Verdruß kehrte er um und ging langsam die Anhöhe hinauf bis zu dem Gebüsche, das sich von hier aus eine Strecke nach der Stadt hinzog. Indem er sich jetzt noch einmal wendete, um nach der Hütte zurückzusehen und er dann dieselbe noch immer mit den verschlossenen Läden erblickte, rief er unwillig: „verdammt auch, daß der alte Narr nicht in seinem Loche war!"

„Der alte Narr war auf dem Kirchhofe! war an dem Loche des alten, todten Vaters! antwortete höhnend der Musikant, der still an der Seite des Gebüsches lag und dort ruhte.

Gyllenborg erschrack. Schnell wendete er sich seitwärts nach den Gebüsche und erblickte nun den Alten, der eben aufstand und auf dem Rücken seine Geige zurecht schob, die er während seines Daliegens nach vorn genommen hatte.

„Nichts für ungut, ehrlicher Jakob," grüßte Gyllenborg freundlich.

„Nichts für ungut, ehrlicher Gyllenborg," erwiderte Jener und ging, ohne auf den eigentlichen Weg sich zu begeben, durch das Gestrüpp gerade aus die Anhöhe hinab.

„Ich möchte einige Worte mit Euch sprechen," lieber Jakob!" rief Gyllenborg nach. „Wartet, es soll Euer Schade nicht seyn, — nur einige Worte. Ihr sollt mir ein Lied fertigen."

Der alte Musikant aber blieb weder stehen, noch kehrte er sich um, noch antwortete er darauf. So behend, als er vermochte, eilte er schweigend weiter und immer hinab nach seiner Wohnung zu.

Gyllenborg ging zurück und schlug den eigentlichen Weg ein, der hinab zur Hütte führte. Bald hatte er den Musikanten erreicht. Still schritten nun Beide, obgleich in ziemlich weiter Entfernung, mit einander fort. Empört über den Trotz des Alten, blickte Gyllenborg, indem er seinen Gang mäßigte, oft hin auf denselben und sprach dabei leise durch die Zähne: „warte, grauer Hund, ich will sehen, ob Du lange beißen kannst."

Obgleich Beide eine Zeitlang in gleicher Schnelle der Hütte sich näherten, so kam der Musikant, der zuletzt querfeldein ging, doch einige Augenblicke früher dort an, als Gyllenborg, dessen Weg kurz vor der Hütte noch einige Krümmungen machte. Behend öffnete der Alte die Hausthüre und warf, als

Digitized by Google

er hinein war, dieselbe schnell wieder zu. — Nach einer halben Minute langte Gyllenborg an. Er fand die Thür verschlossen. Und sie blieb auch verschlossen, ob er gleich laut und öfter anklopfte. — Im Stillen schäumend und auf den Bettler fluchend, wollte er fort. Da stieß der Musikant einen Laden auf und sagte: „Wahrheit, Wahrheit, — auch die Schwelle einer Hütte kann heilig seyn, — in meine Hütte dürft Ihr nicht."

„Ihr seyn einmal sonderbar, lieber Alter," entgegnete Gyllenborg schmeichelnd und war froh, daß der Alte sich wenigstens zeigte. „Nun, lasset mich nur hinein. Ich versichere Euch, daß ich's gut meine, — ich bringe Grüße von Irma."

„Grüße von Irma?" versetzte mit blitzenden Augen der Alte und sah ihn bitter lächelnd an, „Ihr lügt! — Ihr lügt jetzt schon zum Zweitenmale!"—

„Aber, alter Jakob," sagte Gyllenborg beschämt und mit erzwungenem Lächeln, „ich komme ja so eben von ihr her, — Ihr werdet das doch nicht anders machen, — Ihr könnt mir doch wohl Glauben schenken."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Paris, 29. Okt: „Bekanntlich wurden nach dem Staatsstreiche fast alle Gemeinde- und andere Behörden in Frankreich geändert. Nur die große Fabrikstadt St. Etienne behielt ihre republikanischen städtischen Behörden, die im Jahre 1848 ernannt worden waren. Diese Behörden sind jetzt noch in Amt und Würden und schalten und walten zum großen Aerger der Regierung so ziemlich nach ihrem eigenen Belieben. Der Grund, warum die Regierung diese Behörden 1851 im Amte ließ, war die Folge des Versprechens derselben, daß St. Etienne, das widrigenfalls sich wie Ein Mann erheben werde, ruhig bleiben würde. Die Gemeinde-Behörden dieser Stadt benutzten nun ihre Stellung dazu, um gewisse sozialistische Tendenzen zu begünstigen, und unter ihrer Protektion gründete eine Anzahl Arbeiter eine große Tuch- und Seidenbänder-Fabrik. Die Arbeiter brachten aus ihren eigenen Ersparnissen 20,000 Frs. auf, und mehrere Republikaner, worunter ein Arzt und ein Advokat, die vor einiger Zeit wegen republikanischer Umtriebe verhaftet wurden, gaben zu diesem Unternehmen 80,000 Frs. her. Die Arbeiter behielten aber die Leitung der Fabrik, und sie ernannten einen der Ihrigen zum Direktor derselben. Die Organisation dieses Unternehmens ist ganz sozialistisch und streift sogar einigermaßen an den Kommunismus. Jeder Arbeiter ist Mit-Eigenthümer der Fabrik. Er erhält außer seinem Lohne für seine Arbeit einen Antheil an dem Gewinne, der alle drei Monate nach geschehener Abrechnung vertheilt wird. Außerdem besitzt die Fabrik in der Nähe von St. Etienne ein Landhaus mit einem großen Garten, wohin die Kinder der Arbeiter des Morgens gebracht werden. Dort bleiben sie den ganzen Tag, werden genährt und erhalten den nöthigen Unterricht. Die Frauen können so ungestört in der Fabrik mit arbeiten. Am Sonntage versammeln sich Alle im Landhause, wo sie den Tag zubringen. Am Abende findet jedesmal Tanzvergnügen statt. Die Fabrik selbst macht sehr gute Geschäfte und steht mit den ersten Häusern in Verbindung. In Frankreich ist sie jedenfalls das einzige Unternehmen dieser Art. Nach 1848 wurden in Frankreich zwar eine Masse ähnlicher Unternehmungen gegründet, die meisten aber gingen zu Grunde, und die, welche 1851 überlebt hatten, mußten auf höheren Befehl und aus Staatsrücksichten eingehen."

Im Frühjahr dieses Jahres machte in Berlin die Verhaftung einer Anzahl junger Leute Aufsehen, weil denselben ein politischer Grund beigemessen ward. Nachdem jetzt die Angelegenheit vollkommen erledigt ist, findet sich die dortige Gerichtszeitung in der Lage, folgende Andeutungen über dieselbe zu geben: An hoher Stelle ging eine anonyme Zuschrift ein, ungefähr des Inhalts: Deutschland werde ein Einheitsstaat, der König von Sachsen aber deutscher Kaiser werden; Preußen, dazu bestimmt, in Deutschland aufzugehen, werde sich auf die Mark Brandenburg reduziren; da dies Alles unumstößlich beschlossen sey und zur Ausführung kommen werde, so möge man an der gedachten hohen Stelle nicht noch erst den Versuch machen, sich der Ausführung zu widersetzen. Die mysteriöse Haltung des Schriftstücks und der Weg, den es nach seiner Adresse genommen, veranlaßten eine Nachforschung nach dem Ursprung. Diese wurde dem kgl. Polizeipräsidium übertragen, welches denn auch bald ermittelte, daß das Scriptum von einigen jungen Leuten ausgegangen war, die unter dem Vorsitz eines Postbeamten eine Art von Gemeinschaft religiös-politischen Charakters bildeten. Bei ihrer Verhaftung, die nothwendig erschien, nahm man biblische Inschriften und eine Fahne mit dem Motto: „Polen muß auferstehen!" in Beschlag. Aus der vorläufig eingeleiteten Untersuchung ergab sich alsbald, daß man es lediglich mit bizarren Geisterklopfern und Psychographisten zu thun habe, wie denn nach ihrer eigenen Angabe der Inhalt des mehrerwähnten Schriftstücks ein Diktat des Psychographen war, der, wie sie versicherten, niemals trüge. Nachdem noch ein Physikatsgutachten über die Seelenrichtung der Betheiligten sich ausgesprochen, wurden sie wieder auf freien Fuß gesetzt, und die Akten sind, weil zur Einleitung eines Strafverfahrens kein Grund vorhanden, kürzlich durch gerichtlichen Beschluß reponirt worden.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ignatz Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 268 Samstag, 8. November 1856.

Der Wende.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

In dem Revier des churfürstlichen Lust- und Jagdschlosses, das wenige Meilen von der Residenz entfernt lag, war seit dem frühen Morgen eines sonnigen Herbsttages ein frisches und fröhliches Treiben erwacht. Jagdhörner klangen, Rosse brausten, Hunde bellten — das Wild lauschte dem Unheil verkündenden Lärm, der noch von fern und schwach zu seinem Lager in der Tiefe des hallenden Waldes drang, mit ängstlichem Wittern. Bald aber wurde es aufgescheucht und flog in gestreckten Sätzen, neue Zuflucht und Rettung suchend, durch das grüne Unterholz.

Auf der breiten Lichtung wurde eine glänzende Kavalkade sichtbar, das war der Churfürst mit seiner Umgebung, im gestreckten Lauf der Rosse flog Alles vorüber; die Jagd folgte dem Dreißigender, dessen Geweih bestimmt war, die Hirschgallerie der Marxburg, eine der reichsten in Europa, zu zieren. Hier sollte nach Beendigung der Jagd ein Fest, an welchem auch schöne Damen Theil nahmen, mit allegorischen Vorstellungen, mythologischen und Schäfer-Scenen im süßlichen Geschmacke der Zeit, vom Hofpoeten gedichtet, vom Hofmarschall selbst arrangirt, die Lustbarkeit des Tages krönen.

Schon war Alles in dem berühmten Saale versammelt, der rings herum in seiner bedeutenden Ausdehnung mit mächtigen und seltenen Trophäen der Jagd bekleidet war: man wartete auf die Allerhöchsten Personen und deren Hofstaat. Die Gäste im reichsten Schmuck der Toilette hatten sich einstweilen bunt gemischt und plauderten ungezwungen; nur Einer stand ziemlich isolirt, fast gemieden, obgleich er weder an Geburt, noch an äußerlicher Stattlichkeit irgend einen Makel trug. Es war Kaltenborn. Er hatte sich hier, ohne anzufragen, eingefunden. Niemand fragte auch ihn nach seiner Berechtigung, wer hätte es für möglich gehalten, daß sich hier irgend ein ungebetener Gast eindrängen könne? — Aber Viele kannten ihn und sein Vorhaben war, wie Forkenstedt ganz richtig gesagt, ein öffentliches Geheimniß. Man begriff daher nicht recht, wie er heute in die unmittelbare Gesellschaft des Fürsten gezogen sey, und wollte, ohne sich zu kompromittiren, abwarten, was daraus werde.

Kaltenborn war aufgeregt, aber gefaßt. Er wollte das Unerhörte beginnen, und versprach sich eben deßhalb einen glücklichen Erfolg. Stirn an Stirn, wer konnte ihn der Lüge zeihen, wo er Thatsachen reden ließ?

Die Flügelthüren nach den inneren Gemächern rauschten endlich auf, der mit feierlicher Kraft auf den Boden gestoßene Stab des Hofmarschalls verkündete die Ankunft des Landesherrn. Schnell ordneten sich die Gäste zu einer breiten Gasse, durch welche nun, unter Vortritt der Hofstaaten, der Churfürst mit seiner hohen Gemahlin, den Prinzen und Prinzessinnen, und einem zahlreichen Gefolge schritt. Alles verneigte sich in tiefster Ehrfurcht, der Fürst grüßte freundlich lächelnd nach beiden Seiten, und sprach hier und da ein huldreiches Wort zu Personen, die ihm lieb oder von hohem Range waren. Wer konnte dieß milde Antlitz, dieß Auge, in welchem das Wohlwollen und die Herzensgüte strahlten, sehen, ohne sich mit vollem Vertrauen zu dem Monarchen hingezogen zu fühlen?

Ein solches Vertrauen hob auch Kaltenborn's Brust, als er, den Moment mit kräftigem Entschlusse wahrnehmend, aus der Reihe hervortrat, zum Staunen und Entsetzen der ganzen Versammlung. Der Churfürst blieb stehen und sah ihn frappirt an, wehrte aber dem Hofmarschall, welcher hinzustürzen wollte, gleichsam um seinen Herrn vor irgend einer dunkeln Gefahr zu schirmen.

„Was wünschen Sie, mein Lieber?" fragte der Fürst. „Ihr Name?"

Der Minister stand schon, der Etiquette dießmal nicht achtend, neben seinem Gebieter und flüsterte ihm in Devotion Kaltenborn's Namen zu, noch ehe dieser ihn halb ausgesprochen hatte.

„Ich bitte Eure Churfürstliche Durchlaucht um Gerechtigkeit," sagte Kaltenborn ehrerbietig, aber fest.

Ueber die Stirn des Fürsten flog eine Wolke.

Digitized by Google

„Gerechtigkeit wird auch dem Geringsten meiner Unterthanen nicht verweigert," antwortete er mit Würde. „Reichen Sie ihre Beschwerde an passender Stelle ein!" Dabei winkte er entlassend mit der Hand.

„Nein, mein gnädigster Herr!" fuhr Kaltenborn, höher entflammt von der Macht des Augenblicks, fort. „Eure Churfürstliche Gnaden, ich weiß es, ist bereits unterrichtet, aber bei Gott und Allem, was Euer Durchlaucht selbst heilig ist, falsch. Ich fordere Gerechtigkeit nicht für mich, sondern für einen gemißhandelten Greis, für den Reichsgrafen von Hernowitz. Man hat ihn des Wahnsinns beschuldigt, wo er im vollsten Besitz seiner Geisteskräfte war, nicht genug damit, man hat seinem Sohne, dem man längst schon nachgestellt, so daß er ihn in Verborgenheit erziehen lassen mußte, noch jüngst wieder mit Gift nach dem Leben getrachtet, Alles, um das Erbe vor der Zeit an sich zu reißen. Was man auch Eurer Durchlaucht darüber berichtet haben möge, ich brandmarke es mit dem Namen der Infamie, und setze meinen Kopf dafür, der dem Henkerbeile verfallen soll, wenn ich mich erfrecht hätte, meinem Allergnädigsten Herrn in dieser, ich weiß es wohl, unstatthaften Weise, zu der ich gezwungen bin, mit einer Lüge oder erkaltetem Aberwitz zu nahen. Lassen Eure Gnaden, ich flehe fußfällig darum" — hier ließ sich Wolfgang auf ein Knie nieder — „durch unparteiische Männer die Sache untersuchen, mich aber die ganze Strenge Ihres Zornes zermalmen, wenn ich als ein Lügner oder Thor erfunden werde."

Die kühne Rede, die unaufhaltsam wie ein lebendiger Quell in klangvoll gehobenem Tone von den Lippen des schönen jungen Mannes floß, machte auf den Churfürsten, so unwillig er Anfangs war, einen unbeschreiblichen Eindruck, vielleicht, weil es das Erstemal in seinem Leben war, daß sich ein Unterthan Solches gegen ihn getraute, wahrscheinlicher jedoch, weil die siegbafte Macht der Ueberzeugung, die Kraft der Wahrheit aus jener Rede sich unwiderstehliche Bahn brach. Viel ängstliche Blicke, welche auf dem Antlitze des Monarchen ruhten, der mit keiner Miene dem Strom der Worte Einhalt that, bemerkten den Eindruck wohl, und das Lächeln, das nicht einen Moment aus den Zügen des Ministers wich, konnte doch ein flüchtiges Erbleichen nicht widerlegen, von welchem seine glatte, volle Wange überhaucht wurde.

Kaltenborn hatte geendigt und noch immer sein Knie gebeugt, es herrschte eine Todtenstille im Saale.

„Stehen Sie auf," sagte der Churfürst mit einer Stimme, der man die innere Bewegung anhörte. „Sie sollen Gerechtigkeit haben — mein fürstliches Wort darauf."

Wolfgang erhob sich und sprach seinen feurigen Dank aus. „Morgen um eilf Uhr erwarte ich Ihren Vortrag — bis dahin," setzte der Monarch mit erhobener Stimme hinzu und ließ sein Auge mit dem Blicke des Herrschers über die Versammlung fliegen, „bis dahin soll mir Niemand auch nur ein Wort von dieser Angelegenheit reden — bei Meiner Ungnade."

Wolfgang trat zurück, sein Herz jauchzte innerlich auf, er hatte gesiegt. Beim Feste, so ungehindert er nun daran hätte Theil nehmen können, litt es ihn nicht, er mußte hinaus, auf sein Roß sich werfen, in den freien Wald, in die frische Nachtluft jagen, noch heute nach der Stadt zurück, um Alles für den Vortrag, den er dem Fürsten zu machen hatte, klar und scharf zu ordnen.

Zu der befohlenen Stunde stellte er sich im Vorzimmer des Schlosses ein; heute fand er keine Hindernisse, es war Befehl gegeben, ihn augenblicklich vorzuführen.

Der Monarch empfing ihn ganz allein in seinem Kabinet, er hatte seinen Willen aufrecht erhalten und selbst die gleisseste Insinuation, welche ihm auf krummen Wegen seit gestern genaht war, streng von sich abgewiesen. Er wollte durchaus selbstständig urtheilen.

Aufmerksam hörte er Kaltenborn's Vortrag an, mehrmals stieg eine unwillige Röthe in sein Antlitz, aber er gab dem Gefühl, das sich in ihm regte, weder Worte, noch über sich Gewalt; denn er wollte nach jeder Seite gerecht seyn. Als Kaltenborn geendigt hatte, forderte er ihn auf, selbst einige angesehene, über den Verdacht jeder Partheilichkeit erhabene Männer vorzuschlagen, aus denen er eine Untersuchungs-Kommission zusammenberufen wolle, sie sollten durch zwei Aerzte, denen der Churfürst seinen alten treubewährten Hofmedikus gesellte, verstärkt werden. Ueber den Sohn des Reichsgrafen von Hernowitz, dessen Existenz ihm ganz unbekannt war, ließ er sich mit besonderem Interesse unterrichten und versprach ihm seinen Schutz.

Kaltenborn hatte Alles, worüber er dem Churfürsten Vortrag gehalten hatte, zu Papier gebracht, seine Schrift, welche mehrere Bogen füllte, konnte ein Muster von Klarheit und Beweiskraft genannt werden; er überreichte sie ehrerbietig dem Monarchen, als dieser ihn gnädig entließ.

(Fortsetzung folgt.)

Nordmann.

(Fortsetzung.)

„Wahrheit, Wahrheit, — aber Ihr lügt!" fiel dieser ihm in's Wort. „Vorhin sagtet Ihr, Ihr

Digitized by Google

wollt mich aufsuchen, um Euch von mir ein Lied machen zu lassen, — das war die erste Lüge! — Jetzt sprecht Ihr, Irma sende mir Grüße durch Euch, — das ist eine zweite Lüge! — Einen Lügner aber lasse ich nicht über meine Schwelle, also Euch nicht!"

Gyllenborg wendete sich zur Seite. Denn blutrot war sein Gesicht. Er knirschte mit den Zähnen. Er ballte die Hand. Er stieß gegen den Alten leise einige Flüche und Verwünschungen aus. Und doch überwand er sich. Gefaßt und freundlich trat er dann wieder zum Fenster. Der Alte hatte sich zurückgezogen. Er schüttelte eben einige Brodrinden aus einem Bettelsacke, der neben einem andern, ähnlichen Sacke an der Wand hing.

Bescheiden klopfte Gyllenborg ans Fenster. Er hatte Zeit, sich das Innere des Hauses zu besehen, das keineswegs mit dem Aeußern übereinstimmte. Denn in der Wohnstube, so einfach und ärmlich sie auch war, herrschte Ordnung und Reinlichkeit. — Fußboden, Tisch und Stuhl waren gesäubert. Die Wände standen weiß überkalkt. Wasserkrug und Becher blitzten wie ein Spiegel. Nicht weit von den zwei Bettelsäcken hing zwischen der Geige und einem kleinen, hölzernen Bilde, ein blanker Dolch. Auf der andern Seite befand sich an der Wand ein einlicher Käfig, in welchem ein Stieglitz wohnte. Zu diesem ging jetzt der Alte und steckte ihm eine Brodrinde auf. Als er dieß gethan hatte, klopfte Gyllenborg wiederum bescheiden.

Der Musikant trat herbei, öffnete das Fenster und sprach: „Begebt Euch lieber fort von hier, Herr Gyllenborg! Ich habe in meinem Hause jetzt dasselbe Recht, das Ihr heute Früh auf dem Markte, in Peter Nordmanns Hause hattet!

Er nahm bei diesen Worten den Hut ab und ruhr dann lächelnd fort: „wollet Ihr mich da nicht inwegschaffen lassen? — Wollet ihr den Armen nicht wiederum einmal verhöhnen, wie ihr es schon ft an ihm gethan? Jetzt übt der Arme sein Hausecht gegen den Reichen. Also geht!"

„Aber nehmt doch Belehrung an," antwortete Gyllenborg, „das ändert sich doch Alles, da ich zu Euch komme. Und seht doch, — wie freue ich mich der Euere hübsche Einrichtung! Das ist doch lles so rein, so in Ordnung, wie in dem besten Bürgerhause! Ich will Euch Geld geben, alter Jakob," fuhr er rasch und gefällig fort, „damit Ihr Euch noch mehr solche Sachen anschaffen könnt. — Der Käfig ist alt, die Geige schon abgenutzt, das Bildchen dort sehr klein."

„Groß genug für mich," nahm der Alte schnell das Wort. „Wollt Ihr das Bild sehen?"

Und er ging hin und holte das Bild und zeigte es ihm, indem er fortfuhr: „'sist grob nur gemalt nd schlecht, — mein Vater hats in seiner Jugend gemalt, — 's bedeutet auch nicht viel, — man peitscht hier einen Armen am Strande hin, bis er winselnd niederfällt."

Seine Worte zitterten. In seiner Hand auch zitterte das Bild. Er ging zurück und hing es wieder an die Wand.

„Und auch einen Dolch habt Ihr?" begann Gyllenborg erfreut und sah in dem gefälligen Darreichen jenes Bildes ein gutes Zeichen für die weitere Umstimmung des Greises. „Was macht Ihr denn mit diesem Dolche?"

„Das weiß ich noch nicht," antwortete der Alte, „er stammt auch noch aus der Jugendzeit meines Vaters. Ich trage ihn nur in den Tagen der Gefahr. Niemals aber habe ich ihn gezückt, — Gott gebe, daß es so bleibt. Ich will rein sterben, wie mein Vater Bettelsack, den hebe ich auch auf, wie den Dolch und das Bildchen dort."

Mit diesen Worten wendete er sich um und deutete auf einen jener zwei Säcke, die an der Wand hingen. Dann trat er wieder zu dem Vogel und deutete auf diesen und sagte: „diesen Stieglitz habe ich vor einigen Monaten gefangen, zu Irma's Geburtstage trage ich ihr denselben hinauf. — Und nun," fügte er ernst hinzu, „wißt Ihr genug, nun geht!"

„Laßt mir den Vogel," versetzte Gyllenborg, „ich trage ihn sogleich noch hin. Hier, lieber Alter, nehmt das Geld. Macht mir auch ein Liedchen dazu, das sich auf den Vogel bezieht. Ich gebe ihr das späterhin ebenfalls. Heute oder morgen komme ich wieder her. Da habt Ihr es fertig und ich hole es. — Gebt mir nur jetzt den Vogel. Hier, nehmt das Geld. Es ist nicht zu viel. Ich habe lange nach einem Stieglitze gestrebt. Ich kann ihn Euch nicht theuer genug bezahlen. Macht keine Umstände. Also seyd ihr nun versöhnt mit mir?"

Und wirklich griff der Alte nach dem vollen Beutel, den Gyllenborg ihm darreichte. Und der Alte wog den Beutel in der Hand. Und Gyllenborg freute sich im Stillen, daß der Musikant den Köder nicht verachtete.

„Euer Beutel ist schwer," sagte jetzt der Alte. „Und wie hießen vorhin Eure letzten Worte?"

„Ich sprach von unserer künftigen Freundschaft, also seyd Ihr nun versöhnt mit mir?" erwiderte Gyllenborg.

„„Versöhnt?" fragte der Alte mit schmerzlichem Lächeln. „Ihr versteht Euere eigenen Worte nicht. Versöhnt?" wiederholte er mit gehobener Stimme, „was meint Ihr darunter? Kennt Ihr das Gewicht dieses Wortes? Steht Ihr nicht vor mir da wie ein Schulknabe? Doch ich weiß recht gut, was Ihr meint. Versöhnt, versöhnt, das heißt bei Euch: ich soll Euch loben, rühmen, anpreisen bei Jungfrau Irma, nicht wahr, junger Geck? — O,

Digitized by Google

bei mir, dem alten Narren, da hat jenes Wort eine andere Bedeutung, ein anderes Gewicht! Durch Eure Possen entweiht Ihr es nur; fort! fort! ich weiß was Ihr wollt, ich kann nichts für Euch thun, — und wenn ich es könnte, ich würde doch nichts thun! Fort, fort mit Euch! — Wahrheit, Wahrheit!“

Im höchsten Eifer, mit dem er diese Rede geführt hatte, warf er jetzt, am Schlusse derselben, den vollen Beutel zum Fenster hinaus und machte das Fenster dann zu.

Gyllenborgs Verstellungskunst und Geduld war zu Ende. Furchtbar lachend brauste er auf, fuhr nach dem Fenster und schlug die Scheiben durch, indem er rief: „Bettelhund! elender Bettelhund! — beim Teufel, ich möchte dich dressiren! — Hüte dich vor mir! — Deine Stunde wird kommen!“

Er hob den Beutel auf und stürmte fort nach der Stadt. — „Was kann er dir auch helfen, der Lump?“ sagte er zu sich selbst. „Und wenn er es könne, er würde es nicht! Das war ja seine Versicherung. — Gut, gut, wir wollen sehen, wie weit wir kommen! Und sollte der Bettler denn mehr gelten, als Gyllenborg?“

Unter solchen und ähnlichen, mit sich selbst geführten Gesprächen, und Rache gegen den Alten im Herzen kochend, eilte er den Berg hinan.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Woher hat der bei der Belagerung von Sebastopol so berühmt gewordene Malachow-Hügel seinen Namen? Diese Frage beantwortet uns ein russisches Blatt mit der folgenden Erzählung. In den ersten dreißig Jahren dieses Jahrhunderts lebte in Sebastopol ein Schiffer Namens Malachow, der viele Jahre lang das Amt eines Tafelagemeisters verwaltete, ein kluger, gewandter und ordnungsliebender Mann und in seinem Geschäfte eben so geschickt als erfahren. Mit diesen Eigenschaften verband er die Gaben eines Spaßvogels und humoristischen Erzählers; er hatte daher in den Mußestunden stets einen großen Kreis Lachlustiger um sich, die er mit seinen Anekdoten und Späßen, die immer unterhaltend, wenn auch nicht stets sehr decent waren, stundenlang zu fesseln wußte. Er liebte zwar ein wenig das Fläschchen, doch nicht in solchem Uebermaße, daß er deßhalb seine Pflichten vernachlässigt hätte, wobei ihm allerdings der Umstand zu Hülfe kam, daß er, eine athletische Gestalt, einen guten Schluck vertragen konnte. Trotzdem traf ihn im Jahre 1830 oder 1831 das Mißgeschick, wegen Unordnungen, die in Sebastopol vorgefallen waren, in Untersuchung gezogen und in Folge dessen aus seinem Amte entlassen zu werden. Er mußte sich daher ein anderes Brod suchen — und so legte er auf der Anhöhe vor der Katabelnajabucht eine kleine Schenkstube an. Das neue Etablissement gedieh ganz vortrefflich, wurde nie von Besuchern leer, wozu die Beliebtheit des Inhabers natürlich viel beitrug, und die Schenke gelangte nach und nach zu einer gewissen Berühmtheit. Zuerst nannte man die Schenke Malachow-Schenke, dann belegte man die ganze Anhöhe mit dem Namen des Schenkwirths und sogar das kleine Dörfchen in der Nähe desselben. Ob jener arme, längst verschollene Schiffer wohl gedacht haben mag, daß sein Name durch den Tempel des Bachus einst in die Geschichte übergehen würde — und ob der „Herzog von Malachow“ und die andern Malachow-Helden wohl geahnt haben mögen, daß ihre Ehrentitel einem einfachen Schiffer und seiner Schenkstube entnommen sind?

Am 26. Oktober wurde auf dem Kolmberge bei Holzhausen (circa 2½ Stunden von Leipzig), der Denkstein feierlich eingeweiht, welcher die Stelle bezeichnet, wo am 16. Oktober 1813 in den Morgenstunden die Leipziger Völkerschlacht mit einer ihrer blutigsten Scenen eröffnet wurde. Hier kämpfte der österreichische Feldmarschall-Lieutenant Graf Klenau gegen Marschall Macdonald; hier fielen gegenseitig auf beiden Seiten an 8000 tapfere Streiter. Die Mitglieder des Festvereins begaben sich nach dem Weiheakt nach Holzhausen, wo in Reden des großen Tages gedacht wurde, an welchem gerade an der Stelle der Versammlung im Gasthause Marschall Macdonald am 16. Oktober 1813 sein Hauptquartier hatte, und die Befehle des Angriffes gab.

[*Nichts Neues unter der Sonne.*] In Lyon hat sich ein bisher nicht gekannter Industriezweig aufgethan. Eine Anzahl Männer hat dort die Verlassenschaft der Klageweiber des Alterthums angetreten. Diese Klagemänner beschäftigen sich damit, hinter den Särgen der Verstorbenen Thränen, à 5 Franken die Stunde, zu vergießen. Sie tragen lange, schwarze Röcke, runde breitkrämpige Hüte, lange Haare, und schreiten mit brennenden Kerzen in den Händen unmittelbar hinter dem Sarg einher. Für ein Aufgeld von 50 Cent. fallen sie auf Verlangen am Grab in Ohnmacht.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Fiskus Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 269 Montag, 10. November **1856.**

Der Wende.

(Fortsetzung.)

„Gehen Sie mit Gott, Baron Kaltenborn," sagte der Fürst. „Sie haben eine schwere Anklage gegen eine der ersten Familien Meines Landes erhoben und werden sich über die Folgen nicht verblendet haben, welche es für Sie selbst nach sich ziehen muß, wenn Sie die Beschuldigung nicht zu erhärten vermögen. Im andern Falle hoffe ich öfter von Ihnen zu hören."

Kaltenborn war seiner Sache gewiß. Er verließ das Fürstenschloß mit erhöhter Zuversicht. Sein erster Gang führte ihn jetzt zu Forkenstedt, um ihm für seinen Rath, der so gute Frucht getragen hatte, zu danken. Der Hauptmann stieg eben vom Pferde, als Kaltenborn vor seiner Wohnung ankam, er führte ihn mit großer Theilnahme in sein Zimmer und hörte staunend, was dem Freiherrn gelungen war.

„Ei, Graf Hugo, rief er, „das geht Ihnen und Ihrem Tartini ja scharf zu Leibe, kann nicht allein Geld und Gut, sondern auch Ehre und Reputation kosten. Aber, mein bester Baron, glauben Sie nicht an einen wohlfeilen Sieg, bereiten Sie Sich vielmehr zu einem Kampfe auf Tod und Leben."

„Das habe ich gethan," sagte Kaltenborn, „ich bin bereit, ihn zu bestehen."

„Der Graf ist ohne Zweifel jetzt schon unterrichtet," fuhr Forkenstedt fort. „Besser bedient mit Nachrichten kann Niemand seyn. Ich begegnete eben einem zweiten Eilboten an ihn auf der Landstraße. — Mich führt noch heute auch eine Angelegenheit in dortige Gegend; Sie nannten mich Partheï in Ihrer Sache, ich werde Ihnen beweisen, daß, wenn ich Partheï bin, ich nur auf Seiten des Rechts seyn kann. Hätte ich von meinem unglücklichen Kommando eine Ahnung gehabt — doch es ist nun zu spät und ich kann Ihnen vielleicht einige Dienste leisten. Der Graf ist von Herzen eigentlich sehr gutmüthig."

„Bemühen Sie Sich nicht, Herr v. Forkenstedt. Graf Hernowitz ist Ihr Freund."

„Er war mein Freund," sagte Forkenstedt mit scharfer Betonung.

„Ei, Sie haben Sich auch nach dem Rencontre nicht versöhnt?" fragte Wolfgang.

„Wissen Sie den eigentlichen tiefern Grund unseres Rencontres?" entgegnete Forkenstedt, indem er dem Freiherrn prüfend in das Auge blickte. „Sie wissen ihn nicht, lassen wir das. — Wenn ich in Ihre Heimath komme, wollen Sie mich vielleicht mit einer Botschaft nach Kaltenborn beehren? Doch nein," setzte er rasch hinzu, da er bemerkte, daß die Frage seinen Gast frappirte. „Nicht in Ihrer Abwesenheit. Ich bin ein gerader Mensch, gehen Sie mir eine ebenso grade Antwort: würden Sie es ungern sehen, wenn ich mit einem Antrage bei Ihrem Fräulein Schwester hervorträte?"

„Herr von Forkenstedt," rief Kaltenborn überrascht, „wie sollte ich das ungern sehen — Sie sind ein Mann von Ehre. Wir kennen uns freilich noch zu wenig, doch wenn das Herz meiner Schwester für Sie spricht, sollen Sie mir als Schwager willkommen seyn."

Nach der unerwarteten Wendung, welche das Gespräch genommen hatte, wollte es aber von beiden Seiten nicht mehr recht gedeihen und Kaltenborn brach auf.

„Noch eine Frage," sagte er beim Abschiede. „Sie haben doch Gelegenheit gehabt, den unglücklichen Grafen zu beobachten: glauben Sie an seine Geisteszerrüttung?"

„Nein," antwortete Forkenstedt. „Ob die Leute, die ihn jetzt unter Obhut haben, daran glauben, weiß ich nicht. Es hat übrigens ein Versuch stattgefunden, zu ihm zu dringen; man nimmt an, von Ihrer Seite."

„Auf Ehre, nein!" erwiderte Wolfgang.

„Sonderbar. Derselbe wendische Bauer, den der alte Herr mit einem Auftrage an Sie beehrt, ist bei einem Versuche ergriffen worden, die Mauer des Irrenhauses zu übersteigen. Ich wurde auf ihn aufmerksam gemacht, habe ihn der Strafe entzogen und in meine Kompagnie, wo er sicher war, eingestellt und zum Dank ist mir der Bursche nun desertirt. Jedenfalls nach seiner Heimath. Es liegt

Digitized by Google

mir Viel daran, seiner wieder habhaft zu werden, da er sich auch sonst schwer vergangen hat — ich will deßhalb selbst nach ihm forschen, während ich in andern Angelegenheiten bei Hernowitz bin.«

Kaltenborn hatte noch nichts von Allem gehört, aber es beschäftigte ihn sehr. Wenn er seinen alten Förster gesprochen hätte, so würde er den Zusammenhang leicht errathen haben.

Der alte Mudra wartete mit Schmerzen auf die Rückkehr seines Herrn. Er hatte das räthselhafte Gebrechen, das ihn so plötzlich überfallen hatte, mit Hülfe seiner guten Natur glücklich überstanden und konnte wieder früh und spät seinen Dienst verrichten. Er dachte wohl auch an den verschollenen Bogen, aber jedesmal mit dem Zusatze: Gut, daß er nicht hier ist, es würde ein Unglück geben. Das bezog sich auf sein Weib.

Marika hatte den Rath des Alten, nach Kaltenborn zu kommen, nicht befolgt und war der Versuchung erlegen — was konnte ihr auch, eine arme Leibeigene, an blinden Gehorsam gewöhnt, ohne Kraft des Charakters, verblendet durch lockende Verheißungen und auch geschmeichelt in ihrem schwachen Denkvermögen, entgegen setzen? Wie aber der neue Standesherr sich so wegwerfen konnte, einer wendischen Bäuerin in seinem Schlosse einen Platz einzuräumen, begriff der ehrliche Mudra nicht. Er sollte bei diesem stadt- und landkundigen Aergernis bald noch mehr über einen anderen Schritt erstaunen, welchen der Graf trotzdem mit großer Oeffentlichkeit übernahm, weil er ein Mißlingen für ganz unmöglich hielt. Im Rathskeller wünschte man dem Förster Glück zu der Verlobung seines gnädigen Fräuleins.

»Mit wem?« rief er erstaunt, und die Worte versagten ihm, als man den Grafen Hernowitz nannte. Erst das Gelächter, welches auf seine Kosten entstand, gab ihm die Sprache zurück, er nannte die Neuigkeit eine infame Lüge, denn seine junge, gnädige Herrschaft werde nicht mit einer wendischen Magd theilen wollen, und verließ die Gesellschaft ganz erbost, ohne sich darum zu kümmern, daß Herr Tartini, welcher auch im Rathskeller gesessen und sich theilnehmend nach seiner Gesundheit erkundigt hatte, die Aeußerung seinem Herrn hinterbringen werde.

Im ungewohnt scharfen Trabe, welcher dem alten Fuchse höchst beschwerlich fiel, ritt er nach Kaltenborn zurück, aber unterwegs noch begegnete er einem wohlbekannten Vierergespann, welchem ein herrschaftlicher Läufer mit Casquett und Federbusch vorauslief, in der Staatskarosse saß statt des kleinen, alten Reichsgrafen, welcher den Gruß des Försters stets freundlich erwidert hatte, ein viel jüngerer, stattlicher Herr im reichgestickten Sammetkleide, das weiche Kinn auf einer Kravatte von den feinsten Brabanter Spitzen ruhend, den Leib nachlässig zurückgelehnt, kaum bemerkend, kaum dankend, daß der alte Mudra vor ihm den Hut zog und ihn keines Dankes für die schuldige Ehrerbietung würdigend. Wir wollen nicht wiederholen, welchen kernigen Waidmannsspruch der Alte in seinen Bart murmelte.

Graf Hugo hatte zu Forkenstedt's Briefe gelächelt und war eben im Begriffe, des ehemaligen Freundes Hoffnung zu Wasser zu machen. Es that ihm leid, aber er konnte ihm nicht helfen — liebte er doch nach seiner Weise Antonien auch, und war es schon seiner Ehre schuldig, sich von einem bloßen Glücks-Kavalier, wofür er jeden Offizier, der nicht zum Grundadel gehörte, ansah, nicht den Rang ablaufen zu lassen.

Tante Kalm war durch ein Billet von ihm benachrichtigt und vorbereitet worden. Die gute Tante Lolo hatte sich trotz der entschiedenen Aeußerungen Antoniens nicht überzeugen können, daß sie die Hand des reichen und vollendeten Kavaliers ausschlagen werde, wenn er Ernst machte, wie sie sich ausdrückte. Darum zitterte sie jetzt in seligem Entzücken dem Augenblicke entgegen, welcher ihrem Herzenskinde dieses beneidenswerthe Glück bringen werde. Sie hatte Antonien kein Wort gesagt, denn sie wollte ihr die Wonne der Ueberraschung nicht schmälern, auch war Toinon ein kleiner Trotzkopf, leicht zur Opposition gereizt — wer konnte wissen! Es war jedenfalls besser, sie ganz unvorbereitet zu treffen.

Während die Tante insgeheim in ihrem Zimmer eine Toilette machte, wie sie für einen solchen Anlaß schicklich schien, in welcher sie sich aber, um nicht aufzufallen, vor der Ankunft des Grafen nicht zeigen wollte, weilte Antonie, mit Ferdinanden zufällig zusammen getroffen, im Tafelzimmer. Nach ihrer räthselhaften Weise hatte sie dem Alleinseyn wieder ausweichen wollen, aber Ferdinande hatte ihre Hand ergriffen, ihr innig in das Auge geblickt und sie mit einem Tone, der ihr zum Herzen drang, gefragt: wodurch sie das verdient habe? Da war ein Moment der Selbstvergessenheit über Antonien gekommen, und was Beide sich nun im Entgegenschwellen der jungen Herzen sagten, das war geltend, bindend für ihr ganzes Leben.

Hierauf trat eine Pause ein, Antonie hatte ihr liebliches Köpfchen an Ferdinandens Brust gelehnt und weinte still; diese hielt den Arm um sie geschlungen und blickte zärtlich auf sie nieder. Da wurden Beide gestört. Die Karrosse des Grafen Hernowitz, den Läufer voran, der seinen Herrn meldete, rasselte auf den Hof.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nordmann.

(Fortsetzung.)

9.

Oben an den Festungswerken stand der Greis Peter Nordmann. Um ihn her waren die Hauptleute, andere Soldaten und auch viele Bürger versammelt. In der Hand hielt er die aus Kopenhagen empfangenen Papiere. Ihren Inhalt theilte er den Versammelten eben mit. Er that dieß mit hohem Ernste. An Ermahnungen zur Tapferkeit und zur Treue für das Vaterland ließ er es dabei nicht fehlen, und oft wiederholte er die Worte: unser Muth auch muß wachsen, da die Gefahr gewachsen ist.

Und wirklich war die Gefahr für Dänemark und Norwegen gewachsen. — Der Schwedenkönig, Karl der Zehnte, hatte durch den General Wrangel die Festung Kronenburg stürmen lassen. Die Feste hatte sich ergeben. Der Schlüssel zum Sundtag gleichsam in der Schweden Hände. Mit furchtbarer Gewalt setzte nun Karl die Belagerung von Kopenhagen fort. Das gewonnene schwere Geschütz von Kronenburg wurde hierher geführt. Theils brauchte man es zum Beschießen der Stadt, theils zu Batterien an dem Sunde. Und der letztere Umstand war sehr wichtig. Denn nun konnten die Schweden diese Meerenge gegen die Flotte vertheidigen, welche die Holländer den Dänen zu Hülfe schicken wollten. Auf dieses Versprechen der Holländer baute Dänemark seine größte und letzte Hoffnung. Aber wurde das Versprechen auch gehalten, — wie sollte jetzt die holländische Flotte die erwünschte Hülfe bringen, da die Schiffe durch die von den Schweden errichteten Strandbatterien furchtbar empfangen werden konnten? Und doch ein neuer, fast größerer Unfall hatte die Hauptstadt betroffen. Die Schweden nämlich waren bereits im Besitze der Insel Amack, von welcher die Hauptstadt, so wie es noch der Fall ist, fast alle Lebensmittel bezog. Nur eines gewaltigen Schlages auf Kopenhagen, nur der Einnahme dieser Hauptstadt bedurfte es und dem Könige von Schweden konnte es dann ein Leichtes werden, sich zum Herrn von Dänemark und Norwegen zu machen. Bis jetzt war ihm die Einnahme der Hauptstadt nicht gelungen. Die Besatzung leistete den tapfersten Widerstand. Friedrich der Dritte, der König von Dänemark, gab dazu das musterhafteste Beispiel. Er stand an der Spitze seiner muthigen Unterthanen. Er bildete einen Verband von dreihundert Maurern und Zimmerleuten, die auf den Thürmen und anderen hohen Gebäuden aufgestellt wurden, um jedes entstehende Feuer zu löschen, welches, wenn die Schweden mit glühenden Kugeln schossen, leicht entstehen konnte. Er unternahm viele Ausfälle gegen die Feinde und fügte diesen oft großen Schaden zu. Die Generale Skak und Güldenlöwe wetteiferten mit ihm an Thätigkeit und Muth, und indem sie für die Hauptstadt fochten, schrieben sie auch in die übrigen, wichtigen Städte des Landes und munterten sie zum Widerstande auf und zum Kampfe, sobald die Schweden auch vor ihren Mauern erscheinen würden.

„Auch unser Muth muß wachsen," rief Peter Nordmann noch ein Mal, nachdem er Alles mitgetheilt und seine Schilderung geschlossen hatte, „auch unser Muth muß wachsen, da die Gefahr gewachsen ist."

Und Muth, Entschlossenheit, Treue und Muth verkündete nicht nur der Blick aller Umstehenden, sondern auch das Jauchzen, das sie nach Peter Nordmann's letzten Worten erhoben.

Die versammelte Menge zerstreute sich. Auch Peter Nordmann wollte, nachdem er einige Verordnungen noch gegeben hatte, in sein Haus zurückkehren. Gedankenvoll ging er vor sich hin. Er hatte nur eine Sorge jetzt, — die Sorge um sein Vaterland. Gern hätte er die Besatzung von Friedrichshall und Freiwillige von den Bürgern nach Kopenhagen zur Vertheidigung geführt. Gern hätte er eine Summe Geld in die bedrängte Hauptstadt gesendet. Aber weder das Eine noch das Andere konnte er wagen. Die Hauptstadt war ringsum eingeschlossen. Kaum war es möglich gewesen, durch einen verkleideten Bauer die Briefe durch den Feind zu bringen, die er eben erhalten hatte. Und wer wußte denn, wie lange Friedrichshall noch unbelagert bleiben konnte? Hatten die Schweden im vorigen Jahre, ehe der Röskilder Friede geschlossen wurde, es zwei Mal zu nehmen versucht, hatte beide Mal Karl der Zehnte selbst vor der Stadt gelegen, wie sollte sie jetzt verschont bleiben, da sie ja immer noch einen so wichtigen Punkt abgab als früher?

In solchen Betrachtungen war Peter Nordmann, ohne daß er selbst kaum es wußte, tiefer hinein in die Festungswerke gegangen. Dort verweilte er noch. Er besah die Arbeiten und stellte das Nöthigste, was die Hauptleute angaben, in raschen Gang. Dann wollte er nach Hause und auch dort zum Fleiße zu ermuntern.

Kaum hatte er die ersten Häuser erreicht, als Gyldenborg ihn einholte. Letzterer wußte nichts von dem, was seit seinem Weggange aus Nordmann's Hause geschehen war. Er hatte nichts von den eingelaufenen Briefen, nichts von der Versammlung auf den Festungswerken gehört. Von ganz andern Gedanken war er erfüllt, als Peter Nordmann. Ganz andere Berechnungen und Pläne gingen jetzt

Digitized by Google

durch den Kopf des Jünglings, als durch den Kopf des Greises.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Carriere!] Paris bleibt noch immer der Ort unvorhergesehener und kaum glaublicher Laufbahnen. Die Zeitungen brachten vor wenigen Wochen die Mittheilung von den großartigen Einkäufen, welche ein junger Geschäftsmann aus Warschau, Namens Sterling, in London gemacht; man knüpfte hieran allerlei Vermuthungen hinsichtlich der Persönlichkeit dieses jungen Mannes, von all diesen ist jedoch keine einzige richtig, das Sachverhältniß vielmehr folgendes: Herr Sterling ist der Sohn blutarmer Eltern jüdischer Religion in Warschau; als Knabe zeichnete er einmal das Porträt des Kaisers Nikolaus mit lauter hebräischen Buchstaben. Kunstliebhaber glaubten in diesem Opus ein ganz besonderes künstlerisches Talent zu entdecken und brachten ihn in das Atelier des deutschen Malers L. in Warschau, wo übrigens das vermuthete Talent des Knaben so wenig zum Ausbruch kommen wollte, daß Herr L. den Knaben zu nicht vielmehr als zum Farbenreiben verwenden konnte. Trotzdem brachte sich der junge Künstler doch so weit, daß er Zeichnenunterricht gab und sich die Mittel verschaffte, nach Paris zu gehen. Mit der nöthigen Dreistigkeit ausgestattet, verschaffte sich Herr Sterling in Paris Eintritt in verschiedene Ateliers, in mehrere Familien aus Warschau und ward endlich Zeichnenlehrer in der Familie des Grafen Walewski. Obgleich von gar keiner persönlichen Liebenswürdigkeit, ohne jedes hervorragende Talent, obgleich, mit einem Worte, ein junger Mann gewöhnlichen Kalibers, schien sich das Schicksal doch vorgenommen zu haben, aus dem jungen Sterling etwas Außerordentliches zu machen; die Tochter der Prinzessin Mathilde und des Grafen W. verliebte sich in ihn sterblich und so nachdrücklich, daß aller Widerstand der Familie fruchtlos blieb; die Tochter ist die Erbin oder Besitzerin der 20 Millionen, welche ihre Mutter nach Trennung ihrer Ehe mit dem russischen Prinzen Demidoff in der englischen Bank deponirte; ihre Verheirathung mit Herrn Sterling wird, so hören wir, in nächster Zeit in Paris stattfinden, vorher jedoch soll der Letztere den Titel eines Monsieur Sterling, Comte de Walewski erhalten.

Im August 1855 ging die englische Brigg „Gazelle“ von Sydney nach den Woodlarkt Inseln an der südöstlichen Spitze von Neu-Guinea ab. Beauftragt, der katholischen Mission dieser Insel-Gruppe, — unter der Leitung eines italienischen Missionärs — Lebensmittel zuzuführen, hatte sie 14 Mann Bemannung und 15 Reisende an Bord. Die „Gazelle“ kam an dem Ort ihrer Bestimmung an, scheiterte aber, da sie unvorsichtigerweise der Küste zu nahe kam. Die Eingebornen bemächtigten sich sofort der Schiffbrüchigen, führten sie in das nächste Dorf und erwürgten sie dort ohne Erbarmen, ohne Ausnahme. — Es ist zu vermuthen, daß dieser schreckliche Mord schon im Voraus beschlossen war; denn die Insulaner hatten das Schiff, ihre Tomawahks verbergend, unter vielfältigen Zeichen der Freundschaft umgeben. Die wehrlosen Opfer fielen ohne den geringsten Widerstand unter den Streichen ihrer barbarischen Feinde. Ein Matrose nur versuchte es, sich zu vertheidigen und warf einen Wilden mit einem wohlgezielten Faustschlag nieder. Aber sein Muth und Verzweiflung verzögerte seine Agonie um kaum eine Minute und er theilte das grauenhafte Geschick seiner Gefährten. So kamen gegen Mitte September 1855 die 29 Unglücklichen, welche sich am Bord der „Gazelle“ befanden, um's Leben. Wenn die Freunde des italienischen Missionärs, die ohne alle Nachricht von ihm blieben, in der Furcht, die Brigg sey zu Grunde gegangen, nicht einen Schooner danach ausgeschickt hätten, so würde man ihr blutiges Schicksal noch heute nicht kennen. Die Seeleute der „Favorite“ entgingen einem ähnlichen Tode nur durch große Vorsicht und erfuhren die traurigen Details über den Mord ihrer Landsleute auf der Insel Woodlark selbst von einem Wilden, den sie mit nach Sydney führten.

Ein neues scheußliches Verschönerungsmittel — schreibt das medizinische Wochenblatt „The Lancet“ — droht in Mode zu kommen, wofern das Publikum nicht bei Zeiten auf dessen Gefährlichkeit aufmerksam gemacht wird. Es ist die Bella Donna, die seit Kurzem als Mittel, „dem Auge Glanz, Lebhaftigkeit und Anziehungskraft zu verleihen,“ öffentlich in den Zeitungen angepriesen wird. Die Annonce will das schöne Geschlecht durch die Versicherung anlocken, daß die Orientalinnen ihre feurigen Augen lediglich dem Gebrauche der Bella Donna verdanken. Die Wirkung dieser Giftpflanze auf die Pupille und die unausbleiblichen verderblichen Folgen bei längerer Anwendung derselben, verschweigen die marktschreierischen Händler, so daß es allerdings geeignet scheint, die Frauenwelt vor diesem englischen Toiletten-Kunststück zu warnen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 270 Dienstag, 11. November 1856.

Der Wende.

(Fortsetzung.)

„Wer ist das?" rief Ferdinande auffahrend, mit ihrem tiefen, in diesem Moment hart klingenden Tone.

„Irre ich nicht — Dein gefährlichster Feind —" erwiderte Antonie zaghaft und drängte sie von sich.

„Mein Feind! Ha!" rief Ferdinande. „In diesem Augenblicke! Er kommt zu rechter Zeit!" Und sie verließ eilends das Zimmer. Wenn Tante Lolo gesehen hätte, mit welchen weit ausgreifenden Schritten, ganz unmädchenhaft, die Fremde über den Korridor die Treppe hinauf flog, wie trotzig ihr Gesicht aussah und welches Feuer aus ihren Augen sprühte!

Graf Hornowitz wurde der Frau von Kalm gemeldet. Sie gab Befehl, ihn in das Prunkzimmer zu führen, warf schnell noch einen Blick in den Spiegel, um den babylonischen Thurmbau ihres Haarputzes zu mustern, der heute Alles übertraf, was je in dieser Kunst geleistet worden, und eilte dann mit einem Herzklopfen, als sey sie selbst die begehrte Braut, den willkommenen Gast zu empfangen.

Graf Hugo kam ihr mit vornehmer Nonchalance entgegen, küßte ihr die Fingerspitzen und fragte, ob sie sein Billet erhalten habe. Sie bejahte es und gab ihren Gefühlen einige Worte; er aber blickte sich, wie es schien, etwas verwundert um, gewiß vermißte er Toinon: wie konnte er aber weibliches Zartgefühl so sehr verkennen?

„Darf ich fragen, ob Ihr Fräulein Nichte schon unterrichtet ist?" begann er dann. „Nicht? Sie haben meinen Wunsch erraten! Wollen Sie aber mein Glück nicht länger verzögern: ich bitte darum."

Die Tante schickte nach Antonien; ehe diese, welche einige Zeit auf sich warten ließ, jedoch kam, entfielen dem Grafen in Bezug auf seinen zukünftigen Schwager, den abwesenden Wolfgang, einige Aeußerungen, welche die arme Frau, die um Alles sorgen mußte, beunruhigten.

„Wann erwarten Sie den Baron zurück? Wissen Sie, wo er ist, was er unternommen hat? Er sollte sich nicht in Dinge mischen, die ihn nichts angehen, aber er ist ein Phantast, der gern halsbrechende Wege geht. Ich hoffe, wie jetzt die Sachen sich gestalten, wird er Raison annehmen und so lange es noch Zeit ist, einen guten Rückzug aus der Affaire suchen, für welche er — als wäre er so wahnsinnig, als mein armer alter Onkel! — seinen Kopf zum Pfande gesetzt hat!"

„Seinen Kopf?" rief die Tante erschrocken. „Ich beschwöre Sie —"

Aber sie mußte inne halten, denn Antonie trat eben ein. Wie? Im einfachsten Kleide, ohne den geringsten Schmuck, als den des eigenen Liebreizes? Hatte sie denn so gar keine Vorahnung oder war diese Einfachheit vielleicht die feinste Coquetterie, noch im letzten Moment ihrer jungfräulichen Freiheit?

Graf Hugo stellte sich diese Fragen nicht, er ging nun ohne viel Umschweife gerade auf sein Ziel. Anmuthig lächelnd nahte er dem Fräulein, erwiderte dessen bescheidenen Gruß mit graziöser Verbeugung, und begann frei von aller Befangenheit, auf die liebenswürdigste Weise, aber vielleicht, weil er allzu sicher sprach, eben dadurch verletzend seinen Antrag zu stellen.

Antonie erbleichte. Ein schneller hülfesuchender Blick, der im ersten Moment der Ueberraschung nach der Tante flog, mochte dort keinen Rath finden, das schöne Auge des Mädchens sank zu Boden, ihre Lippen bebten, sie hörte schweigend an, was der Graf ihr sagte, dann aber hatte sie Kraft und Festigkeit in sich selbst gefunden und erwiderte mit leiser Stimme: „Sie erweisen mir eine hohe Ehre, Herr Graf. Gewiß, ich erkenne das an und fühle mich tief beschämt. Aber ich müßte Ihrer Achtung unwerth seyn, wenn ich Sie einen Moment im Zweifel ließe, daß — ich — daß es unmöglich ist, an eine Verbindung zwischen uns — zu denken —"

Die Tante machte eine unwillige Bewegung, der Graf hob gegen sie beschwichtigend seine mit dem parfümirten Handschuh bedeckte Hand und sagte lächelnd zu Antonien: „Ich ehre diese Delikatesse, mein angebetetes Fräulein. Morgen — oder wann Sie befehlen, werde ich mir Ihre Sentiments über den ausgesprochenen Wunsch meines Herzens holen.

Digitized by Google

Lassen Sie mir bis dahin wenigstens die Hoffnung.“ Sein siegstolzes Lächeln bekundete, daß er mehr als Hoffnung, daß er volle Gewißheit hegte.

„Nicht morgen oder zu einer andern Stunde!“ erwiderte Antonie aufgeregt, indem ihre Stimme mehr Kraft gewann. „Ich — kann Ihnen nichts Anderes sagen, Herr Graf, als was ich Ihnen diesen Moment gesagt habe.“

Ihr Ernst machte den Grafen betroffen. „Sie rauben mir selbst die Hoffnung —?“ fragte er zweifelhaft.

„Ihre Großmuth, Herr Graf, wird mir nicht zürnen — ich kann nicht anders.“

„Liebe Nichte —“ länger konnte es die Tante nicht aushalten. Aber der Graf unterbrach sie: „Nur eine Möglichkeit, eine grausame Möglichkeit kann ich mir denken — Ihr Herz ist nicht mehr frei.“

Antonie schwieg.

„Toinon,“ rief der Graf leidenschaftlich, jetzt erst, wo er in Gefahr stand, Antonien zu verlieren, der vollen Stärke seiner Liebe sich bewußt.

Da öffnete sich die Thüre und herein trat ein junger Mann in vornehmer, wenn auch dem weichlichen Zeitgeschmack wenig huldigender Kleidung. Sein Rock war weder von Sammet noch Seide, sondern von schwarzem Tuch, aber mit geschmackvoller goldener Stickerei geziert, keine Spitzenkravatte umschloß seinen Hals, sondern eine einfache, fast militärische Binde, der Degen an seiner Seite war kein gebrechlicher Galanteriedegen mit Porzellangefäß, vielmehr eine breite Klinge mit handlichem Korbgriff, und wohl paßte zu ihr der kühne Blick des zwar noch jugendlichen, aber schon kräftig gezeichneten Antlitzes und der freie Fall des schwarzen kurzgeschnittenen Haares, das weder Puder noch Perrücke duldete. Wer war diese fremde Erscheinung, vor welcher die Tante in Ohnmacht fallen wollte?

„Herr Graf von Hernowitz,“ begann der Fremde, dem staunenden Blicke des Standesherrn mit einem herausfordernden begegnend, „ich halte es für nothwendig, Ihnen endlich unter die Augen zu treten, wovon mich nur die Rücksicht auf den Wunsch eines Freundes bis jetzt abgehalten hat. Ich bin Ferdinand von Hernowitz.“

Ueber Graf Hugo's Gesicht zuckte ein Blitz, doch behauptete er vor diesem nie geträumten Zusammentreffen vollkommen seine Fassung und erwiderte kühl, mit leichter Betonung des ersten Wörtchens: „Von Hernowitz?“

„Von Hernowitz, ja wohl, nicht Graf, aber doch rechtmäßig von Hernowitz. Der Beweis, mein Herr, — diese kaiserliche Urkunde, welche mein Vater an Höchster Stelle zu Wien ausgewirkt.“ Er zog eine mit großem Siegel versehene Urkunde hervor und hielt sie stolz dem Grafen vor.

„Ich wünsche Ihnen Glück dazu,“ erwiderte der Graf, sich in die Lippen beißend, indem er das Dokument zurückwies, ohne es eines Blickes zu würdigen. „Nur sehe ich nicht ein, warum Sie mich damit angehen?“

„Ich gehe Sie damit an,“ rief der Jüngling heftig, „weil ich für das Recht meines Vaters —“ doch mäßigte er sich, als er Antonien's ängstliche Bewegung sah, und dieser Blick, den Beide tauschten, entging dem Grafen nicht —

„Zeit und Ort wird sich finden,“ setzte er ruhiger hinzu, „wo wir diese Angelegenheit besprechen können.“

(Fortsetzung folgt.)

Nordmann.

(Fortsetzung.)

„Es ist mir erwünscht, daß ich schnell Euch treffe, edler Herr Nordmann,“ redete Gyllenborg mit Hast den Alten an. Ich komme so eben von dem närrischen Musikanten. — Ich glaube wirklich, doch entschuldigt,“ fuhr er lächelnd und mit wiederholter Verbeugung fort, „daß ich so frei spreche, ich glaube wirklich, der Musikant wird mir der Eurer edlen Enkelin zu schaden suchen. Ich war um seine Freundschaft bemüht, Ihr wünschtet es, edler Herr Nordmann, ich habe ihm geschmeichelt, habe ihm Geld geboten, habe Alles gethan, was ich konnte. Denn da die edle Irma auf den Alten hält, da die schöne Hoffnung auf Gegenliebe“ —

„Laßt, laßt das vor der Hand!“ erwiderte ernst und mit Heftigkeit der Greis, den diese Rede bei seiner jetzigen Stimmung sehr übel berührte, „für Liebe und Gegenliebe sorgt zu einer andern Zeit. Die gegenwärtige eignet sich fürwahr nicht dazu. Ihr wißt wohl noch nicht? — Hier leset! leset!“ sprach er weiter und gab ihm die Papiere. „Jetzt nur an den König und das Reich gedacht! — Alles Andere komme dann erst daran, wenn der Feind geschlagen, wenn Ruhe und Friede ist! — Dann will auch ich Euch mit behülflich seyn, so weit es geht,“ setzte er freundlicher hinzu, „eher aber nicht, durchaus nicht.“

Gyllenborg war bestürzt über die unerwartete Wendung. Er suchte seine Verlegenheit zu verbergen, fühlte aber selbst, daß es ihm nicht ganz möglich war. Vor sein brennendes Gesicht hielt er die Papiere. Er las nicht den Inhalt derselben, obgleich seine Augen darin zu arbeiten schienen. Nur darüber dachte er nach, was in dieser Minute vor

Digitized by Google

ihm zu thun sey. Nach und nach sammelte er sich wieder. Seine Besinnung kam ihm zurück und seine Schlauheit unterstützte ihn. Ohne daß der Inhalt ihm klar geworden war, legte er die Papiere zusammen, verbeugte sich und gab sie an Peter Nordmann zurück.

Indem Beide jetzt sich vorwärts bewegten, sagte Gyllenborg: „das habe ich freilich nicht gewußt, edler Herr Nordmann. Wie hätte es sonst mir einfallen können, einen andern Gedanken zu haben, als den an das Vaterland?“

„So ist's recht, Gyllenborg,“ antwortete der Greis. „Späterhin wird sich ja das Weitere finden.“

„Und daß ich wieder zurückkomme auf den Musikanten,“ hob Gyllenborg an und suchte seinen Worten Gewicht zu geben, „so ganz recht scheint er es doch nicht mit Euch zu meinen.“

„Wie so?“ fragte Jener.

„Wenigstens mit dem Lande,“ versetzte Gyllenborg, „denn einige Worte und bedenkliche Waffen,“ — „Waffen? — verbirgt er, bedenkliche Waffen?“ entgegnete Peter Nordmann.

„Ein tüchtige Stoßwaffe,“ erwiderte Jener, „eine Waffe, die ein edler Norwege sonst nicht führt, einen Dolch. Ich glaube doch, Ihr solltet den Musikanten unter Aufsicht stellen, ihn wenigstens nicht mehr in Euer Haus lassen.“

„Warum das?“ hob Peter Nordmann an, „den Grund dazu finde ich noch immer nicht.“

„Nun, ich will nicht sagen, lenkte Gyllenborg geschickt ein, daß er gerade Euer Leben bedrohen könnte, aber im Ganzen dürfte sein abenteuerliches Thun und Wesen doch auf die edle Irma keinen günstigen Einfluß üben. Ist doch die Gemüthsstimmung Eurer edlen Enkelin ohnedieß mehr ernst stets als heiter. Das öftere Erscheinen des Musikanten muß nothwendig diese Stimmung bei ihr vermehren. — Freilich,“ setzte er hinzu, „ich will wohl glauben, daß die edle Irma gerade Gefallen an dem Wesen des Musikanten findet, aber doch wird durch das Beisammenseyn mit ihm das Uebel nur vermehrt.“

„Das läßt sich hören,“ entgegnete Peter Nordmann, „da hebt Ihr vielleicht nicht ganz Unrecht.“

„Und sein Benehmen gegen mich,“ fuhr Gyllenborg muthiger nun fort, „schon das verdient“ —

„Das ist eine Sache für sich,“ unterbrach ihn der Greis, „aber gefährlich wird sie Euch nicht werden. Ihr könnt völlig ruhig seyn, selbst wenn Ihr einen Dolch bei ihm sahet. Ich kenne den Alten, er denkt brav und gut und hat mich und das Reich lieb. Und,“ setzte er lächelnd hinzu, „Ihr werdet Euch doch nicht etwa fürchten.“

„Ich mich fürchten?“ sagte Gyllenborg, „fürchten vor ihm? das wäre doch sonderbar.“

„Und eben so sonderbar, ja noch sonderbarer würde es seyn,“ sprach Jener, „wenn Ihr auf den Alten einen Haß werfen, wenn Ihr ihn vielleicht beleidigen, oder ihm schaden wolltet, wenn er Euch nicht geradezu gewogen ist. Greise sind grämlich. Geht dem alten Jakob aus dem Wege. Auch in seiner Grämlichkeit gegen Euch liegt etwas Edles, ich weiß es. — Könnt Ihr ihn also nicht mit Euch aussöhnen, nun, so laßt ihn fein hingehen, kümmert Euch nicht um ihn. Der Alte ist mir übrigens lieb. Ich halte auf ihn. Ich werde ihm stets Recht widerfahren lassen.“

Gyllenborg schwieg. Peter Nordmann hatte das Letztere mit ziemlicher Bedeutung gesprochen. Er fuhr nun noch fort: „was Ihr übrigens vorhin erwähntet, das werde ich späterhin vielleicht anwenden. Jetzt freilich läßt sich's auch nicht thun, doch will ich sehen. Denn daß Irma durch den alten Jakob nicht heiterer, sondern nur ernster gestimmt werden dürfte, leuchtet mir ein.“

Er gab hierauf dem schweigenden und durchaus nicht befriedigten Gyllenborg noch einige Aufträge und schickte ihn theils zu einigen Hauptleuten, theils hinaus an die Wälle. — Peter Nordmann selbst wollte nach seinem Hause. Unterwegs aber traf er noch diesen und Jenen, mit dem er zu sprechen hatte. So verging noch einige Zeit. Ehe er späterhin an sein Haus gelangte, schritt der alte Musikant aus einem Gäßchen.

„Woher? und wohin?“ fragte Nordmann ihn entgegen.

„Ist Irma wieder wohl? Geht's besser mit dem lieben Kinde?“ erkundigte sich der Musikant.

„Kommt heute noch nicht, alter, lieber Jakob,“ gab Peter Nordmann zur Antwort, während Jener den Hut vor ihm schwenkte. „Noch geht's nicht besser!“

„Möge es bald, recht bald doch besser gehen,“ wünschte Jener und wollte weiter.

Peter Nordmann aber winkte. Und als der Musikant zu ihm hintrat, sagte er vertraulich: „alter, lieber Jakob, Ihr habt doch einen Dolch.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus Aachen, 26. Oktober, berichtet das dortige „Echo“ folgenden Rechtsfall: In der gestrigen Sitzung der korrektionellen Appellationskammer des königlichen Landgerichts wurde eine Untersuchung verhandelt, deren Gegenstand das spurlose Verschwinden einer Leiche aus einem Grabe betraf. Als Beschuldigte der Zerstörung eines Grabes im Sinne des §. 137 des Strafgesetzbuches stand ein Tag-

löhner vor Gericht, der unter Abänderung des ersten Urtheils, wogegen von Seiten des öffentlichen Ministeriums Berufung eingelegt worden, zur Gefängnißstrafe von einem Monat und in die Prozeßkosten verurtheilt wurde. Das Faktum war folgendes: Im Sommer 1855 starb in dem bei Jülich gelegenen Selgersdorf der katholische Pfarrer, welcher, obgleich er nur kurze Zeit der Gemeinde vorgestanden, sich die Liebe seiner Eingepfarrten in hohem Grade erworben hatte. Die Leiche ward auf dem an der Kirche liegenden Kirchhofe beerdigt. Nicht lange hatte sie dort geruht, als die in Düsseldorf wohnenden Geschwister des Verstorbenen den Wunsch aussprachen, die Leiche in ein auf dem Kirchhofe zu Düsseldorf bestehendes Familiengrab beisetzen zu dürfen. Mit einem Leichenpasse versehen, stellte sich im Herbste vorigen Jahres ein Bevollmächtigter der Familie in dem Dorfe ein, um die Leiche abzuholen. Da indessen die nöthige Autorisation Seitens der vorgesetzten geistlichen Behörde fehlte, so wurde die Verabfolgung einstweilen verweigert. Kaum war aber im Dorfe dieses Vorhaben der Verwandten ruchbar geworden, als man auch schon allgemein sich gegen das Wegholen der Leiche aussprach, indem man es als eine Beschimpfung der ganzen Pfarrei betrachtete, wenn die Leiche des geliebten Pfarrers ihrer dortigen Ruhestätte entzogen und von denen, für und unter welchen er gewirkt, weit weggebracht werde; es wurde sogar der Wunsch geäußert, daß die Leiche nicht mehr möge gefunden werden. Auf Verwendung der Verwandten des Verstorbenen wurde Seitens des erzbischöflichen General-Vikariats in Köln die Autorisation zur Beisetzung der Leiche in Düsseldorf ertheilt, und fand sich im Januar dieses Jahres der Bevollmächtigte wiederholt ein, um die Leiche erheben zu lassen. Wie staunte man aber, als bei Eröffnung des allen Einwohnern wohlbekannten Grabes dasselbe leer und die Leiche verschwunden war, welche trotz den seitdem angestellten sorgfältigen Nachgrabungen und Untersuchungen des Kirchhofes und der in dessen Nähe gelegenen Baumgärten ꝛc. bis jetzt nicht mehr hat aufgefunden werden können! Eine sofort angestellte Untersuchung blieb lange Zeit resultatlos, da sämmtliche Einwohner der betreffenden Pfarrgemeinde mehr oder weniger dabei betheiligt schienen, und auch bei der neuesten Verhandlung sprachen viele der vernommenen Zeugen sich nicht unbefangen aus. Von dem ersten Richter war, obgleich gegen den nun Verurtheilten der Beweis der Eröffnung des Grabes als erwiesen angenommen, ein freisprechendes Urtheil erlassen worden, weil er in der fraglichen Handlung nicht den Thatbestand des §. 137 des Strafgesetzbuches zu erblicken und eine muthwillige, unbefugte Zerstörung in der gewissen Absicht aus Pietät geschehenen Eröffnung des qu. Grabes nicht gefunden hatte. Die Appellations-Kammer trat aber dieser Ansicht nicht bei.

Etwa 40 Meilen von New-York hat sich eine neue religiöse Sekte gebildet, welche sich zu einem immerwährenden Cölibat verurtheilt, um nicht zur Ausbreitung des menschlichen Geschlechts beizutragen, da nach ihrer Ansicht nicht nur der böse geborne Mensch sittlich unvervollkommbar ist, sondern auch auf der Erde mit so vielen Leiden und Schwierigkeiten zu kämpfen hat, daß das Leben keine Freude, sondern eine Prin ist. Die Anhänger dieser Sekte sind sehr gastfrei. Die Fremden, welche in ihre Gegend kommen, werden gastlich von ihnen aufgenommen und unentgeltlich, auf Kosten der Gemeinde, unterhalten. Aber geräth Jemand in unmittelbare Lebensgefahr, so rührt sich keine Hand, ihn zu retten, weil die neue Sekte den Tod für ein Glück, das Leben für ein Unglück ansieht. Sie hat eine herrliche Ansiedelung auf einer Erhöhung, von wo aus man ein entzückendes Panorama überblickt. Auf der einen Seite liegt das Gebäude, wo die Männer wohnen, auf der andern Seite erhebt sich das, welches den Frauen zum Obdach dient. Männer und Frauen begegnen sich nur in der Kirche beim Gebet. Wer sich einer Uebertretung des Cölibats schuldig macht, wird von der Gemeinde ausgestoßen, da aber die Lehre der neuen Sekte Nachsicht gegen die menschlichen Schwächen lehrt, so wird dem Schuldigen die Rückkehr in die Welt durch das Geschenk einer Geldsumme erleichtert, und es sollen sich Personen blos deßhalb haben aufnehmen lassen, um die Gesetze zu verletzen und so jener Summe theilhaftig zu werden.

In einem am 6. Oktober in Newhaven (Nordamerika) abgehaltenen Wettkampfe von 40 Feuerlösch-Kompagnieen aus allen Städten der Union wird folgendes Resultat gemeldet: 13 Kompagnieen lieferten mit ihren Spritzen Wasser auf eine Schlauchlänge von 450 Fuß englisch = 437 Fuß rheinisch. Den ersten Preis von 500 Dollars gewann die Pippowan Kompagnie von Stamford, Connecticut, deren Wasserstrahl die Höhe von 153 Fuß englisch oder 148½ rheinisch erreichte, den zweiten die Dampfer Kompagnie von Hartford mit 152 Fuß und den dritten die Phönix Kompagnie Nr. 12 von Brooklyn mit 149 Fuß. Die Maschinen sind in New-York und Boston gebaut.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 271 Mittwoch, 12. November 1856.

Der Wende.

(Fortsetzung.)

Ein verächtlicher Laut rang sich von der Lippe des Grafen — alles äußere Ebenmaaß des Weltmannes schien in den Leidenschaften untergegangen, welche jetzt seine Brust durchstürmten. „Ich sehe, wie hier Alles steht," sagte er mit bebender Stimme. „Sie sind hier, ein Achill am Spinnrocken in sichernder Frauenmaske aufgenommen worden, Ihr Glück an bolder Stelle —" eine spöttische Verbeugung gegen Antonien gab der Stachelrede Erklärung — „macht Sie jetzt kühn, hervorzutreten, aber hüten Sie Sich, mein prätendirter Cousin und neugebackener Gentilhomme von Kaisers Gnaden, mein altes Geschlecht, das Sie niemals anerkennen wird, läßt nicht mit sich scherzen! — Frau von Kalm, ich theile Ihr gerichtet Stauuen und überlasse Ihnen, was Sie zu thun gedenken." Er verneigte sich und verließ das Zimmer, ohne zu erwarten, bis seine Karrosse vorgefahren war, auf welche er draußen im Portal noch eine Weile harren mußte. Dann fuhr er wieder mit allem Pomp vom Hofe, wie er gekommen war, aber welcher Kontrast in seinem Innern. Von tausend leidenschaftlichen Gedanken und Entwürfen gequält, lag er in die Kissen seines Wagens zurückgelehnt, hatte die Augen geschlossen und malte sich dennoch ein marterndes Bild lebendig aus, das der Wahrheit sehr nahe kam: das Bild, wie das liebende Paar nach seiner Abreise die schwache Tante bald für sich gewinnen und dann im vollen Taumelkelche des Glückes schwelgen werde, während er, abgewiesen, um eines gemeinen Bastards willen, dem Gelächter der Welt verfallen sey.

Noch immer, obschon bereits über eine Stunde Weges von Kaltenborn entfernt, beschäftigte er sich mit diesem Gedanken, der eine Höllenqual in sich trug, als er plötzlich — es war mitten im Walde, wo der Weg sich längs eines wüsten, mit dichtem Erlengestrüpp bewachsenen Sumpfmoors hinzog — durch einen Schuß, das laute Klirren seines zerschmetterten Wagenfensters und eine dicht an seiner Stirn vorüber pfeifende Kugel geweckt wurde, welche in das Seitenpolster schlug. Kutscher, Vorreiter und Läufer schrien laut auf, der Wagen stand. Graf Hernowitz war aufgefahren, und that einen wilden Blick in die Gegend, wo der Schuß gefallen war. Seine Leute sahen ihn unversehrt.

„Dorther kam's," rief der Vorreiter, mit der Gerte nach dem Bruchlande zeigend.

„Es wird der alte Mudra gewesen seyn, der schießt rücksichtslos, wo er eine Feder sieht," murrte der Kutscher. „Konnte hier einen Menschen todtschießen! —" Der Graf war zu stolz, sich in irgend eine Erörterung einzulassen, sondern befahl fortzufahren. Als er auf seinem Schlosse angekommen war, ließ er sogleich den gewesenen Kammerdiener seines Oheims rufen.

„Tortini! Jetzt ist es an Ihnen, zu handeln." Tortini verneigte sich mit einem dämonischen Lächeln.

Eilftes Kapitel.

Der alte Mudra war wirklich in der Nähe gewesen, aber er hatte den Schuß nicht gethan, sondern nur gehört. Was? Auf seinem Revier, im Erlenbruch, ihm geradezu vor der Nase. Solche Raubschützenfrechheit war ihm noch nicht vorgekommen. Er eilte, so rasch er konnte — denn er war zu Fuß — hinzu; als er aber den Waldweg kreuzte, wo noch die Glassplitter des zerschmetterten Fensters lagen, traf er ein Weib, das im Walde Heidelbeeren gesammelt hatte und ihm athemlos, noch ganz zitternd, erzählte: daß so eben auf den Herrn Grafen von Hernowitz geschossen worden und er wahrscheinlich nicht mit dem Leben davon gekommen sey. Mudra war betroffen, ein Gedanke flog ihm auf, aber er schüttelte den Kopf. „Das ist ja gar nicht möglich," brummte er. Er hieß die Frau barsch ihres Weges gehen und über die Sache nicht weiter reden, sonst könne sie mit vor Gericht kommen. Dann ging er dennoch auf dem Schlüpfpfade, der vielgekrümmt, oft ganz verloren, nur Kundigen erkenndar, in das Moorland führte, und horchte und spähte, mit der Geduld eines ächten

Digitized by Google

Waidmannes nach allen Richtungen. Aber Alles war still, nur zuweilen klang der Schrei eines Sumpfvogels durch die grüne Wildniß, welche den tückischen Moorboden überwuchert hatte.

Endlich rief der Förster geradezu seinen überall bekannten Jagdruf in das Dickicht hinein, wo er ein weittragendes Echo wußte, und hieß einen Namen folgen, der ihm nicht mehr aus dem Gedanken kam. Es blieb aber umsonst und er kehrte verdrießlich heim.

„Frau," sagte er, „das wird noch eine böse Geschichte, denke an mich. Das dumme Weib hat sich vom Satan blenden lassen und sitzt in Sünden und Schanden, wenn nur der Bogan wieder käme, ein desperater Kerl, wie ein Eber, der gestellt ist. Ich kann mir nicht helfen, morgen laß ich den Erlenbruch abtreiben, ich will wenigstens mein Gewissen beruhigen, denn auf meinem Revier ist es heute geschehen und am Ende geben sie es mir noch Schuld, wenn nicht aus Absicht, doch aus Unvorsichtigkeit."

Er mochte sich wohl fühlen, daß er zuweilen etwas allzuhitzig schoß.

Aus dem Abtreiben des Bruches wurde vor der Hand noch nichts; denn als der Förster Anstalt dazu treffen wollte, wurde er auf das Schloß beschieden, wo sein Herr angekommen war. Er fand den Freiherrn in einer Stimmung, welche er gar nicht an ihm gewohnt war, der Ausdruck einer inneren Unzufriedenheit lag in seinem Gesichte; das keine Regung der Seele verbarg oder überhaupt nur verbergen mochte, auch sprach sich diese Unzufriedenheit schon in dem Tone der ersten gleichgültigen Fragen aus, die er an seinen Förster richtete. Mudra hätte ihm gar zu gern die Gegenfrage gethan, was ihm fehle, denn es that ihm so leid, seinen lieben jungen Herrn, der sonst die Lebensfrische, so man konnte sagen, der Uebermuth selbst war, auf so traurige Weise verstimmt zu sehen. Endlich, nachdem der Freiherr zerstreut, wie er war, auf die letzte Antwort Mudra's kaum gehört hatte, fragte er geradezu, ob nicht in der Gegend etwas von einem gewissen Bogan verlaute, der aus einem wendischen Dorfe des benachbarten Standesherrschaft gebürtig, bei den Leibdragonern als Rekrut eingestellt, und von dort kürzlich desertirt sey, man vermuthe wohl mit Recht, nach seiner Heimath.

Mudra horchte auf; so wußte er ja auf einmal, was mit Bogan geschehen war, und ihm blieb kein Zweifel, daß er wirklich hier bei sich in einem Schlupfwinkel verborgen halte und jedenfalls gestern auf den Verderber seiner Frau geschossen habe. Er sagte seinem Herrn ausführlich, was es mit diesem Bogan, seiner Begegnung mit den gefangen abgeführten Reichsgrafen, im Walde, sein Auftrag, welchen dieser ihm gegeben, und endlich mit seinem letzten Verschwinden aus der Gegend für eine Verwandtniß habe, und erbot sich, noch heute den Erlenbruch, wo er gewiß stecke, nach ihm abtreiben zu lassen.

„Menschenjagd, Mudra?" fragte der Baron, die Augenbrauen zusammen ziehend.

„Mörderjagd, gnädiger Herr," entgegnete der Förster und berichtete den gestrigen Vorfall, von welchem jedoch Kaltenborn schon Kenntniß hatte. Er verbot ihm gleichwohl weitere Schritte zur Ermittelung des Versteckten zu thun, den er in gewisser Art als betheiligt an dem Unternehmen, das eine leider nicht geahnte Wendung genommen, betrachtete.

Nachdem Mudra sich entfernt hatte, begab sich Kaltenborn in den Kreis der Seinigen, denen er noch den ausführlichen Bericht schuldig war, welchen er ihnen, wie sich nun Alles gestaltet hatte, rücksichtslos zu geben, entschlossen war. Offenes Visir, die Hand am Schwert, weiter war vor der Hand nichts zu thun.

Er fand die Tante, wie Graf Hugo ganz richtig vorausgesehen hatte, schon halb versöhnt mit dem Gedanken, daß sie einen Wolf im Schafskleide beherbergt, daß dieser Wolf ihr zartes Lamm gestopft und aller Wahrscheinlichkeit nach auf immer an sich gefesselt habe. Der wilde liebe Mensch hatte sie gar zu stürmisch um ihre Verzeihung, um ihren Segen gebeten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verhaftung Carpentier's.

Ueber die Verhaftung Carpentier's, des Haupturhebers des Nordbahn-Diebstahls, wird der „Gazette des Tribunaux" aus New-York, 21. Oktober, Nachstehendes geschrieben: „In New-York angekommen, wohnte Carpentier nur einige Tage im Hotel St. Nikolas, dann der Reihe nach in mehreren kleineren Hotels und vermied jede Beziehung mit den Brüdern Grellet und Parod. Erwähnen wollen wir hier, daß seine Geliebte, Georgette, ihn nicht begleitete, wie man dieß behauptet hat. Die Verhaftung seiner Mitschuldigen und die Ankunft derjenigen ihm ausgesendeten Agenten, las er in den Journalen; aber er hatte sich bereits eine gut bezahlte, wachsame Gegenpolizei zu schaffen gewußt, die alle Bemühungen der ihn verfolgenden Agenten und Behörden zu vereiteln wußte. Seit zwei Wochen wohnte er von seinen Spionen Tag und Nacht bewacht, in einem Hause der oberen Stadt; die Polizei ihrerseits glaubte sicher zu seyn, daß er sich in diesem Hause aufhalte. Sie ließ deßhalb alle Eingänge besetzen und schritt zu einer strengen Haussuchung. Alle Zimmer wurden von den Agenten durchsucht, kein Möbel, keine Holzvers

Digitized by Google

kleidung undurchstöbert gelassen und endlich gelangten sie zur Bodenkammer. Dort lag auf einem schlechten Bette ausgestreckt eine Frau, die schmerzenden Füße in Bandagen eingewickelt. Die Agenten nähern sich dem Lager, um die Decke in die Höhe zu heben; aber gerade in diesem Augenblicke wurde die arme Frau von solchen Schmerzen befallen, die ihr solche Schreie entlockten, daß die von Mitleid ergriffenen Beamten ihre zu kühnen Hände zurückzogen und die Treppen mit der Ueberzeugung hinabstiegen, daß sie durch falsche Aufschlüsse dennoch irre geleitet worden seyen. Zwei Stunden später erfuhren sie, daß Carpentier zwischen den Matrazen versteckt war. Nun war es in dem Hause nicht mehr geheuer, aber die Flucht eben so schwierig, da sechs Polizisten das Haus bewachten. Acht Freunde Carpentier's übernahmen es, mit erschrockener Miene eiligst ein- und auszugehen und so die Aufmerksamkeit der Wächter, die ihnen folgten, zu beanspruchen. Während dieser Zeit sprang Carpentier aus einem 14 Fuß hohen Fenster in den Hof eines Nachbarhauses und gelangte, unter der Mithülfe von vier seiner Spionen, welche ihm die einzuschlagende Richtung, um nicht den Agenten in die Hände zu fallen, angaben, in einen andern Schlupfwinkel. Am nächsten Tage fuhr er durch New-York, ging am folgenden Morgen nach Yorkville, den Tag darauf nach Holsken und nahm endlich die Erie-Eisenbahn nach Philadelphia. Zu Newburg verließ er jedoch den Train, ging tiefer in das Land hinein und bot einem Pächter seine Dienste an. Er hatte seinen Schnurbart abgeschnitten und war grob gekleidet; er wußte dem Pächter Vertrauen einzuflößen und trat gegen Nahrung, Wohnung und geringen Lohn in seine Dienste. Aber auch die Polizei war nicht unthätig geblieben, und durch einige unvorsichtige Worte, die einem der Vertrauten Carpentier's im Rausche entfuhren, gelangte sie dem Flüchtling bald auf die Spur. Zwei Agenten verkleiden sich und kamen auf dem Pachthof an; aber ein sehr übellauniger Bullenbeißer bewacht denselben und droht, ohne alle Achtung vor den Gesetzen, ihre Repräsentanten zu zerreißen. Diese gehen also nach Newburg zurück, holen dort eine vergiftete Wurst, Chloroform oder etwas dergleichen, beseitigen so den Cerberus und dringen spät Abends in die Wohnung ein. Carpentier schlief ganz angekleidet auf seinem Bette. Man weckt ihn, er verliert aber die Fassung nicht und behauptet, er sey nicht Jener, den man sucht. Die Agenten jedoch waren nicht nur seinem Signalement, sondern auch mit seinem photographirten Porträt versehen, das der letzte Dampfer aus Paris gebracht hatte; sie legten deßhalb kein Gewicht auf sein Leugnen und führten ihn gefangen nach New-York. Dort angekommen, wurde Carpentier am Samstag, 18. Oktober, Morgens in das Gefängniß gebracht, wo sich Grellet und Parod befanden und zwei Tage lang in Einzelhaft. Erst seit gestern konnte er mit ihnen, seinem Advokaten und einigen Besuchern sprechen. Am Tage seiner Festnehmung machten andere Polizeiagenten eine weitere Entdeckung. Durch ein anoymes Schreiben hatte Herr Thissendié, Inspektor der Nordbahngesellschaft, Kunde erhalten, daß in einem Hause der 16. Straße, Nr. 197, Carpentier im Keller unter einem Kohlenhaufen eine blecherne Büchse mit wichtigen Aufschlüssen vergraben habe. Agenten begaben sich demzufolge an den bezeichneten Ort, wo sie sogleich die fragliche Büchse fanden. Den Inhalt derselben gab der Repräsentant Rothschilds, Herr Belmont, nicht an. Man weiß nur, daß sie zwei Uhren, einige Goldstücke und Banknoten enthielt. Carpentier gibt die Zahl dieser Noten auf Hundert an, er versichert, daß sich keine Aktien in der Büchse befinden und die übrigen Papiere nur für ihn Wichtigkeit haben. Den Besitz der Summe von 100,000 Franks erklärt Carpentier durch den Verkauf einer Renten-Inskription von 6000 Fr. Den Diebstahl erzählt er in der bekannten Weise und fügt nur bei, daß, obwohl drei Schlüssel zum Gewölbe vorhanden waren, nämlich einer für Guérin, einer für den Administrator und einer für den Kassier, er beide letztere immer zur Verfügung in der Kasse hatte. Noch fügt Carpentier bei, daß er weder in seinen Büchern, noch in den Zinskoupons irgend eine Fälschung begangen habe, die ihm zur Last fallende That demnach ein einfacher Diebstahl sey, der die Auslieferung nicht nach sich ziehen könne. Er zweifelt deßhalb gar nicht an seiner baldigen Freilassung, ist ruhig und guten Muths und kann sich nur nicht erklären, wie man seinen Aufenthalt ausfindig machte, da er an eine Angeberei nicht glauben will. Aber in dieser Beziehung könnte sich Carpentier dennoch irren, denn die Prämie von 1000 Dollars, die das Haus Belmont auf die Verhaftung Carpentier's gesetzt hatte, wurde auf's Gewissenhafteste ausbezahlt."

Mannigfaltigkeiten.

In Metz hat kürzlich ein Duell mit Genehmigung der Behörden stattgefunden. Die ganze Angelegenheit macht in den militärischen Kreisen Frankreichs viel von sich reden. Die Einzelnheiten des Vorfalles, die Anfangs im Halbdunkel schwebten, sind jetzt bekannt geworden. In der Applikationsschule zu Metz befindet sich ein junger Offizier, der Sohn eines ausgezeichneten Ingenieurs. Begabt an Geist und Körper und ein wenig zur Sartyre

geneigt, hatte der junge B. unter seinen Kollegen vielfachen Widerwillen und vielleicht auch ein wenig Eifersucht erregt. Ein Zwischenfall beförderte den Ausbruch der verhaltenen Leidenschaften. Der junge Offizier läßt sich Zivilkleider anfertigen; zum vollendeten fashionablen Erscheinen fehlt ihm ein Hemd; er begibt sich in das Zimmer eines Kollegen und hält sich durch die lange Kameradschaft mit demselben für ermächtigt, in dessen Abwesenheit ohne weitere Umstände ein dort vorgefundenes Hemd zu nehmen. Diesem Schritte wird von den übrigen Kameraden die gehässigste Deutung gegeben; B. ist von diesem Tage an in Verruf, und jeder Verkehr mit ihm ist untersagt. Es kam an B. die Reihe des Schul-Kommando's. Seine Kameraden weigerten sich unter sein Kommando zu treten; seine Epauletten werden ihm abgerissen, sein Degen zerbrochen. B. verlangt Genugthuung von einem Zöglinge; dieser gesteht sie ihm zu, wenn sich in der Schule zwei Zeugen finden. Dieselben finden sich, aber auf das Drängen der übrigen Kollegen treten sie wieder zurück. B. verlangt nun eine Untersuchungskommission. Dieselbe wird ihm bewilligt und erklärt nach sorgfältiger Prüfung der Thatsachen einstimmig, daß B. in keiner Weise unehrenhaft gehandelt habe, und daß die böswillige Haltung seiner Kameraden lauten Tadel verdiene. Mittlerweile hatte sich ein jüngerer Bruder B's., Schüler eines Pariser Kollege, nach Metz begeben, einen Kameraden seines Bruders gefordert und verwundet. Der Dichter Ponsard war einer der Zeugen bei diesem Duell. Auf dasselbe folgte ein zweites. B. suchte bei den Militärbehörden ausdrücklich um die Bewilligung an, sich mit dem schon früher von ihm geforderten Kollegen Namens Thuillier schlagen zu dürfen. Er erhielt diese Bewilligung und das Duell fand statt. Man schlug sich auf Degen und mit großer Erbitterung. B. wurde beim ersten Gange verwundet, beim zweiten Gange fielen sich die beiden Gegner in die Degen, nur daß der Degen Thuillier's in die Achsel seines Gegners glitt, während ihm selbst B's. Degen durch die Brust drang. Er blieb auf der Stelle todt. Die Zeugen B's. bei diesem Zweikampfe waren zwei Männer von großem Rufe, der Dichter Emil Augier und der Maler Meissonnier.

Der Pariser **Moniteur** veröffentlichte dieser Tage einen statistischen Bericht des Kriegsministers über die Orientarmee. Derselbe besteht aus drei Theilen, von denen der erste vom Personalbestand der Armee handelt. Derselbe gibt die Zahl der nach dem Orient eingeschifften Truppen, die Zahl der nach Frankreich oder Algier Zurückgekehrten, die Vorsichtmaßregeln beim Abgange und der Rückkehr der Soldaten ꝛc. an. Aus den beigefügten Tabellen geht hervor, daß in Frankreich 257,324 Mann und 35,777 Pferde, in Algier 47,983 Mann und 5967 Pferde eingeschifft worden. Mit den wenigen in Italien und Korfika eingeschifften Truppen sind im Ganzen 309,268 Mann und 41,974 Pferde nach dem Orient abgegangen. Von den ersteren waren bis zum 30. März 1856 62,492 gestorben. Rechnet man hierzu noch die, welche dem Typhus und der Cholera während der Periode vom 30. März bis zu Ende der Räumung unterlegen sind, und deren Zahl sich auf 4564 beläuft, ferner die Verschollenen mit 1781 und die bei dem Schiffbruche der Semillante Umgekommenen 392, so findet man, daß der Totalverlust der Armee 69,229 Mann beträgt. Der zweite Theil des Berichtes, unter dem Titel „Material," handelt von Allem, was auf die Artillerie, das Genie, die Verwaltung, die Verproviantirung, die Belagerung, die Verbindungsmittel ꝛc. der Armee Bezug hat. Der Belagerungspark der Landarmee zählte 644 Geschütze vom schwersten Kaliber. Dazu kommen noch 140 türkische Kanonen, 246 Feldgeschütze und der Feldpark mit 41 Feuerschlünden, so daß die Gesammtzahl aller im Kriege verwandten Kanonen sich auf 1676 beläuft. Ferner hat die Orientarmee verfügt über 2083 Lafetten, 2740 Wagen, 2,128,000 Wurfgeschosse und 4,000,000 Kilogr. Pulver. Der dritte Theil des Berichtes beschäftigt sich mit dem Transport. Die kaiserliche Marine verwandte auf den Transport 11 gemischte oder Dampflinienschiffe, 21 Segellinienschiffe, 19 Segelfregatten, 24 gemischte oder Segeltransportschiffe, 19 Segelfregatten, 21 Korvetten und 17 Aviso's im Ganzen 132 Fahrzeuge, welche 905 Reisen machten und 273,780 Mann, 4266 Pferde und 116,661 Tonnen Material transportirt haben. Die englische Regierung hat der französischen 8 Schiffe von der Marine und 42 Handelsschiffe zur Verfügung gestellt, welche 38,353 Mann, 1972 Pferde und 6624 Tonnen Material expedirt haben. Endlich hat die Kriegsverwaltung 66 Dampfer und 1198 Segelschiffe gemiethet. Von den nach dem Orient geschickten 309,268 Mann, 41,974 Pferden und 597,686 Tonnen Material sind zurückgekommen 227,135 Mann, 9000 Pferde und 126,850 Tonnen Material. Die meisten Pferde sind in der Türkei geblieben.

Auflösung der Charade in No. 265:

Rastrelli.

Redakteur: Gustav Metzler.
Druck u. Verlag der Scheitlin-Zollikofer'schen Buchdruckerei in Alchaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 272 Donnerstag, 13. November 1856.

Der Wende.

(Fortsetzung.)

Und Wolfgang, an dem sie einen starken Rückhalt zu haben vermeinte, war bei seiner Heimkehr, als er die Verwandlung erfahren hatte, gar nicht dagegen gewesen, freilich, denn er mußte sich doch vorher gesagt haben, in welche Gefahr er sein Schwesterlein bringe, wenn er ihr einen jungen Mann — und einen Hernowitz — in Mädchenkleidern zur Gesellschafterin gebe. Es war am Ende seine Absicht gewesen, auf diese phantastische Weise eine Verbindung zu Stande zu bringen: ihm sah das ganz ähnlich. Nur der trotz der kaiserlichen Urkunde nicht abzuläugnende Makel der Geburt, der Gedanke, wer seine Mutter gewesen, die Sippschaft — l'honneur! Der alte Mudra gehörte am Ende auch dazu! Und im Hintergrunde die Furcht vor dem Konvente zum Spinnrocken! „Ich werde ihnen zuvorkommen — ich scheide aus," sagte Tante Kalm trotzig für sich.

Wolfgang reichte dem jungen Paare, das er gestern nur kurze Zeit gesehen hatte, die Hand. „Es war mir nicht lieb, jedenfalls unvorsichtig von Dir, Ferdinand," sagte er, „daß Du hervorgetreten bist, ehe ich es für rathsam hielt. Du hättest ihn daran hindern sollen, Antonie?"

„Wüßte Toinon — ?" rief die Tante, von dieser Hinterlist ihrer Nichte entrüstet.

„Konnten Sie mir zutrauen, daß ich sie im Unklaren lassen würde?" entgegnete Wolfgang und die Tante nahm beschämt eine Prise. „Was geschehen ist, läßt sich nicht mehr ändern. Es kommt jetzt darauf an, den Stand der Dinge klar in das Auge zu fassen und im Vertrauen auf gutes Recht und Gottes Schutz den heimlichen Angriffen der Feinde, denn die öffentlichen fürchte ich nicht mehr, Vorsicht und Kraft entgegen zu setzen. — Ich hatte mir freilich einen besseren Ausgang gedacht, eine volle Genugthuung Angesichts der Welt, das Uebermaß der Schmach für die Widersacher. Das ist jetzt ganz unmöglich — es hat nicht seyn sollen, bleibt doch so Vieles auf Erden ungelöst, ungesühnt, die sicherste Bürgschaft für eine Vergeltung im ewigen Lichte. Hört denn, wie Alles steht, zu ändern ist daran nichts mehr. Ich hatte mein Vorhaben mit Glück durchgeführt und den Churfürsten bewogen, durch unpartheiische Männer von Ansehen eine Untersuchung anstellen zu lassen, mir war die Erlaubniß geworden, mich ihnen auf der Reise zu Deinem Vater, über dessen Zustand drei der berühmtesten Aerzte ihr Gutachten abgeben sollten, anzuschließen. Mit freudigem Herzen trat ich die kurze Reise an, unterdessen war Deine Legitimations-Urkunde, welche ich Dir gesandt, von Wien endlich ausgefertigt und eingegangen, zugleich aber noch ein Dokument für Dich, von welchem ich gleich sprechen werde. Schon sah ich meine redlichen Bestrebungen in ihrem ganzen Umfange mit Erfolg gekrönt — als der erste Blick auf Deinen unglücklichen Vater mich eines Andern belehrte. Ich kann Dir die herbe Wahrheit nicht ersparen, Ferdinand. Dein Vater ist in der That wahnsinnig, für unheilbar erklärt, vielleicht schon in kurzer Frist dem Tode verfallen —"

Ferdinand hatte seinen Vater wenig gekannt, vielleicht noch weniger geliebt, denn seit er denken gelernt und seine Mutter ihm Vieles erzählt hatte, mochte sein Herz sich wohl kaum dem Vater zugewendet haben, aber die Kunde, welche ihm jetzt zu Theil wurde, erschütterte ihn tief und er senkte traurig sein Haupt.

Wolfgang fuhr fort: „Ich bin noch immer der festen Ueberzeugung — und habe sie ausgesprochen — daß zur Zeit, als seine Familie eine Geisteszerrüttung an ihm finden wollte, sein Geist völlig gesund, im ungestörten Besitz seiner Kräfte gewesen ist, daß nur sein Schicksal, die Seelenqual, die Einsperrung mit Irrsinnigen ihn zum Wahnsinn getrieben hat, aber wer kann das beweisen? Die Thatsache, daß er jetzt in Wahrheit wahnsinnig bis zur Raserei ist, steht fest, wir haben einen Ausbruch der letztern bei unserer Anwesenheit mit Schaudern selbst erlebt, von den Aerzten, deren Charakter über allen Zweifel erhaben steht, ist sein Zustand übereinstimmend für hoffnungslos erklärt worden, sie geben die Möglichkeit zu, daß dieser Zustand eine

Digitized by Google

Folge der erlittenen Behandlung seyn könne, aber eben so übereinstimmend glauben sie auch, daß die Keime dazu bereits früher in seinem Geiste gelegen haben mögen.

Ich kehrte in tiefster Verstimmung zurück; viel bin ich mit mir zu Rath gegangen, was hier weiter zu thun sey, aber immer wieder kam ich zu dem Resultate: aufgeben, was nicht zu erringen ist, und festhalten das Gegebene. In diesem Sinne machte ich dem Churfürsten, der mich sehr gnädig empfing, meinen Bericht, gab offen die Wahrheit, wie ich sie gefunden, zu, und legte in seine Hand, ob er mein Bestreben, das aus reiner, uneigennütziger Ueberzeugung hervorgegangen sey, strafbar finden wolle, oder nicht.

Er für seine Person ehrte diese Ueberzeugung, aber er kann es der Familie Hernowitz nicht wehren, eine Klage auf Diffamation gegen mich anzustellen, oder auch, Mann für Mann, zum Zweikampf zu fordern. Das will ich getrost erwarten.

Nun zu Deiner Zukunft, Ferdinand. Dein Vater hatte alle seine Schritte für Dich so geheim gethan, daß kein Mensch sie ahnte, bis es für seine Verwandten zu spät war, sie zu hindern. Er freilich hat den glücklichen Erfolg, sie der Welt offen darzuthun, nicht mehr genossen — aber die innere Befriedigung konnte er mit in seine dunkle Zelle nehmen, daß er seine Wünsche durchgesetzt habe. Du bist für legitim erklärt, kannst den Namen des adeligen Geschlechts führen, das weißt Du schon, und der Churfürst hat auf die Unterhandlung durch den kaiserlichen Gesandten bereits seine Genehmigung und Anerkennung als Landesherr gegeben; dann aber bist Du auch zum Erben seines Allodialbesitzes eingesetzt, dieses Testament zu Wien während einer Anwesenheit Deines Vaters aufgesetzt, von vornehmen Freunden als Zeugen bekräftigt, die volle Dispositionsfähigkeit des Testators amtlich ausgesprochen worden.

Mögen sie dieses Testament anfechten — und sie werden das nicht unterlassen — umzußoßen werden sie es nicht im Stande seyn. So fallen Dir, wenn auch nicht standesherrliche Besitzungen, doch viel schöne Güter in unserer Gegend und in Böhmen zu, und Deine Zukunft wird eine ehrenvolle werden.“ Ferdinand umarmte den treuen Freund mit heißem Danke.

„Nur das Auge müssen wir offen halten, denn wie sie Dir schon einst nachgestellt, werden sie das böse Spiel nicht aufgeben, um so gefährlicher, je versteckter. Ich glaube aber, die Seele all' ihrer schwarzen Anschläge, ich meine den Erfinder und Vollstrecker derselben zu kennen, und das ist schon der erste Schritt, ihn unschädlich zu machen.“

Wenn Kaltenborn darin Recht hatte und sich dieses ersten Schrittes freute, so war unterdessen auch schon der letzte Schritt dazu geschehen und jener Erfinder und Vollstrecker böser Pläne konnte ihm nicht mehr schaden. Als Mudra, vom Herrenhofe entlassen, auf einem Umwege, da er im Walde noch zu thun hatte, nach Hause ritt, stand der Hund, der ihn begleitete, auf einmal, und Mudra bemerkte zu seiner Verwunderung auf dem Rasengrunde des Fußsteiges, den er verfolgte, eine frische Blutspur. Er stieg ab, näher zu untersuchen, ob es Schweiß von einem waidwunden Wilde sey; da sah er auch Fußtritte an einer feuchten Stelle, der Hund benahm sich wunderlich, knurrte und spürte, bis ihm sein Herr den Willen ließ und ihm in das Dickicht folgte.

Wiederum war es nicht weit vom Erlenbruch, aber auf der entgegengesetzten Seite. Dem Alten waren die Stirnadern geschwollen, seine Nasenflügel schnaubten zornig und scharfen Auges verfolgte er die kaum erkenndare Spur, auf welche der Hund gesetzt war. Da öffnete sich ihm ein dichtumhegtes kleines Waldrung, ein leises schmerzliches Wimmern schlug an sein Ohr, der Hund jauchzte heller auf — sieh! dort lag ein Mensch, frische Zweige, wie es die Wenden thun, wo ein Mord geschehen, waren über ihn geworfen. Mudra lief, das Pferd am Zügel, hinzu: ein matter Blick aus dem Auge des Sterbenden traf ihn und entsetzte sich noch im Tode vor ihm.

„Herr Tartini!“ rief der Förster.

„Sie sind gerächt —“ stöhnte der Italiener. „Alle — Alle!“

„Lassen Sie sehen — wo sitzt es? Ich kann vielleicht noch helfen —“

„Nichts, nichts — Alles vorbei! Es war mein letzter Gang — der Letzte von dem verfluchten Geschlecht sollte m e i n werden — sie haben mich betrogen um mein Erdenglück — um Alles — aber ich bin nichts schuldig geblieben — Fluch ihnen!“

„Beten Sie, Herr Tartini — fluchen Sie nicht! Haben Sie mir aber vielleicht etwas zu sagen, das Ihre Seele erleichtert — den Namen Ihres Mörders vielleicht —?“

„Hernowitz!“ stieß der Verwundete mit dem Schrei wilder Pein heraus. Der Förster erschrack. „Nicht heute — d e s Mannes Kugel that mir am wenigsten — aber vor Jahren — da er mir nahm, was mir gehörte vor Gott, mein Weib — das ihm dann den Sohn gebar, der heute m e i n werden sollte — wie s i e mein geworden dennoch —“

„Herr Gott, was meinen Sie?“ rief Mudra, und ein Gedanke, wie ein blendender Blitzstrahl, durchzuckte ihn.

Aber die gewaltsam erzwungene Rede hatte die Kraft des Sterbenden erschöpft, sein Kopf, den er ein wenig erhoben hatte, fiel schwer auf den Boden zurück und ein dumpfes Röcheln verkündete, daß er

Digitized by Google

im Verscheiden war. Mudra faltete unwillkürlich die Hände. Es machte einen grausig verletzenden Kontrast, hinter ihm seinen Hund sitzen zu sehen, der einen Fetzen Zeug gefunden hatte und im Maule hielt, ruhig erwartend, bis sein Herr es bemerken werde.

Mudra sah es endlich und betrachtete es aufmerksam, es war ein zerrissenes rothes Tuch, wie es die Bäuerinnen der Gegend tragen, er steckte es in die Tasche und ritt mit schwerem Herzen nach Kaltenborn zurück, um Anzeige zu machen. Dort ahnten sie nicht, welchen Zweck dieser letzte Gang Tartini's gehabt hatte und was er darunter verstand, sein zu werden.

(Schluß folgt.)

Nordmann.

(Fortsetzung.)

„Hat der junge Rabe schon geschrieen?“ fiel dieser ihm in's Wort und sein Gesicht röthete sich, wie sonst.

„Und was wollt Ihr mit dem Dolche, alter Freund?“ fragte Peter Nordmann weiter.

„Das weiß ich selbst nicht,“ versetzte der Musikant, „niemals werde ich ihn vielleicht brauchen. Sollte ich ihn aber brauchen müssen,“ setzte er eifrig hinzu, „so sey es nur dann, wenn ich Euch und Euere schöne Irma damit schützen kann!“

„Gut und brav seyd Ihr längst,“ erwiderte der alte Kaufherr, „das weiß ich auch schon längst. — Aber Ihr werdet nun auch noch tapfer sogar,“ setzte er freundlich hinzu und gab ihm die Hand.

„Wahrheit, Wahrheit, der Himmel aber wolle, daß das nicht nöthig ist,“ entgegnete der Musikant, und schwenkte den Hut, und ging erst dann in das Gäßchen zurück, als Peter Nordmann verschwunden war.

10.

Mehrere Wochen vergingen, ohne daß etwas Wichtiges sich zutrug. Die Befestigung der Stadt wurde fortgesetzt, die Bürgerschaar in den Waffen geübt und jedes Haus durch Nordmann's Geld und Fürsorge mit Lebensmitteln versorgt. Er selbst war selten daheim bei Irma und sah sie größtentheils nur an den Abenden. Diese Abende aber brachten ihm immer stille, glückliche Feierstunden. Er saß dann mit seiner theuern Enkelin am Tische und betrachtete mit ihr die Zeichnungen von Kopenhagen, die Stellung und das Lager der Schweden und deutete an und erörterte, was ihm wichtig schien.

Mit ganz anderm Auge freilich schaute Irma auf diese Umrisse. Mit ganz andern Gedanken als der Großvater versetzte sie sich hin in das feindliche Lager. Dort, dort mußte er jetzt ja seyn, der Heißgeliebte. Von dorther erwartete sie ja ein schriftliches Zeichen von ihm, das er bald zu geben versprochen hatte. Und ach, noch immer war ihr keins geworden. Noch immer hatte Jakob, ob er gleich fast täglich sie besuchte, keinen Brief empfangen oder gebracht. Von Tag zu Tag war daher ihre Sorge und Angst um den Theuern gewachsen.

Dennoch suchte sie in der Nähe des Großvaters heiter zu erscheinen. Sie wollte vergüten, was sie ihm verschuldete. Sie wollte ihn entschädigen für das Schweigen, das sie gegen ihn beobachtet. Und dieses Schweigen über ihre Liebe mußte sie ja beobachten. Es gab keinen Ausweg. Sie hatte sich davon überzeugt, indem sie öfter einen Versuch unternahm und leise nur berührte, was sich auf ein solches Verhältniß beziehen konnte. Wie Nord und Süd, wie Sonnengluth und Eis — so stand ihre Liebe zu Wodaf und Nordmanns Schwedenhaß im Stillen sich gegenüber. Wie konnte, wie sollte sie wagen, Weiteres zu versuchen? —

Auch der alte Jakob rieth ihr davon ab. Sie hatte es ihm versprechen müssen, zu schweigen, und sie wußte, daß dieser, da er den Großvater kannte, es gewiß gut meinte. Aber dennoch hoffte sie. — Die Zeit des Friedens oder der Sieg der Dänen war es, woran ihre Hoffnung sich knüpfte. Das meinte auch der alte Musikant. Er suchte sie damit zu trösten, wenn er bei ihr war, und rieth zur Geduld, zur Beharrlichkeit und zum tiefsten Schweigen. Die Abneigung gegen Gyllenborg suchte er, ohne daß er gegen Irma sich näher erklärte, in ihrem Herzen zu vermehren. Und wie konnte ihm das schwer werden? — Auch kam Gyllenborg jetzt öfter und öfterer, daher konnte Irma diese Abneigung ihm zu erkennen geben. Dieser aber, ob er gleich fühlte, daß von Irma's Liebe zu ihm nicht die Rede seyn könne, mochte sich's doch nicht völlig eingestehen. Er war zu stolz und sein Plan nach Reichthum zu hochfliegend, als daß er den Gedanken auf Irma's Besitz so leicht hätte aufgeben sollen. Er wollte ihre Liebe erzwingen. Es ließ ihm nirgends mehr Ruhe. Immer und immer kam er wieder und fragte nach Peter Nordmann, ob er gleich wußte, daß dieser nicht daheim war. Immer und immer wiederholte er seine Artigkeiten und machte sich in dem Hause herum zu schaffen. Wurde er von Peter Nordmann einmal angetroffen auf Irma's Zimmer und blickte der Greis darüber finster, so wußte dann Gyllenborg augenblicklich den finstern Blick wieder in einen heitern zu verwandeln. Er erzählte, er fragte, er besorgte, er versuchte da immer etwas Neues, etwas Wichtiges und aus jedem

Digitized by Google

seiner Worte schien die Wahrheit zu sprechen. — Der Greis, der ja im Uebrigen auch nichts gegen Gyllenborgs Liebe zu Irma hatte, und nur Aufschub bis auf andere Zeiten damit wünschte, sah dem Tapfern und Thätigen dann immer wieder nach ob seines verletzten Vertrages mit ihm. — Irma aber wagte es nun nicht, sich bei dem Großvater über Gyllenborgs öfteres Erscheinen zu beklagen. Sie ließ es hingehen, und gab dem Zudringlichen die Zeichen ihrer Gleichgültigkeit. — Hatte er sich aber entfernt und war sie allein, dann brach sie nicht selten in bittere Thränen aus und ein schreckliches Bild der Zukunft stand vor ihrer Seele. — Erschien der alte Musikant, dann wurde es wieder besser mit ihr. Denn dieser gab ihr die Versicherung, daß sie niemals Gyllenborg's Weib werden solle. Und schilderte er es auch nicht gerade als gewiß, daß Wodaf ihr erhalten werden müsse, so machte er doch wenigstens einige Hoffnung dazu und tröstete und wies auf den Himmel.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Jean Timon, ein junger Mann von 21 Jahren, von hohem Wuchs und gewaltiger Stärke war einem seiner Kameraden, Pierre Desvergnes, die Summe von 35 Fr. schuldig. Da er kein Geld hatte, um seine Schuld abzutragen, bot er seinem Gläubiger drei und einen halben Hektoliter Getreide an, welches er seinem Vater entwenden wollte. Desvergnes nahm den Vorschlag an und erbot sich, bei der Entwendung behülflich zu seyn. Am festgesetzten Tage, gegen 6 Uhr Abends, fanden sich Schuldner und Gläubiger in Timon's Wohnung ein. Den Einbruch der Nacht erwartend, gingen Timon und Desvergnes auf der Wiese an den Ufern der Drome spazieren. Der Erstere war mit einer Büchse bewaffnet. Während der Promenade unterhielt man sich äußerst freundschaftlich. Als sie an einen Ort gekommen waren, wo das Ufer des Flusses eine kleine Bucht bildet, sagte Timon zu Desvergnes, dort sey ein Fischkasten, worin sich Aale befänden, und forderte ihn auf, sich zu bücken, um mit leichter Mühe Fische zu fangen, die sie nach der Entwendung des Getreides verzehren wollten. Ohne den geringsten Argwohn gehorchte Desvergnes. Aber kaum hatte er sich gebückt, so traf ihn ein Flintenschuß an den Kopf, in Folge dessen er in's Wasser stürzte. Timon, der bisher seine Absichten verhehlt hatte, hatte auf seinen Gläubiger geschossen. Die Kugel drang in den Hals und blieb hinter dem Winkel der Kinnlade stecken. Das Opfer hatte die Kraft sich zu erheben und wieder an's Land zu kommen. Nun ereignete sich eine Scene, welche die verkehrteste Phantasie kaum zu erfinden im Stande wäre. Der Mörder stellte sich, als sey er der Verzweiflung nahe; er weinte und seufzte über den Unglücksfall, denn er als einen zufälligen bezeichnete; er wollte seinen Freund pflegen, und um seine Wunden zu waschen, führte er ihn wieder zum Flusse und stürzte ihn plötzlich hinein. Trotz seiner Wunden hielt sich Desvergnes, ein geschickter Schwimmer, über dem Wasser. Er bemühte sich, das Ufer wieder zu erreichen; aber bei jedem derartigen Versuche stieß ihn das Ungeheuer zurück und schlug nach ihm mit dem Flintenkolben. Der Instinkt der Selbsterhaltung stößte dem Unglücklichen einen letzten Entschluß ein. Er versuchte trotz seiner Entkräftung das andere Ufer zu erreichen. Es gelang ihm. Er hatte noch die Kraft, seine Wohnung zu erreichen. Ein Arzt war schnell bei der Hand: dennoch fürchtet man sehr für sein Leben. Die Ortsbehörde hat den Mörder verhaften lassen. Mit seinem Opfer konfrontirt, versuchte er Anfangs mit Energie zu läugnen; gestand aber endlich sein Verbrechen mit allen Einzelnheiten. Der Fall wird vor den nächsten Assisen des Departements der Drome zur Entscheidung kommen.

Die „Düsseldorfer Zeitung" erzählt aus Brüssel, 4. November: Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Vilain XIV., ist von einer mehrwöchentlichen Reise zurückgekehrt. Bei seinem Eintritte von Frankreich nach Deutschland über die badische Gränze hat man ihn die ganze Strenge der zollvereinsländischen Zollverwaltung fühlen lassen. „Er hat ein Ordensband versteuern müssen." Der Graf Vilain XIV. ist nämlich Großkreuz des Nordstern-Ordens, und das große Band dieses Ordens ist schwarz. Dem baden'schen Zollbeamten mag ein schwarzes Ordensband wohl noch nicht vorgekommen seyn; allen Gegenversicherungen ungeachtet ist er dabei stehen geblieben, das große schwarze Band sey ein Damengürtel, und der Minister hat sich der Entrichtung von mehreren Kreuzern Eingangszoll nicht entziehen können."

Cincinnatus beglückte das Vaterland, indem er vom Pfluge sich wieder zu den Staatsgeschäften wandte. Heutzutage würden Viele das Vaterland beglücken, wenn sie die Güte haben wollten, von den Staatsgeschäften wieder zum Pfluge zurück zu kehren. — Scheine wenig, sey viel!

Redakteur: Gustav Nessler.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 273 Freitag, 14. November 1856.

Der Wende.

(Schluß.)

Noch hatte Graf Hernowitz keine Ahnung von dem Schicksale seines Vertrauten, als ihm Forkenstedt gemeldet wurde. Bei der unruhigen Stimmung, in welcher der Graf war, konnte er ihm nicht ungelegener kommen, doch empfing er ihn, als sey gar nichts zwischen ihnen vorgefallen, und die Kälte in Forkenstedt's Benehmen schien er gar nicht zu bemerken. Nur den Triumph konnte er sich nicht versagen, ihn, der so offen seine Bewerbung um Antonien angekündigt hatte, durch eine beißende Darstellung der neuen Verhältnisse auf Kaltenborn zu demüthigen, natürlich, ohne seiner eigenen Niederlage nur mit einer Sylbe zu gedenken. Eine leichte Blässe verrieth den Eindruck, welchen die schadenfrohe Erzählung auf Forkenstedt machte, sein Auge nahm einen düstern, feindseligen Blick an, aber seine Züge wurden immer stolzer.

„Or, soyons amis!" schloß Hernowitz. „Neue Freundschaft und fester Bund gegen den gemeinsamen Feind."

„Im Gegentheil," erwiderte Forkenstedt. „Ich stehe hier, um Ihnen offen anzukündigen, daß ich einer faulen Sache, zu welcher ich nur im guten blinden Zutrauen gezogen worden bin, abzusagen mich für verpflichtet halte."

„Dudo!" rief der Graf.

„Sie lächelten einst, daß ich Ihnen einen wendischen Bauer als nicht zu verachtenden Widersacher angab. Nun, dieser Wende kann Zeugniß geben, daß der Plan wider Ihren Oheim auf einem Ihrer Jagdschlösser geschmiedet worden ist, er hat unbeachtet dort Alles gehört, er und noch zwei Männer seines Standes —"

„Dieser Mensch ist Ihr Rekrut, so viel ich weiß," rief der Graf heftig, „und Sie wollen ihn zu diesem Zeugniß stellen?"

„Ich — hoffe es zu können," erwiderte Forkenstedt mit furchtloser Offenheit.

„Und Ihr Grund, wenn ich bitten darf —? Jetzt, wo Sie keine Hoffnung mehr haben, durch Verrath an der Freundschaft die schöne Toinon zu gewinnen?"

Forkenstedt wollte antworten, da wurde die Thüre geöffnet und ein bestürzter Diener trat mit der Meldung von Tartini's gewaltsamem Tod herein, welche den Grafen für einen Moment aller Fassung beraubte und der Unterredung mit Forkenstedt ein schnelles Ende machte.

Im Walde, wo der Unglückliche einer gut gezielten Kugel erlegen war, und weiterhin auf dem Erlenbruche, wo der Förster Mudra den Thäter vermuthete, der sein ehrlich Revier zu einer Mördergrube gemacht, brütete die Schwüle des Mittags. Wo das Moor in seiner Mitte am dichtesten bewachsen war und am unzugänglichsten schien, lag im Schatten einer Gruppe von alten Erlen ein Mann und schlief. Sein Schlaf mußte aber ein sehr leiser seyn oder schreckte ihn sein Gewissen auf in jedem leisen Waldgeräusch den Tritt eines Verfolgers zu hören? Er fuhr empor, aber es war schon zu spät, er war entdeckt, eine von Hitze und Anstrengung glühende Frau trat aus dem nächsten Gesträuch, warf sich ihm an den Hals und ließ sich nicht abstoßen.

„Laß mich, laß mich!" rief er wild. „Oder kommst Du so ehrlich, als ich Dich verlassen habe?"

Sie antwortete nicht, sondern fiel ihm zu Füßen und umklammerte seine Knie. „Was willst Du hier?" fragte er weicher.

„Dich warnen — mit Dir sterben!" wimmerte sie leise. „Sie jagen Dich!"

Eben fiel ein Schuß vom Rande des Moors, welchem gleich darauf ein anderer von der entgegengesetzten Seite Antwort gab: Es war das Signal zum Vorrücken auf dem einzigen Pfade, welcher von kundigen Führern bezeichnet wurde, während das ganze Bruchland rings umstellt war. Bogan horchte, er war verloren. „Ist der Graf dabei?" fragte er, krampfhaft sein altes Gewehr, das er vom Boden aufnahm, umfassend.

Digitized by Google

„Nein, nein!“ rief sein Weib verzweifelnd. „O Bogan, begehe keinen zweiten Mord! Du hast ihn erschossen, der an Allem Schuld war — laß es gut seyn — oder schieße mich, mich schieße todt, ich bab' es verdient, o ich bitte, bitte Dich, mache dem Unglück ein Ende!“

Da brach dem Manne das Herz, er hatte noch eine Gewaltthat im Sinne gehabt, hatte sich selbst dann entleiben wollen, jetzt weinte er wie ein Kind um sein unglückliches Weib, das ihn doch noch so lieb hatte — und alle Kraft zum Widerstande oder zur Flucht war ihm gelähmt, als seine Verfolger, Forkenstedt an der Spitze, sich nahten.

Sie bemächtigten sich seiner — der Gerechtigkeit ihren Lauf! Nur das Zeugniß, das er abgeben konnte, wie er sich im Momente ausbrechender Leidenschaft gerühmt gegen den Wachtmeister, der es endlich seinem Vorgesetzten mitgetheilt hatte, dieses Zeugniß verweigerte er und es wäre, wie damals die Rechtsverhältnisse einmal waren, wohl auch nicht schwer in die Wagschale gefallen.

Er starb mit großer Standhaftigkeit, sein Weib fand in Kaltenborn die Zuflucht, welche sie besser früher gesucht hätte: Mudra gab ihr einen Dienst im Jagdhause der Herrschaft, das mitten im Walde lag, nur von einem alten Haideläufer bewohnt und in Ordnung gehalten, dort konnte sie ihren Gram und ihre Schande verbergen.

Mit Tartini schien wirklich der böse Geist der Rache, der im Finstern schleicht und tückische Pläne spinnt, entwichen zu seyn. Die Familie Hernowitz that nur öffentliche Schritte gegen den Verläumder ihrer Ehre, wie gegen das Testament, das sie eines großen Erbes beraubte. Bei der Langsamkeit des damaligen Rechtsverfahrens ließ die Entscheidung eine geraume Zeit auf sich warten. Kaltenborn sah ihr ruhig entgegen und nahm keinen Anstand, vor derselben noch die Hand seiner Schwester in die seines jugendlichen Freundes und Schützlings zu legen. Tante Kalm, welche sich mit heroischem Entschlusse wirklich vom Spinnrocken losgesagt hatte, segnete den Bund unter tausend Thränen. Er begründete das dauerndste Lebensglück, das nicht erhöht werden konnte, als endlich beide Prozesse siegreich gewonnen waren. Kaltenborn behütete das junge Paar, das er noch immer bedroht sah, ein treuer Wächter, die Hand am Schwert, aber es hatte nichts mehr zu befürchten, denn über ihm schwebte, wie ein Götterschild, auch der ausgesprochene Schutz des Landesherrn. Dem wagten die Feinde nicht zu trotzen.

Nordmann.

(Fortsetzung.)

Auch heute war der Alte dagewesen und Irma erinnerte sich jetzt seiner Trostworte. Denn wiederum war es Abend, und sie saß mit dem Großvater wie an den Abenden vorher an dem Tische und betrachtete die Zeichnungen von der belagerten Hauptstadt. Einigemal stand sie auf und trat an das Fenster. Sie blickte durch die Scheiben und forschte, ob nicht der alte Musikant noch kommen möge. — Nur in den Frühstunden hatte er sie heute besucht. In der Dämmerung aber, wo er sonst täglich zum Zweitenmale zu kommen pflegte, war er an diesem Tage nicht erschienen. Wie er früh geäußert, so wollte er vielleicht, ehe es völlig unsicher in der Gegend würde, einen Verwandten noch besuchen, der einige Stunden weit von Friedrichsthall wohnte. — Irma wußte nicht, ob dieser Gang von dem alten Jakob unternommen worden sey. Noch immer meinte sie, der Tröster, der einzige, den sie hatte, werde bei seiner Heimkehr noch heraufkommen.

„Dein alter Getreuer liegt gewiß schon schlafend in seiner Hütte,“ sagte Peter Nordmann freundlich zu Irma, die ihm von der beabsichtigten Reise des Musikanten erzählt hatte. „Doch könnte es wohl auch seyn, daß er unterwegs blieb und morgen erst heimkehrt.“

„Das glaube ich nicht,“ antwortete Irma, „der Alte wollte heute wieder zurück. Mir wird's recht bange um's Herz,“ fuhr sie fort und setzte sich wieder an den Tisch. „Ich weiß nicht warum, lieber Großvater, aber mir ist so wunderbar.“

„Es ist weiter nichts, liebes Kind, als deine Angst um den Alten,“ entgegnete der Großvater. „Aber beruhige Dich, meine Irma, mache Dir keine Sorge. Der alte Musikant befindet sich jetzt gewiß nicht mehr auf der Straße. Sicher und geborgen liegt oder sitzt er gewiß schon daheim oder unterwegs bei einem Bekannten. Er wird Dir es morgen schon erzählen. — Habe also keinen Kummer darum.“

Und so sprach der Großvater ihr eine Zeit lang Trost zu. Aber der rechte Trost war dieß für Irma doch nicht. — Wäre der Musikant da gewesen, so hätte sie andern, bessern Trost wohl empfangen. — Ihr Herz schlug jetzt nur unruhiger. Peter Nordmann sprach noch weiter. Er meinte es gut, recht gut. Er machte freundlich einige scherzhafte Bemerkungen über ihre Angst um den Alten. Aber Irma konnte zu dem Scherze nicht lächeln. War der alte Jakob doch der einzige, der sie verstand, der von ihrer Liebe zu Wedaf wußte, der den Geliebten kannte, der Gyllenborg haßte, der ihren Kummer theilte.

Digitized by Google

Da hörte man von dem Ende des Marktes her einige Stimmen. Zugleich auch wurde der Paßgang eines Pferdes laut. Die lachenden Stimmen vermehrten sich und der Hufschlag des Paßgängers kam näher.

Nordmann und Irma begaben sich an's Fenster. Nach wenigen Minuten hielten die Lachenden und Roß und Reiter unten an der Thüre des Hauses. Der Reiter war kein Anderer, als der alte Musikant. Er saß gebückt auf einem kleinen Klepper und faßte mit der einen Hand den Zügel, mit der andern die Mähne. In seinem Leben hatte ihn noch Niemand auf einem Pferde gesehen. Sonderbar genug nahm er auf dem Thiere sich aus. Dadurch sowohl, als durch einige Aeußerungen, die er gethan hatte, waren Neugierige und Lachende herbeigekommen und ihm nachgezogen. Auch Gyllenborg stand unter diesen. Er besonders erhob wollend seine Stimme, als jetzt der Alte von dem Klepper absteigen wollte und dieß, da auf dem Rücken sich die Geige verschob, nicht konnte. —

Der alte Musikant blieb einen Augenblick noch sitzen und rief eifernd und laut allen Umstehenden zu: „Wahrheit, Wahrheit, — habe ich's nicht schon gesagt, daß Ihr Alle bald nicht mehr lachen werdet? Der Feind ist da! — Die Schweden kommen!"

Er versuchte nochmals vom Pferde zu steigen, und das Lachen erhob sich von Neuem.

„Helft ihm herab!" sprach Peter Nordmann jetzt laut, der unterdessen das Fenster geöffnet hatte.

Und schneller als alle Andern trat Gyllenborg herbei und hob den Musikanten herunter. Sobald dieser aber den Boden berührte mit seinen Füßen, eilte er in das Haus und die Treppe hinauf und rief: „mit dem Pferde macht, was Ihr wollt, es gehört aber der Stadt! Ein Bauer hat das Thier mir geschenkt, damit ich schneller die Post bringen konnte! — Ich habe nicht Zeit, nicht Zeit, — ich muß Meldung thun!" —

Viele meinten, der alte Musikant sey verrückt geworden. Andere blieben stehen und wollten sehen, was an der ganzen Sache etwa sey. Gyllenborg übergab einem der Bürger den Klepper und ging dann ebenfalls hinauf zu Peter Nordmann.

10.

Ehe Gyllenborg oben ankam, war der alte Jakob schon eingetreten.

„Was gibts? Was bringt Ihr, alter Freund?" fragte Nordmann dem Eintretenden entgegen.

„Die Feinde kommen!" rief der Musikant. — „Die Schweden rücken morgen vor die Stadt, — morgen oder heute noch!" —

„Laßt sie kommen!" versetzte laut und muthig Peter Nordmann. „Wir haben sie ja lange schon erwartet! — Und wer sagte es Euch?"

„Zwei Stunden von hier steht die Vorhut. Ich habe mit einigen Schweden gesprochen, indem ich vor ihnen geigte im Wirthshause. Da hörte ich so Manches, so Manches. — O mein altes Herz hält noch fest an dem Reiche, an dem Lande, an der Stadt, Untergang den Feinden! — Aber auch an Euch hält es fest, das alte Herz," fuhr er fort und wendete sich an Irma, die mit gesenktem Haupte am Fenster stand. „Ja auch an Euch, auch an Euch! — Jetzt spreche ich für das Land, — dann von etwas Anderem, — ich erzähle Euch Neues, schöne Irma."

„Sie hat auch lang auf Euere Ankunft gewartet, sie trug große Sorge um Euch," versicherte Peter Nordmann.

„Wahrheit, Wahrheit, — wir halten auf einander!" erwiderte der Musikant und ging hin zur schweigenden Irma, während ihr Großvater dem eintretenden Gyllenborg das Anrücken des Feindes erzählte.

„Verhält sich das wirklich so, alter Jakob?" fragte mehr herrisch als freundlich jetzt Gyllenborg.

Der Musikant kehrte ihm den Rücken und schwieg.

„Ist das Alles Wahrheit?" wiederholte Jener und sah dabei scharf nach dem Alten, der Irma's Hand streichelte und um den Sprecher sich nicht kümmerte und immer noch schwieg.

„Gebt Antwort!" befahl Peter Nordmann ernst.

„Wahrheit, Wahrheit," hob der Musikant nun an, indem er von Irma zurücktrat und mit bitterem Lächeln sich an Gyllenborg wendete. Ihr könnt Euch davon ja überzeugen! — Rückt nur hinaus! — Nach zwei Stunden seyd ihr dort! — Aber Ihr fechtet ja nur in Peter Nordmanns Nähe!" eiferte er weiter und grüßte, da er den Hut auf den Boden gestellt hatte, bei Nordmanns Namen mit aufgehobener Hand. Wenn dieser Euch nicht sieht, seyd Ihr feig! — Rückt doch hinaus, wenn Ihr so tapfer seyd! — Es ist schon finster, — greift die Vorhut an, — Ihr könnt Euere Tapferkeit zeigen!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Gaunerstückchen.] Vor einiger Zeit wurde eine glänzende Wohnung in der Rue Saint Honoré zu Paris von einem Herrn gemiethet und bezogen, der den Ehrenlegions- und einen fremden Orden im Knopfloch trug, und durch seine zugleich vornehmen und höflichen Manieren den Gentlemen bekannte. Dieser Mann ließ sich von Grenville,

Digitized by Google

Bankier, nennen, und schien sich diesem Berufe in der That auch mit Eifer hinzugeben; denn fortwährend sah man Leute mit Tratten und ähnlichen Papieren kommen, Gelder empfangen, während von Anderen reichlich gefüllte Säcke herbeigebracht wurden. — Uebrigens bezahlte der Bankier seine in der Nachbarschaft ausgewählten Lieferanten auf's Beste, zeigte sich gegen den Portier und gegen alle Leute, die mit ihm in Berührung kamen, auf das Freigebigste, so daß er im ganzen Quartiere bald des ausgezeichnetsten Rufes genoß. Ungefähr zur selben Zeit war in einem komfortablen Hotel des Quartiers St. Denis ein dicker Herr, dem man den Deutschen beim ersten Wort anhörte, mit seinem Diener abgestiegen. Der Dicke, welcher sich in das Fremdenbuch unter dem Namen Moritz Cahn, Associe des Handelshauses Cahn und Comp. in Frankfurt a. M., einschrieb, machte einen seinen Verhältnissen entsprechenden Aufwand; er äußerte, daß er mit bedeutenden Einkäufen beauftragt sey und bald — denn in Paris erfährt man Alles — belagerten die Courtiers der größeren Geschäfte sein Gemach. Er begab sich persönlich zu den Kaufleuten, welche ihm Muster geschickt hatten, nachdem er sich jedoch vorher überzeugt hatte, daß sie in keiner Beziehung zu einander stehen. Dort wählte er Waaren aus und bot zu deren Bezahlung Tratten verschiedener deutschen Geschäftshäuser, jedoch alle auf den Bankier von Erneville, Rue St. Honoré, lautend, und von diesem acceptirt, an. Um sich von des Letzteren Unterschrift überzeugen und zugleich Erkundigungen über das Haus von Erneville einziehen zu können, drang Hr. Cahn darauf, daß vor dem Abschlusse des Geschäfts die Tratten 2 bis 3 Tage in den Händen des Kaufmanns bleiben. Die Erkundigungen über den Bankier lauteten auf allen Seiten ausgezeichnet, dieser erkannte die Aechtheit seiner Unterschrift an und die Kaufleute beeilten sich natürlich, ihre Waaren gegen die Wechsel abzuliefern und obendrein noch hinaus zu zahlen. Aber der Bankier, sein Kommis und Auslaufer, der Kaufmann und sein Bedienter, waren, wie der scharfsinnige Leser bereits errathen haben wird, nichts als Gauner und zwar erst kürzlich aus dem Zuchthause von Melun entlassene Spitzbuben, die sich zur Ausführung dieses Hauptstreiches vereinigt hatten. Zwei von ihnen gingen beständig aus und ein; Einer brachte häufig, aber unter verschiedenen Kostümes, Tratten zu dem Bankier und ging mit den Geldsäcken weg; der Vierte nahm diese Säcke an einem übereingekommenen Orte in Empfang und brachte sie, als käme er vom Inkasso zurück, nach Hause. Die Waaren, welche dem s. g. Herrn Moritz Cahn in sein Hotel geschickt wurden, wurden von ihm einem andern Associe zugestellt, der sie zu niederen Preisen in der Banlieue absetzte. Alle Wechsel hatten gleiche Verfallzeit und als diese nahte, bereiteten die Industrie-Ritter sich vor, mit einer bedeutenden Summe aus dem Reste zu fliegen, als die Pariser Polizei, scharfsichtiger als die Kaufleute, etwas witterte, den so wohl ausgeheckten Plan im Augenblick des Gelingens ungebeten störte und sich der Herren, die sich, das muß man sagen, ihrer Rollen sämmtlich vortrefflich entledigt hatten, noch zur rechten Zeit bemächtigte.

Ein der „Preußischen Korrespondenz" vorliegender Bericht aus New-York meldet von einer großartigen Maschinen-Bäckerei, welche in dem benachbarten Brooklyn nach dem Plane des Ingenieurs Berdan angelegt worden ist. Sein hauptsächlichstes Augenmerk hat derselbe der Konstruktion des Ofens gewidmet. Der letztere mißt 20 Fuß Höhe bei 18 Fuß Länge und 8 Fuß Breite und wird nach einem System geheizt, welches die leichte Herstellung des verlangten Hitzegrades und dessen konstante Erhaltung gestattet. Vermöge eines Apparates ohne Ende, ähnlich wie Bagger-Maschinen, senken sich nach einander 16 mit Brodteig belastete Wagen, deren jeder 3 bis 5 Fuß Quadrat hat, in den Ofen, während dieselbe Zahl mit fertigem Brod in entgegengesetzter Bewegung nach einander denselben verlassen. Zwei Thüren, eine für den Eingang, eine für den Ausgang, öffnen und schließen sich durch die Bewegung des Mechanismus von selbst bei der Passage jedes einzelnen Wagens. Die Zeit, welche zwischen Eintritt und Austritt desselben Wagens verfließt, beträgt 20 Minuten. Sofern der Ofen in dieser Weise in ununterbrochener Thätigkeit bleiben kann, soll nach dem Anschlage Mr. Berdan's derselbe 100,000 Stück Brode binnen 23 Stunden zu liefern im Stande seyn, oder 500 Faß Mehl in diesem Zeitraume verbrauchen, während starke Bäckereien es kaum auf 5 Faß bringen. Die Ersparniß aber, welche naturgemäß durch ein solches System erzielt wird, soll die Lieferung von 3½ Pfd. Brod für 2½ Cent statt der bisherigen 2¼ Pfd. ermöglichen. Der Betrieb dieser Fabrik hat mit dem Anfang des Oktober begonnen.

Die Fabrikarbeiterinnen von Lowell, einer der größten Fabrikstädte in Nordamerika, haben dem bekannten P. S. Brooks zur Anerkennung seines Heldenmuths im Kampf mit Herrn Sumner folgendes Ehrengeschenk zugeschickt: drei Silberlinge (3 Centstücke), einen Strick, ein Leichentuch und etwas mehr aufrichtiges als schmeichelhaftes Liebesbriefchen.

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck u. Verlag bei Ferdinand Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 274 Samstag, 15. November 1856.

Eine eigenthümliche Vergiftung.
Eine Thatsache.

Motto.

Nimm Nichts zu leicht. — Ein kleiner Nadelstich
Ward Anlaß schon, daß alles Leben wich.

1.

„Es ist 10 Uhr, meine Pflicht ruft mich. Wollen Sie mich in die Charité begleiten?" sagte der Generalstabs- und Leibarzt des Fürsten zu einem jungen fremden Arzte, welcher ihm die Aufwartung zu machen gekommen war.

„Dieß Anerbieten ist mir doppelt angenehm, denn ich würde Sie ohne dasselbe gebeten haben, mich dorthin führen zu lassen. In Ihrer Gesellschaft die Anstalt zu besuchen, wird für mich von großem Werthe seyn. Ich genieße dadurch das Vergnügen Ihrer Unterhaltung und Belehrung."

„In Beziehung der Ordnung und Einrichtung werden Sie nichts zu wünschen übrig haben — in Beziehung der Belehrung jedoch an Ort und Stelle — darf ich wohl sagen — Gott sey Dank, wir haben jetzt keinen bedeutenden Kranken dort, und ein ärztlicher Besuch in dieser Hinsicht dürfte eben keine besondere Ausbeute liefern."

„Die Einrichtung selbst und Ihre lehrreiche Unterhaltung sind genügend, mir den Gang zu dem belohnendsten zu machen," sagte der junge Arzt, sich verbeugend.

Der Generalstabsarzt war ein starker Fünfziger, das Bild der vollkommensten Gesundheit, ein kräftiger, herkulisch gebauter Mann, humoristischen, biedern, geraden aber etwas derben Charakters. Er hatte die Schmeichelei überhört, steckte den Degen bereits in die Degenkuppel, nahm die Handschuhe, welche er indeß selten anzuziehen pflegte, und setzte die Dienstmütze auf, indem er, die Thürklinke ergreifend, sagte:

„So lassen Sie uns gehen."

Sie schritten ziemlich der Länge nach durch die Stadt, dem Thore zu, von welchem die Anstalt etwa zehn Minuten entfernt lag.

2.

„Sie haben ja einen Brandkranken hier," sagte der junge Arzt zu seinem älteren Begleiter, als sie kaum einige Schritte weit in dem Innern des Krankenhauses gegangen waren.

Der General-Stabsarzt sah ihn verwundert an. „Ich glaube, es spuckt bei Ihnen, rief er in gewohnter derber Manier und setzte lächelnd hinzu: „Ich habe dis jetzt noch nicht Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß" — er deutete auf die Stirne — „in Ihrem —"

„Scherz bei Seite," fiel der junge Mann sehr ernst ein. — „Ich rieche es."

„Hahahaha!" lachte der General-Stabsarzt. „Ihr heutigen Aesklapjünger besitzt eine enorme Einbildungskraft. Ihr wittert die Krankheiten, ehe sie noch heranziehen. Ich glaube, diese Eigenschaft entspringt aus der massenhaften Vermehrung der Aerzte — die Patienten mangeln — Ihr wißt Sie zu machen. — Im Grunde ist das auch nöthig, sonst müßte sich der promovirte junge Arzt auch gleich Kranke mitpromoviren lassen, oder Ihr müßtet Eure eigenen Patienten werden, um nur Gelegenheit zum Praktiziren zu finden." —

Er lachte dabei aus vollem Halse fort.

„Sie behandeln noch immer als Scherz, was mir der vollkommenste Ernst ist," sprach der junge Arzt und blieb jetzt, da sie so sprechend weiter gegangen waren, plötzlich stehen.

„Hier — in diesem Zimmer liegt der Brandkranke," sagte er und deutete auf eine Thüre, vor welcher sie standen.

Es schien, als wisse der Stabsarzt jetzt wirklich nicht, was er von dem jungen Manne halten sollte. — Er sah ihn einen Moment zweifelhaft an, dann setzte er seine Redebatterie wieder in Bereitschaft, um demselben im humoristischen Tone einige neue Derbheiten in's Gesicht zu schleudern.

Der junge Arzt, dieß bemerkend, blies ihm durch die Frage: „Was fehlt dem Kranken, welcher hier liegt?" das Pulver dazu von der Pfanne.

„Starke Beinquetschung — weiter nichts," sagte der Stabsarzt. — „Es ist ein Artillerist, welchem

Digitized by Google

beim Wegräumen nach dem vorgestrigen letzten Manöver eine von den aufgeworfenen Schanzen herabstürzende Kanone das Bein stark beschädigte. — Die Quetschung ist zwar bedeutend; aber an Brand gar nicht zu denken."

„Ich versichere Sie, die Sache ist anders, als Sie glauben. Vielleicht hat die Quetschung einen unerwarteten Verlauf genommen. Lassen Sie uns untersuchen und Sie werden sich überzeugen, daß ich meiner Sache gewiß bin."

„Ich bin überzeugt, daß Sie —" der Stabsarzt brach wieder in Lachen aus. — „Nun meinetwegen," sagte er dann und öffnete die Thüre.

Sie traten ein.

Im Krankenzimmer befand sich bereits ein Unterarzt, im Begriffe, den Zustand des Patienten zu untersuchen. Eintretend rief der Stabsarzt in seiner gewohnten rücksichtslosen Weise dem Chirurgen zu:

„Oeffnen Sie doch einmal sogleich den Verband des Kranken. Im Kopfe meines jungen Begleiters hier brennt es bereits lichterloh — und er weint, dieser Brand sey von dem Beine des kranken Kerls angezündet. — Damit nun nicht alle Beide verbrennen, sind wir gewungen, sogleich an's Löschen zu gehen. — Die Feuerspritzen sind doch im normalen Zustande, damit wir das Gebäude vor Feuersgefahr schützen können? Für dieses würde ich mehr fürchten, als —" er lachte herzhaft.

Der Chirurg befolgte den Befehl und war bemüht, den Verband in aller Eile zu lösen.

Der junge fremde Arzt stand ruhig da. In seinen Mienen sprach sich ein Triumph bestimmten Bewußtseyns aus, und während der Chirurg kaum zur Hälfte mit der Lüftung des Verbandes zu Stande gekommen war, rief er: — „Nur schnelle Amputation kann den Verwundeten noch retten. Eine Stunde noch ohne diese Hülfe und er ist rettungslos verloren!"

Der Stabsarzt lachte heftiger. „Herr, wenn ich Ihrem Rathe folgen und amputiren wollte, wo es am nöthigsten scheint — so würden Sie sicherlich um einen Kopf kürzer — doch ich pfusche andern Leuten nicht gern ins Handwerk — so mögen Sie noch länger damit herumlaufen." Dabei lachte er immer ganz laut.

Der Verband war jetzt gelöst. — Alles starrte hin. — Es war, wie der junge Arzt gesagt hatte.

4.

Wie in seinen Worten derb und rasch, war es der Stabsarzt auch, wenn es galt zu handeln. — In einem Nu hatte er seine Uniform ausgezogen, auf einen Stuhl geworfen und die Hemdärmel emporgestreift; während dieser Arbeit rief er:

„Sie sind wahrhaftig ein Teufelskerl. — Wenn Sie, wie hier, Krankheiten sogleich riechen, so werden Sie uns alle banquerott machen und unmenschlichen Zulauf haben. — Ich rathe Ihnen aber, sich vorzugsweise mit Präservativmitteln zu versehen. — Der Henker will, selbst bei gewisser Heilung, gerne eine Krankheit bestehen, wenn er ihr vorbeugen kann. — Gesund lassen wir uns mit Wonne vom Bett umarmen — das Wort „muß" macht es zur Zwangsjacke — Niemand kriegt freiwillig hinein."

Der Chirurg war indessen fortgeeilt, mehr Hülfe und die nöthigen Instrumente herbeizuschaffen. Mit ihm zugleich traten noch mehrere Aerzte ins Zimmer.

Man schritt zum Experiment. Der Stabsarzt voran, vollführte es mit eigener Hand.

Als der junge Arzt sah, daß dieser wie mit der Zunge, mit der Hand etwas derb, rasch, ja seiner Meinung nach unachtsam zu Werke ging, sagte er:

„Nehmen Sie sich in Acht. Die kleinste Verletzung Ihrer Haut und etwas Brandgift dieses Stadiums hineingebracht, kann Entzündungen erzeugen, welche einen gefährlichen Verlauf zu nehmen im Stande sind."

„Bah!" rief der Stabsarzt fortarbeitend und ohne aufzusehen. „Riechen Sie etwa schon wieder Gefahr? — Es würde nicht das Erste und das Letztemal gewesen seyn, wo ich mich bei solcher Gelegenheit verwundet hätte. — Frisches kaltes Brunnenwasser in solche Wunden — und was gesund ist, bleibt gesund."

Die Operation war jetzt glücklich beendet — der Patient verbunden.

„Sehen Sie," sagte der Stabsarzt zu dem jungen Manne, indem er seine linke Hand emporhob — „so habe ich mich richtig an einem Beinknochen geritzt — da vorne, am Nagel des Zeigefingers — sehen Sie? — es ist blutrünstig." Er drückte etwas daran — es quoll ein wenig wässeriges Blut aus der Wunde.

„Nehmen Sie gleich Salpetergeist, ätzen das Fleisch stark und tödten es, damit das Eindringen des Giftes, wenn etwas hineingekommen wäre, verhindert werde.

Der Stabsarzt lächelte und schüttelte den Kopf. „Sie wissen das Alles freilich besser: aber verzeihen Sie dem Jünglinge, wenn er den erfahrenen Mann zur Vorsicht zu mahnen dennoch für Pflicht hält. — Wenn im Brandstadium die Entzündung so plötzlich und umgreifend eintritt, wie hier, daß eine halbe Stunde Verzögerung jede Rettung des Patienten unmöglich machen würde — ist das Gift, an äußerliche Verletzungen gebracht, ebenso gefährlich, als Blausäure lähmend auf die inneren Theile des Menschen wirkt."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nordmann.

(Fortsetzung.)

„Der Alte bringt mich wirklich in's Gedränge!“ sagte spöttisch und verlegen Gyllenborg mit glühendem Gesicht.

„In's Gedränge, in's Gedränge!“ fiel der Musikant rasch ein und ließ Jenen nicht weiter sprechen. „Da habt Ihr Recht! — Nicht wahr, wenn es heller lichter Tag wäre? Wenn der Großvater es sehen könnte? — Wenn Ihr bei ihm den Besitz der schönen Enkelin oder des schönen Geldes durch Euere Tapferkeit erschmeicheln könntet? — Ja, ja, da würdet Ihr fechten und Aufsehen erregen und prahlen und heucheln mit Eurer Vaterlandsliebe!“

„Alter Jakob!“ herrschte Peter Nordmann ihn an.

„Wahrheit, Wahrheit!“ versicherte gemäßigt, aber mit festem Tone der Musikant und trat wieder hin zu Irma.

„Ich werde den alten Jakob beschämen,“ nahm Gyllenborg das Wort und suchte seine Wuth und seine Verlegenheit zu verbergen. „Erlaubt mir, edler Herr Nordmann, daß ich in dieser Stunde noch ausrücke. Gebt mir einige dänische Hauptleute mit. Die Hälfte der Bürger wird hinreichend seyn zu einem Angriffe gegen die Vorhut.“

„Wie stark ist wohl die Vorhut?“ fragte Peter Nordmann den Musikanten.

„Das weiß ich nicht,“ gab der alte Jakob zur Antwort. „Ich war nur im Wirthshause und daselbst befanden sich einige Offiziere. Die Truppe selbst lag in den Häusern und hinter dem Dorfe.“

„Es gilt das Wohl des Reichs,“ sagte Peter Nordmann, „also spricht wie ihr müßt, alter Freund, und setzt alles Andere jetzt zurück!“

„Alles Andere zurück, zurück! — So wahr als die Bibel ist, alles Andere zurück!“ rief feierlich der Musikant und stellte sich zu dem Fragenden: „Wie stark die Vorhut seyn mag, weiß ich nicht.“

„Und wie weit steht die Haupttruppe hinter der Vorhut?“ fuhr Jener fort.

„Wiederum einige Stunden,“ entgegnete der Musikant.

„Und warum zögert die Vorhut mit dem Heranrücken?“ erkundigte Peter Nordmann sich weiter.

„Das will ich Euch sagen, — weil die Haupttruppen erst morgen das Geschütz erwarten,“ erwiderte Jener.

„Dieser Umstand ist von Wichtigkeit,“ versetzte Peter Nordmann. „Wollt Ihr noch hinaus, Gyllenborg?“

„Ich bitte nochmals um Euere Erlaubniß dazu,“ sagte, aber fast kleinlaut, Gyllenborg mit einer Verbeugung. „Wie könnte ich auch schneller und besser die vorige Verdächtigung meines Gegners niederschlagen? — Unglücklich, sehr unglücklich würde ich seyn, wenn nur ein einziger Gedanke von jenen Worten in Euch Raum zu fassen vermöchte.“

„Seyd unbesorgt,“ antwortete Peter Nordmann. „Ich sehe ja, wie Ihr es meint.“

„Und Euch, alter Jakob,“ sprach Gyllenborg hierauf weiter und wendete sich an den Musikanten, „Euch will ich nicht zürnen. Höher steht mir das Reich und des Landes Wohl, als Euer Haß. Ihr werdet mich ja doch noch lieben. Jetzt gilt's der guten Sache,“ setzte er hinzu, — und wäre dieß auch nicht der Fall, schon der edlen Irma wegen würde ich Euch nicht zürnen können.“

„Das ist wacker, recht wacker von Euch,“ nahm Peter Nordmann das Wort. „Führt Ihr solche Waffen gegen meinen alten Jakob, dann wird er sich bald ergeben müssen. Ist das nicht wahr, liebe Irma?“ wendete er sich an diese.

Und Irma erhob sich und dankte oder bejahte durch eine schweigende Verbeugung gegen den Großvater und Gyllenborg hin.

„Jetzt aber lasset die Waffen gegen die Schwegen mich ergreifen!“ versetzte Gyllenborg mit einiger Beklommenheit.

„Könntet Ihr da meinen verdächtigen Dolch nicht gebrauchen?“ fragte lächelnd und mit bitterer Betonung der Musikant, indem er sein Auge fest auf Gyllenborg heftete. „Ihr aber wißt,“ fuhr er gegen Peter Nordmann ruhig fort, „wozu ich die Waffe brauchen würde, wenn es nöthig wäre. — Gott verhüte es!“

„Ich weiß, was Ihr meint, alter Freund,“ erwiderte Peter Nordmann, „aber beleidigt nicht von Neuem.“ Er legte dabei sein Schwert um, nahm Hut und Handschuhe und sprach: „Ihr meint es gut, ich weiß es, ich verstehe Euch. Aber auch Gyllenborg meint es gut.“

„Meineid! Meineid!“ versicherte Gyllenborg laut.

„Ja, beim Himmel!“ fuhr der alte Musikant auf. „Hörst Ihr den Meineid?“

„Mäßigt Euch! Geht nicht zu weit! Ihr seyd in meinem Hause!“ fiel Peter Nordmann ihm ernst in die Rede.

„Ich bitte Euch, edler Herr Nordmann,“ begütigte gewandt Gyllenborg, „vergebt dem Alten. Er will ja nicht Euch, sondern nur mich beleidigen.“ Er eilte schnell zu Irma, und, indem er Abschied nahm und Ihr die Hand küßte, sagte er: „sollte ein einziger, freundlicher Gedanke Eures Herzens mir gelten in dieser Nacht, wie glücklich würde ich seyn und wie siegreich gegen die Schweden!“

„Seyd recht glücklich, Herr Gyllenborg,“ erwiderte, des Großvaters wegen, Irma mit zitternder, kaum hörbarer Stimme.

Digitized by Google

„Nun, der alte Jakob mag bei Dir bleiben, bis ich das Nöthigste zum Ueberfalle geordnet habe," sprach Peter Nordmann freundlich zu seiner Enkelin und gab ihr die Hand. Ich zürne nicht auf den alten Freund, aber er darf nicht zu weit gehen."

Der Musikant stand gebeugt. Er sah den ermahnenden Blick nicht, den der Sprecher ihm zuwarf. Wohl aber fühlte er tief in seinem Herzen, daß Gyllenborg noch ein bedeutendes Gewicht besaß und dieses in der letzten Viertelstunde sich sehr vermehrt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Preßburg ereignete sich am Sonntag, den 26. Oktober folgender seltene Fall. Im Wartsaale des Bahnhofes wurde ein Wickelkind gefunden, welches der Polizeidirektion übergeben wurde, die auch die schleunigsten Maßregeln treffen ließ, die Mutter des Kindes aufzufinden, doch konnte man zu keiner Spur gelangen. Die spätere Anmeldung der Mutter selbst machte aber allen weiteren Nachforschungen glücklich ein Ende. Es stellte sich nun folgendes Quiproquo heraus. Die Mutter des Kindes, S. aus Pesth, hatte im Wartsaale einer Frau ihr Kind zum Halten gegeben, weil sie sich nothwendig auf einige Minuten entfernen mußte. Mittlerweile läutete die Abfahrtsglocke, die fremde Frau legte das Kind unter eine Bank in der Meinung, die Mutter werde zurückkehren und das Kind holen, und eilte in einen Waggon, um den Zug nicht zu versäumen. Bald darauf stürzt auch die Mutter herbei, und da sie die Frau mit ihrem Kinde nicht sah, glaubte sie beide im Waggon zu finden. In der Eile und Verwirrung stieg sie aber in einen andern Waggon, und erst in Gänserndorf klärte sich der für die Mutter schreckliche Irrthum auf. Sie mußte nun so lange in Gänserndorf warten, bis der von Wien nach Preßburg fahrende Train kam, mit dem sie wieder zurückfuhr, um ihr Kind aufzusuchen und wiederzufinden.

[Schlaganfälle bei Greisen.] Ein englischer Arzt hat die Entdeckung gemacht, daß viele sogenannte Schlaganfälle bei Greisen durchaus keine Schlaganfälle seyen, sondern von schlechter Verdauung wegen Mangels an Zähnen herrühren. Es ist zur guten Verdauung nothwendig, daß gut gekaut werde; wo das nicht geschieht, treten im höhern Alter gefährliche Zustände ein, die mit dem Tode endigen können. Dr. Higginbottom ist der Meinung, daß der Herzog von Wellington auf diese Art gestorben sey, und daß man ihn hätte retten können, wenn man die rechte Ursache seines Zufalles eingesehen. Das einfache Heilverfahren ist nämlich ein Brechmittel. Wir entlehnen diese interessante Neuigkeit aus der Medizinischen Lehrenlese, Zeitschrift für die wissenschaftlich-praktische Gesammtheilkunde, herausgegeben vom Sanitätsrath Dr. Droste in Osnabrück. In derselben Numer (6) findet sich auch eine vortreffliche Therapeutik des typhösen Fiebers, bei deren Erfung man sich des Wunsches nicht enthalten kann, daß die hier beschriebene Behandlung der leider häufig vorkommenden Krankheit sich weit verbreiten möge.

Man schreibt aus Kolberg: Einem hiesigen, blutarmen Schulknaben hing sein ganzes Herz an einer Violine. „Hättest Du eine, wie wolltest Du Dich unabläßig üben und ein rechter Musikant werden!" — so träumte der Junge Tag und Nacht. Endlich kommt ihm ein Gedanke: „Sollte der König sich nicht erweichen lassen, meinen Herzenswunsch zu stillen?" — Er schreibt nach Berlin, der Brief kömmt richtig in die Hände des Monarchen und bald erhält der Herr Schullehrer einen königlichen Auftrag, dem Kleinen eine hübsche Geige zu kaufen. Man kann sich die Freude und Dankbarkeit des angehenden Paganini denken, der seitdem zum Schrecken der Nachbarschaft mit „Krotzen" gar nicht inne hält, später gewiß aber dem Geschenk Sr. Majestät Ehre machen wird.

Man meldet aus Schweinfurt: In vergangener Woche begegnete einigen hiesigen Einwohnern auf einer Tour von hier nach Leipzig der fatale Streich, daß nach ihrer in Hof Nachts erfolgten Ankunft der Waggon, in welchem dieselben mit einander ruhig fortschliefen, ausgehängt, und ohne daß Jemand der darin befindlichen Passagiere ansichtig geworden wäre, in die Wagenhalle geschoben wurde. Nach einiger Zeit, als der Zug schon weit über alle Berge davongeeilt war, erwachten die beiden Reisenden, und fanden sich, als sie zum Fenster hinausschauten und Erkundigung über ihren Stillstand einzogen, zu ihrem großen Erstaunen in der Hofer Wagenremise.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Aloysius Wartenbold in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 275 Montag, 17. November 1856.

Eine eigenthümliche Vergiftung.

(Fortsetzung.)

„Ich verkenne Ihre gute Meinung nicht — aber ich kenne auch in dieser Beziehung keine Gefahr" — erwiderte der Stabsarzt. — Er tauchte die Hände in ein Waschbecken mit frischem Brunnenwasser, welches man ihm reichte, wusch sie und sagte, die Hände abtrocknend: „Kaltes Wasser, Freundchen, ist und bleibt für äußere Verletzungen das beste Präservativmittel."

Man verließ die Anstalt, kehrte nach der Stadt zurück und trat, um sich zu restauriren, in eine Konditorei, in welcher der den geistigen Getränken gerade nicht abholde Stabsarzt zu gewissen Stunden täglich zu finden war.

Man plauderte hier einige Zeit, dann schickte sich der junge Arzt zur Abreise an und erinnerte wiederholt: die Wunde doch lieber noch mit ätzenden Ingredienzien zu beizen, um dem vielleicht hineingekommenen Giftstoffe die Kraft zu benehmen, eine etwa langwierige Heilung oder Entzündung hervorrufen zu können.

„Paperlapp!" rief der Leibarzt etwas unwillig. „Der Dummheit hatte ich bereits vergessen, wozu erinnern Sie mich noch einmal daran? — Die Wunde bleibt wie sie ist. — Das Wasserbad hat sie gereinigt — das Luftbad wird sie heilen. — Allen Respekt," setzte er lächelnd hinzu: — „allen Respekt vor Ihren Geruchsnerven — hier aber können Sie doch in schlechten Geruch gerathen. — Wir wollen den Brand abwarten und dann Feuer schreien — zu früh könnten wir uns lächerlich machen."

So trennte man sich.

5.

Etwa vierundzwanzig Stunden darauf finden wir den Leibarzt antichambrirend im Vorzimmer Seiner Durchlaucht, die gewöhnliche Morgenvisite abzustatten und zu hören, ob sich im Fürstenhause Alles wohl befinde und wie man geschlafen.

Er hatte, wie gewöhnlich, die Handschuhe bis zum Palais nur in der Hand getragen und zog sie, um den Anstand nicht zu verletzen, erst an, als er hineintrat.

Die Luft draußen war rauh, scharf und kalt. — Er rieb sich die Hände lange, bevor er sie mit den Handschuhen bedecken konnte. Sie waren wirklich ziemlich erstarrt und er wurde fast unwillig, daß die einzelnen Finger den Weg in die wärmere Umhüllung nicht gleich finden wollten. — Er trat in's Vorzimmer. — Uniformirte Militärchargen und Zivilbeamte mit und ohne Dekoration harrten bereits auf gnädige Audienz.

Der Leibarzt ward gewöhnlich bei seinem Eintritte zuerst empfangen. — Se. Durchlaucht hatten aber heute eine etwas unruhige Nacht gehabt und deßhalb ein wenig länger geschlafen, so verzögerte sich sein Eintritt in des Fürsten Gemach.

Der leichten Verwundung dachte er gar nicht mehr. Nur jetzt während des Wartens empfand er ein leichtes Krümmen in derselben und ward so wieder unwillkürlich daran erinnert.

„Aha, die Heilung tritt ein," sagte er lächelnd vor sich hin. — „Mein junger geruchsreicher Kollege würde jetzt sicher den Brandanfang wittern — Rauch riechen — weil einmal Brand ohne Rauch nicht bestehen kann." — Er lachte kopfnickend dabei auf.

Da man wußte, daß der Leibarzt bei den Morgenvisiten Sr. Durchlaucht auch manche Stadtneuigkeit hinterbrachte und seine Erzählungen, mit gemüthlich derbem Humor gespickt, doppelt anziehend waren, so vermuthete man, eine solche sey eben an seinem Gedächtnisse vorübergegangen.

Neugierde ist ja stets da am sichersten zu finden, wo eine gewisse Geschäftslosigkeit zu Hause ist. — Kein Wunder also, daß man sich von allen Seiten anschickte, den Leibarzt um die Ursache seines Lachens zu fragen; aber in demselben Augenblicke öffnete sich Serenissimus Gemach und der Kammerdiener entbot den Leibarzt zu Sr. Durchlaucht.

Digitized by Google

6.

„Durchlaucht haben leider nicht gut geschlafen, wie ich so eben hörte." — Mit diesen Worten trat in seiner ungenirten Weise der Leibarzt in des Fürsten Gemach und streckte, dessen Antwort nicht abwartend, die Hand aus. — „Wollen einmal sehen, ob es Gefahr hat. — Der Puls ist in solchen Fällen stets zuverlässiger als die Zunge."

Der Fürst, die Art und Weise seines Arztes kennend, kam dessen ausgestreckter Hand entgegen.

„Etwas gedrängt — unruhig — als ob das Gewissen nicht ganz frei sey. — — Wäre es nicht die Hand Ew. Durchlaucht, ich würde auf eine ungerechte Handlung schließen," sagte der Leibarzt lächelnd.

Der Fürst sah ihn scharf, fast verletzt an, wollte die Hand zurückziehen und etwas erwidern.

„Der Leibarzt, es bemerkend, hielt die Hand fest und rief schnell: „Nun, nun, nicht so eilig. — Durchlaucht wissen ja, ich kann es nicht lassen, meine Bemerkungen zu machen — mit dem Leib auch zugleich die Seele ein wenig auf's Korn zu nehmen. Von ihrer Stimmung hängt der Kreislauf des Blutes sehr vielfach ab. Zum Beispiel jetzt — jetzt fühle ich ganz deutlich, daß Durchlaucht etwas verletzte."

Die Miene des Fürsten verzog sich zum Lächeln. Der Leibarzt schielte ihn an, that aber, als bemerkte er dessen Lächeln nicht, und fuhr fort:

„Und jetzt — ah, — das lasse ich mir gefallen — jetzt wird die Seelenstimmung freier — heiter der Geist — der Puls tanzt förmlich." — Er sah jetzt rasch auf. — „Durchlaucht lächeln ja wirklich! — Die unruhige Nacht ist für Niemand gefährlich."

Die Hand zurückziehend, begann der Fürst im Tone des Scherzes: „Sie sind ein —"

„Humorist," fiel der Leibarzt schnell ein. — „Danke Durchlaucht für die freundliche Erkenntniß meines Charakters — bin stolz darauf. — Ein humoristischer Arzt ist die beste Medizin für die Patienten — sein bloßes Erscheinen wirkt wohlthuend und bringt Heiterkeit hervor."

Das vorhin nur leicht empfundene Krümmen an seinem Finger schien zuzunehmen, er hatte schon einigemale daran reiben müssen — jetzt geschah es rücksichtslos, in Anwesenheit des Fürsten mit ungewöhnlicher Erregung und Energie.

Der Fürst sah ihn lächelnd an. Ihr Erscheinen wirkt heute wahrhaft komisch," sagte er. — „Sie können ja keinen Augenblick ruhig bleiben. Was haben Sie denn an Ihrem Finger?"

„Ein leichter Riß — bei der gestrigen Amputation geholt. — Die scharfe Luft — welcher ich die Hand aussetzte, scheint den Heilungsprozeß hervorgebracht zu haben."

„Ja, ja," sprach der Fürst lächelnd, Prozesse bringen stets Reibungen hervor. —"

„Unter den Advokaten. Richtig, sehr richtig," sagte der Leibarzt. — „Nun, der Advokat „scharfe Luft" hat eine gar spitze Zunge und eindringliche Mittel, um Wirkung zu erzielen. — Ich gab ihm Gelegenheit, diese an der entblößten Hand ausüben zu können."

„Mir scheint, Sie sind auch mehr Rathgeber, als Befolger," lächelte der Fürst.

„Hahaha! Durchlaucht sind bei der besten Laune, es freut mich, wenn ich die Ursache dazu war." —

„Apropos: was macht der Amputirte?"

„Den Rapporten und Umständen nach wohl. — Ich denke, er wird geheilt werden." Er rieb dabei unaufhörlich an der Hand.

„Doch ohne Reibung," lächelte der Fürst. — Wenn die Heilung an Ihrem Finger eine solche Revolution bei Ihnen hervorbringt, daß Sie rastlos damit beschäftigt sind, so dürfte ich Jenem meine halbe Armee zur Verfügung stellen müssen, wenn der Heilungsprozeß bei ihm beginnt."

„Hahaha," lachte der Leibarzt und rieb in Einem fort. „Richtig, sehr richtig. — Das würde ein Tableau in Teniers'scher Manier — wenn die halbe Armee stünde und" — er konnte vor Reiz nicht weiter reden, führte aber den Schluß seiner Rede so thatsächlich an seinem Finger aus, daß er, die linke Hand auf das Knie legend, sich herabbeugte und mit größtem Eifer daran frottirte.

Der Fürst sah ihn einen Moment lächelnd an. — „In Ihrer Wohnung können Sie das Tableau bequemer exekutiren. — Ich bin kein Freund von großen Reibungen. — Adieu!"

Der Leibarzt entfernte sich.

(Fortsetzung folgt.)

Nordmann.

(Fortsetzung.)

12.

Als Peter Nordmann und Gyllenborg hinaus waren, blieb der alte Musikant noch lange gedankenvoll stehen. Irma seufzte und blickte erwartungsvoll auf den Alten. Dann fragte sie, was er ihr Neues habe erzählen wollen. Dieser aber schien die Frage nicht zu hören. Halblaut und lächelnd sagte er die Worte vor sich hin: „Dem Armen wird doch nicht geglaubt, der Reiche steht höher selbst in der Lüge!"

„Ich aber glaube ja, mein alter Jakob," erwiderte Irma sanft und dringend. „Erzähle mir nur, was wißt Ihr Neues?"

Digitized by Google

„Ihr glaubt mir,“ versetzte der Musikant und legte freundlich blickend, seine Rechte auf Irma's Schulter: „Ja, ja, Ihr glaubt mir! Ihr seyd der Engel von Friedrichshall! Ihr wißt es, wer die Wahrheit redet, d'rum glaubt Ihr!“

Schweigend standen Beide eine Zeitlang. Auch Irma legte ihre Hand auf des Greises Schulter. Ruhiger schlug schon ihr Herz in der Nähe des einzigen Vertrauten. Und immer ruhiger wurde es, als der Vertraute nun anfing, zu trösten. Er sprach von der Liebe, von der Treue, von dem Himmel und dessen wunderbaren Wegen. Er erhob Irma's Herz durch den Glauben hoch empor über das Stückwerk auf Erden. Und der Glaube ist ja so stark als die Liebe. Ein höheres Gestirn ging daher in der gläubigen Brust der Jungfrau auf. Und an dieses Gestirn eben knüpfte sie ihre Liebe. Was die Erde ihr nicht geben wollte, erwartete sie vom Himmel. Aber auch auf die Erde vertraute sie noch, eben weil sie auf den Himmel vertraute. Und das ist ja der Gewinn jedes gläubigen, frommen Herzens. Das sind ja die lichten, reinen Zinsen, die der Himmel schon für die Schmerzenssumme im dunkeln Erdenthale gibt.

Eine Weile noch sahen Greis und Jungfrau sich schweigend und ruhig an. Das Manna des Himmels hatte der Alte ausgetheilt und Beide waren davon gestärkt. Nun griff der Alte auch nach dem Manna der Erde, um es der Jungfrau zu reichen.

„Ich bringe einen Brief,“ sagte der Musikant erfreut, „einen Brief von Wodaf.“

Kein Wort, keine Sylbe, keinen Laut brachte Irma bei dieser Verkündigung über ihre Lippen. Wie getroffen durch einen allgewaltigen Lichtstrahl des Segens stürzte sie nieder auf die Knie. Hoch empor riß der Dank ihre gefalteten Hände, — ein einziger, glühender Hauch aus der Tiefe des Herzens war ihr Opfer für den Himmel. Dann sprang sie blitzschnell auf und fiel dem Verkündiger an die Brust und weinte.

„Wahrheit, Wahrheit,“ sagte mit gerührter, leiser Stimme der Musikant. „So wahr muß es auch unter den Engeln im Himmel seyn, dort ist der Brief das Evangelium, der Bote aber Christus.“

Und der alte Musikant strich mit seiner Hand sanft das schöne Haupt der Jungfrau und ließ sie weinen. Und sie weinte lange. Denn in ihren Thränen lag Freude und Schmerz, Furcht und Hoffnung, Dank und Liebe.

Und die Liebe war es, an der sie zuerst wieder erstarkte. Sie fragte nun: „Wo habt Ihr den Brief?“

Und der alte Vertraute gab ihr den Brief, und sie öffnete ihn und las und küßte und herzte denselben. Und doch waren es nur wenige Zeilen. Wodaf schrieb nur von seiner Liebe, von seiner Treue, alles Weitere hatte er dem alten Musikanten mündlich aufgetragen. Daran aber dachte Irma jetzt noch nicht. Genug bot vor der Hand ihr der Brief. Erst dann, als sie hundert Mal das Papier an ihr Herz und an ihre Lippen gedrückt hatte, verlangte sie mehr.

„Also nicht vor Kopenhagen?“ fragte Irma halb erfreut, halb erschrocken. „Also so nahe, so nahe ist mir Wodaf?“

„Vor Kopenhagen mag es mit den Schweden nicht so ganz sonderlich mehr stehen,“ antwortete der alte Musikant. „Einige Stürme sind von den Belagerten zurückgeworfen worden. Wodaf sah sich, als er schon ziemlich in der Nähe der Hauptstadt war, mit einer anderen Truppenabtheilung zurückbeordert unter den schwedischen General Horn, der nur von dieser Seite per Norwegen und Dänemark beunruhigen soll. So steht denn Wodaf mit bei der Vorhut. — Briefe konnte er nicht schreiben, weil er sie in keine sichere Hand zu legen wußte. Noch bringe ich Euch tausend Grüße von ihm. Ich habe ihm wieder zugeredet, daß er mit mir gehen möchte. Aber zuletzt konnte ich's nicht mehr. O er ist edel und treu, treu seinem König und Euch!“

„Und ach, bei der Vorhut, die Ihr verrathen habt!“ rief schmerzlich jetzt Irma, die in Gedanken alle Gefahren durchlief, die den Theuern treffen könnten.

„Verrathen?“ fragte ernster der Alte. „Saget das nicht, sprecht anders, liebes Kind. — Denn ist nicht auch mir mein Vaterland theuer? — Mußte ich den Stand der Feinde nicht anzeigen, da ich den Feinden den Untergang wünsche?“

„Habt keine Angst,“ fuhr er mild und tröstend fort, da er sah, daß Irma erschüttert stand, „habt keine Angst. Auf Wodafs Haupt wünsche ich jetzt kein Unglück mehr, sondern Glück nur, Glück und Segen. Aber allen Feinden, allen Schweden sonst Untergang und Verderben,“ setzte er fest und laut hinzu.

Irma schwieg. Trauernd sah sie vor sich hin. Aengstlicher und lauter begann ihr Herz wieder zu schlagen, so freudig es auch vorher durch den empfangenen Brief erhoben worden war. Was konnte auch natürlicher seyn? Schien es doch, als habe der Geliebte sie nur darum mit jener Zuschrift beglückt, damit er ihr die Gefahr andeuten wolle, in welcher er stehe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Dienstknecht aus dem Dorfe Salzbrunn im Kreise Oppeln (preuß. Schlesien), welcher von

Digitized by Google

der Garde als Reservist in seine Heimath entlassen worden, lenkte, wahrscheinlich durch die in Berlin erworbene Liebenswürdigkeit im Umgange mit Köchinnen, die Aufmerksamkeit sämmtlicher Mädchen des Dorfes und der Nachbarschaft auf seine Person, und wurde dadurch vielen Knechten ein Dorn im Auge, namentlich beim Tanzvergnügen. — In Kretscham suchte man Gelegenheit, sich an dem Gardisten zu reiben, und gar bald war Zank herbeigeführt, welcher, nachdem die Lichter ausgelöscht waren, mit einer Keilerei endete. In diesem Gefecht wurde der Garde-Reservist im Gesicht so übel zugerichtet, daß er blutriefend nach Hause eilen mußte. Dort angekommen, will er sein Gesicht reinigen, sieht in den Spiegel und bemerkt zu seinem Schrecken, daß ihm die Nase fehlt. Diese war ihm abgeschnitten. Er lud eine Flinte und machte seinem Leben durch einen Schuß in den Mund ein Ende. Nach dem ärztlichen Gutachten ist die Verstümmelung der Nase mit einem scharfen Messer und nicht etwa mit einem zerbrochenen Glase — der gewöhnlichen Waffe bei dergleichen Schlägereien — erfolgt. Drei der Betheiligten aus dem Dorfe Hirschfelde sind verhaftet und die Untersuchung gegen dieselben ist eingeleitet.

Ein weibliches Jubiläum ganz eigener Art ist kürzlich in Marienwerder „bei einer Tasse Kaffee“ begangen worden. Die „Nordd. Ztg.“ meldet darüber: Seit 50 Jahren besteht in Marienwerder ein Verein von Damen, welche ihre geselligen Zusammenkünfte nicht, wie dieß leider so oft geschieht, mit Klatschereien ausfüllen, sondern in denselben Kleidungsstücke für die Armen fertigen. Außerdem zahlen die Damen monatliche Beiträge und unterstützen aus der in dieser Weise gebildeten Kasse vorzüglich arme verwaiste Kinder. Viele ehrenwerthe Handwerker und viele ordentliche und treue Dienstboten verdanken ihre moralische Tüchtigkeit und ihre Lebensstellung allein diesem stillwirkenden Damenverein. Vor einiger Zeit nun feierte derselbe sein 50jähriges Jubiläum, still und harmlos, wie sein Wirken gewesen war, bei einer einfachen Tasse Kaffee. Aber eine Anzahl armer Kinder wurde an dem Tage reichlich beschenkt und festlich bewirthet, und viele dankbare Herzen hatten sich vereinigt, um den Damen, unter denen sich noch mehrere befinden, welche vor 50 Jahren das bescheidene „Kränzchen“ begründet haben, durch Blumenkränze und Gedichte ihre Erkenntlichkeit zu beweisen.

Man schreibt aus Schopfheim, 29 Oktbr.: Dieser Tage ereignete sich in Hasel ein Unglücksfall eigener Art. Bei einer Kindstaufe befanden sich nebst anderen Gästen mehrere junge Männer, welche der Gesellschaft vorschlugen, Spiele zu machen. Der Eine brachte ein solches in Vorschlag, welches er erst an einem andern Orte sah und das nach seiner Angabe äußerst unterhaltend sey. Einer aus der Gesellschaft mußte nämlich den Ochsen machen, ein Anderer den Metzger. Der Ochs wurde mit einem irdenen Hafen auf dem Kopfe und einem Tuche bedeckt, vom Metzger hereingebracht, dann verhandelt und am Ende geschlachtet. Da nun Keiner der andern Gäste die Rolle des Ochsen übernehmen wollte, so erbot sich Der, der das Spiel in Vorschlag gebracht hatte, selbst hiezu. Die Sache ging munter und unter allgemeinem Gelächter von Statten, und der Ochs wurde am Ende vom Metzger mit einem Hammer kunstgerecht erschlagen, worauf er auch zusammenstürzte. Als er sich jedoch nicht mehr rührte und man das Tuch wegnahm, so fand sich, daß der Topf sich auf dem Kopfe des Ochsen verschoben und der Metzger ihm den Schädel eingeschlagen hatte.

Von New-York aus setzt sich eine wissenschaftliche Expedition in Bewegung, um einen Theil Südamerika's zu erforschen, den seit Humboldt kein gelehrter Reisender betreten hatte. Das nächste Reiseziel ist das Kanakafluß-Thal, von da soll's über die Anden nach Neu-Granada, dann südlich in's obere Thal des Magdalenenflusses nach den alten spanischen Städten La Plata und St. Augustin bis zu den Quellen des Amazonenstromes gehen. Die Mittel der Reise werden von einigen Privatpersonen in Jowa bestritten. Bis jetzt wenigstens hat keine Regierung einen Zuschuß bewilligt.

Aus Lüchow, im Hannöverschen wird unterm 7. d. M. geschrieben: Hier wird in unserer Nähe augenblicklich eine Bauern-Hochzeit gefeiert, die sich durch ihre Großartigkeit und den gemachten Aufwand auszeichnet. Wir deuten etwas an, wenn wir hervorheben, daß über 300 Gäste geladen sind (die Zahl der ungeladenen ist auch nicht gering), daß dazu drei Ochsen geschlachtet und 1 Wispel Waizen, so wie 1 Wispel Roggen ausgebacken wurde. Wer den Durst der Wenden kennt, der wird wissen, daß darnach auch der Konsum von Bier und Branntwein nicht unbedeutend ist.

* * *

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 276 Dienstag, 18. November 1856.

Eine eigenthümliche Vergiftung.

(Fortsetzung.)

7.

Da sich fast alle Familien von Distinktion, selbst die nicht zu fern gelegenen Gutsherrschaften, der Hülfe des Leibarztes bedienten, so hatte derselbe eine sehr ausgebreitete Praxis und es blieben ihm zur Erholung nur einige Abendstunden, welche er regelmäßig in jener Konditorei, wo wir ihn mit dem jungen Arzte eintreten sahen, in einem Kreise lebensfroher Männer vorgerückten Alters verlebte.

Tägliche Stadtvorkommnisse gaben gewöhnlich den Stoff zweistündiger und witziger Unterhaltung, als deren Seele man den Leibarzt nennen konnte.

War es nun der Wechsel durch die vielen Besuche, deren einige er in den Nachmittagsstunden selbst außerhalb zu machen hatte, oder wirkte die Bewegung darauf ein — genug, die unerträglichen Reizungen in der kleinen Wunde verschwanden — er vergaß ihrer ganz.

Gegen Abend, als er von einem Besuche außerhalb der Stadt zurückkehrte, wurde er plötzlich wieder daran erinnert. — Der Reiz stellte sich nicht nur in erhöhtem, nein, auch in ganz verändertem Grade ein. — Er wirkte nicht mehr von Innen nach Außen und war durch ein äußerliches Reiben etwas erträglich zu machen, sondern schien tiefer Wurzel gefaßt zu haben, — ging nun nach Innen und war durch äußerliche Friktion nicht im Mindesten zu lindern. Es war gerade zur Zeit seiner Abend-Erholungsstunde, als er die Residenz erreichte.

In jenem Konditoreiklubb fand man dann fast alle Stände repräsentirt. — Man plauderte, lachte gewöhnlich viel: aber man zechte nie. Doch wollen wir keineswegs behaupten, daß die Statuten eines Mäßigkeitsvereins als Norm galten; im Gegentheil machte sich am Schlusse der täglichen Sitzungen mancher haarbeutelartige Humor oft ziemlich bemerkbar.

Heute war die Sitzung recht vollständig. Der eigentliche Präses derselben, unser Leibarzt, aber fehlte noch. — Man war ungehalten darüber, daß er so lange auf sich warten ließ, und schon bereit, denselben in Pleno mit einer Strafpredigt zu empfangen, als dessen wohlbekannte, kräftige und eilige Tritte außerhalb hörbar wurden.

8.

„Ein Glas Wasser mit Eis!" rief, die Thüre aufreißend, der Leibarzt mit überlauter Stimme. — Er schleuderte die Dienstmütze mit Vehemenz auf einen neben der Thüre stehenden Tisch, sank dortselbst in einen Stuhl, ohne den Anwesenden einen guten Abend zu bieten, und schrie von Neuem: „Ein Glas Wasser mit Eis. Ich werde rasend. — Donnerwetter, schnell — schnell!"

„Donnerwetter und Eis? — Wo soll das in dieser Jahreszeit so schnell herkommen? Doktor, ich glaube, es spukt bei Ihnen!" rief einer der Anwesenden scherzend.

„Nein, es brennt bei ihm. — Vermuthlich hat er den verordneten Labewein der Patienten aus Sorge, er möchte Ihnen schaden, selbst zuviel gekostet," lachte ein Anderer.

„Wasser thut's nicht allein, war ja sonst immer Ihr wohlgemeinter Bibelspruch — der Geist, der in dem — Schöpplein," rief ein Dritter lachend.

„Ein Glas Burgunder rühmten Sie bei der größten Hitze als das beste Kühlungsmittel," sprach ein Vierter.

„Hole der Henker — Brand — Bibelsprüche und Burgunder!" polterte der Leibarzt, griff mit furchtbarer Hast nach dem eben gebrachten Glase Wasser, welches fast bis zur Hälfte mit Eis gefüllt war — schob die ganze linke Hand hinein und setzte die Finger so fest auf das Eis auf, als ob er es damit schmelzen wollte. — Nach einigen Augenblicken athmete er tief auf und sagte mit unendlichem Behagen: — „Ach — das thut wohl!" — Schloß nun fest die Augen und lehnte sich in den Sessel zurück. — Alles sah erstaunt nach ihm hin.

Digitized by Google

„Der verdammte Kerl ist ein Hexenmeister," sagte er nach einer Pause. — „Er hat es mir angethan. Zuerst riecht er den Brand — warnt mich dann vor Verwundung — als er sieht, daß ich ihn auslache, macht er, daß ich mich wirklich ritzen muß — dann will er mich durch Furcht vor Gefahr in Schreck jagen — und als er merkt, daß ihm das auch nicht gelingt — hext er, beim Scheiden, im letzten Händedrucke, dem kleinen Risse eine so ungewöhnliche Reizbarkeit an — daß ich des Teufels werden möchte. — Er gehört zu den Aposteln, welche uns zum Glauben zwingen wollen — aber — es soll ihm nicht gelingen — so wahr ich — — — Ein Schöpplein!" rief er plötzlich dazwischen und setzte nun lachend hinzu — „Es soll ihm nicht gelingen! — Er soll sehen, ich bin der Mann der bleichen Furcht nicht. — War auch so ein Alles treibender Asklapjünger, der das einmal gesagt hat — aber war doch ein gescheidter Kerl — hat uns Werke hinterlassen, welche immer mehr Bewunderung finden werden — aber dieser — den soll der Teufel — Guten Abend, meine Herren!" —

Das bestellte Schöpplein wurde so eben gebracht.

„Dorthin!" rief der Leibarzt, auf den Tisch deutend, wo die Andern saßen. — „Die Sache ist kurirt!"

Er zog die Hand aus dem Glase, trocknete sie leicht mit dem Taschentuche, setzte sich zu den Andern und stillte endlich deren Neugier durch Erzählung dessen, was uns bereits bekannt ist.

Das Thema, zwischen für und wider, über diesen Gegenstand war natürlich ein sehr ergiebiges und die Neunte, die gewöhnliche Scheidestunde, schlug, ehe man es geahnt hatte.

Für einen Theil war der junge Arzt ein Gegenstand der Bewunderung geworden, für den andern war er nichts als ein Charlatan, und da, wie es den Anschein hatte, des Leibarztes Präservativmittel, das Wasser, an seinem Finger sich wieder bewährte, so stimmte man dessen Ansicht vollkommen bei und trennte sich, ohne an irgend welche Gefahr für denselben zu denken.

9.

Am andern Morgen durchkreuzte die unerwartete und überraschende, aber traurige Neuigkeit die Residenz — der Leibarzt des Fürsten sey in der Nacht so gefährlich erkrankt, daß man an seinem Aufkommen zweifle, und mehrere Aerzte bereits nach drei Uhr Morgens über den Fall konsultirt hätten.

Gegen ein Uhr, so erzählte man, sey die Gattin des Stabsarztes durch ein lautes Sprechen im Schlafzimmer ihres Mannes, welches dicht an das Ihrige stieß, erweckt worden. Sie habe dessen Stimme erkannt und gelauscht. — Die Worte aber waren unzusammenhängend und erschienen ihr anfangs wie ein lautes Traumsprechen — indeß sey sie besorgt und deßhalb aufgerichtet im Bette geblieben. — Plötzlich höre sie ihren Mann vom Lager aufspringen — im Zimmer umherrennen — die seltsamsten Dinge durcheinander sprechen und sich dergestalt dabei ereifern, daß er im höchsten Zornesausbruche zu seyn schien. — Dieselbe sey nun ebenfalls sofort aufgestanden — habe ihren Mann angeredet — allein er habe sie nicht erkannt — und als sie sich ihm näherte, um ihn zu beruhigen — habe er sogar nach ihr geschlagen. — Sie habe nun die Dienstleute herbeigerufen; doch nur mit der größten Mühe sey es ihnen gelungen, des erregten kräftigen Mannes Herr zu werden und ihn wieder in's Bett zu bringen.

Der herbeigerufene Arzt fand ihn ohne besondere Fieberhitze, dennoch ließ der deliriumartige Zustand nicht nach, und man sah sich gezwungen, ihn gewaltsam an das Bett zu fesseln.

Gegen Morgen endlich schlummerte der Leibarzt ein und nun erst entdeckte man am Zeigefinger der linken Hand eine kleine Rißwunde, welcher man vielleicht gar nicht geachtet hätte, wenn nicht ein schmaler rother Streif über den ganzen Vorderarm hervorleuchtete, der von dieser Wunde ausging, sich in ziemlicher Röthe bis zum Ellenbogen erstreckte, und von hier aus gegen den Oberarm in blässerer Färbung auszulaufen schien.

(Schluß folgt.)

Der Korb und das Korbgeben.

Korb! Verhängnißvolles Wort, das die Blüthen der Hoffnung im Keime erstickt und welken läßt, wie die zarten Schößlinge verdorrten, aus denen er geflochten! Woher kam dem Geräthe des alltäglichen Lebens gerade diese Bedeutung? Sollte die Redensart aus den Kreisen entstammen, die vorzugsweise in seiner Begleitung erscheinen? Aber gewiß reicht die Köchin, die Magd den schweren Korb nicht dem Abgewiesenen, Gesoppten; nein, der Erkorene nur darf ihr die Last abnehmen, um sie zu begleiten; der Korb in seiner Hand wird ihren Genossinnen einer Verlobung, wenn auch nur für die Tanzabende, gleich gelten. Das reicht also nicht aus; vielmehr führt es zur entgegengesetzten Bedeutung, und um es gleich herauszusagen, der erste Ursprung der Redensart liegt im Dunkel, aber gewiß führt er nicht in die Küche — insofern diese nicht als Herrschaftsgebiet des Weibes überhaupt gelten soll; der Ausdruck hat in den höheren Schichten der Gesellschaft seine Heimath zu suchen. Auch

Digitized by Google

scheint er nicht ursprünglich deutsch, der Korb hat keine symbolischen Beziehungen ähnlicher Art in den Rechtsalterthümern, er hat auch in den Gedichten des Mittelalters noch nicht die Bedeutung des sichtbaren Zeichens weiblicher Herrschaft und Tyrannei über den Liebhaber gewonnen, es konnte überall der Begriff des „Korbgebens“ Seitens des Mädchens kaum aufkommen, so lange noch die alte Herrschaft und Schirmvogtei des Vaters oder des nächsten männlichen Verwandten über das Mädchen galt. Erst in den Gedichten des 16. Jahrhunderts wuchert der „Korb“; er erscheint mit dem Herrn „Alamode“ (à la mode) und wird mit ihm aus Frankreich zu uns eingewandert seyn, doch können wir ihn dorthin nicht rückwärts verfolgen. Wie tief aber die Redensart, denn von einer Sitte kann kaum gesprochen werden, in's Volk gedrungen ist, beweiset die Thatsache, daß alle Mundarten, auch die niederdeutsche, sie aufgenommen haben und daß sie jetzt fast allein für das Abweisen eines Freiers im Gebrauch ist. Nur noch eine kömmt außerdem vor, eine Holsteiner, derb bäurischer Natur: „de schüsselt geven“ und „de schüssel bekamen“; mit der Schaufel also hinausgeworfen werden wie Unrath; „sünd em de scheenen ok blau,“ sind ihm die Schienbeine auch blau? darf dabei mit Recht wohl gefragt werden, wenngleich das Auffstellen des ominösen Geräths zum „afschüsseln“ schon genügt. Hier aber gibt nicht das Mädchen, die doch den Korb austheilt, die Schaufel, sie deutet vielmehr die Ablehnung der bei den Eltern angebrachten Werbung an. Unser „Korb geben“ und „Korb kriegen“ ist aber nicht so alt wie der „Korb.“ Noch im Anfange unseres Jahrhunderts sagte man „durch den Korb fallen“ und „durch den Korb fallen lassen;“ in den Korb gethan werden und darin bleiben, galt demnach für die Annahme des Liebhabers; und noch unser „Hahn im Korbe“ lehrt, unter welchem Bilde man sich den eingesperrten, gefangen gehaltenen Galan dachte. Die Schöne hatte, wenn auch „keine Menagerie, so bunt als meiner Lili ihre“ bei Göthe, doch einen großen Hühnerkorb, in dem sämmtliche Liebhaber als Hähne „galantisirten,“ und durch den sie die unliebenswürdigen hindurchfallen ließ; es konnten ihr aber auch einmal die guten entwischen, und dann war die Anrede möglich: „don bist de beste hahn inn korf, wenn de annern rut sünd.“ Selten wird das Mädchen sich der Verlegenheit ausgesetzen, vom Manne zurückgewiesen zu werden, und als seltsames Wunder darf daher ein Gesellschaftelied früherer Zeit auffühlen, wie an einer Spröden zur Strafe selbst das Werfen durch den Korb vollzogen wird. Sie wäre demnach „durchgefallen;“ eine Möglichkeit, welche unsere heutigen Kandidaten vielleicht ungalanterweise bei dem Examen gern dem schönen Geschlechte überlassen. Aber auch das Drinnenbleiben, in den Korb gethan werden, hat noch früher für das Abweisen gegolten, und wir müssen uns die Umworbene denken, wie sie die Mißfälligen einfängt und einsperrt, damit sie nicht belästigen können; Der aber, welcher Gnade fand, darf frei gehen im Hühnerhof, ihr die Cour zu machen.

Kloster Engelsberg bei Klingenberg.

(Fränkische Sage.)

Dort eben auf des Berges Rücken
Grüßt freundlich uns ein Klösterlein;
Wir sehn's vom Maine mit Entzücken,
Ein frommer Schauder nimmt uns ein.
Den Berg hinan und zur Kapelle.
Zu schauen dort die heil'ge Stelle.

Hier lebt der Mönch von Allem ferne,
Was an die Welt gebietend mahnt;
Sein Geist schwingt sich bis an die Sterne,
Und sich den Weg zum Ew'gen bahnt.
Was einst sich hier hat zugetragen,
Das will in diesem Lied ich sagen.

Es stand einst an des Klosters Stelle,
Von mächt'gen Eichen still umkränzt,
Hier eine niedrige Kapelle,
Worin Maria's Bildniß glänzt.
Der Waller viele gläubig nahen,
Weil viele Wunder schon geschahen.

In Sommernächten wenn umzogen
Den Himmel hielt der Sternenkranz,
Der Mond erschien am Wolkenbogen,
Strahlt' um's Kapellchen heller Glanz;
Und Engelein mit süßem Singen
Marien ihre Huld'gung bringen.

Mariens Bildniß ist zu schauen,
Umflammt von einem hellen Licht;
Die Leute seh'n's mit fremdem Grauen,
Und nah'n mit fester Zuversicht;
In die Kapelle ein sie treten,
In stiller Nacht um Bild sie beten.

Und fromme Mönche sieht man wallen
In Andachtsgluth zum heil'gen Ort;
Und ihre Dankeshymnen schallen
Hehr durch die Maingefilde fort.
Geheimnißvoll die Eichen rauschen,
Sie scheinen betend auch zu lauschen.

Weil hier die Engelein gesungen,
Erbaute man auf ihr Geheiß,
Von heil'ger Andachtsglut durchdrungen,
Ein Kloster zu Mariens Preis.
Und „Engelsberg“ ward es geheißen,
Auch Dank den Engeln zu beweisen.

Bei Sternenschein schallt süßes Klingen
Noch jetzt oft in der Mönche Ohr.

Digitized by Google

Dann hören sie die Englein singen,
In wundervollem Feierchor:
Dann sinken sie voll Andacht nieder,
Und stammeln leise fromme Lieder.

Julius Ruttor.

Mannigfaltigkeiten.

Dem Briefe eines in Cincinnati am Theater angestellten Musikers, gebürtig aus Ehrenberg in Böhmen, entnimmt die sächsische Zeitung folgende schauerliche Scene: „Der Wärter einer hier aufgestellten Menagerie wilder Thiere ging zur Mittagszeit wie gewöhnlich zum Essen, in der Meinung, daß seine vierfüßigen Schauspieler wohlbehalten in ihrem Käfig wären. Es war dem nicht so. Der Käfig, welcher einen Tiger und eine Tigerin enthielt, war in baufälligem Zustande, so daß das wilde Paar ausbrach. Während ihr Wärter am Mittagstisch ruhig schmauste, kamen die beiden Thiere, nachdem sie ihr Gefängniß verlassen hatten und sich in Freiheit befanden, auf den Einfall, sich auch einmal etwas mehr zugute zu thun, als was ihnen sonst geboten wurde. In der großen Menagerie befand sich auch ein Lama, und dieses hatten sich der Tiger und die Tigerin zu ihrem Schmause erwählt. Bei Annäherung des Tigerpaares wurde das Lama scheu und befreite sich ebenfalls aus seinem Gefängnisse. Unbarmherzig sprang nun der eine von der Tigerfamilie ihm an die Gurgel, warf es nieder und riß ihm in einem Nu die Halsader auf. Hierauf machten sich nun beide Thiere mit großer Eßlust an das arme Lama. Als der Wärter sein Mittagsessen beendigt hatte und wieder zu seinen Thieren kam, sah er mit Schrecken, was hier vorging. Mit Muth und Entschlossenheit warf er sich in den Kreis der Thiere mit einer Schlinge, die er den beiden Bestien über den Kopf werfen wollte, während sie schon den letzten Tropfen Blut aus dem armen Lama sogen. Die Tigerin aber, mit ihrer Mahlzeit früher fertig als der Tiger, drehte sich herum, als der Wärter eben im Begriffe war, sie zu fangen, und faßte ihn bei der Kehle, so daß der Unglückliche nur noch einige schwache Laute ausstoßen konnte, welche von dem zufällig herbeikommenden Menageriebesitzer von Außen vernommen wurden. Der Tumult, so wie diese Schmerzenslaute erregten Verdacht und er trat mit der stets bei sich führenden geladenen Pistole in das Innere der Menagerie, wo er sofort mit der größten Fassung der Tigerin durch einen Schuß in den Kopf den Garaus machte. Die Bestie hatte nämlich, als die Thür aufging, ihr Opfer losgelassen, so daß ein glücklicher Schuß möglich wurde. Der Tiger sprang aus instinktmäßiger Furcht vor seinem Bändiger in den Käfig zurück und der Unglückliche Wärter kam außer einigen Bißwunden am Halse, doch noch mit dem Leben davon.“

Ein Herr Franz Coignet hat eine merkwürdige Erfindung gemacht; er konstruirt nämlich Zimmerdecken, Dächer ꝛc. ohne Tragbalken, aus zusammengeballtem Mörtel. Es ist ihm gelungen, Zimmer von 22′ Länge und 9 Fuß Breite zu überdecken, ohne dabei einen einzigen Balken, sey er von Holz, oder von Eisen, anzuwenden. Der untere Theil der ganz horizontalen Zimmerdecken kann beliebig mit Zierrathen versehen werden, ohne daß dadurch der Preis erhöht wird. Die Tragbarkeit der Zimmerböden und der platten Dächer ist so groß, daß man ohne Gefahr 2000 Pfund Sand auf einen Quardratmeter bringen konnte. Der Erfinder zählt folgende Vortheile seines Systems auf: Bedeutende Ersparniß, außerordentliche Festigkeit, keine Reparatur, Unverbrennbarkeit und Undurchdringlichkeit für Wärme und Kälte. Bei diesem System ist das ganze Haus gleichsam ein Guß von Mörtel.

Emil Girardin soll vor seiner Vermählung mit der Gräfin von Tifenbach derselben in dem Ehekontrakt ein Heirathsgut von 800,000 Franks und für ihre Toilette eine Jahressumme von 20,000 Franks, garantirt haben. Die „Corbeill,“ das Brautgeschenk, war mit den kostbarsten Spitzen gefüllt und mit einem Cachemir-Shawl im Werthe von 10,000 Franks bedeckt. — Während der Traupredigt soll er viele und aufrichtige Thränen geweint haben; ein Witzbold, dem man dieß erzählte, behauptete jedoch, Girardin müsse in jenem Augenblick an die ersten Aktionäre der Pariser „Presse“ gedacht haben, deren trauriges Andenken ihm diese Thränen entlockt habe.

Ein in Paris lebender Deutscher hat berechnet, daß, wenn die Hälfte der Bewohnerinnen des Fürstenthums Reuß Krenoline-Unterröcke trügen, die andere Hälfte über die andere Gränze ihres Vaterlandes hinaus gedrückt werden würde.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 277 Mittwoch, 19. November 1856.

Eine eigenthümliche Vergiftung.

(Schluß.)

Da indeß Niemand der Anwesenden von dem gestrigen Vorfalle unterrichtet war, so hatte man dieser Erscheinung kaum nur einige Aufmerksamkeit gewidmet.

Der Leibarzt — ob Zufall oder Absicht — hatte auch gegen seine Frau des Vorganges und jener Bemerkungen des jungen Arztes nicht erwähnt und würde auch an einem anderen Orte schwerlich davon gesprochen haben, da ihm die Sache zu lächerlich und unbedeutend erschien, wenn ihn nicht gestern Abend plötzlich jener schmerzartige Zustand übermannt und in die Konditorei getrieben hätte, um durch Kühlung mit Wasser und Eis seiner Herr zu werden. Nachdem ihm dieses anscheinend gelang, war es ein gewissermaßen triumphirender Uebermuth, welcher die Bazarklatschgeschichte in allen Details zu Tage förderte. Es war also ganz natürlich, daß es Niemand einfallen konnte, zu wähnen, diese nadelrißartige Fingerhautverletzung sey die einzige Ursache seines gefahrdrohenden Zustandes.

Die herbeigerufenen gelehrten Herrn zerbrachen sich die Köpfe — und jener in solchen Fällen nicht seltene Moment trat ein — den der Lateiner mit den Worten — hic haeret aqua — bezeichnen würde.

Sie konsultirten — und wußten nichts — trennten sich — ohne etwas zu wissen oder nur zu errathen — berieten sich in einiger Zeit wieder — um erst recht einzusehen — daß unsere gepriesene, weitgediehene Wissenschaft — nur Stückwerk ist und bleibt — daß Erfahrung nicht genügt, um als Regel angenommen zu werden — als Basis gelten zu können.

10.

Jene die Stadt durchlaufende Nachricht von der plötzlich gefährlichen Erkrankung des allgemein beliebten Leibarztes drang auch sehr bald zu den Ohren derer, welche ihn als Präses ihres Abendkluddo, als Seele ihrer vortigen Unterhaltungen betrachteten. Diese beeilten sich nun, das ihnen gestern von dem Patienten selbst Mitgetheilte und damals zum Theil von ihnen wie von dem Leibarzte als Charlatanerie des fremden jungen Arztes Betrachtete, den konsultirenden Aerzten zu hinterbringen. Zwar fand auch bei diesen die Brandriechung durchaus keinen Glauben, aber es lenkte doch nunmehr ihre Aufmerksamkeit mit auf die kleine unbedeutende Wunde und schien wenigstens einiges Licht über den überraschenden Vorfall zu verbreiten. Allein selbst ohne jene Mittheilungen würde die kleine Wunde, als sie sich auf's Neue zur Konsultation versammelten, Gegenstand der größten Aufmerksamkeit für sie geworden seyn; denn es war während der kurzen Zeit ihrer Entfernung eine so auffallende Veränderung am linken Arm des Patienten vorgegangen, daß sie augenfällig werden mußte und die größte Ueberraschung bei den Beschauenden hervorrief.

Die kleine Rißwunde am Finger, vor kurzer Zeit noch von blaßrothem Schimmer umgeben, war fast schwarz geworden. Die natürliche, weißröthliche Hautfarbe der linken Hand schien sich schon zum Theil mit demselben Kolorite zu färben. — Der dem Oberarm auslaufende Streif war rothe, nach dem Oberarm und zog sich bereits über den Obergreller, breiter und breiter arm der Brust und hier der Herzgegend zu.

Der Patient selbst fieberlos. Das Auge war bald schien schmerz- und fieberlos. Das Auge war bald geschlossen, als ob große Mattigkeit die Lider herabdrücke. Er schlief nicht und öffnete die Augenlider zuweilen, das Auge aber blieb unbeweglich, starr, matt und leblos. Das Gesicht zeigte jene Blässe, welche ein Vorbote naher Auflösung genannt werden kann.

Er nahm an gar nichts mehr Theil. Die in seiner Nähe gepflogene Konsultation, bei welcher doch genau und laut alle Umstände des Vorfalles erörtert wurden, brachte durchaus keine Wirkung auf ihn hervor. Er athmete wohl manchmal tief auf, doch kein Wort ging über seine Lippen.

11.

Daß hier wirklich der Brand und zwar in einer überraschend schnell um sich greifenden Weise einge-

Digitized by Google

treten, daß kein Augenblick zu verlieren sey, wenn man den Patienten noch zu retten hoffe — das war jetzt Allen klar.

Um des Brandes Weiterschreiten zu hemmen, blieb nur das eine Mittel: sofortige Amputation des linken Armes bis dicht an die Brust.

Einer der Aerzte ward beauftragt, eiligst die nöthigen Operations-Instrumente herbeizuschaffen.

Der Patient hatte bis dahin anscheinend ganz theilnahmelos dagelegen. Jetzt regte er sich plötzlich und sagte mit Anstrengung:

„Lassen Sie. — Ich fühle — es ist zu spät. — Auch sterbe ich lieber, als daß ich mich in meinen Jahren einer solchen Operation unterwerfe. — Der junge Mann hat Recht. — Es gibt Dinge, über welche die Wissenschaft uns nicht aufklären kann. — Sie sind da — geschehen — müssen geschehen — um uns zu übergzeugen, daß wir, vorzugsweise in unserm Stande — stets mit Problemen kämpfen — und wenn diese zuweilen glücklich gelöst werden — wir es mehr den Naturkräften — als unserem Wissen zuzuschreiben haben."

Kein Zureden half. — Der Leibarzt beharrte in seinem Entschlusse.

Der rothe Streif senkte sich immer mehr zur Herzensstelle herab.

Mit vollem Bewußtseyn traf er noch seine letztwilligen Verfügungen. — Seine Züge sprachen die ruhigste Ergebung in das, was kommen mußte, aus.

Einige Stunden später hatte der rothe Streif das Herz erreicht. — Der ganze linke Arm faßt war schwarz geworden.

Tief athmete er jetzt noch einmal auf — dann schloß er die Augen — der Puls stockte — der Athem verstchte. — — Er war nicht mehr. — —

In zweimal vier und zwanzig Stunden war der herkulisch starke, vollkommen gesunde Mann dem durch eine kleine Rißwunde eingedrungenen Brandgifte erlegen.

Der Retter sollte hier dem Geretteten vorangehen. — Der amputirte Soldat genas vollkommen. — Ihm fehlte zwar ein Bein — aber das Höchste — das Leben, blieb ihm doch.

Das Schillerhaus zu Marbach.

Das bescheidene Häuschen zu Marbach, wo vor bald einem Jahrhundert Deutschlands Stolz und Zierde das Licht der Welt erblickt hat, ist schon längst zu einem vielbesuchten Wallfahrtsort geworden; der Verehrer des Dichters jedoch, der ihn besucht, muß auch alle seine Pietät mitbringen, wenn er aus der nackten Wirklichkeit, die ihm in diesem Heiligthume auf jedem Schritt und Tritt begegnet, noch sein Bischen Illusion herausretten will.

Auf einem kleinen, freien Platze an ziemlich abschüssiger Straße gelegen, bietet Schiller's Geburtshaus heutzutage vollkommen das Bild Dessen dar, was es in Wahrheit ist, eines kleinen, freundlichen Bäckerhäuschens. Seine besondere Bedeutung verkündet dem Fremden eine höchst einfache grüne Holztafel, die man von Weitem nothwendig für eine Wirthshaus-Tafel halten muß und auf der mit geschmacklosen, großen Buchstaben geschrieben steht: „Hier in diesem Hause ist geboren Friedrich Schiller den 11. November 1759." Unter dieser Tafel liegen auf einem Brette friedliche Wecken und Brodlaibe; neben ihr schwankt in der Höhe des ehrsamen Bäckergewerbes Wappen, eine stattliche Bretzel mit Löwen und Krone.

Tritt man in das beinahe dreieckige, blaugemalte Hauptgemach des Erdgeschosses, so fällt neben dem sehr umfangreichen Kastenofen besonders eine ansehnliche Backmulde in die Augen, die gewiß nicht unabsichtlich just auf den Platz gestellt ist, wo vor Zeiten Schiller's Wiege stand, damit das leibliche Brod, das allnächtlich hier bereitet wird, zum treffenden Sinnbild diene der geistigen Speise, welche der Welt einst von dieser heimlichen Stätte erwachsen ist.

Den Ehrenplatz neben dem Spiegel nimmt ein Abschied ein, vom kgl. württembergischen 3. Reiter-Regiment mit dem Prädikat „gut" ertheilt an J. G. Fischer von Bittenfeld, den Besitzer des Hauses. In einem Winkel an der Thüre steht, vom Eintretenden schwerlich beachtet, auf einem laternenartigen Gebäuse eine schwarze Büste Schiller's, unter ihr die denkwürdigen Worte:

„Deutscher Barde frei und groß,
Seltsam fiel dein Schicksalsloos;
Bald gelobt und dann getadelt,
Und am End' auch noch getadelt!
Doch verzeih' dem Vaterland,
Meister, seinen Unverstand!"

(Nicht ganz genau und nicht vollständig aus dem Spruche von Gottlib August v. Maltitz im „Schiller-Album," Stuttgart 1837, Seite 140.) Zu beiden Seiten der Büste hängen Bilder, links der Jüngling am Scheidewege, rechts der Erlöser, ferner der „Ethisten Weg und Ziel," und endlich ein kleines Bildchen, wie man sie zur Erinnerung an die theure Zeit findet.

Von mehreren Bildern, welche der Thüre gegenüber beim Eintritt am Meisten auffallen, stellt das größte dar: „Die Herabkunft des Königs aller Könige mit seinem Heere gegen Jerusalem, so noch geschieht über 1000 Jahre wie am jüngsten Tage."

Digitized by Google

nebst andern ähnlichen Illustrationen aus der Apokalypse, wie der Sturz des Thieres und des falschen Propheten in den Pfuhl und Aehnliches.

Hat sich der Besucher alle diese Herrlichkeiten angesehen und an einen der zwei Wirthstische zu einem Glase Marbacher gesetzt, so kann er noch das »Schiller-Album« durchblättern, das im Jahre 1840 von einem Stuttgarter Oberkellner eröffnet wurde und in dem sich leither in allen möglichen Sprachen und aus allen möglichen Ländern in Prosa und Prosa Verehrer Schiller's verewigt haben. Wir sprechen nicht vom Werthe der hier niedergelegten Gaben, denn der Liebe Gaben sind mannigfach; allein verschweigen dürfen wir nicht, daß in diesem Pseudo-Album Tintenklexe und schlechte Witze, Unsinn und Rohheiten nicht die geringste Rolle spielen und daß man seine ganze Verehrung zusammennehmen muß, um in dieser Gesellschaft seinen Namen einzuzeichnen.

Mit anerkennenswerther Aufopferung haben Dieß dennoch manche bekannte Männer aus nah und fern gethan; unter den Besuchern der letzten Jahre liest man mit Freuden vom 18. Februar 1854 H. A. von Gleichen-Rußwurm, Schiller's Schwiegersohn, und vom 15. August 1855 denselben nebst Familie von Rudolstadt.

In dieser Verfassung trafen wir jüngst bei einem Besuche das Marbacher Schillerhaus, auf welches sich in drei Jahren, wenn wir des Dichters hundertjähriges Geburtsfest feiern, mehr als sonst die Blicke des deutschen Volks richten werden.

Grausame Verfolgungen der Chinesen gegen eine christliche Gemeinde.

Der »Univers« veröffentlicht einen Brief aus Kanton vom 8. Juli, welcher interessante Einzelnheiten über die grausame Verfolgungen der Chinesen gegen eine christliche Gemeinde enthält. In der Gemeinde Yeo-chai, Mission Guany-tong, wo der Missionär Chapdelaine bereits über 500 Mitglieder für die christliche Kirche geworben hatte, entspann sich zwischen einem Jünger und seiner Frau, die noch nicht zum Christenthume bekehrt war und ein sehr regelloses Leben führte, ein Streit, in Folge dessen die Letztere sich bei ihrem Vater und Bruder, erbitterten Feinden der Christen, beklagte. Diese begaben sich sogleich in den Hauptort des Distrikts zu dem Mandarin, um die albernsten Anklagen gegen die Christen vorzubringen; derselbe schickte sogleich eine bewaffnete Bande in das Dorf. Der Missionär hatte indessen Wind von der Sache bekommen, und hatte sich mit einem seiner Jünger auf Schleichwegen in den Hauptort zu einem chinesischen Freunde begeben, der als Gelehrter in großen Ansehen stand. Das unglückliche Dorf wurde rein ausgeplündert, die Einwohner auf das Grausamste mißhandelt und der größte Theil der Männer als Gefangene fortgeführt. Mehrere Frauen und ein chinesischer Christ, welche der Gefangenschaft entgangen waren, begaben sich in das Haus, wohin der Missionär sich geflüchtet hatte. Hier wurde Rath gehalten und beschlossen, die Frauen sollten unter Anführung des Jüngers nach der Wohnung des Mandarins gehen und denselben um Gnade bitten. Der Letztere ließ sie aber mit Peitschenhieben wieder hinaustreiben, den Jünger verhaften und nach kurzem Verhör enthaupten. Der Missionär, dessen Aufenthalt sehr bald entdeckt wurde, begab sich in die Wohnung des Mandarinen, um das Schicksal der Gefangenen zu theilen, unter denen sich auch eine Frau befand, welche sehr viel für das Christenthum gewirkt hatte. Sie wurde zuerst verhört und zum Tode verurtheilt, jedoch wurde ihr die Gnade bewilligt, auf dieselbe Weise, wie der Missionär, zu sterben. Letzterer wurde nun auch verhört; da er auf die Fragen: »Wie viel Geld hast Du?« »Warum lehrst Du Deinen Jünger zu fliehen?« — nicht antwortete, so gerieth der Mandarin in Zorn, und ließ ihm 100 heftige Backenstreiche mit einem harten Riemen ertheilen, so daß die Wange ganz zerfleischt und die Kinnlade zerschlagen wurde. Hierauf legte man ihn auf den Bauch, und versetzte ihm noch 300 Streiche auf den Rücken, welche schreckliche Pein der Missionär ausstand, ohne einen Klagelaut auszustoßen; dann wurde er in einen Käfig gesperrt, so wie auch die Frau, von der oben die Rede war. Später hatte er einen ganzen langen Tag die schreckliche Kettenstrafe auszuhalten, die darin besteht, daß der Gefangene, während er mit den Daumen und den Haaren aufgehängt ist, mit den Knieen und fast mit dem ganzen Gewichte seines Körpers auf eisernen Ketten ruht. Am folgenden Tage sperrte man ihn in den Käfig, worin die Verbrecher erdrosselt werden. Derselbe ist so eingerichtet, daß der Gepeinigte mit dem Halse zwischen zwei ausgeschmiedeten Brettern hängt, während die Fußspitzen kaum die Erde berühren; er leidet so alle Pein der Strangulation, die mehrere Tage dauern kann. Während dieser entsetzlichen Tortur ließ der Mandarin den Missionär fragen, ob er sich mit 400 Taëls loskaufen wolle; da der Missionär vernehmend antwortete, setzte der gerechte Mandarin die Summe auf 150 Taëls, was aber keinen bessern Erfolg hatte. Nachdem der Gepeinigte einen ganzen Tag und einen Theil der Nacht in der erwähnten Stellung zugebracht hatte, wurde er endlich zum Tode geführt. Sein Kopf, mit den nach chinesischer Weise in einen Zopf zusammengebundenen Haaren an einen

Digitized by Google

Baum gehängt, diente der chinesischen Jugend zur Scheibe für ihre Steinwürfe, bis er endlich herunterfiel und ein Mahl für die Hunde wurde. Das noch zuckende Herz wurde dem Rumpfe abgerissen, in Stücke gehackt, gekocht und von den Chinesen verspeist. Der Rumpf wurde gleichfalls in Stücke geschnitten und den Hunden vorgeworfen. Die Frau theilte das Schicksal des Missionärs und wurde gleichfalls enthauptet. Die Wuth des Mandarins kehrte sich nun gegen die Gefangenen, die auf das Grausamste gemißhandelt, gepeitscht und gebrandmarkt wurden.

Die Kunst des Schmollens.

Von M. G. Saphir.

Laßt sie grollen, laßt sie tollen,
Wie sie wollen, nur nicht schmollen!

Die Engländer sind nie glücklicher, als wenn sie unglücklich sind, die Irländer sind nie friedlicher, als wenn sie Krieg haben; die Russen sind nie zu Hause, wenn sie sich auf Reisen befinden; die Deutschen sind nie durstiger, als wenn sie trinken; die Franzosen sind nie unwissender, als wenn sie Alles gelernt haben, und die Frauenzimmer — diese ganz eigne Nation — haben nie ausgesprochen, als da, wo man vergebens denkt, daß sie sich aussprechen sollen!

In der großen Waffen- und Rüstkammer der weiblichen häuslichen Kriegs- und Zeughäuser, von den leichten Lanzen, Stoßdegen und Dolchen der Worte und Reden bis zum schweren Geschütz der 24 Thränen-Pfündner und Ohnmachten ist keine Waffe so unheilbringend, als jene Art Geschütz, welche man in den früheren Kriegen „Kammergeschütz" nannte, und welches in dem Zweikampf der Liebe oder Ehe „Schmollen" genannt wird.

Weinen und mit den niedlichen Füßen stampfen, sind blos das Ober- und Untergewehr der Frauen. Schreien, zanken, in die Haare fahren u. s. w. ist das kleine Belagerungsgeschütz. Krämpfe, Ohnmachten, Migräne, das sind die Mauerbrecher, Feldschlangen und Kartaunen, aber „Schmollen," Schmollen, das ist die Ausdungerung des Feindes.

Man hat Regenschirme, Lichtschirme, Sonnenschirme, Wetterableiter, Hagelableiter, Feuerversicherungsanstalten, aber man hat keinen Schmollschirm, keinen Schmollableiter, keine Schmollversicherungsanstalten!

Ein schmollendes Frauenzimmer ist eine immerwährende Dachtraufe, welche endlich den härtesten Gebaltstein aushöhlt.

Ein jedes Frauenzimmer spricht anders, ein jedes Frauenzimmer zankt anders, ein jedes Frauenzimmer schmeichelt anders, aber alle Frauenzimmer schmollen auf gleiche Weise. Das Schmollen ist die Universalsprache von den Iroksinnen bis zu den Pariserinnen, von dem Thron bis zur Hütte.

Wenn eine Frau, eine Geliebte zankt, so zankt sie blos mit dem Manne, mit dem Geliebten. Wenn eine Frau, wenn eine Geliebte aber schmollt, so schmollt sie nicht blos dem im Schmollen stehenden Mann oder Geliebten, sondern dieses Schmollen erstreckt sich auf alle leb- und empfindungslosen Gegenstände und Umgebungen desselben. Sie schmollen mit seinem Hund, mit seinem Reitpferd, mit seinem Pfeifenkopf, mit seinem Schreibzeug, mit seinem Schlafrock, mit seinem Lieblingsgericht, mit seinen Pantoffeln; wenn er ein Künstler ist, schmollen sie mit seinen Gemälden, mit seinen Büsten, mit seinen Rollen, mit seinen Gedichten. Sie schmollen nicht nur ihm, sie schmollen mit seinem verstorbenen Großvater, mit seinem Jugendlehrer, mit seinem Rasirer, mit seinem Hühneraugenarzt. Der schändliche Einfluß dieses Schmollens erstreckt sich vom Zenith des Mannes: von seiner Schlafmütze, bis zu seinem Nadir: bis zu seinem Fußsocken.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein trauriger Vorfall macht in Bern nicht geringes Aufsehen. Ein Lehrer an einer sehr zahlreichen Volksschule sperrte nämlich einen ungehorsamen Knaben über Mittag in einen Keller, in dessen Nähe die Aare vorüberfließt. Der aufs Höchste aufgeregte Junge wird durch die Dunkelheit des Raumes und das geheimnißvolle Rauschen des nahen Flusses in Angst und Verzweiflung gebracht. Er schreit und tobt. Nach längerer Zeit hören ihn die Nachbarsleute. Man öffnet den Keller; aber der Knabe ist wahnsinnig. Hoffentlich gelingt es dem Arzte, den Unglücklichen wieder zu heilen. Gegen den Lehrer ist eine Untersuchung eingeleitet.

Das kaiserliche Hofburgtheater in Wien besitzt jetzt acht Tenoristen, nämlich: Ander, Auerbach, Erl — Franz und Joseph, — Campe, Steger, Walter und Wolf, mit einer Gage von nahe 50,000 Gulden Münze für neun Monate.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ludwig Weilandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 278 Donnerstag, 20. November 1856.

Mary O'Brien.

Ein schöner Morgen, ein düsterer Tag, ein Gewitterabend, einige Täuschungen, Leiden und endlich der Tod, darin besteht unser Leben.

Wilhelm Meister von Göthe.

1.

O'Brien house.

An einem schönen Septemberabend, im Jahre 1832, saßen fünf Personen in dem Salon einer hübschen Behausung, welche sich mit ihrem grauen Dache in Mitte eines kleinen Hügels, nicht weit vom Meere zwischen Kilkeny und Waterford, an der östlichen Seite eines jener irischen Dörfer erhob, welche gleich Inseln in einem unermeßlichen grünen Ozean zerstreut umherliegen. Dieses reizend gelegene Dorf bot die mannigfaltigste Aussicht, denn zu seinen Füßen erstreckten sich gesegnete, fruchtbare Thäler, üppige Weiden, unzählige mit Blumen besäete Wiesen; und die Ferne begränzten große, weiße Massen, die die Küsten des Wallisterlandes bezeichneten. Alles trug das Gepräge festlicher Fröhlichkeit, welche die Phantasie steigerte und zum Herzen sprach; denn rings umher weilte der Blick auf einer Natur, die mit sorgender Hand gepflegt war. Hier und dort wurden allerdings einige gelbe Blätter sichtbar; allein der Tag war so schön, daß er durch nichts an den herannahenden Herbst erinnerte. Der Himmel, rein, wie die erste Liebe einer keuschen Jungfrau, war auf der Abendseite purpurn gefärbt, und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne, welche die Blätter der Bäume und die Gipfel der fernen Berge vergoldeten, verliehen der Natur einen melancholischen Zauber. Von der Bai von Wexford her wehte ein sanfter Luftzug; leise ertönte das letzte Gezwitscher der Vögel, mit einem Wort, der Abend war einladend, und vielleicht nirgends gab man sich dem Genusse desselben so ganz hin, als in der obenerwähnten Wohnung.

Die Hauptperson dieser Gruppe war ein alter Mann mit ruhigem Angesichte, dessen Züge, durch ein mildes Lächeln belebt, heitere Zufriedenheit verriethen; daß diese aber nicht immer auf demselben geherrscht, zeigten die breiten Furchen auf der kahlen Stirne, die mehr Spuren erlebten Kummers, als physischer Leiden zu seyn schienen. Jene wohlthätige Trösterin, die Zeit, mochte aber seine Gesichtszüge verklärt, und glückliche Ereignisse einen beruhigenden Balsam in seine Wunden gegossen haben.

Neben dem Greise saß eine Frau, die einige Jahre jünger seyn mochte, als er, und deren durch Freudenthränen getrübtes Auge mit mütterlicher Sorgfalt auf einem jungen Mädchen verweilte, das die schönsten, großen, schwarzen Augen mit einer klaren, weißen, feinen Haut, und einer üppigen aber schlanken Gestalt verband. Eine gewisse Hoheit gab ihrem von Natur zarten und feinen Wesen einen besonderen Ausdruck, ihr ernstes Auge und eine erhabene Stirne verriethen Nachdenken; reiches, schönes Haar fiel in einer Fülle anmuthiger Locken auf ihren Hals herab, und auf dem ovalen Gesichte herrschte nur engelreine Unschuld, wenn auch in ihrem Anzug etwas Gesuchtes lag, das dem italienischen Geschmacke angehörte.

Sie neigte sich gegen einen jungen Mann, dessen Aussehen und Kleidung verriethen, daß er kein Sprößling jenes grünen Irlands sey, denn sein Gesicht trug den Ausdruck jener anmuthigen Leichtfertigkeit, die noch vor sechzig Jahren den Franzosen charakterisirte. Aus seinem Auge sprach Leidenschaft und Hoffnung, seine hastigen Bewegungen zeigten lebhafte Ungeduld. An einem offenen Fenster sitzend, schaute er jeden Augenblick nach der Straße hin, die nach diesem Hause zuführte, als erwarte er sehnlich die Rückkehr von irgend Jemand; allein da die Straße einsam blieb, wandte er sich seufzend wieder dem jungen Mädchen zu, das ihm so liebevoll zulächelte, daß aus den Zügen des jungen Mannes plötzlich jede Ungeduld verschwand, und nur noch beglückte Liebe auf denselben zu lesen war.

Unfern diesen, jedoch mehr im Hintergrunde, im Schatten, saß eine andere junge Person, vielleicht noch reizender, allein von minder anziehender Schönheit, als die erstere. Ihr Gesicht besaß jene

Digitized by Google

Regelmäßigkeit, die bei den Griechen so hoch geschätzt ward, und ihre etwas braune Haut gab dem Gedanken Raum, in diesen Adern könne eine Mischung von italienischem und spanischem Blute fließen. Die edlen Züge waren zwar belebt, allein durch jene Leidenschaft, die so tief verwundet, und deren Heftigkeit oft diejenigen tödtet, deren sie sich bemächtigt, ja selbst denen unheilbringend wird, die die Umgebung eines solchen Wesens ausmachen. Ihre Blicke verweilten unaufhörlich auf den beiden jungen Leuten, und wenn sich ihre Neigung durch eine unschuldige Liebkosung, durch einen Blick, ein Wort äußerte, so erblaßten ihre eingezogenen Lippen, ihre Augen erglänzten, und das Blut trat in ihre Wangen, deren glühende Farbe mit dem leichten Anflug von Roth, das das Gesicht ihrer schönen Gefährtin bedeckte, einen seltsamen Kontrast bildete. Jedes Wort, das sie gegenseitig an einander richteten, schien ihr Schmerz zu bereiten, jeder ihrer Blicke machte sie erblassen, ängstlich folgte sie allen ihren Mienen, Bewegungen und Gedanken.

Das geräumige Zimmer, das diese Gesellschaft vereinigte, erleuchtete ein einziger, in einer Fenstervertiefung angebrachter Kreuzstock, die Verzierungen und Möbeln waren zwar antik, aber reich und gewählt. Ein elegantes Pianoforte, das dem Fenster gegenüber stand und mit Musikalien bedeckt war, bezeichnete eine gewisse Wohlhabenheit, und jenen Sinn für das Höhere, der sonst in Irland weniger, als in großen Städten heimisch war.

Der Tag neigte sich bereits seinem Ende, als in einiger Entfernung auf der Straße von Kilkenü ein alter Mann sichtbar wurde. Das junge Mädchen bemerkte ihn zuerst, und sein Anblick schien einen furchtbaren Eindruck auf sie zu machen.

Bald entdeckte auch der junge Mann den Reisenden, dann mit einer Art Triumph rief er: „Das ist der alte Tony, er hat einen Brief.“

Seine junge Nachbarin blickte ihn erröthend an, ja selbst die beiden Eltern schienen an dem Ereignisse lebhaften Antheil zu nehmen. Alles erhob sich, als wäre die Ankunft der Nachricht dadurch zu beschleunigen gewesen. Nur das junge Mädchen, dessen Benehmen mit jenem der übrigen Personen wenig im Einklang zu stehen schien, blieb, den Kopf in die Hand stützend, sitzen; doch waren Alle zu sehr beschäftigt, um auf sie zu achten.

Allein, es ist Zeit, die Leser mit den Personen, die in dieser Novelle handeln, weiter bekannt zu machen.

2.

Die Lilie der Grafschaft Kilkeny.

Wir befanden uns in O'Brien House, in dem letzten Reste des Glanzes einer Familie, deren Name in den Annalen von Irland einigen Ruf genießt, den aber unerschütterliche Anhänglichkeit an seinen politischen und religiösen Glauben längst in Verfall brachte, ohne daß ihm dadurch die Achtung und Verehrung derer entzogen werden konnte, über welche die Macht der Erinnerung einige Gewalt übt, und in deren Augen würdige Haltung im Unglück zu neuen Ansprüchen auf Achtung berechtigen.

Der Alte und seine Frau nebst der schwarzäugigen Tochter, die wir im vorigen Kapitel einführten, sind noch die einzigen Ueberreste eines sonst so blühenden Hauses. Als Kapitän O'Brien nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Italien endlich in Florenz Louise Vanini geheirathet hatte, schien Gott diese Verbindung zu segnen; denn sie hatten das Glück, zehn Kinder um ihren Tisch zu zählen, sechs Söhne und vier Töchter, die sämmtlich den Eltern die glänzendsten Aussichten eröffneten.

Die Söhne besaßen die edlen Eigenschaften des Vaters, und die Töchter waren das treue Ebenbild der Mutter, schon Engel auf dieser Welt. Mit einem Mal schien aber ein unerbittliches Geschick über die bisher so glückliche Familie hereinzubrechen; in neun Jahren verschwand nach und nach Eines um das Andere aus einem Leben, von dem es nichts, als die goldene Außenseite kennen gelernt hatte.

Neun Mal mußte sich das Grab öffnen; neun Mal, wenn der Hauch des Herbstes fröstelnd die Blätter abstreifte, klopfte der Tod an die Pforte, und führte Trauer und Verzweiflung mit sich in dieses Haus.

Es ist wahr, dieser Leidenskelch war bitter; allein die Vorsehung prüft zuweilen die Stärke ihrer Lieblinge. Ein Trost blieb ihnen noch, die kleine Mary, ihre letzte Tochter, die viel jünger war, als die andern. Auf dieses zarte, schwache Kind trugen sie nun die ganze Neigung über, deren die übrigen genossen. Mary'n gehörte nun jede Sorgfalt, ihre ganze Liebe, alle ihre Zärtlichkeit; eine Sorgfalt, die oft bis an Aengstlichkeit gränzte, eine Liebe, die oft der Kummer überwältigte, eine Zärtlichkeit, die oft mit Thränen gemischt war. Denn ein Vater behält in seinem Herzen einen weiten Raum für Erinnerungen, und das Herz der Mutter erfaßt, so lange sie lebt, eine solche Trauer, daß sie unaufhörlich wieder auftaucht.

Zehn Jahre waren bereits verflossen, und längst war der Kummer, der jener Familie aus diesem Verluste erwachsen, einer sanften Schwermuth gewichen, noch benetzten zuweilen Thränen ihre Augen, allein sie flossen minder oft, und weniger schmerzlich.

Mary schien alle Anmuth und alle edlen Eigenschaften geerbt zu haben, die bei ihren ältern Geschwistern den Stolz der Ihrigen ausgemacht hatten. Sollte ihnen diese in ihren alten Tagen nicht auch noch geraubt werden? Jeden Tag spähten sie mit

Digitized by Google

unaussprechlicher Angst auf ihren Wangen, auf denen sich die Blüthe der Rose lieblich mit der Lilie lieblich paarte; jeden Augenblick fürchteten sie, die Vorboten eines frühzeitigen Todes auf denselben zu erblicken; ja selbst der schwermüthige, niedergeschlagene Blick, der allzufrüh gereifte Ernst auf ihrer Stirne erschienen ihnen als sichere Anzeichen eines physischen und moralischen Leidens.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kunst des Schmollens.

(Schluß.)

Wenn die Frau gewöhnlich um neun Uhr den Kopf aus den Federn, und um 12 Uhr die Federn aus dem Kopfe bringt, so steht sie an großen Schmolltagen wie an großen Waschtagen um 7 Uhr auf, um nur recht zeitlich schmollen zu können.

Wenn eine Frau in die Wochen kömmt, so trägt gewöhnlich das ganze weibliche Hausgesinde den Kopf um eine Spanne höher; auch wenn die Frau blitzt, d. h. wenn sie laut zankt, so wetterleuchtet das Stubenmädchen, und die Köchin kühlt sich wie ein ferner Horizont ab; wenn aber die Frau schmollt, so bläselt und näselt auch das Stubenmädchen Alles durch die Nase und zwischen den Zähnen durch, und auch die Köchin spricht und antwortet bloß in Anfangsbuchstaben und Abbreviaturen. Ja, sogar der Mops scheint im magnetischen Schmollrapport mit der Frau zu stehen und knurrt halb unverständlich wie ohne Souffleur.

Zum Reden haben die Frauen doch nur sechs Sprachwerkzeuge: Kehle, Gaumen, Zunge, Zähne, Lippen und Fingerspitzen; allein zum Schmollen haben sie hundert Sprach-Werkzeuge. — Sie schmollen vermittelst der Nasenspitze, indem sie sie hängen lassen; vermittelst des Ellenbogens, indem sie ihn aufstemmen; vermittelst der Füße, indem sie dieselben in abgetretene Schuhe stecken; vermittelst der Haare, indem sie sie nicht glatt kämmen, und vermittelst anderer unzähliger Symptome von Staub und Unordnung an und in allen Dingen.

Zanken und schreien muß ein Ende nehmen, die stärkste Lunge wird müde, und der rastloseste Mund erschöpft sich, aber zum Schmollen braucht man weder Mund noch Zunge, schmollen kann man immerfort.

Im heftigsten Streite, im wüthendsten Wortwechsel, wenn der Mann plötzlich niest, so sagt doch die Frau, gleichsam unwillkürlich: „Zur Genesung!“ Aber während die Frau schmollt, darf der Mann nießen zum Zerplatzen, die Frau schmollt und sagt nie: „Zur Genesung!“

Eine Frau, die mit ihrem Manne zankt, und wenn sie noch so laut donnert und tobt, sie läuft doch inzwischen in die Küche und sieht, daß das Kraut mit den kleinen Knackwürsten, die er so gerne ißt, nicht verderben, und diese Luzida Intervalla kühlen die Atmosphäre ab. Allein eine Frau, die schmollt, vergißt die zartesten Bande der Natur, welche sie an die Küche binden, sie vernachlässigt Gerichte, die sie unter Schmerzen geboren, und wo die Frau schmollt, da raucht die Suppe, das Zugemüse brandelt und der Braten leidet an vollkommenem Mangel an Zartheit und Empfindung.

Einer Frau, die schreit, kann man in die Rede fallen, man kann sich die Ohren zuhalten, allein wie will man einer Frau ins Schmollen fallen und sich vor ihr die Ohren zuhalten?

Einer Frau, die schreit, die kann man, wenn auch nicht überzeugen, doch überschreien; allein wie kann man eine schmollende Frau überschmollen?

Wenn die Frau schreit und lärmt, so finden wir Trost darin, daß solche Erschütterungen die Luft reinigen, und daß die Nachbarn, die diesen ewigen Lärmen hören, Mitleid mit uns haben; allein wenn die Frau schmollt, so segnen die Nachbarn die liebe, stille, friedliche Frau, während der Mann unter dieser gänzlichen Windstille wie das Schiff auf dem Meere auf einem Fleck zappelt!

Kurz, Schmollen ist der schrecklichste der Schrecken. Drum sage ich: „Laßt sie grollen, laßt sie tollen, wie sie wollen, nur nicht schmollen!“

Mannigfaltigkeiten.

[Der Eierhandel in London.] Die Engländer verzehren nicht so viel Eier als die Franzosen, deren jährlicher Verbrauch auf 7 bis 8000 Millionen Stück angenommen wird; allein immerhin wird auch für Großbritannien ein Bedarf von 1500 Millionen Stück jährlich berechnet, von welchen 400 Millionen aus Irland und 100 Millionen vom Kontinente kommen. Dieser letztere Handel ist sehr im Zunehmen begriffen, und er ist in den Jahren 1852—54 auf 110,123,130 Stück gestiegen. Schon vor der völligen Entwicklung des Eisenbahnsystems wurden die in London verzehrten Eier aus großen Entfernungen herbeigebracht, und zwar namentlich aus zwei verschiedenen Bezugsplätzen. Ein Theil kam aus Schottland, wo sie, bis in die Gegend von Dumfries aufgekauft, fest in Stroh auf offne Wägen gepackt und so nach Carlisle gebracht wurden. Hier wurden sie von andern Händlern aufgekauft und mit der Eisenbahn nach London geschickt. Ein anderer Theil kam aus

Digitized by Google

Irland, wo ein eigenthümliches System des Sammelns bestand. Die Eier wurden nämlich durch kleine Jungen bis zu neun Jahren herunter, von denen jeder seinen regelmäßigen Bezirk hatte, bei den Bauern aufgekauft. Der Junge beging alle Tage seinen Bezirk, sammelte die Eier und brachte sie sorgfältig in einem Korb verpackt zurück; häufig hatte er fünfzehn englische Meilen täglich zurückzulegen. Sein Gewinn war ein Penny für zehn Stück, und dabei hatte er das Risiko des Einkaufs und des Transports zu tragen. Die Eier wurden in großen Körben sorgfältig in Stroh verpackt, bis zu 8000 Stück, und entweder nach Dublin oder unmittelbar nach England gesendet. Es kam zuweilen eine Million Stück an einem Tag in Liverpool an. Man berechnet den Werth der 1500 Millionen in Großbritannien verzehrten Eier auf drei Millionen Pfund Sterling. Es ist vielleicht hier auch der Ort zu bemerken, daß der Geflügelmarkt in London ungeheuer ist. Man berechnet die Zahl der wilden in London verkauften Vögel, also die Lerchen, Rebhühner, Fasanen, Schnepfen u. s. w., auf eine Million Stück jährlich; die des zahmen Geflügels aber beinahe auf vier Millionen Stück, worunter gegen zwei Millionen Hühner und eine Million Gänse. Es sind schon, mit Dampfschiffen aus Italien ganze Ladungen von Wachteln angekommen.

Man schreibt aus Würzburg vom 18. Nov. Der so gefährliche Gebrauch von Kohlenbecken hätte heute beinahe dahier zwei Opfer gefordert. Neben dem königlichen Hofgarten befindet sich bekanntlich eine kleine Bude, in welcher ein Weckverkauf etablirt ist; diese Bude ist zu jetziger Jahreszeit durch Fenster fest verschlossen. In derselben befand sich die Verkäuferin und eine andere befahrte Frauensperson, welche der Ersteren einen Besuch gemacht hatte. Die Verkäuferin hatte, um sich zu erwärmen, in einem Becken ein Kohlenfeuer entzündet; bald zeigte sich dessen schädliche Einwirkung, indem beide Personen vom Kohlendampf betäubt wurden. Die Verkäuferin taumelte noch nach der Thüre, um dieselbe zu öffnen, stürzte aber vor derselben zusammen und auf das Pflaster, wodurch sie sich erheblich verletzte. Der den Posten am Hofgarten habende Korporal Andreas Burger von der Garnisonskompagnie, welchem schon vorher das Benehmen der Frauen aufgefallen war, hörte den Fall, und rief den Gefreiten Dittner hinzu, und den Bemühungen Beider gelang es, die Ohnmächtige ins Leben zurückzurufen. Glücklicherweise war auch die Kirche in der k. Hofkapelle zu Ende, wodurch noch mehrere Personen zu Hülfe kamen. Die Verwandete wurde in das nächste Haus gebracht, und auch die andere Frauensperson, welche ebenfalls schon ganz betäubt war, aber durch das Eindringen der Luft durch die offene Thüre sich wieder erholte, Sorge getragen. Wären die genannten Korporal und Gefreiter Dittner nicht so schnell zur Stelle gewesen, so wäre der Ausgang wahrscheinlich ein sehr trauriger geworden.

[Neujahrsgratulation in der Ukraine.] Am Neujahrtage kommen sämmtliche Dorfkinder zu dem Hause ihres Gutsherrn und stimmen unter Poltern und Stampfen ihre Wünsche an. — Die Jungen kommen nicht allein, um dem Herrn zu gratuliren, sondern auch ihn zu bewerfen, zu welchem Zwecke jeder von ihnen einen leinenen Beutel oder oftmals nur einen alten Fausthandschuh in der Hand hält. — Endlich erscheint der Gutsherr und es fährt jede Hand in den Beutel oder dessen Stellvertreter und ein Hagel von Erbsen ꝛc. fliegt dem Heraustretenden entgegen. — Der Kühnste treibt seine Verwegenheit so weit, aus seinem Beutel einen Vogel hervorzuholen und schleudert ihn dem Besitzer in das Gesicht. Der Gutsherr streichelt den Kindern die Backen, zupft jedes am Kinn und läßt jedem eine kleine Gabe reichen.

[Zarte Rücksicht.] Eine vornehme Dame, welche einem Vereine gegen Thierquälerei beigetreten war, sagte zu ihrem Bedienten: „Johann, fange Er die lästige Brummfliege, die mich so entsetzlich genirt; aber thue Er ihr Nichts zu Leide, sondern lasse Er sie zum Fenster hinaus.“ — Johann fing die Fliege, öffnete das Fenster, zögerte aber, ihr die Freiheit zu geben. „Nun,“ fragte seine Herrin endlich: „weßhalb läßt Er die Fliege nicht hinaus? „Es regnet ein wenig,“ erwiderte der Diener. „So, nun kann bringe Er sie einstweilen in das Nebenzimmer“ lautete der humane Befehl.

[Ego und Echo.] Als der Professor C. bei der Feier seiner goldenen Hochzeit das Glück seiner Ehe rühmte, die Gattin auch herzlich einstimmte, und ein Freund auch sagte: „Ihr müßt eine Anweisung zum Eheglück geben,“ entgegnete C. lächelnd: „Die ist sehr kurz, der Mann muß das eigentlichste Ego (Ich) der Frau und die Frau des Mannes Echo seyn!“

* * *

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 279 Freitag, 21. November 1856.

Mary O'Brien.

(Fortsetzung.)

Seit einem Jahre jedoch hatte Mary die gefährliche Epoche überstanden, auf ihren Wangen strahlte das Bild der Gesundheit, und ihre Züge trugen keineswegs den Stempel jenes Ausdruckes frühzeitiger Kränklichkeit, die die Eltern auf abermaliges Thränenvergießen hätten vorbereiten müssen. Mary war stets das heitere, sorglose, junge Mädchen, das sich um die Zukunft nicht bekümmert, sondern nur sein ganzes Glück in einem milden Lächeln des Vaters, und in einer zärtlichen Liebkosung der Mutter findet. Ihr Gemüth, gleich jenen Blumen, deren weicher Stiel sich unter einem Regentropfen biegt, fand seine reinsten Genüsse in der freien Natur. Auf grünem Rasen hüpfte sie fröhlich umher und pflückte Blumen, indeß der Zephir mit einem leichten Gewande spielte, weßwegen man ihr den Namen: »die Lilie aus der Grafschaft Kilkeny« gegeben hatte.

Allein wir sind es der Wahrheit schuldig, zu erklären, daß ihre Heiterkeit seit einiger Zeit verschwunden war, um einer sanften Schwermuth Raum zu geben, die jedoch nichts Beunruhigendes hatte. Was war aber die Ursache derselben? Trug vielleicht die Anwesenheit Oskar's von Monbrün einige Schuld? Jenes jungen Mannes, dessen wir oben erwähnt, der an ihrer Seite gesessen.

Oskar von Monbrün's Vater, genöthigt, Frankreich während der ersten Revolution zu verlassen, hatte in Irland, bei einem Freunde, dem er stets innig zugethan gewesen, eine Freistätte gefunden, daher war es natürlich, daß sich, nachdem er im Jahre 1814 nach Frankreich zurückgekehrt, zwischen ihm und Kapitän O'Brien fortwährend ein lebhafter Briefwechsel erhielt.

Herr von Monbrün, der während seiner Verbannung eine Verwandte O'Briens geheirathet hatte, erfreute sich, als er Irland verließ, des Besitzes eines siebenjährigen Sohnes, der sich stets seiner lieben Freunde in Irland erinnerte.

Lange her hatten diese schon Herrn von Monbrün gebeten, seinen Sohn einige Zeit in das Land zu schicken, in dem er das Licht der Welt erblickte, und schon war es beinahe ein Jahr, daß dieser, jener Bitte entsprechend, bei O'Brien eingetroffen war, ohne daß einer Abreise gedacht wurde.

Des jungen Mannes Anwesenheit erhöhte einige Zeitlang Mary's Munterkeit, die bis jetzt ihre einzige Zerstreuung in dem Umgang mit Alice Brizer gefunden hatte, deren Vater sich seit drei Jahren in einem benachbarten Hause niedergelassen hatte.

Plötzlich wurde sie aber schüchtern, zurückhaltend und schwermüthig. Ob Oskar etwas zu dieser Art von Mißlaune beitrug, vermag ich nicht zu entscheiden, doch glaube ich, daß er ihr Verschwinden veranlaßte, da Mary's Heiterkeit nach einem langen Spaziergang wiederkehrte, den sie mit Oskar gemacht hatte. Bei ihrer Heimkehr war ihr Blick heiterer, ihr Mund lächelte, und erröthend sank sie an das Herz ihrer Mutter.

Den folgenden Morgen hatte Oskar eine Unterredung mit Kapitän O'Brien, in welcher ihn dieser an sein Herz drückte, indem er ihn seinen Sohn nannte; noch den nämlichen Tag schrieb er an seinen Vater, um ihm zu erklären, daß ihn von nun an nur noch eine Sache beglücken könne, und das sey Mary's Hand. Die Antwort blieb nicht lange aus; Herr von Monbrün, der politischen Ereignisse seines Landes müde, sehnte sich darnach, sein Leben in einem Lande zu beschließen, in welchem ihn einst Liebe und Freundschaft beglückt hatten. Es waren nur noch einige Anordnungen zu treffen, die bald im Reinen seyn mußten; der nächste Brief sollte den Tag seiner Abreise aus Frankreich melden, und die Hochzeit nach seiner Ankunft stattfinden. In dieser Erwartung fanden wir die kleine Familie in dem Salon in O'Brien House versammelt, aus diesem Grunde richtete Oskar sein Auge so ungeduldig nach der Straße von Kilkeny, wohin Tony gegangen war, um jenen Brief abzuholen.

3.

Der Brief. — Die Abreise.

Dieser so ungeduldig erwartete Brief, der mit

Digitized by Google

einer Art Triumph eingeholt und voll des innigsten Entzückens eröffnet wurde, ward endlich von Oskar gelesen. Alle Blicke sind auf ihn geheftet, ein freundliches Lächeln zeigt sich auf allen Lippen. — Doch Oskar wird ernsthaft, seine Stirn faltet sich, die Hand ballt sich krampfhaft, das Auge wird trübe und füllt sich mit Thränen, das Haupt neigt sich, und er ist genöthigt, sich an die Thüre zu lehnen, die er in seiner Beängstigung aufgerissen hatte, ohne es zu wagen, Mary anzublicken. Man umringt ihn, man wagt nicht zu sprechen, allein Bestürzung malt sich auf jedem Gesichte; die Erwartung ist im höchsten Grade gespannt. — Oskar nennt gleichsam in Verzweiflung den Namen Mary, dann den seines Vaters, und reicht Kapitän O'Brien den Brief, indem er wie vernichtet stehen bleibt.

Der Brief ist folgenden Inhalts:

„Mein inniggeliebter Oskar, und ihr alle meine theuern Freunde! Gott wollte nicht, daß ich Euer Glück theilen sollte, er verhängte über mich, dem Engel in den Himmel zu folgen, der mir dorthin vorangegangen ist. Eile, mein Sohn, wenn Du noch Deinem Vater die Augen zudrücken willst."

Es wäre schwer die Empfindungen zu schildern, die dieser Brief in den Herzen der Bewohner von O'Brien House erregte. Dieses Glück, das einen Augenblick zuvor Allen noch so nahe schien, ward nun nicht nur vergögert, sondern zum Theil sogar zerstört, da es von Herrn von Monbrün nicht mehr persönlich gesegnet werden konnte. Oskar soll wegreisen, um eine traurige Pflicht zu erfüllen; doch ist es eine Pflicht, die nicht verschoben werden darf. Alle sahen das ein, aber dennoch bleibt das Ereigniß für Alle gleich schmerzlich.

Alle — in dieser Hinsicht täusche ich mich: Alice Bright, die Gespielin Mary's, ihre Freundin, ihre Vertraute, schien über diese traurige Nachricht allerdings bewegt, allein in ihrer Bewegung lag nichts Schmerzliches. Ihr Gesicht hatte sich aufgeheitert, und ungeachtet des mitleidigen, wohlwollenden Tones, den sie heuchelte, als sie von Mary Abschied nahm, ungeachtet der schmeichelnden Liebkosungen, die sie an sie verschwendete, sprach aus ihren Mienen und aus ihrer Haltung eine Art Triumph.

Sobald die kleine Familie allein war, traf Oskar in aller Stille seine Anstalten zur Abreise, denn der Morgen des folgenden Tages sollte ihn nicht mehr in Irland finden.

Jene Vorkehrungen zur Abreise begleitete ein beängstigendes Vorgefühl, das durch das Herannahen eines Gewitters noch erhöht wurde, welches inzwischen am Himmel aufgezogen war. Die Natur schien gleichsam die düstern Empfindungen zu theilen, die die Bewohner von O'Brien House trübten. Der Horizont so eben noch rein und heiter, bedeckte sich plötzlich mit einem schwarzen Schleier, dichte Wolken thürmten sich auf, der Regen fiel in Strömen, und ein wilder Sturm trieb die Wellen des Kanals von Sankt Georg mit Gewalt in die kleine Bay von Wexford.

Ungeachtet dessen mußte aber Oskar dennoch von dannen, denn ein Zögern von wenigen Augenblicken konnte ihn vier und zwanzig Stunden in Kilkeny festhalten.

Er reiste ab, indem er den Schmerz der Trennung so viel als möglich zu beherrschen suchte; doch so ruhig und ergeben er auch scheinen wollte, so waren seine Anstrengungen doch vergebens, da seine Trostlosigkeit in seinen Augen zu lesen war.

Er ging in Begleitung des alten Tony, der sich von Zeit zu Zeit die Thränen aus den Augen wischte, denn wer Oskar kannte, mußte ihm gut seyn, um wie viel mehr der alte Tony, der seine Gebieterin wie ein Vater liebte, und daher auf denjenigen, den sie sich erwählte, einen Theil seiner Anhänglichkeit übertrug.

Nach ihrer flossen unaufhörlich Thränen; die Nacht brachte Niemand die ersehnte Ruhe. Eine gränzenlose Beängstigung, eine entsetzliche Aufregung bemächtigte sich der Bewohner von O'Brien House. Und als endlich sogar Mattigkeit die arme Mary in Schlummer wiegte, wurde sie doch bald wieder durch schreckliche Träume aufgeschreckt. Oskar war der Gegenstand all dieser Träume.

Mit blasser Stirne, in Trauerkleider gehüllt, erschien er ihr, doch nur von Ferne, und traurig blickte er sie an, weil sie ein Abgrund trennt, den er nicht zu überschreiten vermag. Unter solchen düstern Gedanken brach der Morgen an, allein der nach einer so durchweinten Nacht so sehr ersehnte Tag brachte keine Beruhigung in seinem Verlaufe.

4.

Die Freundin.

Oskar's eilige Abreise hatte nicht nur Mary's, sondern noch andere Thränen hervorgerufen. Jene Freundin, die wir an dem unheilbringenden Abend bei ihr erblickten, konnte Oskar nicht sehen, ohne durch die glänzenden Eigenschaften und das ungezwungene Benehmen des jungen Franzosen gerührt zu werden.

Alice war unter einem Ideen-Einfluß, der ganz außer dem friedlichen Bereiche lag, in welchem die Bewohner von O'Brien House lebten; sie befand sich in jenem Zustand von Langigkeit, welcher die Seele für die leichtesten Anfechtungen zugänglich macht. Aelter als Mary, hatte sie schnell das Geheimniß erschaut, das in dem Herzen des jungen Mädchens verborgen lag; sie hatte die Liebe ihrer Gefährtin in gleich hohem Grad, wie ihre eigene, sich entfalten sehen, und doch mußte sie schweigen,

Digitized by Google

weil sie sogleich bemerkte, daß sie Oskars Herz nicht verstand. Auch ihn ergriff die Sehnsucht der Liebe, doch suchte er die Heilung seiner Leiden in Mary's Augen.

Oskar behandelte Alice wie eine Schwester, zuweilen war sein Benehmen freilich so theilnehmend gegen sie, daß man hätte Liebe darin erkennen mögen; doch hatte sie sich selbst über diesen Punkt niemals getäuscht. Ja oft war es ihr sogar vorgekommen, als litt Oskar durch ihre Gegenwart, und als würde es die sanfte Mary vorgezogen haben, allein mit ihrem Freunde zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Griechische Ehen.

Der französische Arzt Weynard machte uns in seiner unterhaltenden Beschreibung einer Fahrt von Marseille nach Sebastopel mit folgendem Original bekannt:

„Einer der Dalmatier, oder genauer Ragusaner, die auf unserm Dampfschiffe dienten, ein schöner junger Mann von herkulischer Gestalt, erhielt am Piräus, dem Hafen von Athen, Erlaubniß, an das Land zu gehen. Diese Vergünstigung, welche allen seinen, mit dem Ausladen der Güter, Einnehmen von Kohlen u. s. w. beschäftigten Kameraden verweigert wurde, hatte er seiner Eigenschaft als Gatte und Vater zu danken. In der That wäre es auch allzuhart von dem Kapitän gewesen, wenn er diesen armen von Wind und Wetter umhergetriebenen Ehemann jetzt, wo ein glückliches Ungefähr ihn in die Nähe seiner Lieben brachte, erbarmungelos hätte am Bord halten wollen. Jubelnd eilte der schmucke Ragusaner einem weißen Häuschen zu, das er uns bereits auf den Höhen als das seine bezeichnet hatte. Vielleicht sollte er Frau und Kind zum Letztenmale umarmen! Als ich von meinem kurzen Ausfluge nach Athen zurückkehrte, fand ich ihn am Strande, auf das Boot wartend, das uns auf das Schiff bringen sollte. Er war jedoch nicht mehr allein. In Gesellschaft eines auffallend schönen jungen Weibes lehnte er an der Laffette einer alten Kanone. Ein munterer kleiner brauner Junge saß auf seinem rechten Arme und mit dem linken hielt er seine Frau umschlungen, die bitterlich weinte, während er mit vorgebeugtem Haupte ihr süße Trostesworte zuflüsterte. Es währte nicht lange, so kam unser Boot, und ich setzte mich ein, ohne es zu wagen, den traurigen Abschied des armen Matrosen zu unterbrechen, der in seinem Schmerze nicht nur unser Schiff, sondern die ganze Welt vergessen zu haben schien. Der Bootsmann jedoch ungeduldig über den Aufenthalt, mahnte ihn etwas rauh an seine Pflicht. Er mußte gehorchen und wir stießen vom Lande, während das junge Weib, vom Schluchzen schier erstickend, regungslos am Ufer stehen blieb. Das Kind an die Brust gedrückt, verfolgte sie uns mit den Augen, bis wir hinter den Fahrzeugen auf der Rhede verschwanden. Es verletzte mich etwas, als ich auf meiner Runde am selben Abend den Ragusaner mitten unter den Sorgelosesten und Lustigsten des Vorderkastells traf.

Ich hatte den Vorfall bereits vergessen, als sich zwei Tage darauf bei unserer Ankunft in Konstantinopel derselbe Ragusaner vor dem Offizier der Wache präsentirte, mit der Bitte, landen zu dürfen. — „Und wozu?“ frug der Lieutenant. — „Um meine Frau und Kinder zu umarmen.“ — „Ei, sieh doch! Die Frau Gemahlin sind ja in Piräus.“ „Verzeihen Sie gütigst, sie ist in Galata.“ — „Nun, dann laß sie nur dort. Unverschämtheit! Ich verbiete Dir, das Schiff zu verlassen!“ — Der Matrose ging ohne Murren wieder an seine Arbeit, und ich lachte mit dem Offizier über die plumpe Lüge. Zwei Stunden nach dem mißlungenen Versuche kehrte nichtsdestoweniger der Ragusaner zum Angriff zurück. Er wiederholte seine Bitte. Er wünsche seine Frau und Kinder zu sehen, und zum Beweis der Wahrheit seiner Aussage berief er sich auf das Zeugniß eines Kommis unseres Schiffsagenten, der so eben an Bord gekommen war. Der Kommis bestätigte auch, daß er eine Frau mit 3 oder vier Kindern in Galata habe. — „Aber sind Sie auch gewiß,“ frug der Lieutenant, „daß sich dieses Weib und diese Kinder gegenwärtig in Galata befinden? Es sind ja noch nicht drei Tage her, daß er in Piräus die Pflichten eines Familienvaters erfüllte.“ — „Nun, so hat er eben dieselben Pflichten auch hier zu erfüllen,“ erwiderte der Kommis, „denn erst vor fünf Minuten sah ich seine Frau. Sie weiß, daß Ragusaner auf unserem Schiffe dienen und bat mich, wenn ihr Mann am Bord sey, ihm die Erlaubniß zum Landen auszuwirken. Da ist er, ich kenne ihn. Er sprach die Wahrheit, und ich bitte Sie, den armen Teufel gehen zu lassen.“ — „Nun, der Merkwürdigkeit halber will ich es gerne gewähren. Ich wußte wohl, daß hier zu Lande die Vielweiberei üblich sey, aber nicht, daß sie in dieser Weise getrieben wird.“ — Der triumphirende Ragusaner ging, eine zweite Reihe seiner Gatten- und Vaterpflichten zu erfüllen. Der Zufall wollte dießmal nicht, daß ich seine Frau Nro. 2 zu sehen bekäme; allein ich verlor nichts beim Warten. Wir trafen gegen zwei Uhr Nachmittags vor Varna ein. Unser Bigamist präsentirte sich abermals vor dem Wachtoffizier mit dem alten Gesuch von Piräus und Stambul. — „Was! Du bist auch hier verheirathet, zum dritten Male?“ —

Digitized by Google

„Ja Herr Lieutenant, wenn Sie erlauben." — „Na, Glück auf mein hübscher Bursche!" — Und der Sultan des Vorderkastells zog zum dritten Male mit fliegenden Fahnen aus. Diese Art Verbindungen sind im Mittelmeere als „Griechische Ehen" bekannt und nicht ungewöhnlich. Sie gelten zwar nicht als gesetzlich, allein die Religiösität der griechischen Mädchen verlangt es doch von ihren Matrosenliebhabern, daß sie sich bei einer ordnungsmäßigen Trauung mit ihnen hinter dem Brautpaare in die Kirche stehlen, wo sie dann die am Altare vorgehende religiöse Zeremonie auf ihr eigenes Verhältniß beziehen.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber den Tulpenbau in Haarlem bringt das „Echo Universel" einen Artikel, aus dem wir einige Angaben, welche auch für deutsche Blumenfreunde Interesse haben, ausheben. Obgleich die Tulpenwuth nicht mehr die frühere Höhe erreicht, so gehen doch jährlich noch Tausende von Zwiebelkisten nach Frankreich, Deutschland, England, Rußland, Skandinavien und Amerika. Das Kapital, welches aus diesem Gewerbzweige jährlich gelöst wird, übersteigt drei Millionen und es gibt Handelsgärtner in Haarlem, welche über 30,000 Gulden für Zwiebeln lösen. Man zahlt keine 50,000 Gulden mehr für eine Tulpenzwiebel, aber im vergangenen Frühjahre wurden doch die werthvollsten Exemplare mit 200 Gulden bezahlt. Der Preis der Hyazinthenzwiebeln schwankt, je nach dem Modewerth, zwischen 5 Cents und 200 Gulden, der der Tulpenzwiebeln zwischen ½ Cent und fünf Gulden, der der Crocuszwiebeln zwischen ½ bis zwei Cents. Gute Haarlemer Lilienzwiebeln werden auch sehr theuer bezahlt. Der Blumenzwiebelbau nimmt in Haarlem von Jahr zu Jahr an Umfang zu. Der Haarlemer Sandboden eignet sich vortrefflich zu diesem Erwerbzweige. Man bestellt die Felder zuerst mit Kartoffeln und erst im Oktober werden die Zwiebeln gesetzt und wohlbedeckt. Im Februar treten die Schüsse aus der Erde hervor und gelangen, wenn das Wetter günstig ist, rasch zur Blüthe, welche zu Ende März und zu Anfang April den Schwung erreicht. Sobald die Blüthe vorüber, schneidet man den Stengel ab und läßt die Zwiebeln nun bis Mitte Juni in der Erde. Jetzt wird sie gelesen, gereinigt, getrocknet, sorgfältig verpackt und verschickt.

Die „D. R.-Z." läßt sich aus Lübeck folgendes Jagdgeschichtchen erzählen: Das neue, im Juni dieses Jahres verkündete Jagdgesetz bestimmt, daß, während es Jedem freisteht, auf eignem Grund und Boden zu jagen, Derjenige, der „mit fertigem Schießgewehr" auf fremden Boden betroffen wird, auch wenn ihm nicht nachgewiesen werden kann, daß er wirklich gejagt, mit 20 Mark Strafe belegt werden soll. Vor Kurzem geht nun ein Lübecker Herr, sehr kurzsichtig, aber ein leidenschaftlicher Jäger, auf seine Besitzungen in der Nähe der Stadt, um daselbst der Jagd obzuliegen. In seiner Zerstreuung geräth er über seine Gränze und auf des Nachbars Gut. Dieser, zufällig in der Nähe, hält unseren Nimrod plötzlich an und bittet sich höflich von ihm die 20 Mark aus, die er natürlich nicht verweigert. Einige Tage später geht er wieder zur Jagd. Schon von Weitem hört er ein Knallen und Schießen in der Richtung seines Gutes. Näher gekommen, sieht er auf seinem Brachfelde eine ganze Kompagnie (200 Mann) des Lübecker Bataillons mit Schießgewehren im Feuer manövriren. Unser Mann, der Erfahrung besitzt, reitet ruhig hinan und bittet sich von dem Befehlshaber der Miliz 20 mal 200, also 4000 Mark aus. Der Offizier hält das für einen Scherz, wird aber einige Tage darauf eines Besseren belehrt, als er sich vor das Obergericht in Lübeck geladen sieht, wegen Kontravention gegen das Lübecker Jagdgesetz. Die „fertigen Schießgewehre" seiner Mannschaft auf fremden Grund und Boden würden ihn bei einer wörtlichen Auslegung des Gesetzes um eine theure Erfahrung reicher machen.

Die „Elberf. Zeitung" schreibt aus Barmen, 12. November: „Gestern wurde die hier auf Kosten der Anschießenden an der Pfalz erbaute Hängebrücke über die Wupper feierlichst eröffnet. Dieselbe hat eine Länge von 80 und eine Breite von 8 Fuß, wird von 4 Drathseilen, welche auf eben so vielen gußeisernen Säulen ruhen, getragen und bietet einen höchst interessanten Anblick. Es ist dieß die einzige größere Brücke der Art in Preußen und wird nicht verfehlen, von nah und fern Neugierige herbeizuziehen."

Auf einer im Holze des Champ-de-Bataille bei Neubourg im Eure-Departement abgehaltenen Wolfsjagd wurden vier Wölfe geschossen und zwei schwer verwundet, von denen der eine auf der Flucht von den Hunden zerrissen wurde, der andere entkam.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 280 Samstag, 22. November 1856.

Mary O'Brien.

(Fortsetzung.)

Dessenungeachtet blieb sie aber dennoch, denn der Dämon der Eifersucht hatte sich ihres Herzens bemächtigt. Es kam ihr vor, als wäre Oskar's und Mary's Liebe ein Raub, den sie an ihr begingen, da sie den jungen Franzosen so von ganzer Seele liebte, für den sie ihren Vater, ihr Vermögen, ihr Leben, ihr Alles hingegeben haben würde. Sie wollte Gegenliebe, sie wollte, daß Oskar's Herz dem ihrigen antworte, ihr Auge suchte nur seinen Blick. — Doch wurde ihr nichts von all diesem zu Theil; Oskar liebte sie nicht, sie war für ihn ein fremdes Wesen, und das genügte ihr nun einmal nicht. Das Unglück, nicht von ihm geliebt zu seyn, würde sie noch ertragen haben . . . Aber daß er eine Andere liebte, daß er Mary liebte!

Mary war ihm nicht inniger zugethan, als Alice, doch liebte jede nach ihrer Weise, denn die Neigung jener jungen Mädchen äußerte sich so verschieden, als ihr Charakter und ihre Erziehung. Bei jeder Handlung Mary's waren liebenswürdige Sanftmuth, rührende Einfachheit, ein Anflug ausgelassener Fröhlichkeit, zarte Schüchternheit und jene reine Jungfräulichkeit vorherrschend, die ihr den Namen „die Lilie der Grafschaft Kilkeny" erwarben. In Alicens Adern hingegen floß italienisches Blut. Als die Tochter eines Neapolitaners besaß sie die überspannten Leidenschaften und das glühende Herz der Töchter jener Halbinsel. Lebhaft im Handeln, heftig in Worten, rasch, wenn es galt, einen Entschluß zu fassen, unfähig, mit Mäßigkeit zu lieben oder zu hassen, trug nun auch ihre Neigung das Glühende, Kräftige ihres Charakters. Und sie sollte die Verschmähte seyn? Oskar sollte ihr keine Aufmerksamkeit schenken? Verweilte sie bei den beiden Liebenden, so verwundeten sie ihre zärtlichen Blicke, gleich dem Stilett des Bravo's, der in der Dunkelheit nach seinem Feinde sticht, und ihre süßen Worte drangen wie feines Gift in ihre Adern.

Alice und Mary waren zwei ungewöhnliche Erscheinungen, zwei höchst entgegengesetzte Wesen, die sich nicht hätten begegnen sollen. Sie konnten nicht aufeinander stoßen, ohne sich zu zerschellen. Aus ihrem Zusammentreffen mußte Unglück hervorgehen.

Alice legte auf jene Eigenschaften, die Mary so liebenswürdig machten, geringen Werth. — Mary liebte Alice, weil es ihr Bedürfniß war, zu lieben. Sie machte sie zu ihrer Freundin, und als sich später eine andere Neigung ihres Herzens bemächtigte, entfernte sie sich nicht ganz von ihrer Gefährtin, sondern schenkte ihr einen andern Beweis ihrer Zuneigung, indem sie sie zu ihrer Vertrauten machte. Ja, sie schien sie sogar noch inniger zu lieben, weil sie selbst glücklicher war; denn das hat das Glück bei edlen Menschen mit dem Unglück gemein, daß es den zartern Gefühlen mehr Ausdehnung verleiht.

Alice konnte Mary nicht mehr leiden; das zarte Mädchen war in ihren Augen nur noch ein Instrument, dessen sich das Glück bediente, um sie unglücklich zu machen, ein Hinderniß für ihre theuersten Wünsche. Sie hörte jedoch nicht auf, sie zu besuchen; denn hätte sie sich von Mary getrennt, so würde sie sich der Nähe Oskar's beraubt haben, und es war ihr Bedürfniß, sich in dem Anblick desjenigen zu berauschen, der ihr ganzes Herz erfüllte. Sie sog in langen Zügen das Gift ein, das sie verzehrte. Ein doppeltes Fieber wirkte in gleichem Maaße auf ihre Phantasie und auf ihren Körper, wodurch ihre stark ausgesprochenen Züge einen leidenden Ausdruck erhielten, der sie nur noch interessanter machte.

Die Nacht, die Oskar's Abreise folgte, brachte auch Alice nicht ruhig hin, auch ihr Schlaf wurde durch Träume gestört, doch waren dieselben nicht ohne Schimmer von Hoffnung.

Der Morgen fand sie daher heiterer.

Sie verfügte sich jeden Tag zu Mary, und brachte fast alle ihre Stunden bei ihr hin. Mary freute sich, sie zu sehen, und erwartete ihr Kommen stets mit Ungeduld, um nur von Oskar sprechen zu können. Alice suchte sie über seine Abwesenheit zu trösten, es lag aber in ihren Trostgründen eine gewisse Bitterkeit, und mehr als einmal entschlüpften

Digitized by Google

ihr zweideutige Worte über Oskar's Beständigkeit, Treue und Rückkehr.

Mary beantwortete dergleichen Dinge nicht, weil sie ihres Freundes zu gewiß war. Allein dennoch ging ein Tag um den andern vorüber, ohne Nachricht von ihm zu bringen.

Unmerklich schlich der Zweifel in ihr Herz, ein furchtbarer Zweifel, von dem sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochte.

Drei Monate waren verstrichen, und Oskar hatte noch keinen jener vielen Briefe beantwortet, die er von O'Brien House erhalten haben mußte.

Das ganze Haus war untröstlich.

Doch Eines vergaß ich zu sagen: daß der alte Tony nach Oskar's Abreise schwer erkrankte, und sich daher Kapitän O'Brien sehr in Verlegenheit gefunden haben würde, wenn sich nicht Alice erboten hätte, die nach Frankreich bestimmten Briefe nach Kilkeny zu schicken, und die Antworten dort abholen zu lassen.

5.

Die Verzweiflung.

Ach! warum bin ich nur ein ohnmächtiges Mädchen? Warum kann ich nicht über das Meer, um meinen Oskar aufzusuchen?

Ja Mary, dann würdest Du ihn ohne Zweifel treffen, wie er einer Andern die Betheuerungen vorsagt, die er Dir so oft wiederholte.

Alice, Alice, sprich nicht so; Oskar hat mich nicht vergessen! Nein, nein, er gedenkt meiner noch mit unveränderter Liebe.

Wie, Mary? ein viermonatliches Stillschweigen konnte Dir diesen Irrthum nicht benehmen? Arme Tochter Erins! Glaubst Du denn wirklich zu kennen, was Männerliebe heißt? Weder Jugend noch Schönheit erhalten Gnade vor ihren Launen. Unsere Macht ist nur von kurzer Dauer; wir sind für sie nur ein schwaches Spielzeug, das sie nach Verfluß von wenigen Tagen zerbrechen. Die erhabensten Tugenden, die anziehendste Schönheit erscheinen ihnen bald nichtig und fade.

Ach nein, Alice! die Liebe ist ein geheimnißvolles Band, das sich unseres ganzen Daseyns bemächtigt, des körperlichen wie des geistigen; sie ist eine unauflösliche Verbindung, die zwei verschwisterte Wesen zu gleichem Geschick vereinigt. Ach! ich bin gewiß, daß er mich liebt, und daß wir glücklich werden; denn in der Liebe besteht ja das Glück! Die Liebe ist das Leben für zwei Wesen, eine Seele für zwei Körper, ein einziger Gedanke für zwei Herzen; sie raubt dem Leben seine Einförmigkeit, und malt seine blasse Außenseite mit den frischen Tinten des himmlischen Lichtes.

Ich wollte, ich könnte Deine Denkweise theilen.

Ach Alice! das schmerzt mich, sage das nicht! Das kommt nicht aus Deinem Innern, nicht wahr? Ich bitte Dich, beruhige mich, daß das nicht Deine Ansicht ist.

Bei diesen Worten faltete das junge Mädchen die Hände, und sah Alice mit herzzerreißendem Ausdruck an.

Nicht wahr, er ist mir treu? Vielleicht ist er krank? Vielleicht steht mir noch größeres Unglück bevor! Doch, daß er mich vergessen sollte! Ach nein, er hat es mir so heilig versprochen. Ich verlangte ja nichts von ihm; ich war zufrieden und glücklich, wenn ich ihn nur lieben durfte. — Er sagte mir, er betrachte unser Leben als ein lachendes Blumenbeet, das wir zu zwei, Hand in Hand durchwandern würden. Und nun ist er nicht mehr da, nun bin ich allein! Ach, das ist schmerzlich!

Alice antwortete nicht, aber zuweilen erbebte sie; über ihre Stirne herab rannen große Tropfen Schweißes, und sie erblaßte, als wenn sie von Gewissensbissen gequält würde. So oft sie sich bei Mary befand, waren ihre Blicke nach der Landstraße von Kilkeny gerichtet, als fürchte sie, Jemand von dort her kommen zu sehen; wollte der Zufall, daß sich am fernen Horizonte eine undeutliche Gestalt zeigte, so äußerte sich auf ihrem Gesichte entsetzliche Angst, und ihre Ruhe trat erst dann wieder ein, wenn der Gegenstand nahe genug war, um unterschieden werden zu können.

Oft beschwor sie Mary, sie solle Oskar für seine scheinbare Untreue bestrafen, und einem jungen Edelmann aus der Nachbarschaft die Hand reichen, der vor einiger Zeit um sie gefreit, und, wie es schien, noch nicht jeder Hoffnung auf sie entsagt hatte.

Solche Vorschläge erwiderte Mary nur mit einer Fluth von Thränen; in ihren Blicken war aber zu lesen, daß sie niemals in dieselben willigen würde.

So verstrich die Zeit unter trügerischen Hoffnungen. Jeder Tag schuf neue Täuschungen, die der folgende Morgen wieder vernichtete; Mary's Herz suchte unaufhörlich nach neuen Gründen, um Oskar zu entschuldigen, die sie in der Stärke ihrer Liebe fand.

Armes, junges Mädchen, das von keinem andern Horizonte träumte, als von seinem irländischen Himmel, das bis jetzt als höchstes Ziel seiner Wünsche nichts Anderes kannte, als einen Kuß von seiner Mutter! Und nun wird diesem Kinde jeder Tag zu einer neuen Thränenquelle.

Auch wirde Kapitän O'Brien längst nach Frankreich abgereist seyn, wenn es ihm die Gicht erlaubt hätte.

In gespannter Erwartung und sinnendem Schweigen lebte die ganze Familie sehr trübe Tage hin. Nur selten war Kapitän O'Brien aufgelegt, seine französische Zeitung vorlesen zu hören; eine Aufgabe,

Digitized by Google

die Mary zu lösen hatte; für jetzt durfte sie diese Pflicht nur selten erfüllen; denn alles, was sich auf Frankreich bezog, rief bei diesen guten Menschen ein zu schmerzliches Gefühl hervor.

Eines Tages jedoch, als die Betrachtungen des Kapitäns noch trüber waren, als gewöhnlich, und sich derselbe Geist über die ganze Familie verbreitet hatte, wollte er versuchen, nicht seinetwegen, sondern vielmehr wegen der Uebrigen, den Gedanken eine andere Richtung zu geben; daher bat er Mary, das neueste Blatt zu lesen.

Seufzend gehorchte sie dem Vater, und begann die Lektüre, ohne daß Jemand auf dieselbe zu achten schien. Mary selbst schien kaum zu verstehen, was sie las. Doch plötzlich schauderte sie zusammen, sprang mit konvulsivischem Zucken in die Höhe, stieß einen schrecklichen Schrei aus, und stürzte in ihrer ganzen Länge auf den Fußboden nieder. Die Mutter eilte der Tochter zu Hülfe, der Vater griff nach der Zeitung, in welcher seine suchenden Augen sogleich folgende Worte fanden:

„Gestern unterzeichnete der König den Heirathskontrakt des Herrn von Mondrün mit Fräulein von Bevis.“

Als Alice diese beinahe unverständlich ausgesprochenen Worte vernahm, stürzte sie bewußtlos neben Mary nieder ....

(Fortsetzung folgt.)

Ein neue Feuerlöschmethode.

Von dem Direktor einer Montiranstalt in Leipzig, Herrn Bucher, ist ein verbessertes Feuerlöschmittel erfunden worden, welches in Zukunft alle Feuerspritzen unentbehrlich machen zu wollen scheint. Mehrere Protokolle einer zur Prüfung dieses neuen Apparates vom königlich sächsischen Ministerium abgeordneten Kommission liegen vor uns, die sich über die Resultate der Versuche in höchst anerkennenswerther Weise aussprechen, indem mit dem fraglichen Apparate jedes Feuer in außerordentlich kurzer Zeit gelöscht werden kann, selbst wenn Stoffe in Brand gerathen sollten, die man mit Wasser nicht zu löschen im Stande gewesen ist, wie Theer, Spiritus, Zucker, Pech, Terpentin und andere Oele, Gas u. s. w., weßhalb auch bereits in vielen Städten in Sachsen Apotheker, Droguisten, Destillateure und andere feuergefährliche Gewerbe auf Verordnung ihrer Magistrate dieses Mittel in ihren Geschäftslokalen stets vorräthig halten müssen. Diese Feuerlöschung, deren Wichtigkeit für das allgemeine Wohl nie zu verkennen ist, bietet unter Anderem folgende Vortheile:

1) Zur Fortschaffung und Anwendung desselben sind keine Maschinen und Apparate, welche oft großen Raum einnehmen, kostspielig, mit Schwierigkeit zu transportiren und beim Gebrauch zu dirigiren, leicht verletzbar ꝛc. sind, erforderlich, sondern dieses Mittel besteht aus den allmählig verbrennenden Papiermaché-Dosen à ¼ — 10 Pfund ꝛc., die man bequem unterm Arme nach der Feuerstätte tragen und ins Feuer werfen kann; — daß dieselben auch weit schneller als Spritzen ꝛc. zur Feuerstätte zu schaffen und Hülfe bringend sind, ist selbstverständlich.

2) Während z. B. durch Spritzen ꝛc. mit Wasser jedesmal auch vom Feuer noch nicht betroffene Gegenstände, so wie auch die betreffenden Gebäude beschädigt werden, ist solches bei diesem Löschmittel durchaus nicht der Fall.

3) Besonders wichtig ist dasselbe deßhalb, weil es in den Lokalen, in denen man es zur Vorsorge als Schutzmittel fortwährend liegen hat, Feuer ohne menschliches Wissen, Anwesenheit und Beihülfe löscht. Selbstredend ist es daher von unberechenbarem Werthe, namentlich für Kanzleien, Archive, Expeditionen, Komptoire, ꝛc. daselbst vorräthig gehalten, als Schutz gegen Verbrennen von Akten, Dokumenten, Briefen, Büchern, ꝛc.

4) Obgleich man eigentlich nur erwarten kann, daß das Mittel bloß in geschlossenen Räumen wirksam ist, so hat es doch auch bewiesen, daß es zugleich auch bei brennenden Treppen und Dachböden, sobald noch nicht große, einander gegenüberstehende Oeffnungen und dadurch starker Luftzug entstanden sind, mit Erfolg wirkt.

5) Endlich bieten die ebenfalls in Anfertigung begonnenen Dosen à 1 Pfund und weniger wiegend, jedem Haushalte Gelegenheit, dieselbe anzuschaffen und Entzündungen des Rußes in Oefen, Ofenröhren, Essen, Schornsteinen ꝛc., welche oft die Entstehungsursache von Feuersbrünsten sind, sofort und ohne weitere Beihülfe zu dämpfen. —

Zum Beweise, wie wichtig diese Erfindung ist, theilen wir aus den Protokollen die Resultate folgender Versuche mit: In einem dastehenden 28 Kubikfuß Raum enthaltenden hölzernen, mit einem größeren und einem kleineren Laden (Thür) versehenen Kasten wurden noch, um der freien Luft mehr Zutritt zu verschaffen, an der oberen Seite (Decke) 1 Loch, an jeder Seite 3 Löcher und an der hintern Wand 2 Löcher mit einem großen Bohrer angebracht, der Boden des Kastens mit einer Schicht Erde bedeckt, damit derselbe vom Feuer nicht beschädigt werden könnte, darauf auf diese Erdschicht ein Haufen Stroh, Hobelspäne und Reisigholz gebracht, dasselbe angezündet und nachdem es in volle Gluth gerathen, so daß die Flammen den ganzen Raum ausfüllten, eine Dose, 1 Pfund

Digitized by Google

Löschmasse enthaltend, hineingeworfen. Dieselbe war noch nicht ganz ausgebrannt, als auch schon das Flammen-Feuer, und wenige Sekunden nach Ausbrennen der Dose, die glühenden Kohlen der abgebrannten Brennmaterialien bis auf einige Papiertheile, womit der Kasten ausgeklebt war, verlöschte.

Bei einem andern Versuche nahm man eine erhöht und freistehende hölzerne, alte ziemlich abgenutzte und durch die in Folge dessen vorhandenen Fugen und defekten Stellen der freien Atmosphäre ziemlichen Zutritt schaffende, 300 Kubikfuß Raum enthaltende Marktbude; — in Folge der genannten Beschaffenheit und weil dieselbe nicht nur seit fast ½ Jahre im Freien stehend, in Folge der diesjetzigen anhaltenden trocknen Witterung ganz dürr, sondern auch durch frühere Löschversuche inwendig an verschiedenen Stellen angekohlt war, bot dieselbe ein sehr leicht anzünd- und brennbares Gehäuse. — Auf den ebenfalls durch eine Schicht Erde geschützten hölzernen Fußboden waren dermassen Hobelspäne und Reisigbündel gelegt, daß die ganze Bodenfläche und zwar 1 und resp. 1½ Elle hoch vollständig damit bedeckt war; — auch Gefäße mit Spiritus und Terpentinöl wurden beigesetzt, — und überdieß noch die vorgenannten Materialien mit Spiritus und Terpentinöl begossen und angezündet. Als Alles durch und durch brannte, und die Flammen den ganzen Bodenraum ausfüllten, und schon Zweifel, die Bude noch retten zu können, laut wurden, ließ Herr Bucher noch ¼ Zentner 6½ Pfund Kolophonium, durch Zerkleinerung schneller brennbar gemacht, fast über die ganze Feuerfläche vertheilt werfen. Hierdurch steigerte sich die Gluth plötzlich und in bedeutend hohem Maaße, die Flammen schlugen zur Thüre und verschiedenen Oeffnungen heraus, die ganze Bude prasselte. — Herr Bucher wollte versuchen, diese Gluth mit nur drei Löschdosen à 1 Pfd. zu bewältigen und warf zuvörderst diese hinein; in Folge mehrseitig ausgesprochenen Verlangens, mehr Löschmittel anzuwenden, wurde, aber kleine Dosen nicht sogleich bei der Hand habend, 1 Dose à 5 Pfund nachgeworfen. Alsbald drang zu allen Oeffnungen der schon obengenannte Dampf heraus; — die Bude wurde äußerlich mit Schweiß bedeckt (eine, der die Löschung unterstützenden Eigenthümlichkeiten dieses Löschmittels) und als nach 3½ Minute nach Abbrennen der Löschdose die Thüre ganz geöffnet wurde, fand man zur allgemeinen Verwunderung das Flammenfeuer ganz und die Kohlengluth zum größern Theil gelöscht.

Nach den gemachten Versuchen erklärten die Sachkundigen, daß dieses Löschmittel, namentlich wegen der durch Wasser nicht löschbaren Substanzen von größter Wichtigkeit sey und überhaupt die allgemeinste Verbreitung verdiene. Uebrigens sollte man es nicht nur anschaffen, sondern um es richtig anwenden zu können, durch Belehrung und Versuche sich damit vertraut machen. —

Mannigfaltigkeiten.

[Zirkulation des Blutes.] Ein medizinisches Journal liefert über die Zirkulation des Blutes ꝛc. Notizen, die allen in der Arzneikunde unbewanderten Lesern sehr interessant seyn müssen. Jedes Herzklopfen dauert eine Sekunde, was in einer Stunde 3600, und in einem Tage 86,400 beträgt. Bei jedem Herzklopfen fließen aus dem linken Magen zwei Unzen Blut in die Pulsadern, und da das Herz, in der Stunde 3600 Mal schlägt, in dieser Zeit 7200 Unzen Blut heraus. Die ganze Blutmasse soll daher im menschlichen Körper 24 Pfund betragen, wenn man 600 durch 24 dividirt, so findet man, daß die Blutmasse 25 Mal in einer Stunde durch das Herz fließt, und folglich 600 Mal des Tages. Das Herz, eines der der vorzüglichsten Muskeln, braucht, um nur eine einzige entgegengesetzte Bewegung zu machen, eine mehreren 1000 Pfunden entsprechende Stärke. Ein Mensch, der 150 Pfund wiegt und zwei Fuß hoch springen will, braucht eine Stärke, die 2000 Mal größer ist, als sein eignes Gewicht, nämlich von 300,000 Pfund.

Von der großen Anhänglichkeit der Chinesen an ihre Heimath, selst unter den Ausgewanderen, ist eine Beweis die schon von früheren Reisenden beobachtete Sitte, dafür Sorge zu tragen, daß die in der Fremde Gestorbenen in der Heimath bestattet werden. So hat im Mai d. Jahres das Klipper-Schiff Stephan Baldwin die Leichen von dreihundert Chinesen, die in Kalifornien gestorben, an Bord genommen. Die Transport-Kosten beliefen sich auf etwa hundert Dollars für jeden Leichnam. Das „Daily California Chronicle“ vom 28. Mai fügt dieser Nachricht mit bitterem, aber treffendem Spott hinzu: „Wir besitzen ein Monopol: wir führen lebende Chinesen als Rohstoff ein, der dann zu todten Chinesen verarbeitet und so wieder ausgeführt wird.“

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 281 Montag, 24. November 1856.

Mary O'Brien.

(Fortsetzung.)

6.

Kilkenny.

Ein großer junger Mann traf in Kilkeny ein, und verweilte dort nur so lange, bis man ihm ein Pferd gab, das er sich nicht einmal die Mühe nahm, anzusehen; nachdem er seinen Mantel umgeworfen hatte, schlug er den Weg nach O'Brien House ein. Seine vielfach bewegten Züge verriethen eine unaussprechliche Angst; er schien nicht nur Eile, sondern auch die Ueberzeugung zu haben, einer schrecklichen Gewißheit entgegen zu gehen; doch das erbärmliche Pferd, das man ihm gegeben, das Strapazen und Jahre abgenützt hatten, war weit entfernt, seiner Ungeduld Folge zu leisten.

War auch das Frühjahr bereits vorgerückt, und der Monat März vorüber, so hatte doch der Winter noch nicht seine Gewalt verloren, und den Himmel verdüstert und umzogen. Die Krümmungen der Landstraße, waren vermöge eines dichten Nebels, der die wohlthätigen Strahlen der Sonne ganz umhüllte, nur sehr undeutlich wahrzunehmen. In der Ebene erwartete den Reisenden eine schneidende Kälte, er hätte sich allerdings gegen die Heftigkeit dieses Nordwinds schützen sollen, denn sein Mantel war von dem Reife in wenigen Minuten ganz weiß; allein er schien denselben nicht zu bemerken. Oskar von Monbrün war sehr verändert. Er, den wir so frisch, so blühend gesehen, dessen Auge, dessen freie Stirne nur Hoffnung strahlten. Er, der denselben Weg, die Freude im Herzen, so oft zurückgelegt, weil ihn bei jedem Schritte, der ihn Mary näher brachte, der Gedanke seiner Liebe höher belebte. Er war nun von blassem Aussehen, sein Auge ernst und finster; die Kraft der Jugend hatte ihn zwar noch nicht verlassen, aber ihre Blüthe war dahin; denn schon hatte der Kummer tiefe Furchen auf seiner Stirne gezogen, weil er seit sechs Monaten unbeschreiblich gelitten.

Sein Vater schwebte diese ganze Zeit hindurch am Rande des Grabes, als hätte sich der Tod nicht entschließen können, seinen Raub zu ergreifen. Sechs Monate lang lag er in Agonie, sechs Monate lang war er den heftigsten Leiden ausgesetzt, die nichts zu versüßen vermochten, als die Nähe eines geliebten Sohnes, denn Oskar hatte ihn nicht einen Augenblick verlassen. Während dieser ganzen Zeit nagte aber noch ein zweiter Kummer an dem Herzen des unglücklichen Mannes, doch mußte er seine Angst, seinen Schmerz, seine Thränen verbergen, um dem guten Vater seine letzten Momente nicht zu erschweren.

Das Ende von Herrn von Monbrüns Leiden gab Oskar seine Freiheit. Mit gränzenlosem Schmerz trennte er sich von einer Stelle, die die Reste desjenigen deckte, den er stets so hoch geachtet und so innig geliebt hatte, um neuem Kummer entgegen zu gehen.

Der Tag neigte sich, im Thal lagerten lange Schatten und ein gewaltig brausender Wind jagte die welken Blätter, die auf den Zweigen einiger Bäume zurückgeblieben waren, weit umher. Oskar mattes Roß blieb eine kurze Strecke vor dem Dorfe stehen und verweigerte eigensinnig, vorwärts zu schreiten. Er befand sich gerade bei der schmucklosen Umfriedung, die der Kirchsprengel den Gräbern geweiht hatte, jener Freistätte der friedlichsten Ruhe, jenem allgemeinen Versammlungsorte, wo jeder Schmerz schweigt, wo jeder Haß erlischt, wo alle geselligen Ungleichheiten verschwinden, wo der Reiche neben dem Armen schläft, wo die Glieder des unter der Last seiner Jahre erliegenden Greises — neben dem kaum in's Daseyn getretenen Kinde ruhen. — Oskar, dem früher Gräber niemals traurige Betrachtungen eingeflößt hatten, seufzte tief; er dachte an seinen Vater, den er fern von hier zurückgelassen, seiner Mutter, die an diesem Orte ruhte.

Er trat ein, und voll billiger Achtung, vermeidend, über das bescheidene Grab hinweg zu schreiten, in welchem Kummer und Elend ruhen, lenkte er seinen Gang nach dem einfachen Stein, der die letzte Freistätte seiner Mutter bezeichnete. Dorthin gehend, bemerkte er ganz frische Grabhügel, sein Blick verweilte auf zwei weißen Steinen, die in

Digitized by Google

schwarzer Schrift zwei, seinem Herzen theure Namen enthalten. Auf dem einen las er: „Edward O'Brien,“ auf dem andern: „Louise Vanini O'Brien. Er schauderte zusammen, unwillkürlich suchten seine Augen ein drittes Grab, einen dritten Namen, der einem, ihm noch theuern Wesen angehört — doch diesen fand er nicht. . . .

Den Beweggrund vergessend, der ihn in diesen Raum geführt hatte, eilte er schleunig hinweg, um O'Brien House aufzusuchen. Schon von Ferne erblickte er das Haus, das Zeuge seines Glückes seyn sollte; doch schien es nicht mehr bewohnt. Er eilte, was er konnte, und traf endlich bei demselben ein; sein Herz schlug hörbar, zitterad klopfte er an die Pforte — doch antwortete Niemand.

Oskar war genöthigt, sich zu setzen, seine Knie brachen zusammen, sein Kopf brannte, seine Gedanken verwirrten sich, und endlich verlor er völlig sein Bewußtseyn.

Als er später wieder zu sich kam, hatte ihn das Fieber verlassen. Er befand sich auf einem ärmlichen Lager, umgeben von einer armen Familie, die, rings um ihn her in Thränen schwimmend, des jungen Franzosen nicht vergessen hatte, der Mary, bei ihren wohlthätigen Wanderungen, so oft begleitete. Doch war er kaum fähig, die Aufklärungen zu fassen, die er vernehmen sollte. Einige Zeit nach seiner Abreise wurde in O'Brien House ein tiefer Gram sichtbar, der mit jedem Tage wuchs. Vor ungefähr zwei Monaten aber wurde dieses Haus durch Unglück noch schwerer heimgesucht.

O'Brien raffte nämlich ein heftiger Gichtanfall in wenigen Stunden dahin, und seine Frau erkrankte noch denselben Tag. Ihre Tochter wich Tag und Nacht nicht von ihr, doch war jede Hülfe vergebens. Vierzehn Tage reichten hin, um auch sie in's Grab zu stürzen, und sie wieder mit ihrem Gemahl zu vereinigen. — Mary aber war nun eine Waise.

Das junge Fräulein, durch diesen furchtbaren Schlag sehr gebeugt, war seit sechs Wochen weggereist; eine alte Verwandte, eine Methodistin, die zu Taunton in England in der Grafschaft Bath wohnte, hatte sie zu sich genommen.

Alice Brigt, bei welcher Oskar nähere Auskunft zu erhalten hoffte, und die allerdings an dem großen Unglück, das dieses Haus getroffen, lebhaften Antheil genommen, hatte mit ihrem Vater seit einigen Tagen ebenfalls Irland verlassen und zwar mit der Absicht, nicht wieder dahin zurückzukehren. Er war mit seiner Tochter nach Paris gereist, da sie gegen ein Land, in welchem sie so traurige Ereignisse erlebt hatte, ein Vorurtheil gefaßt zu haben schien.

7.

Die Laube.

Ohne den großen Zwischenraum zu berücksichtigen, der ihn von Mary trennte, legte Oskar diese Strecke in so kurzer Zeit zurück, daß er sich nach zwei Tagen in Taunton befand. Sein Blick war heiterer, seine Gesichtszüge weniger abgespannt. Es ist allerdings wahr, er hatte sich auf ein bedeutendes Unglück gefaßt gemacht, doch lebte Mary und war frei, was fürchtete er nun noch? Er kam jetzt, um ihre Thränen zu trocknen, um mit ihr zu weinen; denn auch er verehrte ja die Eltern der jungen Waise und der so kurz erst erfolgte Tod seines Vaters ließ ihn fassen, welchen Schmerz dieser Verlust dem Gemüthe der armen Mary bereitet haben mußte.

Es waren zwar noch viele Dinge, die er sich nicht erklären konnte. Doch was hatte das zu bedeuten? In wenigen Augenblicken sollte er ja Alles erfahren.

Da er nicht wagte, sich zu zeigen, ohne sie auf seine Ankunft vorbereitet zu haben, schrieb und zerriß er zu diesem Zwecke wohl zwanzig Briefe. Endlich genügten ihm aber nur ein paar unbedeutende Linien, in welchen er Mistreß Booby meldete, daß der junge Graf Monbrün so eben angekommen, und sich die Erlaubniß erbitte, den Damen seine Hochachtung bezeugen zu dürfen. Er folgte dieser Sendung in Person, um die Antwort so schnell als möglich zu erhalten. Sie verzögerte sich einige Zeit, und als sie endlich eintraf, las Oskar folgende Worte:

„Mistreß Booby ersucht den Grafen von Monbrün, sich nicht zu ihr zu bemühen. Sie schätzt sich glücklich, daß der Brief nicht in die Hände ihrer Cousine gefallen, auf deren Gesundheit er nur eine sehr traurige Wirkung hätte haben können; Mistreß Booby bittet aus diesem Grunde den Grafen von Monbrün, nicht darauf zu bestehen, in ihr Haus zu dringen, weil alle seine Versuche in dieser Hinsicht vergebens wären.“

Oskar's Ueberraschung zu schildern, ist unmöglich. Doch ließ er sich nicht abschrecken, weil er wohl einsah, daß diesem Benehmen irgend etwas zu Grunde liege, das er um jeden Preis zu enthüllen suchen müsse. Er lief an die Thüre der Mistreß Booby und klopfte, worauf ein alter mürrischer Gärtner ein Pförtchen halb öffnete und kopfschüttelnd sagte: „Mistreß Booby nimmt Niemand an.“ Dann schloß sich aber das Pförtchen sogleich wieder.

Länger als zwei Stunden irrte der unglückliche Mann in der Gegend umher, ohne zu wissen, was er machen sollte; allein seine Schritte führten ihn stets an den Ort zurück, den Mary bewohnte. Unfern der Stadt, vor Kurzem erst neu erbaut, hatte dieses Haus eine etwas einsame Lage und stand mit keiner andern Wohnung in Berührung. Oskar, der mehreremal die Runde um dieselbe machte, sah wohl, daß sie nicht geräumig, doch von einem großen

Digitized by Google

Garten umgeben war, dessen Bäume weit über die Mauern hervorragten und ein Hinterhäuschen hatte. Er wahte diesem, stieß wie von ungefähr an, und siehe da, die Thüre wich augenblicklich diesem Stoße.

(Schluß folgt.)

Der Tod des Daïri in Japan.

Aus Simoda (einem den Fremden eröffneten Hafen in Japan) wird einem französischen Blatt vom 15. Juli dieses Jahres ein Ereigniß gemeldet, welches unter den Anhängern der Religion der Sintos, einer Heidensekte des äußersten Orients von nahezu 40 Millionen Seelen, großes Aufsehen machte. Das Kaiserreich Japan wird von einem erblich absoluten Fürsten regiert, dem man den Namen Koubos Seogoun oder Kaiser beilegt. Er bewohnt die Stadt Yeddo auf der Insel Niphon, die Hauptstadt des ganzen Landes. Neben dem Kaiser existirt aber noch der Daïri, das Oberhaupt der Religion von Sinto. Er wird wie ein Gott auf Erden betrachtet; Alles, was er er berührt, ist heilig; er stirbt nicht, sondern erneuert von Zeit zu Zeit seine Seele. Seine Familie stirbt nie aus. Der Daïri bewohnt die Stadt Kio oder Miyako, gleichfalls auf der Insel Niphon gelegen. Er hat dort einen prächtigen Palast; sein Hof besteht aus 22,000 Priestern, welche den Dienst in den 4000 Tempeln dieser ungeheuern Stadt zu versehen haben. Nie zeigt er dem Volke sein Antlitz. Am 1. Juli 1856 erkrankte der Daïri, am folgenden Tage wurde dessen Zustand sehr bedenklich, und am 3. Juli Morgens erkannte man, daß der Tod nicht mehr lange zögern werde. Nun verbreiteten sich die Priester in den Tempeln und verkündeten dem Volke, daß der Daïri sich mit den sieben großen Göttern des Himmels in Verbindung gesetzt habe, und daß im Busen Ten-Sio-Dai-Tsin's, des ersten dieser Götter, seine Seele erneuert werde. Hierauf begannen Gebete, und als diese beendet waren, erklärten die Priester, daß nun der Zutritt zu dem Palaste des Daïri und der Anblick des verehrten Oberhauptes dem Volke freistehe. Das Volk strömte dem Palaste massenweise zu. Der Daïri ruhte auf einem Paradebette, er war in eine weiße Tunika gekleidet, und eine Art Gaze-Maske bedeckte, auf der Haut anschließend, sein Gesicht. Die Priester streuten Weihrauch und bretten mit lauter Stimme. Am 5. Juli um 9 Uhr Morgens starb er. Als er ausgehaucht hatte, hob der Oberpriester seinen Arm in die Höhe, um zu zeigen, daß er leblos sey und verkündete, daß die Seele des Daïri zu den geistigen Göttern gegangen sey, aber bald wieder kommen werde. Das tiefste Stillschweigen trat ein. Nach 10 Minuten warf der Oberpriester einen weißen großen Schleier auf den Körper des Daïri, den er alsbald wieder zurückzog, und man sah an der Stelle des kaum kalten Leichnams ein dem ersteren ähnliches Wesen, voll Leben und Gesundheit. Es richtet sich auf, stieg vom Bette herab, die Stufen eines Altars hinan und segnete das Volk, welches laut in Freude und Jubel ausbrach. Geschickt hatten die Priester dem Körper des Daïri die Person seines Sohnes und Erben unterbreitet. Dieses Manöver, welches sich immer wiederholt, ist um so leichter auszuführen, als das Paradebett auf einer mit Teppichen bedeckten Erhöhung steht — und der Glaube des Volks unerschütterlich ist. Der Körper des verstorbenen Daïri wurde während der Nacht von den Mitgliedern des geistlichen Kollegiums nach dem Tempel von Yeié gebracht, und dort von ihnen verbrannt. Die Thore des Tempels sind während dieses Akts geschloffen. Wer es wagen würde, dort einzudringen, würde als Tempelschänder lebendig verbrannt werden. Am 7. Juli verließ der neue Daïri, von allen Priestern umgeben, seinen Palast, und durchzog auf einem mit 100 Schimmeln bespannten Wagen die ganze Stadt. Alles warf sich auf das Angesicht und betete ihn an. Alle Arbeiten waren eingestellt, alle Gefangene wurden freigelassen, und alle Kriminalprozesse niedergeschlagen. Kio oder Miyako (schließt der Berichterstatter, ein Holländer, welcher unter japanesischem Kostüme in die Staaten des Daïri gelangt war), welches der Daïri bewohnt, ist die zweite Hauptstadt Japan's, zählt 500,000 Einwohner und liegt 200 Kilometer von Yeddo.

Mannigfaltigkeiten.

In einem vom „Moniteur de l'armée“ veröffentlichten Schreiben wird die Ehre der Erfindung und der ersten Anwendung der sogenannten Kongrèveschen Kriegraketen für einen Franzosen in Anspruch genommen. An der Ostspitze des Hafens von Sebastopol — heißt es in diesem Schreiben — sieht man auf der Spitze eines kleinen Hügels einen seit Anfang des Jahrhunderts verlassenen Kirchhof. Auf dem Sockel eines der noch bestehenden wenigen Grabmäler, pyramidaler Form, liest man folgende Worte in französischer Sprache in den Stein gegraben: „François Prévot, Erfinder der Kriegraketen, gestorben 17. Mai 1798.“ Folgendes ist die Geschichte des vergessen an dieser einsamen Stelle Schlafenden: Als die russische Armee unter Fürst Potemkin Otschakow belagerte, blokirte es ein Ge-

Digitized by Google

schwader unter Befehl des Prinzen von Nassau von der Dnieperseite und vom schwarzen Meere, um die Verproviantirung zu verhindern; dieses Geschwader hatte häufige Gefechte mit der türkischen Flotte zu bestehen, welche es ohne die Dazwischenkunft eines französischen Offiziers, des Artilleriobersten Prévot, der seit 2 Jahren im Dienste Katharina's stand, schließlich zerstört haben würde. Dieser Mann erfand bei diesem Anlasse die Kriegsraketten, welche er in die Takelage der türkischen Schiffe schleuderte, wo sie Brand und Zerstörung verbreiteten; er warf sie auch in den Platz und zündete Proviant- und Pulvermagazine an. Die Erfindung Prévots machte seiner Zeit großes Aufsehen, wie aus nachfolgendem nicht veröffentlichten Briefe des Prinzen von Nassau aus dem Jahre 1788 ersichtlich ist, der sich in der Handschriftensammlung der Bibliothek zu Odessa befindet: „Der französische Offizier, Herr Prévot, welchen Sie zu meiner Verfügung stellten, war mir während der Kampagne von großem Nutzen. Die von ihm erfundenen Kriegsraketen fügten dem Feinde beträchtlichen Schaden zu, indem sie seine Flotte desorganisirten und seine Schiffe verbrannten. Diese Raketen haben an der Spitze eine gußeiserne Kapsel, die beim Berühren des Bodens gleich einer Bombe platzt; außerdem sind sie — gleichfalls in eisernen Kapseln — mit einer Art flüssigen, unauslöschbaren griechischen Feuers gefüllt, die Alles, was sie berühren, verbrennen. Die Erfindung des Herrn Prévot ist von großer Wichtigkeit. Prinz von Nassau." Dieser Brief war an die Kaiserin Katharina gerichtet und die russischen Geschichtschreiber jener Zeit bestätigen das darin Gesagte. Oberst Prévot befehligte später die Artillerie von Sebastopol und armirte die ersten Seeforts dieses Platzes. Er starb Ende des vorigen Jahrhunderts. Sein Name und sein Anrecht auf die Erfindung einer jetzt in der Kriegskunst so verbreiteten Feuer-Waffe blieb bis heute ungerechterweise unbekannt. William Congrève machte seine ersten Versuche erst 1804 und wendete sie 1806 zum ersten Male gegen Boulogne an. Ob Congrève, der ein äußerst unterrichteter Offizier war, die Arbeiten Prévots kannte, läßt sich nicht entscheiden.

Am 29. Oktober ward in der englischen Grafschaft Devonshire im Flusse Dart in der Nähe von Totnes die Leiche des „Zigeuner-Königs" Josiah Stanley gefunden. Die bei der Todtenschau anwesenden Aerzte sprachen ihre Ansicht über die Ursache des Todes dahin aus, daß der Verstorbene erdrosselt worden sey, ehe man ihn in den Fluß geworfen habe. Die Zigeunerbande, oder der Zigeunerstamm, welchem er angehörte, hat einen Preis von 50 L. auf die Ergreifung des Mörders gesetzt. Man hält es nicht für unwahrscheinlich, daß einige Angehörige eben dieser Bande, welche Aussichten auf die Königswürde haben, bei dem Morde betheiligt sind.

Der „Siebenb. Bote." berichtet aus Dees, 7. November, über eine durch den k. k. Kreisvorstand Stadler von Wolfesgrün veranstaltete mehrtägige Treibjagd bis in die höheren Gebirgsregionen auf Bären, an welcher sich auch der Landesgouverneur F.Z.M. Fürst zu Schwarzenberg, Fürst Edmund zu Schwarzenberg, Kavaliere aus Ungarn und Siebenbürgen ꝛc. zahlreich betheiligten und bei der 19 Bären angetroffen, 9 erlegt, 3 tödtlich angeschossen und eine beträchtliche Anzahl von Schwarz- und Rothwild, so wie Füchse und Wildkatzen geschossen worden sind.

Die Behauptung von Jägern, daß wir dieses Jahr einen frühen Winter erhalten, scheint sich zu bestätigen. Die Nimrode stützen sich in ihrer Vorhersage auf die Thatsache, daß alles Wild schon seit einiger Zeit, also früher als sonst, seine Wintermontur vollständig angezogen habe. Insbesondere tragen, wie aus Steiermark und Tyrol berichtet wird, die Gemsen ihren „Bart" schon ganz nach der Wintermode und die Füchse ihren Balg so vollkommen ausgebildet, wie er sonst erst im Dezember zu seyn pflegt.

Die Altenkirchner Schützengesellschaft wurde am 9. November durch die freudige Nachricht überrascht, daß ihr bei der jetzigen Ziehung in der Lotterie das Viertel von dem Gewinne zu 40,000 Thlr., also ein Antheil von 10,000 Thlrn., zugefallen sey. Es muß dieß der genannten Gesellschaft um so erwünschter seyn, als dieselbe schon längere Zeit mit dem Gedanken umging, ein stehendes Schützenzelt zu erbauen.

Man schreibt aus Weimar, 19. Novbr. So eben erlönt in den Straßen Weimars folgender humoristische Aufruf: „Wegen Mangels an Gas können heute Abend die Straßen Weimars nicht beleuchtet werden. Es wird deßhalb Jeder, welcher sich nicht vor den Kopf stoßen will, ersucht, entweder zu Hause zu bleiben, oder beim Ausgehen eine Laterne mitzunehmen.“!? — Wegen Gasmangels mußte heute auch das Theater geschlossen bleiben.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Chatte Weitandt in Aschaffenb.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 282 Dienstag, 25. November 1856.

Mary O'Brien.

(Schluß.)

Oskar trat ohne zu zaudern, in dieselbe. War auch bereits der Abend hereingebrochen, so herrschte doch noch nicht völlige Finsterniß, und gerade dieses Halbdunkel begünstigte sein Vorhaben. Eine Allee mit Kies beschüttet, führte den jungen Mann zu einer kleinen Laube, die noch kein Grün bedeckte. Es saß Jemand in derselben, und — o Wonne! es war Mary selbst.

Sie war es allerdings, doch hatte sie kaum noch so viel Kraft, um sich aufrecht zu erhalten; ihre langen Haare waren aufgelöst, und hingen über ihre Schultern herab; ihr Gesicht, blaß von Weinen und durchwachten Nächten, hatte seine ganze Schönheit behalten, so sichtliche Spuren auch der Schmerz auf demselben zurückgelassen; denn die Liebe hatte das Herz dieses Mädchens gleich einem Sirocco berührt, nur um sie zu verderben. Gerade aber in dem Uebermaaß ihres Kummers fand sie Stärke ihn zu ertragen.

Oskar stürzte in die Laube, und fiel Mary zu Füßen. Als sie das Auge erhob und ihn erkannte, versuchte sie die Hände gegen ihn auszustrecken, um ihn zurück zu weisen, doch war sie zu solchem Vorhaben zu matt; ihre Lippen bewegten sich leise, allein es drang kein Ton aus ihnen hervor. Endlich schien sich die Aufregung in ihrem Innern etwas zu beruhigen; sie legte die Hand auf ihr Herz, als empfände sie schrecklichen Schmerz, und sagte:

Fliehen Sie! Fliehen Sie! verlassen Sie mich! Wissen Sie nicht, daß zwei Gräber zwischen uns liegen?

Mary, theure Mary, beruhigen Sie sich! Ich kann Sie nicht verlassen, ehe ich über dieses seltsame Benehmen Aufklärung habe.

Ach, mein Gott, er hat meinen Vater und meine Mutter getödtet, er hat mein Herz gebrochen und verlangt nun noch Aufklärung über mein Benehmen.

Mary, ich kann nicht begreifen, was mich in Ihren Augen dieses Unglückes schuldig erklärt.

Wie, mein Herr, Ihr Stillschweigen . . .

Mein Stillschweigen, Mary! Jeden Tag, den ich fern von Ihnen hinbrachte, habe ich Ihnen geschrieben und jeden Tag erwartete ich Antwort; allein meine Hoffnung wurde fortwährend getäuscht.

Wie, sollte das wahr seyn? Allein auch mein Vater schrieb Ihnen oft, doch niemals gelangte eine Zeile von Ihnen zu uns, um unserer Unruhe ein Ziel zu setzen.

Ach Mary, was höre ich? welches grausame Wesen vermochte so mit unserm beiderseitigen Glücke zu spielen? Ja, nun begreife ich, Sie mußten mich verabscheuen, mich verwünschen.

Ach nein, aber wir haben viel gelitten!

Und auch ich, Mary, habe viel gelitten, denn ich liebte Sie unausgesetzt.

Wiederholen Sie mir das noch einmal, Oskar! versprechen Sie mir, daß Sie mich immer lieben werden!

Theure Mary!

Hier wollte er sie an seine Brust drücken, doch stieß sie ihn voll Energie mit den Worten zurück: Gott verzeihe mir, er hintergeht mich noch immer.

Und dieses, mein Herr? sagte das junge Mädchen, den Kopf stolz in die Höhe werfend, während ein heftiger innerer Kampf ihre Lippen erbeben machte, und sie aus ihrem Busen ein ganz verknittertes Papier hervorzog. Es war das unselige Tagblatt.

Oskar ging nun ein Licht auf. — Gott! rief er aus, das war die Heirath meines Vetters!

Dankerfüllt hob nun Mary die Augen zum Himmel, ihre bisher beibehaltene Stärke verließ sie, ohnmächtig sank sie in die Arme ihres Geliebten! . . .

Den folgenden Tag saß Oskar mit Mistreß Boody neben Mary's Bette. Alles hatte sich aufgeklärt. Die alte Dame vergoß hoffnungslose Thränen; denn Mary waren keine glücklichen Tage mehr beschieden. Sie, die das Unglück verschont hatte, erlag nun einem Uebermaaß von Glück, das sie nicht mehr zu ahnen gewagt hatte. So schwer sie auch darnieder lag, so strahlten ihre Augen doch die reinste Freude. Die Erschütterung war zu heftig gewesen, der zarte Körper des jungen Wesens, der

Digitized by Google

von dem, was er gelitten, schon zu angegriffen gewesen, hatte nun seinen letzten Stoß erlitten.

Doch weg mit den Thränen von Glück und Liebe. Sie sind dahin, gleich dem Thau, der wie Perlen auf den letzten Blättern des Sommers lag. Mary O'Brien liegt auf ihrem Sterbebette. Die schöne Lilie der Grafschaft Killeny wurde vom Sturm geknickt, weil sie seiner Heftigkeit nicht zu widerstehen vermochte.

Oskar überließ sich keinen Illusionen; er täuschte sich nicht; denn er sah mit dem größten Kummer die Fortschritte, die der Tod auf dem sonst so blühenden, frischen Gesichte dieses jungen Mädchens machte; er beklagte dieses zerstörte Daseyn, das sich nicht an das seinige knüpfen sollte; allein sein leidenschaftsloses Gesicht verrieth durch nichts die Bewegung seines Innern; er hatte gelernt, in der Stille zu leiden, und er trug seinen Kummer ergeben und ruhig, wie Mary ihre Schmerzen.

Jener sind aber dennoch die Gedanken nicht verborgen, die Oskar beschäftigen; sie erräth eine Thräne, die er nicht zu ersticken vermag, und diese ruft auch Thränen in ihre Augen, die bereits jener übernatürliche Glanz belebt, welcher der Auflösung vorangeht: ja derselbe schmerzliche Gedanke umwölkt auch vorübergehend ihre Stirne. Doch plötzlich erhält dieses Gesicht, das der Schmerz einen Augenblick besiegte, wieder den Ausdruck der ihm eigenthümlichen Klarheit, und die Augen gegen Himmel gerichtet, der ihr einen Gedanken des Trostes gesandt hatte, drückte sie Oskar sanft die Hand, und sprach lächelnd seinen Namen, denn ihr war ja klar geworden, daß sie jenseits doch einst vereint werden würden.

Den folgenden Tag, als die ersten Strahlen der Sonne das kleine Zimmer beleuchteten, in dem sich die traurige Scene zutrug, heftete Mary noch einmal ihre Augen mit unaussprechlichem Schmerz auf ihren Freund, dann schlossen sie sich langsam; ihre Züge erhielten jenen Ausdruck erhabener Ruhe, der nicht mehr dieser Welt angehört; ihre Hand ließ sie von Oskar los, und sank leblos an ihrer Seite nieder. . . . Alles war vorüber.

Die liebliche Jungfrau ruht auf dem Kirchhofe zu Taunton. Doch finden sich dort keine Verzierungen, kein Stein, auf dem der Name Mary O'Brien zu lesen wäre. Nur ein kleiner Rasenhügel, welchen ein grüner Zaun umgibt, in dessen Mitte sich eine glänzend weiße Lilie erhebt, schmücken dieses Grab. Ein einfaches, rührendes Denkmal für diejenige, die wie eine Lilie unter ihren Gefährtinnen glänzte, und gleich jener Blume nur so kurz blühte.

8.

Drei Jahre später.

Die Oper in Paris feierte eine ihrer Glanzperioden, Mademoiselle Taglioni trat zum Erstenmal auf, man bedeckte die Sylphide mit Blumen, und überhäufte sie mit Beifallsbezeugungen, denn an jenem Abend wurde ihr ein vollkommener Triumph zu Theil.

Doch nirgends war es lebendiger, als in einer Seitenloge, in welcher sich vier Personen befanden, die sich jedoch nicht anzugehören schienen. Vorne saß ein Greis mit einem ausdrucksvollen Gesichte, neben ihm aber eine junge Dame, die sich weniger mit dem beschäftigte, was auf der Bühne vorging, als daß sie in dem Saale selbst Jemand suchte, den sie ohne Zweifel zu finden hoffte. Sie sah leidend aus, doch war sie dessen ungeachtet schön.

Zwei junge Herren, die hinter ihr standen, führten halb laut folgendes Gespräch.

Wie, Du wußtest das nicht? sagte plötzlich einer von ihnen in etwas vernehmlicherem Tone.

Meiner Treue, nein! Aber ich wünsche Dir recht aufrichtig Glück, Heinrich, das ist eine sehr schöne Erbschaft.

Ja, um so mehr, da der Vetter, hinsichtlich seines Erben eine höchst angenehme Lebensweise führte, er war seit dem Tode seines Vaters sehr sonderbar geworden.

Man hat mir gesagt, seiner Melancholie sey getäuschte Liebe zu Grunde gelegen. . . . Es scheint, er muß sich seine Leidenschaft für sein irisches Landmädchen sehr zu Herzen genommen haben.

Sich in ein Landmädchen zu verlieben, ginge noch an, wenn sie hübsch ist; wie man aber in Oskar von Monbrün's Jugend, und mit seinem Vermögen, deßhalb aus Liebe sterben kann. . . . .

Bei diesen Worten stieß der junge, vor ihnen sitzende Dame einen dumpfen Schrei aus, und, aufstehend, betrachtete sie die beiden jungen Herren mit fixen Blicken. Ihr erschrockener Vater wollte sie wegführen, allein dem schwachen Greis versagten die Kräfte.

Sie fuhr fort, die beiden jungen Leute anzuschauen; dann das Haupt mit stolzem Triumph emporhebend, und ihre langen Locken zurückstreichend, sagte mit sanfter und wohlklingender Stimme:

Aha! Aha! Ich suchte ihn also vergebens. Er ist todt, das ist recht! Und Mary, auch sie ist todt! . . . Ich habe sie umgebracht! . . . Sie haben mich umgebracht! . . . Sie haben mich allein zurückgelassen. . . . Hier hielt sie einen Augenblick inne, dann mit der Hand über ihre brennende Stirne fahrend, sagte sie: Ich habe kalt! . . .

Digitized by Google

In diesem Augenblick ließ sie sich ohne ferneren Widerstand wegführen.

Alice Bright wurde sogleich von Aerzten umgeben; man verschwendete die größte Sorgfalt an ihr, auch war sie nicht ganz vergebens, denn sie wurde wieder ruhig, aber ihre Vernunft war nicht mehr herbei zu führen.

Die Aerzte erklärten, daß nur von einem Aufenthalte in Italien gänzliche Heilung für die Kranke zu hoffen sey.

Unter ihren zahlreichen Papieren, die der Alte vor seiner Abreise untersuchte, fand er ein ungeheures Paket Briefe, von denen die meisten von Oskar, nur zwei von Mary, die übrigen aber von Eduard O'Brien unterzeichnet waren.

In diesem Augenblick wurde ihm Vieles klar, was ihm bis jetzt unbegreiflich gewesen war.

Die Aerzte hatten übrigens den unglücklichen Vater nicht getäuscht. Alice fand in Italien allerdings Heilung für alle Leiden; sie starb, als sie in Mailand ankam, und die letzten Worte, die ihre Lippen aushauchten, waren: „Oskar und Mary."

Compiègne und der kaiserliche Hof von Frankreich.

Der Herbst mit seinen Jagdvergnügungen hatte den kaiserlichen Hof von Frankreich vor Kurzem nach dem Schlosse Compiègne gelockt, wo er sich damit erlustigte, große Hetzen in den Kostümen vergangener Jahrhunderte stattfinden zu lassen. Der Wald und Park dieser berühmten Sommerresidenz der französischen Herrscher wurde auf solche Weise gewissermaßen zum Redutensaale oder besser gesagt zum großen Zirkus, in dem man heut den Hof Franz des Ersten und morgen von Heinrich dem Vierten hoch zu Roß, federnwinkend und glanzerstrahlend in lustiger Kavalkade vorüberwirbeln sehen konnte. Die Kaiserin Eugenie und der Kaiser Napoleon der Dritte, den die Zeitungen so leidend seyn ließen, daß wie sie munkelten: die Aerzte das Besteigen eines Pferdes verboten, hatten eine ganz besondere Freude an diesen Spielen und zeigten sich hier ganz als die guten Reiter, als welche man sie stets bewundert hat.

Die Kaiserin liebt Compiègne, denn hier war es ja, wo sich 1852, wie bekannt, Napoleon um ihre Hand bewarb. Wie jetzt, so ward auch damals gejagt und wie jetzt waren auch damals die Gräfin Montijo und der Kaiser allen Reitern voran, immer die Ersten am Ziel. Wenn die Kaiserin jetzt zwischen diesen alten Baumstämmen dahin jagt und dasjenige flüchtig überdenkt, was ihr im Laufe von vier Jahren begegnet, mag ihr dann ihr Glück nicht oft wie ein Traum und sie sich selbst nicht wie im Zauberwalde Merlin's vorkommen, aus dem hinausschweifend sie befürchten muß, das Bewußtseyn auf einem Throne zu sitzen, die Mutter eines Kindes von Frankreich zu seyn, den Besuch der Königin Viktoria empfangen und erwidert zu haben, hinter sich wie in Nebel aufgehen zu sehen?

In der That, die Kaiserin Eugenie hat wunderbare Phasen erlebt! Als sie Louis Napoleon ihre Hand gab, beachselzuckte man sie und es schien Niemand sie beneiden zu wollen; während jetzt, wenn die erlauchten Prinzessinnen der Legitimität von dem Pomp, und dem Glanz und der Verehrung lesen, die in diesem Augenblick dieser strahlenden Frau zu Theil werden, doch wohl in gar mancher der Wunsch aufgestiegen kommen mag: wärst doch Du an ihrer Stelle. So viel ist gewiß, daß wenn Eugenien's Platz jetzt plötzlich leer werden sollte, diese sicher seyn darf, daß keine Königstochter Europa's verschmähen würde, denselben einzunehmen und Napoleon der Dritte jetzt gleich seinem großen Oheime sogar auf eine Erzherzogin von Oesterreich rechnen dürfte.

Diese Gedanken, die der Kaiserin Eugenie kommen können und gewiß auch kommen, müssen sich ihr vor Allem und besonders in Compiègne aufdrängen, wo ihr Glück begann. Compiègne ist daher auch mit Recht einer ihrer Lieblingsorte und der Kaiser, der das weiß, theilt ihre Vorliebe für das Schloß auch wohl schon deßwegen, weil er in dessen Geschichte bewandert, weiß, daß es von jeher ein von Hymen geweihter Schauplatz für erlauchte Ehebündnisse gewesen ist. Louis Philippe verheirathete hier seine älteste Tochter dem König der Belgier und Napoleon der Erste begrüßte auf seinem Territorium Maria Louise, der zu Ehren er jenen langen, mit Weinlaub überwachsenen Gang hat anlegen lassen, der sie an Schönbrunn erinnern sollte.

Hier in Compiègne, das, wie es jetzt dasteht, eine Schöpfung Ludwig des Fünfzehnten ist, ward einst auch die unglückliche Maria-Antoinette vom Hofe im Jahre 1770 bei ihrer Ankunft in Frankreich feierlich eingeholt. Hier erlebte sie die nicht geringe Kränkung sich der berühmten Maitresse, der Gräfin Dübarry präsentirt zu sehen, die später gleich ihr selbst das Schaffot bestieg.

Wie an alle Lustschlösser königlicher Familien, so knüpfen sich auch an das von Compiègne viele heitere Erinnerungen aus vergangenen Tagen; für den jetzigen Kaiser und die jetzige Kaiserin bisher aber nur angenehme, die Erinnerungen an ihr erstes Liebeleben. Die Zeit muß lehren, was folgen wird.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

In Liverpool wurden in voriger Woche Proben des unterseeischen Telegraphendrahtes gezeigt, der Amerika mit Europa (New-Foundland mit Irland) verbinden soll. Herr Field, der das Unternehmen leitet, hielt bei dieser Gelegenheit einen kurzen Vortrag über unterseeische Telegraphen im Allgemeinen, und speziell über den in Rede stehenden. Zur Vervollständigung des Letzteren, sagte er, sind noch 1900 Meilen Drahtlänge erforderlich. Die tiefste Stelle des Ozeans zwischen den beiden Kontinenten betrage 2070 Faden, und diese liege innerhalb 13 englischen Meilen der Mittelscheide. Bei günstigem Wetter könnte der Draht, mit Hülfe zweier Dampfer, die von der Mitte aus nach den entgegengesetzten Küsten auslaufen und ihn abwickeln, binnen sechs Tagen versenkt werden; er würde auf der oft erwähnten, von Lieutenant Maury nachgewiesenen, fortlaufenden Meereserhöhung zu liegen kommen. Täglich würde man 14,400 Worte zwischen der alten und neuen Welt befördern können, und zwar würde (vermöge des Zeitabstandes) eine von Liverpool abgehende Depesche in New-Orleans um 4 Stunden 48 Minuten früher als sie aufgegeben würde, ankommen müssen. Der Draht ist nicht allzu dick, aber, nach dem Zeugniß aller Sachverständigen, stark genug, um viele Jahre auszuhalten, und dabei, was der wechselnden Meerestiefe wegen sehr wünschenswerth seyn muß, von genügender Biegsamkeit. Viele glauben, er werde mit den Jahren an Festigkeit eher zunehmen, da sich Infusorien mit ihren Kalkpanzern und Seeprodukte aller Art um ihn zu einer felsenfesten Rinde anlagern dürften. Herr Brett, der den ersten unterseeischen Draht zwischen Frankreich und England legte, sprach die feste Ueberzeugung aus, daß der für den atlantischen Ozean bestimmte den Erwartungen entsprechen werde. Wenn Drähte bisher rissen, war es die Schuld Derer gewesen, die sie erzeugten oder mit ihrer Versenkung beauftragt waren. So sey der Draht von Varna nach Balaklava viel zu dünne gewesen, und der vom Mittelmeere sey deßhalb gerissen, weil der französische Schiffskapitän, der ihn zu legen hatte, einen falschen Kurs einschlug und zu weit nach Westen steuerte, wo dann der Draht zu kurz wurde und brach. Der Draht von Dover nach Calais sey nie gerissen, wohl aber, von einem Fischer, der ihn mit dem Anker zufällig herauswand, aus Verdruß entzweigehauen worden.

Ueber den neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten, Mr. Buchanan, gibt der „Advertiser“ folgende Notizen: Mr. Buchanan schrint sich an den Agitationen der letzten Monate nicht lebhaft betheiligt zu haben, denn seit seiner Heimkehr lebte er fast immer zurückgezogen auf seinem Landgut Wheatland in Pennsylvanien. Er ist der Sohn eines Pächters aus Dumbartonshire (Schottland), der um das Jahr 1787 nach Pennsylvanien auswanderte, und 1791 geboren, also 65 Jahre alt. Was ihn von Jugend auf neben seinen geistigen Anlagen auszeichnete, war seine athletische Körperkraft, die er durch männliche Uebungen in freier Luft entwickelt hatte. Mit 23 Jahren saß er schon in der Lokalgesetzgebung Pennsylvaniens. Bald darauf that er sich im Repräsentantenhause in Washington als Vertheidiger der Monroe-Doktrine hervor. Seine diplomatische Begabung zeigte er zuerst im Jahr 1831 — 1833, wo er in besonderer Mission nach St. Petersburg ging und den ersten russisch-amerikanischen Handelsvertrag zu Stande brachte. Im Jahr 1845 wurde er Staatssekretär unter Polk. Während der zentralamerikanischen Wirren wurde er als der beste amerikanische Diplomat nach London geschickt, und da England vom Krieg in Anspruch genommen wurde, war er so rücksichtsvoll, die amerikanische Frage nicht so dringend zu betreiben; aber allgemein gibt man zu, daß er in der Unterhandlung nicht den Kürzern gezogen hat. Seine Physiognomie erinnert ein wenig an die des großen Franklin, und in seiner Beredsamkeit zeigt sich etwas vom Styl Sir J. Grahams, doch hat sie mehr Leichtigkeit und verräth eine edlere und freimüthigere Gesinnung.

Man schreibt aus London vom 14. November: Mordanfälle, Todtschlägereien, Unterschleife und Eisenbahnunfälle mehren sich in erschreckender Weise, und ein Ueberblick über die Lokalberichte der letzten Tage bietet des Traurigen gar viel. Am 13. allein kamen drei Mordanfälle in der Hauptstadt vor; ein Schiff brannte auf der Themse nieder; aus einer Kinderschule, die ebenfalls zum größten Theile eingeäschert wurde, retteten sich die Schüler mit genauer Noth; ein Paar entlassene Legionäre standen unter der Anklage von Mordversuchen vor den Gerichten; zwei Eisenbahnunfälle kosteten zwei Menschen das Leben und lieferten ein Dutzend Andere ins Hospital; und die Kompagnie der großen Nordbahn hatte die unangenehme Ueberraschung, daß ihr Hauptsekretär Redpath durchging, nachdem er Unterschleife im Betrage von 150,000 Pfund Sterling begangen hatte. Von anderen Vorkommnissen kleinerer Gattung, die bei den Polizeiereignissen summarisch abgefertigt werden, gar nicht zu reden, bietet obige Liste allein schon eine genügend traurige Blumenlese eines einzigen Tages im Leben London's.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wörlandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 283 Mittwoch, 26. November 1856.

Nordmann.

(Fortsetzung.)

„Wodaf so nahe," sagte sie endlich still vor sich hin, — der Angriff auf ihn in dieser Nacht noch, — und Ihr seyd es, der diese Gefahr ihm bereitet, alter Jakob."

„Die Gefahr im Kriege bleibt sich gleich," belehrte freundlich der Alte. „Sie ist vor Kopenhagen so groß, als sie in der Nähe von Friedrichshall ist. Dort wäre Wodaf vielleicht schon todt, — hier aber lebt er noch. Dort wie hier, — er kann überall fallen, wenn der Herr will. — Dort wie hier, — er kann überall der Eurere werden, wenn der Herr will!" —

„Und warum brachtet Ihr es dahin, daß Gyllenborg einen Ueberfall wagt?" fragte so still wie vorher die Bekümmerte.

„Glaubt Ihr denn, daß der Geck den Ueberfall gern ausführt? — O, ich kenne ihn! — Ich habe ihm kein Leichtes bereitet! — Und gilt der Ueberfall nicht den Feinden? — Seht, schöne Irma, so habe ich dem Reiche und dem Lande, — so habe ich auch meinem Vater, Euch und mir gedient. — Und kann ich anders denn handeln? — Das Vaterland hat sein Recht, — auch Ihr sollt das Eurre haben," sprach er laut fort und erhob, als wolle er die Worte beschwören, seine Hände, — „auf Wodafs Haupt Glück und Segen! — allen Feinden, allen Schweden sonst Untergang! — So soll es bleiben! Mehr kann ich nicht thun, — mehr nicht!" —

Unten in den Straßen und auf dem Markte wurde es lebhaft. Die Trommeln klangen durch die Stadt. Soldaten und bewaffnete Bürger versammelten sich auf dem freien Platze vor den Festungswerken.

Der alte Musikant stand mit Irma an dem Fenster. Der Alte hatte Manches noch mit der Liebenden gesprochen. Ruhiger blickte ihr Auge hinab auf die kriegerische Bewegung, ruhiger hinauf zu dem klaren, gestirnten Himmel. Und immer noch neue Beruhigungsgründe suchte der alte Jakob herbei, so daß Irma endlich meinte, der Ueberfall sey gut, — Gott wolle es so, — und er werde Wodaf beschirmen und für ihn und für sie das Beste schicken.

Noch einer halben Stunde etwa marschirten fünfhundert bewaffnete Bürger und zweihundert Soldaten unter Jauchzen, Musik und Trommelschlag durch eine der unteren Gassen. Der Musikant und Irma sahen dem Zuge nach. Irma nur mit einigen Blicken, — der Musikant aber lange. — Er beugte sich weit zum Fenster hinaus und wendete den grauen Kopf gestreckt nach der Seite hin, bis auch der letzte Mann verschwunden war. Unten kamen die Zuschauer zurück, die den Abmarsch mit angeschaut oder die Ihrigen bis an das Thor begleitet hatten. Theils ernst und still, theils fröhlich und glückwünschend, gingen die Heimkehrenden ihren Wohnungen zu. Irma hatte sich niedergesetzt. Der Musikant aber blieb noch am Fenster. Er nahm die Geige und sang zu seinem Spiel:

„Seyd getrost doch allezeit.
Unsere Hülfe ist nicht weit.
Alle Feinde trifft der Spott,
Unsere Waffen segnet Gott!

„Seyd getrost doch allezeit —
Auch im Kriege, auch im Streit!
Kämpft ihr nur mit Christus an:
Dann wird Alles gut gethan."

„Und nun gute Nacht, liebe schöne Irma," sagte er, als er seine Geige wieder auf den Rücken gehangen hatte. „Gute Nacht, ich bin müde, recht müde, und will nun hinab nach meiner Hütte. — Das Gehen wie das Reiten hat heute mich angegriffen, meine Beine sind so alt wie meine Augen, und die Augen und die Beine müssen nun ruhen und schlafen. Mein Vater ruht und schläft, ohne wieder aufzuwachen, ich aber werde wieder aufwachen und Euch besuchen, liebe Irma, und mein Vater wird sich freuen über uns."

Irma aber reichte dem Alten einen Becher Wein. Und der Alte lächelte bitter und trank, indem er sagte: „mit Wein habe ich meinem Vater den Rücken oft gewaschen, wenn die Narben wieder aufbrechen wollten."

Digitized by Google

„Und nochmals füllte Irma ihm den Becher und bedauerte dabei, daß sie es bis jetzt vergeß, nach solcher Anstrengung ihn zu erquicken.

„Aber," fuhr der Musikant fort, ohne daß er Irma's Entschuldigungen zu hören schien, „aber jetzt brauche ich keinen Wein mehr für ihn. Der Rücken schmerzt ihn nicht mehr, er liegt ruhig auf ihm. — Ach wie gern," seufzte er, „wollte ich den Wein auf seine Narben streichen, wenn der arme Gepeitschte noch lebte."

„Gönnt Ihr ihm die Ruhe nicht?" sagte Irma sanft. „Er war ja so alt, so alt."

„Sechs und neunzig Jahre," fiel der Musikant ihr in die Rede, indem er rasch trank und sein Gesicht und seine Augen jenes fliegende Licht gewannen. „Sechs und neunzig Jahre, und er konnte es nicht vergessen, — nicht vergessen! — Sollte ich's etwa vergessen? — Fluch über Gyllenborg!" setzte er aufgeregt hinzu und stampfte den leeren Becher auf den Tisch.

„Was fehlt Euch? — Was habt Ihr? — Was hat Euch Gyllenborg?" fragte erschrocken und ängstlich jetzt Irma, die den Alten so noch nicht gesehen hatte.

„Ach ja," erwiderte dieser und wurde augenblicklich wieder ruhig und sanft, „Ihr wißt ja nichts davon. Es hat ja das Ganze auch nicht viel zu bedeuten. Ich vergaß mich, liebe Irma. Es ist eine alte, alte Geschichte von einem alten Manne. Sie paßt nicht für Euch, sie paßt für Niemanden als für mich. — Gute Nacht!"

„Wollt Ihr nicht warten, bis der Großvater zurückkommt?" bat Irma. „Er kann ja nicht lange mehr ausbleiben, lieber Jakob."

„Der Großvater glaubt mir nicht," versetzte ernst der alte Musikant. „Habe ich's nicht schon gesagt, daß auf Erden der Reiche mit der Lüge gewöhnlich höher steht als der Arme mit der Wahrheit? — Kam Euch vorhin nicht selbst die Ueberzeugung, daß Euer Großvater Gyllenborgs Worten mehr glaubt, als den meinen?"

„Aber der Großvater hat Euch doch lieb," entgegnete Irma gutmeinend.

„Ach ich habe ihn lieb, mein Herzblut für ihn und Euch," antwortete der Alte. „Er soll sich schon von Gyllenborg noch überzeugen, er soll schon noch einsehen, daß ich Recht habe."

„Und wollt Ihr nicht ein Mal ruhig mit dem Großvater sprechen?" fragte Irma weiter.

„Ich habe gegen Gyllenborg vorhin ja gesprochen," erwiderte der Musikant. „Kann ich mehr, kann ich wahrer sprechen? Längst durchschaute ich Gyllenborgs Herz, — wird mir denn geglaubt?"

„Gott wird mich schützen, er wird Gyllenborgs Plane vernichten," sagte Irma bewegt, „nicht wahr, guter Jakob?"

„Das wird er, — seyd getrost!" versicherte der Alte. „Wer weiß, vielleicht ergreift die heutige Nacht ihn schon. Gottes Wege sind wunderbar, im Himmel gilt Gerechtigkeit, und im Himmel ist ja auch der Gepeitschte."

Er blickte bei diesen Worten mit leuchtendem Auge nach der Höhe. Irma, die diese Worte auch dieses Mal nicht ganz verstand, schwieg und glaubte. Sie glaubte an den Alten, glaubte an den Himmel, glaubte an Gottes wunderbare Wege, glaubte an seine Gerechtigkeit und Liebe — und an Wodafs Liebe. —

Erst nach einer Pause fuhr der Alte, indem er seinen Hut ergriff und ihn schwenkte, langsam fort: „so schlaft denn wohl, schöne Irma. Grüßet den Großvater, Peter Nordmann! — Ich habe vergessen, ihm zu sagen, daß die Schweden vor Kopenhagen einigemal sehr tüchtig zurückgeworfen wurden. Erzählt ihm das. Er wird sich darüber freuen. — Gute Nacht! Bauet auf den Himmel! Vergeßt es nicht von Kopenhagen!"

Irma reichte ihm die Hand und begleitete ihn hinaus bis zur Treppe. Still und leise dankte sie ihm draußen noch tausend Mal und bat um seinen fernern Schutz und Beistand.

„So lange das alte Herz schlägt," betheuerte der Scheidende, „wird es auch treu für Euch mit schlagen."

Als der Musikant hinab war, ging Irma auf ihre Stube zurück. Hier trat sie an's Fenster und streckte die Hände nach der Gegend hin, wo Wodaf weilte. Dann zog sie den Brief wieder hervor und las und küßte denselben. Dann kniete sie nieder und betete für Wodaf's und also ja zugleich für ihr eigenes Glück. Beruhigt stand sie auf und schaute nach den Sternen, und sprach still vor sich hin: „Gott ist gut, er wird es ja wohl machen."

Endlich rief sie ihre Dienerin. Dieser erzählte sie von dem erhaltenen Briefe. Und die Dienerin war treu. Sie wußte von Wodaf und kannte ihn ja, hatte aber geschwiegen gegen Alle, wie Irma es geboten. Nun theilte ihr Irma das Neueste mit. Beide sprachen mit einander. Sie erinnerten sich an die Zeit, welche sie in Karlstadt verlebten, an die Stunden, wo Wodaf kam, an die Reise auf dem Fahrzeuge, an Alles, was auf Wodaf Bezug hatte. So hatten sie es oft schon gethan. So thaten sie auch heute.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Cölibat unter den Laien.

Von Ad. Brude.

Die Jugend hat ihre Rosen, dem Manne reifen die Früchte! dem Alter aber entreißt die Zeit die Errungenschaften seiner ehemaligen Kraft. Doch ist es darum nicht ohne Trost, denn jeder Mensch, mag er das Feld seines Geistes noch so sehr anbauen, sey es für die Wissenschaft, sey es für die Praxis — ein Fleckchen, und sey es so klein, wird er doch übrig lassen, daß er sich zum geschätzten Blumenbeet umschafft und in welches er sich zurückzieht zu gewissen Zeiten. Heißt dieß Fleckchen Phantasie, nennt es Liebe, wie ihr wollt, es ist der unveräußerliche Theil Eures Ich's, in dem Ihr Euch bei allen Stürmen wieder findet.

Glücklich ist der Jüngling, bei dem die Erfahrung noch hinter den träumerischen Ideen zurücksteht, der noch glaubt, an der Gränze seines Horizonts senke sich der Himmel zur Erde herab. Er strebt dahin, aber der Himmel weicht mit jedem Schritte weiter zurück und so steht er auf seiner Lebensreise zuletzt ermüdet still und seufzt: „Die Ideale sind zerronnen!" Da tritt das ernste Leben an ihn heran mit seinen Anforderungen und führt ihn gemessenen Schrittes zur Prosa, vom Idealismus zum Realismus. Doch den Drang nach geistiger Befriedigung kann ihm dieser nicht nehmen, denn kein Mann ist so von demselben befangen, daß ihn nicht wenigstens ein Verlangen nach Höherem überkäme, das in seine Seele sich herabsenkt, wie das zitternde Mondlicht auf die bewegte See. Will er dieß Verlangen mit dem Realen verbinden, so hat ihm die Natur selbst über den Konflikt geholfen, indem sie das Weib erschuf, an dessen Seite er Alles wiederfinden kann, wornach er sich gesehnt. Aber hier ist der gordische Knoten. Dem Manne ist geboten, was er sucht, aber mit sehenden Augen will er nicht sehen. Wenn wir den Knoten etwas lösen, so finden wir, daß die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Zeit der blasirten Ueberfeinerung, eine neue Auflage von Sheridans Lästerschule ist, eine Zeit, in welcher Luxus und tändelndes Vergnügen den Scepter führen. Die Frauen, von denen Schiller singt:

Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben,

sie flechten und weben, theure, irdische Rosen und Perlen ins Haar und sind gegen uns wie die Sphinx, wenn wir ihre Modegelüste, die uns oft wahre Räthsel sind, nicht lösen wollen. Bei solchen Verhältnissen hat der Zeitgeist die Rolle Gregors VII. übernommen und den ehelosen Stand ziemlich verbreitet.

Ein Pessimist würde in folgende Ergießungen ausbrechen:

„Jungfrauen! In Paris sucht das Grundübel der Zeit, dort, wo verfeinerte Luxus die Kassen der Ehemänner sprengt, um den Anforderungen der Toilette genügen zu können. Die Erfindungen werden mißbraucht. Die Luftballons, an sich schon leere Aufgeblasenheit, sind das Symbol der Kleidung geworden, ja Mancher fürchtet, die Luft geschwellten Röcke möchten seine Frau hinauftragen in höhere Regionen, in schönere Gefilde, wo die Seidenstoffe nimmer um fünfzig Prozente aufschlagen. Wir haben Eure Kraft erprobt, Ihr könnt viel ertragen; denn die Zentnerlast Eurer Kleidung scheint Euch nicht zu belästigen. Emanzipation ist das Losungswort des Tages. In Amerika gibt es schon emanzipirte Doktorhüte, nämlich weibliche; wie lang mag es noch anstehen, so sehen wir dort eine weibliche Armee. Die Kriegskunst muß dann eine andere werden; die Schlachten werden mit Nadelstichen ausgefochten, indeß die Reserve ein großes Netz strickt, um die Flüchtlinge wie Karpfen abzufangen. — Die Ehen aus Liebe schließen zu lassen, ist nur noch den Theaterdichtern gestattet: im gewöhnlichen Leben heirathet das Kapital A das Kapital B und verzinst sich höchstens zu zwei bis drei Kindern. In hingegossener Stellung auf weichem Polster, den sentimentalen Roman in Händen, erwartet den Heirathsantrag und bedenkt, wie lächerlich es wäre, wenn der Jüngling vor Euch kniete und ihr hättet ein Kochbuch in der Hand! — Nur so seyd Ihr ächte Kinder des neunzehnten Jahrhunderts!

Bolgrad.

Der „neurussische Kalender" für 1853 enthielt eine kurze statistische Uebersicht aller Städte und Ortschaften in Neurußland und Bessarabien, in welcher sich folgende Notiz über das jetzt so oft genannte, aber so wenig gekannte Bolgrad findet: „Bolgrad ein schön gebauter bulgarischer Flecken im Nieder-Budjaker Kolonial-Bezirk der Provinz Bessarabien, am Flusse Alpuch; Hauptverwaltungssitz der transdanubischen Kolonisten. Er zählt 8305 Einwohner in 1037 meist steinernen Häusern, hat eine Dorfschule für Knaben und eine für Mädchen, eine prächtige Kathedrale und eine Friedhofskirche, in welcher der General Insov, dem die dortigen Kolonien ihre Gründung verdanken, begraben liegt; ferner 5 der Kommune gehörige und 13 Privat-

Digitized by Google

getreidemagazine, einen öffentlichen Garten, 675 Privatgärten und an industriellen Anstalten: 15 Lichterziehereien, 2 Seifensiedereien, 5 Ziegelbrennereien, 7 Töpfereien, 8 Färbereien, 14 Schenken, 1 Gasthof und 42 Waarenläden. Das Gemeindeland hat einen Umfang von 22,765 Dessjatinen (zu 4,2781 preußische Morgen). Auf dem Wege nach Ismail befindet sich ein von einem Kolonisten errichtetes Denkmal an der Stelle, wo Kaiser Nikolaus im Jahre 1828 auf dem Marsche nach der Donau sein Lager aufschlug." Es erhellt hieraus, daß der „Moniteur de la Flotte" Unrecht hat, wenn er Bolgrad als ein unbedeutendes Nest von 400 Einwohnern schildert, um dessen Besitz man sich doch lieber gar nicht streiten möge, so wie daß die westländischen Diplomaten, wenn sie sich etwas näher in der russischen Geographie umgesehen hätten, recht gut wissen konnten, daß Bolgrad am Alpuch (Jalpuch) und also unmittelbar an der Donau liege. Von einem zweiten Bolgrad oder „Tobak" ist weder in dem Ortsverzeichniß des genannten Kalenders, noch in dem Itinerarium, nach welchem Bolgrad 41 Werst von Ismail und 216 Werst von Odessa liegt, eine Spur zu entdecken.

Mannigfaltigkeiten.

Der vielbesprochene Prozeß der Hofschauspielerin Fräulein Denker gegen die königl. Hoftheaterintendanz in München wegen Kontraktserfüllung und Forderung von 1841 fl. 40 kr. ist immer noch nicht beendigt, obgleich am 15. dieses am k. Kreis- und Stadtgericht in München den Parteien ein zweitrichterliches Urtheil zu Gunsten der Klägerin publizirt wurde. Nachdem nämlich dieses Gericht das erste Urtheil, auch zu Gunsten der Klägerin publizirt hatte und zugleich der königl. Hoftheaterintendanz den Auftrag ertheilte, binnen 6 Wochen bei Vermeidung der Exekution obige Summe zu bezahlen, bestritt der beklagtische Anwalt die Kompetenz des Stadtgerichts und suchte dieß in einer Nichtigkeitsbeschwerde darzuthun, weil gegen das Urtheil nach Uebereinkommen der Theile eine Berufung nicht zulässig ist. Allein diese Beschwerde wurde verworfen und die gegen den beklagtischen Anwalt ausgesprochene Frivolitätsstrafe von 10 fl. bestätigt. Die Hoftheaterintendanz beruhigt sich, wie man hört, auch bei diesem Spruch nicht und bringt die Sache bis an den obersten Gerichtshof des Reichs zur Entscheidung.

Am 18. Nov. gingen zwei Mädchen über das Boulevard Montmartre in Paris, welche 200 jener mit Gas gefüllten Kinderballons trugen, die jetzt — bei Groß und Klein — das Modespielzeug sind. Das eine Mädchen lief an einen Wagen an und fiel nieder; das andere greift — ohne den Kopf zu verlieren — rasch nach den 100 Ballons und sucht nach einem Ort, wo es dieselben hinlegen könnte. Aber plötzlich fühlt das Mädchen sich vom Boden gehoben, seine Hände klammern sich unwillkürlich an die 200 Ballons, und die überraschte, erstaunte Menge ist stummer, unthätiger Zuschauer dieser Luftschifffahrt. Glücklicherweise ließ die Aëronautin wider Willen das eine Paket Ballons los und sank glücklich und wohlbehalten zu ihrer Gefährtin herab, während die Ballons ihre luftige Reise fortsetzten. Eine sogleich unter den Anwesenden veranstaltete Sammlung trug 300 Franks ein, mehr als die flüchtigen Ballons kosteten.

Räthsel.

Jedem Menschen ist es werth,
Keinen gibt's, der's lieb nicht hätte,
Und der, wenn Gefahr ihm droht,
Nicht versuchte, wie er's rette.

Jeder sucht es zu erhalten,
Und Befehl der Himmel gibt,
Daß kein Mensch damit darf schalten,
Wie es etwa ihm beliebt.

Es zu schonen ist ihm Pflicht,
Und zerstören darf er's nicht,
Aber so, wie sich's gebühret,
Daß er es nicht malträtiret.

Darf es auch nicht ganz allein,
Seines Lebens Abgott seyn;
Wäre es, dann würde nie
Allgemeine Harmonie.

Sich erhalten hier auf Erden,
Und die Freundschaft und die Liebe,
So wie alle bessern Triebe
Würden leere Worte werden.

Einem Mann, der an dem Dinge
Liebend ganz allein nur hinge,
Legt man einen Namen bei,
Der es ausdrückt, was er sey.
Dieser stammet vom Latein,
Und mir fällt kein deutscher ein.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ulrike Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 284 Donnerstag, 27. November 1856.

Nordmann.

(Fortsetzung.)

13.

Noch einer Stunde erst kehrte Peter Nordmann zurück. Der kriegerisch bewegte Abend hatte des Greises Wesen und Thun noch erhöht. Kräftig schritt er in der Stube auf und ab. Dann trat er hin zu Irma und sprach mit ihr freundlich und väterlich. Dabei that er ihr kund, daß er in dieser Nacht wenig oder gar nicht schlafen werde, indem er, da der Feind morgen schon anrücken könne, gar Manches noch zu besorgen und anzuordnen habe. Auch meinte er, daß man ja nicht wissen könne, was etwa in dieser Nacht noch geschehen dürfte, und daß der Ueberfall der feindlichen Vorhut von Wichtigkeit sey.

„Und hat Dir Gyllenborg heute nicht recht wohl gefallen?" fragte er freundlich. „Ich meine," fuhr er fort, als er sah, daß Irma finster ihr Antlitz wendete, „ich meine seine Tapferkeit, sein Muth, — und dann wieder seine Nachgiebigkeit und Milde gegen den alten Jakob. Der alte Musikant war heute wahrhaftig nicht fein gegen ihn," setzte er lächelnd hinzu, „doch bin ich deßhalb dem Alten nicht böse, — sie sind Beide brav — der Alte wie der Junge."

Er setzte mit Irma sich nieder. Diese erzählte ihm nun, was der Alte ihr aufgetragen hatte. Die Nachricht zuckte durch des Greises Herz wie ein segnender Donnerschlag durch die lechzende Flur. — Er sprang empor, strich seine weißen Locken zurück und rief entzückt: „Habe Dank für dieses Wort! Gott segne dieses Wort! — Also geschlagen? — Einige Mal tüchtig zurückgeschlagen beim Sturm auf Kopenhagen? — Der Himmel sey gelobt!"

Er küßte Irma's Stirn wie freudetrunken. Er umarmte das Mädchen und segnete es. Er beklagte dabei, daß der Alte vergessen hatte, diese Nachricht vorhin schon ihm selbst mitzutheilen. — Er trank einen Becher Wein. Auch Irma mußte trinken. An die Arbeiter in der Gießerei ließ er Geld sogleich vertheilen. So auch an alle Wachtposten bei den Festungswerken. Die Nachricht wurde sogleich bekannt gemacht bei den Hauptleuten, auf den Wällen und in der Eidergans. An alle diese Orte schickte er seine Diener. Einzelnen Bürgern, die unten an seinem Hause vorbeigingen, rief er's durch das Fenster zu. Und auch oben in seiner Stube ruhte und rastete er nicht. Es schien, als sey mit ihm eine Verwandlung vorgegangen. Er schritt wieder schnell auf und ab und sprach vor sich hin: „die letzten Nachrichten waren so schlimm, so schlimm. Seit jener Zeit ist keine neue Post gekommen. O wie oft hat mein Herz recht bang in mir geschlagen, wenn ich an die Gefahr der nächsten Zukunft dachte. — Der Himmel sey gelobt! — Er zerschmetterte das Haupt der Feinde!"

Und wieder herbei holte er dann die Zeichnungen des schwedischen Lagers vor der Hauptstadt. Da stand er am Tische und breitete sie aus. Da sann und muthmaßte, da erklärte und erörterte er, wie die feindlichen Angriffe wohl zurückgeschlagen worden seyn möchten. Und dabei küßte er zuweilen von Neuem die Stirn oder die Wange seiner Irma. — Und nochmals füllte er den Becher und leerte ihn auf das Wohl seines Reichs.

„Irma," sagte er dann und trat zu ihr, „Irma, Du hast mir eine königliche, herrliche Botschaft gebracht! — Ich will thun, als sey ich ein König! — Bitte, wünsche, fordre, was du haben willst von mir! — Steht's in meinem Vermögen, so erfüllen, so erfülle ich es! — Sprich, meine Irma, womit kann ich Dich erfreuen? — Besinne Dich, äußere einen Wunsch, mein Kind! — Sprich, sprich, was ich Dir gewähren soll!"

Und Irma seufzte hoch auf und lehnte sich an des Greises froh bewegte Brust.

„Du schweigst also? Du hast keinen Wunsch? sprach der alte Greis väterlich weiter. „Gutes, liebes, glückliches Kind, also keinen Wunsch! Könnte ich Dich heute doch recht, so recht erfreuen!"

Und Irma seufzte wiederum und lauter und schmerzlicher — und ihr armes Herz schlug hörbar an des Greises Brust.

„Noch bist Du nicht wohl mein Kind, noch bist

Digitized by Google

Du immer so still und fast traurig. Auch jetzt, wo ich so fröhlich bin," sagte der Großvater, „seufzest Du, meine Irma."

Da brach Irma in Thränen aus. Sie schlang ihre weichen Arme um des Großvaters Nacken und schluchzte. Und ihr Geheimniß drückte sie schwer. Vor solchem Worte, vor solcher Liebe, an solcher Brust konnte sie länger nicht schweigen. Und von ihren Augen blitzte es auf wie ein Sternenhimmel, und in ihrem Herzen klang es, als riefe es mit tausend Engelstimmen: sprich, sprich, sprich.

Und sie sprach.

„Mein guter, guter Großvater," bob sie an und schluchzte dabei und grub ihr Gesicht in sein Waffenkleid, „ich habe schlimm an Euch mich versündiget, ich habe Euch verhehlt, was ich wohl nicht sollte."

„Was weißt Du noch? Hast Du mir nicht Alles erzählt?" fiel erschrocken Peter Nordmann ihr in die Rede. „Hat der alte Jakob nicht die Wahrheit gesprochen? Hat's mit dem Zurückschlagen der Feinde nicht seine Richtigkeit? Rede, rede! Ich habe doch nicht vergebens mich gefreut?"

„Nein, nein!" versicherte Irma, indem sie ihre Thränen trocknete und sich von des Greises Brust empor richtete. „Anderes, Anderes habe ich Euch verschwiegen."

„Gott sei gelobt, daß es mit dem Sturme seine Richtigkeit hat," rief der Greis. „Aber sage mir, was Du hast, was Dir fehlt, was Dich bekümmert, fuhr er liebreich fort. „Sage mir, Irma, was Du mir verschwiegst."

„Ich habe einen schönen Traum gehabt," erwiderte halblaut Irma, den erzählte ich Euch nicht."

Und sie lächelte schmerzlich, und neue Thränen stürzten aus ihren Augen, während sie sich wieder mit dem Haupte an des Großvaters Herz legte.

„So erzähle mir den Traum," bat der Alte. „Also ein schöner Traum war es, meine Irma?"

„Schön, schön," hauchte Irma leise, „ach, ich träume den Traum noch jetzt. Und noch immer ist er schön, noch immer ist er selig. — Nein, nein," fuhr sie schnell jetzt fort, aber leiser und doch geistiger und aufgeregter als vorher, „nein, nein, daß ich Euch nicht weiter belüge, es ist kein Traum, kein Traum, mein guter Großvater: es ist Wahrheit, reine, volle, sonnenklare Wahrheit. — Es ist kein Traum, kein Traum, nein, nein! Es ist Wahrheit, wenn nicht für die Erde, doch für den Himmel."

„So liebst Du, Irma?" fragte mit nun gewonnener Gewißheit Peter Nordmann. „So ist die Liebe jener Traum, die Liebe jene Wahrheit."

Und Irma antwortete nichts. Aber fester, inniger und fester schlang sie ihre Arme um des Großvaters Nacken; inniger, fester und inniger und heißer drückte sie ihr Gesicht an des Großvaters Herz.

Und der Greis verstand diese Sprache, verstand dieses Ja, dieses Amen, dieses Geständniß der liebenden Jungfrau. Wie ein giftiger Pfeil aber schlug eine bange Ahnung ihm in die Seele. Und er fragte: „Irma, liebe Irma, wer ist es, den Du liebst?"

Da riß Irma sich los von ihm und stürzte nieder zu seinen Füßen. — Hoch empor hob sie ihre Hände, und mit weinenden Augen sah sie fest in des Großvaters Augen und sprach ruhig und bestimmt: „Wodaf Löwenör, — ein schwedischer Offizier." —

(Fortsetzung folgt.)

Die geheimnißvolle Braut.

Ein Nachtstück aus der Zeit des alten Regime.

In den schönen Tagen Ludwig's XVI. als Marie-Antoinette noch ihre heiteren Feste in Versailles feierte und der gutmüthige König seine reiche Muse noch theilte zwischen Jagden und dem Zeitvertreib am Drehstuhl, lebten unter den vielen arme Herren von Adel, die den Hof umlagerten in der Erwartung von Aemtern und Pensionen, auch zwei Brüder aus einer sehr guten alten Adelsfamilie, die nach damaligem Sprachgebrauch unter dem Namen der Sieurs oder gnädige Herren von Bonneville bekannt waren. Sie waren Beide Abkömmlinge jenes Marquis de Bonneville, der einst Margarethe von Valois auf eben so kühne, als erfolglose Weise den Hof gemacht, und dem diese „zehnte Muse und vierte Grazie," wie diese schöne, freimüthige, witzige Prinzessin unter ihren schmeichelnden Zeitgenossen hieß, nach ihrem eigenen Geständniß einmal Ohrfeigen gegeben, bis er, über seine vergebliche Liebe enttäuscht, mit den Heeren Franz's I., ihres königlichen Bruders, nach Italien zog und dort auf dem Felde der Ehre blieb.

Glücklicherweise gleichen nicht alle Menschen ihren Vorfahren, und so kam es denn, daß die Herren Armand und Eugen von Bonneville bei der vornehmen Welt von Versailles für sehr besonnene und kluge Leute galten. Sie hatten sich stets gehütet, ihre Namen mit irgend einer gefährlichen Intrigue oder einem Familienzwist in Berührung zu bringen, hatten nie einen auffallenden Skandal gehabt, nie nutzlose Freundschaften gesucht, sich niemals zu irgend einer Partei gehalten, und verfehlten niemals ein Hochamt zu besuchen, waren aber auch bei weltlichen Festlichkeiten, wie z. B. der Krönung Voltair's zu sehen. Ihre Eltern waren längst todt, hinter ihren drei Schwestern hatten sich

Digitized by Google

die Pforten eines Karmeliterklosters geschlossen, und die ganze Erbschaft, welche auf Eugen als ältesten Sohn und Stammhalter des Hauses gekommen, war ein weißschichtiges baufälliges Hotel im Faubourg St. Germain, das Recht, sich Grundherr gewisser Ländereien und eines Schlosses in der Provinz zu nennen, welche aber faktisch schon seit zwei Menschenaltern im Besitz der Familie eines Generalpächters waren, und einem kleinen Gehalt für ein Amt, das der große Ludwig XVI. einst geschaffen, als er gerade nicht bei Kasse war, und welches der Großvater der jetzigen Herren von Bonneville damals um eine schwere Summe an sich gebracht hatte: nämlich das Amt eines außerordentlichen Salatverkosters des Dauphin. Armand befand sich fast noch besser gesichert durch den Fortbezug einer Pension, die seine Mutter unter der vorigen Regierung auf spezielle Fürbitte der Madame du Barré verliehen worden war, und durch die Aussicht auf eine Lieutenantstelle in der königlichen Garde. Ihre Freunde maßen es der Klugheit der Herren von Bonneville bei, daß sie mit ihren Handwerksleuten und Lieferanten in gutem Einvernehmen standen; aber Beide waren wohlerzogene feingebildete und tadellos aristokratische Leute vom Zopf bis zu der Diamanten- besetzten Schuhschnalle. Armand war zwar nur 35 und sein Bruder noch um einige Jahre älter, allein man hatte Beide im Verdacht, sie wollten noch durch eine gute Partie ihr Glück machen.

Dieser Argwohn war auch nicht ungegründet, allein vortheilhafte Heirathen lassen sich nicht erzwingen und auch die erpichtesten Sucher finden nicht jeden Tag reiche Bräute. Vielleicht waren die beiden Brüder auch zu vorsichtig, um auf einem Felde Erfolg zu haben, wo nur derjenige gewinnen soll, der am meisten wagt; genug, eine reiche Erbin und vermögliche Wittwe um die andere ward von Standesgenossen der Bonneville's zum Traualtare geführt ehe die Reihe an sie kommen wollte, obschon sie sich in der That keine Mühe verdrießen ließen und Tag für Tag zärtliche Verse oder schmeichelhafte Billets aussandten, Neujahrsgeschenke und Veilchen wegschickten und den Müttern solcher Töchter sich auf Bällen aufopferten. Armand hatte sich anscheinend versöhnt in das Loos eines adeligen Junggesellen gefügt, der seinen Rang nicht vergessen konnte und dessen Armuth keine große Familie durch die Finger sehen wollte. Eugen aber fühlte es schmerzlich, daß sein Hotel von Tag zu Tag mehr baufällig und öde wurde unter der Verwaltung zweier steinalten Domestiken, die das Gnadenbrod der Familie genossen, und der Gedanke, daß mit ihm sein erlauchtes Geschlecht erlösche, machte ihm stündlich Herzweh. Kurzum, eines Tages wandte Eugen sich an einen der gefeiertsten Heirathsagenten von Paris, der stets eine nahmhafte Anzahl guter Partien in petto hatte, und eröffnete ihm sein Anliegen mit dem Bemerken, daß er bei gehörig reicher Mitgift nur durch das anstößige Plebejerthum der Herkunft oder Verwandtschaft sich abgeschreckt fühlen würde.

Armand machte seinem Bruder Vorwürfe über diesen herabwürdigenden Schritt, den ihre Familie mit dem Bürgerthum in Berührung bringe; nachdem aber Beide in gewohnter brüderlicher Eintracht und Vertraulichkeit das Beginnen Eugen's und seine Motive dazu reiflichen erwogen und besprochen, leuchtete auch ihm die Weisheit und Nothwendigkeit des Plans seines Bruders ein, und er billigte dessen Entschluß.

Der Heirathsagent der Cité, ein Herr Le Blanc, hatte ein sehr ausgedehntes Geschäft und eine besondere Befähigung dafür; allein er zuckte doch bedenklich die Achseln, als Eugen von Bonneville ihm sein Anliegen mittheilte und bezweifelte, ob er gerade ein Vermögen von 600,000 oder eine Jahresrente von 50,000 Livres ausfindig machen könne — die billigsten Bedingungen, unter denen Herr von Bonneville seine Hand und sein Herz verkaufen wollte. Er hatte nur drei Partieen auf seiner Liste, welche diesen Ansprüchen genügen konnten. Die Erste war die Tochter eines reichen Kaffeehändlers, der viele Jahre in Westindien gelebt hatte; aber die Dame hatte so viel Afrikanisches in ihrer Gesichtsfarbe, daß sie im vorliegenden Falle nicht in Betracht kommen konnte. Die Zweite war die Wittwe eines Tabakshändlers, die früher in ihres Mannes Laden gestanden und die Kunden selber bedient hatte. Die Dritte war zwar die Nichte eines reichen Seidenhändlers, aber zugleich die Tochter eines Holzhändlers und in stetem Verkehr mit ihrer gemeinen Verwandtschaft, so daß man sie nicht zur Frau von Bonneville machen konnte. Nach siebenmonatlichem vergeblichem Suchen wollte Eugen endlich an jedem Erfolge zweifeln und sein Hotel war einer Reparatur dringend bedürftig, wenn es nicht in eine Ruine verwandelt werden sollte, als eines Tages ein Brief von Le Blanc kam, worin dieser seinem Auftraggeber meldete, er hoffe, endlich die rechte Person für ihn gefunden zu haben in einem lediegen Frauenzimmer, das im Hause eines sehr achtbaren, von den Geschäften zurückgezogenen Advokaten in der Nähe der Madeleine-Kirche lebe. Die Dame sey hübsch, sehr gebildet und angeblich etwa dreißig Jahre alt, habe, so viel man wisse, keinerlei Verwandte oder Sippschaft und eine gesicherte Rente von 56,000 Livres.

Diese Nachricht versetzte die beiden Brüder in freudige Aufregung, vermochte aber ihre Bedächtlichkeit nicht zu lähmen oder zu betäuben. Eugen schrieb an Le Blanc mit umgehender Post die ge-

Digitized by Google

eigneten Komplimente und Dankesbezeugungen über seine bewiesene Rührigkeit, ermahnte ihn, die genauesten Nachrichten über die früheren Lebensgeschichten der besagten Dame einzuziehen, und gab ihm für den Fall, daß dieselben in jeder Hinsicht befriedigend ausfielen, die unbedingte Vollmacht, die Gesinnungen der Dame und ihrer Verwandten tröst näher zu erforschen, und in Bezug auf Letztere ebenfalls einige Auskunft zu sammeln, da eine gänzliche Obskurität der Familie etwas gegen Bonneville's Erwartungen seyn würde. Le Blanc erschien sehr ausgedehnte Erkundigungen einzuziehen, denn seine Antwort blieb verzweifelt lange aus. Sie besagte, daß er mit der Dame gesprochen und auf Ehre versichern könne, sie sey sehr hübsch, von tadellosem Wesen, stattlicher Figur und dem Air einer Herzogin — gewichtige Zeugnisse aus dem Munde eines solchen Kenners. Ihr Name sey Katharine de Chatelaine; sie habe aber keinen Bekannten oder Verwandten, als den alten Advokaten und seine Frau, bei welchen sie schon seit zwei Jahren wohne und denen sie dafür ein bedeutendes Kostgeld bezahle, das beinahe den ganzen Unterhalt der beiden alten Leuchen bilde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die „Hannovr. Nachr." melden die Rückkehr eines Ehepaares, welches in der engl. Legion den Feldzug im Orient mitgemacht hat, des Heinrich Hövel aus Alfeld und seiner Frau. Heinr. Hövel, 31 Jahre alt, diente 1847 bis 1853 im hannoverischen Jägerbataillon, und nahm am Feldzuge in Schleswig-Holstein Theil, verheirathete sich dann mit der einzigen Tochter eines jetzt fast 70jährigen, vormaligen Soldaten, Cyprisian Lindau's in Hameln, welcher die französischen Feldzüge mitmachte. Hövel betrieb nach seinem Austritt aus dem hannoverischen Militär sein Geschäft als Kesselschmied in Bremen, und lebte sehr auskömmlich. Die Neigung zum Soldatenstande trieb ihn im Juni 1854 nach England, wohin ihm seine Frau folgte. Er ließ sich im 1. Jägerbataillon anwerben, und als die Einschiffung nach der Krim erfolgte und Frauen nicht mitgenommen werden sollten, legte die Frau Hövel Jägeruniform an, bestand so in Reih und Glied die vor der Einschiffung stattgefundene große Parade, begab sich in Uniform mit auf das Schiff und ward erst in Malta entdeckt, wo man ihr dann ausnahmsweise gestattete, ihren Mann zu begleiten. In der Krim und in Kleinasien machte sie sich als Marketenderin und Wäscherin, so wie bei Verwundeten sehr nützlich; Hövel selbst avancirte bald zum Sergeanten.

Die vor fünf Jahren bei dem Dorfe Alexandropol im Jekaterinoslawer Gubernium begonnenen Nachgrabungen haben gegenwärtig zu einem glänzenden Ergebniß geführt. Der größte der dortigen Kurgane, ein förmlicher Berg von 240 Fuß Höhe, ist abgetragen worden und hat eine Ausbeute von zahlreichen goldenen, silbernen, Bronze- und Thon-Geräthschaften geliefert, dazu Eisenstangen, Pferdegerippe, Nägel und Goldschmuck. Alles ist wohl erhalten, und obschon sich die Spuren eines vermuthlich von räuberischer Hand in vergangenen Zeiten gemachten Einbruchs zeigen, ist die Menge der entdeckten Gegenstände doch eine sehr bedeutende. Vergleicht man mit diesem Funde die Stelle des Herodot über die scythischen Königsgräber, so gewinnt man die Sicherheit, eine wirkliche Katakombe geöffnet zu haben und zugleich die Hoffnung, einer ganzen Reihe ähnlicher Entdeckungen entgegen zu gehen.

Die Resultate der diesjährigen Militär-Aushebung haben in Berlin eine fortschreitende Abnahme in der Tüchtigkeit der Bevölkerung gezeigt. Während 11,161 zur Gestellung herangezogen waren, 768 mehr als im Vorjahre, haben sich doch 352 weniger als tüchtig zum sofortigen Eintritt gezeigt, und 1805 mehr als im Jahre 1855, nämlich 8865, mußten für zeitlich unbrauchbar erklärt werden; ebenso ist die Anzahl der wegen zu kleinen Maßes Unbrauchbaren von 86 auf 110 gestiegen. In Folge Dessen hat denn auch in Berlin keine Freiloosung in der 20jährigen Altersklasse stattfinden können.

Eine eigenthümliche neue Erfindung für Raucher hat die Fabrik physikalischer und meteorologischer ꝛc. Apparate aus Glas von Geisler in Berlin in „Cigarren-Nargileh's" hergestellt. Es sind dieß Cigarrenspitzen von Glas, die nach dem Prinzip der bekannten türkischen Wasserpfeifen den Rauch des Tabaks durch Wasser zum Munde leiten, und so durch Abkühlung und Absetzung des Nikotins verbessern. Der ganze Apparat wiegt selbst mit Wasser kaum 1 Lod, also weniger als jede andere Cigarrenspitze.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Liselle Waitandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 285 Freitag, 28. November 1856.

Nordmann.

(Fortsetzung.)

Als treffe mit dem Worte ein eiserner Schlag seinen Scheitel, so brach der Greis zusammen und senkte sein Haupt. Kein Wort kam über seine Lippen. Er starrte vor sich hin. Nicht auf Irma ruhte sein Auge. Tiefer, immer tiefer neigte sich sein Haupt und die schneeweißen Locken fielen vor, und bedeckten fast das ganze Gesicht.

„Wißt Ihr, was ich nun wünsche? Wißt Ihr, um was ich nun bitte?" flehte Irma und umschlang des Großvaters Knie.

Dieser aber brach sein Schweigen nicht. Er starrte noch immer vor sich hin, gebeugt, erschüttert, bekümmert.

„Wißt Ihr nun, um was ich bitte?" wiederholte Irma ihre Frage flehend und unter Thränen.

Und der Greis schwieg fort. Aber empor richtete er jetzt seine Gestalt, so daß Irma's Hände abgleiteten von seinen Knien. Dann schlug er mit Gewalt an sein Schwert, strich die schneeweißen Locken zurück und setzte seinen Hut auf das Haupt. Einige Male nur schritt er rasch durch das Zimmer. Dann drückte er den Hut tiefer in die Locken und schlug, ohne einen Blick nach Irma zu richten, die Thüre auf, und eilte fort.

Irma schaute weinend nach ihm. Noch lag sie da auf den Knieen. Und sie drückte schluchzend die Hände vor das Gesicht und beugte sich mit dem Haupte nieder auf den Boden und weinte tausend, tausend heiße Thränen. So lag sie lange wie ein gefallenes Opfer. Ihre Thränen flossen heftiger, ihr Weinen wurde lauter. Da kam die Dienerin herein. Und sie fragte und beschwor die Herrin, ihr zu sagen, was doch geschehen sey.

Aber Irma sagte weiter nichts als die Worte: „also nicht für die Erde, doch für den Himmel."

14.

Rasch durch die Straßen, die hier und da nur erleuchtet waren, schritt Peter Nordmann. Nicht lange hielt er bei den einzelnen Wachtposten sich auf, an denen der Weg ihn vorüber führte. Selbst die Vorderwache an den Festungswerken nahm er nicht in Augenschein, sondern äußerte nur im Vorübergehen, daß er bald zurückkommen werde. Er lenkte dann schnell seitwärts ein nach dem Buschwerke hin, welches ringsum die Höhe einschloß. — Dann schlug er den Weg nach dem Abhange ein, der hinunter führte zur Hütte des alten Musikanten. So schnell seine Schritte waren, so blieb er unterwegs doch einige Mal sinnend stehen.

Bald hatte er sein Ziel erreicht. Er stand vor der ärmlichen Hütte. Auch hier sann er nochmals nach. Dann sagte er, indem er zur Hausthüre trat und anklopfte: „ja, ich will dich wecken, Alter. — Du mußt doch davon wissen! Auch Du liebst das Reich, auch Dir ist Irma theuer, Du wirst sie wenigstens zu trösten wissen, wenn ich es nicht kann, wirst die Wunden verbinden, die ich schlagen muß."

„Auf, alter Freund!" sprach er jetzt laut, als der Musikant fragte, wer zu ihm wolle, da er doch so müde sey. „Peter Nordmann ist's! Nehmt es nicht übel, daß er noch so spät kommt. Er hat Wichtiges mit Euch zu reden von einem armen Kinde, von seiner Irma."

„Ist sie krank?" fragte erschrocken der Musikant und schob den Riegel an der Thüre zurück, und hob die brennende Lampe empor. „Was gibt's mit ihr, was ist geschehen? Sind etwa die Schweden da?"

„Die Schweden, ja die Schweden treiben mich so spät noch zu Euch," erwiderte ernst und kalt Peter Nordmann. „Wißt Ihr nicht, daß ein Schwedenknabe in Irma's Herz sich schlich? Wißt Ihr nichts von ihrer Liebe?"

Und die Lampe zitterte in des Musikanten Hand, daß das Oel herausschlug, aber laut und feierlich sagte er: „Wahrheit, Wahrheit, — ja, edler Herr Nordmann, ich kenne ihn! — ich weiß Alles! —

Er schwenkte dabei die Lampe und fuhr feierlich fort: „Verderben und Untergang allen Schweden; aber Glück und Segen auf Wedal's Haupt! Er ist schön und edel, tapfer und treu, bei den Narben meines Vaters, das ist er!"

„Und warum schweigt Ihr, da Ihr doch Alles

Digitized by Google

wußtet?“ fragte Peter Nordmann weiter und blickte den Musikanten strafend an.

„Wahrheit, Wahrheit,“ entgegnete Jener, „warum ich schwieg? Um die liebe Irma und Euch zu schonen, und um Gyllenberg's Plan sicherer und allein zu vereiteln. Aber kommt herein, edler Herr Nordmann,“ fuhr er fort und griff nach der Klinke an der Studenthüre und schwenkte die Lampe, „kommt herein! Wir sind Grauköpfe, wir wollen uns berathen über des armen Kindes Wohl. — Zerreißt nicht das Herz Eurer Enkelin, nicht das Glück des jungen Schweden. Der Himmel waltet über den Reinen. Ihm überlaßt das Weitere. Und können die Schweden nicht geschlagen werden? Können wir nicht siegen? Kann unser Haß gegen das Nachbarvolk nicht schwinden? — Kommt herein, laßt uns sprechen. Verderben und Untergang allen Schweden, aber Glück und Segen auf Wodap's Haupt!“

Wohl immer noch ernst, aber ruhiger doch stand Peter Nordmann. Wiederum sinnend blickte er zu Boden. Er bemerkte nicht, daß der Musikant die Thüre schon geöffnet hatte und auf sein Eintreten wartete. Die Lampe, aus welcher das Oel verschüttet war, wollte erlöschen. Und als der Musikant nun dringend zum Eintritte bat, sagte Peter Nordmann in einem milderen Tone als früher: „Warum schweigt Ihr aber?“

„Ich habe Euch die Ursache schon gesagt,“ gab der Musikant zur Antwort. „Und was hätte es geholfen, wenn ich anders handelte, wenn ich das Geheimniß Euch mittheilte? Wäre es besser geworden? Solche Dinge muß man dem Himmel überlassen. Sind sie reif, so fallen sie schon von selbst herab. Auch die liebe Irma mußte schweigen. Ich gebot es Ihr. Nicht schwere Bekümmernisse sollte sie in dieser schlimmen Zeit Euch bereiten. — Ich kann mir aber denken, warum sie Euch heute Alles mitgetheilt hat. Auch sie hofft wahrscheinlich auf die Niederlage Schwedens, ich erzählte ihr von den zurückgeworfenen Feinden vor der Hauptstadt, hat sie es Euch berichtet?“

„Ja, ja, sie hat es, sie hat es!“ erwiderte jetzt mit einem Ausfluge von Freude und Zufriedenheit Peter Nordmann. „So lasset uns sprechen, kommt herein!“

Und Beide traten nun in die Stube. Der alte Jakob goß Oel in die Lampe und zog weit den Docht heraus, daß voll und groß die Flamme brannte. Hell beleuchtet stand nun die Stube mit dem reinlichen Tische, mit der Geige, mit dem Dolche, mit den Bettelsäcken. Auch das kleine hölzerne Bild war beleuchtet. Den Käfig des Stieglitzes aber überhing der Musikant mit einem zwar reinen, doch zerrissenen Tuche, damit den Vogel nicht das Licht schrecke. Dann rückte er für den Gast den blanken, hölzernen Stuhl an den Tisch, und er selbst setzte sich auf die an der Wand befestigte Bank.

(Fortsetzung folgt.)

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Diese seyen von tadelloser Rechtschaffenheit und vom gutem Stande, aber arm, denn sie hätten ihr einst nicht unbedeutendes Vermögen durch Law's verunglückte Mississippi-Spekulation eingebüßt. Der alte Advokat hitzte Brouffel, sey aber mit Katharine so entfernt verwandt, daß er den Grad der Verwandtschaft gar nicht nachzuweisen im Stande sey. Alles, was er und seine Gattin über die Familie ihrer Pflegebefohlenen wissen, sey: daß Katharinens Vater Frankreich in seinen Jünglingsjahren verlassen habe und nach Konstantinopel gekommen sey, wo er, wegen einiger bedeutenden geheimen Dienste, die er der hohen Pforte geleistet, großes Ansehen und Reichthümer erworben habe, ohne seine Religion abzuschwören; er sey später in einer Feuersbrunst umgekommen, welche nicht nur das Haus, sondern die ganze Straße, wo er gewohnt, in Asche gelegt hatte.

Drum sey auch nicht das mindeste Dokument oder Familienpapier aus den Flammen gerettet worden, aus welchen Näheres über die Herkunft von Mademoiselle hervorginge. Der Sultan habe nach dem Tode ihres Vaters dessen ganzes Vermögen mit Beschlag belegt und eingezogen, als zu groß für eine Ungläubige, und ihr nur eine Jahresrente von 56,000 Livres ausgesetzt, mit welchem Mademoiselle nach dem Geburtslande ihres Vaters zurückgekehrt sey, nachdem das alte lateinische Kloster der heiligen Eufachia, worin Katharine erzogen worden, in einem Aufstand geplündert und ausgeraubt und dann auf Befehl des Großwesirs niedergerissen worden war, weil man den Nonnen Schuld gegeben hatte, die Weiber im Harem des Wessirs durch Bekehrungsversuche im Islam wankend gemacht zu haben. Auch von der Abkunft von Mademoiselle's Mutter wisse man wenig, oder eigentlich nur so viel, daß sie in Pera geboren, von einer guten, italienischen, dem Fürstenhause Sforza verwandten Familie abgestammt, deren Wappen noch auf ihrem Grabstein auf dem fränkischen Friedhofe zu sehen sey.

Die Geschichte klang zwar sehr romantisch, aber die Brüder hätten doch lieber einige glaubwürdige Belege für ihre Aechtheit gehabt. Uebrigens enthielt Le Blanc's Brief noch einen andern Wink, wel-

Digitized by Google

cher Eugen trotzdem zu raschem Entschluß drängte. Mademoiselle sollte nämlich im Allgemeinen einer vornehmen Heirath nicht abgeneigt, aber so fromm und religiös seyn, daß sie sich in jüngster Zeit ernstlich mit dem Gedanken beschäftigte, im St. Katharinenkloster den Schleier zu nehmen. Auch sollten, nach des Advokaten Versicherung, die frommen Schwestern jenes Klosters dieselbe dringend auffordern, ihren Entschluß auszuführen, so daß etwaige Bewerber um die Hand von Mademoiselle ein gewandter, glühender, thatkräftiger Mann seyn müßte, wenn er Erfolg haben wollte. Eugen wußte, daß man keine Zeit verlieren dürfe, wenn die Sachen so standen; und da sich eine Partie mit 56,000 Franken Rente offenbar nicht so schnell wieder finden ließ, so bevollmächtigte er Le Blanc unverweilt, sein Herz und seine Hand und seinen edlen Namen und hohen Rang der orientalischen Erbin zu Füßen zu legen und wo möglich auch das Brousset'sche Ehepaar, als die einzigen entfernten Verwandten derselben, für sein Interesse zu gewinnen. Le Blanc's nächste Mittheilung klang sehr ermuthigend. Die Broussels hatte er leicht auf die Seite des Freiers gebracht, durch die Zusage einer goldenen Tabatière, eines Kaschmirshawls und dauerer 200 Louisd'or, die am Hochzeitstage zu erlegen seyn sollten. Auf Mademoiselle dagegen sollte seine glühende Schilderung der vielen Vorzüge, Reize und trefflichen Eigenschaften, so wie des hohen Rangs des vornehmen Freiers einen solch günstigen Eindruck gemacht haben, daß sie sich bereit erklärte, einen Besuch ihres Verehrers anzunehmen, welcher seine Bewerbung nun in eigner Person weiter führen sollte. Eugen beeilte sich, aus diesem eingeräumten Vorrecht Nutzen zu ziehen, namentlich weil Le Blanc andeutete, daß die Nonnen noch immer Hoffnungen hegten. — Die gleiche Post brachte auch Armand einen Brief von ihrem einzigen noch lebenden Oheim, einem Bruder der hochseligen Frau von Bonneville. Herr von Lespeigne war in einem Jesuiten-Kollegium erzogen worden und für die Kirche bestimmt gewesen; da er aber keinen Beruf für das Kloster-Leben in sich fühlte, war er später mit speziellen Empfehlungen seines Obern, nach Italien gegangen, dort hatte er in verschiedenen Eigenschaften nach einander an einem halben Dutzend der verschiedenen herzoglichen Höfe gedient und war in den letzten zwanzig Jahren Privatsekretär des Dogen von Venedig gewesen. Man hielt ihn für reich, aber für einen wunderlichen Kauz und alten Filz. Er war nie verheirathet gewesen und hatte keinerlei Verkehr mit der Familie seiner Schwester unterhalten, vermuthlich, damit sie ihm nicht auf der Tasche liege. Mittlerweile aber hatte ihn unter seinem Wühlen und Zusammenscharren von alterlei Reichthümern das Alter ereilt, und nun fühlte er sich in der Fremde verlassen und einsam, gebrechlich und verödet, erinnerte sich, daß er Armand über die Taufe gehalten und bat diesen, in einer Art von Heimweh, um einen Besuch bei ihm in Venedig.

Solch eine Bitte blieb natürlich nicht unberücksichtigt, zumal von den klugen und vorsichtigen Bonneville's, denn sie bot ja die Aussicht auf eine Erbschaft. Armand und Eugen beglückwünschten sich also über ihre gegenseitigen Aussichten für die Zukunft, die nun zwischen Tod und Heirath ziemlich gesichert erschienen, und an demselben Tage, wo der Eine seiner Zukünftigen in der Nähe der Madeleinekirche seine erste Aufwartung machte, reiste der Ander in aller Morgenfrühe nach Venedig ab.

Armand traf seinen Oheim ganz so, wie man ihm denselben geschildert hatte — alt, über die Maßen gebrechlich und wunderlich, und — wenn reich — jedenfalls nichts weniger als freigebig. — Sey es nun, daß sein vieljähriges Leben in Italien, oder der Aufenthalt in dieser alten Stadt der Geheimnisse und des Zerfalls den Greis so gemacht, — genug, Armand fand ihn, zu seiner großen Verwunderung, in einer gewissen bangen Aufregung wegen seiner Vermögens-Verhältnisse und so verdrießt und unheimlich, wie seine Person, die sich von einer großen Gefahr oder der Entdeckung eines geheimen Vergehens bedroht fühlt. Gleichwohl war Herr von Lespeigne nach seiner Art äußerst freundlich gegen seinen Neffen und recht froh, ihn bei sich zu sehen. Er plauderte gern mit ihm über das Land, das er verlassen und die Familien, die er in seiner Jugend gekannt hatte; er war so froh, an ihm einen Gefährten und Mitbewohner des abgelegenen Flügels in dem einsamen Dogenpalaste zu haben, in welchem er nur mit zwei alten Dienern seit zwanzig Jahren gehaust hatte, und obschon Armand bald der leeren Gallerien und düstern Zimmer in der alten Seefadt überdrüssig wurde, wo es keinen Hof, keine Klatschereien, keine Promenaden und kaum ein Schauspiel gab, außer des Karnevals, so blieb er doch auf des Oheims Bitten einen Monat um den andern und gab sich Mühe, heiter und aufgeräumt zu erscheinen, während er zugleich seine ganze Beredsamkeit aufbot, um den greisen Oheim zu überreden, daß seine Gesundheit einer Luftveränderung bedürfe, und daß es für ihn klüger wäre, sein Amt aufzugeben und mit seinem Vermögen zu den Verwandten in das schöne Frankreich zurückzukehren.

Mittlerweile langte aus Paris eine gute Botschaft um die andere an: Eugen hatte seine Zukünftige gesehen und war ganz entzückt von ihr; sie sey ein reizendes Geschöpf, aber Armand werde das auch selbst zugeben — und er sey ganz überzeugt, daß Mademoiselle aus einem guten Hause stamme, denn sie habe seine Werbung auf die würde-

Digitized by Google

vollste Weise aufgenommen. Die Werbung dauerte in bester Form drei Wochen lang, nach deren Verfluß eine feierliche Verlobung stattfand, und einen Monat später ward die Trauung mit dem gebührenden Glanz in der St. Sulpice-Kirche gefeiert. Wie es die damalige Sitte erforderte, bezog Frau von Bonneville unmittelbar nach der Trauung das Hotel ihres Gemahls, welches standesgemäß reparirt und möblirt worden war, — zwar auf bedeutende Schulden hin, aber das thut nichts zur Sache, hatte ja doch Jedermann von den 56,000 Livres Rente gehört. Der halbe Hof und die meisten Familien des in Paris lebenden alten Adels statteten dem jungen Ehepaar Beglückwünschungs-Besuche ab, und der ganze Versailler Hof hatte einige Wochen Unterhaltungen genug in den Gerüchten, welche über das prachtvolle Möblement, die Juwelen und die reiche Toilette der jungen Frau von Bonneville und ihre romantische Geschichte im Umlauf waren. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Paris, 20. Novbr: Vor einigen Tagen fand hier in der St. Elisabethen-Kirche Rue du Temple eine vornehme Trauung statt. Als beim Herausgehen aus der Sakristei die Eingeladenen, der Sitte gemäß, dem Weihwasserkessel ein Almosen geben wollten, gewahrten mehrere, daß sie kein Portemonnaie mehr in der Tasche hatten. Kein Mensch dachte an einen Diebstahl, weit eher vermuthete man, daß sich einer der Gäste einen, freilich sehr unpassenden, Scherz erlaubt habe. Als aber die ganze Hochzeits-Gesellschaft aus der Kirche ging, näherten sich zwei Polizei-Agenten einer jungen Dame, welche zu den Eingeladenen zu gehören schien, und luden sie höflichst ein, ihnen zum Polizei-Kommissär zu folgen, der gerade in dem Augenblicke, als einer der Verwandten der Neuvermählten ihr, da er sie gleichfalls für eingeladen hielt, die Hand zum Einsteigen reichen wollte. Diese höchstens 23 Jahre alte, elegant gekleidete Dame, hatte sich gleich beim Beginne der Zeremonie unter die zahlreichen Gäste gemischt, war nach der Messe mit in die Sakristei gegangen, und hatte das dort herrschende Gedränge benutzt, um mehrere ansehnlich ausgestattete Portemonnaies zu entwenden. Die Polizei-Agenten jedoch hatten in der Dame gleich Anfangs eine durchtriebene Diebin erkannt, und ihre Taschen-Exploitation war ihrer rege gemachten Aufmerksamkeit nicht entgangen. Da sie jedoch in der Kirche keine Störung verursachen wollten, warteten sie, um sie beim Herausgehen zu verhaften. Beim Verhör bekannte sie sofort, erklärte aber, sich in interessanten Umständen zu befinden, und durch ein unüberwindliches „Gelüsten" zu dem Diebstahle getrieben worden zu seyn. Der Polizei-Kommissär glaubte die Würdigung dieses Vertheidigungs- und Entschuldigungs-Mittels den Gerichten überlassen zu sollen, welchen er die Übel beleumundete Dame übergab.

Das „Kautschuk" leistet den Schmuggelern so vortreffliche Dienste, daß man seit Verbreitung desselben in Paris eine Zunahme der Zoll-Defraudationen beobachtet. Seit einiger Zeit bemerkte einer der Octroi-Beamten ein äußerst wohlbeleibtes Individuum, das sehr oft durch die Barriere ein- und ausging. Als er derselben Persönlichkeit nun am 19. Nov. zufällig in Paris begegnete und zu seinem Erstaunen gewahrte, daß die Wohlbeleibtheit plötzlich total verschwunden war, lud er am 20. den Herrn, der wieder kugelrund das Thor durchschreiten wollte, ein, ihm in das Bureau zu folgen, wo man ihm einige Augenblicke später einen Kautschukbauch mit etwa 20 Litres ausgezeichneten Weines abnahm und Herrn L . . . mit leichterem Leibe, aber schwererem Herzen der Polizei-Präfektur übergab.

[Für Damen.] In Paris hat jetzt ein raffinirter Kopf eine Tinte erfunden, welche nach Ablauf eines Jahres erlischt. Er nennt sie „Korrespondenz-Tinte zum Gebrauch für Damen." Die Tinte wird von ihm „allen Frauen von allen Gattungen Tugend empfohlen, da man die Indiskretion der Männer kennt und ihnen dafür ein Versicherungsmittel an die Hand geben will." Wenn man sicher ist, daß die Liebe ein Jahr anhält, gebraucht man die Tinte wie sie ist, gedenkt man in einem halben Jahr zu erkalten, mischt man etwas Wasser hinzu. Da aber auch Männer von der Tinte Gebrauch machen könnten und Betrüger Wechsel damit unterschreiben dürften, so wird jedem vorsichtigen Geldverleiher angerathen, sein Schreibzeug bei sich zu tragen.

[Lichtstärken.] Das Licht der Sonne leuchtet so stark wie 800,000 Vollmonde. Die Helligkeit des hellsten Fixsterns, des Sirius, ist zwanzig Millionen schwächer, als das der Sonne. Also gehörten zwanzig Millionen solcher Sterne dazu, das Sonnenlicht zu ersetzen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ludwig Waldandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 286 Samstag, 29. November **1856.**

Nordmann.

(Fortsetzung.)

Nun sprachen die Greise bei dem Leuchten der Lampe. Und die Lampe warf ihren Schein auf die alten, ehrwürdigen Gesichter. Und auf den Gesichtern lag Wahrheit. Auch in den Worten, auch in der Rede lag sie. Offen, ehrlich und offen gaben sie sich nun Ansicht um Ansicht, Rath um Rath, Geständniß um Geständniß. Sie sprachen über Irma, Wodaf und Gyllenborg, über das Geschehene und Ungeschehene, über das Mögliche und Unmögliche, über das Schlimmste und Beste, über Gegenwart und Zukunft, über Vaterlandsliebe und Kindesliebe, über Recht und Pflicht, von den Feinden und Freunden, von Kopenhagen und dem heutigen Angriffe auf die schwedische Vorhut.

Nicht lange etwa dauerte deßhalb das Gespräch. Denn der Eine vertraute dem Andern. Die Worte fielen kurz aber wahr. Ein Zweifel kam nicht auf. Beide Sprecher waren Greise. Beide glühten für das Vaterland. Beide haßten die Schweden, beide liebten Irma, beide das Rechte und Gute. — Nur in einem Punkte wichen sie von einander, in der Ansicht über Gyllenborg. Peter Nordmann wollte an die Schlechtigkeit desselben in dem Maaße nicht glauben, wie der alte Musikant es schilderte. Dieser aber ging nicht ab von seiner Behauptung. Er suchte zu überzeugen. Er erzählte zuletzt den Vorfall, den er mit Gyllenborg gehabt hier an der Hütte. Und in Peter Nordmanns Herzen legte sich nun der Zweifel, er glaubte.

Kaum eine halbe Stunde war vergangen, da standen beide Greise auf. Das Hauptgespräch hatten sie beendet. Peter Nordmann wollte wieder fort.

„Und dennoch ziemt sich's," sagte er, indem er seinen Hut nahm, „daß ich Gyllenborg zur Rede setze. Dennoch ziemt sich's, daß ich wenigstens ehrlich mit ihm umgehe und ihm mittheile, wie sich Alles verhält."

„Thut's nicht, thut's nicht! — thut's nur in diesen Tagen noch nicht!" versetzte eifernd der alte Musikant. „Laßt ihn kämpfen, tapfer kämpfen. — Er mag die Feinde erst mit schlagen helfen. Das ist er dem Vaterlande schuldig. Ist aber der Feind geschlagen, nun dann, saget Ihr ja, dann soll Eure Enkelin nicht gehindert werden, dann, wollt Ihr die Schwedenbraut segnen. Habt Ihr sie aber gesegnet, dann kommt alle Wahrheit für Gyllenborg von selbst, kommt zeitig genug, kommt nicht zu früh, nicht zu spät, jetzt aber käme sie zu früh."

„Und jetzt auch käme noch mein Segen zu früh, erwiderte mit Festigkeit Peter Nordmann. „Nichts, also nichts zu früh," fuhr er fort. „Die Feinde müssen erst geschlagen, müssen vertrieben seyn aus Dänemark und Norwegen. Unterliegen wir aber den Feinden, dann Fluch auf mein Haupt noch in der Todesstunde, wenn ich Irmas Hand in die Hand eines Schweden lege. So sey es, so wahr Gott mir helfe."

„Und also auch für Gyllenborg nichts zu früh?" fragte mit gleicher Festigkeit der Musikant.

„Es sey. Ich verspreche es Euch. Das Reich braucht seinen Arm. Ich will den Arm nicht lähmen. Ich verspreche es Euch."

„Und was Ihr versprecht, das ist auch ein gewisses Wort, das haltet Ihr," schloß mit Zuversicht der Musikant. „Und so steht es sicher auch und wohl bestellt für Euch, für Irma, für Stadt und Reich — für uns Alle! Amen."

Der alte Musikant blies die Lampe aus, öffnete die Studenthüre und schickte sich an, Peter Nordmann zu begleiten. Dieser wollte es nicht zugeben. Er rieth ihm, zu schlafen nach der Ruhe zu pflegen. Der Musikant aber bestand auf seinem Willen. Noch hing er, während Peter Nordmann hinaus schritt, die Geige auf den Rücken, dann ging er nach und verschloß die Stube und die Hausthüre.

Unter dem heiligen Lampenscheine des Himmels stiegen nun die Greise den Berg hinauf. Das Gespräch, das sie in der Hütte jetzt geführt, der Vertrag, den sie dort geschlossen hatten, das ganze Ergebniß der letzten halben Stunde war Beiden zu wichtig, als daß sie auf ihrer nächtlichen Wanderung viel hätten reden können. So ging diese Wanderung denn ziemlich still vor sich. Als sie aber

Digitized by Google

eine Strecke derselben schweigend zurückgelegt hatten, ermahnte Peter Nordmann seinen Begleiter wiederum zur Rückkehr. Zugleich bat er ihn mit treuherzigen Worten, sich doch morgen oder in diesen Tagen eine Summe Geld bei ihm zu holen, damit er anständig und sorgenfrei leben könnte.

„Kennt Ihr mich noch immer nicht?“ versetzte mit Bitterkeit nach diesem Antrage der Musikant. „Wahrheit, Wahrheit, warum wollt Ihr das trübe Metall in die reine Stunde werfen, in der wir so hell sahen? Oder wollt Ihr mich nur erinnern, daß zwischen uns Beiden ja doch ein großer Unterschied sey?“

Nein, nein! — Seyd nicht bös! — kein Unterschied, — nein, nein, begütigte freundlich Peter Nordmann den Gekränkten, und blieb stehen und schüttelte ihm die Hand.

Da war es, als falle in der Ferne ein Kanonenschuß. Und noch einen glaubte man zu hören. — Und schnell, ohne ein Wort zu sagen, wich Peter Nordmann von dem Pfade, eilte einige Schritte hinüber nach dem Berge, legte sich lauschend auf den Boden und drückte sein Ohr an die Erde.

„Hört Ihr's nicht auch, alter Freund?“ rief er nach einigen Minuten dem Musikanten zu, während er selbst noch immer auf der Erde lag. „Das ist Kanonenfeuer! Unsere Leute greifen jetzt die Vorhut an! — Gott segne die Kugeln für Dänemark und Norwegen.“

„Verderben und Untergang den Feinden, aber Glück und Segen auf Wodaf's Haupt,“ erwiderte der Musikant.

Jetzt kam Peter Nordmann zurück, indem er sagte: „Ich hörte Euern Wunsch, alter Freund. Aber unser Aller Leben ist zerbrechlich wie Glas. — Wer weiß, ob nicht eine von den ersten Kugeln schon das Leben Eures Günstlings zerschlug. — Kommt, laßt uns eilen, daß wir die Stadt erreichen,“ setzte er hinzu.

„Wodaf steht in Gottes Hand,“ entgegnete der alte Jakob, „und Irma schließt ihn täglich in ihr Gebet mit ein. Aber daß er der Vorderste ist und der Muthigste unter Allen, — das will ich wohl glauben.“

Peter Nordmanns Gang wurde rascher als der Gang des Musikanten. Letzterer konnte kaum nach und öfter mußte der Erste auf ihn warten. Der Musikant wollte noch immer nicht umkehren, so sehr auch Peter Nordmann die Ermahnung dazu wiederholte.

„Wie viel Geschütz ist mitgegangen von uns?“ fragte der alte Jakob, als er den Wartenden wieder erreicht hatte.

„Vier Feldstücke,“ gab Peter Nordmann zur Antwort. „Da der Feind erst morgen sein Geschütz erwartet, so können vier Stücke tüchtig arbeiten.“

„Wahrheit, Wahrheit, — Ihr seyd noch einige Jahre jünger als ich. — Meine alten Beine halten nicht aus,“ keuchte der Musikant, da Peter Nordmann schon wieder einen Vorsprung gewonnen hatte und von Neuem warten wollte. „Geht nur immer hin, edler Herr Nordmann, ich komme schon nach. Auch darf ich, wenn ich bis an mein Ende singen und die Stimme behalten will, die alte Lunge nicht allzusehr anstrengen. — Mein guter Vater war weit älter als ich und konnte er zuletzt auch nicht mehr laufen, so konnte er doch noch singen. — Will es Gott, so singe ich ihm ein schönes Opferlied noch, und mitsingen wird seine Seele im Himmel.“

„Ihr strengt immer mehr Euch an, alter Freund, geht doch wieder heim,“ bat Peter Nordmann.

„Nein, nein, aber wartet nur nicht auf mich,“ versetzte jener. „Immer eilet voraus, ich komme zeitig genug. — Schlafet wohl, edler Herr Nordmann,“ grüßte er noch und zog seinen Hut und schwenkte ihn hoch nach den Sternen empor.

„Wollt Ihr einmal mit, alter Freund, so warte ich auch auf Euch, und ich warte ja gerne,“ versicherte Peter Nordmann und ging ihm ein Stück entgegen und nahm seinen Arm und führte ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung)

Diese Nachrichten erweckten in Armand den Wunsch, seinen Besuch in Venedig abzukürzen, und nach Paris zurückzukehren, um auch seinen Antheil am Glanz und Prunk der Familie und gastfreundlichen Festen seiner reichen Schwägerin zu haben, bei welcher er sich besonders zu insinuiren gedachte und wozu er den Weg schon mittelst der freundlichsten Zuschriften eröffnet hatte. Armand mußte aber auch seinen eigenen Vortheil bei Herrn von Lesveigne wahren, und es wäre höchst pflichtwidrig und unfreundlich gewesen, ihn in seiner jetzigen Stimmung zu verlassen.

Der Familienstolz des alten Herrn, von jeher kein geringer, war durch die glänzende Verbindung seines Neffen nicht wenig geschmeichelt worden, und zwar in um so höherem Grade, als beide Brüder es für passend erachtet hatten, all ihre früheren Zweifel und Bedenken über die Geschichte von Mademoiselle in Vergessenheit zu begraben und sie bloß für eine Erbin des alten Hauses Chatelaine anzugeben. Die glänzenden Berichte aus Paris, die warmen Einladungen Eugens und seiner jungen Gemahlin und Armand's Beredtsamkeit bestimmten

Digitized by Google

ndlich den alten Privatsekretär, sich einen zweimonatlichen Urlaub vom Degen zu erbitten, der denfalls ein sicher mürrischer Greis war und eine ganze Zeit nur zwischen Beten und Bücherlesen theilte.

Der Urlaub ward Herrn von Lespeigne gewährt, und Armand und sein Oheim reisten ohne Hemmisse oder sonderliche Abenteuer nach Paris, und angten in später Nacht im Hotel Bonneville an, wo Alles zu ihrer Aufnahme vorbereitet war. Mame war allerdings schon zu Bette, aber Eugen mpfing sie auf das Herzlichste, obschon es Armand edünken wollte, sein Bruder sey nicht mehr so froh und wohlgemuth als früher in den Tagen der Arnuth. Aber das kommt wahrscheinlich vom Ehestande er, tröstete sich der selbstgefällige Junggeselle.

Da er wußte, wie viel auf den ersten Eindruck ankommt, so machte Armand am andern Morgen eine besonders sorgfältige Toilette. Das Aussehen und die Einrichtung des Hotels sagten seinem aristokratischen Geschmacke vollkommen zu, und er kam mit der Ueberzeugung, daß Eugen vollkommen richtig spekulirt habe, zum Frühstückstisch. Diesem präsidirte seine neue Schwägerin in einem sehr gewählten Morgenkleide, — in der That eine wunderschöne Frau, welche Le Blanc's Schilderung weit übertraf. Sie war hochgewachsen, schön gebaut und hatte den Anstand einer Königin; im Schnitt ihres braunen Gesichts und in ihren dunklen Augen und rabenschwarzem Haar lag etwas Orientalisches. Armand verglich ihre Züge mit denen einer griechischen Statue, und in ihrem Benehmen lag jene anmuthige Herzlichkeit einer sorgfältigen, vornehmen Erziehung.

Auf den ersten Blick war Alles schön und einnehmend; allein trotzdem fühlte Armand, noch ehe er sich setzte, daß ein seltsam harter unangenehmer Zug, wie in Marmor gehauen, um Stirn, Auge und Mund seiner Schwägerin lauerte. Dieser Eindruck ward noch verstärkt durch des Oheims Blick, welchen Armand zufällig beobachtete, als Herr von Lespeigne seiner Nichte vorgestellt wurde: es war, als hätte er Madame früher gekannt und sähe sie nun mit wahrem Abscheu wieder, und die junge Frau antwortete ihm mit einem Blick voll höhnischen Triumphs. Beide aber faßten sich im Nu wieder und begrüßten einander so zärtlich und freundschaftlich, als es nur Oheim und Nichte thun können.

Eugen schien diesen Vorgang nicht bemerkt zu haben, und Armand legte keinen Werth darauf, davon zu sprechen, so unerwartet und seltsam es ihm auch vorgekommen war. Aber sein Bruder erschien ihm ganz verändert; er war so ernst und verschlossen, selbst wenn sie unter vier Augen zusammentrafen, daß er sowohl von der Klugheit als von Artigkeit geboten hielt, lieber zu schweigen, dafür aber den Oheim und die Schwägerin unbemerkt genauer zu beobachten.

Den ersten Tag verbrachten sie Alle zusammen, wie eine glückliche Familie; der alte Herr lobte seine Nichte, billigte die ganze häusliche Einrichtung und gab sich Mühe, so freundlich und wohlwollend wie möglich zu erscheinen, versank aber demungeachtet häufig in düsteres Sinnen; und einmal, als Armand gerade in den Salon treten wollte, wo der Alte mit Madame einen Augenblick allein gelassen worden war, hörte er sie in leisem aber heftigem Wortwechsel begriffen, welcher jedoch alsbald aufhörte, als er die Thüre öffnete.

Den andern Tag sollte dem reichen Oheim zu Ehren eine glänzende Soirée gegeben werden; aber Herr von Lespeigne ging schon frühe am Nachmittag aus, angeblich um dem venetianischen Gesandten seine Aufwartung zu machen, und kehrte nicht mehr zurück. Als die Gesellschaft sich eben einfand, erschien ein Lohndiener mit einem kurzen Briefchen des Oheims, worin Herr von Lespeigne sich entschuldigte und sein Bedauern ausdrückte über die nothgedrungene unvermuthet rasche Abreise nach Venedig, wohin ihn dringende Staatsgeschäfte gerufen.

Armand wußte nicht, was er davon denken sollte und mußte in Folge dieses Ereignisses seine Schwägerin nun noch schärfer beobachten. Allein ihr Benehmen an diesem Abende war ein musterhaft und tadellos und würdevolles. Sie war mit großem Aufsehen bei Hofe vorgestellt worden, und galt nun für eine der schönsten Frauen in den Pariser und Versailler Salons; aber die Dame hatte keine Vertrauten und ermuthigte auch Keinen, der ihr Huldigungen darbringen wollte. Ueber ihren Gemahl hatte sie einen bedeutenden Einfluß erlangt, der sich übrigens auf Unterwürfigkeit, nicht auf Liebe gründete. Eugen war stolz auf ihre Schönheit und feine Bildung und auf die üppig glänzende Lebensweise, die er mit ihrem Gelde führen konnte, und gab natürlich seinen Bekannten Gelegenheit genug, dieß Alles zu sehen und zu bewundern, so daß sein Haus eines der besuchtesten und geselligsten in ganz Paris war.

Die rauschenden Vergnügungen und geselligen Festlichkeiten mit Spiel und Bällen, welche in diesem Hause einander drängten, schwächten und verwischten bald die ersten Eindrücke, welche Armand von seiner Schwägerin empfangen. Es wollte sich zwar kein rechtes Vertrauen zwischen ihm und Frau von Bonneville herstellen lassen, aber sie kamen Beide auf das Beste mit einander aus. Zugleich führte er mit seinem Oheim einen äußerst zärtlichen Briefwechsel, allein Herr von Lespeigne lehnte unter allen möglichen Vorwänden jede Einladung, wieder nach Paris zu kommen, ab und vermied es auch

Digitized by Google

geflissentlich, Armand wieder zum Besuche nach Venedig einzuladen.

Das war nun allerdings kein gutes Zeichen wegen der Erbschaft und Armand brütete nachgerade über dem Gedanken, ob sich nicht auch für ihn irgend eine reiche Partie finden ließe, die er unter den Auspizien seines Bruders und seiner Schwägerin leichter gewinnen könnte, als die exzentrische Gräfin Penthiévre ihren ersten Ball zur Karnevals-Zeit gab. Auf diesen Ball hatte Armand ganz besondere Hoffnungen wegen seiner Zukunft gesetzt.

Das Hotel der Gräfin Penthiévre lag in einem Quartiere, das zur Zeit der Fronde vielleicht ein höchst modisches und vornehmes gewesen war und in einer Straße stand, welche an die Vorstadt St. Antoine stieß. Der bekannte Rang und Reichthum der Gräfin ließ über die altväterische Lage ihrer Wohnung hinwegsehen. Sie pflegte sich darauf etwas zu Gute zu thun, daß in diesem Hotel schon vor 150 Jahren die beste Gesellschaft sich versammelt habe, und ihr Karnevalsball galt immer für die Hauptbegebenheit der Saison. Halb Paris war eingeladen und darunter natürlich auch die Bonneville's. Madame hatte sich für diese Gelegenheit ein prächtiges Ballkleid anfertigen lassen, allein wider Erwarten erklärte sie am Abende plötzlich, daß sie wegen eines leichten Unwohlseyns den Ball nicht besuchen könne und beharrte auf ihrer Weigerung trotz aller Bitten ihres Gemahls, welcher sich nicht wenig auf die Bewunderung gefreut hatte, welche Madame von Bonneville in ihrem Kostüme auf dem Balle erregt haben würde. Nur auf die besondere Bitte von Madame begleitete er endlich Armand, um seine Gemahlin bei der Gräfin Penthiévre zu entschuldigen.

Der Ball war zwar glänzend, sprach aber Eugen wenig an, weil er des Triumphs seiner Gemahlin entbehren mußte, die ihm nun in einer Art unentbehrlich geworden war. Um sich zu trösten und zu entschädigen, setzte er sich in den entlegensten Zimmern an den Spieltisch, wo Whist und Faro bis zum Morgen andauerte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Lyon machte in der Handelswelt seit einigen Tagen der ziemlich bedeutende Diebstahl eines Kassiers Aufsehen. Der Thäter, ein junger Deutscher von 25 Jahren, war seit 3 Jahren in einem der angesehensten Häuser aufgenommen; er war intelligent, fleißig und nichts berechtigte zu der Vermuthung, daß er nicht auch treu und redlich sey. Indessen war es dem Chef des Hauses zu Ohren gekommen, daß sein Untergebener eine Lebensweise führe, die mit seinem Einkommen nicht in Verhältniß stehe, und daß dieser eine Maitresse mit großem Aufwande unterhalte. Der aus seinem Vertrauen aufgeschreckte Kaufherr nahm eine sorgfältige Verifikation der Bücher vor, und entdeckte bald ein Defizit von nahezu 60,000 Franken. Die Entwendungen waren successive während mehrerer Jahre geschehen, und von dem Kommis, welcher die Bücher führte, so geschickt verdeckt worden, daß drei Inventarien aufgenommen werden konnten, ohne den geringsten Verdacht rege zu machen. Sobald der Kaufmann die Gewißheit erlangt hatte, daß er bestohlen war, ließ er — um Skandal zu vermeiden — seinem Kommis mitten in der Nacht sagen, es brenne im Magazin; dieser eilte herbei und gestand, so ganz unvorbereitet ergriffen, sogleich die Wahrheit. Er wurde den Gerichten übergeben und in der Wohnung seiner Geliebten Siegel angelegt.

Charade.

Die beiden ersten Sylben.

Der Wahrheit Widerschein trag' ich im Herzen,
Doch leist' ich Vorschub auch der Eitelkeit;
Im Augenstern entzünd' ich Liebeskerzen,
Wenn Sympathie mir ihren Zauber leiht.

Die dritte und vierte.

Ich hab' auf Tod und Leben oft gestritten
Mit wilden Thieren oder Mann gen Mann;
Freiwillig bald, in freien Volkes Mitten,
Gezwungen bald, im schweren Sklavenbann.

Die fünfte.

Ich trag' in mir des Lebens reiche Fülle,
Sie sorgsam bergend, bis zur rechten Zeit,
Urplötzlich sprengend meine morsche Hülle,
An's gold'ne Tageslicht sie sich befreit.

Es ist mein Stand lang' Räthselform geblieben,
Bis kühn ein Held die Spitze mir zerbrach.
Doch nicht mehr auf die Spitze sey's getrieben!
Sonst rufst du spottend mir das Ganze nach.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 287 Montag, 1. Dezember 1856.

Nordmann.

(Fortsetzung.)

So schritten Beide Arm in Arm den Weg nun fort. Nur in solchen Augenblicken blieben sie stehen, in welchen sie das Schießen hörten. Dann gingen sie rasch wieder vorwärts durch die Nacht.

Als sie oben standen an den Festungswerken, wurde das Schießen heftiger. Peter Nordmann sprach mit einigen Hauptleuten und durchging dann mit ihnen die Verschanzungen und Wälle.

Der alte Jakob hatte sich während dessen entfernt. Langsam schritt er durch die Gassen hin vor Peter Nordmanns Haus. Ein mattes Licht nur brannte oben im Zimmer. Im ganzen Hause war es ruhig. Nur aus dem Hofe her vernahm man noch einzelne Stimmen der Feuerarbeiter.

„Vielleicht schläft schon das arme Kind," sprach der alte Musikant zu sich selbst, indem er vor der Thüre stand und hinauf blickte zu den Fenstern. „Da möchte ich Irma nicht stören. — Aber wo Kummer im Herzen wohnt, da kommt nur selten Schlaf in die Augen. Und Kummer, tiefen Kummer hat sie ja, und da braucht sie Trost. — Nur wie Alles steht, nur mit wenigen Worten das Geschehene wollte ich dem armen Kinde sagen, darum bin ich ja herausgegangen den weiten Weg."

Unentschlossen blieb er noch eine Weile stehen. Er wollte fort und kehrte doch wieder zurück. — Er nahm die Geige von dem Rücken und that einen leisen Strich, und blickte scharf nach den Fenstern, ob Jemand sich regen würde. — Alles blieb still. Und nochmals einen leisen Strich zog er mit dem Bogen über die Saiten, und immer noch scharf schaute er empor. Aber still und reglos blieb es an den Fenstern.

„Wahrheit, Wahrheit," sagte er nun still vor sich hin, und steckte den Bogen behutsam durch die Saiten und hing die Geige wieder um. — „Du könntest doch wohl schlafen, liebe Irma, und Ruhe ist Dir so nöthig wie Trost. Und der Schlaf ist ja der beste Trost. — So ruhe und schlafe denn wohl." —

Und als er diese leisen Worte gesprochen hatte, entfernte er sich nun auch mit leisen Tritten, um den Schlaf des armen Kindes nicht zu stören. Erst nachdem er an Peter Nordmanns Hause vorüber war, schritt er wieder fester und schneller hinaus in die Nacht und eilte nach seiner Wohnung. Auf dem Wege dahin hörte er das Schießen noch immer, und als er an der Hütte ankam, wendete er sein Ohr noch ein Mal nach der Gegend und sprach: „Verderben und Untergang allen Feinden, — aber Glück und Segen auf Wodafs Haupt."

Dann schloß er die Hütte rasch auf und trat hinein, und drinnen hing er seine Geige hin und suchte sein Lager.

15.

Weder Irma, noch die Dienerin derselben hatten die zwei leisen Geigenstriche des alten Jakob gehört, und dennoch schlief weder die Eine noch die Andere. Mit verweinten Augen aber lag Irma, ob sie gleich nicht schlief, doch auf ihrem Bette, und hierher hatte die Dienerin sie gebracht. Und die Dienerin saß nun neben der Herrin und wich nicht von ihr, denn Irma rang die Hände und jammerte von Neuem immer wieder still, und drückte dann ihr thränenfeuchtes Antlitz tief in die Kissen. Auch die Dienerin neigte nicht selten ihr Haupt auf das Bett und verbarg ihre Thränen. — In solchen Stunden aber, besonders wenn solche Thränenstunden in die Nacht fallen, verschwindet alles Aeußere in der Nähe. Das Auge sieht nur das Schmerzensbild, das Ohr liegt wie verschlossen, die Seele wie betäubt. Wie konnte Irma oder die Dienerin jene zwei leisen Saitenhauche hören, die der alte, besorgte Musikant von der Straße herauf nach den Fenstern sendete?"

Eine Stunde später erst, als der alte Musikant es gewünscht und still hinauf gesprochen hatte, ging, was er wünschte, in Erfüllung. Irma schlief ein. Ihre guten treuen Augen waren geschlossen. Aber nicht so schien es die Wunde ihres Herzens zu seyn, denn aus der Brust empor rang sich noch mancher

Digitized by Google

tiefe Seufzer. Bald schneller und ängstlicher, bald langsamer und ruhiger wechselten die Athemzüge. Als habe man einem fröhlichen Kinde den Christbaum zerstört und die Weihnachtsgaben genommen, und als sey es unter Weinen eingeschlafen und träume nun von dem zertrümmerten Glückstraume, so lag, so schlief, so seufzte, so athmete, so träumte Irma wohl drei Stunden lang.

Da ging die Thüre der Wohnstube. Behutsam wurde sie wieder zugedrückt. Auf den Zehen schlich die Dienerin sich aus dem Schlafzimmer ihrer Herrin und trat neben an in die Wohnstube. — Irma's Großvater war es, der die Thüre so behutsam geöffnet und geschlossen hatte. Er stand noch nahe an der Schwelle.

„Schläft Irma?“ fragte er leise und besorgt, und blickte still auf den Platz hin, wo sie vor ihm dagelegen hatte, kniend und jammernd.

„Seit zwei Stunden etwa,“ antwortete eben so leise die Dienerin. „Es ist recht gut, wenn wir sie nicht stören.“

„Nicht stören, nein, nein, nicht stören,“ sagte noch stiller fast der Greis, und schlich nun ebenfalls auf den Zehen und begab sich in Irma's Schlafzimmer. Fest drückte er das Schwert an sich, damit es kein Geräusch mache. Und als er an das Bette kam, hielt er auch den Athem an sich und lauschte nur auf die Athemzüge seiner Enkelin. Theilnehmend stand er und betrachtete das schlafende Kind. Er stand wohl einige Minuten, dann wiegte er sich. Seine schneeweißen Locken fielen vor in sein ehrwürdiges, jetzt so mildes Angesicht. Und er sah in das Angesicht der Schlafenden und erquickte sich an den lieben, theuren Zügen. Und daß er die Schlafende nicht störe, drückte er seine Hand an seine Lippen und schöpfte nicht eher wieder Athem, als bis er sich behutsam erhoben hatte. Dann strich er die schneeweißen Locken still zurück und wollte auf den Zehen, — also leise wieder fort, wie er leise gekommen. Aber als er sich wendete und an dem Bette schon vorbei war, schlug das Schwert bei dieser Wendung an einen Stuhl. Und war das dadurch entstandene Geräusch auch nicht stark, so war es doch immer laut genug gewesen, die Schlummernde zu stören. — Irma erwachte. —

(Fortsetzung folgt.)

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Armand dagegen fand nach mancher vergeblichen Bemühung Gelegenheit, einer reichen Wittwe und ihrer unschönen aber mit reicher Mitgift ausgestatteten Tochter den Hof zu machen, und er schmeichelte sich, auf das Herz der Tochter seinen ungünstigen Eindruck gemacht zu haben, als er endlich um vier Uhr Morgens die Damen zu ihrem Wagen hinunter geleitete. Es hatte ihn jedoch viele Anstrengung gekostet, den Angenehmen zu spielen, und er fühlte sich fast erschöpft; da er aber Eugen noch ganz in das Spiel vertieft sah, wollte er nicht länger auf ihn und den Wagen warten, sondern lieber zu Fuß nach Hause gehen. Er theilte dieß seinem Bruder mit, hüllte sich in einen dunklen spanischen Mantel, den er von Madame Penthièvre's Tochtermann, Don de Lasco, borgte, denn der Morgen war kalt und er machte sich auf den Heimweg.

Binnen Kurzem befand er sich in einer engen Straße der Vorstadt St. Antoine, welche damals an den alten Kirchhof der Unschuldigen entlang lief. In jener Straße hätte kein modernes Gefährt hindurchfahren können; die Häuser stammten alle noch aus der Zeit der Anna von Bretagne und waren zu ihrer Zeit die Herrenhäuser des alten Adels gewesen. Es waren noch jetzt starke und massive Gebäude, sieben bis acht Stockwerke hoch, mit hohen Giebeldächern voll Bildhauerarbeit, Schnitzwerk und Thürmchen, besonders auf der Seite nächst dem Kirchhofe; allein die Sterblichkeit von Jahrhunderten hatte den Boden des Kirchhofs seither so erhöht, daß er auf gleichem Niveau mit dem zweiten Stockwerk dieser Häuser lag und die Leute der Vorstadt St. Antoine wußten seltsame Geschichten zu erzählen von allerlei Spuk und Heimlichkeiten, die sich hier zutrugen. Man sagte unter Anderem, man könne hier keine kleine Kinder davonbringen; aus jeder Familie, die neu hierher ziehe, müsse binnen wenigen Wochen mindestens ein Glied sterben und dergleichen mehr; kurzum, Niemand fühlte sich hier heimisch und die meisten Häuser waren schon seit Jahren verlassen.

Die vornehme Pariser Welt kümmerte sich natürlich nicht um derlei alberne Geschichten, die Armand ebenfalls niemals gehört hatte. Während er so durch die stille, finstere Gasse hinschlenderte, waren seine Gedanken mit der reichen Wittwe und ihrer Tochter beschäftigt, als er plötzlich mitten in der Straße über das Gespräch zweier gedämpften Stimmen erschrack, das aus dem Pflaster unter seinen Füßen zu kommen schien. Betroffen stand er still und lauschte, — in der ganzen Nachbarschaft war kein Laut hörbar, denn um diese Stunde lag die ganze Vorstadt im Schlafe.

Ganz in der Nähe aber brannte eine Lampe vor einem großen hölzernen Kruzifix, das man zum Andenken an die Bartholomäusnacht hier aufgerichtet hatte, — hart am Eingang eines schmalen

Digitized by Google

Ganges, welcher zum Kirchhofsthore führte. Beim dämmernden Schein dieser Lampe sah Armand fast hart an seinen Füßen eine schwarze Gestalt aus dem Boden aufsteigen, und er trat schnell hinter das große Kreuz. Die Gestalt stand einen Augenblick im Lampenlicht: eine schwarze Nonne, mit Schleier und Kapuze, aber in ihren Bewegungen lag etwas, das Armand bekannt dünkte, und als sie sich vor dem Kreuz umdrehte, um hinter sich in den dunklen Gang vor der Kirchhofsthüre hineinzublicken, schob sich der Schleier bei Seite, und Armand erkannte mit unverkennbarer Deutlichkeit das Gesicht seiner Schwägerin. Von Erstaunen ganz überwältigt, stand er regungslos, bis sie vorüber war, und folgte ihr dann auf dem Fuße mit dem festen Entschluß, sie nicht aus dem Auge zu verlieren. Der edle Herr hatte aber in seinem ganzen Leben nicht so rasch laufen müssen, denn die Schritte der Frau von Bonneville wurden immer geschwinder, je länger sie lief, sey es nun, daß sie sich verfolgt sah, oder daß ein unbestimmtes Grauen in der stockfinstern Nacht sie überkam; kurzum, er folgte ihr durch ein wahres Labyrinth von Gäßchen und Gängen, die ihm ganz unbekannt waren, bis sie endlich um die Ecke der Rue de Marrais verschwand.

Hier verlor er alle Spur von ihr, und es war eine schwierige Aufgabe für ihn, sich wieder aus diesen verrufenen Quartieren der untersten Volksklassen herauszufinden. Endlich erreichte er mit Tagesanbruch das Hotel de Bonneville, und der schlaftrunkene Portier starrte ihn betroffen an, als er fragte, ob die Madame schon nach Hause gekommen sey? Wußte denn der gnädige Herr nicht, daß die Madame am Abend unwohl geworden und darum nicht auf den Ball gegangen war?

Armand war diskret genug, um zuzugeben, daß er sich geirrt haben könnte; allein sein Glaube, an das, was er mit eigenen Augen gesehen hatte, und das Nachgrübeln über die Frage, was denn seine Schwägerin an einem derartigen unheimlichen Orte zu suchen haben könne, ließ ihn nicht schlafen. Jene Straße war doch kein passender Ort für eine Intrigue, außer wenn vielleicht Madame hierin einen eigenthümlichen Geschmack hatte; und unwillkürlich stieg Alles, was zwischen ihr und Herrn von Lespeigne vorgegangen war, wieder in seiner Erwartung auf.

Es fragte sich nun: ob der Thürsteher in das Geheimniß eingeweiht war; aber Jacques war ein alter Diener, verschwiegen und zuverlässig, ein Mann in reiferen Jahren. Ihn wollte Armand in das Vertrauen ziehen und das ganze Räthsel zu lösen suchen, ohne vorerst seinem Bruder etwas davon zu sagen, damit er nicht den häuslichen Frieden oder zu Scenen Veranlassung gebe, die dem feinfühlenden, hochgebildeten Junggesellen in der Seele zuwider waren.

Beim späten Frühstück erschien Madame in gewohnter Weise im eleganten Morgenkleide, erklärte sich für vollkommen genesen und erkundigte sich angelegentlich nach dem Balle und seinen Einzelnheiten. Armand berichtete ihr genau über Alles, was er gesehen hatte, mit Ausnahme seines nächtlichen Spaziergangs durch die Vorstadt, und kein Wink oder Blick verrieth ihre beiderseitige Mummerei. Armand beschenkte den Thürhüter noch am selben Tage, um für den Fall von Madame's nächstem Unwohlseyn das Nöthige einzuleiten; allein sie begleitete fortan längere Zeit allabendlich ihren Gemahl in die verschiedenen Soireen und Armand war durch seine Werbung um die Hand der jungen Erbin so sehr in Anspruch genommen, daß er diese Angelegenheit ebenfalls einigermaßen aus dem Auge verlor.

Die Lustbarkeiten der Faschingswoche hatten von jeher allerhand seltsame Gesichter und Kostüme aus den versteckten Ecken von Paris auf die Straßen gelockt, wo sie sich unter dem Schutze der Maskenfreiheit zwischen den Spaziergängern der öffentlichen Gärten und der Boulevards umhertrieben. Die Menge dieser, oft abscheulichen Masken erschien Armand gerade in diesem Jahre weit zahlreicher als sonst, und es wollte ihn bedünken, als ob einige der gemeinsten und verkehrtesten aufsehenden Masken vertraute Blicke des Erkennens oder Einverständnisses auf Frau von Bonneville werfen würden, als sie, mit Diamanten und Federn reich geschmückt, an ihnen vorüber ging.

Zudem gingen gerade zu dieser Zeit verschiedene seltsame Gerüchte über den Kirchhof der Unschuldigen in Paris umher, die sogar die Aufmerksamkeit der Polizei rege gemacht hatten; man wollte in gewissen Häusern der Vorstadt, die an den Kirchhof gränzten, Lichter bemerkt und spukhafte Gestalten gesehen haben, die dort aus- und eingingen, obschon diese Gebäude erwiesenermaßen seit Jahren unbewohnt waren.

Armand hatte in der letzten Nacht des Faschings eine Rolle bei einer Maskerade gespielt, bei welcher eine Rolle bei einer Maskerade gespielt, bei welcher seine Schwägerin durch ihr prächtiges Auftreten in seine Schwägerin durch ihr prächtiges Auftreten in drei verschiedenen Charakteren großes Aufsehen und Bewunderung erregt hatte. Er kam zu spät zu Bette, und als er am Mittag ausging, um der reichen Wittwe einen verstatteten Besuch zu machen, bemerkte er unter der Thüre, daß irgend ein ungewöhnliches Ereigniß Jacques' sonstige Gemüthsruhe gestört hatte. Seines Planes eingedenk, blieb Armand vor der Portierloge stehen, und fragte Jacques: ob vielleicht seine Frau unwohl sey oder er selbst? — „Nein, gottlob," war die Antwort: aber trotzdem liegt doch ein Kummer auf meiner

Digitized by Google

Seele und wenn der gnädige Herr es erlauben wollte, möchte ich wohl ein paar Wort im Vertrauen mit Ihm reden!"

„Nur zu, mein Freund! ich will Euch gern anhören," versetzte Armand.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Vor den Kölner Gerichten wurde ein Heirathsprozeß verhandelt und entschieden, worüber wir Folgendes mittheilen wollen. Ein ehrsamer Bürger und Schreinermeister trug schon seit längerer Zeit Verlangen, in den heiligen Ehestand zu treten. Ob er nun zu bequem oder zu schüchtern war, oder ob er sich nicht hinlängliche Gewandtheit zutraute, um in einer so zarten Angelegenheit die ersten Schritte zu thun, lassen wir dahin gestellt seyn; genug, er wandte sich an einen seiner Bekannten, der für ihn den Liebesfaden anspinnen sollte, und dem er, im Falle des Gelingens, nebst ewiger Dankbarkeit auch eine Belohnung in klingendem preußischem Kourant zusagte, und zwar vermittels eines schriftlichen Versprechens, womit er sich verpflichtete, dem besagten Helfer und Retter die Summe von fünfzig Thalern zu zahlen, sobald die beabsichtigte Heirath durch Vollziehung der bürgerlichen Trauung zum Abschlusse gekommen seyn würde. Ja, es sollte die Zahlung ausdrücklich am Tage nach dieser Trauung erfolgen. Alles kam in Richtigkeit; der Ehestands-Kandidat wurde Bräutigam und Gatte. Hätte sich der freundnachbarliche Vermittler nun gleich am Tage nach der Hochzeit zur Empfangnahme der verfallenen fünfzig Thaler gemeldet, so würde der von seinem neuen Glücke entzückte Schuldner gewiß die Börse gezogen und noch ein freundliches Gesicht in den Kauf gegeben haben. Allein der Gläubiger, gar zu unbewandert, wie es scheint, im gewöhnlichen Laufe der Dinge, oder zu sehr auf seinen verbrieften Rechtstitel vertrauend, ließ leider die Honigwochen verstreichen, und als er dann kam, um den verdienten Lohn einzusäckeln, ward er nicht gerade zum Besten empfangen. Unser Mann erklärte rund heraus, daß er gar nicht zahlen werde; der von ihm ausgestellte Schein habe vor Gericht keine Gültigkeit. Endlich, und das mochte wohl kein ganz untergeordnetes Motiv seyn, „habe sie statt 3600 Thaler nur 600 Thaler im Vermögen gehabt." Der auf diese Art entstandene Streit kam zunächst an das k. Friedensgericht, wo der Richter den auf Zahlung klagenden Theil abwies, indem er annahm, daß der Ehevertrag kein Gegenstand des gewerblichen Verkehrs sey dürfe. Die Sache kam darauf in appellatorio an das k. Landgericht, wo gleichwohl ein ähnliches Urtheil erging. Der zweite Richter nahm in Erwägung, „daß mit Rücksicht auf die hohe Bedeutung der Ehe, welche die wichtigsten Interessen der bürgerlichen Gesellschaft berührt, und daher von jedem die Freiheit der Entschließung der zukünftigen Ehegatten gefährdenden Einflusse frei bleiben soll, so wie nach den obwaltenden Umständen der, der Ausstellung des Schuldscheines vorangehende Vertrag als auf einem unerlaubten Grunde beruhend, aufzufassen sey, und demnach kein wirksames Klagerecht begründen könne." Hatte sich einerseits der in den Hafen des Ehestandes eingelaufene Bürger und Schreinermeister im Finanzpunkte getäuscht gefunden, so widerfuhr nun andererseits auch dem Vermittler eine unerwartete Täuschung. Der in optima forma ausgestellte Schuldschein war nichts werth, oder, um ein Gleichniß zu brauchen, das gehoffte ächte Gold verwandelte sich in werthlosen — Tombak.

In Berlin wird viel von einer bedeutenden Erbschaft gesprochen, die dem Gasthofbesitzer Kellner zugefallen ist. Dieselbe besteht in einem Kapital von 55,000 Thalern und einer bedeutenden Quantität Cigarren, 500,000 Mille, deren Werth ebenfalls eine ansehnliche Summe repräsentirt. Der Erblasser war ein seit langer Zeit kranker jüdischer Kaufmann, dessen Leiden mit so erheblichen Inkonvenienzen verbunden waren, daß sich bereits mehrere Hoteliers veranlaßt gesehen hatten, ihm Wohnung und Pflege aufzusagen. Herr Kellner hatte Rücksicht für die bedauerliche Lage des Fremden gehabt und ihn bis zu seinem Tode beherbergt. Zum Danke dafür setzte derselbe seinen Wirth in seinem letzten Willen als Erben ein. Der Testator soll keine näheren Verwandten gehabt haben.

Einer armen Frau in Berlin, die in einem Jahre den Mann und zwei Kinder verloren hat, starb kürzlich das dritte Kind. Wenn ihr auch die Stelle auf dem Kirchhofe unentgeltlich überlassen wurde, so hatte sie doch am fünften Tage nach dem Tode noch nicht die Mittel, die Kosten des Begräbnisses zu bestreiten. Das erfuhr der türkische Gesandte hierselbst und gab, von Mitleid ergriffen, sogleich das nöthige Geld zum Begräbniß des christlichen Kindes her.

Auflösung des Räthsels in Nro. 283:
Ich — Egoist.

Redakteur: Gustav Wessert.
Druck u. Verlag bei Ehrette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 288 Dienstag, 2. Dezember 1856.

Nordmann.

(Fortsetzung.)

Mit einem Schrei fuhr sie empor, als sie den Großvater erblickte. Dann sank sie schnell wieder zurück auf das Kissen und wendete das Gesicht hinweg und schloß die Augen. Beide Arme aber streckte sie nach der Thüre hin, wo der Großvater stand. So war es denn, als wolle sie bitten und doch nicht sprechen, als wolle sie ihn lieben und sich doch nicht erinnern, als sey sie erfreut und doch unglücklich, unaussprechlich unglücklich.

Und der Großvater trat zurück an das Bette, immer noch behutsam und still. Und als er wieder dort stand, und das arme Kind die Hände noch immer nach ihm ausstreckte und die Augen noch immer schloß, dann sagte er mit guter, herzlicher Stimme: „liebe Irma, es thut mir recht leid, daß ich Dich dennoch gestört habe."

Aber gerade diese gute, herzliche Rede griff gewaltig in die Seele des armen Kindes. So viel Liebe, so viel Huld, so viel Güte, — ach, und doch keine Hoffnung! — Und Irma drückte die Augen noch fester zu, aber dennoch sah der Großvater die Thränen, die unter den Augen hervorquollen. Und schnell zog sie die ausgestreckten Hände zurück und legte sie auf die Thränen und wendete das Haupt noch weiter ab. — Ein Augenblick — und jetzt brach sie in lautes Weinen aus.

Da winkte Peter Nordmann der Dienerin, daß sie sich entfernen möge. Als diese hinweg war, beugte er sich nieder auf das Bette und sprach: „liebe Irma, höre mich. — Ich bringe Dir Trost. Ich war bei dem alten Jakob. Ich weiß nun den Zusammenhang der Sache. Wenn das Reich gerettet ist, wenn die Feinde geschlagen sind, hinaus aus Dänemark und Norwegen, dann soll Wodaf der Deine werden. — So helfe der Himmel denn, daß wir die Feinde auch schlagen."

Und schnell öffnete Irma ihre Augen. Wie träumend sah sie den Großvater an. Sie faßte seine Hände und küßte sie und weinte auf sie und blickte dabei immer wieder wie träumend empor in das Antlitz des Greises.

„Meinen Willen hast du nun," setzte mild Peter Nordmann dazu, „es kommt also noch auf den Willen des Himmels an."

Irma sprach nichts. Aber inniger noch küßte sie des Greises Hände. Dann faßte sie diese Hände noch fester und hob sie empor und faltete sie, indem sie die ihrigen zugleich mit erhob, zugleich mit faltete. Und hinauf blickte sie mit ihren nassen Augen zum Himmel, und auch der Großvater blickte nun hinauf und sagte gerührt: „ich verstehe Dich, liebes Kind."

Und als das stille Gebet verrichtet war, küßte der Großvater Irmas Stirn und legte ihr Haupt sanft auf das Kissen und sprach: „sey denn ruhig, mein Kind. Suche, daß du noch schlafen kannst. Ich muß wieder fort."

Noch ein Mal, wenn auch nicht mit Worten, so doch mit Augen und Lippen und Seele war sie Dank, Liebe, Gebet. — Der Großvater ging. — Bald darauf trat die Dienerin ein. Irma lächelte durch ihre Thränen. Noch lag sie da, wie der Großvater sie gelegt hatte. Die Hände hielt sie noch gefaltet. Die Dienerin fragte nicht, was geschehen sey, sondern sie sagte und zeigte nur, wie sie sich freue. Denn, daß etwas Gutes vorgefallen seyn müsse, konnte sie ja denken, da Peter Nordmann so besorgt, so mild, so schonend gekommen war. Lange, lange schwieg Irma, obgleich freundlich oft ihr Auge auf der Dienerin ruhte. Endlich erzählte sie mit wenigen Worten von der Güte des Großvaters und von der Güte des Himmels. Aber auch den alten Jakob erwähnte sie dankbar. Sie war überzeugt, daß er gewiß viel, sehr viel zu diesem Wechsel beigetragen hatte.

Und wiederum nahm der Schlaf sie in seine Arme. Wie welke Blumen durch frische Tropfen sich erquicken, so schien der Schlaf neue Erquickung, neue Frische ihrem innern Leben zu geben. Nicht angstvoll mehr und seufzend hob sie ihre Brust. Nicht stürmisch gingen ihre Athemzüge. Nicht fiebernd schlug der Puls. — Und die Dienerin war erfreut darüber. Sie wachte nun so gern an dem

Digitized by Google

Bette der Herrin, als ein Kind an dem Lager der Mutter wachen würde, die, nach der Versicherung des Arztes, nun nach einem schweren Fieberanfalle glücklich aus aller Gefahr ist.

Stunde verging nach auf Stunde. Der Morgen graute. Kleine gefärbte Wolken glänzten aus Osten vom Himmel her und warfen ihren Glanzschein an die weißen Vorhänge der Fenster. Die Dienerin schob die Vorhänge zurück. Nun wurde es noch heller. Sie verlöschte das Nachtlicht auf dem Tische, da ja das Morgenlicht dämmernd vom Himmel herkam. Der eine Vorhang war zurückgefallen. Nochmals drängte sie ihn zur Seite. — Freundlich fiel der röthliche Wolkenschein auf das Antlitz der Herrin, als wolle der junge Himmel seine Frührosen ihr auf die Wangen drücken. Auch auf die Augen der Schläferin fielen solche leisglühende Rosen — und die Schläferin erwachte.

Rasch und gestärkt richtete sie sich empor und blickte hin nach der Dienerin, die noch den Vorhang befestigte. Und sie grüßte die Dienerin und sagte: „ach, wie ist mir so wohl geworden im Schlafe! Immer, immer gib dem Lichte des Himmels seinen Eingang, es ist willkommen meinen Augen, willkommen meiner Hoffnung!"

Und weiter noch zurück drängte die Dienerin den weißen Vorhang. Und auf dieses Zurückdrängen des Vorhanges hatte ein Anderer seit einer Viertelstunde schon gewartet. Diesem Andern galt dieses als ein Zeichen, daß Irma nun wohl erwacht seyn könne. Was er erwartete, war also geschehen. Darum geschah auch jetzt nun, was man oben, wo man den Vorhang lüftete, nicht erwartete. In dem Augenblick nämlich erklang die bekannte Geige und die bekannte gute Stimme: Und herauf stiegen durch die Dämmerung die Worte:

„Die Nacht vergeht, der Morgen kommt.
Gern gibt der Himmel, was uns frommt,
Dem Einen Schlaf, dem Andern Tod,
Hier Reichthum und dort kärglich Brod"

„Doch was da kommt, das ist uns gut,
Erlöst sind wir durch Christi Blut,
Erlöst auch wird vielleicht das Land
Bald aus der Feinde wilder Hand.

„Und bliebe die Erlösung fern:
So blicken wir zum höhern Stern,
Dort findet Lieb und Treue Lohn
Durch Jesum Christ den Gottessohn."

Irma und ihre Dienerin hatten die Hände gefaltet. Das Lied war zu Ende.

(Fortsetzung folgt.)

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Jocques führte ihn in seine Portierloge neben dem Einfahrtthor, riegelte sorgsam die Thür hinter sich zu und hub an: „Gnädiger Herr, meine Frau und ich haben seit 30 Jahren im Hotel de Bonneville die Thüre gehütet. Der Himmel sey Dank für den Reichthum, der wieder in das Haus eingezogen ist, aber wir können unmöglich über eine Sache schweigen, welche die gnädige Herrschaft betrifft. Wir haben, wie Sie wissen, nur eine einzige Tochter gehabt, die wir der heiligen Jungfrau zu Ehren Marie nannten; und vielleicht war es die heilige Mutter Gottes, die das Kind zu sich nahm aus dieser argen bösen Welt, denn ihre Mutter fand Marie kalt und todt im Bett am Morgen des Aschermittwochs, gerade an dem Tage, wo sie zum ersten Male zur Kommunion gehen sollte. Alle unsere Verwandten hatten in der Vorstadt St. Antoine gelebt und waren auf dem Kirchhof der Unschuldigen begraben worden; wir ließen daher auch Marien dort beerdigen und und thaten, um unsere gebeugten Gemüther zu erleichtern, ein Gelübde, wir wollten während der Fastingswoche jede Nacht eine Stunde lang auf dem Grabe unseres Kindes beten.

Die Gerüchte und Geschwätze, die über jenen Ort in der Stadt umliefen, kümmerten uns nicht, mein Weib und ich kannten keine Furcht, wo unsere gute Marie lag. Lachen Sie mich nicht aus, gnädiger Herr, denn ich sage bei Gott die Wahrheit in Allem, was ich jetzt erzählen will. Denken Sie gnädiger Herr: in der letzten Fastingswoche sahen wir Beide dreimal eine Frau in schwarzen Gewändern wie eine Nonne: einmal auf der Straße, einmal im Gäßchen, das zum Kirchhof führt, und in der letzten Nacht, wie sie über das Pförtchen in den Kirchhof hereinblickte. Ich sah ihr Gesicht so deutlich vor mir, wie ich jetzt das Ihrige sehe, gnädiger Herr, und so wahr ich ein Christ bin, ich erkannte in der schwarzen Nonne die gnädige Frau von Bonneville."

Diese letzte Eröffnung steigerte Armand's Neugier auf das Höchste. Er fühlte, daß es nun ernstlich geboten sey, kräftige Maßregeln einzuleiten, wenn die dunklen Thaten von Madame selbst von Dienstboten wahrgenommen wurden. Auf den alten Thürhüter konnte man sich verlassen, und aus weiteren Gesprächen mit ihm erfuhr Armand eine Thatsache, die ihm bisher unbekannt gewesen war: daß nämlich eine kleine, im Getäfel von Madame's Schlafzimmer verborgene Treppe, zu einem längst außer Gebrauch gekommenen Oratorium oder Privatkapelle hinabführte, deren Fenster wieder auf ein

Digitized by Google

enges krummes Gäßchen stießen, von wo aus man auf Umwegen durch Gäßchen, Nebenwege und Durchgänge das Marias erreichen konnte.

Das erklärte nun Armand hinlänglich, wie ihm Madame in jener Nacht so plötzlich entkommen war; aber noch immer fragte er sich vergebens, was seine Schwägerin, um jene Stunde der Nacht in der Nähe des Kirchhofs zu thun gehabt habe? Jacques war nicht um eine Erläuterung dieser nächtlichen Ausgänge verlegen; sein Gedächtniß war voll von Geschichten, die er von seiner Großmutter gehört, von Zauberern und Hexen, die die Herzen von Leuten dürsten, welche in schweren Sünden gestorben, oder von Leichen, die gerade neun Nächte beerdigt waren. Allein der Familie zu Liebe wollte er sich gern dazu verstehen, das ganze Frühjahr hindurch jede Nacht auf dem Kirchhofe zu wachen, denn er habe, sagte er, einen Engel im Himmel, welcher über ihn wache.

Armand nahm ihn beim Wort und ging auf diesen Vorschlag ein, denn wenn er vermöge seiner Erziehung über den volksthümlichen Aberglauben erhaben war, so lag doch etwas so Düsteres, Geheimnißvolles über der ganzen Sache, daß er nicht gerade begierig war, das Wagniß allein zu bestehen und die Sache für sich zu behalten, sondern es für gerathener hielt, seinen Bruder ebenfalls damit bekannt zu machen. —

Die reiche Wittwe und ihre Tochter fanden ihn bei seinem Besuche ganz eigenthümlich zerstreut und langweilig, und er empfahl sich bald. Wie er in das Hotel zurückkehrte, fand Armand seinen Bruder glücklicherweise allein in seinem Studierzimmer, denn seine Gemahlin war in die Messe gegangen. Diese günstige Gelegenheit durfte er nicht versäumen, und er erzählte Eugen nun mit gehöriger Behutsamkeit Alles, was er von Madame gesehen und in Erfahrung gebracht hatte.

Zu seinem großen Erstaunen sah er aber Eugen auf eine solche Enthüllung vorbereitet; dieser hatte seine Frau schon zu außergewöhnlichen Stunden im Hause vermißt, und einmal hatte er sie sogar um Mitternacht in Begleitung eines gemeinen, verdächtig aussehenden Fremden auf der Straße zu sehen geglaubt, aber dieses Umstandes seither nicht Erwähnung gethan. Die frühere Vertraulichkeit war nun zwischen den beiden Brüdern rasch wieder hergestellt, und Beide entwarfen nun einen Plan, um diesem geheimnißvollen Treiben von Madame auf die Spur zu kommen.

Auf ihr Ansuchen bat der alte Thürsteher noch am selben Abend um mehrwöchentlichen Urlaub, um seinen einzigen, auf den Tod erkrankten Bruder im nördlichen Frankreich zu besuchen. Dieser ward ihm gewährt, Jacques legte sein Reisekostüm an, nahm alsbald von seinem Weib und der übrigen Dienerschaft Abschied und verließ das Hotel; begab sich aber stracks nach einer kleinen Herberge in der schlechtverrufenen Straße St. Antoine, wo er die Blouse eines Arbeiters und eine rothe Perrücke anlegte und eine Binde über dem rechten Auge trug; den Wirth bestach er mit einem blanken Louisd'or und äußerte sich, er werde so lange hier bleiben, als es ihm gefalle.

Am andern Tage besuchten die beiden Brüder die Fastenpredigt des Erzbischofs; bei ihrer Rückkehr von derselben schienen sie plötzlich von einer jener plötzlichen Anregungen zur Frömmigkeit ergriffen, welche dazumal unter der Pariser vornehmen Welt häufig genug vorkamen, und erklärten ihre Absicht für die ganze Fastenzeit in den Orden der Büßenden zu treten, welcher seit Kurzem aus Italien eingeführt und damals unter den reicheren Gläubigen sehr beliebt war. Der Orden nahm zeitweilige Mitglieder auf, deren Hauptpflichten darin bestanden, daß sie in schmutzigen, zerrissenen Kleidern umhergingen, niemals zwei Nächte nach einander in einem Haus und Bett schliefen und in Allem lebten wie Leute der untersten und ärmsten Volksklasse.

Frau von Bonneville, welche selbst für sehr fromm gelten wollte, ermunterte dieses gottselige Vorhaben der Ihrigen; und Eugen und Armand machten sich am nächsten Sonnabend zu nicht geringer Erbauung ihrer Nachbarn, mit ihren ältesten und unscheinbarsten Kleidern angethan, zu Fuße auf den Weg nach Versailles, um dort, an dem Schauplatz ihrer leichtsinnigen fröhlichen Jugendzeit, ihre Buße zu beginnen. In Versailles angelangt, kauften sich Beide je die Kleidung eines gewöhnlichen Arbeiters, und so angethan kehrten Beide noch in derselben Nacht nach Paris zurück.

Armand suchte den Thürhüter in seiner Herberge auf, und Eugen begab sich in das enge krumme Gäßchen hinter seinem eigenen Hotel und miethete hier ein Stübchen bei einer alten Wittwe, die nur ein einziges zu vergeben hatte und selten nüchtern war.

Die Wittwe hatte einen Sohn, ihre einzige Stütze, obwohl der Bursche kein eigentliches Gewerbe verstand und von Geburt an ein Krüppel mit krummen Beinen und zwei Höckern vorn und hinten war. Allein der krumme Jules war ein verschlagener Bursche, mit den Augen und der Behendigkeit eines Luchses, grübter Beobachtungsgabe und einer besonderen Fähigkeit, aller Beobachtung auszuweichen, wodurch er ein sehr werthvoller Helfershelfer der damaligen geheimen Polizei wurde, die ihn fast beständig in ihrem Solde hatte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Von schreibt der »K. Z.« aus Koblenz unterm 29. November: »Folgender Vorfall ereignete sich in voriger Woche unweit von Ehrenbreitstein auf der Landstraße nach Limburg. Ein aus dem herzoglich Nassauischen Amte Walmerod gebürtiger englisch-deutscher Legionär hatte sich, um nach Hause zu gelangen, in Ehrenbreitstein einen einspännigen Wagen gemiethet. Als derselbe in Ahrenberg ankam, trifft ein wohl angesehener Metzgermeister aus Ehrenbreitstein dazu, welcher mit dem Kutscher einig wird, ihn gegen eine Vergütung auf dem Bocke mitfahren zu lassen. Hierüber gerieth der obehin angetrunkene Legionär so sehr in Erbitterung, daß er nach mehrfachen Vorwürfen ein doppelläufiges Pistoll zieht und ohne Weiteres auf die vorn auf dem Bocke sitzenden zwei Leute (den Metzger und den Kutscher) abdrückt, so daß die Kugel dem Kutscher gerade über der Schulter durch den Kittel dringt, während der Metzger zeitig genug vom Bocke springt. Der Legionär springt nun ebenfalls aus dem Wagen auf den Metzger ein, und nun entspann sich zwischen Beiden ein furchtbares Ringen, wobei das Zündhütchen vom zweiten Lauf des Pistols abfiel, so daß der Metzger, ein sehr starker Mann, das Pistol dem Legionär entwinden und endlich nach langem Kampfe, wobei er sehr verletzt wurde, seiner Herr werden konnte, so daß der aus Furcht davongelaufene Kutscher, ein 16jähriger Bursche, auf sein Rufen wieder herzukam und sie ihm gemeinschaftlich die Hände binden konnten. Sie führten ihn nun ab an die nächste nassauische Behörde, von wo er an das Kriminalgericht Dillenburg abgeliefert worden ist. Der Legionär war schon früher ein unbändiger, händelsüchtiger Mensch. Wie der Metzgermeister selbst erzählte, erklärte er am herzogl. Amte zu Montabaur: »ja er habe geschossen gegen die Leute, aber er wisse nicht, wie er dazu gekommen sey.« Er führte noch gegen hundert Thaler baares Geld bei sich.«

Der vorige Besitzer des Kafe de Foy im Palais-Royal verdankt einen großen Theil des beträchtlichen Vermögens, mit welchem er sich vor einigen Jahren von der Leitung dieses Etablissements zurückzog — einer Schwalbe. Einer Schwalbe nämlich, welche Horace Vernet vor Jahren an die Decke des Salons malte und die später, als der Ruf des Meisters sich mehr und mehr verbreitete, Jeder, Fremde wie Einheimische, sehen wollte und in das Kaffee de Foy ging. Der brave Kafetier vergaß den Gründer seines Glückes nicht und als vorlängst der Tod Vernets Schwiegersohn, Paul Delaroche abrief, bat sich der dankbare Mann die Gunst aus, zum Mitvormünder der Delaroche'schen Kinder ernannt zu werden, um denselben sein Vermögen vermachen zu können, welches er — wie er sagt — ja der Schwalbe ihres Großvaters verdanke.

Der Vorstand der »Deutschen Tonhalle« in Mannheim macht Folgendes bekannt: »Auf unsere Anzeige vom 8. Ostermonat d. J., daß der Verein den Preis von 250 fl. rhein. für Musik zur »Jungfrau von Orleans« von Schiller ausgesetzt habe, sind uns in der bis Ende vorigen Monats bestimmten Einsendungszeit zweiundzwanzig Preisbewerbungs-Werke zugekommen, welche wir nun den nach den Vereinssatzungen erwählten drei Herren Preisrichtern zur Beurtheilung nach und nach zusenden. Der Erfolg wird später bekannt gegeben werden. Wegen Rückgabe bezüglicher Bewerbungen machen wir die Herren Verfasser wiederholt aufmerksam, daß solche nicht mittelbar und nur nach Inhalt gedachter Satzungen bewirkt werden kann, welche wir, wie bisher, auch ferner auf Verlangen durch postfreie Briefe oder Handelsgelegenheit, abgeben.«

In der Nähe von Paris starb ein reicher Rentner, der sein großes Vermögen wohlthätigen Stiftungen zuwandte, und an seinem Begräbnißtage ein lukullisches Festmahl halten ließ. Er war seines Zeichens Koch, hatte sich in der Nähe eines der Pariser Kirchhöfe ein Kaffee-Restaurant unter dem Namen „Ma Campagne“ angelegt und sich dadurch Kunden verschafft, daß er bei allen Leichenbegräbnissen Theilnehmer war und nach der Zeremonie die Begleitung dahin zu bestimmen wußte, „Ma Campagne“ als Absteigquartier zu benutzen; denn unter der Pariser Bürgerklasse ist es Sitte, jeden Leichen-Kondukt mit einer Libation und einem Mahl zu beendigen. Unser Spekulant gerirte sich natürlich selbst als Gast, erwarb aber seinem Etablissement Ruf und Kundschaft und sich ein artiges Vermögen.

Charade.

Die erste Sylbe ist ein Ton,
Doch gilt sie nur für einen halben.
Der beiden Letzten reicher Lohn
Wird nicht erlangt durch Fleiß der Schwalben,
Es bringt das Glück ihn nur in's Haus.
Das Ganze hilft den Millionen,
Die heiß're Gegenden bewohnen,
Wohl oft mit seiner Stärkung aus.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wörlandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 289. Mittwoch, 3. Dezember 1856.

Nordmann.

(Fortsetzung.)

„Ich will aufstehen, ich will den Alten sehen," sagte Irma, indem sie gedankenvoll noch vor sich hinblickte. „Bitte ihn, daß er doch herauf kommen möge."

Und die Dienerin ging zu dem Fenster und öffnete dasselbe und schaute hinaus. Dann aber kehrte sie zurück zu ihrer Herrin und meldete, daß der alte Musikant fort und bereits bis an die nächste Gasse sey.

„Und kann ich den treuen Alten nicht sprechen, so will ich ihn doch sehen," entgegnete Irma.

Schnell gab ihr die Dienerin einen Ueberwurf. Irma eilte hin an das offene Fenster. Sie sah hinaus und erblickte den Alten noch in der Ferne. Und ob er es auch nicht sah und nicht hörte, so sendete sie ihm doch ihren Dank, den reinsten Dank ihres Herzens nach. Nicht eher verließ sie das Fenster, als bis der Treue verschwunden war. Und auch dann noch blieb und wartete sie einige Augenblicke. Hinauf lenkte sich ihr Auge, hinauf ihr Dank auch zu den farbigen Wolken, die im Osten standen. Und Blick und Dank ging über dann in Gebet und Segenswünsche, — denn nach Osten zu stand auch die schwedische Vorhut.

„O daß Du es doch wüßtest, theurer Wodaf!" sprach sie still und streckte ihre Hand nach der Gegend. „Nur Hoffnung ist's, aber schön doch ist sie, schön und lichtvoll wie Deine Seele."

Der Morgen dämmerte voller und blühender herauf. In den Häusern herrschte hier und da schon Regsamkeit. Auch durch die Straßen gingen schon einzelne Einwohner und Soldaten.

16.

Ganz zu seiner Zeit stand Peter Nordmann auf dem höchsten Punkte des einen der Granitfelsen, um welche herum die Festungswerke angelegt waren und eigentlich das Kastell und Gerippe der ganzen Bastion abgaben. Eine weite Umschau konnte hier das Auge halten, und das eben beabsichtigte Peter Nordmann. War er unter allen Arbeiten und Anordnungen während dieser Nacht stets im Geiste bei dem Angriffe auf die feindliche Vorhut gewesen, hatte er fast jeden Kanonenschuß gezählt, wie sollte es ihn jetzt nicht heraufreiben auf die höchste Steinspitze, um zu sehen, ob die ausgezogene Waffenschaar heimkehren möchte?

Immer voller goß der Morgen sein Licht auf die Höhen in der Nähe und Ferne. Schon tauchten von dem skandinavischen Gebirge, das wie ein ungeheurer Steingürtel durch die ferne Ebene sich lagerte, einzelne, riesige Granitzacken mit Bestimmtheit in das Morgenlicht. Nach Kongsberg zu, nordwestlich von Friedrichshall, ragte mit seinen Steinhäuptern der Berg Jonkulle und das Morgenroth setzte diesen Häuptern schon glühende Helme auf. Das waldige Hochland gewann lichte Umrisse und Gestalt, und uralte Fichten und Birken färbten ihre Spitzen. Weit, weit hinaus über den Swinesund strich und bewegte die Wasserwelt heller und heller ihr Wogenlager. Immer deutlicher erglänzten die goldigen Schneehauben auf des Gebirges fernen Porphyrschultern und Granitstirnen. Und auch in der Nähe, in den Schluchten selbst und auf den Morästen, in den Erlküsten und Gründen webte der Lichtschein die ersten Bilder des Tages. Die Mauern und Wände und Massen des Gesteins traten hervor in ihren wunderbaren, wilden Formen. — Und als die Sonne aufging, da lag kühn und schön und kräftig und wild das alte Land des Thor und Wodan da vor Peter Nordmanns Augen.

„Wie habe ich dich so lieb, du altes, theures Land meiner Väter," sagte der Greis, indem die Sonne die ganze Gegend nun beleuchtete und auch sein Antlitz seine schneeweißen Locken vergoldete. „Wie bist du mir so werth, du freies Reich von Dänemark und Norwegen! — Und du solltest unfrei werden? Der Feind sollte dich zertreten, sollte dich vernichten? — Gott, Gott, verleihe du uns Sieg!" fuhr er fort und nahm seinen Hut vom Haupte und blickte zum Himmel, der rein und stahlblau über ihm lag. „Die Söhne dieses Landes

Digitized by Google

werden tapfer seyn wie unsere Väter es waren. — Aber sey auch du mit deinem Arme über uns."

Er bedeckte nach diesen Worten sein Haupt wieder und wendete sich und blickte nach der Gegend, von woher die Waffenschaar kommen mußte. Seit einigen Stunden schon mußte der Angriff beendet und entschieden seyn, denn so lange ohngefähr war es, daß das Kanonenfeuer aufgehört hatte. — Die Streiter konnten, wenn der Ueberfall nicht mißlang, keine Stunde mehr ausbleiben. Er wollte darauf warten, und es durfte ja möglich seyn, daß die Streiter schon sehr nahe waren. Denn so weit man auch von dem Punkte aus, wo Peter Nordmann stand, zu schauen vermochte, so verdeckte doch ein Berg gerade jenen Weg, auf welchem die Heerschaar zurückkehren mußte. Nur eine Viertelstunde weit war dem Auge nach dieser Gegend hin die Aussicht gestattet.

Da gewahrte Peter Nordmann ziemlich am Fuße jenes Berges einige Reiter. Sie kamen aus einer buschigen Schlucht. Die Pferde führten sie und setzten sich erst dann wieder auf dieselben, als sie besseren Weg gewonnen hatten. Nur einige Schritte aber ritten die Reiter vorwärts. Dann wendeten sie die Pferde um und warteten und sahen hin nach der Schlucht. Aus dieser kamen bald darauf noch viele andere Reiter. Auch diese führten ihre Pferde bis zum ebenen Wege. Den Reitern folgten Fußsoldaten, wohl einige hundert Mann.

Nach wenigen Minuten waren Reiter und Fußgänger geordnet und sie bewegten sich nun schnell auf dem gewöhnlichen Wege nach dem breiten Bergrücken zu, der mit seinen Rasenplätzen Raum genug bot, ihnen eine vortheilhafte Stellung zu geben.

Peter Nordmann stand erschrocken. — Er sah deutlich, daß es Schweden waren. — Rasch wollte er hinabsteigen von dem Felsen. — Aber in diesem Augenblicke hörte er den Marsch der Friedrichshaller von fernher. — Noch einmal blickte er hin, und siehe, die erwartete Heerschaar hatte von der andern Seite den Berg zurück gelegt und marschirte langsam auf dem geräumigen Plateau daher.

„Also kommen sie? — das ist ja die Musik unserer Leute," leuchte der alte Musikant dem Erschrockenen entgegen und legte den letzten Schritt des steilen Pfades zurück.

Ehe diese Worte verhallten, stürzten schon die Schweden wild auf den Feind. — Die Musik verstummte, schwedische Hörner bliesen zum Angriffe, die unerwartet überfallenen Friedrichshaller wichen zurück.

„Wahrheit, Wahrheit, — das sind Schweden," leuchte der Musikant weiter.

„Unter die Waffen, unter die Waffen! — Lärm geschlagen!" rief Peter Nordmann jetzt mit mächtiger Stimme und brechend nach der ersten Verschanzung herab. Und die Lärmtrommel fing bald darauf an, zu rasseln, und Leben und Bewegung erhob sich von Schanze zu Schanze bis weit hinein in die Stadt.

„Bei den Narben meines Vaters," schrie der Musikant, „Gyllenborg weicht, — er ist feig! — Und seht Ihr dort den Reiter auf dem Schimmel? Seht Ihr, wie er mit Wenigen auf die Kanone sich stürzt? — Seht hin, seht hin! das ist Wodaf!"

(Fortsetzung folgt.)

Die geheimnißvolle Braut.

(Schluß)

Wer mit dem Treiben der geheimen Polizei damals genauer bekannt war, der wußte, daß diese gefürchtete Truppe gerade zu jener Zeit irgend einer wichtigen Entdeckung auf der Spur war, über welche aber das größte Geheimniß beobachtet wurde.

Eugen wußte nichts darum, nahm aber Jules in seinen Dienst, um das auf das Gäßchen mündende Fenster jener Hauskapelle zu beobachten, und versprach ihm zwanzig Louisd'or, wenn er derjenigen Person, die dort herausstiegen würde, auf die Spur kommen, sie verfolgen und ihn an den Ort führen könne, wohin sich jene begäbe.

Besagtes Fenster war hoch und schmal, und demselben gerade gegenüber lag ein dunkler, von einem vorspringenden Hause gebildeter Winkel. In diesem stellten sich, nach Einbruch der Nacht, Eugen und sein Begleiter auf, Beide mit Blendlaternen versehen, während sich, nach der Abrede, Armand und der alte Jacques hinter dem Kreuze versteckt hatten, das neben dem Eingang zum Kirchhof des Unschuldigen stand. In der ersten Nacht sahen alle Vier gar nichts; aber Jules brachte es heraus, daß Madame in der Mitternachtsmesse bei den Kapuzinerinnen gewesen war.

In der zweiten Nacht hatte Frau von Bonneville eine andächtige Abendgesellschaft, wozu alle Eingeladene ihre Rosenkränze mitbrachten und Salat zu Nacht speisten; allein mit dem Schlage Mitternacht vom Thurme der Kirche St. Germain sah Jules eine schwarze Gestalt geräuschlos vom Fenster der Kapelle herabgleiten und das Gäßchen hinaufeilen; er folgte ihr so leise wie möglich und Eugen folgte ihm, alle seine Bewegungen nachahmend.

Die beiden edlen Herren wunderten sich noch oft in spätern Tagen, was für seltsame Umwege und Windungen sie auf dieser nächtlichen Wande-

Digitized by Google

rung durch die alten Straßen, Gassen und Gäßchen des alten Paris gemacht hatten. Die schwarze Gestalt hielt immer gleichen Schritt, bis sie in die Nachbarschaft des Kirchhofs gekommen war. Eugen sah, wie sich sein Begleiter hier in eine Ecke drückte und folgte seinem Beispiel, denn die Verfolgte stand plötzlich stille und sah sich um. Er konnte ihre Züge nicht erkennen, aber er hätte darauf schwören mögen, daß es seine Frau sey.

Nachdem sie sich vergewissert, das Alles sicher sey, beugte sie sich über das Gitter eines alten Kellers, welches die Anderen bisher noch nicht bemerkt hatten, und streckte die Hand durch die Eisenstangen. Eugen hörte eine Glocke tönen, dann eine Stimme, welcher die Fremde in einer fremden Sprache antwortete, und das Gitter öffnete sich langsam nach Innen. Aus der Ferne erscholl ein gedämpftes Flüstern, ein röthliches Licht drang heraus und ließ eine steinerne Treppe erkennen, die in den Keller hinunterführte, und den verdächtig aussehenden Fremden, der oben an der Treppe stand.

Die schwarze Nonne hatte schon den Fuß auf die oberste Stufe der Treppe gesetzt, als Armand aus seinem Versteck hervorbrach und sie an ihrem schwarzen Gewand erfaßte. Eugen und der alte Jacques waren dicht hinter ihm, da sahen sie einen Stahl in der Hand der Vermummten blitzen, und mit dem Krachen eines wuchtigen Streiches stürzte Armand rücklings vor ihnen nieder, während das Gitter dröhnend in das Schloß fiel. Jules war mittlerweile auch herzugetreten und hatte eine kleine Sternrakete steigen lassen, die kaum zerplatzt war, als sie sich von einer Kompagnie Musketiere umzingelt sahen.

Mit Fackeln, Brecheisen und Pickeln versehen, hatten diese bald das Gitter erbrochen und stiegen nun hinab, die drunten Befindlichen im Namen des Königs auffordernd, sich zu ergeben. Aber Niemand antwortete, und als die Soldaten mit den Polizei-Agenten und den Herren von Bonneville endlich behutsam hinunter stiegen, fanden sie, daß, was sie für einen Keller gehalten, nur eine Todtengruft war, und daß die darüber befindlichen Gebäude zu einer früheren Abtei gehörten. Einige Dutzend Steinsärge standen hier herum; aber in der fernsten Ecke befand sich ein vollständiger Schmelzofen, und darin ein großer Tigel mit noch geschmolzenem Metall von geringem Werthe. Auf dem Deckel eines der Granitsärge stand noch ein Prägeapparat, auf einem andern befanden sich verschiedene Werkzeuge der Falschmünzer.

Hart neben dem Schmelzofen war ein anderes Gitter zu bemerken, das einen niederen gewölbten Gang verschloß, welcher auf bedeutende Entfernung hin unter den Häusern und Kellern wegführte und in einem großen, alten und verlassenen Herrenhause auf der entgegengesetzten Seite der Vorstadt ausmündete.

Man ward nicht einer Person, noch einer falschen Münze oder Banknote habhaft; allein weitere öffentliche Nachforschungen nach dieser Falschmünzerbande, welche die geheime Polizei als eine durch ganz Europa hin, aber insbesondere in den großen Städten weit verzweigte aufgefunden hatte, ergaben später, daß die Fälscher namentlich in Paris und Venedig große Werkstätten gehabt und gewaltige Massen falscher Münzen und Banknoten gefertigt hatten, welche geschickt genug ausgeführt waren, um auch erfahrene Kenner und Bankier zu täuschen.

Verschiedene Mitglieder der Bande wurden später in Ungarn und anderwärts aufgegriffen, aber Katharine de Chatelaine blieb verschollen. Armand trug sein Leben lang ein Andenken an diese seine Schwägerin an der Stirn in Gestalt einer großen, tiefen Narbe, die nach der Ansicht des Arztes mit einem türkischen Yatagan oder einer ähnlichen Waffe beigebracht worden seyn mußte. —

Armand's Heirath mit der Tochter der reichen Wittwe kam nicht zu Stande, und er behauptete steif und fest, nur diese verunstaltende Narbe sey daran Schuld gewesen. Das Hotel de Bonneville verlor all seinen fröhlichen Glanz, und beherbergte bald trotz seiner prunkhaften Einrichtung nur noch den alten Jacques und sein Weib, denn die Brüder lebten noch stiller und eingezogener als vor Eugen's Verheirathung, und waren von jener Katastrophe an sehr fromm geworden. Mit Armands Erbschafs-Aussichten ging es eben so schief wie mit Eugen's ehelichem Glück, denn als nach dem Schiffbruch des Letztern die Untersuchung gegen die Falschmünzer immer reger geführt wurde, zumal in Venedig, da erbat sich und erhielt Herr von Lespeigne, der Privatsekretär des Dogen, von Seiner Hoheit die Erlaubniß, sich für den Rest seines Lebens in ein Franziskanerkloster zurückziehen zu dürfen.

Das einzige Licht, welches über die früheren Lebensumstände der Mademoiselle de Chatelaine und zugleich über das Treiben jener Fälscherbande an den Tag kam, lag in einer Antwort des türkischen Großweffirs. Als nämlich der Marquis de L., der französische Gesandte bei der hohen Pforte, einmal den Großweffirs fragte: warum denn das Frauenkloster der heiligen Eustachia in Pera zerstört worden sey? versetzte derselbe trocken: „Weil die Giaurs (Christenhunde) daselbst falsche Zechinen zu machen gelernt hatten.“ (?)

Das Aufsehen, welches die Geschichte mit der Frau von Bonneville bei Hofe gemacht, verrauchte indeß bald, denn wenige Jahre später brach die furchtbare Revolution von 1789 aus, unter deren Schrecken der eine der Brüder Bonneville für seine Anhänglichkeit an das Königshaus auf dem Schaf-

Digitized by Google

sot verblutete, der Andere in selbstgewählter Verbannung in einem kleinen deutschen Flecken als Sprachlehrer in großer Dürftigkeit starb.

Die Schlangen-Insel.

Die letzter Zeit vielgenannte Schlangen-Insel, das kleine Eiland, welches von den Griechen den Namen Fidonisi (Phytonesos) erhielt, der in der deutschen Uebertragung Schlangen-Insel, in der türkischen Hane-Adassi, in der russischen Zweinoi-Ostrow lautet, liegt 24½ Meilen östlich und 24½ nordöstlich von Sulina, hat ungefähr die Form einer ausgeraudeten Raute und das Aussehen eines auf einer sockelartigen Basis leicht gebogenen Hügels. Seine Länge beträgt von Nordosten nach Südwesten 609 Metres, von Nordwesten nach Südosten 625, sein Umkreis 1650 (etwas mehr als 1 Meile). Sein höchster Punkt erhebt sich 43 Metres über die Meeresfläche. Der Boden besteht aus guter schwarzer Erde. Im Norden hat das Meer, ungefähr 49 Metres vom Ufer, 2½ bis 3 Faden Tiefe, im Westen 5 — 8, im Süden 6½ — 11½, im Osten 4½ — 9½, bietet jedoch keinen besonders guten Ankergrund dar. Die russische Regierung hat auf der Schlangen-Insel einen Leuchtthurm errichtet, der sich 67½ Fuß über dem Boden und 197 über der Meeresfläche erhebt. Sein Feuer wurde 1843 zum Erstenmale angezündet und ist von allen Punkten des Horizonts auf 20½ Meilen Entfernung sichtbar. Außer der Schlangen-Insel ist es auch das Donau-Delta, welches neuerdings den Gegenstand einer politischen Frage bildet, über die eine noch nicht geschlichtete Meinungsverschiedenheit obwaltet. Dieses Delta wird durch die Ablchwemmungen gebildet, welche die Donau zwischen Bessarabien und Bulgarien ablagerte; und zerfällt in drei große Abtheilungen, die Inseln Tschatal (Gabel) und Leti im Norden, zwischen dem Kilia- und dem Sulina-Arme, die St. Georg-Insel zwischen dem St. Georgs- und dem Sulina-Arme und die Insel Dranov zwischen dem St. Georgs-, dem Dunawetz-Arm und dem Razelwse.

Trauerklänge

am Grabe des am 16. November 1856 vollendeten funkt. Forstamts-Aktuars Franz Hartmann.

Heut' war es, da voll Schmerzgefühle
Ich hinter deiner Bahre ging,
Als dich den Wanderer zum Ziele
Der stille Friedhof empfing.
Oft schwankt' der Fuß, oft war er schwach,
Gott gab mir Kraft, ich folgte nach.

Wie schön war sie hervorgegangen,
Die Sonn' aus ihrem gold'nen Zelt,
Und strahlete in vollem Prangen
Hin über dieses Todtenfeld.
Sie strahlete auf einen Sarg.
Der meinen lieben Franz barg.

Als ich zum Letztenmale blickte
Auf seinen irdischen Leib hinab,
Den nun auf ewig mir entrückte
Mit seiner Nacht das neid'sche Grab.
Es schwieg der Mund, die Thräne sprach,
Und Seufzer folgt' dem Seufzer nach.

Der Edle sank in seiner Blüthe,
Und ward des fruhen Todes Raub,
Das treue Herz von selt'ner Güte
Verweset jetzt zu Asch und Staub.
Doch — das Gute kann nicht untergeh'n,
Und was verwest, wird neu erstehn.

Michael Wittstadt

Mannigfaltigkeiten.

[Die Rachel in Kairo.] Wie Pariser Blätter melden, war die große Tragödin bei dem kürzlich stattgefundenen Erdbeben dieser Gegend bereits an ihrem Bestimmungsorte angelangt, wo natürlich die gehabte Aufregung und der ihr verursachte Schrecken ihren Zustand nicht eben gebessert haben. Leidender denn je, soll ihr von dem französischen Arzte in Kairo, dessen Behandlung sie sich anvertraut, totale Schweigsamkeit angeordnet und sie gehalten seyn: wochenlang kein Wort zu reden.

Ein englischer Marquis machte sich den Spaß, mit seinen Freunden auf der Eisenbahn in der vierten Klasse zu fahren. Die Eisenbahnbeamten, hierüber verdrüßlich, miethteten ein paar Schornsteinfeger und ließen sie, ganz mit Ruß gedeckt, zwischen der vornehmen Gesellschaft Platz nehmen. Bei der nächsten Station kaufte der Marquis Billete für die erste Klasse, gab sie den Schornsteinfegern und ließ sie Platz nehmen, um die Zeichnung auf den seidenen Sitzkissen zu verschönern.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Christ. Weilandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 290 Donnerstag, 4. Dezember **1856.**

Nordmann.

(Fortsetzung.)

Und der muthige Reiter mit dem Schimmel suchte die Kanone, die erste, die auf den Bergrücken angelangt war, zurück zu werfen. Und wirklich warf er sie zurück, und auch die anderen Geschützstücke, die einige Schritte nur noch hatten, um sicher aufzufahren, mußten weichen. — Weiter, immer weiter drängten die Schweden den Feind nach dem Berge hin und den Kanonen nach. Angriff und Widerstand wurde nun lebendiger. Jede Parthei erkannte die Wichtigkeit des Platzes, den es jetzt zu gewinnen und zu behaupten galt. Es war, als müsse in wenigen Minuten mit einem Schlage der Ausgang des Ueberfalles entschieden werden. — Und so geschah es. Denn in demselben Augenblicke erschienen die Kanonen, deren Führer, da sie zum Theil mit Bürgern besetzt waren, jeden Seitenweg kannten. Auf einer andern, weit pfostenderen Stelle des Berges zeigte sich unverhofft das Geschütz und fing an zu feuern.

„Gyllenborg sieht man nirgends, den Schweden mit dem Schimmel überall," sagte ernst Peter Nordmann und stieg eilend den Felsen hinab, um sogleich mit einem zweiten Zuge von Bürgern und Soldaten hinaus zu rücken.

Und unten auf dem Platze an den Festungswerken hatten schon mehr als sechshundert Streiter sich versammelt, und nach wenigen Minuten stürmte der muthige Greis, umringt von dänischen Hauptleuten, mit Mann und Geschütz zur Stadt hinaus.

Der alte Musikant war oben geblieben auf dem Felsen. Der Friedrichshaller Marsch ertönte wieder. Auch der Alte war nicht ruhig. — Er geigte eine wilde Melodie, doch sang er nichts dazu. Er blickte immer hin auf das Drängen und Schießen. Sein Gesicht war roth, seine Augen funkelten. Zuweilen schrie er laut die Worte: „Verderben und Untergang den Feinden, aber Glück und Segen auf Wodan's Haupt."

Und gespannter und schärfer sah er hin. Weiter bewegte er sich vor nach der Gegend des Treffens. Wilder wurden seine Striche, als gelte es jetzt einen Hauptschlag. Und so war es. Denn wiederum stürzte der Reiter des Schimmels mit einer tapfern Schaar sich auf das feuernde Geschütz. Wild und kühn war der Angriff. Der Reiter mit dem Schimmel sprengte voraus, die Andern hinterdrein. Nahe schon am Ziel war der Kühne, da feuerte noch ein Stück — und der Schimmel brach zusammen — und der Reiter stürzte herab.

Wie zusammen gebrochen stand jetzt auch der alte Jakob. Vom Backen glitt ihm die Geige, wie gelähmt sank ihm der Arm. Er schaute noch hinüber. Er erkannte nichts, als Rauch und Gedränge. Dann wendete er sein Antlitz nach dem Markte der Stadt, nach dem Giebel von Peter Nordmans Hause und sagte still und schmerzlich: „arme, arme Irma."

Mit gebeugtem Haupte stand er so eine Zeitlang, dann endlich erhob er sich wieder und blickte nach dem Kampfplatze. Die Schweden siegen, die Friedrichshaller waren Sieger. — Sie trieben die Feinde den Berg hinab und das Geschütz feuerte den Fliehenden nach, und auf dem Bergrücken lagen todte Menschen und todte Pferde und der alte Musikant erkannte deutlich den Schimmel.

„Verwundet oder todt mag sein Reiter liegen, ich muß doch hinaus," sprach der Musikant und hing seine Geige um und suchte mit seinen Augen den nächsten Weg. Dann stieg er herab von dem Felsen und schritt, so schnell er konnte, durch Gestrüpp und Strauch, um jeden Umweg zu vermeiden.

Als er die Ebene durchlaufen hatte und fast an dem Fuße des Berges stand, mußte er ruhen. In der Ferne, auf dem eigentlichen Wege, sah er die Heimkehr der Sieger. Musik und Jauchzen schallte zu ihm herüber. Peter Nordmann mit seiner Schaar zog, da sie seine Hülfe nun nicht brauchten, den Siegern langsamer entgegen. Dann schloß er an dieselben sich an und kehrte so mit beiden Abtheilungen zurück nach der Stadt.

Der alte Jakob hatte sich wieder erhoben. Er förderte seinen Gang. Bald stieg er eifrig den Berg hinan und wand sich mitunter sehr mühsam durch Fichtenbusch und Dornenstrauch. Nur dann,

Digitized by Google

wenn er einmal ruhte, schaute er hin nach dem Friedrichshaller Zuge. Nicht viel frooch konnte er von demselben erkennen, da schon eine Menge von Weibern und Kindern und den übrigen Einwohnern ihn umdrängte und jubelnd zurückbegleitete nach dem Thore der Stadt.

„Selten ist eine Freude ja vollkommen im Leben," sagte der Alte und blickte zum Himmel. „Dürfen wir murren?"

Und immer eifriger schritt er dem Ziele zu. — Erschöpft langte er auf dem Bergrücken an. — Er suchte den Schimmel. Er fand ihn. — Aber nicht der Reiter lag dabei. Kein Verwundeter war auf dem Platze. Gegen vierzig Todte aber hatte das Geschütz auf den Rasen gestreckt, und alle die Todten waren Schweden. Nun suchte der Alte und betrachtete Jeden — und Wodaf fand sich nicht unter den Todten.

„Wahrheit, Wahrheit, da ist ja noch Hoffnung," murmelte der Musikant, als er den Letzten der gefallenen Feinde angesehen hatte und nun die Todten und zugleich die gefallenen Pferde zählte.

„Vierzig Todte — und lauter Reiter," fuhr er fort, „und doch vierundvierzig Pferde mit Sattel und Zeug? Da fehlen also vier Reiter, sie sind zu Fuße mit geflohen, da ist ja noch Hoffnung, Hoffnung, — Irma, sey getrost!"

Und nochmals zählte er Roß und Reiter. Es blieb dabei. Vier gesattelte todte Pferde gab's mehr als todte Reiter.

Er ging nun wieder hin zum Schimmel. — Um zu sehen, ob des Thieres Wunde auch vielleicht auf eine Verwundung des Reiters schließen lasse, wendete er mit Anstrengung das todte Roß nach allen Seiten. Die Kugel hatte dem Thiere die Brust zerrissen, übrigens trug es an keinem Theile irgend eine Verletzung. Der Reiter konnte demnach unverwundet, konnte völlig gesund seyn.

„Und wäre er auch verwundet," sprach der Alte, indem er noch die Satteltaschen durchsuchte und sie völlig leer fand, „Wunden, mit denen man noch dem Feinde entkommen kann, heilen schon wieder. Gut, gut nur, tausend Dank dem Himmel, daß er lebt!" —

„Ihr waret alle meine Feinde, weil ihr die Feinde des Reichs waret," redete er jetzt laut über die gefallenen Schweden hin. „Ich habe euch gehaßt, jetzt aber hasse ich euch nicht mehr! Euere Seelen ruhen in Gottes Hand!"

Und er griff nach seiner Geige und hielt den Gefallenen eine Todtenmusik, indem er sang:

„Wer seine Pflicht als Christ gethan,
Der geht getrost die dunkle Bahn.
Er sterbe langsam oder schnell,
Ihm macht der Herr das Auge hell."

„Und ist das Auge hell und klar,
Dann wird uns Alles offenbar,
Von Angesicht zu Angesicht
Schau'n wir dann Gott in seinem Licht."

„Zu diesem Licht kommt unser Geist,
Getrost, getrost, die Hülle reißt!
Und allen Gram und alles Leid
Zieh'n aus wir mit dem Reisekleid!"

(Fortsetzung folgt.)

Der arme Student.

Eine dunkle Geschichte.

1.

Am Ende der Stadt nach dem Flusse zu, steht noch heutezutag zu N. ein alterthümliches hohes Gebäude in Form eines L, mit hohem gewaltigem Giebeldach, an dem Ende des kürzern Schenkels des Winkels von einem massiven runden Thurme flankirt, dessen Erbauung weit in das graue Mittelalter zurück reicht. Die Fronte des kleineren Schenkels steht nach dem Flusse hinaus, und sein gewaltiges Thor mündet auf den belebten Quai, an welchem die Schiffe anlegen.

Zwei gleichlange Schenkel von hohen Umfassungsmauern stehen dem genannten Gebäude gegenüber und bilden ein Viereck von Hofraum, welches vor Zeiten von steinalten Nußbäumen beschattet war zu der Zeit, wo unsere Geschichte anhebt, in jener belebten Stadt unter dem Namen des Steinthorhofes bekannt, weil zwischen dem noch stehenden Thurme und seinem längst abgetragenen Zwillingsbruder in alten Zeiten das sogenannte Steinthor durch die dicke wehrhafte Stadtmauer, welche einerseits noch den Hofraum begränzt, nach dem Flusse hinausführte. Zur Zeit unserer Geschichte diente das ganze Gebäude als geräumiges Lagerhaus für die Kaufherren der Stadt, und seine Hallen im Erdgeschosse, seine gewaltigen Kellergewölbe und weiten Speicherräume in dem hohen Giebeldach waren sämmtlich vermiethet um einen Preis, welcher der Besitzerin des Steinthorhofes eine sehr bedeutende Rente sicherte.

Die Besitzerin dieses Anwesens aber war eine Frau Susanne Hensgen, ein kleines altes Mütterchen von mehr als sechzig Jahren, welche in der Stadt im Rufe großen Geizes stand, weil sie trotz ihres bedeutenden Vermögens mit ihrer alten halbtauben Magd nur einen winzigen Anbau auf der vierten Seite des Hofraumes bewohnte, da wo dieser bloß durch eine Mauer von soliden Quadersteinen von der stillen Barfüßergasse getrennt war.

Digitized by Google

Eine Küche und ein Stübchen im Erdgeschosse, eine Stube und zwei Schlafkämmerchen darüber, und etliche Bodenkammern unter dem niedrigen Satteldach, waren Alles, was dieser Anbau an Räumlichkeiten bot.

Ein Fensterchen des ersten Stocks mündete auf die Barfüßergasse, etliche andere auf ein winziges Gärtchen innerhalb des Hofes. Hart neben dem Anbaue war ein Pförtchen in die Mauer gebrochen, um den beiden alten Frauen den Ein- und Ausgang zu gestatten, wenn nach Sonnenuntergang oder Feierabend das große Einfahrthor nach der Barfüßergasse zu verspernt und sorglich verschlossen und die paar mächtigen Doggen losgelassen waren. Frau Hensgen liebte und pflegte diese Thiere und hatte sonst beinahe mit keiner lebenden Seele Umgang, am wenigsten mit Leuten aus der Stadt. Ihre Geldgeschäfte und Vermögensverwaltung besorgte der Syndikus Wagner, und ihre Verwandten kamen außer der Neujahrsgratulation nur selten in den Steinthorhof, wo unter den Lastträgern und Markthelfern und Schaffnern ein Riese von einem Manne, der schwarze Joseph, der Oberschaffner des Aeltermannes Schaffhausen, bei Tage Ordnung und Ansehen aufrecht erhielt.

Was die alte Frau und ihre Magd trieben, wußte Niemand. Man sah sie selten ausgehen, außer am Morgen zur Kirche oder auf den Markt; der Brunnen im Hofe spendete ihnen sein frisches klares Wasser, das Gärtchen seine Küchenkräuter und Gemüse; Fleisch und Brod reichten die Burschen des Fleischers und des Bäckers am Morgen durch den Schieber im kleinen Pförtchen, und der übrigen Bedürfnisse des Lebens schien sich die Matrone leicht zu entschlagen. Die Zeit vertrieb sie sich mit Spinnen, wie alle Nachbarn wußten, und dieß Geschäft mußte sie rastlos emsig betreiben, denn so lange man sich besinnen konnte, schwirrten die Rädchen von Frau und Magd allnächtlich regelmäßig bis spät nach Mitternacht in der ehen Stube. Alle Leute haben keinen Schlaf — sie täuschte also wohl die langen schlaflosen Abendstunden mit dieser mechanischen Arbeit hinweg.

Im Steinthorhofe lagen gewaltige Reichthümer an schönen kostbaren Waaren aus allen Zonen, aus aller Herren Ländern, und doch hatten diese Schätze nie eines Diebes oder Räubers Habgier in Versuchung geführt. Mehr als Riegel und Schlösser und der Mauern Stärke schützte die dort lagernden Güter das Grauen, welches besonders zur Nachtzeit das ganze Anwesen erfüllte, und die allgemeine Sage, daß es daselbst spuke, daß Geister darin umziehen, — Schatten, die nicht von dieser Welt seyen. Und fürwahr, bei nächtlichem Dunkel, zumal in trüber finsterer Winternacht, lag das Gebäude in solch schauerlichem Schweigen da, daß nicht bloß der ehrsame Spießbürger rasch vorüberhuschte, wenn ihn sein Weg nach der Abendglocke noch hier vorüber führte, sondern auch die Nachtwächter und die Männer der Schaarwacht gingen scheu vorbei, wenn ihr Rundgang sie in die Nähe führte, denn oft — zumal in solchen unheimlichen Winternächten — lag ein düsterer Schauer auf diesem alten Gebäude. Die Dohlen im Dach und Thurm kreischten so wild und gräulich, die Hofhunde winselten, der Wind pfiff hohl um die hohen Giebel, und in den Hallen und Speicherräumen wollte man oft düster klagende Stimmen, oder seltsam dumpfes Rasseln und Poltern vernommen haben, das nicht von Menschen oder lebenden Wesen auszugehen schien.

Und das Alles klang um so gespenstischer und grauenhafter, als ringsum nur wenig bewohnte Häuser waren, sondern meist Speicher und gegenüber die hohen Mauern des alten Barfüßerklosters, dessen Kirche nun zum städtischen Kornspeicher verwendet wurde.

Um so dröhnender klangen eines Winterabends zu später Stunde drei wuchtige Schläge mit dem eisernen Thürklopfer an dem kleinen Pförtchen durch einsamen Theil der Barfüßergasse und weckten die Hofhunde zu lautem Gebell. Sie tönten so grausig widerhallend durch den Hof, daß selbst Der, welcher vor dem Pförtchen stand, sich einer Gänsehaut nicht erwehren konnte.

„Nun, nun," rief gleich darauf eine keifende Stimme droben aus dem kleinen Fensterchen; „wer ist drunten? was begehrt man noch zu solch später Stunde?"

„Vergebt, Frau Hensgen!" scholl's von unten herauf und der Pochende trat in den Lichtschein, den das Lämpchen droben auf die dunkle Gasse warf, — „vergebt, wenn ich so spät noch störe; aber ich weiß ja, daß Ihr noch nicht zu Bette seyd, liebe Frau Hensgen, und es gilt ein Werk der Barmherzigkeit, das keinen Aufschub leidet."

„Wer seyd Ihr denn?" fragte die kurzsichtige Matrone von droben.

„Ei, kennt Ihr mich denn nicht an der Stimme, liebe Base Hensgen? Ich bin's ja — Laurenz Schmitz, der Schneider!"

„Ah, Er ist's, Vetter! Hol' Ihn der Henker, daß Er eine alte Frau so erschreckt! Und was ist denn Sein Begehr?"

„Ein paar Worte unter vier Augen, liebe Base, wenn ich Euch bitten darf. Wollet Ihr nicht für ein paar Augenblicke herunter kommen an den Schieber?"

„Noch heute Nacht? und bei solchem Winde?" fragte die Matrone. „Was hat Er denn für ein Anliegen, Meister?"

„O nicht für mich, Frau Base, es ist vielmehr um Euretwillen, und für einen löblichen Zweck!

Digitized by Google

Bitt' Euch, kommt herunter! Ich habe einen Miethsmann für das Thurmstübchen."

„Aha — nun, ich komme meinethalben, aber fasse Er sich kurz, Meister. Die Nacht ist Niemand's Freund. Und Er ist doch allein? . . ."

„Mutterseelenallein, Frau Base!"

Die Matrone beugte sich aus dem Fenster, die Wahrheit dieser Behauptung zu erkundigen, dann verschwand sie vom Fenster, und ihren Platz an demselben nahm nach einer Weile die alte Magd ein, und wachte und spähete über die dunkle Gasse hin.

Eine lange Weile verging, dann knarrten und kreischten Thürangeln, Schlüssel drehten sich knarrend im Schlosse, Hunde gaben Laute, und endlich trat die Matrone mit einer Blendlaterne aus dem Häuschen, rief die Hunde heran und trat dann zum Pförtchen, dessen Schieber, sie entfernte, um erst den vollen Schein der Laterne auf das Gesicht des vor Frost zitternden Schneiderchens fallen zu lassen, das sie mißtrauisch prüfend beschaute.

„Nun, was bringt Er, Meister Schmitz? Es muß wohl was Dringendes seyn, das Ihn in solcher späten Nacht hieher führt?" setzte sie halb spöttisch hinzu, als sie in diesen bleichen, ehrlichen Zügen eine bange Angst las.

„Wohl, wohl ist es etwas Dringendes, Frau Base!" versetzte der Schneider und holte ziemlich lange aus, um den Grund seines späten Besuches mitzutheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Hamburg ist gegenwärtig ein eigenthümlicher Prozeß anhängig, welcher die Ausdehnung des Handels auf die Kinder selbst höher stehender Israeliten gehörig kennzeichnet. Bei den Israeliten gibt es sogenannte Eheprokuratoren, welche für das Zustandebringen eines Ehebündnisses einen Prozentantheil von der Mitgift zu erhalten pflegen. Ein solcher Eheprokurator, Namens Arnstein, kam zu Anfang dieses Jahres zu dem Kaufmann H. B. Oppenheimer in Hamburg, und schlug demselben eine Heirath zwischen dessen Tochter und dem Sohne des Großhändlers Fleischel in Pesth vor. Oppenheimer wies aber das Anerbieten zurück, da seine Tochter noch zu jung sey. Arnstein kam zu wiederholten Malen, erhielt aber immer dieselbe abweisende Antwort. Da vernimmt er kürzlich zu seinem Erstaunen, daß die Verlobung der Fräulein Oppenheimer mit dem jungen Herrn Fleischel in Pest öffentlich annoncirt sey. Arnstein beansprucht nun von der reichen Mitgift der Braut, die eine Million beträgt, die gebräuchlichen zwei Prozent, da er dem Herrn Oppenheimer die Parthie offerirt und ihn mit den Verhältnissen des Bräutigams bekannt gemacht habe. Oppenheimer wies das Verlangen Arnsteins zurück, und dieser hat jetzt die Klage beim Hamburger Handelsgerichte anhängig gemacht.

[Wie man in Paris Plakate anschlägt.] Seit einiger Zeit werden in Paris sehr häufig des Nachts allarmirende Plakate angeschlagen, ohne daß man den Urhebern dieser That auf die Spur kam. Besonders oft war eine kleine Gasse der Vorstadt St. Martin zu diesem Manöver auserkoren. Man stellte also Wachen aus. Diese sahen einen Lumpensammler seinen Weg durch die Gassen nehmen. Man ließ denselben nicht aus den Augen. Er befaßte sich nur mit den gewöhnlichen Handthierungen seines Geschäftes, las Beine, Lumpen und Scherben auf. Ungefähr inmitten der Gasse lehnt er sich, wie um auszuruhen, mit seiner Butte an einen Eckstein. Als er diese Stelle verließ, sah man hoch auf der Mauer ein Plakat. Wie nun dieses hingekommen? Man arretirte den Lumpensammler und fand endlich in seiner Butte einen siebenjährigen Knaben, welcher während der letzten kurzen Rast geschickt in aller Eile die Plakate anheftete.

Die Modelle zu den fünf Statuen, die das Hauptportal des Domes zu Speyer schmücken werden, sind in verflossener Woche aus Wien daselbst eingetroffen. Die Figuren werden in weißem Sandstein unter der Leitung des Bildhauers Gasser ausgeführt und sogleich in Arbeit genommen. Die andern Bildhauer-Arbeiten sind schon weiter vorgeschritten. Das Christushaupt mit der Dornenkrone inmitten des großen Radfensters wurde vor mehreren Wochen eingelassen; die vier apokalyptischen Gestalten in den Zwickelfächern dieses Fensters sind in den letzten Tagen fertig geworden, eben so die Verzierungen der Seitenportale. Außer den fünf Figuren für die Nischen des Hauptportales bleiben noch die Bildnißstatuen der acht im Dome begrabenen Kaiser auszuführen, die sämmtlich en relief ausgearbeitet werden.

Auflösung der Charade in Nro. 286:

Spiegelfechterei.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 291 Freitag, 5. Dezember 1856.

Nordmann.

(Fortsetzung.)

Nachdem er dieses Lied gesungen hatte, blieb er eine Weile stehen und schaute still vor sich hin. — Dann erhob er sein Haupt und blickte auf die Todten; und als er an den Todten vorüberging, that er noch einzelne Striche auf seiner Geige und begleitete dieselben mit den gesprochenen Worten: „Wahrheit, Wahrheit, ich bedauere Euch! — Aber es ist gut, daß ihr fielt, gut für unser Reich! — Ihr habt Väter und Mütter gehabt, ich beklage euch und sie! Aber es ist gut, daß ihr fielt! — Bald muß auch ich sterben, denn ich bin alt! Und gern will ich sterben, gern, aber bis ich sterbe, muß ich opfern, — Treue und Liebe meinem Vater opfern! — Warum liegt Gyllenborg nicht unter den Todten? — Schlafet wohl, ihr Todten, ihr seyd besser als er! — Ruhet sanft, ihr Todten, ruhet sanft! — Ich bedauere euch, aber es ist gut, daß ihr fielt." —

Als er wieder zurückkam an den gefallenen, aus der Brust noch blutenden Schimmel des wackeren Wodak, blieb er stehen. Hier grigte er einige Minuten lang, doch ohne ein Wort dazu zu sprechen.

Nun hing er seine Geige auf den Rücken und wanderte eilend nach der Stadt. Schon unten am Fuße des Berges sah er die Leute, die Peter Nordmann herausgeschickt hatte, um die Todten zu begraben. Als er dieß hörte und man Nordmann's Namen nannte, schwenkte er, ob er auch fern von den Todtengräbern stand, doch hoch seinen Hut. — Dann schritt er behend nach der Stadt.

17.

Nicht über den Markt der Stadt war der Zug der heimkehrenden Sieger gegangen. Aber dennoch stand Irma am Fenster, als die Musik erklang. — Wiederum wie gestern, als die Streiter hinausrückten, sah sie hinab nach der Gasse, durch welche die Menschenmenge wogte. Alles — Streiter und Zuschauer, Weiber und Kinder — bewegte sich hin nach dem freien Platze auf den Festungswerken.

Dort war der Zug angelangt. Peter Nordmann dankte den Kämpfern. Den Armen versprach er Geld, den Wohlhabenderen Geschenk und Ergötzlichkeit. Einigen seiner Kaufdiener, die in der Nähe waren, übertrug er die baldige Ausführung seines Versprechens und dann ließ er Bürger und Soldaten auseinander gehen.

Um aus dem Gedränge zu kommen, trat er mit einigen Hauptleuten, an deren Seite er auch hereinmarschirt war, auf eine Schanze. Aber nicht auf die Menschenmenge blickte er, sondern ernst und nachdenkend zu Boden.

„Was soll ich thun?" fragte er die dänischen Hauptleute. „War Gyllenborg so feig und verließ er gestern und heute treulos so oft seinen Posten, so kann er eigentlich seine Stellung auch künftighin nicht mehr behaupten. Ich habe es vermieden, bis jetzt ihn zu sprechen, und ich weiß noch nicht, was ich thun werde."

„Feig, sehr feig und ehrlos hat er sich gezeigt," antwortete einer von den Hauptleuten, „das müssen wir bekennen. Wir selbst traten ein und übernahmen seinen Posten, — Alles wäre sonst verloren gewesen." —

„So hat der alte Freund fürwahr doch Recht gehabt," erwiderte sinnend Peter Nordmann. „Und wie tapfer, wie thätig hat sich Gyllenborg stets an meiner Seite doch gezeigt."

„Das hörten wir, das glaubten wir," sagte ein Zweiter der dänischen Hauptleute. „Aber anders wissen wir es jetzt."

„Wäre er Soldat," fiel der Dritte ein, „so würde über ihn ein Kriegsgericht gehalten."

„Und dennoch weiß ich, daß er in meiner Nähe wieder den Muth zeigen wird, wie früher," erwiderte Peter Nordmann. „Die Ursache dazu ist euch, ihr Herren, wahrscheinlich nicht bekannt. Weder Ort, noch Zeit sind passend, hier weiter davon zu sprechen. Aber da ihr mir es völlig überlaßt, was geschehen soll mit ihm, so wollen wir auf heute und morgen ihn bleiben lassen, was er ist. Zu weiteren Schritten wird es zu jeder Stunde noch Zeit seyn.

Digitized by Google

Vielleicht werfen wir freilich den Arm noch freiwillig weg, den wir jetzt auf diese Weise zu erhalten suchen. Doch weggeworfen ist er bald. — Also soll es so geschehen, wie ich meine?"

„Es geschehe, wie Ihr's meint," versetzten die dänischen Hauptleute und begrüßten den Greis, indem sie ehrerbietig Abschied von ihm nahmen.

Kaum waren diese fort, so stieg auch Peter Nordmann von der Schanze. Noch hatte das Gedränge nicht völlig aufgehört. In der nächsten Gasse traf er daher wiederum auf jene drei Hauptleute. Sie blieben nochmals mit dem Greise stehen und sprachen über das Nöthigste, was heute zu thun sey. Erst als sie ungehindert weiter konnten, trennten sie sich.

„Wir werden Alles vollziehen," versicherte der Eine im Namen der Andern zugleich, „auch die Gefangenen sind bereits in Verwahrung gebracht. Seyd unbesorgt, Alles wird so sicher und pünktlich geschehen, als geschehe es durch Gyllenborg."

„Laßt das," entgegnete ernst und kräftig Peter Nordmann, als er sah, daß bei diesem Namen die Uebrigen lächelten. „Wir haben vor der Hand über den Feigen beschlossen. Das Weitere wird sich finden. — Also keinen Scherz, keinen Mißbrauch."

Mit Achtung blickten die Hauptleute an der hohen Gestalt des Greises hinauf. Dann verabschiedeten sie sich und gingen.

Peter Nordmann schaute, indem er nun nach seinem Hause zuschritt, überall umher, ob er nicht den alten Jakob treffen werde, der ihm seit kurzer Zeit theurer und wichtiger geworden war, als je. Nirgends aber konnte sein Auge ihn finden. Daß der alte Treue noch auf der Heimkehr von dem Berge begriffen, daß er überhaupt dort und für Irma besorgt gewesen sey, wußte er ja nicht. Und auch Irma sah er nicht am Fenster. „Sollte sie unwohl seyn?" sagte er zu sich selbst. „Ich habe ihr zu gegeben, was ich konnte. Vielleicht aber ist der Musikant bei ihr, und darum wahrscheinlich sehe ich Beide jetzt nicht."

Immer höher schlug sein Herz, je näher er dem Hause kam. Lange, so lange hatte er ja seine Irma allein lassen müssen. Konnte er doch jetzt wieder bei ihr bleiben eine Stunde lang. Brauchte er sie doch jetzt nicht mehr zu unterhalten von Gyllenborg. War doch der heutige Tag durch den Sieg über die Feinde ein Strahl mehr zu dem Lichte ihrer Hoffnung, ihrer Wünsche. Und kein Offizier war auf schwedischer Seite gefallen, und Wodaf war tapfer gewesen. Das hatte er selbst ja geschaut mit seinen Augen, als der Musikant es ihm zeigte. Gute Nachricht also konnte er der Enkelin bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Der arme Student.

(Fortsetzung.)

Das war nun in der Kürze Folgendes. In dem Häuschen, wo Meister Schmitz mit seinen fünf Kindern wohnte, hatte auch ein armer Student gewohnt, der seither schlecht und recht sich durchgebracht mit spärlichem Zuschusse seines alten Vaters eines Dorfschulmeisters. Nun war dieser vor Kurzem gestorben, und der Student — Reinhold hieß er — stand nun sozusagen dem nichts gegenüber. Arme Leute halten gern zusammen, und so hatte er denn heute am späten Abend weinend dem Schneiderlein seine Noth geklagt, daß er jetzt ohne Weiteres die Stadt verlassen und das Studiren aufgeben müsse, weil all sein Hab und Gut, dessen er entbehren konnte, verzehrt sey und Niemand seiner in dieser bitteren Noth der Armuth sich angenommen. Das Maaß des Unheils voll zu machen, hatte der Miethsherr dem Studenten Reinhold die Stube gekündigt, weil er für das Wintersemester noch nicht bezahlt habe, und die Armuth ihm aus allen Knopflöchern blicke und Hunger und Frost aus den Thürspalten wehe. Da hatte Reinhold geäußert: wenn er nur einen guten Menschen fände, der ihm wenigstens Dach und Fach gäbe; einstweilen ließe sich ja nöthigenfalls von Brod und Wasser leben und sogar hungern, und der liebe Gott werde dann schon weiter helfen, gelte es ja doch einen guten Zweck!

Auch hatte er dem harten Miethsmann sonder Hader alsbald die Stube geräumt, und Meister Schmitz gebeten, doch diese Nacht sein ärmlich Bett zu dem Lehrbuben des Schneidermeisters auf die Bodenkammer schaffen zu dürfen; worüber der Meister jedoch sein schweigen möge, damit er nicht zum Gespötte der anderen Studenten werde.

„Das habe ich denn auch gethan, und dabei an Euch gedacht, liebe Frau Base Hensgen," schloß das Scheiderlein, das ob der Schilderung der bitteren Armuth des Studenten seine eigene Angst ganz vergessen hatte und gerührten Angesichts mit feuchten Augen und bittend erhobenen Händen zu dem Schieber hereinblickte.

„Habt Ihr mir doch selber vor drei Wochen den Auftrag gegeben, Euch wieder einen braven Mann zu besorgen, der drüben im Thurmstübchen wohnen wollte, wo der Herr Schuhmacher so viele Jahre einlogirt gewesen, bis ihn vor etlichen Wochen der liebe Gott zu sich genommen. Nun wäre der Herr Reinhold just der Mann für Euch, liebste Frau Base. So wie ich ihn seit anderthalb Jahren kenne, ist er ein stiller, gesetzter, braver Mensch, treu und fromm, schlicht und recht, hat Herz und

Digitized by Google

Kopf am richtigen Orte und sieht Einen aus so gescheidten, lieben, trauten, angelweiten ehrlichen Augen an, daß man ihm gut seyn muß. Ich dächte, Ihr solltet es einmal mit ihm probiren, beste Base, und ihm ein Obdach in dem Stübchen geben. Damit wäre ihm und Euch geholfen, und er dankt es Euch mit Gotteslohn, wenn Ihr ihm die Morgensuppe reicht, wie dem alten Buchhalter. Spricht, wollt Ihr, Frau Base?"

Diese zögerte mit der Antwort und schien sich zu besinnen; auch ließ sie ihr strechendes graues Auge nicht von dem Schneiderlein.

„Nun, liebe Frau Hensgen, ich will's ja nicht erzwingen," fuhr Meister Schmitz fort, der seine Leute zu kennen schien; „aber gebt ihm eine ehrliche Probe; laßt mich ihn morgen herschicken; schaut ihn selber an, und wenn er Euch nicht auf den ersten Blick gefällt . . . ."

„Hm, es thut's nicht, Meister!" fiel ihm Frau Hensgen kopfschüttelnd in die Rede. „Ein Student! warum nicht gar? Jugend hat keine Tugend. Studentenblut locker Blut. Daß er mir Dirnen und lockere Brüder in's Haus zöge und mit seiner Tabakspfeife die Speicher anzündete? Ne, Meister Schneider, daraus wird nichts!"

„Mit Nichten, Frau Base! Da kennt Ihr den Reinhold nicht!" versetzte das Schneiderlein. „Nichts habt Ihr vom Dem zu befürchten; mein Herr Reinhold ist ein wackerer, sittsamer Mensch, sage ich; verbürgen will ich mich für ihn in allen Stücken. Kein Renommist, läuft nicht mit hohen Stiefeln und einem Sarras umher, führt auch die päpliche Pfeife nicht. Ein wackeres treues Blut vom Lande, ehrlicher Leute Kind, sanft wie ein Lamm und doch stark und kühn wie ein Simson. Ach, wenn Ihr ihn nur erst gesehen hättet, Frau Base! Und sehen und fragen kostet ja nichts!"

„Es geht nicht — er ist mir zu jung, Meister!"

„Na, Gott schütz uns! wenn das ein Fehler ist, liebste Base, so verbessert er diesen ja jeden Tag. Und ich sage ja, ich will für ihn einstehen, wie für mein eigen Blut. Und glaubt mir, liebste Base Hensgen, er ist kein solch abgeriebener flotter Bursche aus der Stadt, sondern ein frisches Blut vom Lande, und ein Kantorssohn. Das sollte ihn doch ein Bischen bei der Frau Base empfehlen, denn Dero Vater war ja auch weiland vom gelehrten Handwerk. Nur sehen soll ihn die Frau Base erst! ich bitte recht schön, nur sehen!"

Die harten Züge der Matrone schienen weicher zu werden. „Ist er kein Raufbold und Renommist," sagte sie, „so ist er wohl ein Duckmäuser und Schlappsack, und die sind mir noch mehr zuwider! Und Ihr wißt, Meister, verzagt darf er eben nicht seyn, wann er drüben wohnen will!"

„O er ist nicht verzagt — ein starker Simson von Gestalt, liebe Base, und ein Schwimmer! ei du meine Güte! hat er nicht im vorigen Erntemond des Herrn Pedellen kleinen Niklas schier mit Lebensgefahr aus dem Flusse geholt grad unter dem Wehre, wo sich kein Schiffmann hineingetraute! — Du meine Güte! Hat der alte Buchhalter Schuhmacher sechzehn Jahre drüben hausen können, so wird es mein frommer braver Student doch auch mit den Geistern — helf uns Gott! — fertig kriegen können! . . ."

„Ob er es fertig kriegt!" sagte die Matrone und lächelte vielsagend in sich hinein; „Herr Schuhmacher selig hatte kaltes Blut! Seither haben es schon drei versucht, und sind keine drei Nächte drüben geblieben. Weiß er darum, was drüben vorgeht?" fragte sie leise und geheimnißvoll. — Der Schneider besahte nickend.

„Und was hat er gesagt?"

„Er sprach, wie ich es von ihm erwartet hatte," versetzte das Schneiderlein. „Er schlug an seinen Degen," und sagte: „Ich wag es mit Gott; lieber unter den Geistern des Zwischenreichs, als unter herzlosen harten Menschen. Und wenn es Gespenster sind, so sind es ja auch Geschöpfe Gottes, und gehorchen seinem Willen. Und wo der alte Herr Schuhmacher mit ihnen und neben ihnen friedlich lebte, da werden sie mich harmlosen Menschen auch im Frieden lassen. Mein Gewissen ist rein, und mein Herz stark genug. Sie werden mir nichts anhaben." — „Ach, die Frau Base hätte ihn sehen sollen, wie er das sagte! Er war wie der Apostel Paulus anzusehen; er ist so ganz und gar nicht wie die andern jungen Leute! Er gemahnt mich oft, wie ein alter Bekannter von uns — des Pfarrers von Heinichen Ehregott!"

Damit mochte er eine Saite berührt haben, die in dem Innern der Matrone nach tönte. Eine flüchtige Röthe streifte über ihr runzelvolles Gesicht, ihre Brust hob sich in einigen raschen Wallungen, und ihr Auge blitzte einen Augenblick in feuchtem Glanze. — „Jenun, will mir's überlegen, Meister," gab sie mit ihrem schnarrenden Tone zur Antwort, der vielleicht ihre innere Bewegung verbergen sollte; „guter Rath kommt über Nacht! Geh Er nun heim, Meister, und laß Er uns morgen darüber reden!"

„Darf er mitkommen? will ihn die Frau Base sehen?"

„Bring Er ihn meinetwegen her, aber ich verspreche noch nichts!"

„Nein, mitkommen kann ich nicht, liebe Base. Weihnachten ist vor der Thüre; ich muß morgen nach Reigersau hinaus und Kleider abliefern. Aber allein soll er kommen, und gewiß, er wird der Frau Base nur um so besser gefallen, wenn sie so ungestört und ohne eines Dritten Gegenwart mit ihm

Digitized by Google

plaudern kann. Und nun nichts für ungut liebste Frau Base; aber was geschehen sollte, mußte noch heute geschehen, weil ich morgen mit dem Frühesten aus der Stadt gehe. Gott lohne es der lieben, guten Frau Base, und nun tausend Dank und ruhsame Nacht!"

„Schlaf Er wohl!" — damit ward der Schieber zugeschlagen und verriegelt. Das Schneiderlein holte sein Hornlaternchen unter dem Mantelkragen hervor, und trippelte mit scheuer Eile davon. Die Matrone verriegelte ihr Häuschen und die alte Magd verließ ihren Lauerposten.

„Heute Nacht hat sich der Klopfgeist im Steinthorhofe wieder hören lassen," sagten am anderen Morgen die Nachbarn zu einander. „Habt Ihr die drei fürchterlichen Schläge um zehn Uhr auch vernommen? Habt Ihr auch den alten Schlüsselwart wieder gesehen, wie er am kleinen Pförtchen Wache hielt? Dießmal hatte er feurige Beine und aus dem Schieber strömte ein ganzes Heer Irrwische! — Oh, das hat wieder Etwas zu bedeuten." — „Nein," meinte ein Anderer; „übermorgen haben wir Advent; die heilige Zeit bricht an, und da rührt sich der Spuk immer von Neuem. Wo nur die alte Hensgen die Courage hernimmt, so allein in dem ungeheuerlichen Hause zu bleiben?" — „Bah, der hat der Böse Nichts mehr an," sprach ein Dritter, „die beiden stehen gut mit einander!" —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Sitte unserer modernen Gesellschaft, ihre Todten zu begraben, ist anerkannt mit manchen Uebelständen begleitet, und Viele sehen die Kirchhöfe nur noch als ein nothwendiges Uebel an. An ihrer Stelle sind oft alle die verschiedenen Gebräuche der alten Völker vorgeschlagen, von denen indessen nur einer, das Verbrennen, anwendbar erscheint. Da ein Verbrennen auf dem Scheiterhaufen viel zu kostspielig seyn und manche Uebelstände mit sich führen würde, so schlägt die „Presse" vor, auf einer Anhöhe in der Nähe von Paris ein Gebäude zu errichten, welches unter dem Namen „Sarkophäbe" zum Verbrennen der Leichname bestimmt wäre. Letztere würden in feierlichem Zuge dorthin transportirt, im Gebäude auf eine eiserne Platte gelegt und in eine Brennkammer geschoben werden, wo eine starke Hitze sie rasch in Asche verwandeln würde. Die „Presse" hebt die großen Vortheile hervor, welche ein solches Verfahren überhaupt für den Gesundheitszustand einer ganzen Stadt, dann aber auch für die Familie des Verstorbenen haben würde. Letztere könne die Asche eines geliebten Todten in einer künstlich geschmückten Urne aufbewahren, sie bei jeder Ortsveränderung mit sich nehmen, und die immer gegenwärtige Erinnerung an den Verstorbenen würde in mancher traurigen Lage die Hoffnung und Energie aufrecht erhalten. Die Urne würde ein wahres Heiligthum seyn, vor dem alle schlechten Gedanken und häuslichen Streitigkeiten sofort verschwinden müßten. Sittlichkeit und Gesundheit würden gleichermaßen von dieser neuen Beisetzung der Todten profitiren, und die Kunst würde in der Anfertigung der Aschen-Urnen einen neuen Gegenstand für ihre Thätigkeit finden.

Bei dem Brande in Arnau in Böhmen, welcher die große Papierfabrik von Lorenz Söhne und Eichmann völlig zerstörte, hatte sich der Fall ereignet, daß 24,000 fl. Banknoten, welche in einer sogenannten feuerfesten Kasse von Wertheim aufbewahrt waren, nur mehr als ein Häuflein Asche vorgefunden wurden. Die Beschädigten glaubten sich daher berechtigt, gegen den Privilegiums-Inhaber der feuersten Kassen auf Schaden-Ersatz zu klagen, während Wertheim behauptete, die Schuld sey nicht in der Mangelhaftigkeit seiner Kassen, sondern in einem Zusammentreffen von unglücklichen Zufällen zu suchen. Wertheim ließ daher die eiserne Kasse von Arnau nach Wien bringen und von Sachverständigen untersuchen. Durch das Protokoll, welches Wertheim als Resultat dieser Untersuchung veröffentlicht, stellt sich heraus, daß die Kasse durch das Niederstürzen von Mauern und eisernen Maschinentheilen bedeutend beschädigt wurde, und außerdem nicht, wie vorgeschrieben, zwei Mal, sondern bloß ein Mal verschlossen war. Es konnte dadurch so viel Luft in das Innere gelangen, daß die verwahrten Papiere auch dann verbrannt wären, wenn die Kasse nicht, wie Dieß der Fall war, viele Stunden lang der intensivsten Hitze ausgesetzt gewesen wäre. —

Als einst ein Lehrer auf das Gewitter zu sprechen kam, fragte er einen Schüler: „Mein Sohn, an welchen Orten unseres Vaterlandes kommen wohl die meisten Donnerwetter her?" — „Auf den Exerzierplätzen!" antwortete der Knabe.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Klette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 292 Samstag, 6. Dezember 1856.

Nordmann.

(Fortsetzung.)

So sehr aber der Greis auf das Wiedersehen in seinem Hause sich freute, so wurde es ihm doch verbittert. Denn als er auf Irma's Zimmer trat, stand Gyllenborg da. — Irma saß schweigend auf dem Sopha.

„So eben erst bin ich in Euer Haus," sagte geschmeidig der vor Irma Stehende und ging mit tiefer Verbeugung dem Greise entgegen.

Peter Nordmann grüßte kurz und kalt. Ohne sich um den Anwesenden zu kümmern, trat er zu Irma. Diese war schnell aufgestanden und fiel dem Großvater grüßend um den Hals. Und der Großvater drückte sie an sein Herz und küßte ihre Stirn und sagte ihr leise in's Ohr: „Die Feinde sind geschlagen, kein schwedischer Offizier ist gefallen, — Wodaf ist recht tapfer gewesen."

Wie verklärt sah Irma dem Großvater in die Augen. Wie Himmelsthau fiel Freude in ihr Herz.

„Ich konnte das Glück noch nicht haben, Euch zu sprechen, edler Herr Nordmann," hob Gyllenborg an. „Daß wir die feindliche Vorhut schlugen, wißt Ihr. Und hatten uns einige Abtheilungen auch umgangen, so daß sie heute selbst uns angriffen, so warten wir sie doch wieder zum zweiten Mal kräftig zurück, das Alles ist Euch bekannt. — Aber noch Anderes führt so schnell mich in Euer Haus."

„Und was?" fragte Peter Nordmann kurz und kalt wie vorher.

„Fast scheint es, als sey es wirklich schon zu spät," entgegnete Gyllenborg mit ziemlicher Treuherzigkeit, „fast scheint es wirklich, als habe man schon zu meinen Ungunsten gesprochen. Allerdings, ich muß gestehen," fuhr er, indem er sich sagte, daß das, was er fürchtete, bereits geschehen sey, listig und sicher fort, „allerdings, ich muß gestehen, daß dießmal der Sieg mir nicht zuzuschreiben ist. Eine Unpäßlichkeit, die wahrscheinlich die Folge der zeitherigen Anstrengungen in der Gießerei und an den Festungswerken ist, überfiel mich gestern, als wir auf dem Marsche waren. Es fehlte mir aller Muth, alle innere Kraft, von deren Aeußerungen Ihr sonst ja Zeuge waret. Dazu kam noch, daß die Hauptleute sich früher, als es nöthig war, in mein Kommando mischten. — Ich wurde gereizt, und meine Verdrossenheit nahm überhand. Ich überließ nun größtentheils den Hauptleuten das Weitere — und, ich gestehe es, fast schäme ich mich, heute vor Euch zu erscheinen. Wüßtet Ihr nicht, was ich früher that, was ich im vorigen Jahre vor Euern Augen vollbrachte, es müßte Euch befremden, daß ich gestern und heute nicht der Tapferste war. — Wollte der Himmel, daß heute noch der Feind vor die Stadt rückte."

„Und wenn die Unpäßlichkeit dann wiederum sich einstellte?" fragte fast gleichgültig Peter Nordmann.

„Ich will nicht wünschen, daß sie wiederkehrt," versetzte Jener, „und so wenig auch der Mensch körperliche Einflüsse immer besiegen kann, so glaube ich doch gewiß, ihrer Herr zu werden."

„Es gilt nicht allein dem Reiche," sagte der Greis nach einer Pause etwas milder, aber mit Nachdruck, „es gilt auch Eurer Ehre zugleich! — Man wird Euch scharf in's Auge nehmen, Gyllenborg! Löst vor den dänischen Hauptleuten und vor unsern Bürgern wieder ein, was Ihr vor ihnen verloren habt."

„Und so ist es doch wohl gegen Euch übertrieben, so ist es Euch doch wohl nicht der Wahrheit gemäß erzählt worden," sagte Gyllenborg scheinbar verletzt. „Dieß bemerken zu müssen, thut mir um so weher, als Euere edle Enkelin Zeuge unseres Gespräches ist. Bei meiner und bei Eures Hauses Ehre, ich werde die Verleumder zur Rede setzen!"

„Dann müssen wir untersuchen," gab Peter Nordmann zur Antwort. „Die Sache ist von Wichtigkeit, weil Euer Posten wichtig war. Bedenkt also wohl, was ihr thut! Fast glaube ich, Ihr könnt durch nichts Besseres Euch rechtfertigen, als durch Euere Tapferkeit! Und nun genug davon, Gyllenborg," setzte der Greis, dem es darum zu thun war, dem Lande und der Stadt einen Streiter

Digitized by Google

zu erhalten, milder hinzu, „seyd tapfer, muthig und tapfer, wie sonst!“

„Euer Ton gibt mir jetzt zu erkennen, daß ich vor Euch gerechtfertigt bin, edler Herr Nordmann,“ versetzte dankend Gyllenborg. „Auch in dem Herzen Eurer edlen Enkelin werde ich's nun seyn,“ wendete er sich an diese.

Irma verbeugte sich bejahend und Gyllenborg fuhr fort: „mit dieser Ueberzeugung will ich tausend Mal freudig in den Tod gehen.“

Da erschien ein Soldat an der Thüre. Peter Nordmann trat zu ihm und der Soldat meldete, daß einer der Gefangenen um eine Unterredung bitte.

„Jetzt bleibe ich noch in meinem Hause, bestimmte der Greis, „aber späterhin, so bald ich ausgehe, will ich kommen.“

„Es würde mich sehr beglücken,“ hob Gyllenborg an, als der Soldat sich entfernt hatte, „wenn ich Euch dieser Mühe überheben könnte. Ist das Begehren von Belang, so schreibe ich es nieder, und stelle es Euch zu.“

Peter Nordmann hatte nichts dagegen. Theils wollte er jetzt noch bei Irma bleiben, theils wünschte er Gyllenborgs Entfernung, und theils endlich war es ihm lieb, daß er demselben, da er ihn doch für Stadt und Land noch zu erhalten wünschte, ein Zeichen des neuen Vertrauens geben konnte.

„Noch will ich vorher in der Gießerei es bestellen, daß heute alle Kugeln auf die Festungswerke geschafft werden,“ sagte Gyllenborg, indem er sich vor Beiden verbeugte, Irmas Hand küßte und sich dann entfernte.

„Verdammt, verdammt!“ sprach er zu sich selbst, als er hinaus auf die Treppe kam und preßte die Stirn an die Wand. „Ich bin um einige Schritte zurück! — Verflucht sey der Musikant, der zu dem Ueberfalle mich nöthigte. — Aber an's Ziel muß ich dennoch. — Kommen die Schweden, so will ich schon wieder fechten.“ —

Und wirklich war das sein Vorsatz. Hatte er es aber gestern und heute nicht gethan, so erscheint dieß nur als eine Bestätigung, daß der Blick des alten Musikanten, der Gyllenborgs Thun und Treiben stets beobachtet hatte, ziemlich sicher und tief ging. Irma's Besitz — das war der Hebel seiner früheren Tapferkeit gewesen. Und je ferner er noch dem Ziele war, desto energischer war sein Streben. Hätte er den alten Peter Nordmann durch etwas Anderes gewinnen können, er würde es gethan, würde gern selbst ein Verbrechen begangen haben. Nicht auf die That kam es ihm an, sondern nur den Zweck faßte er in's Auge. — Und begünstigt hatte ihn das Glück. Seine ersten kriegerischen Leistungen, so gering sie auch waren, hatten zufällige, gute Erfolge. Er wurde keck, und das Glück wendete sich noch treuer ihm zu. In kurzer Zeit galt er als tapfer. War es ein Wunder, daß er seinen Plan nun immer fester verfolgte? — Wir wissen, wie er Peter Nordmann's Gunst durch alle List und Schlauheit sich gewann. Nahe, sehr nahe stand er jetzt dem Ziele, wenigstens glaubte er das. Irma's Besitz, Irma's Reichthum schien ihm schon sicher zu seyn. Geschwelgt hatte er in den Ziffern, mit denen er sich sein künftiges Vermögen schrieb. Nur einige Schritte noch — und Alles, Alles war, seiner Ansicht nach, erreicht. Und jetzt sollte er so leichthin das Leben wagen? Jetzt vielleicht durch einen einzigen schwedischen Schuß alle seine Herrlichkeit verlieren? Und dazu kam noch, daß seit der vorigen Belagerung von Friedrichshall eine zu lange Pause für sein erzwungenes Kriegsleben eingetreten war. Nun plötzlich sollte er hinaus und dem Feinde die Stirn bieten. Konnte er das? Es würde, da wir Gyllenborgs Charakter kennen, nur als ein großer Widerspruch in diesem Charakter gelten müssen, wenn Gyllenborg kühn und tapfer bei diesem Ueberfalle sich gezeigt hätte. Nur dann konnte seine frühere Tapferkeit wieder eintreten, wenn er durch die Nothwendigkeit dazu gezwungen wurde. — Der alte Musikant hatte Recht. — Nur an Peter Nordmanns Seite, nur dann, wenn der Verlust seines Glückes auf dem Spiele stand, traute er Gyllenborg noch Tapferkeit zu. Ob aber diese Tapferkeit von derselben Art gewesen seyn würde, wie früher, wo er der Erreichung des Zieles noch so fern war, mußte immer noch dahin gestellt bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Der arme Student.

(Fortsetzung.)

2.

Am andern Tag um die Mittagsstunde schritt ein hochgewachsener kräftiger Jüngling durch das weite Einfahrtsthor des Hofes nach dem Anbau hin, wo Frau Henegen wohnte. Sie saß mit ihrem Spinnrädchen am Fenster und schien ihn zu erwarten, denn sie öffnete ihm die Thüre, ehe er noch gepocht hatte, und beantwortete seinen bescheidenen Gruß mit der Frage: „Er ist wohl der Herr Student, welchen mir der Meister Schmitz geschickt hat?“ und dabei ließ sie ihr graues Auge gar fest und forschend auf ihm haften. Aber er erwiderte diesen musternden Blick so freundlich und bescheiden, daß Frau Hensgen mit dem Ergebniß zufrieden seyn mochte, denn sie lud ihn ein, in's Stübchen zu treten, wo sie ein halbes Stündchen mit einander plauderten. Alsdann trug die alte taube Magd das

Digitized by Google

Mittagsbrod auf und Frau Hensgen lud den Studenten ein, es zu theilen. Vergebens wollte er es ausschlagen — gegen die Vorstellungen der Matrone half jedoch keine Entschuldigung. — „Greife Er nur wacker zu, Herr Student," sprach sie und deutete mit der ihr eigenen entschiedenen Geberde auf das dritte Gedeck, das auf dem Tische lag; „Er sieht, ich habe schon auf Ihn gerechnet. Nun, nun! keine Ausreden! 's ist zwar wenig, aber es geht von Herzen!" Der Kälberbraten und das Apfelmus duteten lieblich und vollendeten, was die Einladung der Matrone schon halb erzielt hatte, und Reinhold aß bei der wunderlichen Alten zu Gaste. Er durfte nicht eher scheiden, als bis er auch eine Schale Kaffee getrunken, und dann ging er, um das Stübchen im Thurme einzusehen, das er künftig bewohnen sollte.

Ein schmales niederes Pförtlein führte vom Hofraum aus in den runden Thurm, dessen ganzen Raum eine ausgetretene steinerne Wendeltreppe einnahm, auf welche in jedem Stockwerk schwere Eichenthüren, mit großen Eisennägeln beschlagen, mündeten. Endlich im vierten Stockwerk endete die Treppe jählings vor einer ähnlichen Thüre mit schwerem Schlosse; aber trotzdem wich unter dem Druck des Schlüssels der wohlgeölte Riegel lautlos, und Reinhold folgte seiner Führerin in das gewölbte geräumige Gemach, das der Herr Schuhmacher früher bewohnt hatte. Es füllte das ganze Rund des Thurmes, welches von dem Treppenende nicht eingenommen war, und hatte vier Fenster, die genau nach den vier Himmelsgegenden der Windrose orientirt waren; den Zwischenraum zwischen derselben nahmen einerseits ein großer Kamin, anderseits das Treppenende mit der Thüre, auf der dritten Seite eine hohe Himmelbettlade, auf der vierten endlich ein Schrank, ein. Der Mittelpunkt des Zimmers war ein hölzerner Pfosten in Gestalt eines Palmbaumes, der oben in fächerförmig ausstrahlendes Holzgeäfel endete. Zwei Tische, etliche schwere Stühle mit hohen Lehnen, und ein Waschstand bildeten außer den vorerwähnten Geräthen die ganze wohnliche Einrichtung. Alles war mit pedantischer Symmetrie angeordnet, und das ganze Zimmer schaute sich an, als wär' es eben von seinem Miether verlassen worden. Und doch war es öde. Es lag — ich weiß nicht was — in der Luft der Stube; die gemodelten Backsteinfließen, womit der Boden belegt war, fühlten sich kalt an durch die Stiefelsohle hindurch, und die dicke Katze, die bei Eintritt des Studenten und seiner Führerin in einem Winkel der Stube verschwand, machte einen beinahe gespenstigen Eindruck.

Reinhold beschaute sich schweigend die Stube, die Aussicht, die Möbeln; Frau Hensgen dagegen beobachtete seine Züge aufmerksam, und ihr stechendes graues Auge funkelte. Ob er wohl die Wohnung annehmen wird? schien sie sich zu fragen, und lehnte sich in einen Stuhl. Aber der Student verrieth wenig von Dem, was in ihm vorging, auf seinen Zügen. Die Aussicht war schön, beherrschte die Stadt, den Fluß, die weite Thalsohle. Das zog ihn an. Die Stube war stille und wohl möblirt, die Geräthe alt, aber bequem; es war ein friedlicher Ort für einen Jüngling, der nur seiner Wissenschaft und den Büchern lebte. Vergegenwärtigte er sich noch gar, wie heiter ihn die Landschaft da draußen im Lenze anlachen mußte, wenn er sie durch ein mit Blumen geschmücktes Fenster betrachtete, — wie ein volles reges Leben sich vor ihm und unter ihm entfaltete, ohne daß dessen Lärm zu ihm heraufdrang, ja daß er es gewissermaßen aus der Vogelperspektive beobachten konnte; so wähnte er hier bleiben zu können, ohne vor dem Spuk zu grauen, wovon ihm der Schneider leise Andeutungen hatte fallen lassen. Er war entschlossen, diese Wohnung anzunehmen; aber seine Schüchternheit band ihm vorerst noch die Zunge. Freundlich, aber verlegen wandte er sich zu Frau Hensgen um, die noch erwartungsvoll in der Fensterbrüstung saß.

„Nun?" fragte sie; „der Herr Student hat nun die Stube gesehen? gefällt sie ihm?"

„Recht gut, beste Frau Hensgen; ich möchte hier wohnen, wenn nur . . ." Er stockte.

„Na, er wird sich doch wohl vor dem Narrengeschwätz nicht fürchten, Herr Student?" rief die Alte mit gutmüthigem Spotte. „Ist er ja jung und stark wie ein Reiterskecht, und wird vor dem Aufenthalte hier grauen, wo der alte Buchhalter Schuhmacher sechszehn Jahre es ausgehalten? Und was war der für ein Männchen! Lang und dünn wie ein Lineal. Ein Hauch von Ihm hätte den Buchhalter über den Thurm hinuntergeblasen. Er hat wohl auch zuweilen die gräulichen Töne der Nacht gehört und Lichter u. drgl. gesehen, aber sein Herz war stark und er hatte ein gutes Gewissen. Und bei Ihm, mein junger Herr, wird's doch wohl auch rein seyn unter dem Brustluche?"

„Gewiß, Frau Hensgen! Auch ist ja nicht von der Furcht die Rede, liebste Frau. Ich meinentheils graue vor Nichts, — komme was da wolle. Es war ein anderes Aber, was ich hatte. . . ."

„Nun? und welches?"

„Vergebt mir, wenn ich offen rede, liebste Frau," versetzte Reinhold zögernd und mit einer beinahe mädchenhaften Verlegenheit, der sich doch wieder ein gut Theil Selbstgefühl beimischte. „Meister Schmitz hat mir gesagt, ich sollte die Wohnung hier frei haben sammt Licht und Feuerung und Morgensuppe. . . . . ."

„Ja, ja, das sollt Ihr!" fiel ihm die Alte leb-

Digitized by Google

haft in's Wort; „das Schneiderlein hat nicht gelogen; ja noch mehr, betragt Ihr Euch fein ordentlich und solide, so sollt Ihr noch das Abendbrod dazu haben und zu Weihnachten Tuch zu einem Rocke! Ist Euch das nicht genug?"

Reinhold ergriff die Hand der Frau Hensgen lebhaft, und sagte kopfschüttelnd und mit tiefem Erröthen: „Wir verstehen einander noch nicht, meine gute Frau. Bitte, bitte, lassen Sie mich ausreden! Es ist ja das schon übergenug, was mir Meister Schmitz angeboten hat — es ist zu viel, in der That, zu viel für mich! Wohl bin ich jetzt arm, blutarm, und habe nicht wohin mein Haupt zu legen. Aber ich bin darum doch kein Bettler. Ich hoffe zu Gott und glaube erwartungsvoll, daß ich nicht immer so arm seyn werde. Der Himmel wird es fügen, daß auch mir einmal eine Zeit erscheine, wo ich mein Wissen und meine Kenntnisse werde verwerthen können, die ich jetzt zu erwerben berufen bin. Alsdann bin ich im Stande, die Schuld der Wohlthaten abzutragen, welche gute Menschen mir etwa erweisen wollen. Alsdann möcht' ich auch mit Ihnen abrechnen, liebe Frau . . . ."

„Pah, Possen!" unterbrach ihn die Alte; „ich habe genug, um Euch Dach und Fach umsonst zu geben!"

„Aber ich habe nicht so wenig, um es so annehmen zu dürfen und zu können," erwiderte Reinhold fest und bescheiden; „mein Reichthum besteht nicht in Thalern und Gulden; aber er sitzt hier in der Brust. Nennt es Stolz, nennt es Dünkel, liebe Frau; aber ich kann nicht anders. Wie gerne ich auch hier einzöge, so kann's doch nur unter der Bedingung geschehen, daß wir jetzo abmachen, wie viel ich Euch später werde zu vergüten haben für Kost und Wohnung jeden Monats, so ich hier verbracht hab, — mit Einem Worte, daß es unter uns abgemacht sey, Ihr wolltet mir's als Anlehen geben, was ich von Euch empfangen werde, — als Anlehen, dereinst abzutragen, wann mein Glück zu Jahren gekommen. — Wollet Ihr also, liebste Frau Hensgen, so bin ich Euer Miethsmann und Ihr sollt mit mir zufrieden seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Im Jahr 1814, als die Alliirten sich in Paris befanden, besuchte Kaiser Alexander die Königin Hortense in Malmaison. Er (Alexander), erzählt L. Mühlbach nach den Memoiren der Cochelet, näherte sich den beiden Kindern (Karl und Louis Napoleon), und indem er ihnen die Hand lächelnd reichte und freundlich und liebevoll zu ihnen sprach, redete er sie mit den Titeln „Monseigneur" und „kaiserliche Hoheit" an. Kurz darauf ward der König von Preußen mit den Prinzen gemeldet, und der Kaiser mit seinen Brüdern verließ die beiden Prinzen, um dem König entgegenzugehen. „Mademoiselle," sagte der kleine Louis Napoleon zu seiner Gouvernante, „sind diese beiden neuen Herren, der Kaiser und der König, auch wie alle Andere unsere Onkels und müssen wir sie so nennen?" — „Nein, Louis, Sie nennen sie einfach „Sire!" — Als der Kaiser am andern Tage wieder nach Malmaison kam und im Gartensalon neben der Königin saß, näherte sich der kleine Louis Napoleon ganz leise auf den Zehen hinter dem Rücken des Kaisers, schob dann einen kleinen blitzenden Gegenstand in die Hand desselben und sprang eilig von dannen. Die Königin rief ihn zurück und fragte mit zürnendem Ernst, was er gethan habe. Der kleine Prinz kehrte zögernd zurück und sein Haupt verlegen auf die Brust senkend, sagte er mit tiefem Erröthen: „Ach Mama, es ist der Ring, welchen mir Onkel Eugen geschenkt hat und ich wollte ihn jetzt dem Kaiser schenken, weil er so gut gegen meine Mama ist!" Kaiser Alexander zog den kleinen Louis Napoleon zu sich heran, und indem er ihn auf seinen Schooß setzte, umarmte er den Knaben mit tiefer Rührung und küßte ihn zärtlich. Dann um dem kleinen Prinzen gleich einen Lohn zu gewähren, befestigte er den kleinen Ring an seiner Uhrkette und schwur, daß er dieses Andenken tragen wolle, so lange er lebe." Wiederum sitzt ein Alexander auf dem Throne der Czaren, aber diesen darf Louis Napoleon ungehindert „Bruder" nennen und vor aller Welt darf er sich sogar der Großmuth der ihm bewiesenen „bons procédés" rühmen. So wunderbar sind die Wege des Schicksals!

Charade.

Die zwei Ersten wissen nichts von den zwei Letzten,
Und doch sind für die Ersten die Letzten nur gemacht.
Das Ganze macht für die Ersten die Letzten,
Bis es einst selbst zu den Ersten gehört.

Auflösung der Charade in Nro. 288:
Cisterne.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 293 Montag, 8. Dezember 1856.

Nordmann.

(Fortsetzung.)

„Kommen die Schweden, so will ich schon wieder fechten!" wiederholte er nochmals im Stillen, als er in der Gießerei stand. Er starrte nachdenkend in das Feuer und es war, als zweifle er selbst an der sichern Ausführung dieses Entschlusses. — Dann befahl er mit Hastigkeit das Nöthige hinsichtlich der Kugeln und tadelte und schimpfte ohne Grund die Feuerarbeiter. — Nur kurze Zeit hielt er dabei sich auf. Alles mußte er thun, um Nordmanns Gunst wieder festzustellen, da er sie jetzt als wankend erkannt. — Er eilte denn nun fort, um seinen Auftrag zu vollziehen.

„Gerade durch diese Nebengeschäfte mußt du es zu zwingen suchen," sagte er unterwegs zu sich selbst. „Verdoppeln mußt du diesen Eifer überall, wo nicht das Leben auf dem Spiele steht. — Gilt es aber das Leben, nun so kannst ja die Unpäßlichkeit, mit der du dich heute entschuldigtest, wiederkehren. Du wirst krank. Wer will wissen, ob es wahr ist? — Mit einem Arzte wirst du schon fertig. — Also verdopple deinen Eifer, wende alle List, alle Schlauheit an, falle nicht aus deiner Rolle, Gyllenborg, es handelt sich jetzt um Größes, um Irma's Reichthum!" —

Die augenblickliche Zufriedenheit oder der freudige Schwung vielmehr, den er durch dieses Selbstgespräch gewann, wurde bald wieder vernichtet, denn er begegnete Einem jener Hauptleute, die bei dem Ueberfalle mit gegenwärtig gewesen waren. — Lächelnd grüßte der Hauptmann. Gyllenborg dankte trotzig, sein Gesicht fing an zu glühen, und durchbohrt von Scham und Grimm eilte er weiter.

18.

An der Thüre des Gefängnisses, wohin Gyllenborg jetzt eilte, stand der alte Jakob. Eifrig sprach er mit dem Soldaten, der an der Thüre Wache hielt und zugleich die Schlüssel hatte.

„Wahrheit, Wahrheit, Ihr verdient Euch einen schönen Lohn, ich will Euch bezahlen, wenn Ihr mich hinauf lasset!" bat der Musikant dringend den Soldaten. „Es könnte doch seyn," setzte er hastig hinzu, „aber Ihr wißt es nicht, Ihr versteht es nicht, — vier todte Pferde mehr als todte Reiter, und einige Gefangene, wie man sagt, — Wahrheit, Wahrheit, da kann er dabei seyn! Ich muß hinauf, hinauf! Oeffnet die Thüre!

„Macht, daß Ihr fortkommt," befahl der Soldat, „Ihr seyd ein Verrückter!"

Er schob den Musikanten von der Thüre und drohte mit der Waffe. Der Musikant aber griff nun wie rasend nach seiner Geige und strich darauf so laut und stark, als er konnte und blickte zu den Gittern des Gefängnisses empor und rief dabei einige Mal: „Wodaf! Wodaf!"

„Lärmt, wie Ihr wollt," sagte der Soldat, die Gefangenen können es nicht hören. Nicht dort oben sind sie eingeschlossen, sondern in der Mitte des Thurmes, dorthin dringt kein Schall und kein Sonnenstrahl."

„Das ist ja teuflisch," versetzte der Musikant.

„Nur für die ersten Tage und bis ein besseres Gefängniß eingerichtet ist, sollen sie hier bleiben," entgegnete gleichgültig der Soldat. „So wurde es angeordnet von den Hauptleuten. — Nun fort, alter Narr, — sonst brauche ich Gewalt," hob er von Neuem an.

„Seht Ihr nicht, wie alt ich bin?" — hat der alte Musikant jetzt bewegt. — Oeffnet, laßt mich hinauf!"

Da erschien, eine Strecke noch davon, Gyllenborg. Der alte Musikant trat näher. Er blickte dem Kommenden entgegen und sinnend dann zu Boden. Er faßte Hoffnung, mit hinein zu kommen. — Er ordnete schnell seinen Plan, aber ehe er geordnet war, lag er schon zertrümmert.

„Seyd Ihr auch wieder hier, grauer Hund?" herrschte Gyllenborg ihn an.

„Ja, junger, tapferer Löwe," antwortete der Musikant lächelnd und sah fest ihm in's Auge. „Der graue Hund will an die Thüre der Gefangenen sich legen, daß sie nicht entfliehen, lasset nur aufschließen."

Digitized by Google

„Der Alte geht nicht von dannen," sagte der Soldat, „er will durchaus zu den Gefangenen. Er ist wie toll. Es muß, wenn er nicht verrückt ist, ein Wichtiger mit drinnen seyn, ein Bekannter oder Freund von dem Alten."

„Von dem Bettler?" fragte lachend Gyllenborg. „Warum schlagt Ihr dem Alten nicht auf den Schädel?"

„Wahrheit, Wahrheit," rief der Musikant, während er sich an die Thüre drängte, die der Soldat jetzt aufschloß, „mein Schädel ist grau, der darf herein."

Gyllenborg stieß den Alten und schleuderte ihn zurück von dem Eingange, — der Alte stürzte hin auf das Pflaster. —

„Merkt Euch das," schrie der Alte, „merkt, o merkt Euch das!" —

Gyllenborg war wirklich erschrocken. Er fand verlegen. Seine Verlegenheit wurde noch größer, da er sah, daß der Alte blutete. Er dachte an Peter Nordmann — an Irma.

„Steht auf, alter Jakob," sagte er, als er nach einer Weile zu ihm trat. „Es war nicht so bös gemeint, ich glaubte nicht, daß Ihr fallen würdet."

„Siehst Du das Blut, Vater?" schrie der Alte und wischte mit der Hand das Blut von der Stirn und streckte dann die Hände zum Himmel empor, „siehst Du das Blut, alter Vater? — Narben und Blut! — Gyllenborg und Gyllenborg! — Siehst Du, Vater, siehst Du das Blut?"

„Er muß denn doch wohl verrückt seyn," bedeutete der Soldat, der den Sinn dieser Worte so wenig verstand als Gyllenborg.

„Kommt, steht auf," wiederholte Gyllenborg, „meinetwegen könnt Ihr ja mit hinauf gehen zu den Gefangenen. Ich selbst habe sie auch noch nicht gesehen und muß nun eilen. Also kommt, begleitet mich, wenn Ihr wollt."

Er bot dem Musikanten die Hand und wollte ihm empor helfen. Der Alte aber nahm die Hand nicht an. Er wischte noch immer das Blut von der Stirn und seine Augen leuchteten durch die Thränen, die er zu unterdrücken suchte.

„Also kommt, alter Jakob," begann Gyllenborg wieder, „ich will es Euch erlauben, daß Ihr die Gefangenen seht."

(Fortsetzung folgt.)

Der arme Student.

(Fortsetzung.)

Die Alte starrte den Jüngling verwundert an, aber er hielt ruhig den forschenden Blick aus — es war sein bitterer Ernst mit diesem Vorschlage. Ihre harten Züge wurden plötzlich weicher und sie stand vom Stuhle auf. „Wie das gleich stolz und hoffärtig thut, das junge Blut!" sagte sie; „Er will mir also nicht einmal erlauben, daß ich Ihm in seiner Lage etwas Gutes erweise?"

„O doch — doch, Frau Hensgen! aber eben weil ich es für eine Wohlthat erkenne, soll es mir verstattet seyn, in besseren Tagen es nicht zu ersetzen! Wollt Ihr dann mein Geld nicht, liebe Frau, so gibt es ja noch Tausende, denen Ihr damit Wohlthaten erzeigen könnt!"

„Er hat seltsame Schrullen, Herr Student, aber es mag drum seyn!" erwiderte die Matrone. „Ich bin alt geworden, ohne dankbare Menschen kennen zu lernen; es soll mir wohlthun, wenn Er der Erste ist, der mir begegnet. Aber noch eins — Er mag stark und muthig seyn, Herr Reinhold, jedoch hat Er Seinen Muth hier noch nicht erprobt. Versuch Er es erst mit einer ehrlichen Probe auf acht Tage, — hernach wollen wir nach Seinem Wunsche einen Vertrag machen."

„Und warum nicht sogleich?"

„Hm — es ist vielleicht eine Laune von mir," versetzte die Matrone gleichgültig; „aber man muß sich erst gegenseitig kennen lernen! Und zudem — seit der alte Buddyalter todt ist, haben es Drei versucht, in seiner Stube zu wohnen, und sind nicht geblieben, Einer hat es zwei Nächte ausgehalten, die Anderen sind schon nach der ersten wieder weggegangen. Wer weiß, ob Er bleiben wird?"

„Ich denke, mich wird Niemand hier vertreiben — komme was da wolle, es kommt ja Alles vom lieben Gott, — was sollte ich da fürchten?"

„Er zieht also heute noch ein?"

„In zwei Stunden, Frau Hensgen; ehe der Tag zu ende geht!"

„Topp, Er soll in zwei Stunden die Stube hier geschwert finden!"

Der Tag neigte sich schon stark zur Dämmerung, als Reinhold am Pförtchen klingelte. Hinter ihm stand der Schneiderjunge und trug einen Riemen voll Bücher und eine Laute. Reinhold hatte unter seinem schwarzen Mäntelchen ein magres Ränzlein, das seine wenigen Habseligkeiten enthielt. Als das Pförtchen plötzlich aufging, erschrack der Schneiderjunge bis in das Mark, und sträubte sich gesträubten Haaren auf der Schwelle. Reinhold bemerkte es und sprach: „Komm, Franz, ich will Dich nicht zwingen, mit hereinzutreten; ich sehe, Du hast Deine bleiche Angst noch nicht überwunden; habe Dank und grüße mir den wackren Meister Schulz!"

„Danke, danke, ich will es bestellen," stammelte der Junge; „laßt mich nun gehen, Herr Reinhold, und Gott sey mit Euch!" Die Stimme zitterte

Digitized by Google

wie seine Hand in der des Studenten; der treue Blick des Knaben hing mit Seelenangst an dem Gesicht des Studenten; dann rannte er davon bis zur nächsten Strohecke und beschaute sich noch eine Weile aus der Ferne das Häuschen und das Pförtchen des Steinthorhofes.

„Ah, Er ist pünktlich, Musjeh Reinhold!“ rief Frau Hensgen; „nur lieber; Er trifft schon Alles bereit! Komm Er nur herüber, die Hunde müssen sich an Ihn gewöhnen. Ruhig, ruhig, Melac! kusch Dich, Fassen! — So, und nun hier herauf!“ Damit trippelte sie die steinerne Schneckentreppe empor, gefolgt von der raubeinigen Magd, die des Studenten Bücher und Laute trug.

Droben im Stübchen sah es nun wohnlicher aus. Im Kamin glühte ein großes Torffeuer; auf dem Kaminsims stand eine blank gescheuerte kupferne Lampe, daneben der kupferne Feuerzeug. Des Betes schwellende Kissen waren schneeweiß bezogen und vor die Bettstelle ein Schaffellteppich gebreitet. Auf dem Tische stand ein Steinkrug mit Bier, darauf ein Holzapfel schwamm, und ein Teller mit Butterbroden, Käse und Sapleiern. Die Backsteinsliesen waren roth angestrichen, und die warme Luft hatte die kleinen Scheiben der Thurmfenster leicht beschlagen, als ob sie der Abendnebel getrübt hätte, der über dem Flusse empor stieg.

„Ich habe Ihm ein Abendbrod hingesetzt, Herr Reinhold, damit Er heute nicht mehr auszugehen braucht, weil Ihn die Hunde noch nicht kennen,“ sagte Frau Hensgen; „auch wird Er sich wohnlich einrichten wollen, und darin soll Ihn nichts stören. Er findet Alles hergerichtet, wie er es braucht. Und nun guten Abend, mög' Er sich hier gefallen und gut schlafen! wenn Ihm je etwas zustoßen sollte, so zieh Er nur an jener Klingel dort — dann will ich Ihm zu Hülfe kommen.“

„Gott verhüte es, daß ich Eure Nachtruhe stören sollte, Frau Hensgen!“ versetzte Reinhold; „habt Dank für so viele Liebe, und nun gute Nacht!“

Die Matrone ging mit ihrer Magd, und als sie draußen war, blieb sie unwillkürlich stehen und eine Thräne fiel aus ihren triefenden Augen. „Ein wackerer junger Mensch!“ murmelte sie; „es sollte mir leid thun, wenn er nicht bestehen würde! Er hat es mit ordentlich angetan mit seinen großen Augen!“ Dann schob sie leise einen Riegel von außen vor, und ging.

Reinhold war allein. Sein Blick flog durch die Stube und seine Hände falteten sich. „Mit Gott den Eingang!“ sprach er vor sich hin; „er hat mich hieher geführt und mag mich auch beschützen, bewohne mit mir diese Räume wer da will!“ Sein guter Geist stehe bei dem Verwaisten, der in der Welt verlassen dasteht, und gebe ihm Freunde!“

Jeder von uns hat wohl schon das seltsame Gefühl der großen Oede und Einsamkeit verspürt, das uns überkommt, wenn wir zum ersten Male in einer fremden Behausung uns allein sehen, von Niemand begleitet, als von unserm Schatten. Dieses beengende Gefühl, worin der Mensch sich so ganz und gar gleich nichts fühlt, und nur als ein winziges Atom weiß im ganzen Reich der Schöpfung, erfüllte nun auch unseren Reinhold, als er, seine eigenen Schritte widerhallen hörend in dem Thurmstübchen, in die Fensternische trat und hinunterblickte auf den Fluß, das breite Thal, in die weichen blauen Umrisse der Hügel, die in der Ferne die Landschaft begränzten. Ueber dem Wasser stieg ein grauer Nebel empor und mischte sich mit der herabsinkenden Dämmerung, alle Farben der nächsten Gegenstände verwischend.

Bleigraue Wolken hingen am Himmel und dunkle Ballen von Gewölk schifften vor dem Winde durch das Firmament. Fern im Westen sank die Sonne wie ein Feuerball in den Horizont, und gelbe Schleier sanken ihr nach. Nur ein schmaler lichter Streif lagerte von dorther sich über die Landschaft hervor. Das geschäftige laute Treiben auf der Anderen, das Geschrei des Flusses verstummte und schwand allmählig. Da und dort flammten Lichtlein auf in den Häusern und am Flusse, und der Abendwind sandte seine Vorboten, die mit leisem Klirren an den Fensterrn rüttelten und um die Dachkanten des Thurmes pfiffen. Träumerische Wehmuth überkam den Jüngling, und vor seinem innern Blicke zog sein Leben vorüber seit den ersten unschuldigen Freuden der Kindheit, bis herunter zu den jüngsten traurigen Erlebnissen. Er war im Geiste noch einmal an seines Vaters Grab, hörte die Schollen grausig auf den Sargdeckel auffallen, und ihm war, als hätten sie mit ihrem hohlen Getöse heimliche Gewalten den der Armuth über ihn verhängten.

Es war Nacht, als Reinhold aus diesen Träumen erwachte. Sich umwendend, erschrak er beinahe ob dem falschen Schmalen Gesichte des Thurmes drang. Die durch das östliche Fenster des Thurmes drang. Die Dohlen selbst waren zur Ruhe gegangen; nur die Nager raschelten hinter dem Holzgetäfel, und ein einsamer Kauz ließ auf dem Dache sein melancholisches Wimmern ertönen.

Jetzt erst erinnerte sich Reinhold, daß er eigentlich sich habe wohnlich einrichten wollen. Bald brannte die Lampe, glühte wieder das niedergebrannte Torffeuer; dann verzehrte er gemüthlich das Abendbrod, das er der Freundlichkeit der Matrone verdankte, setzte sich vor das alte Schreibtrone und stimmte seine Laute, die treue Freundin spint und stimmte seine Laute, die treue Freundin seiner müssigen Stunden. Die Lampe warf unter ihrem Schirm einen so matten Schein durch die

Digitized by Google

Stube, daß ihr Licht nicht in alle Winkel drang; der große Schrank war schwarz wie ein Ofen, der Lichtkreis an der Decke zitterte auf den Palmenrippen des Getäfels, und die ersten Akkorde des Instrumente, die er anschlug, klangen geisterhaft durch das öde Gemach. Reinhold griff kräftiger in die Saiten und wollte singen, ein damals bekanntes Lied von dem unglücklichen schlesischen Günther, aber die Worte klangen gespenstig und widerhallend an die Steinmauern, und weckten seltsame Laute in der Luft, Krächzen und Flügelschlag der Dohlen, der Fledermäuse, der Eulen vielleicht, die im Thurme hausten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Bei Glasgow wurde im Laufe dieser Woche ein Dampfer von einer nagelneuen Bauart vom Stapel gelassen, die, vorausgesetzt, daß sie die Probe besteht, eine totale Umgestaltung in dem bisherigen Bau der Flußdampfer hervorbringen dürfte. Dieser von Mills in Glasgow entworfene Dampfer besteht aus zwei getrennten Schiffen (ohne darum ein Zwillingsfahrzeug zu seyn), richtiger gesagt aus einem, mitten seiner Länge nach gespaltenen Schiffe, in dessen Mitte sich ein großes Schaufelrad befindet, welches die Stelle der beiden bisher üblichen Räder an den Seiten vertritt. Durch diese Aenderung soll es möglich werden, Raum in der Breite zu erzielen, ohne dem Wasser einen größeren Widerstand als den unserer bisherigen Dampfer zu bieten, mit anderen Worten einen namhaft größeren Kabinen- und Passagier-Raum zu erzielen. So hat dieser neue, blos 140 Fuß lange Dampfer 2 Salons und 4 kleinere Kabinen, die sämmtlich bedeutend geräumiger sind, als die entsprechenden Lokalitäten auf den allergrößten bisher gebauten Dampfern, was sich daraus erklärt, daß die den Radkasten gewöhnlich angewiesenen, zu beiden Seiten des Schiffes vorspringenden Räume im gegebenen Falle den Passagieren zu Gute kommen, während das eine Zentral-Schaufelrad unter dem Mittelsalon angebracht ist. Was bei gewöhnlichen Schiffen das obere offene Deck ist, wird hier durch einen prachtvoll eingerichteten, fast ganz aus Spiegelglas bestehenden Salon ersetzt, und auf dem flachen Dache desselben beginnt eigentlich erst das, was bei anderen Schiffen das freie Oberdeck vorstellt. Außer dem Zentral-Schaufelrade ist ein anderes, kleineres, der Nadövirer genannt, am Vordertheil des Schiffes angebracht. Seine Schaufeln stehen in vertikaler Richtung zum Wasser, um beim Fahren keinen Widerstand zu leisten, und dient dieses Rad blos zum Fortbewegen beim Anlegen oder Abfahren, oder um knapp an die Landungsstelle hin zu fahren, wodurch das Verschleppen und Anlegen vermittelst Taue künftig überflüssig gemacht werden soll. Es handelt sich jetzt nur noch um die Schnelligkeit des Dampfers. Die wird bald erprobt werden; der Erfinder glaubt, das neue Boot werde es in diesem Punkte mit jedem anderen alter Bauart aufnehmen können.

Vor einigen Tagen bemerkten mehrere Stadtsergeanten auf der Treppe des Straßburger Bahnhofes zu Paris einen Knaben, welcher zusammengekauert in einer Ecke lag. Das Kind war bleich, mager und sah mit stieren Augen umher, die ohne allen Ausdruck waren. Er schien rhachitisch leidend und ganz verdummt zu seyn, seine Glieder waren verkrüppelt, verdreht und wie umgebogen. Man hätte ihn kaum auf 8 Jahre geschätzt, und doch war der Knabe, wie sich später herausgestellt hat, schon 15 Jahre alt. Um seine Herkunft befragt, gab der Knabe, welcher kaum sprechen konnte, zu verstehen, daß er in der Nacht von einer Frau dorthin geführt worden, und sprach mehrere Male das Wort Croup aus. In Frankreich existiren mehrere Gemeinden dieses Namens, so daß diese Auskunft, welche als Ausgangspunkt für die Nachforschungen dienen wird, vorläufig ganz unzureichend erscheint. In Betreff seiner Eltern konnte man keine Aufklärungen von dem Kinde erhalten. Alles, was man erfuhr, war, daß der unglückliche Knabe von seinem Vater häufig mißhandelt wurde und sein Leben in einem dunklen Orte zubrachte, wo er Niemanden sah. Man hat diesen neuen Kaspar Hauser jetzt in ein Hospital gebracht, wo ihm die aufmerksamste Pflege zu Theil wird; die Polizei ist eifrig beschäftigt, das Geheimniß dieser Geschichte aufzuklären.

Der „Wetz. Merkur“ meldet aus Brakel: „In den letzten Tagen des Monats August fiel hier in der Mittagsstunde während eines Gewitters ein Meteorstein herab. Eine Frau sah etwas Feuriges in einen in der Nähe ihres Hauses liegenden Lehmhaufen fallen. Nachdem der Regen nachgelassen hatte, grub man 1—2 Fuß tief in den Lehmhaufen und fand einen Stein, welcher 3½ Pfund schwer ist. Der Gestalt nach gleicht er einem Ei, welches an beiden Enden gleich stark ist, oder ein Durchschnitt der Länge nach; so wie quer genommen, bildet eine Ellipse, deren größere Achse 5 und kleinere 3½ Zoll mißt. Seine Farbe ist schwarz mit grau-weißen Flecken.“

Redakteur: Gustav Messert.
Druck u. Verlag bei Ignatz Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 294 Dienstag, 9. Dezember 1856.

Der arme Student.

(Fortsetzung.)

Eine Gänsehaut überlief den Jüngling unwillkürlich und die Stimme versagte ihm. Rasch den Schirm der Lampe in die Höhe schlagend, sprang er auf und legte die Laute auf das Bett, die Stube zu durchsuchen, denn ihm war, als sey es hier nicht geheuer. Aber er fand nichts. Vielmehr mehrte der dohle Schall seiner Schritte auf dem Fliesenboden noch das Unbehagliche des Eindrucks. Er ging zur Thüre und fand sie verschlossen. Er trat zum Fenster und öffnete eines derselben. Drunten lag in schwarzer Nacht der Fluß, die Stadt; nur einzelne Lichter guckten aus der Finsterniß.

Derartige Umgebungen wecken unwillkürlich das Grausen des Einsamen und stimmen ihn ängstlich. Darum konnte auch Reinhold sich einiger leisen Schauer nicht erwehren, obwohl er nichts gesehen noch sonst irgendwie wahrgenommen, was sein Bangen gerechtfertigt hätte. Er sprang nach dem Kamin, suchte nach seinem Degen, den er in die Ecke gehängt hatte — aber er war fort, nirgends mehr zu finden. Und doch entsann sich der Student noch auf das Bestimmteste, daß er ihn dort am Nagel aufgehangen hatte. Betroffen durchsuchte er das ganze Zimmer, aber die Waffe kam nicht wieder zum Vorschein, blieb auf räthselhafte Weise verschollen . . . .

Allmählig gewöhnen sich Geist und Nerven aber an das Unheimliche, Oede; die Sprungkraft der Jugend, ihr glücklicher Leichtsinn helfen über manches Unbehagliche hinweg. „Nüchtern ist der Mensch ein Tropf," sagt P. A. Wolf in der „Prezjosa," darum that der arme Student dem Abendbrod der Frau Henschen alle Ehre an, und als das Bier im Kruge auf dem Dreifuß des Kamins in's Sieden gerieth und seinen würzigen Duft durch die Stube verbreitete, das Feuer knisterte und sprühte, wenn zeitweilig ein Windstoß aus dem Kamin es aufblies, ward ihm behaglicher, thierisch wonniger, und er ging nach dem Essen lange Zeit im Zimmer auf und nieder, bis er, an den Widerhall seiner Schritte gewöhnt, deren schaurigen Eindruck allmählig vergessen hatte. Endlich ward er müde; die Lampe warf nur noch spärlichen Schein, die Gluth im Kamin erkaltete; die hellen Gedanken wichen den bleiernen Halbträumen eines Schlummer bedürftigen Geistes. Da raffte sich Reinhold noch einmal auf, nahm ein Buch vom Bücherbord und las noch eine lange Weile andächtig und mit gefalteten Händen in der Familienbibel seiner Eltern, und — ging schlafen.

Mitternacht mochte vorüber seyn, als aus freundlichen Träumen, die wie gute Vorboten ihn umgaukelt hatten, der Student jählings erwachte ob gewaltigen Schlägen, die an seine Thüre dröhnten, an einem Poltern und Lärmen jenseits der Mauer, nach dem Speicherboden hin. Rasch munter gemacht durch das Getöse, sprang er empor aus dem Bette und schlug dessen Vorhang zurück. Nichts war zu sehen — düsteres Dunkel lag über der Stube. „Wer ist hier?" rief er nach einigem Horchen, und siehe da, als sollte er Antwort haben auf diese Frage, zuckte plötzlich ein Lichtschein von der Mauer her, die nach dem Speicher führte und bildete eine dünne konische Lichtsäule, die die Stube nur in minder gestaltlose Dämmerung hüllte. Betroffen suchte Reinhold die Quelle jenes Lichtes auf und sah, daß dasselbe von einer Stelle des Getäfels ausging, die er mit der Hand nicht erreichen konnte; daß das Licht durch seinen Körper interzeptirt werden konnte und nicht durch denselben hindurch ging. Nachdem er es ein Weile fröstelnd betrachtet, und auf den gewaltigen Lärm gehört hatte, der noch immer im Thurm rumorte, kehrte er in sein Bett zurück, sich fragend, ob er wache oder träume. Aber der Lichtkegel zog seine Augen noch immer wie mit magischer Gewalt ab. Plötzlich war es Reinhold, als bewege sich eine dunkle Gestalt durch den Lichtschein hindurch und nähere sich dem Kamin — lautlos, still, gespenstisch. Ein leiser Seufzer bestätigte dem Ohre, was das Auge gesehen. Dem Studenten bebte das Herz im Leibe. Er blickte durch die Dämmerung nach der Gestalt; sie kauerte vor dem Kamin, halb verstoffen von den letzten, fernsten, er-

Digitized by Google

sterbenden Strahlen des Lichtschimmers. Aus der Dämmerung starrten ihm glanzlos zwei starre Augen entgegen, deren haftenden Blick er mehr fühlte als sah. „Wer seyd Ihr? was wollt Ihr? Im Namen Gottes redet!“ rief Reinhold mit dumpfer Stimme. Keine Antwort — kein Verschwinden — Licht und Spukgestalt blieben.

„So will ich sehen, wer Du bist!“ rief Reinhold und sprang aus dem Bette, um Licht zu machen. Seufzer klangen in der Höhlung des Kamins wie Echo des Pikens von Reinholds Feuerstein am Stahl; endlich zündete ein Funken am verbrannten Leinwandlappen, der Schwefelfaden entzündete sich, sein bläuliches sprühendes Licht fiel auf die kauernde Spukgestalt — ein gräulich Gesicht erschien seinem Blicke, aschfahle, starre Züge mit hohlen todten Augen, ein zahnloser Greisenmund zum höhnendsten Lächeln verzerrt! Die Hand des Studenten bebte — die Gestalt trug die Züge der Frau Henschen, täuschend ähnlich; der Schwefelfaden entfiel ihm, und erlosch am Boden, und mit einem Frostschauer eilte er in's Bett und vergrub sich unter die Decke. Wie aus weiter Ferne hörte er noch das Poltern auf dem Speicherboden, als würden schwere Kugeln gerollt oder Schiebkarren hin- und hergefahren — das Kreischen der Nachtvögel. Er verstopfte sich die Ohren, schloß die Augen.

Nach einer entsetzlich langen Nacht wagte er endlich die Decke etwas zu lüften, denn trotz seines stillen Entsetzens zog eine geheimnißvolle Neugier seine Blicke nach dem Kamin. Die Stube lag in tiefer Nacht, die Gestalt war nicht mehr zu sehen. „Gott sey Dank!“ stöhnte er und kroch, in Schweiß gebadet, unter der Decke hervor, um nach einem Stoß- und Dankgebet wieder einzuschlafen.

Der Morgennebel wich eben dem Tage, als Reinhold erwachte, und seine Sinne sammelnd, sich auf die Erlebnisse der vergangenen Nacht besann. Seltsam! dort hing sein Degen noch am selben Nagel, woran er ihn am vorigen Abend aufgehangen und wo er ihn vergebens gesucht hatte. Feuerzeug und der Knäuel Schwefelfaden, welchen er am Boden verloren zu haben wähnte, lagen auf dem Tische.

Nichts im ganzen Zimmer war von seinem gestrigen Platze verrückt. Zweifel stiegen in ihm auf, ob er nur geträumt, ob er etwas Seltsames erlebt habe. Er öffnete das Fenster — Hofraum wie Schiffsanländе waren wie gestern, nur begann jetzt auf beiden das Leben geschäftiger Menschen zu erwachen. Reinhold eilte nach der Thüre — sie wich jetzt seinem Druck auf die Klinke. Er rieb sich die Stirne, er rang im Geiste mit Zweifeln.

Mitten in dieser unheimlichen Beschäftigung vernahm er schwere Tritte auf der steinernen Wendeltreppe. Die alte taube Magd erschien mit einem Kruge und einem Bottich frischen Wassers, bot ihm mechanisch guten Tag und fragte, ob es ihm lieb sey, wenn ihm Frau Hensgen die Morgensuppe brächte. Reinhold nickte bejahend, und die Magd ging wieder.

Noch war sie aber kaum gegangen, so durchzuckte den Studenten jählings die Erinnerung, daß die Vision, die er in der verwichenen Nacht gesehen, die Züge der alten Frau getragen habe, und er erschrack vor dem Gedanken, sie jetzt wieder zu sehen; er war mit sich im Zweifel, ob er der Wittwe das Erlebniß dieser Nacht erzählen solle oder nicht. Ehe er hierüber noch zu einem Entschluß gekommen war, stand Frau Hensgen plötzlich vor ihm. Sie schien die Thüre lautlos geöffnet zu haben, daß er ihre Annäherung nicht gehört hatte. Reinhold's Blick fiel unwillkürlich zunächst auf die Züge der Matrone — aber ihre Miene war unbefangen, ruhig, verrieth weder Neugier noch Verlegenheit, und nur ihr Blick hatte etwas Stechendes.

„Guten Morgen, Herr Student! nun? wie haben wir geruht?“ fragte sie in ihrem gewohnten schnarrenden Tone und blickte über die Schüssel hinweg, die sie trug, ihm in die Augen. „Er hat mir nicht geklingelt, Herr Reinhold? Ist die Nacht ruhig abgelaufen?“

„Mit Nichten, Frau Henschen,“ erwiderte Reinhold und rieb sich die Stirne. „Ich habe Ungewöhnliches erlebt und erschaut, und zweifle schier noch, ob ich auch recht gesehen oder nur geträumt habe. Soll ich es Euch erzählen, liebe Frau?“

Sie wehrte es mit einer heftigen Geberde ab. „Laßt mich in Frieden mit der Geschichte! Man soll davon nicht reden und den Teufel nicht an die Wand malen!“ sprach sie dumpf. „Ich weiß, was für ein Spuk hier geschieht! Habt Ihr das große Feuer gesehen oder das Messer wetzen hören?“

„Keines von beiden! ich sah nur eine dunkle schattenhafte Gestalt dort am Boden kauern und aus jener Wand dort zwei matte Lichtstrahlen brechen, daß es aussah wie ein Blick aus feurigen Augen .... Aber was ist Euch, Frau Hensgen?“ fuhr er fort, als die Alte plötzlich einen unartikulirten Schrei ausstieß und Teller und Löffel fallen ließ, dann einen Blick voll Entsetzen auf die bezeichnete Wand warf und mit verdecktem Angesicht in den Stuhl zurücktaumelte, der unter dem Kaminmantel stand.

„Zwei feurige Augen, sagt Er?“ stammelte sie und stierte den Studenten an.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Pulverexplosion zu Rhodus.

Mit zerrissenem Herzen, schreibt ein Korrespondent der „Allg. Ztg.“, theile ich Ihnen mit, daß eine neue Katastrophe von Feuer, Blut und Ruinen über unsere unglückliche Stadt verhängt war; 25 Tage sind es seit dem schrecklichen Erdbeben, und schon erreicht sie die zweite Kalamität. Die Türkenstadt ist zum größten Theil in Ruinen, ja ganz vom Boden verschwunden. Seit acht Monaten regnete es nicht, als am Morgen des 6. November schwarze Wolken aufstiegen, und um 3 Uhr Nachmittags brach ein Gewitter aus. Die Luft schien gewaltige Massen von Elektrizität zu entladen. Als das Gewitter seinen Höhepunkt erreicht hatte, folgte einem Donner eine schreckliche Detonation, so daß ich glaubte, es habe neben mir eingeschlagen, denn alle Thüren und Fenster waren weit aufgerissen worden. Als ich aber die Augen öffnete, und zu dem Fenster in diesem fürchterlichen Augenblick hinausblickte, wurde mein Auge ungeheure Stein- und Häusermassen gewahr, welche sich in der Richtung der alten St. Johanneskirche und der Türkenstadt her in der Luft bewegten. Es war dieß durch die Explosion des in jener Kirche seit lange gelagerten Pulvers verursacht, was, wenn man die geringste Ziffer angibt, wenigstens sich auf 3000 Zentner beläuft. Die Steinmassen waren ganz in ein Meer von Flammen und Rauch gehüllt. Ich stürzte auf die Straße gegen die Türkenstadt hin, und schon kamen die ersten Verwundeten, welche außer der Stadt sich vor dem Unwetter unter die Bäume geflüchtet hatten, und auf die es Steine und Schutt regnete, mir entgegen. Ich näherte mich nun dem Orte des Unglücks, und hätte ich es nicht gekonnt, die geknickten Bäume und die Masse von Steinen, von denen der Boden bedeckt war, hätten es mir gesagt; mein Blick sah nun auf eine Ausdehnung von 400 Metres ungefähr, und links und rechts, wohin mein Auge blickte, war der Boden förmlich von den Häusern und den Konstruktionen der Festung rasirt. Diesen Bauten schreiben wir die Erhaltung der Stadt beim Erdbeben zu, und nun war von ihnen und den Unglücklichen, welche sorglos innerhalb derselben noch eine halbe Stunde vorher mit ihren Familien wandelten, nichts mehr übrig als einige Trümmer und Restchen ihrer zerstückelten Körper, in die Luft geschleudert, und zur Erde gefallen. Die obern Befestigungen und die obern Stockwerke sämmtlicher Häuser wurden mit ihren Bewohnern in die Luft geschleudert, die untern stürzten in sich zusammen. Die Kirche St. Jean bot einen Krater von 80 Meter Weite und 40 Meter Tiefe dar, und dieser noch rauchende Ort allein zeugte jetzt nur von der Stelle, wo so viele christliche Gläubige am letzten Tage des christlichen Rhodus sich zum Gebet begeben hatten. Nun nur Ruinen und Leichname! Seit zwei Tagen wurden über 200 noch erhaltene Leichen aus den Ruinen hervorgezogen. Der Kaimakam der Insel hat alle die Seinigen verloren, 20 an der Zahl! Das Harem des Paschas hätte dasselbe Schicksal erlitten, wäre es nicht wenige Minuten vorher ausgegangen. Die reichsten Funktionäre und Rentiers der Insel wohnten hier, und auch nicht Einer ist, der nicht Verlorne zu beweinen hätte. Doch ist ihre Resignation bewundernswürdig! Man sucht nach lebendig Begrabenen, und hat auch schon fünf gefunden. Die Türkenstadt ist zu mehr als einem Drittheil verschwunden, und wird sich nicht wieder erheben wie sie war. Millionen gehörten dazu, um diese felsenfesten Gebäude wieder aufzubauen. Es befinden sich übrigens noch einige andere große Pulver-magazine in der Nähe, welche wie dieses inmitten der Bevölkerung unklugerweise gelassen wurden; möge die Regierung sie bald räumen lassen, damit die arme Stadt nicht noch weiteres Unglück habe.

Der Prinzessin Sonntagsfeier.

(10. August 1856.)

Lob und Preis erhabner Thaten ist des Dichters schönste Pflicht,
Und sein Lied zum Ruhmeskranze flöchten Klangs ein Blümchen flicht.

Einen Sprossen heut' ich singe aus dem Stamm der Wittelsbach;
Möcht' mein Lied im Volksmunde klingen durch ganz Bayern nach!

Alexandra, die erhabne Königstochter, preist mein Lied,
Die ein Engel, Segen spendend, nach der Armuth Hütten zieht.

Alexandra, die im Reiz der Schönheitsblüthe weitum strahlt,
Hält bezaubert rings die Herzen durch des Segens Allgewalt.

Dort auf Ludwigshöhe weilet in der stillen Einsamkeit
Königs Ludwig, vom Gerüusch des Königshofes fern und weit.

Und zum königlichen Vater nach dem Rheinesstrande eilt
Die erhabene Prinzessin, hehren Drangs sie bei ihm weilt.

Sonntag ist's, in stiller Feier ruht die abendliche Flur,
Gottes Odem flüsternd wehet durch die lauschende Natur.

Nach dem Dorfe Herxheim wandelt Alexandra liebevoll,
Nur ein Fräulein sie begleitet, die im Segen helfen soll.

Nach dem Armenhause richtet die Prinzessin ihren Schritt,
Und den Kranken und den Waisen theilt sie viel Geschenke mit.

Wollne Decken, Hemdeu, Strümpfe, die sie selber hat gestrickt,
Schenkt sie her mit eignen Händen, und ihr Auge wonnig blickt.

Nach der Hauskapelle schreitet die Prinzessin still bewegt,
Und sie betet zu dem Höchsten, wie in frommer Glurth sie pflegt.

Digitized by Google

Dann besucht sie rings die Kranken, tröstet sie voll Zuversicht,
Hoch beseligen die Worte, die ihr Mund zu ihnen spricht.

In der Armuth Hütten wandelt die Prinzessin liebevoll,
Was die Rechte gütig spendet, nicht die Linke wissen soll.

Ihr ist's Wonne, Thränen stillen, die die Armuth einsam weint,
Und der bittern Noth als Engel rettend sie so hold erscheint.

Und die Herzen sind voll Dankes zur Prinzessin hochentzückt,
D'rum mit weiß und blauen Fahnen sind die Häuser schnell geschmückt.

Und das Volk entgegen jauchzet der erhab'nen Retterin,
Und der Armen Gluthgebete für ihr Heil zum Himmel zieh'n.

Dieß ist ihre Sonntagsfeier, doch sie ist ganz eigner Art,
Nimmer eine Feier heil'ger irgendwo gefeiert ward.

Was das Volk voll Gluthen fühlet für das Haus von Wittelsbach,
Nur in schwachem Echo singen kann es meine Leier nach.

Julius Ruttor.

Mannigfaltigkeiten.

Fürst Michael Woronzoff, der neuernannte Gouverneur von Odessa, welcher am 18. Nov. um 4 Uhr Nachmittags in jener Stadt verstorben ist, war der Sohn des Grafen Simon Woronzoff, am 17. Mai 1782 geboren und bei seinem Tode, mithin 74 Jahre alt. Man hat oft von ihm gesagt, er habe in England das Licht der Welt erblickt, doch ist in Wahrheit sein Vater erst einige Zeit nach dieses Sohnes Geburt als Gesandter nach London gekommen. Derselbe blieb auch als Privatmann dort, als die Parteinahme des Kaisers Paul für Napoleon seine diplomatische Mission abgebrochen hatte. Bei der Thronbesteigung Kaiser Alexanders nahm er seine diplomatische Funktionen wieder auf und verblieb in London bis zu seinem Tode im Jahre 1832. So geschah es, daß sein eben verstorbener Sohn Michael eine englische Erziehung erhielt, während seine Tochter sich mit einem englischen Edelmanne, dem Earl of Pembrocke, verehelichte und die Mutter des sehr ehrenwerthen Sidney Herbert wurde. Fürst Michael Woronzoff trat in seinem 19. Jahre in die russische Armee, diente im Kaukasus und darauf gegen Napoleon in den Jahren 1812—14. Er vertrat Rußland auf der Aachener Konferenz und wurde 1823 zum Gouverneur von Neu-Rußland ernannt, welchen Posten er bis zum Ausbruch des letzten Krieges behielt. Während dessen diente er 1828 gegen die Türken und übernahm nach Mentschikoffs Verwendung den Oberbefehl. 1845 führte er einen Heerzug gegen die Tscherkessen, unterwarf Drago, eine der Festen Schamyls, und wurde mit dem Fürstentitel belohnt. Seine Zivilverwaltung war eine ausgezeichnete und von allen Seiten anerkannte. Er hatte sie beim Kriegsausbruch auf sein dringendes Ansuchen niederlegen dürfen, und war erst kürzlich unter den Freudenbezeugungen der Bevölkerung nach Odessa als Gouverneur zurückgekehrt.

Ein sonderbares Jagdabenteuer begegnete in diesen Tagen in Hamburgs Straßen einem Herrn aus Altona. Nur mit einem Regenschirm bewaffnet, schlendert derselbe neben einer im Schritt fahrenden Droschke. Plötzlich fliegt dem Fußgänger etwas vor den Augen vorüber, ein Fenster der Droschke geht in Trümmer, und der Fuhrmann springt eilig vom Bock herunter und verlangt von dem Altonaer Herrn Zahlung für die Scheibe, die dieser mit dem Schirm eingestoßen habe. Die Betheuerung seiner Unschuld findet bei dem Rosselenker keinen Glauben, und es hätte eine ganz gemüthliche Scene abgeben können, wenn der Altonaer den Kutscher nicht aufgefordert hätte, doch einmal in dem Wagen nachzusehen, ob nicht etwa ein Junge einen Stein hineingeworfen habe. Wer aber beschreibt das Erstaunen Beider, als sie dort einen lebendigen Habicht erblickten, den wahrscheinlich die Jagd auf ein Täubchen so sonderbar in Gefangenschaft brachte. Der Altonaer erklärte sich nun sofort bereit, die Scheibe zu bezahlen und noch ein Trinkgeld extra, wenn ihm der Fuhrmann den Vogel in's Haus bringe. Das ist auch geschehen, wobei der Räuber der Lüfte den Fuhrmann mehrmals gebissen hat.

Es war im Jahre 1842, kurz vor dem Kriegszuge Napoleons nach Rußland; Michael Speransky war der mächtige Minister in Petersburg und der vertraute Freund Kaiser Alexander I. Der Minister hatte furchtbare Feinde; er ging am 17. März zum Kaiser und erbat seine Entlassung. Der Czar nahm sie an, die beiden Freunde lagen sich scheidend weinend in den Armen. In voller Aufregung von diesem Lebewohl kehrte Speransky in sein Haus zurück und findet in seinem Zimmer seinen erbittersten Feind, den Polizeiminister Balascheff, der ihm einen vom Czar unterzeichneten Verbannungsbefehl vorzeigt. Die Kibitke hält vor dem Thore, eine halbe Stunde nach der Umarmung ist der gestürzte Minister auf dem Wege nach Sibirien und stellt Betrachtungen über Politik und Hofgunst an.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 295 Mittwoch, 10. Dezember 1856.

Nordmann.

(Fortsetzung.)

Und rasch stand der Alte nun auf. Gyllenborg ward froh. Er schritt voraus in den von einer Mauer umgebenen Hof, durch welchen der Weg zu dem Innern des Thurmes führte. Der alte Jakob folgte schweigend dem Vorausgegangenen nach. An dem zweiten, dem eigentlichen Eingange des Thurmes, befand sich eine kleine, gewölbte Halle, die zu einer Stube vorgerichtet war. Hier wohnte der Gefängnißwärter. — Gyllenborg fragte, welcher von den Gefangenen hingeschickt habe zu Peter Nordmann, und befahl, die Schweden alle ihm zu zeigen. — Der Wärter nahm die Schlüssel und zündete ein Licht an. Den alten Jakob kannte er und reichte ihm grüßend die Hand und sprach von Jakobs altem verstorbenen Vater.

„Ich habe vordin auch mit ihm geredet," sagte ernst und mit Betonung der Musikant und wischte wieder die Stirn, „ich habe ihm das Blut gezeigt!" —

„Wie könnt Ihr denn mit ihm reden, da er todt ist?" fragte der Wärter.

Und Gyllenborg wendete sich hin nach dem Wärter und legte den Zeigefinger an die Stirn, indem er dazu lächelte und den Kopf schüttelte.

Der Musikant wendete sich ebenfalls schnell und sah das Lächeln und das Kopfschütteln und den an die Stirn gelegten Zeigefinger. Gyllenborg nahm den Finger sogleich herab und änderte Miene und Geberde.

Da sprach jedoch schon der Musikant: „das soll wohl heißen: ich sey verrückt? — Ihr schämt Euch wohl nun, daß Ihr einen Greis zu Boden warft? — Und glaubt es nur," fuhr er gegen den Wärter fort, „auch durch Blut — auch durch Narben kann man reden!"

„Vergeßt meine Ueberredung!" versetzte Gyllenborg mit stolzerm Tone schon, und es war, als schäme er sich wirklich, daß der Alte vor dem Wärter den Vorfall erwähnte. „Wer konnte auch davor? — Nicht meine Schuld war es, daß Ihr hinfielet."

„Auch nicht die Schuld meines Vaters war's, daß er am Strande blutend einst hinfiel, — und doch fiel er hin, — und ich fiel auch hin," erwiderte feierlich der Musikant, „und Gott kennt die Schuld!" —

Faß glaubte Gyllenborg jetzt wirklich, daß der Alte irre rede. — Er sah ihn befremdet und forschend an und ein lächelnder Zug spielte über des Forschers Gesicht. —

„Ihr braucht Euer Lachen nicht zu unterdrücken!" sprach der Alte weiter. „O, ich bin bei gutem Verstande! — Glaubt mir das! — Und meine Rede hat Sinn, wenn Ihr den Sinn auch nicht versteht!" —

Der Wärter schritt die Treppe hinan. Ihm folgte Gyllenborg. Zuletzt ging der Musikant. Oben steckte der Wärter vier Schlüssel an vier verschiedene, mit Eisen beschlagene Thüren, und deutete auf die eine hin und sagte: „dort ist derjenige Schwede, welcher um eine Unterredung bat."

„Wahrheit, Wahrheit," — rief der Musikant, „vier Schlüssel — und vier todte Pferde!" —

Weit schneller als Gyllenborg war er mit diesen Worten zugleich an der bezeichneten Thüre. — Blitzschnell faßte er den Schlüssel und drehte ihn um und öffnete. — Gyllenborg sprang dem Alten jetzt nach und hielt mit der einen Hand die Thüre, während er mit der andern den gegen seinen Eintritt sich stemmenden Alten vorwärts drängte. — Der Alte mußte weichen, und jetzt stürzte er mehr als daß er ging, dem Schweden entgegen, auf dessen Gesicht der matte Lichtschein durch einige kleine, runde Mauerlöcher fiel. —

„Wahrheit, Wahrheit, — Ihr seyd es?" schrie er laut auf und umarmte den schwedischen Offizier, und suchte sein Ohr, um ihm zu sagen, daß er schweigen solle. —

Wodaf aber sprang freudig erschrocken schon auf und fragte laut und alles Andere vergessend: „sendet Euch Irma? — Wie geht es meiner Irma? — Weiß sie, daß ich gefangen bin?" —

Digitized by Google

„Teufel, alter, grauer Teufel! was ist das?“ — donnerte Gyllenborg dem Musikanten entgegen.

„Wahrheit, Wahrheit, der Himmel will's! — so wisset denn Alles! — Wodaf ist's!“ keuchte der Musikant vor Schreck und Freude noch gepreßt. „Wodaf Löwenohr ist's!“ — Ja, er ist's! — Und Irma liebt ihn, — liebt ihn bis in Ewigkeit!“ —

„Fort, fort!“ befahl Gyllenborg dem draußen harrenden Wärter. „Geht zu Peter Nordmann! — saget ihm, er solle herkommen, — sogleich, — so schnell er könne! — saget ihm, ein furchtbares Bubenstück habe Gyllenborg entdeckt! saget ihm, — ein Kuppler habe Nordmanns Enkelin an einen schwedischen Soldaten verhandelt! — und nur schnell, schnell!“ — rief er ihm noch nach, als Jener die Treppe schon hinab war.

„Was aber wollet Ihr?“ — wendete er sich brausend an Wodaf. „Was begehret Ihr von Peter Nordmann?“ —

„Meine Freiheit,“ antwortete Wodaf. „Er mag als Lösegeld eine Summe fordern. Mein Vater wird sie bezahlen.“

„Und ist es wahr, was der Alte sagt?“ fuhr er fort und betrachtete den Gefangenen näher. „Kennt Ihr die junge Irma, Nordmann's Enkelin? — Ist es wahr, daß sie Euch liebt?“

„Wir kennen uns, — wie lieben uns! — Ich bin aus Karlstad, — dort fanden wir uns! —“

Wie Blitze der Hölle erleuchteten diese Worte Gyllenborgs Seele. — Gräßlich tagte nun Alles vor seinen Augen. — Er wurde blaß wie der Kalk an der Kerkerwand. — Er knirschte mit den Zähnen, — und brach endlich in ein grimmiges Lachen aus.

„Tollheit! — Tollheit!“ versicherte er halb lachend und halb zitternd, „Hirngespinnst über Hirngespinnst! — Nordmanns Enkelin, und ein schwedischer Soldat! — Habt Ihr nie von Peter Nordmann gehört? — Nichts von seinem Hasse gegen die Feinde des Reichs? — Tollheit! Tollheit! — Wißt Ihr die Nachtigall in die Pfoten des Fuchses werfen?“

„Vergeßt Euch nicht!“ versetzte heftig und aufspringend Wodaf. „Was kann Euch meine Liebe zu Nordmanns Enkelin kümmern?“

„Nun will ich Euch nur sagen,“ hob der alte Musikant an, der bis jetzt ruhig auf der hölzernen Bank neben Wodaf gesessen und sich das Blut von der Stirne gewischt hatte, „nun will ich Euch nur sagen, daß dieser tapfere Mann kein Anderer ist, als der, den Ihr dem Namen nach wohl kennt. — Habe ich Euch nicht unten am Strande,“ fuhr er langsam fort, „am Strande, ja, ja, — am Strande, — am Strande, wo mein Vater blutete, — habe ich da Euch nicht von ihm erzählt? — Und gestern auch,“ sprach er rascher, „gestern im Wirthshaus auch — habe ich Euch da nicht von Gyllenborg erzählt? — Er steht vor Euch. — Er ist ein Löwe, ein kühner Löwe,“ setzte er bitter lächelnd hinzu, „seht Ihr nicht das Blut an meiner Stirn? — Sein Großvater war auch ein Löwe, — ein edler, gar ein edler Löwe!“

„Was wollt Ihr damit, grauer Kuppler?“ — bedrohte Gyllenborg den Alten. „Und mehr noch seyd Ihr als Kuppler, — Ihr seyd Landesverräther!“

„Meint Ihr?“ entgegnete ruhig und scharf der Alte. „Wißt Ihr nicht, daß ich gestern die Nähe des Feindes meldete? — Habt Ihr vergessen, daß Ihr von mir aufgemuntert wurdet, den Feind zu überfallen und recht tapfer zu seyn?“

„Hund! grauer Hund!“ schäumte Jener und ballte die Hände, „läßt Peter Nordmann Dich nicht würgen, so kann Rath dazu werden, daß ich Dich selbst noch würge!“

„Haltet ein mit diesen Reden!“ gebot Wodaf kräftig. „Ihr habt kein Recht, mich hier zu belästigen! Wollt und müßt Ihr mich aber bewachen, so stellt Euch an die Thüre! — Ich bin Offizier! Ich kann es verlangen! — Und ich verlange, ich fordere es!“

Er war dabei wieder aufgestanden und kühn und trotzig stellte er sich vor Gyllenborg. Wunderbar genug, aber Gyllenborg gehorchte, er ging wirklich bis an die Kerkerthüre und schritt dort schnell auf und ab. In seiner Seele lag Wuth und Scham, Furcht und Hoffnung, Gier und Rache, hündische Schlauheit und Angst und Schrecken wirr und kämpfend jetzt unter einander.

„Ritter, ihr nicht einen Schimmel?“ fragte er fast demüthig den Offizier jetzt und fluchte und tobte dann wieder nach einigen Augenblicken wild auf, als Wodaf ihm nicht antwortete.

Wodaf aber hörte dem alten Musikanten zu. Denn dieser erzählte ihm, daß er den Schimmel gesehen habe lebendig und dann auch todt, draußen auf dem Rücken des Berges.

(Fortsetzung folgt.)

Der arme Student.

(Fortsetzung.)

„Ja, so sagte ich! Aber mein Gott, liebe Frau Henschens, wenn ich Euch so draußen sehe gerade in dieser Haltung — mit diesem Blick — mit diesen Zügen, — so . . . so ist mir wahrhaftig, als wäre Ihr der Spukgestalt dann heute Nacht gewesen, — oder vielmehr als hätte ich eine Gestalt gesehen, die Eure Züge trug!“

„Was sagt Er?“ rief der Alte auffahrend und

Er lern verrückt, Herr Student? Ich eine Spukgestalt?

„Nein, das nicht! Nicht daß ich etwas so Seltsames glaubte, als ob Ihr, liebe Frau, noch irgend ein lebendiges Wesen nächtlich spukend umgehen könnten in gespensterhafter Weise &c., aber die Aehnlichkeit, die auffallende Aehnlichkeit —"

„Geh' Er mir, Reinhold, Er ist ein Thor, ein Hasenherz!" rief Frau Hensgen; „Er hat sicher nur geträumt! Sonderlich artig ist Er aber nicht, wie ich merke! Mir solche Dingen in das Gesicht zu sagen!"

Reinhold hatte große Mühe, die Frau zu versöhnen; aber sie schien beleidigt zu bleiben und ging, ohne sich mit ihm ausgesöhnt haben. Er sah sie den ganzen Tag nicht wieder, und mied auch die Wohnung, denn er konnte ein leises Bangen, Gefühl nicht los werden, wo oft er an die vermehrte Nacht zurückdachte. Als er gegen Abend heimkehrte, lief ihm die alte Magd zum Pförtchen ein und begleitete ihn bis an Thurm. Diesmal hatte sich Reinhold für etliche Groschen Oel mitgebracht, womit er am späten Abend noch seine Lampe zu speisen beschloß, damit sie den Rest der Nacht noch brenne; er schürte das Torffeuer im Kamin hoch auf, legte den blanken Degen neben sich auf den Tisch zu seinen Heften, und versenkte sich nach eingenommenem Abendbrod zu seine Studien.

Anfangs war jedoch seine Aufmerksamkeit getheilt. Die unheimlichen Töne der Nacht schreckten ihn zuweilen auf, daß er auffahrend horchte. Aber stets erwartete er vergebens auf eine Wiederholung der schaurigen Scene der vergangenen Nacht — selbst der Schlag der Mitternachtsstunde, der auf den Schwingen der Luft von den verschiedenen Kirchthürmen her zu ihm herüberdrang, brachte keine Veränderung, und allmählig schlug des Jünglings Puls ruhiger, bis gegen Morgen mit dem ersten Hahnenschrei der Schlaf diesem auf seine Augenlider drückte und er sich halb entkleidet auf sein Bett warf, um am Morgen frisch zu erwachen, ohne etwas erlebt zu haben.

In gleicher Weise vergingen noch zwei weitere Nächte, die Reinhold bald durchwachte. Wohl polterte und rasselte es allnächtlich mit grauenhaftem Dröhnen auf den benachbarten Bodenräumen des Speichers, wohl hallten seltsame Töne des Wimmerns und Seufzens und gellende Schreie in der Luft um den Thurm, wohl knatterte es wie tönendes Blech, das man dicht von der Thurmspitze, wohl ächzte und kreischte die Wetterfahne im Nachtwinde in ihren Angeln — aber zu wagen ja lauter Töne von dieser Welt, die ein besonnener Kopf sich erklären mochte, und die einem guten Gewissen keine Furcht mehr einflößen konnten. Reinhold war für die Schauer jener ersten Nacht schon mehr und mehr abgestumpft, und betrachtete sie halb und halb wie Gebilde eines wüsten Traumes, Ausgeburten einer aufgeregten Einbildungskraft. Er hatte sich eingewöhnt in dem stillen abgeschiedenen Thurmgemach, und erfüllte die Stunden der Einsamkeit bald mit Gedanken und Erinnerungen aus dem vergangenen Leben, bald mit Träumen und Hoffnungen auf die Zukunft.

Mit Frau Hensgen kam Reinhold seit jenem Morgen nur selten in persönliche Berührung. Er hatte sie offenbar durch seine Aeußerung gekränkt, und doch trug sie ihm deßhalb keinen Groll nach. Jeden Abend erhielt er von ihr sein Abendbrod, jeden Morgen brachte die Magd die kräftige Suppe. Gelegentlich stand wohl auch ein Teller mit Aepfeln oder Nüssen für ihn auf seinem Tische. Den Dank dafür schnte die Matrone aber mürrisch ab, und sagte gewöhnlich: „Laß Er es gut sein, Reinhold! Reden wir davon, wenn die sechs Tage um sind, die Er sich zur Probezeit ausbedungen hat!"

Es war die letzte Nacht der bedungenen Probezeit, aber Reinhold dachte nicht daran. Die Tage neigten sich schon zur Wintersonnenwende, und diesen Abend kehrte der Student erst nach eingebrochener Nacht in den Steinthorhof zurück, denn er hatte mehrere Gänge gemacht, um den Rest der Kollegiengelder aufzutreiben, die er am folgenden Tage zahlen sollte. Harte Gänge, wenn der Arme borgen will, der nichts zu verpfänden hat, als sein ehrliches Gesicht und sein Manneswort! Und wer borgt auf das Wort des Armen in schwerer Zeit? Nur die liebe Armuth selber, die wenig zu geben hat, aber solche Lagen kennt und darum leichter vertraut, als der argwöhnische Reichthum.

Darum war es ein schwerer Tag für Reinhold gewesen, der wenige Bekannte und noch weniger Freunde hatte. Und dennoch kehrte er nach manchen vergeblichen Versuchen wenigstens nicht ohne Hoffnung zurück. Meister Schmig hatte ihm versprochen, zehn Gulden für ihn zu borgen, des Schneiders Lehrling hatte den Degen des Studenten und sein Mäntelein in Händen, um darauf fünf Gulden bei einem Pfandleiher zu erheben, und gelang Beides, so war Rath geschafft. Der Jugend genügt oft schon ein Hoffnungsstrahl, um die Schauer der Sorge zu bannen. Auch Reinhold war etwas gefaßter, aber noch immer gedrückt genug, daß Frau Hensgen ihm den bangen Gram an den Augen ablas, als sie ihm das Pförtchen öffnete.

„Nun, Herr Student, was ist Ihm?" fragte sie lebhaft; „Er sieht so aus, als wären Ihm Vater und Mutter aufs Neue gestorben!"

„Es ist nichts, Frau Hensgen!" versetzte Rein-

Digitized by Google

hold schüchtern und verlegen; „ich fühle mich etwas unpaß!“

„Und da läuft Er denn noch ohne Mäntelchen und Flauß under in der kalten Regennacht?! Du meine Güte! Das heißt ja auf Gesundheit und Leben einstürmen!“

Dem jungen Manne stieg das Blut in glühender Verlegenheit zu Gesicht, und er entsprang mit etlichen gestammelten Worten der Matrone, suchte seine einsame Thurmstube auf und riegelte sich ein. Er hatte das Gefühl, als sey er nun doppelt schwer belastet, dadurch daß diese Frau seine Noth durchschaute.

Gedankenvoll war er sich in einen Stuhl, — die Zeit zog trüb und träge an ihm vorüber; er hörte nicht, daß noch am späten Abend das Glöcklein an der Pforte geläutet wurde, um dem dünnen Schneiderlein, Meister Schmitz, Eingang zu verschaffen, welcher ihm das verheißene Geld bringen wollte, und dem bei dieser Gelegenheit von Frau Hensgen so scharf zugesetzt wurde mit Fragen aller Art, daß er Alles beichtete, was er von des Studenten augenblicklicher Bedrängniß wußte, und was dieser Niemand sorgfältiger hätte verhehlen mögen als der Alten.

Die Nacht war schon weit vorgerückt, als Reinhold die langen Schritte unterbrach, womit er gedankenvoll und in trübem Hindrüten im Zimmer auf- und abgegangen war. Sein Blut fieberte, die geistige Aufregung der Sorge kämpfte mit der ruheheischenden Ermüdung des Körpers. Er suchte sein Bett, wälzte sich jedoch lange schlaflos auf den Kissen. Endlich — der Halbschlummer war schon über ihn gekommen, die Traumwelt umgaukelte schon den abgespannten Geist — weckte ihn ein fieberischer Durst. Reinhold stand auf und eilte zum Waschtische in der Ecke, wo die alte taube Magd gewöhnlich den Steinkrug und Holzeimer mit Wasser niederzusetzen pflegte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Auf manchen Yankee-Theatern ist ein praktischerer und reellerer Claquemodus organisirt, als auf den Bühnen Europa's. Hat ein Künstler z. B. eine Sterbescene zu großer Befriedigung des Publikums ausgeführt und ist sein letztes Todesröcheln verklungen und die Seele, dargestellt durch einen weißen, durch Transparent erleuchteten Schatten, vor den Augen der Zuschauer dem Körper entschwebt, der noch in den letzten konvulsivischen Zuckungen seinen entfliehenden Geist festzuhalten sucht — dann bricht plötzlich der Beifallssturm los und aus der Tasche irgend eines Klaquejungen fliegt ein Münzstück auf die Bühne und das Klingen der niederfallenden Münze begleitet den Zuruf: Noch einmal sterben! Noch einmal sterben! Und da der Künstler dem Aufruf nicht folgt, wendet der Klaqueur in gut gemachter Begeisterung seine Taschen um, und wirft, was er an Kleinmünze darin hat, auf den „Gefforbenen“ der weltbedeutenden Bretter. „Wenn Ihr nicht gleich da capo sterbt, werfen wir Euch mit Dollarstücken todt!“ ruft er, und hingerissen von diesem seltsamen Kunstenthusiasmus, folgt ein großer Theil der Zuschauer dem klangvollen Beispiel, und Kleinmünze jeder Art fliegt klirrend und klimpernd auf die Bühne. Jetzt erhebt sich der gefeierte Kunstheros aus seinem Todesschlafe, läßt mit einem hinter den Kulissen stehenden Besen die klingende Ovation auf einen Haufen zusammenfegen, und führt dann noch einmal und mit allen grausenerregenden Details die so lohnend bebefallte Sterbescene auf. Daß nach dem Fallen des Vorhangs die Münzen, welche der Klaqueur als Lockvögel auf die Bühne geworfen, mit reicher Gewinnstantieme wieder in seine Taschen zurückkehren, versteht sich von selbst.

Aus dem „Münchener Album“, eine Blumenlese bayerischer Dichter, dessen Ertrag einer wohlthätigen Stiftung zu sorgenfreier Existenz von Doppelwaisen bayerischer Staatsdiener, unter Leitung der Prinzessin Alexandra von Bayern, gewidmet ist, und in welches mehrere Mitglieder unserer königlichen Familie poetische Gaben niederlegten, theilen wir nachstehendes Sonett Sr. Maj. des Königs Max: „Beim Anblicke der Madonna della Seggiola von Rafael“ mit:

Von meiner Kindheit ersten Frühlingstagen
Fühlt' ich mich, Heil'ge, zu dir hingezogen,
Des Herzens Andacht hat mich nicht betrogen,
Sein stillst, tiefstes Leid durft' ich dir klagen.

Da wagt' ich einstens, Hohe, dich zu fragen,
Vertrauungsvoll, wie ich so oft gepflogen,
Ich bat dich, Himmelskönigin, bewogen,
Wen ich zur Gattin wähle, mir zu sagen.

Und plötzlich glaubt' ich da in deinen Zügen,
Marien, meinen Engel, zu erschauen
Du, Heil'ge, wolltest uns zusammenfügen.

Der Holden wolltest Du mich anvertrauen,
Durch sie den Fluch des Bösen zu besiegen,
Der liebreichsten, der reinsten aller Frauen.

Auch König Ludwig hat Seiner verklärten Therese zwei Lieder gewidmet.

Redakteur: Gustav Nefferl.
Druck u. Verlag der Kliglle Wallandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 296 Donnerstag, 11. Dezember 1856.

Der arme Student.

(Fortsetzung.)

Aber in dem Augenblicke, wo er den Rand des Kruges an die Lippen setzte, war ihm, als hörte er ein dichtes Gewand neben sich rauschen, als streifte eben dieses Gewand sein nacktes Bein, und jählings sah er in der Mond- und Sternenschein-Dämmerung das Gesicht, die Züge des Gespenstes jener Nacht wieder, das damals am Ofen gekauert und ihn so lebhaft, so eigenthümlich an die Aehnlichkeit mit seiner Wirthin erinnert hatte. Der Krug entfiel seinen Händen und zerschellte am Boden, und als Reinhold sich soweit erholt hatte, um in die Ecke neben dem Waschtisch greifen zu können, wo er das Gesicht gesehen, fand seine bebende Hand nur einen leeren Raum. Reinhold durchsuchte die ganze Stube ohne irgend etwas zu finden; aber dennoch wich der Eindruck des Grauens nicht, den er vorhin erhalten hatte, und immer wieder wähnte er das Rauschen jenes Gewandes zu hören, das hinter ihm erscholl, und das Anstreifen desselben an den Möbeln, wenn es ihm auszuweichen schien.

Schauernd warf er sich endlich wieder in das Bett, und das müde Auge schloß sich. Nach einer Weile aber war ihm, als klängen abermals seltsame Töne durch das öde stille Gemach. Es war ihm, als ob Jemand an der Steinplatte des Kaminherdes ein Messer wetze — schneidend graulich drang der scharfe Ton im Widerhalle in den Kamin hinein, und siehe da! als Reinhold hinblickte, sein Auge sich an die Dunkelheit gewöhnt hatte, da sah er wiederum in dunklem Umriß eine Gestalt unter dem Kaminmantel kauern, — jene Gestalt, deren kalte starre Augen er festen Blickes auf sich gerichtet wähnte, wenn er sie auch nicht sah.

„Bei den drei heiligen Namen," hub er mit unsicherer Stimme an, „wer bist Du, dunkle Gestalt, und was machst Du hier?"

Keine Antwort, selbst nicht auf die wiederholte Frage. Aber jener seltsame matte Lichtschein in den beiden Strahlen erfüllte plötzlich wieder das Zimmer, die dunkle Gestalt in dem weiten, über den Kopf gezogenen Gewande richtete sich auf, das Messer zu wetzen. Ihr Blick schien dem seinigen begegnen zu wollen, die Hand winkte ihm beruhigend. Dann trat das Gespenst lautlos zum Tische, woran Reinhold zu schreiben pflegte, setzte sich, ihm den Rücken zuwendend, an denselben und öffnete die Schublade.

Plötzlich hörte Reinhold grobe Geldstücke klirren, und eine Anzahl derselben auf die Eichenbohle des Tisches zählen. Betroffen sprang Reinhold aus dem Bette und trat zum Tische.

„In des Himmels Namen, räthselhaftes Wesen, rede!" sprach er. —

Die Gestalt erhob sich langsam, kehrte ihm Kopf und Schulter halb zu und erhob langsam die Hand, ihm bedeutend, daß das Geld auf dem Tische ihm gehöre. Doch nicht auf die Geldstücke fielen Reinhold's forschende Blicke, sondern auf die Züge der Gestalt — mit einem Schrei bebte er zurück — er wähnte abermals Frau Hensgen's Gesicht zu sehen, nur erschlafft wie im Tode, starr und leblos wie eine Todtenmaske. Wie von einer eisigen Hand zurückgeschleudert, warf er sich in sein Bett, und wagte nicht mehr aufzuschauen. Als er nach langer Zeit die geschlossenen Augen öffnete, herrschte Nacht in der Stube. Alles war still und friedlich. Mit einem raschen Entschluß, der dem Muth und der Neugierde zugleich entsprang, kehrte er zum Tische zurück und tastete — kaltes rundes Metall fand sich unter seinen Fingern, aber er wagte nicht, die Geldstücke prüfend klingeln zu lassen — sie flößten ihm Schrecken ein. Vergebens suchte er sich zu erklären, wie sie hergekommen, und entschlief endlich unter diesem Grübeln.

Beim Erwachen im ersten Morgenlichte fiel sein erster Blick auf den Tisch. Siehe da! in schnurgerader Reihe lagen neun Schwertthaler von uraltem Gepräge; wirkliches, ächtes vollwichtiges Geld.

Verwundert wog Reinhold die alten Münzen prüfend in der Hand, nachdem er die erste Scheu, sie zu berühren überwunden hatte. Dann öffnete er die Schublade des Tisches und suchte sorgsam nach

Digitized by Google

dem übrigen Gelde, womit das Gespenst der verwichenen Nacht geklappert hatte. Aber es fand sich nichts — der Inhalt der Schublade war derselbe wie seither. Kein verborgener Behälter, kein geheimes Fach war daran zu entdecken. Die neun alten Schwerthaler riefen ihm alle Einzelnheiten des nächtlichen Erlebnisses frisch in das Gedächtniß. Er sann und sann, — ersuchte sich's vergebens zu enträthseln, zu erklären.

Da stieß er endlich, nachdem er Wände und Getäfel vergeblich untersucht, ein Fenster auf und wollte schauen, ob nicht gar von außen her ein Zugang möglich sey; allein sein Blick traf nur glatte Steinmauern und eine schwindelnde Tiefe bis zum Hofe hinab. Während aber sein Auge diese ermaß, tönten so eben die Glocken ihren Morgengruß über die friedliche Stadt hin und begleiteten die Akkorde eines frommen Gesanges, der fernher aus dem Labyrinth der Gassen feierlich und gedämpft herüberscholl — der Gesang der Kurrendeschüler der Stadt auf ihrem Morgenumzuge.

Sanft und lind schlugen diese Klänge an Reinhold's Ohr und weiches, religiöses Gemüth: ein Gedanke blitzte ihm durch den Kopf und wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. „Es kommt von Gott, dieses Geld," flüsterte er mit andächtig gefalteten Händen; „es kommt von Ihm, die Frucht meines gestrigen Gebets und meines Vertrauens auf Ihn. Ich nehme es als eine Gabe von Ihm, und will es Ihm einst wieder zurückerstatten durch die Armen, die er mir sendet. Aber zuvor werde ich noch mit Frau Hensgen darüber reden!"

Das that er denn auch, wiewohl nicht ohne Herzpochen, denn es war ihm bange, sie werde das Geld reklamiren. Sie hörte ihn unhold und zerstreut an, mit abgewandtem Blicke, aber erwiderte kein Wort bei seiner Erzählung; nur als er ihr das Geld aufdringen wollte, bebte sie wie entsetzt zurück und sprach: „Behalt Er das Geld, behalt Er es! Ich will nichts davon! Was man Ihm geschenkt hat, das soll Er auch annehmen. Es ist schon Mancher zu Hab' und Gut gekommen, dem die dunklen Schatten der unruhigen Seelen wohl wollten!"

„Sie wissen also um den Spuk?" fiel ihr Reinhold in's Wort.

„Ich weiß nichts und will nichts wissen," erwiderte sie schnarrend. „Mir graut vor diesen Geschichten, wenn ich sie nur höre; aber ich weiß aus dem Munde des Herrn Schuhmacher selig, daß der Spuk harmlos ist, und daß man sich daran gewöhnt, und daß er sein Gewissen nicht zu belasten wähnte, wenn er nahm, was ihm zuweilen in Neumondsnächten gereicht wurde!"

„Er hat also auch Geld erhalten?"

Frau Hensgen zuckte die Achseln. „Die Erben meinen es, denn er hat über Erwarten viel hinterlassen, und gefiel sich in dem Stübchen. Er ertrug den Spuk gelassen, grübelte und forschte nicht, und gewöhnte sich daran. Er hätte oft zu seinem Brodherrn in eine schöne behagliche Wohnung ziehen können; aber er weilte lieber droben. — Doch nun von etwas Anderem!" fuhr sie fort und der Blick ihrer grauen Augen wandte sich plötzlich haftig und forschend zu dem Studenten und schien tief in dessen Seele tauchen zu wollen.

„Die Probezeit ist um, die Er sich bedungen hat, Herr Student, und ich möchte Gewißheit haben, ob Er mein Miethsmann bleiben wird oder nicht. Ich mag Ihn leiden, Herr Reinhold, und es sollte mir leid thun, Ihn verlieren zu müssen. Will Er das Stübchen behalten?"

„Topp, Frau Hensgen! die wunderlichen Dinge sollen mich nicht vertreiben. Wollte Gott, ich könnte die arme Seele von ihrem Leide erlösen, daß sie endlich Ruhe fände!"

„Ruhe fände?" wiederholte Frau Hensgen erbebend; „ja, dieser Geist bedarf Ruhe," fügte sie mit hohler Stimme hinzu, „die Ruhe der Ewigkeit!" Und nach einer stummen Geberde einer in sich selbst Zusammensinkenden raffte sie sich plötzlich auf und sagte: „Setz Er mir den Vertrag auf, Herr Reinhold, wie Er ihn haben will; ich werde ihn heut Abend unterschreiben!" Damit ging sie langsam in die Nebenstube.

Reinhold war betreten und wußte nicht, was er davon denken sollte. Frau Hensgen schien ihm irgendwie mit dem Spuk in Verbindung zu stehen, aber es gelüstete ihn nicht, das Geheimniß dieser Verbindung zu ergründen. Er ahnte, daß dieß auch eine stumme Bitte der alten Frau sey, und er gelobte sich, ihr zu willfahren. Er verehrte sie wie eine Wohlthäterin, und er blieb, nicht blos darum weil er hier Dach und Fach fand, sondern auch weil ihm eine innere Stimme zuflüsterte, er solle bleiben, um dieser Frau willen, die ihn liebgewonnen habe, und weil er ahnte, daß ihm diese Mysterien früher oder später doch entschleiert werden dürften.

4

Der Winter schwand, der Sommer kam; Reinhold wohnte noch immer im Thurme. Seit er unangefochten und ohne leibliche Noth still und anspruchslos durch das Leben hinging, emsig seine Kollegien besuchte, und seine Mußestunden allein oder mit wenigen engeren Freunden auf Spaziergängen und in abendlichen Zusammenkünften in irgend einer Studentenstube verbrachte, seit man wußte, daß er in dem verrufenen Steinhofthurme wohnte, suchte man seinen Umgang. Ein eigenthümlicher Reiz des Geheimnißvollen umgab ihn. Manche

Digitized by Google

junge Leute drängten sich an ihn, manche ältere Leute öffneten ihm ihr Haus, und selten kam er mit fremden Menschen in Berührung, ohne über Frau Hennegen und ihre Lebensweise, ihr Vermögen, ihre Persönlichkeit und Charakter und über die seltsamen Märchen ausgefragt zu werden, welche über den alten Thurm und seinen Inhalt in Umlauf waren. Anfangs hatten ihn solche Fragen verlegen gemacht und er hatte sie nur mit einem Zusammen Achselzucken zu beantworten gewagt. Allein sie kehrten allzu häufig wieder, um ihn nicht allmählig gegen jene Verlegenheit abzustumpfen. Er pflegte daher solchen Fragern meist zu antworten, daß ihm von gespenstigem Spuk nichts bekannt sey, als das nächtliche Geschrei der Dohlen und Käuzchen im Thurme und unter dem Dache, und daß er sich keine freundlichere und stillere Wohnung wünschen könnte als dieses Stübchen. Doch war er zu ehrlich, um dergleichen Ausreden mit ganz kaltem Blute debitiren zu können, und die Fragen schüttelten gewöhnlich ungläubig die Köpfe und meinten, er werde wohl seinen Grund haben, um zu schweigen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schiffbruch des „Lyonnais".

Ueber den schon mitgetheilten Schiffbruch des „Lyonnais" theilen wir Nachstehendes mit: „Jean Louis Marie Chouveau, Matrose an Bord des Dampfers, schlief im Augenblick des Zusammenstoßes; als er plötzlich erwachte, sah er den Bootsmann herbeilaufen, welcher rief: Kinder, steht auf, wir gehen unter. Sogleich sprang er auf, eilte mit mehreren seiner Kameraden auf das Deck und sah das Schiff, welches den Lyonnais angefahren hatte. Dieses Schiff hatte kein Licht an Bord, selbst nicht am Maste; es schoß zwei Schüsse ab und während zehn Minuten hörte man auf dem Schiff Geschrei und Hin- und Herlaufen. Nachdem Chouveau mitgeholfen hatte, die Waaren über Bord zu werfen, wurde er bezeichnet, mit in das Boot des zweiten Lieutenants zu steigen, dessen Steuer er sieben Tage hielt. Die Kälte war furchtbar, zwei Menschen unterlagen, ein Heizer vom Lyonnais, 60 Jahre alt, unter dem Namen Valet Franz bekannt, und ein Spanier. Die drei Frauen, welche sich im Boot befanden, bewiesen den größten Muth, aber wenn, namentlich des Nachts, die Wogen der See sie mit einem eisigen Regen überschütteten, weinten die Armen. Frl. Flora, fügte der brave Matrose bei, stützte sich auf meine Kniee, während ich das Steuer hielt; sie war die Muthigste von Allen. Ein Schiff, welches man am 8. sah (und welches den Schiffbrüchigen keine Hülfe leistete), war höchstens einen Kanonenschuß vom Boot entfernt. Seiner Konstruktion nach mußte es ein amerikanischer Dreimaster seyn. Ich sah, erzählt Chouveau, die Leute auf dem Verdeck, und beinahe hätte ich den Namen auf dem Hintertheil lesen können; ich glaube, er fing mit einem S. an; aber das Schiff, obwohl wir überzeugt sind, daß es uns sah, that nichts, um sich uns zu nähern, und als wir schon „gerettet" schrieen, entfernte es sich und überließ uns den Leiden und der Verzweiflung. Wir litten dermaßen vom Durst, daß wir unsern Urin tranken. Hätten wir Wasser gehabt, so würden wir New-York ohne Hülfe erreicht haben. Die Frauen, welche sich im Boot des Lieutenants Luquiere befanden, waren fast nackt, aber die Matrosen, welche Decken hatten, traten sie ihnen großmüthig ab, wodurch sie vom Erfrieren gerettet wurden. Die Leichen der beiden Männer wurden ins Wasser geworfen. Jeden Abend wünschte man sich gute Nacht, ohne Hoffnung, sich am Morgen noch am Leben zu finden. Der brave Chouveau selbst erfror sich am Arm vom Gelenk bis zum Ellenbogen, und seine Füße sind in einem solchen Zustande, daß er nicht zu gehen vermag. Man hatte allerdings Mundvorrath mit ins Boot genommen, aber das Salzwasser verdarb ihn schon am ersten Tage, so daß zur Ermattung und Kälte sich während fünf Tagen noch die Leiden des Hungers und des Durstes gesellten, den einige Schlücke Weines nicht stillen konnten. Die gleichlautende Erzählung eines andern der Geretteten, Cousin, fügt noch bei, daß das Schiff, welches am 8. dem Boot Hülfe versagte, so sehr selbst einsah, wie verabscheuungswürdig sein Benehmen war, daß es ein Segel über den Hintertheil ausbreitete, um den Unglücklichen, welche es feige verließ, seinen Namen geheim zu halten. Das Schiff, welches an den Lyonais anfuhr, war nach einem Bericht aus Boston die Barke Adriatic von Boston; sie erlitt nur unbedeutende Havarien. Der Kapitän setzte seine Fahrt fort, weil, sagte er, er glaubte, der Dampfer habe keinen Schaden genommen. Der Adriatic lief am 4. zu Glouchester ein, um seine Havarien auszubessern; hätte der Kapitän damals alle Umstände des Zusammenstoßes angegeben, so hätte man Hülfe in jene Gewässer schicken und wahrscheinlich alle Schiffbrüchigen retten können, aber er behauptet, die Nothsignale nicht gehört zu haben; dieß aber ist unwahrscheinlich, und erst die gerichtliche Untersuchung wird das Wahre ergeben." Von den 150 Personen, welche sich auf drei andern Fahrzeugen retteten, haben die ausgesandten Dampfboote noch keine Kunde gebracht.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

[Ein unangenehmer Ritt.] Im Anfange des gegenwärtigen Monates hielt Se. Durchlaucht Herr Fürst Windischgrätz wie alljährlich eine Hochwildjagd in den Revieren seiner Waldungen. Da ereignete sich ein Fall, der die aufgebotenen Treiber in Angst und Schrecken versetzte. Ein Hirsch durchbrach die Reihe der Treiber. Als ihn ein Knabe von beiläufig 13 Jahren durch sein Geschrei und durch das öftere Erheben der Arme in seinem Laufe aufhalten wollte, senkte der Hirsch den Kopf, machte einen Satz und brachte die eine Spitze seines Geweihes so in den Rockärmel des Knaben, daß dieser an demselben hängend von dem Thiere fortgetragen wurde. Das allgemeine Angstgeschrei der Treiber, als sie den Knaben an den Geweihen hängen sahen, hatte zur Folge, daß der Hirsch nach kurzem Laufe die ungewohnte Last von dem Geweihe schleuderte und im Dickicht das Weite suchte. Der Knabe war durchaus nicht verletzt, und konnte, nachdem ihm Se. Durchlaucht eine Gabe verabreichen ließ, seinem Geschäfte nach wie vor mit frohem Muthe vorstehen.

Im sechzehnten Jahrhundert bestand ein Gesetz in Neapel, nach welchem das halbe Vermögen eines Verlobten, wenn er vor der Verheirathung starb, an die Braut fiel, sobald sie beweisen konnte, von ihm einen Kuß empfangen zu haben. Gegen dieses Gesetz wurden in der Folge viele Reklamationen erhoben, weil es nur zu Gunsten der Bräute gemacht sey, denn der umgekehrte Fall war darin nicht erwähnt, daß der Verlobte beim Tode der Braut vor der Hochzeit wenigstens die Hälfte ihrer Mitgift erben sollte. Indessen bestand dieses Gesetz doch noch zur Zeit St. Evermonts, der 100 Jahre später lebte! denn er macht darüber die Glosse, wie er nicht begreifen könne, daß man ein solches Gesetz gemacht habe, da durch einen Kuß noch kein Unheil geschehen sey, es sey ja nichts weiter, als „eine Waare, die nichts kostet, sich nicht abnutzt und immer vorräthig ist.“

Zu den Naturerscheinungen, welche zu bestimmten Zeiten des Jahres wiederkehren, gehört der mehrfache Sonnenaufgang am Bosruck in Ober-Oesterreich, wo man am 13. und 14. Jän. jedes Jahres einen scheinbaren Auf- und Untergang der Sonne des Tages acht Mal beobachten kann. Der First des Bosruck ist nämlich stark zerklüftet und bildet einzelne Kuppen, welche bis zum Gipfel hin dergestalt gereiht sind, daß die verschiedenen Klüfte zwischen ihnen gerade in den (scheinbaren) Lauf der aufgehenden Sonne fallen. Diese erscheint zuerst in der niedersten Kluft als aufgehend, wird von der nächsten Kuppe verdeckt, und so wiederholt sich dieses Wechselspiel so lange, bis sie hoch genug steht, um nicht wieder verdeckt werden zu können. Bei Sonnenuntergang wiederholt sich das nämliche Schauspiel, wenn man sich auf die andere Seite des Berges begeben hat.

Die Ladendiebinnen sind in Berlin recht eigentlich zu Hause, und wenn man über jede dieser langfingerigen Erscheinungen etwas sagen wollte, so hätte man viel zu thun. Besonderes Aufsehen erregt indessen die am 5. ds. erfolgte Verhaftung einer äußerst noblen Dame, der Wittwe eines Beamten, die in dem Gerson'schen Magazin in flagranti ertappt wurde. Eine aus diesem Anlaß in der Behausung dieser Dame noch besonders vorgenommene Nachsuchung lieferte der Behörde ein kleines Magazin der superbsten Modeartikel in die Hände, über deren redlichen Erwerb genügende Aufschlüsse natürlich nicht gegeben werden konnten.

[Ein sonderbarer Fluß.] In Andalusien ist ein Fluß, der wegen seiner dem Topas gleichenden gelben Farbe el Tinto genannt wird. Sein Wasser hat eine äußerst sonderbare Eigenschaft. Wenn ein Stein hineinfällt und auf einem andern Steine liegen bleibt, so schweißen sie in Zeit von einem Jahre vollständig zusammen. Auf dem Boden, den das Wasser bespült, wächst kein Gras, und kein Fisch kann in seinen Wellen leben. Dieser Fluß entspringt in der Sierra Morena, und behält seine sonderbare Eigenschaft, bis andere Gewässer sich damit vermengen.

[Der Tänzer am Spieß.] Die Vikomtesse de Renneville, die bekannte Modeberichterstatterin in Paris, erzählt, daß jüngst auf einem Balle beim Walzen einer Dame ein Stahlreif im Crinoline gebrochen und aus dem Kleid hervordringend, dem mit ihr tanzenden Herrn so tief ins weiche Fleisch des rechten Beins hineingefahren sey, daß er wie gespießt erschienen.

* * *

Redakteur: Gustav Metzler.
Druck u. Verlag bei Ellesette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 297 Freitag, 12. Dezember 1856.

Der arme Student.

(Fortsetzung.)

Reinhold hätte in der That auch Manches erzählen können, was auf seine Zuhörer einen haarsträubenden Eindruck gemacht haben würde, wenn er die häufigen nächtlichen Besuche, die er von jener dunklen Gestalt erhielt, hätte kundmachen wollen. Denn selten verging eine Woche, ohne daß jene dunkle Gestalt auf räthselhafte Weise im Thurmstübchen erschien, sich eine Stunde oder noch länger aufhielt, und dann wieder leise davon ging. Reinhold hatte sich auch an diese Erscheinung gewöhnt: sie war ja harmlos, sie hinterließ ihm zuweilen nur klingende Beweise ihres Beisehns; ihr ganzes Thun und Treiben waren tiefe Seufzer, leises Murmeln wie von Gebeten, zuweilen ein herzerschütterndes Weinen, dann wiederum Wetzen eines Messers an der Kante der Herdplatte des Kamins, oder ein Mark und Bein durchschneidender gellender Ruf aus dem Fenster nach dem Flusse.

Reinhold ließ die Erscheinung stets gewähren. Er redete sie nicht mehr an, noch vertrat er ihr den Weg; kam sie, so überkam ihn mehr eine gewisse Scheu, als eine Furcht, und er lehnte sich mit abgewandtem Gesicht auf die andere Seite, endlich gelang es ihm dann, wieder einzuschlafen; ja zuweilen erwachte er gar nicht, wenn die spukhafte Erscheinung kam, und fand nur immer am andern Morgen die alten Münzen in einer Reihe auf den Tisch gelegt, — Münzen von uraltem Gepräge, die keinen Kurs mehr hatten, sondern die er immer bei einem Silberschmiede umwechselte, welchen er kannte und der der einzige Vertrauteseiner seltsamen Hülfsquellen war.

Allein der stille behagliche Verlauf seines Lebens ward plötzlich unterbrochen. Es war eine heiße Nacht in den Hundstagen. Im Thurmgemache herrschte trotz der geöffneten Fenster eine unsägliche Schwüle. Reinhold lag halb entkleidet auf seinem Bette und konnte nicht schlafen. Er hatte Mitternacht schlagen hören, und tolle halbwache Träume gaukelten vor seinem Geiste.

Da tönte plötzlich ein furchbar erschütternder Schrei durch die Lüfte, welcher vom Hofe herzukommen schien, und gleich darauf ein schwerer Schlag wie vom Auffallen eines gewichtigen Gegenstandes, der aus großer Höhe herunterfiel. Dann war Alles, Alles still und stumm wie das Grab. Eisige Schauer rieselten durch Reinhold's Glieder, denn jener Schrei hatte einen so bekannten Klang, daß er sich nicht enthalten konnte, darob zu schaudern.

Nach einer Weile wurden die Hunde im Hofe laut, bellten erst heftig und warnend, und stimmten dann mit einander ein klägliches Geheul und Winseln an. Mit pochendem Herzen blickte Reinhold hinab in den Hof, aber die Nacht war zu dunkel, — es war wieder die Neumondsnacht. Er hörte nur, daß die Hunde vor dem Thor der großen Halle standen und an demselben kratzten, als wollten sie hinein und als läge dort der Gegenstand, der ihnen grauß und bange machte.

Mit Ungeduld und Spannung lauschte er eine Weile, aber außer dem Gewimmer und Heulen der Hunde ließ sich kein anderer Laut vernehmen. Endlich raffte er sich auf, nahm seinen Degen und eilte hinunter, um zu sehen und zu erhorchen, was es hinter jenem Thore der Halle gebe. Die Hunde schmiegten sich bange und gefügig an ihn, so wild und bissig sie auch sonst bei Nacht waren, und sein eigenes Vorgefühl sagte ihm, daß da drinnen in der Halle, die quer durch das Gebäude lief und anderseits auf die Anlände mündete, ein ungewöhnliches Ereigniß sich zugetragen haben müsse.

Der frühe Morgen brachte die Erklärung. Die Schaffner, welche das Thor geöffnet, hatten eine blutige, zerschmetterte, formlose Menschengestalt am Boden der Halle gefunden, die sich durch ihre Kleider als die Leiche einer Frau zu erkennen gab! Sie verkündeten laut die Schreckensnachricht der Nachbarschaft, und zogen dadurch eine Menge Schiffer und anderes Volk heran. Auch Reinhold eilte hinunter, das erschütternde Schauspiel zu betrachten, und erkannte an den Kleidern die alte taube Magd. Alles rief nach Frau Hensgen; man eilte in ihre

Digitized by Google

Häuschen, fand sie aber nicht. Die Kunde rief bald die Personen vom Gerichte herbei, und eine ernste Untersuchung begann, bei welcher auch der Student sich einem langen ernsten Verhöre unterwerfen mußte, welches freilich weder ein befriedigendes Ergebniß lieferte, noch sonderlich viel zur Aufklärung des erschütternden Endes beitrug, das die alte Magd gefunden.

So viel ließ sich erheben: Guste mußte aus einem der obersten Geschosse des Gebäudes durch das Zugloch hinuntergestürzt seyn, durch welches man gewöhnlich die Fässer und Waarenballen in die obersten Geschosse emporwand. Die zerschmetterte Blendlaterne und der Schlüsselbund, welche sich neben der Leiche vorgefunden, deuteten hierauf hin. Beide gehörten zum Hausrathe, der Frau Hensgen.

Aber wo war diese? Erst am Abend dieses Tages fand man sie in einer todesähnlichen Erstarrung in einem wenig betretenen Gange oben auf dem Boden der Speicherräume, von Starrkrampf erfaßt. Lange schienen die Wiederbelebungsversuche fruchtlos, und als man die Matrone endlich wieder zum Bewußtseyn brachte, fand sich, — daß sie die Sprache verloren hatte.

Nach einigen Tagen ward zu einem schriftlichen Verhöre mit ihr geschritten, in welchem sie Folgendes angab: sie sey nach Mitternacht an einem seltsamen Geräusch erwacht, das sich in den Bodenräumen des Speichers hörbar gemacht habe, worauf sie die Magd geweckt, um nach der Ursache des Lärmes zu sehen. Mehrere Stockwerke wurden durchsucht bis man endlich zum höchsten Bodenraum hinaufgekommen, wo der Lärm sich hörbar gemacht. Dort habe sie plötzlich Guste durch die zufällig offenstehende Lucke verschwinden sehen und wie von einem plötzlichen Hellsehen erfaßt, sich aus dem Schrei der Hinunterstürzenden das Schicksal erklären können, dem die alte Guste verfallen, worauf sie selber sich zur Flucht gewendet und endlich besinnungslos da zusammengebrochen sey, wo man sie hernach gefunden.

Diese Angaben stimmten so ziemlich mit denen des Studenten zusammen und mit den sonstigen Indizien. Die Verunglückte war nun einmal todt, und keine noch so genaue Untersuchung konnte ihr das Leben wieder zurückgeben.

Die allgemeine Theilnahme, welche sich bei ihrem Begräbniß aussprechen, schwand allmählig, und die Folgen dieses nächtlichen Ereignisses beschränkten sich darauf, daß der Steinthorpol noch mehr in Verruf kam, der Student Reinhold noch mehr ein Gegenstand bangen Interesses wurde, und Frau Hensgen, die die Sprache auf immer und das Gehör beinahe ganz verloren hatte, nun eine arme Verwandte zu sich nahm, die kaum siebzehnjährige Waise eines kleinen Beamten in einer Nachbarstadt.

Seit jenem Vorfall war die alte Matrone noch mehr gemieden als zuvor; noch mehr ein Gegenstand ängstlicher Scheu für die Bewohner der Stadt. Auch Mathilde, die arme Verwandte, empfand ein stilles Grausen vor der Alten, die nun, fast aller Mittel zum Verkehr mit der Außenwelt baar, sich nur durch Zeichen verständlich machte oder mittels der Schiefertafel, die sie stets in der Tasche führte. — Es lebte nichts mehr an der Matrone, die nur unstet herumwankte, als ihr graues Auge, das tief eingesunken in seine Höhlen, meilenweit hinter dem Antlitz zu liegen schien und doch solch unheimlich tief eindringende, stechende Blicke warf, daß kein Haften nur von Wenigen ertragen werden konnte. Unter diese Wenige gehörte Reinhold.

Vor seinem Blicke erlosch dieses zündende, forschende, stechende Mißtrauen in Frau Hensgens Auge; sie schien eine Art Furcht, eine instinktmäßige Scheu vor ihm zu haben. Er aber konnte hinwiederum ein unwillkürliches Gefühl der Entfernung und der Theilnahme, einen Kampf des Grausens vor ihr mit dem Mitleide für sie, kaum unterdrücken.

So kam es denn, daß er anfänglich niemals zum Pförtchen aus- und einging, ohne daß er von der Matrone oder dem jungen Mädchen erwartet wurde, um als Dolmetscher beim Verkehr zwischen Beiden oder der Einen oder Andern der abgeschiedenen zwei Frauenspersonen behülflich zu seyn. Namentlich mußte er zwischen Frau Hensgen und ihrem Geschäftsmanne, dem Syndikus Wagner, den Vermittler machen, und alle ihre Geldangelegenheiten und häuslichen Sorgen gingen ihm durch die Hände. Dadurch kam Reinhold in stete Berührung mit Mathilden, und da Mathilde, wenn auch nicht schön, doch ein trautes holdes Mädchen mit schönen großen dunkelbraunen Augen und glänzend schwarzem Haar, braunem Teint und blühenden, pfirsich-weichen, sammtnen Wangen war, so konnte es nicht fehlen, daß sich der Student und das Mädchen bald von Herzen gut wurden, und ohne von Liebe zu reden, manche Begegnung absichtlich herbeiführten, um sich gegenseitig verstohlen anzublicken und dann, wenn ihre Augen sich begegnet, die Blicke zu senken, einander eine Weile stumm gegenüber zu stehen, einige unzusammenhängende Worte, einen flüchtigen Händedruck zu tauschen und hierauf, wie über einer bösen That ertappt, erschrocken auseinander zu fahren. So trat dem armen Reinhold die Liebe nahe, machte ihn weich und träumerisch und legte ein anderes Ziel, in sein Leben hinein, — jenes Ziel, das dem Streben einer starken feurigen Seele eigentlich erst recht die Weihe gibt.

Andererseits war die Bekanntschaft mit dem

Digitized by Google

Syndikus Wagner ein besonderer Glücksfall für den armen Studenten. Er lernte im Verkehr mit dem geübten, vielgewandten Geschäftsmanne eine ganz neue Sphäre des Lebens kennen. Der Syndikus machte ein glänzendes Haus, worin Jeder, den Geschäfte zu ihm führten, alsbald Aufnahme fand.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Geschichtchen aus den Bergen.

Von Ernst Fritze.

In einem Thale des Harzes unweit Wernigerode liegt ein Häuschen hart am Abhange eines Berges, dessen kahle Kuppe gegen die übrigen stark und üppig bewaldeten Höhen seltsam absticht. Kleines, regelmäßig zerstreutes Gesträuch verräth eine neue Anpflanzung und deutet darauf hin, daß die mächtigen Bäume der Urwelt geschlagen und dadurch die traurige Kahlheit entstanden sey. Ein Waldbach rieselt am Häuschen vorüber und wird nahe bei demselben zum Betriebe eines Mühlenwerkes gehemmt. Das Wasser ist klar wie Glas, so daß man auf dem Grunde die Steine zählen kann.

Hundert Schritte davon, mehr der Stadt zu, beginnt eine regelmäßig gebaute Gruppe von Häusern, die stolz und stattlich gegen das im Bergschatten versteckte Häuschen hervorleuchten. Im Häuschen wohnte eine Frau mit drei Kindern, von denen das älteste ein wunderhübsches Mägdlein war — im ersten Hause der Dorfstraße eine Familie, deren Oberhaupt, im Bergwerke beschäftigt, etwas mehr als ein gewöhnlicher Bergmann war. Sein ältestes Kind, ein Knabe mit prächtigen Augen und mit braunen gelockten Haaren, schlank wie die Tannen seiner Berge, trug stolz gleich ihnen den Kopf hoch auf, als wollte er zum Himmel hinan. Sein Vater hielt ihn hoch und werth, und wollte was Rechtes aus ihm machen. Vom ersten Tage seines Lebens an hatte er gesport, um seinen Erstgeborenen dereinst studiren zu lassen und als er hundert Thaler zusammen hatte, da konnte es nach seiner Meinung gar nicht mehr fehlen, daß sein Hermann einst als Advokat in Wernigerode eine glänzende Rolle spielen würde.

Hermann schien sich sehr wenig um seines Vaters hochstrebende Pläne zu bekümmern. Sein liebstes Geschäft war am Bache zu spielen, mit den Nachbarskindern auf den Bergen umher zu streifen, Heidelbeeren und Himbeeren zu suchen und zu speisen, und nur in's Vaterhaus zurückzukehren, wenn Hunger und Müdigkeit ihn dazu trieb. So lange er klein war, fand der Vater nichts dagegen einzuwenden, als er acht Jahre zählte, begann er von „Schulegehen“ und „Lernen“ zu reden, ließ es jedoch beim Reden bewenden, weil Hermann keine Lust bezeigte, etwas zu lernen, was nicht draußen am Bache oder unter Gottes freiem Himmel, hoch oben auf dem Felsengestein oder in den Klüften zu lernen war. Lernten doch die andern Kinder im Dorfe auch nichts mehr als Buchstabiren und das konnte er schon.

Erst als die kleine Luise, der Wittwe hübsches Töchterchen, in die Schule geschickt wurde, bequemte sich Hermann auch dorthin zu gehen, weil er sich zu schämen begann, daß Luisele, wie er sie nannte, klüger seyn sollte, als er, der drei Jahre älter war.

Zwischen Hermann und Luisele herrschte eine geschwisterliche Vertraulichkeit. Instinktmäßig zog es den Knaben hinaus, wenn er des Mädchens helles Stimmchen hörte und Luisele hatte auch keine Ruhe im kleinen Stübchen, sobald sie Hermann am Bache erblickte. Ging die Kleine in den Wald, um Beeren zu pflücken, so war er dabei; kletterte sie hinauf zum Hohensteine an den Holzlagen, um Reißig zu sammeln, so trug er ihr die Kiepe hinauf und hinab.

Aber man glaube nur nicht, daß in diesem Zusammenleben ein romantischer Zauber oder eine phantastische Anziehungskraft gelegen, es war die Spielerei der Jugend und nur das Schicksal flocht die Fäden ihres Seyns zu romantischen Abenteuern zusammen. Es waren Beide eben Kinder, wie man sie zu Hunderten findet, zufällig von der Natur mit schönen Gesichtern begabt.

Zum Advokaten, das mußte sich der flüchtigste Beobachter eingestehen, hatte Hermann nicht die geringste Anlage, eher zum Musikanten, mindestens entwickelte er ein großes Musikgedächtniß, denn mit dröhnender Stimme sang er alle Tänze, Märsche und Leierkastenlieder in die Berge hinein, auch wenn er sie nur einmal gehört hatte.

Es lag Talent in der charakteristischen Auffassung dieser Musikstücke und vergnügte manchen Nachbar zu der Aeußerung: daß er Musikant werden müsse. Sein Vater runzelte stolz und wegwerfend die Stirn zu dergleichen Urtheilen, obwohl sonst die Bergleute sehr geneigt sind, Musik als Geschäft nebenbei zu treiben. Ihm träumte von hohen Bergen, die sein Söhnchen besteigen sollte, während er tief unten im Schachte wühlte.

Täglich mißfiel ihm Hermann's Umgang mit den Kindern der Wittwe mehr; es schicke sich nicht für einen angehenden Advokaten, pflegte er oft zu sagen, mit Bettlerkindern Holz zu tragen und er beschloß, der Geschichte mit einem Schlage dadurch ein Ende zu machen, daß er seinen Sohn in die Stadtschule schickte.

Digitized by Google

Hermann ging von diesem Tage an wirklich zur Stadt in die Schule, wurde fein städtisch gekleidet und auf seine Laufbahn ernstlich aufmerksam gemacht. Im Grunde war er all diesen Plänen abgeneigt, fügte sich aber doch aus Respekt in den väterlichen Willen und lernte nach Möglichkeit, was ihm zur Pflicht gemacht wurde.

Dafür suchte er sich denn schadlos zu halten, wenn er unbeachtet den alten blauen Kittel überwerfen und unversehens am Bache erscheinen konnte. Nach und nach unterließ er dieß von selbst. Andere Gesellschaft verdrängte die Jugendgefährten und erst nach vollen sechs Jahren begegnen wir ihm als eingebürgertem Einwohner des Dorfes wieder. Es war Schützenfest im Thale. Das sind Sonnentage für die Jugend, Ruhetage für die Männer. Den Frauen fällt der Abend mit seinem Tanzvergnügen zu.

Da treffen wir des Bergmanns Fließ Hermann wieder. Aus dem Knaben war ein Jüngling geworden. Aber mit der Schule und mit dem Advokaten ist es richtig nichts! Hermann hatte seinem Vater rundheraus erklärt: er passe weder zum Stubensitzen noch zum Advokaten, er wolle Bergmann werden, wie seine Voreltern seit Jahrhunderten.

Vater Fließ hatte wacker gemurrt und gebrummt bei dieser Erklärung, sich aber nach einigem Nachdenken zufrieden gegeben und auch unter diesen Umständen das Schulgeld für nicht weggeworfen erachtet, weil der Sohn sich mit den erworbenen Schulkenntnissen besser aufwärts arbeiten könnte. Am Schützenfeste erschien Hermann zum ersten Male im Bergknappenanzuge und er sah darin aus wie ein verkleideter vornehmer Herr!

Seine Augen waren schöner als je, sie leuchteten und brannten wie Flammen, seine Locken wallten über die hochgewölbte weiße Stirn hinweg und dazu tanzte er — armes Luisele.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Eine vornehme Betrügerin.] Vor einigen Tagen stieg eine deutsche Baronin, Frau X., von vornehmem Aeußern und fürstlichem Anstande, im Londoner Hof zu Paris ab. Das ganze Hotel war in Aufregung; der Besitzer, die Stubenmädchen, die Kellner beeilten sich um die Wette, den geringsten Wunsch der Baronin zu erfüllen. Die prachtvollsten Zimmer wurden für sie in Bereitschaft gesetzt, die feinsten Schüsseln standen auf ihrer Tafel; sie war, wie sie versicherte, ziemlich nahe mit einem Herrscherhause verwandt, von welchem eines der hervorragendsten Mitglieder nächstens eine Reise nach Frankreich machen werde, wohin sie ihm vorausgeeilt sey. Da sie Paris nicht kannte, so fragte sie bei aller Welt, mit der sie in Berührung kam, nach, ob sie mit ihrem bescheidenen Einkommen von 10,000 Fr. per Monat allen Anforderungen, welche ihre fast offizielle Stellung ihr auferlegte, genügen könne. Sie ließ sich an die besten Modehändler von Paris adressiren, präsentirte sich bei ihnen stolzirend wie eine Königin und ließ sich Gegenstände von bedeutendem Werthe liefern. Die besten Musterzeichner wurden in Anspruch genommen, um ihr Wappen zu zeichnen, welches die geschicktesten Arbeiterinnen auf ihre Wäsche stickten. Die vornehme Dame verschmähte es nicht, sich mit den geringsten Einzelnheiten zu beschäftigen; sie wollte, daß Alles bis zur Ankunft ihres hohen Verwandten fertig sey. Am 1. Dezember sollte Jedermann bezahlt werden, und beeilte sich daher zu rechter Zeit fertig zu seyn. Trauriger Umschlag der Dinge hienieden; der 1. Dezember ist da, und noch Niemand ist bezahlt worden; zugleich erfuhr man, daß die Kaschmirshawls und die kostbare Wäsche, kurz alle gelieferten Sachen nur das Stadtviertel geändert hatten. Von der Chaussee d'Antin waren sie in die Paradiesstraße gegangen. Die Baronin X. hatte das Leihhaus zu ihrem Toilettenkabinet gemacht. Man erkundigt sich und man erfährt, daß bei der ganzen Geschichte Alles falsch ist, ausgenommen vielleicht der Name der Dame und ihre zahlreichen Betrügereien. Die erlauchte Deutsche hatte alle Welt bezaubert und der Besitzer des Hotels befand sich dermaßen unter ihrem Joche, daß er seine schöne Fremde bis zu Herrn von Rothschild, ihrem vermeintlichen Banquier, begleitet hatte. Bei dem großen Finanzmann angekommen, läßt sie den Hotelbesitzer im Vorzimmer, und gelangt bis zu Hrn. v. Rothschild, und einige Augenblicke nachher kommt sie mit strahlendem Gesichte aus seinem Kabinette, mit der Nachricht, daß die Fonds ankommen würden, und daß man alle Gläubiger befriedigen werde. — Hotelbesitzer und Lieferanten warten heute noch; vorläufig wurde die verwegene Schöne nach der Polizeipräfektur gebracht.

Charade.

Mich Erste, frisch und frei, sucht Alles emsiglich,
Ihr lebet nicht von mir und sterbet ohne mich.
Geld, Hab und Gut, vertraut mir Zweiten arm und reich,
Und größer diene ich zur flotten Wohnung auch.
Mein Ganzes baut die Welt erfinderisch oft und gern,
Voll Pracht auf kurze Zeit, vom Weisen ist es fern.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 298 Samstag, 13. Dezember 1856.

Der arme Student.

(Fortsetzung.)

Geistvolle Männer aus allen Ständen begegneten sich bei dem allgemeinen Berather der Stadt, welcher gern den Mäcen der Künstler, den Gönner der strebsamen Jugend spielte, und mit einer wirklich großartigen Lebensanschauung ein gewisses Wohlwollen gegen Alles verband, was über die Gewöhnlichkeit emporragte. So mochte denn sein geübtes Auge auch in Reinhold eine ungewöhnliche Begabung entdeckt und der unscheinbaren Hülle einen Kern von seltener Tüchtigkeit gefunden haben, wie er anderseits durch die umfangreichen und gediegenen Kenntnisse des Studenten überrascht war. Der Syndikus zog daher unsern Reinhold zuerst in seinen Familienkreis, um ihn an den Umgang mit den bevorzugteren Klassen zu gewöhnen und ihm die linkische Scheu des Neulings zu nehmen.

Ein Häuflein von zwölf Kindern, worunter mehrere Söhne und Töchter im ungefähren Alter unseres Reinhold, gaben Gelegenheit genug, diesen anzugewöhnen, und Reinhold entging es nicht, daß er auch dieser Familie ein Gegenstand besonderen Interesses war, weil er in dem verrufenen Steinthorthurme wohnte. Die Familie des Syndikus stand nach Geist und Bildung allzu hoch, um die albernen Mährchen zu glauben, welche wegen des Spuks im Schwange gingen; der Einfluß der französischen Bildung und Philosophie in jener Zeit, dem letzten Viertel des achzehnten Jahrhunderts, hatten den Glauben daran aus den Köpfen der Gebildeten verbannt. Allein immerhin schien diesen Menschen ein Jüngling bemerkenswerth, welcher sich wie Reinhold thatsächlich über den blinden Aberglauben seiner Zeit erhoben und den Muth gehabt hatte, dem Grausen zu trotzen, das sich an jenen Thurm knüpfte. Er verbrachte selten eine Stunde in dem Familienkreise des Syndikus, ohne daß nicht irgendwie die Rede auf seine Wohnung kam und man ihn scherzend nach den Geheimnissen des Thurmes fragte.

Eines Abends — es waren mehr als zwei Jahre seit Gustens Tode verstrichen — war er im Hause des Syndikus zum Abendbrode gebeten. Man verzehrte die Martinsgans, und außer dem nächsten Familienkreise waren noch einige Bekannte und Freunde des Hauses, und etliche arme Verwandte geladen, unter den Letzteren ein hochbetagter Greis — gegenwärtig Hausverwalter auf einem Landgute, welches der Syndikus in der Nähe der Stadt besaß. Vater Anton war heute von der „Schmelz" — so hieß nämlich jenes Gut — hereingekommen, um dem Grundherrn die Pachtzinsen abzuliefern, und seine Anwesenheit schien für die jüngeren Glieder der Familie immer ein Freudenfest, denn der noch frische Achtziger war eine unerschöpfliche lebendige Chronik der Stadt und ihre Vergangenheit.

Wiederum war die Rede von dem Steinthorthurme, und der Greis hörte mit Befremden, daß der Student Reinhold in demselben wohne.

„Ei," rief er in seiner ungebundenen Weise, „sagt mir doch mein junger Herr, lebt denn die alte Hensgen noch?" Reinhold bejahte, und das Gerede fiel auf die jüngsten Ereigniße in dem alten Gebäude, auf Frau Hensgen's wachsende geistige Stumpfheit und rein vegetatives Leben.

„Seltsam! seltsam!" sprach der Greis, „möchte sie wohl einmal wieder sehen, die schmucke rosige Franziska! Wenn ich mich um sechszig Jahre zurückdenke, — Himmel! was für ein wunderſam schönes Weib war sie da! Wie hat sie da allen Männern den Kopf verrückt und am meisten dem armen Peter Hensgen!"

„Aha, eine Geschichte!" riefen die Töchter und Söhne des Syndikus. Bitte, Großonkel! erzähle, bitte!"

„Nun ja doch, ja!" sagte Vater Anton. „Höret nur zu! Peter Hensgen also war mein Jugendfreund, ein merkwürdiger ernster Mensch, schön und hochgewachsen wie ein Mars, aber finster und verschlossen. Er hatte heftige Leidenschaften, die die nachsichtige Erziehung seiner Eltern noch genährt hatte. Vor seiner Verheirathung hatte er die Welt gesehen, denn er war Kaufmann wie sein Vater, und hatte in Amsterdam und Hamburg servirt;

Digitized by Google

war er schon als Jüngling ernst gewesen, so war er es noch mehr, seit er als Mann heimgekehrt war, und sein eigenes Geschäft im Steinthorhofe begonnen hatte. Anfangs war ihm das Glück günstig, aber er schien doch keine rechte Freude am Handel und Wandel zu haben, und überließ das Geschäft den Dienern, während er sich selber in eine Thurmstube hoch oben am Dache verschloß, wo er geheimen Künsten obliegen sollte. Endlich — er war schon in den Dreißigen — sah er einmal auf einem sogenannten Geschlechtertanz die schöne Tochter von dem Stadtphysikus Freitag, die er hernachmals heirathete, und er ruhte nicht eher, bis er sie zum Weibe genommen hatte, obschon beide Familien dagegen waren. Franziska war nämlich ebenso schön als stolz und über die Maßen eigensinnig, und so prophezeite man diesem Bunde nichts Gutes, denn das Sprüchwort sagt ja: Zwei harte Stein mahlen selten fein. Schon nach etlichen Jahren zeigte sich es wirklich, daß die Ehe keine friedliche war; anfangs hatten die Eltern und Verwandten zum Frieden gesprochen, hatten zwei Kinder ein innigeres Band um die beiden Gatten geschlungen; aber die Kinder starben, wie ihre Großeltern, das Geschäft ging rückwärts und fallirte, und ohne Frau Hensgen's Besonnenheit, die noch vor dem Tode ihrer Schwiegermutter den Steinthorhof sich als unantastbares eigenes Erbgut hatte zuschreiben lassen, wäre das Ehepaar an den Bettelstab gekommen.

Peter Hensgen war stolz und eitel! er konnte es nicht ertragen, daß er als Bankerottirer dastand; darum zeigte er sich mehrere Jahre lang nicht mehr unter den Menschen, und vergrub sich in sein Thurmgelaß, wo er unter Tiegeln und Retorten seltsam schwarze Künste trieb und Niemanden sah als seine Frau und die Magd, die ihm Essen brachten und abwarteten. Er war so gut wie verschollen, denn Niemand kümmerte sich mehr um ihn, als eines Tages seine Frau auf dem Gerichte erschien und ihn anklagte, er habe sie böswillig verlassen und eine schwere Summe Geldes, die ihr kurz zuvor aus einer Erbschaft ausbezahlt worden war, heimlich mitgenommen.

Dieses Gerücht machte damals gewaltiges Aufsehen: Niemand konnte nachweisen, wohin der Peter Hensgen gekommen; auch nicht die mindeste Spur von ihm tauchte wieder auf, obschon die Gerichte ihm nach allen Richtungen hin mit Fahndungen verfolgten. Jahre vergingen, und er ließ nichts mehr von sich hören, bis endlich viele Leute behaupteten, daß man in seinem Thurmgemach oft nächtlicher Weile Licht sehe und Stimmen höre, daß der alte Hensgen als Gespenst im Thurme spuke.

Wiederum vergingen Jahre; man glaubte allgemein an den Spuk, da erkrankte einmal jählings die Magd der Hensgen, und als sie ihr Stündlein nahe fühlte, verlangte sie in höchster Seelenangst nach dem Beichtiger, um, wie sie sagte, ihr Gewissen noch zu erleichtern, da sie nicht mit einer schweren Schuld auf der Seele hinfahren wolle.

Frau Hensgen wollte es anfangs wehren, aber hernach sandte sie selber die Wartefrau dringend nach dem Geistlichen. Allein als dieser kam, fand er nur noch eine Leiche vor. Man zischelte sich damals allerlei in die Ohren von diesem seltsamen Fall, aber die Gerichte sahen keinen Grund ab, hier einzuschreiten, und man wollte nicht unnütz Skandal machen. Die Hensgen jedoch sperrte sich von da an ganz ab von dem Verkehr mit den Menschen, und mit ihr wollte auch Niemand gerne zu thun haben, und so ist sie mir allmählig auch beinahe ganz aus dem Gedächtnisse gekommen."

„Ist das die ganze Geschichte, Großonkelchen?" riefen die jüngeren Zuhörer enttäuscht; „nach, dahinter ist ja eigentlich gar nichts!"

„Jenun, es sollte auch nichts seyn!" versetzte der Alte lächelnd: „ich weiß ja auch nichts weiter, als was ich erzählte!"

„Ach geh', Du hättest uns doch wenigstens sagen können, was die Leute damals der alten Hensgen nachsagten?"

„Merket wohl: sie war nicht beliebt, weil sie stolz und hart gewesen und bei dem Bankerott ihres Mannes Manchen durch ihre kluge selbstsüchtigen Maßregeln verkürzt hatte," sagte der Greis; „es waren nur Gerüchte, leere Gerüchte, die man ihr nachsagte, und es ziemt sich nicht, sie zu wiederholen, so lange die Frau noch lebt, zumal da ihr niemals die Schuld bewiesen worden konnte!"

„Aber was sagte man ihr denn nach?" fragte Reinhold leise und mit besonderem Ausdruck, denn ihn interessirte der Fall ganz besonders

„Ihm, Musjeh, kann ich es schon sagen," meinte der Alte und lächelte schalkhaft; aber wer weiß, ob Ihm fortan nicht vor der Greifin und Seiner Wohnung grauen wird, wenn Er erfährt, daß die bösen Jungen behaupteten: Franziska habe erst Peter Hensgen bei Seite geschafft, weil er mit Goldmachereien ihr Vermögen durch das Kamin gejagt haben würde; und später habe sie der Magd auf dem Krankenbette noch den Mund gestopft, damit diese nicht plaudere . . . ."

„Unmöglich!" rief Reinhold, dem es wider Willen eiskalt überlief.

„Nun sieht Er, Musjeh, daß ich besser geschwiegen hätte!" sagte der Greis und wandte sich ab; „es ist allezeit gefährlich, zu viel wissen zu wollen." (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Geschichtchen aus den Bergen.

(Fortsetzung.)

Das junge Mädchen, eben erst der Schule entwachsen, stand in einem Winkel gedrückt und schaute in den fröhlichen Tumult hinein. Sie freute sich sorglos über die Schönheit Hermanns und meinte: nur er tanze. Sie fühlte wohl eine brennende Begierde auch zu tanzen, aber wer sollte kommen und sie in diesen Kreis führen.

So schön wie die Stadtfräuleins konnte sie sich nicht kleiden, und wenn sie auch mit angeborener weiblicher Geschicklichkeit ihren halb dörflichen Anzug so nett und geschmackvoll wie nur möglich gemacht hatte, so war und blieb sie doch immer das Landmädchen im Mieder und Röckchen, welches mit ihrem wunderlieblichen Gesichte nicht zur Geltung kommen konnte.

Hermann bemerkte sie lange nicht. Im Rausche des Vergnügens und in der Ueberzeugung, daß er die bedeutendste Figur im Tanzsaale abgebe, flog er wie ein Schmetterling von einer hübschen Tänzerin zur andern, bis er plötzlich dicht vor Luisele zu stehen kam und seine Augen auf das allerliebste Gesicht heftete. Sie nickte ihm ein Willkommen. Er besann sich kaum auf dieß Gesicht — dann aber wußte er, daß es Mielert's Luisele war, und nun hielt ihn nichts ab, das arme hübsche Kind auch einmal in die Reihen zu führen.

„O Gotte doch," sagte er lachend im alten gewohnten Dialekte, „hab' ich dich doch erst nicht 'mal erkannt — komme, tanz' einen Galopp mit mir! Hab' ich ihn doch von dir gelernt, draußen am Bache — weißt noch?"

Sie lachte und sagte: „Ja."

Wie sie tanzten? Mit der Grazie der Jugend, mit der ungekünstelten Fröhlichkeit und Hingebung an ein Vergnügen, das elektrisch ihr Blut in Wallung brachte. Sie, die zarte noch nicht vollständig entwickelte Gestalt mit den feinen Gliedern und den zierlichen Füßen, welche der kurze Rock sichtbar werden ließ, an ihn geschmiegt, der keck, fest und frisch mit der Zuversicht eines Siegers auftrat. Sie tanzten harmlos wie ein paar Kinder, die sich selbst zum Tanze pfeifen in ungebundener Lust.

Als der Tanz aus war, hielt Hermann das Mädchen fest. „Du, wir tanzen noch eins zusammen —! Und dann noch eins und noch eins! —" Die Stadtfräuleins blickten nachgerade mit Neid auf das Dorfkind, welches den besten Tänzer erobert und gefesselt. Hermann dachte sich nichts dabei — auch Luise nicht.

Plötzlich erschien der Bergmann Fließ im Eingange des Tanzsaales. Jedenfalls war er von guten Freunden benachrichtigt und aufgestachelt, denn sein Gesicht trug die Anzeichen eines hereinbrechenden Ungewitters. Er stand still, bis Hermann mit seiner Tänzerin vorwärts hüpfte, um den Tanz neu zu beginnen.

Da packte er ihn wüthend am Arme, schleuderte ihn seitwärts, stieß mit der andern Hand das Mädchen zurück und schrie:

„Seit wann ist's denn Gebrauch, daß du mit Betteldirnen tanzest? — willst du gleich zu Denen gehen, wohin du gehörst! Der Donner soll dareinschlagen!"

Luisele war im Nu verschwunden — Hermann stand sprachlos vor Schrecken und eine unsäglich bittere Empfindung wallte in ihm auf, als er sah, wie das rücksichtslose Betragen seines Vaters Aller Augen auf ihn gelenkt hatte. Er warf aber keck den Kopf auf, so daß sein lockiges Haar wild zurückflog und sagte laut: „Es ist mir gleich, mit wem ich tanze, aber befehlen lasse ich mir darin nichts!" Er schritt hinaus und stellte sich trotzig zu einigen Bekannten; diesen Abend tanzte er nicht mehr. Der Auftritt hatte aber andere Folgen, als der Bergmann Fließ bezweckt hatte.

Hermann sprach nicht darüber, allein er suchte Luisele am nächsten Abend heimlich auf, um sie zu bitten, ihm wegen der harten Worte seines Vaters nicht zu zürnen.

Luisele hatte auch über die Geschichte nachgedacht und war zu dem Resultate gelangt, daß sie immerhin keine Betteldirne genannt zu werden verdiene, wenn auch ihr Einkommen bei weitem geringer war als das des Bergmanns. „Daß mein Vater so früh hat sterben müssen," sprach sie zu Hermann, „ist ein Unglück. Er war Aufseher in der Papiermühle und verstand seine Sache. Blieb er am Leben, so wären wir so anständig versorgt wie ihr. Aber Hochmuth kommt vor dem Falle — dein Vater mag sich vorsehen, daß er kein Unglück hat, sonst geht euer Gespartes auch drauf und ihr müßt um Tagelohn arbeiten wie wir."

Hermann stand verwundert vor dem Mädchen, das sich so geläufig und verständig ausdrückte, und in ihrem gerechten Zorne so schön aussah. Ein Wort gab das andere und die Unterredung währte lange.

Als sie schieden, drückten sie sich versöhnt die Hände. Was konnte auch Hermann dafür, daß sein Vater ein harter Mann war?

Von da an suchten und fanden sich die jungen Leute. Es kam aber doch nicht zu einem eigentlichen Einverständnisse. Hermann mußte angestrengt arbeiten im Eisenschachte des Buchenberges und Luise ging, auf das Anrathen einiger Frauen vom Stande, die ihr wohlwollten, zu einer Schneiderin in die Lehre. Die Anhänglichkeit, die durch Gewohnheit

Digitized by Google

schon wärmer zu werden begonnen hatte, verflog während dieser Zeit bis zu einer schwachen Erinnerung.

Der hübsche Bergknappe flatterte zwar oft in Luisens Gedächtniß vorüber und sie empfand jedes Mal ein süßes Behagen bei dem Gedanken an seine Freundlichkeit, allein bestimmte Gefühle und Hoffnungen wachten nicht in dem sorglosen Herzen auf. Ebenso mochte es sich mit Hermann verhalten. Die Beschäftigung des Bergmanns ist ernst und isolirt ihn. Die Gebräuche seines Gewerbes verbieten eine frühe Heirath und selten geht er früher auf die Werbung als mit dem Ablauf des 25. Jahres, wo ihm die Heirath gestattet ist.

Dazu kam noch, daß Hermann mit Leib und Seele Bergmann war, daß er sich selbst in den Mußestunden keine Ruhe gönnte, sondern sie zu Forschungen und Belehrungen verwendete. Er war auf dem besten Wege, in dem Streben nach einem hohen Ziele Alles zu vergessen, was vielleicht seine Sinne auf Momente gefesselt; aber sein Vater riß ihn gewaltsam in das Geschick, dem er endlich erliegen sollte.

Luise kam zurück in das Dorf. Ihr Aufenthalt in Halberstadt hatte unter der ordnenden Hand einer geschickten Kleiderkünstlerin Wunder gewirkt und aus dem kleinen Blümchen eine blühend schöne Rose hervorgezaubert. Was sie trug, war noch immer vom billigsten Stoffe, aber wie sie es zu tragen wußte, das machte sie einer Gräfin gleich. Die Stubenluft hatte ihr Gesicht gebleicht, aber den Wangen nicht ganz die Rosengluth nehmen können. Wer sie sah, blieb stehen und freute sich ihrer Schönheit. Sie ging vor Bergmann Fließ Hause vorüber, als dieser eben heraustrat. Der alternde Mann schaute ihr mit Verwunderung nach, aber sein zweiter Gedanke traf seinen Sohn.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Seltene Wohlthätigkeit.] Vor einigen Tagen kam eine Elsasser Auswanderungsfamilie, wie deren jährlich viele ihr Glück in Amerika suchen, in Paris an. Die Mittel waren dem Mann ausgegangen, und erschöpft, von einer trostlosen Frau und drei hungrigen Kindern umgeben, hatte er sich in einer der Straßen des Faubourg St. Germain niedergeworfen. Ein Arbeiter in seiner weißen Blouse und in der Hand das Blechgeschirr, in dem sich sein Mittagmahl befand, ging vorüber. Die Kinder schrieen vor Hunger. Er trat zu ihnen, „Weinet nicht so, Kinder,“ rief er, „so lange es noch rechtschaffene Leute gibt und daran wird es doch in Frankreich niemals fehlen, stirbt in Paris Keiner Hunger; da, nehmt die Suppe und das Obst; eßt, Kinder, und weinet nicht mehr; eßt, gute Mutter, und faßt Muth!“ — Bald sammelte sich eine Gruppe um den braven Arbeiter und die Auswanderer, die mit Gier sein Mahl verschlangen. Manche der Umstehenden warfen ihnen Geld zu.— Ein alter Priester nahm den Arbeiter bei der Hand, drückte sie und fragte: „Wie werdet Ihr es nun aber anfangen, daß Ihr zu essen bekommt?“ — „Wie ich es anfangen werde, Herr Pfarrer? Ich werde an die armen Leute denken, mir den Leib fester schnüren, und auf meine Abendsuppe warten.“ — „Bis zum Abend ist noch lange hin,“ erwiderte der Geistliche und reichte ihm ein Fünffrankenstück, um sich Brod zu kaufen. Der Arbeiter nahm es mit Dank und ging. Aber nach wenigen Schritten kehrte er rasch wieder um, warf das Geldstück der Frau in die Schürze und sagte: „Ich habe Arbeit, aber Ihr werdet lange Zeit keine haben. Nehmt Das! — es kommt vom lieben Gott!“

[Eine spanische Räubergeschichte.] Vor einiger Zeit wurde der Madrider Polizeibehörde die geheime Anzeige gemacht, daß einige Räuber den Plan hätten, ein Wirthshaus in einem kleinen Dorfe drei Stunden jenseits Madrid auszuplündern und bei der Gelegenheit auch den Wirth auf die Seite zu bringen. In der That stellten sich eines schönen Tages drei Räuber bei dem „Tabernero“ ein, bestellten Essen und Trinken, und luden den Wirth ein, an ihrer Tafel Platz zu nehmen. Während der Mahlzeit hielt ein vierter Räuber zu Pferd Wache vor dem Hause, um seine Kameraden vor einem Ueberfall zu sichern. Nach der Mahlzeit wurde gespielt, und nach dem Spiel erklärten die Räuber dem Wirthe, er habe all sein Geld auszuliefern und sich zum Tode zu bereiten. Glücklicherweise hatte aber die Polizei schon 6 Gendarmen abgeschickt, welche sich im Hause versteckt hielten, und als sie den Wirth so in Gefahr sahen, sogleich ihre Karabiner auf die Räuber abfeuerten. Alle drei stürzten todt nieder. — Am letzen 25. November hielten drei kräftige Esel von weißer Farbe und hohem Wuchs, ihren Einzug in Madrid; zwei Gendarmen gingen voraus und zwei folgten ihnen nach. Jeder Esel schleppte auf seinem Rücken einen von den todten Räubern, so wie sie bei uns Mehlsäcke tragen. Sie durchzogen die ganze Stadt, von der Menge verfolgt, und allen denen, die räuberische Gelüste verspüren könnten, eine derbe Lektion gebend. Der vierte Bandit, welcher Wache hielt, ist gleichfalls verhaftet worden.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ffistle Westendt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 299 Montag, 15. Dezember 1856.

Nordmann.

(Fortsetzung.)

19.

Schneller fast als Gyllenborg, der jetzt angefangen hatte, seine Gedanken wieder zu ordnen, trat Peter Nordmann ein.

„Was ist vorgefallen?" fragte er ernst. „Die Worte des Wärters sind mir unverständlich. Seyd auch Ihr da?" wendete er sich an den alten Jakob und wurde milder und gab ihm die Hand und drückte sie herzlich.

„Beim Wohle des Reichs," hob Gyllenborg nicht ohne Beklommenheit an, „es thut mir leid, das Schreckliche sagen zu müssen."

„Redet," befahl Peter Nordmann, „redet wahr und offen."

„Wahrheit, Wahrheit," fiel der alte Jakob ein, „laßt mich es kurz sagen: Der Gefangene hier ist der treue Wodaf Löwenör."

Peter Nordmann verlor seine Festigkeit nicht, so überraschend ihm auch diese Nachricht in das Herz traf. Er trat einen Schritt näher und faßte den blühenden Jüngling scharf in's Auge. Dann sagte er: „ich sehe Euch heute zum ersten Male. Ihr seyd also Gefangener. Was begehret Ihr?"

„Denkt Euch," nahm jetzt Gyllenborg schnell das Wort, da ihm durch Nordmanns Anrede die Brust wieder leichter wurde, „denkt Euch, edler Herr Nordmann, der feindliche Soldat liebt Euere Enkelin, hofft auf ihre Hand, und der Alte, vor dem ich Euch schon warnte, hat Euere Enkelin mit diesem Feinde unseres Landes verkuppelt."

„Verkuppelt?" versetzte kalt und beleidigt der Greis. „Bedient Euch eines besseren Wortes, Gyllenborg. Ich weiß es anders, — und wie ich es weiß, so ist es wahr."

„Also wißt Ihr davon?" fragte erblassend Gyllenborg und brach vor Schrecken fast zusammen.

„Ich weiß davon, ja!" gab Jener zur Antwort.

Er sah nach dieser Antwort schweigend zu Boden, als wolle er erwägen, was für den Augenblick zu thun das Beste sey. Gyllenborgs Scham aber verwandelte sich in Wuth. Seine Blässe im Angesichte schwand, seine Lippen zitterten. Ein boshaft lächelnder Zug legte sich um den Mund, und einen stechenden Blick gewann sein Auge.

„So handeltet Ihr also, wenn auch nicht verrätherisch gegen mich, doch verrätherisch gegen das Reich!" sprach er trotzig.

„Euer giftiger Streich kann mich nicht treffen," entgegnete der Greis strafend aber mit fester Ruhe und bemühte sich, den Zorn nicht aufkommen zu lassen. „Mit wenigen Worten will ich Euch den nöthigen Aufschluß geben. Erst seit gestern," fuhr er nach einer Pause ruhig fort, „weiß ich von dem Verhältnisse meiner Enkelin mit dem Schweden Wodaf Löwenör. Sobald ich davon hörte, wollte ich Euch auch mittheilen, daß Ihr keine Hoffnung mehr auf Irmas Hand Euch machen solltet. Ich änderte meinen Entschluß. Ich wollte der Stadt und dem Reiche einen Streiter erhalten, denn Alles, was der alte Jakob gestern von Euch sagte, als er zu dem Ueberfalle der Feinde Euch ermunterte, Alles, was ich gestern noch nicht glaubte, das glaube ich doch jetzt, glaube es seit der letzten Nacht."

„Wahrheit, Wahrheit," sagte der Musikant, der seinen Arm auf Wodafs Schulter gelegt hatte und neben ihm stand, während Gyllenborg, an die Wand gelehnt, mit funkelnden Augen bald zur Decke, bald zu Boden sah.

„Ich bedauere jetzt, daß ich Euch nicht heute Früh schon bei Eurer Rückkehr Alles eröffnete," sprach Peter Nordmann weiter. „Uebrigens erinnert Ihr Euch, daß ich, als Ihr mir Euere Absicht auf Irma gestandet, bestimmt versicherte, Irma werde nie von mir gezwungen werden, gegen ihre Neigung zu wählen. In voriger Nacht hat sie mir Alles von ihrem Verhältnisse eingestanden. Niemand wußte vorher davon als der alte ehrliche Jakob, denn diesem hatte sie nach ihrer Rückkehr von Karlstadt sich mitgetheilt, nicht aber mir, denn sie kannte meinen Haß gegen die Schweden."

„Den brauchte sie nicht zu fürchten," sagte Gyllenborg boshaft lächelnd, „dieser Haß hat sich, der Enkelin wegen, gelagert, wie es scheint."

Digitized by Google

„Dem Himmel und dem Reiche habe ich's hochgelobt, und auch hier, vor dem jungen Manne, den ich heute zum ersten Male sehe," fuhr Peter Nordmann feierlich und mit erhobener Rechte fort, „auch hier gelobe ich's dem Himmel und unserem Reiche an, daß ich nur dann dem Schweden und meiner Irma den Segen gebe, wenn das Reich gerettet ist. Die Feinde müssen erst geschlagen, müssen vertrieben seyn aus Dänemark und Norwegen," sprach er weiter, und noch kraftvoller und feierlicher wurde seine Stimme. „Unterliegen wir aber den Feinden, dann Fluch auf mein Haupt noch in der Todesstunde, wenn ich Irmas Hand in die Hand eines Schweden lege! — So sey es, so wahr Gott mir helfe!"

Es trat eine lange Pause ein. Peter Nordmann stand noch da mit erhobenem Haupte und erhobener Hand. Dann aber ließ er die Hand langsam sinken und sagte bestimmt: „So wißt Ihr nun, Gyllenborg, woran Ihr seyd! — Und auch Ihr Löwenör!" wendete er sich an diesen. Kein Wort also weiter davon! Sagt, was Ihr begehrt! — Kein Wort also von Irma und Liebe, kein Wort von Eueren Wünschen und Hoffnungen! — Die Zeit ist ernst und heilig, und es thut mir leid, daß ich nichts Anderes jetzt sprechen und thun konnte, aber es mußte seyn. — Was begehrt Ihr? Ich hasse Euer Volk, bedenkt dieß, ehe Ihr begehrt!"

„Ich liebe mein Volk! ich lebe und sterbe für mein Volk!" versetzte mit wohlklingender Stimme laut und feurig jetzt Wodaf, und trat einen Schritt näher zu Peter Nordmann und sah ihn an mit seinen treuen, kühnen Augen.

„Verderben und Untergang allen Feinden, aber Glück und Segen auf Wodafs Haupt!" rief der alte Musikant und blickte dabei hin auf Nordmann und Wodaf und dann auch auf Gyllenborg, der seine Stellung an der Wand nicht verändert hatte, und mit den Zähnen in die Lippen biß, und doch dabei lächelte und mit den Augen noch umher irrte.

„Ich liebe mein Volk! ich lebe und sterbe für mein Volk und meinen König," begann Wodaf von Neuem, „darum bitte ich um meine Freiheit! Ein Lösegeld wird mein Vater zahlen, wenn die Forderung billig ist," fuhr er warm und innig fort, — und habt Ihr mir so viel, so viel vorhin gegeben, warum sollet Ihr mir diese Bitte nicht gewähren? Sendet mich zurück zu den Schweden! Lasset dort mich wieder kämpfen für mein Land, für meinen König!" —

„Ihr bleibt Gefangener!" gab Peter Nordmann zur Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Der arme Student.

(Fortsetzung.)

6.

Die Erzählungen des alten Anton wichen mehrere Wochen lang nicht aus Reinhold's Kopfe, und machten ihn einsylbig und ernst. Dann kam noch etwas Andres hinzu. Mathilde, welcher schon längst etwas Drückendes auf dem Herzen zu liegen schien, gestand ihm eines Tages mit Schaudern, sie habe mehrfach bemerkt, daß Frau Hensgen eine Schlafwandlerin seyn müsse; sie sey in diesem Zustande schon zuweilen zu Mathilden's größtem Entsetzen durch deren Kämmerchen gegangen, ja noch mehr, sie rede in ihrem schlafwandelnden Zustande zuweilen auch laut, wenn schon ganz undeutlich und kaum verständlich. Diese Entdeckung hatte Mathilden so erschreckt, daß sie Nächte lang nicht einschlafen konnte und ihre Nervenaufregung sie nahezu krank machte.

Ob diesen Dingen gährte in Reinhold ein seltsamer Kampf. Er fühlte sich der Matrone zu Dank verbunden und konnte sich nicht überwinden, an ihr zu zweifeln; aber er liebte Mathilden auch so sehr, daß er sie unmöglich länger dem Entsetzen preisgegeben sehen wollte, das ein solcher Zustand geistiger und körperlicher Aufregung nothwendig herbeiführen mußte. Er verabredete mit Mathilden, die Matrone zu belauschen, damit er sich selber von ihrem eigenthümlichen Leiden überzeuge. Die Gelegenheit hiezu bot sich bald.

Es war wiederum die Zeit der Wintersonnenwende, und eine stürmische Regennacht. Allerhand Gedanken hielten den armen Studenten bis lange nach Mitternacht wach, und ein Zufall wollte, daß er die Lampe mit einem Schirme halb verdeckt und tief herabgeschraubt hatte, so daß der Docht zwar noch brannte, jedoch mit kaum merklicher Flamme, deren Schimmer in einem schmalen Kreis an der dunklen Decke spielte. In diesen schwachen Lichtkreis blickte Reinhold so eben gedankenvoll und druselnd, als es ihn plötzlich wie kalter Zugwind umwehte und der Lichtkreis an der Decke zitterte, wie wenn das ihn bildende Flämmchen zuckte.

Aufblickend sah er jählings wieder die Spukgestalt vor sich, die langsam und lautlos durch das Zimmer wandelte und sich am Kamin niederkauerte. Und wer beschreibt sein Erstaunen, als plötzlich ein schmales, niederes Pförtlein im Getäfel der Stube sich langsam öffnete wie von dem Luftzuge aufgedrückt, und eine Lücke in der Mauer zeigte.

„Das ist nichts Ueberirdisches!" zuckte es in diesem Augenblicke durch seinen Sinn, und er glitt

Digitized by Google

geräuschlos über das Bett herab, trat zum Tische, schürte den Docht der Lampe und entfernte den Schirm. Diesmal erkannte er nun deutlicher die Umrisse der Spukgestalt, das graue weite Gewand von weichem Wollenstoff mit einer heruntergeschlagenen Kapuze, welche freilich die Züge verdeckte, und in der Hand ein seltsames großes Messer mit flammenförmiger Klinge, das eine hagere Hand wie eine Vogelklaue krampfhaft umspannte. Schweigend in eine Ecke gedrückt, wo er im Schatten stand, theilte er seine Aufmerksamkeit zwischen der nächtlichen Gestalt und dem offenen Pförtlein in der Wand. Die erstere pochte nach gewohnter Weise am Kamin und wetzte seufzend an der Herdplatte das Messer. Durch die niedrige geöffnete Thüre blickte man in einen engen Raum mit einer Treppe, die so schmal war, daß kaum eine Person sich hindurchzwängen konnte. Die Thüre öffnete nach demselben hinein, und von einem Gedanken erfaßt, huschte er in den Raum und besichtigte den Mechanismus des Schlosses, um zu erfahren, wie sich das Pförtlein öffnen lasse. Da dieß von der Thurmstube aus nicht möglich schien, so brach Reinhold mit einem raschen Ruck die Feder von dem Riegel ab, der in den Sperrhacken im Getäfel springen sollte, ergriff die brennende Lampe, die er auf der obersten Treppenstufe stehen sah, und schickte sich an, die Geheimnisse dieser versteckten Treppe zu untersuchen.

Die Treppe führte nach unten und endete mit der zwanzigsten Stufe in einem kleinen Raum von kaum acht Fuß Länge auf fünf Fuß Höhe, in welchem zwei schwere eisenbeschlagene Kisten standen — eine größere und eine kleinere. Die Decke dieses verborgenen Raumes war flach gewölbt, und ein Pförtchen von kaum vier Fuß Höhe, das jetzt ebenfalls offen stand, mündete von dem Fuße der Treppe auf den höchsten Boden des Speicherraumes und war verdeckt durch einen Haufen alten Gerümpels, den man wie absichtslos hier unter der Zarge des Daches aufgeschichtet hatte.

Außen an dieser kleinen Thüre steckte der Schlüssel, welcher mit mehreren anderen zusammengekoppelt war durch einen starken Lederriemen.

Dieß war Alles, was Reinhold rasch hatte ermitteln können, denn er fürchtete jeden Augenblick die Rückkehr der Vermummten, die er oben unter dem vorspringenden Schooße seines Kamins zurückgelassen hatte! Daß es kein Gespenst war, mit welchem er zu thun hatte, darauf deutete die Lampe mit der Blende, die er schon oft in der Stube seiner Wirthin gesehen hatte.

Er eilte nun schnell die Treppe wieder hinan, stellte die Lampe an ihren Platz, und verkroch sich in sein Bett. Die Entdeckung, welche er so eben gemacht hatte, versetzte ihn in eine fieberische Spannung; Gedanke auf Gedanke, Vermuthung um Vermuthung stiegen in seinem Kopfe auf und durchkreuzten einander wirre. Er achtete nicht eher der Gestalt am Kamin, als bis sie wieder durch das Pförtchen im Getäfel verschwand und dieses sich hinter ihr schloß. Dann huschte Reinhold vom Bette herab und eilte an die niedrige Thüre — er horchte, er drückte gegen das Getäfel, es wich zurück — er streckte den Kopf hinein, blickte die Treppe hinab und sah drunten am Ende der Stufen in dem engen Gemach die Gestalt auf dem Boden knieen und mit gefalteten Händen, das Haupt über dieselben geneigt, an der größern Kiste beten. Unartikulirte Laute, schwere Seufzer entstiegen der Brust der betenden Gestalt und hallten grausig durch den engen gewölbten Raum. Das Gebet dauerte mehrere Minuten, dann stand die Gestalt auf, erhob den Deckel der Kiste und blickte hinein: ein wilder Schrei entfuhr der nächtlichen Erscheinung, der Deckel klappte mit lautem Schlage zu, die Lampe erlosch — schwarze Nacht erfüllte den Raum, und entsetzt prallte Reinhold von der kleinen Thüre zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Geschichtchen aus den Bergen.

(Fortsetzung.)

„Wenn Hermann das Mädchen sieht, so ist er verloren," murmelte er und beschloß, dem vorzubeugen. Kaum hatte Hermann am Abende die Schwelle übertreten, so bedeutete ihn der Alte, daß er es sich nicht einfallen lassen solle, mit Mielert's Luise, die wieder da sey, ein Wort zu wechseln, geschweige eine Liebschaft anzufangen, denn er würde nimmermehr seine Einwilligung zu einer Heirath mit ihr geben.

Der junge Bergmann lachte hell auf bei seines Vaters grimmiger Ermahnung. „Vater, was spukt dir denn im Kopfe? Wer denkt an Heirathen — und dann, was hab' ich mit Luisel'n zu schaffen? Plage dich doch nicht mit Grillen."

„Du hast gut reden, ich kenne das!" brummte der Vater. „Sie ist ein bildhübsches Mädchen geworden und ich sage dir's im Voraus, meine Einwilligung erhältst du im Leben nicht — ! Richte dich darnach!"

Der Sohn ließ die Sache auf sich beruhen, aber er dachte bei dieser Gelegenheit: „Sehen möchtest du sie schon einmal."

Sonntags sah er sie denn endlich. Er kam vom Berge den Grasabhang hinab und sie wollte eben hinauf. Mitten im Wege blieben sie voreinander

Digitized by Google

sehen, er voll Bewunderung über ihre Veränderung, sie beschämt über seine Blicke und tief erröthend. Sie bohrte sich die Hand. Aber als hätten sie glühendes Eisen berührt, so schnell zogen sie die Finger wieder zurück.

„Bist wieder da, Luisele," sprach Hermann mit herziger Freundlichkeit.

„Ja, aber nicht auf lange," antwortete sie und wagte es in seine Augen zu sehen. Blitzschnell schlug sie den Blick wieder nieder. „Es will mich eine Gräfin zur Kammerjungfer haben."

„So —?" fragte Hermann gedehnt, plötzlich unangenehm berührt von dem Gedanken an eine neue Trennung. „Es soll mich freuen, wenn es dir gut geht — wann willst du fort —?"

„In vierzehn Tagen."

„Und wohin?"

„Vorerst nach Berlin, dann aber wohnen wir in Potsdam — die Gräfin gehört zum Hof —!"

Hermann sah sich das Mädchen groß an. Wie hübsch gingen ihr die Worte vom Munde — wo in aller Welt hatte sie das gelernt? Freilich ihre Mutter hatte auch solch' Wesen. Luise nickte und machte Anstalt aufwärts zu steigen. „Ich will hinüber nach Darlingerode," sagte sie. Der junge Bergknappe fühlte schnell Lust, auch nach Darlingerode zu gehen, aber zum Glück fiel ihm sein Vater ein und er blieb nach einem bergmännischen „Glückauf, Luisele" stehen und blickte dem Mädchen nur nach.

„Die braucht nicht auf Fließen's Hermann zu warten," dachte er, als sie um die Bergwindung gestiegen und im Gebüsch verschwunden war. „Es werden sich in Potsdam schon andere Leute finden, welche sie heirathen wollen. Ja, ich möchte sie auch schon zur Frau."

Der erste Gedanke an diese Möglichkeit war nur ein Anflug von Laune. Dann aber fiel die unglückselige Voreiligkeit seines Vaters wieder dazwischen und gab dem flüchtigen Einfalle gleichsam ein Fundament.

„Du hast doch mit Luisen geredet —" fuhr der Alte ihn an, als er in's Haus trat. „Ich habe euch Beide am Bergabhang stehen sehen."

„Nun was hat's für Noth," unterbrach ihn der Sohn mürrisch. „Wir begegneten uns und ich bot ihr guten Tag. Sie geht in vierzehn Tagen nach Potsdam."

„Das ist ihr Glück, sonst würde ich ihr klar machen, wohin sie und wohin du gehörst." Der Sohn entgegnete gereizt: „Sie und ich sind von einem Gusse. Die paar Dreier, die du mehr hast, wiegen nicht schwer."

Solche Auftritte wiederholten sich von nun an täglich um so heftiger, da durch eine Krankheit der Mutter Luisens Engagement als Kammerjungfer sich zerschlug.

Es ist eine alte Erfahrung, daß Widerstand die Liebe heller entfacht.

Was in der Einförmigkeit des Dorflebens, unter seinen Mühsalen und seinen Sorgen vielleicht entschlummert wäre, das entflammte sich bei den steten Verfolgungen des unklugen Vaters erst recht zur Gluth. Vorher ohne romantische Empfindungen und Leidenschaft, in ein ruhiges Nebeneinanderleben übergehend, steigerte sich nun das Gefühl der jungen Herzen im Kampfe gegen den Einfluß feindlicher Elemente zu einer gewissen Größe, der die Heimlichkeit eine gefährliche Wärme gab.

Als Luisens Mutter wieder gesund war und die Gräfin sich bereit zeigte, das Mädchen auch jetzt noch in ihren Dienst zu nehmen, fühlte sie schon nicht mehr die Kraft, sich von dem Orte zu trennen, wo ihres Lebens Seligkeit blühte. Hermanns Liebe trotzte dem väterlichen Verbote, er brachte jede freie Minute bei Luisen zu. Suchte man ihn jetzt, so fand man ihn sicher, wie in den Tagen der Kindheit da, wo Luisele war.

Was sollte aber daraus werden? Fünf Jahre der Sehnsucht lagen noch vor den Liebenden und der tägliche Streit im väterlichen Hause machte die Aussicht auf diese fünf Jahre zum Fegfeuer.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Auch eine Revolution.] In Berlin kam es am vorigen Sonntage im Opernhause zu einer Chor-Revolution. Den Damen des Chors wurden nur decent bis an den Hals geschlossene Kleider in der Garderobe verabreicht, während der Extra-Chor dergleichen von freieren Formen erhielt. In Folge des allgemeinen Chor-Aufstandes mußte der Herr General-Intendant erscheinen, und den Revolutionärinnen auseinander setzen, wie ihr zugenommenes Alter sie von den schönen Vorrechten der Jugend ausschlösse und es dringend nöthig sey, dem Publikum Reize zu verhüllen, die nicht vorhanden seyen, die es aber unter der Hülle (Alter schützt vor Reizen nicht) ahnen könne.

Auflösung der Charade in Nro. 292:

Todtengräber.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Fischer & Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 300 Dienstag, 16. Dezember 1856.

Nordmann.

(Fortsetzung.)

„Nicht Gefangener, nicht Gefangener!" fiel Wodaf feurig und doch bittend ein. „Was soll ich im Kerker? — Laßt mich hinaus, hinaus, daß ich wieder sey bei meinem Volke, daß ich wieder diene meinem Könige, daß ich wieder ringe für die Größe, für den Stolz meines Vaterlandes! — Fordert ein Lösegeld, gebt mich frei! Nicht ich werde Euer Schicksal entscheiden, nicht auf mein schwaches Schwert wird es ankommen, ob Dänemark und Norwegen siegt oder fällt, das Alles liegt in Gottes Hand und in ihr auch mein und Irmas Glück! — Aber frei, doch frei muß ich seyn, meinem Vaterlande und Könige muß ich dienen! — Untreu müßte ich mich nennen, wollte ich um meine Freiheit nicht bitten, nicht flehen, darum gebt mich frei, theurer Mann!"

„Wahrheit, Wahrheit, ich habe es gesagt, wie Wodaf ist," rief erfreut der alte Musikant. „Habe ich gelogen?"

Und erfreut auch stand Peter Nordmann. Und ließ er gleich seine Freude still nur ruhen in der Brust, so blickte er doch mit Wohlgefallen auf den Jüngling, dessen ganzes Wesen so rein, so klar, so edel erschien.

„Habe ich gelogen?" wiederholte der Musikant.

„Wie wäre es auch möglich, daß Ihr lügen könntet?" antwortete Peter Nordmann und legte zugleich das Wohlgefallen über Wodaf mit in den Blick und in den Ton, den er freundlich und mild dem Alten gewährte.

„Gebt mich frei! fordert von meinem Vater ein Lösegeld!" begann wiederum Wodaf. „Nicht hassen, nicht verachten werdet Ihr mich meiner Bitte wegen. Was soll ich im Kerker? Bindet dem jungen Adler die Flügel nicht!" fuhr er begeistert fort, „laßt ihn frei zur Sonne streben, auch wenn er stürzt in seinem Fluge — glücklicher wird er doch seyn als im Käfig!"

„Könntet Ihr so hart handeln wollen?" sprach er, da Peter Nordmann schwieg, dann weiter. „Soll ich hier bleiben? hier, wo ich meinem Himmel, hier wo ich der Theuern so nahe bin, und ach, so fern, so fern zugleich stehe? Soll ich hier in Ruhe und Unthätigkeit, soll ich hier wie ein Lebendiger im Grabe harren auf den Tag der Entscheidung? O lasset jenem Tage mit den Waffen mich entgegen gehen! Lasset bis zu jenem Tage mich treu seyn meinem Könige, wie ich es meiner Irma bin! Der Himmel wird es schicken, wie es gut ist, aber gebt mich frei, gebt mich frei!"

Peter Nordmann war innerlich bewegt. Im Aeußern aber suchte er jedes Zeichen dieser Bewegung zu unterdrücken und zu verbergen. — Nach kurzem Sinnen erhob er sein Haupt und sagte: „Ich habe bereits bestimmt."

Trauernd trat Wodaf zurück und heftete sein Auge schweigend an den Boden. Der alte Jakob legte bekümmert seine Hand wieder auf des Jünglings Schulter und sah bittend in Peter Nordmanns Angesicht.

Dieser aber wendete sein Angesicht dann nach Gyllenborg hin, der immer noch mit verbissener Lippe und irrenden Augen und tückisch lächelnd an der Wand lehnte.

„Nicht ohne Absicht überlasse ich Euch die Entscheidung," sagte ernst Peter Nordmann zu ihm. „Zwar habe ich bestimmt, doch Ihr gerade, Gyllenborg, sollt darüber noch entscheiden."

„So bleibt er Gefangener!" antwortete keck und trotzig Gyllenborg.

„Das war Euere letzte Entscheidung in städtischen und vaterländischen Angelegenheiten," fuhr Peter Nordmann kalt und ruhig fort, „und ich wünschte nur, ich hätte, wie ich es auch ja wollte, Euch das Alles heute Früh schon gesagt. Die Hauptleute haben sich hart über Euere Feigheit beklagt, ich glaube jetzt Alles, was der alte Jakob mir erzählte. Mir zur Seite könnt Ihr nicht mehr stehen, in mein Haus könnt Ihr nicht mehr kommen. — Wollt Ihr aber fechten in Reihe und Glied unter den Bürgern, so soll es mir nur lieb seyn."

Das hatte Gyllenborg nicht erwartet. — Auf diesen Schlag war er nicht vorbereitet. Fast bewußtlos fuhr er aus seiner Lage empor und schrie:

Digitized by Google

„Nun, nun, wollt Ihr den Gefangenen frei geben, so thut's! Ich dachte ja nur an das Wohl des Reichs.“

„Schweigt davon,“ herrschte jetzt Peter Nordmann ihn gewaltig an, „schweigt, schweigt davon, Ihr habt Euch nie um das Reich bekümmert, Ihr wußtet wohl nie etwas von Vaterlandsliebe. Ja,“ fuhr er laut und kräftig fort, „ja, ja, jener edle Jüngling dort, der liebt sein Land, der liebt seinen König. Irma wird, so Gott unsere Feinde schlägt, glücklich mit ihm seyn. Aber dennoch, — er soll Gefangener bleiben, ich schwöre es vor Gott.“

Von Scham und Wuth im Innern zerrissen, ergriff Gyllenborg die Feder auf seinem Hute, knickte sie zusammen und warf, indem er fortstürzte, dieselbe vor Peter Nordmanns Füße. An der Kerkerthüre wendete er sich nochmals um und rief: „Ihr habt es geschworen, daß der Schwede Gefangener bleibt! — Gebt Ihr ihn frei, so weiß ich, was ich dann thue.“

„Nun wären wir fertig,“ sagte Peter Nordmann ruhig und blickte dem Forteilenden nach, „auch wir können nun gehen, alter Jakob.“

„Wahrheit, Wahrheit,“ entgegnete der Musikant, „nun ist für Gyllenborg Recht geschehen, mein alter Vater wird sich freuen im Himmel.“

„Aber hütet Euch nun vor Gyllenborg, alter Freund, ich glaube, er wird Euch und mir nun gefährlich. Er hat Euch auf die Steine geworfen!“ fuhr er fort, „der Wärter erzählte mir davon.“

Der alte Musikant deutete nur schweigend mit dem Finger auf die blutige Stirn. Die andere Hand hatte er noch immer auf Wodafs Schulter.

Und zu Wodaf trat jetzt Peter Nordmann und sagte: „Ihr wißt nun, wie Alles steht, — Gott helfe weiter.“

Trauernd blickte Wodaf noch zu Boden und schüttelte langsam sein Haupt und sagte dadurch, daß er nicht zufrieden sey.

(Fortsetzung folgt.)

Der arme Student.

(Fortsetzung.)

Eine halbe Stunde verging, bevor er, von einer unbezwinglichen Neugier getrieben, den Muth wieder fand, die gemachte Entdeckung näher zu erforschen! Er kleidete sich rasch an, schob den Docht seiner Lampe in die Höhe, und zündete noch eine Kerze an. Dann zog er seinen Degen, nahm die Kerze in die linke Hand und stieß unter einem leisen Gebete das Pförtchen sachte in die Oeffnung hinein. Er trat ein — Alles war still, kalt, öde, dunkel. Der Schein der brennenden Kerze drang nicht bis zu den untersten Stufen der Treppe hinab. Nur scheu und zögernd stieg er hinunter — plötzlich blieb er stehen! Aus der obern Kiste drangen eigenthümliche Laute, wie ein Klappern von harten Gegenständen, ein Kollern, ein leises Pfeifen! Sonst aber war das enge Gemach ganz leer!

Endlich überwogen die Neugier und die Besonnenheit das instinktmäßige Entsetzen, welches Reinhold's Fuß gleichsam festgebannt hatte, — er stieg die letzten Stufen der Treppe vollends hinab, trat zu der Kiste und horchte. „Das sind Mäuse oder Ratten, die in diesem Raume spuken!“ sagte er halblaut und rüttelte an dem Deckel. Dieser wich unter seiner Hand. Mit einem raschen Ruck, aber laut pochendem Herzen erhob Reinhold ihn in seinen Angeln, und schaute in die Kiste hinein. Aber wenig fehlte, so wäre auch er im Entsetzen zusammengesunken, welches auf eine Weile den Kreislauf seines Blutes hemmte und ihm einen eisigen Schreck durch alle Nerven jagte!

In der Kiste lag ein Skelett, und aus der einen Augenhöhle des Schädels blitzten die stechenden Aeuglein einer Ratte, die sich mühsam herausarbeitete und einigen Gefährten nachsprang, die durch ein Loch in dem Boden der Kiste entschlüpften und dem Studenten über die Füße huschten. Vor Eckel und Grausen kämpfte Reinhold mit einer Ohnmacht. Es währte lange, bis er sich wieder gefaßt hatte; dann aber that er etliche kräftige Schläge mit dem Gefäß seines Degens an die Seitenwand der Kiste, um die widerlichen nächtlichen Nagethiere zu verscheuchen, und untersuchte jetzt genauer den Inhalt der Truhe mit einer mühsam bewahrten Selbstüberwindung.

Der Spuk war nun des überirdischen Grausens entkleidet, und in der Seele des Studenten gewann je länger desto mehr der Argwohn die Oberhand, daß er hier vor den irdischen Ueberresten des Opfers eines Verbrechens stehe, als dessen naturgemäße Folge er alle jene unheimliche nächtlichen Erscheinungen und Undinge zu betrachten habe. Es zuckte der Gedanke durch seinen Kopf, er selber sey von der Vorsehung berufen, die Spuren dieses längst in Vergessenheit und Geheimniß begrabenen Verbrechens zu beseitigen! Von dieser Eingebung beherrscht, handelte er nun!

Das Skelett, beinahe fleischlos und von Kalk gebleicht und bedeckt, war das eines Mannes; davon zeugten die Rippen, die Spuren von Bart an dem halb versteinerten Kinn. Ein großes Loch in dem zersplitterten Hinterhaupte, einige Löcher im Brustbein deuteten auf gewaltsamen Tod.

So lagen die noch in den Gelenken theilweise zusammengehaltenen Knochen mit eingebogenen

Digitized by Google

Knieen auf einem Haufen von Retorten, Tiegeln und andern chemischen Geräthen, welche den größten Theil des Raumes der Kiste füllten.

Reste von Schnallenschuhen lagen noch an den Füßen. . . . . Der Mann, dem einst das warme Lebensblut durch die Hülle dieses Gerippes geströmt hatte, war offenbar von meuchlerischer Hand erschlagen, und in diesem verborgenen Gefäß in der Kiste versteckt worden! — —

Am andern Tage ging Reinhold umher wie ein Träumender, wie ein Betrunkener. Ein wildes Fieber raste in seinem Blute; hatte er nicht die Kraft, seine Vorlesungen besuchen zu können. Er eilte hinaus in das Freie, wanderte am Flusse hin, durch Felder und Wiesen, bis er ein dichtes Gehölz erreichte. Hier warf er sich an den Boden und sann und sann, bis er einschlief. Da gab ihm der Traum einen Rath ein, wie er handeln sollte: er träumte nämlich, er habe die Kiste auf die Schultern geladen und zum Friedhof getragen, um sie in geweihter Erde beizusetzen, und über dieser Vision erwachte er. Die Sonne stand schief gen Westen, der Tag ging zu Ende, als Reinhold heimwärts wanderte, bei sich erwägend, wie er es beginnen sollte, der Weisung zu folgen, welche er in dem Traumgesicht erhalten zu haben sich überredete.

Der schwarze Joseph schloß so eben das Thor des Steinthorhofes, als Reinhold diesen erreichte, und während er mit sich kämpfte, ob er sich nicht einen Gehülfen zu seinem beängstigenden Vorhaben gewinnen sollte, rief ihn Mathilde von der Schwelle des Häuschens aus an.

Das arme Mädchen war sehr in Sorgen um ihn; es hatte seine Stube leer gefunden, als es ihm Morgensuppe hinaus gestellt; die alte Frau war noch nicht aufgestanden und lag krank im Bette, war auf Stunden bewußtlos und sprach dann irre, aber Niemand verstand die Worte der gelähmten Zunge. Mathilde bat Reinhold flehentlich, doch einmal nach dem Zustande der Greisin zu sehen. Nur mit Schauer willfahrte der Student.

Frau Hensgen wachte so eben und schien bei Besinnung, als Reinhold an ihr Bett trat. Sie sah ihn scheu und nur flüchtig an, als fürchtete sie ihn, und er hatte Mühe, die Abneigung zu bergen, welche ihn gegen diese Frau erfüllte, die mit den Zügen einer Leiche, zum Gerippe abgemagert, in dem Bette lag und deren fieberglühenden Augen allein noch Leben verriethen, so schlaff und matt war sie vor ihm ausgestreckt. Eine Bangigkeit und Unruhe, wie Reinhold sie noch bei keinem Menschen gesehen, gab sich in diesen unsteten Blicken kund, welche sich vergebens bemühten, die tonlosen Worte und hastigen, aber matten Geberden verständlicher zu machen, mit denen sie sich an den Studenten wandte.

Endlich begriff er: daß sie zwei Dinge begehrte: ein Gläschen Wein und den Syndikus Wagner. Er bat Mathilden, den Wein herbeizuschaffen; aber Frau Hensgen wollte nicht eher trinken, als bis Reinhold selbst die Hälfte des Glases geleert hatte. Dann verlangte sie immer mehr, und ruhte nicht eher, als bis sie mit einander die ganze Flasche des alten Rheinweins geleert hatten.

„Denken Sie sich, Herr Reinhold," sagte Mathilde, „so hatte sie es mir heute auch mit dem Essen gemacht! Es ist, als ob sie fürchtete, wir wollten ihr Gift reichen."

Der köstliche Wein, für Reinhold ein seltener Genuß, schwellte das Herz des Studenten mit einer eigenthümlichen Spannkraft; er fühlte sich jetzt kräftiger und muthiger als zuvor, und eilte nach dem Hause des Syndikus, um ihm den Wunsch der Kranken mitzutheilen, allein dieser war auf einer kleinen Reise begriffen, von welcher er erst in der Nacht zurückkehren sollte. So mußte Reinhold sich damit begnügen, Herrn Wagner bitten zu lassen, daß er nach seiner Heimkehr sogleich bei Frau Hensgen zuspreche.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Geschichtchen aus den Bergen.

(Fortsetzung.)

Im Hause der Braut herrschte Frieden. Das junge Mädchen begann ihre erlernte Kunst zu üben und sie hatte Arbeit und Verdienst vollauf.

Sanft, duldsam und hingebend, wie die Bergbewohnerinnen häufig sind, fand sie in ihrer Liebe die Kraft, die verächtliche Behandlung des Vaters sowohl, als den hin und wieder laut werdenden Tadel der Nachbarn zu ertragen. Sollte sie den Mann, welcher bei ihr Freude und Friede suchte, mit ihrer Neigung zurückstoßen? Was galt ihr das Urtheil der Welt gegen die Seligkeit ihres Umgangs mit dem Geliebten. Was kümmerte sie ein Zeitraum von fünf Jahren.

Daß der Vater fest bei seiner Weigerung beharren werde, glaubte weder sie noch Hermann. Sie vermieden Beide, sich den Blicken des Alten zu zeigen, um der öffentlichen Feindseligkeit auszuweichen und erzwangen damit wenigstens zeitweise eine Ruhe. Allein um so herber brach der wilde Zorn wieder heraus, wenn dem Alten dann Beweise vor Augen kamen, daß die Verbindung der jungen Leute inniger und herzlicher und fester als je war.

„Es ist mein letztes Wort an dich," schrie er eines Morgens früh in das Schlafkämmerchen des

Digitized by Google

Sohnes hinein, wo sich dieser eben bereit machte zum Dienst. „Es ist mein letztes Wort, läßt du von dem Mädchen nicht, so sage ich mich los von dir und lasse öffentlich im Wochenblatte abdrucken, daß du ein ungerathener Sohn bist, für dessen Thaten ich nicht haften könne."

Hermann, aus dem festen Schlafe der Jugend und von süßen Träumen so eben erwacht, verlachte den grimmigen Zornesausbruch des Vaters.

„Was hat dich denn so früh schon für ein böser Geist gepackt," sagte er gelassen. „Wenn das dein Morgengebet ist, so gnade uns Gott vor dem Abendsegen."

„Amen!" schrie der Bergmann.

„Von Luisele lasse ich dis zum Tode nicht," sagte Hermann.

„Und das ist dein letztes Wort?"

„Mein allerletztes, Vater! Was hilft alles Schelten und Zanken, ich habe mein Mädchen lieb, ich habe Geduld und guten Willen, Gott wird uns schon beistehen, daß wir in Frieden und Freuden ein Ehepaar werden."

„Der Teufel mag euch beistehen —" schrie der Alte wüthend über die männliche Entschlossenheit seines Sohnes.

„Auch das, wenn's nicht anders geht," meinte Hermann leichtfertig, indem er sein Ränzel überwarf und sein Mützchen ergriff. „Der Teufel hat hierzulande so manchen Berg versetzt und Fangball mit den Felssteinen gespielt, warum sollte er nicht auch einem bedrängten Liebespaare helfen können?" Er lachte und ging. Aber so eilig er es eigentlich hatte, denn es war ein tüchtig Ende Weg bis zum Buchenberge, wo sein Schacht lag, zu seinem Liebchen schlüpfte er doch erst hinein und erzählte ihr eilig die eben vorgefallene Scene.

Während sein Vater in seiner zornigsten Stimmung sein Inserat entwarf, kam Hermann beim Schachte an. Er schritt wohlgemuth an den viele Lachtern tiefen Felspäffen vorüber, welche dem Beschauer einen Schauer von Schwindel erregen, dem Bergmanne aber nicht das geringste Unbehagen erwecken. Schmale Stege durchkreuzen die grausig tiefen Tagespingen und ein Hebewerk fördert die Eisensteine von unten herauf an das Tageslicht.

Ein bleicher Mann stand tiefathmend bei der Winde und drehte mit den letzten Kräften seines Körpers. Er war krank gewesen und erst seit zwei Tagen wieder bei der Arbeit. Hermann wußte das. Es erweckte sein Mitleid, daß der arme Mensch sich so sehr mühen mußte. Er sah nach der Uhr — noch eine Viertelstunde hatte er Zeit.

Flink war er bei der Winde.

„Geh' beiseit', armer Junge," sagte er fröhlich. „Ich will für dich schaffen — ruh' unterdeß."

Rüstig legte er sich aus. Es schaffte besser als bei dem Kranksgewesenen. „Wenn man Kraft in den Knochen hat, so arbeitet es sich schon," meinte der seufzend. Hermann gab es zu. Aber was war das? War er rasch gegangen und kühlte ihn die Kellerluft des Schachtes zu schnell — oder trieb die ungewohnte Drehung sein Blut rascher und gewaltsamer durch die Adern? Es brauste um ihn — es zischte — es war ihm, als töne das Hohngelächter des Teufels in sein Ohr, als packe ihn eine eiserne Faust und drehe ihn wirbelnd in den Lüften rund um. Gellend schrie er auf — und war verschwunden! Ein dumpfer Fall zeigte dem zitternden Arbeiter, der sich mühsam an den schwachen Geländern festhielt, daß der junge blühende Mann hinabgestürzt war. Sein Jammergeschrei rief Alles herbei, was in der Nähe war.

Man suchte nach Hermann, aber man erwartete nur einen Todten zu finden. Bewußtlos mit zerbrochenen Gliedern und mit zerschelltem Kopfe wurde er aus der entsetzlichen Tiefe herausgeschafft. Todt war er nicht, doch zweifelte man, daß er jemals wieder ersteben und geheilt werden könne. Die Beine waren gebrochen, der Kopf mit klaffenden Wunden bedeckt.

Windschnell durchflog die Kunde dieses Unglücks die Thäler und lockte von allen Seiten Hülfe herbei. Nur zu dem Häuschen, wo Luisens Finger fleißig die Nähnadel handhabte, drang die Botschaft erst, als der unglückliche junge Bergmann schon im väterlichen Hause angelangt war, und unter den Händen geschickter Aerzte sich befand.

Was das arme Mädchen auch empfinden mochte, kein Schrei des Schreckens verrieth den unsäglichen Schmerz ihres Herzens, keine lauten Worte, keine stürzenden Thränen ließen erkennen, was sie fühlte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Sicherste und einfachste Milchprobe.] Um zu erfahren, ob Wasser unter die Milch geschüttet ist, soll man einen Tropfen davon auf den Fingernagel bringen. Ist die Milch rein, so bleibt der Tropfen hoch stehen; ist sie aber mit Wasser gemischt, so zerfällt er.

* * *

Redakteur: G. v. Meffert.
Druck u. Verlag bei Fischer & Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 301 Mittwoch, 17. Dezember 1856.

Nordmann.

(Fortsetzung.)

„Habt Ihr an Irma Etwas?" fragte ruhig Peter Nordmann und reichte ihm die Hand. „Vertraut mir es an, ich werde es ausrichten, wenn ich späterhin heimkomme."

Wodaf ergriff die Hand des Greises und drückte sie fest an sein Herz. Er blickte dabei aber dennoch nicht auf. Und lange hielt er die Hand an dem Herzen, bis er endlich sagte: „Euch danke ich, — Irma grüße ich."

„Ihr übernehmt einstweilen wohl die Grüße, alter Freund?" wendete sich Peter Nordmann an den Musikanten. „Ich muß von hier aus noch weiter, geht daher zu Irma und grüßet sie auch von mir, und unterrichtet sie von dem Geschehenen."

„Von Allem, von Allem," sagte der Musikant, indem er von Wodaf Abschied nahm und ihm versprach, bald wieder zu kommen. „Und nicht wahr," fragte er Peter Nordmann noch, „nicht wahr, ich darf oft wieder zu dem Gefangenen gehen?"

„Für diesen Fall gerade mag ich dieß nicht allein erlauben," erwiderte Jener, „sprecht mit den Hauptleuten davon."

Und beide Greise gingen. Peter Nordmann öffnete noch die Kerkerstuben der übrigen Gefangenen und sprach mit ihnen, und fragte nach Namen und Geburtsort. Während dessen unterhielt sich der alte Musikant mit dem Wärter, welcher bereits Wodafs Kerkerstube wieder verschlossen und verriegelt hatte. Der Wärter wollte dem alten Jakob mit einem feuchten Schwamme das Blut abwaschen von der Stirne. Dieser aber ließ es nicht zu, sondern sagte: „durch das Blut habe ich heute mit meinem Vater geredet und mit Gott, und Gott hat meine Klage vernommen. — Nun trage ich den Flecken, bis es Abend ist."

*

Und als er mit Peter Nordmann wieder heraus kam an die erste Thüre, sah er dem wachthabenden Soldaten mit strafendem Blicke in das Gesicht und wollte sprechen. Das erkannt aber war das Gesicht eines Andern. Die frühere Wache war abgelöst. So sprach er denn nicht, sondern nahm erfreut nun Abschied von Peter Nordmann und schwenkte seinen Hut und eilte zu Irma.

20.

Der geschlagene schwedische Vortrupp hatte nur einige Stunden weit sich zurückgezogen, und an das Hauptkorps sich angeschlossen. Dort war bereits das erwartete Belagerungsgeschütz eingetroffen. Noch an dem Abende dieses Tages, wo wir die letzten Ereignisse geschehen sahen, rückten die Schweden unter dem bekannten General Horn, durch den im dreißigjährigen Kriege so manche Festung gefallen war, schnell vor Friedrichshall.

Die Feinde schlugen ihr Lager auf, zündeten Wachtfeuer an und bereiteten Alles vor zu einem schnellen Sturme. Die Belagerten waren in der Stadt ebenfalls nicht ruhig. Es herrschte die ganze Nacht hindurch die regste Thätigkeit. Peter Nordmann hatte vollauf zu thun. Der Greis schien völlig verjüngt zu seyn. Bald stand er in der Mitte der Bürger, bald unter den Soldaten, bald auf einem Wartthurme, bald hart am Geschütze. So manche Kugel, die in seiner Gießerei bereitet worden war, spielte hinaus in das feindliche Lager und er dachte dabei an Gyllenborg. Dieser aber hatte sich, seit er aus dem Kerker ging und die Feder von dem Hute riß, noch nicht wieder sehen lassen, und Peter Nordmann war überzeugt, daß derselbe gar keinen Theil an der Vertheidigung der Stadt nehmen werde. Peter Nordmann gab ihn also auf. Er that dieß um so ruhiger, als unter den Bürgern und Soldaten eine Kampflust und ein Muth sich zeigte, welche nur das Beste hoffen lassen konnten.

Nach Mitternacht unternahm Peter Nordmann, in Verbindung mit mehreren Hauptleuten und einer Abtheilung von Soldaten und Bürgern, einen kühnen Ausfall und fügte den Schweden bedeutenden Schaden zu. Alle wurden durch dieses erste, glücklich abgelaufene Wagstück noch muthentflammter und die Beunruhigungen nach dem Lager hin hörten nun während der Nacht nicht auf.

Digitized by Google

Mit dem erwachenden Tage ließ der General Horn zu Sturm blasen. Der Angriff, so gewaltig er war, wurde zurückgeworfen. Nun donnerte das feindliche Geschütz nach der Stadt, daß die Erde zuckte. Hunderte von Kugeln flogen herauf, hunderte hinab. Die Schweden unternahmen einen zweiten, einen dritten Sturm, aber immer wieder wurden sie mit großem Verluste zurückgeschlagen. Die Friedrichshaller zeigten noch eine weit größere Tapferkeit, als bei den früheren zwei Belagerungen im vorigen Jahre. Und Peter Nordmann stand, wie ein ergrauter Fels seines Vaterlandes, so lange es zu stehen und zu streiten galt. War ein Angriff glücklich zurückgeworfen, dann fand man ihn überall, wo von Neuem die Gefahr drohte. Man hörte seine Stimme, man sah sein Schwert, man fühlte die Kraft seines Beispieles und seiner Begeisterung.

Als wollten die Schweden Friedrichshall an diesem einem Tage sogleich zum Falle bringen, ruheten und rasteten sie nicht. Nach dem dritten zurückgeworfenen Sturmversuche ließ Horn aus schwerem Geschütze glühende Kugeln in die Stadt werfen. Den Angriff erneuerte er während dieser furchtbaren Beschießung mit aller Kraft, die ihm zu Gebote stand. Der Donner der Kanonen, das Lärmen, Rufen und Schreien, der Kampf auf beiden Seiten wurde heftiger, und Trommeln und Schlachtmusik hörte man bereits bis in die Stadt.

Eben fuhr Irma erschrocken empor. Eine glühende Kugel schlug nieder zu den Fenstern. Irma wurde nun von der Dienerin bestürmt, hinab zu gehen in die gewölbte Halle, wo sie Beide sicher seyn könnten vor naher Gefahr. Irma aber weigerte sich. Immer wieder ging sie näher nach dem Fenster und blickte hin auf den Thurm, in dessen Mauern Wodafs Gefängniß war.

„Laß mich immer hier, immer hier!“ sagte sie, „Was soll ich unten in der Halle? Da unten kann ich nicht nach dem Thurme sehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der arme Student.

(Fortsetzung.)

7

Die Nacht war eingebrochen, als der Student vom Gang nach dem Syndikus zurückkehrte. Ein innerer Drang bestimmte ihn, die Ausführung seines Vorhabens nicht aufzuschieben, denn der Gedanke, daß Frau Hensgen über Nacht sterben und er dadurch seine Wohnung und die Möglichkeit verlieren könnte, die Spuren jenes Verbrechens, welche auf seine Wohlthäterin wiesen, zu beseitigen, trieb zur Eile. Er stählte daher seinen Muth durch ein leises Gebet, bevor er die geheime Treppe hinunterstieg. Den Ueberzug seines Kopfkissens hatte er abgezogen und als Sack um sich gebunden, und in diesen sammelte er sorgsam Alles, was von den irdischen Ueberresten jenes Gemordeten noch aufzufinden war. Als er die Ueberreste der rechten Hand zusammen las, die an mehreren Stellen durch Hiebe mit einem scharfen Werkzeug verletzt waren, blinkte ihm etwas Helles, Metallenes entgegen. Es war ein goldener Fingerring, von massiver Gestalt wie die Eheringe, die man vor Zeiten getragen. Die innere Fläche des Ringes trug eine Inschrift, welche aber durch Kalk und Schmutz fast unkenntlich geworden war; das Plättchen auf der äußeren Seite ein Wappen. Obwohl ihm ein leiser Schreck durch das Gebein rieselte, so eignete sich Reinhold doch den Ring an und schob ihn mechanisch in die Tasche.

Als er sich sodann überzeugt, daß er alle Trümmer des Skelettes zusammengelesen, eilte er, wie vom bösen Gewissen getrieben, die Treppe hinan, verschloß die verborgene Thür, warf sein Mäntelchen um die Schultern, und verließ den Thurm und Hof, um noch vor Thorschluß durch das Stadtthor in das Freie zu gelangen.

Als er den Friedhof erreicht hatte, schwang er sich in der Nähe des Beinhauses über die Mauer, und warf den Inhalt seines Sackes Stück um Stück durch das Gitter in das unterirdische Gewölbe hinab. Es war der schwerste, schauerlichste Gang seines Lebens gewesen. Dann sprach er ein Gebet für die Ruhe des Todten, und verließ mit einem kalten Schauder den Friedhof.

Auf dem Heimweg reinigte er den Ring an einem Brunnen, und steckte ihn an den Finger, — er wußte selbst nicht warum und wie. Mathilde erwartete ihn abermals, und ihre Angst stieg noch mehr, als sie ihn so verstört und bleich sah. Frau Hensgen war unruhig und ungeduldig geworden und hatte durch Geberden nach ihm verlangt.

Reinhold trat zu ihr und schrieb auf ihre fragenden Zeichen den Bescheid auf die Schiefertafel, daß der Syndikus noch in der Nacht kommen werde. Wie er ihr die Tafel hinhielt, erblickte Frau Hensgen den Ring, stieß einen wilden Schrei aus und fiel ohnmächtig in die Kissen zurück.

Es kostete Mühe, sie wieder zu beleben, und dieses Amt fiel dem Studenten allein zu, denn Mathilde war von Angst und Furcht wie gelähmt. Als die Greisin wieder zum Bewußtseyn gekommen war, verrieth sie eine tödtliche Angst und ihre Blicke hafteten mit einer unbeschreiblichen Spannung an den Zügen des Studenten. Reinhold schickte Mathilden aus dem Zimmer, beugte sich zum Ohre der Matrone herab und sagte:

Digitized by Google

„Ich weiß, was Sie wissen wollen, Frau Hensgen! Der Ring ist von ihm. Ich habe sein Gerippe gefunden und auf den Friedhof getragen, damit es bei anderen Christen ruhe!"

Ihre Hände haschten fieberisch nach der seinigen, drückten sie, und führten sie an ihre heißen Lippen. Dieses harte stechende Auge fand seit langen Jahren zum ersten Mal wieder Thränen; der stumme Mund schien Dank- und Bußgebete zu stammeln; ihre Blicke schienen den Jüngling segnen zu wollen. Dann aber ließ sie seine Hand los und verlangte nach dem Kruzifix, das über ihrem Bette hing. Reinhold reichte es ihr, und ging aus dem Stübchen, denn er wollte die Rührung nicht zeigen, die ihn beim Anblick dieser Frau wider Willen ergaßte.

Er und Mathilde saßen in der Wohnstube stumm beisammen, die Uhr tickte eintönig durch den engen Raum, die Hunde im Hofe winselten — es waren trübe ernste Gedanken, welche eben den beiden Heimathlosen durch den Sinn zogen. Was soll aus ihnen werden, wenn diese Frau stirbt? sagten sich die stillen Blicke, welche Beide mit einander wechselten. Nach einer halben Stunde winkte Reinhold dem Mädchen und stand auf, nach der Greisin zu sehen, deren Schweigen ihm verdächtig erschienen mochte. Als Beide Hand in Hand in das Schlafkämmerchen traten, fanden sie eine Leiche, die mit starren knöchernen Fingern das Bild des Gekreuzigten fest umspannte.

Weinend warf sich das verwaiste Mädchen über die Leiche der Matrone und überließ sich einem wilden Schmerz. Reinhold hob Mathilden mit tröstenden Worten auf und führte sie hinweg von dem Sterbebette. Da sank sie hülf- und rathlos an seine Brust, und ihre stumme Geberde heischte von ihm Schutz. In diesem ernsten hehren Augenblicke, wo ihre Stirn an seiner Wange ruhte, ward Reinhold sich zum ersten Male des Gefühls bewußt, das er für Mathilden hegte.

„Sey ruhig, mein liebes Kind!" sprach er; „Gott im Himmel lebet ja noch, der da verheißen hat, ein Vater der Waisen zu seyn! Er hat Dich mir in dieser Stunde zur Schwester, — zur Braut gegeben! Willst Du Dein Loos an das meinige ketten, wie arm es auch sey?

Mathilde schlug ihr Auge zu ihm empor und in diesen dunklen unergründlich tiefen Spiegeln ihrer arglosen, jungfräulich reinen Seele las er eine Antwort, die ihm alle Beredtsamkeit der ganzen Welt überwog. Ort und Zeit waren nicht geeignet, Kuß und Schwur zu tauschen; aber der Herzenskündiger im Himmel verstand Beide dennoch, und ihr Gelübde fand Gnade vor seinem Auge.

Erst der Schall der Glocke am Thore schreckte sie aus dieser stummen Scene auf. Der Syndikus kam, noch in Reisekleidern. Die Todesbotschaft erschütterte ihn sehr. „Ich komme zu spät, meine Kinder," sagte er. „Mein Ausbleiben kostet Euch ein Erbe, denn ich denke nicht anders, als daß die Selige noch ein Testament zu Euren Gunsten hat machen wollen. Leider hat sie diese Pflicht allzu lange aufgeschoben, und ihre lachenden Erben werden nun triumphiren!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Geschichtchen aus den Bergen.

(Schluß.)

Nun flog sie dahin über den Steg des rieselnden Baches und über den Rasenplatz, der zwischen den Häusern lag, athemlos, aber still und sanft wie das Bild der göttlichen Barmherzigkeit, trat sie auf die Schwelle, die ihr von dem harten Herzen eines Vaters verboten war. Mit einer Stimme voll der herzinnigsten Liebe und des tiefsten Mitgefühls rief sie: „O, du Gott — mein lieber, lieber Hermann!" Der Vater Hermanns richtete sich bei dem Klange ihrer Stimme jähe auf aus seiner tiefgebeugten Stellung und blickte mit zornigflammenden Augen zu dem Mädchen hin. Aber seine Lippen verweigerten ihm doch den Dienst, als er seinem Hasse Worte zu geben versuchte.

Und als der Arzt von dem Verbande aufschaute und fragte: „Ist dieß Mädchen Luisele? komm näher mein Kind, der arme Mensch hat schon mit heißer Sehnsucht nach dir gerufen," da wich der Vater zurück von dem Lager, um ihr Platz zu machen. Er wagte in dieser fürchterlichen Stunde nicht, sich zu widersetzen.

Luisele nahm ohne Grauen und Furcht Besitz von dem eingeräumten Platze. Ihre weiche Hand legte sich beschwichtigend auf die blutbedeckte Stirn des jungen Mannes — er schlug sogleich die Augen auf und richtete sie auf sein Mädchen. Trotz der wüthenden Qualen in seinem Mark und Gebein strahlten sie voll Freude, als er sie erblickte. „Luisele," flüsterte er, „siehst du, der Teufel hat gebolfen, aber unsere Seelen soll er doch nicht haben, bete, bete, mein Luisele, bete zu Gott dem Allmächtigen. Unsere Seelen gehören Gott und nicht dem Teufel — bete, mein Mädchen."

Alle Umstehenden glaubten, Hermann rede irre. Nur sein Vater und seine Geliebte wußten die Worte zu deuten und ein Strahl von Reue durchbrach das düstere Gewölk des Hasses, das die Brust des Bergmanns Fließ umpanzert hielt, als er seinen Sohn so reden hörte.

So verging die Nacht, ein Tag nach dem an-

Digitized by Google

dern, sie wich nicht von seinem Lager, bis er genas. Langsam zwar und nach vielen schmerzhaften Wochen, aber dann um so sicherer. Sein Geist wurde frei, so wie die Kopfwunden vernarbten und wenn die Beine auch eine gewisse Schwäche und Lahmheit innerlich behielten, so zeigte sich dieß doch nur in einem langsameren Gange.

Während dieser Schmerzenstage im Bergmann Fließ'schen Hause war Luisele nicht allein eine geduldete, sondern zuletzt eine herbeigesehnte Person geworden und unwillkürlich in die Pläne verflochten worden, die für den Fall einer nur theilweis erhofften Genesung gefaßt waren. Daß der volle Sonnenglanz des Glückes noch einmal über ihn hereinbrechen und der verstümmelte Sohn ganz genesen und geheilt ihm geschenkt werden würde, hatte der Bergmann Fließ nicht geahnt und in der Resignation des Kummers war er gern auf die Vorschläge eingegangen, die Hermann, durch Luisens Beihülfe und Arbeit, in den Stand setzen konnten, anständig und ehrlich sein Leben zu fristen. Natürlich schlossen diese Pläne eine Verheirathung in sich, die keine Hindernisse mehr fand, wenn Hermann vom Bergwesen schied. So wie der junge Mann sich aber erholte und seine Kräfte wieder zunahmen, befahl der Vater: er solle im Gewerke bleiben und wenn auch anfangs mehr mit dem Hauen der Eisensteine beschäftigt, doch sobald als möglich in das Bergwerk wieder eintreten.

Damit war die Aussicht auf Verheirathung den Liebenden wieder in die Ferne gerückt, indeß ertrugen sie es mit Geduld.

„Laß gut seyn," sprach Hermann an dem Tage, wo er mit neuem Muthe sein Bergwerk wieder zu besuchen ging, um die, freilich nicht so angenehme Beschäftigung des Steinhauers zu beginnen, „laß gut seyn, wir bauen nun auf Gottes Hülfe, der Teufel hat es nicht gut genug gemacht, mag Gott nachhelfen." Das Mädchen herzte den Geliebten.

„Es ist ein großer Gewinn, daß Dein Vater mich achten gelernt," meinte sie.

Da kam ein Tag, ein trüber neblicher Tag mit drohenden Regenwolken und hereinbrechenden Herbststürmen, wo Herrmann nicht so leicht und froh bei seinem Liebchen zusprach nach vollendetem Tagewerke wie sonst. Ein breites Tuch verhüllte ihm das rechte Auge und die Stirn.

Als Luisele erschrocken die Binde löste, zeigte sich nichts Erschreckendes, nur eine leichte Beule an der Stirnhöhlung war sichtbar und der Arzt hatte Wasserläppchen darauf verordnet. Ein Stück vom Eisensteinblock war aufwärts gesprungen und hatte die Augenhöhlung hart getroffen.

Der Leichtsinn der Jugend glaubte es nur mit einem blau, grün und gelb umlaufenen Auge zu thun zu haben, aber der Wurf des Schicksals war heimtückisch sicher und vernichtend gewesen.

Das Augenlicht des getroffenen Auges verlöschte nach und nach bis auf einen neblichen Schimmer, Herrmann könnte noch genug mit dem andere Auge sehen, um rüstig die Arbeit fortzusetzen. Er fürchtete selbst nichts, als ein dumpfer Druck im gesunden Auge anzeigte, daß auch dieses von dem schrecklichen Wurfe nicht unangegriffen war.

Erst als es Abend um ihn wurde, als der Stern seiner schönen Augen nur noch matt leuchtete und sanft bis zum Schimmer verging, erst da erkannte er sein Schicksal und sagte mit traurigem Tone zu seiner Geliebten: „Luisele, jetzt werd' ich Musikant und wir können uns nun heirathen, wenn Du den blinden Mann sonst nicht verschmähest. Der Teufel mag es wohl nachgeholt haben in dem Steinwurfe, den er auf mich gezielt, was ihm das erste Mal nicht hat gelingen wollen." „Laß gut seyn, Hermann," erwiderte das Mädchen. „Wir fangen unsern Ehestand mit Gott an und der weiß am besten, was uns dient!"

Still war die Trauung und still ist ihr Leben. Der Vater hatte keine Freude an der Verbindung, aber er störte sie auch nicht mehr mit seinem Mißfallen.

Ob nicht bisweilen Stunden kommen, wo die übernommenen Pflichten mit erdrückender Schwere auf die Brust Luisetens fallen, wo sie ihr Loos gegen das anderer junger Weiber hält und es hart findet?

Das wissen wir, daß keine Macht der Erde das junge Weib zu den Tanzplätzen zu locken vermag, wo ihr armer fast blinder Mann lustige Melodien zum Tanze aufspielt. So ist Hermann denn Musikant geworden, wozu ihn die Natur bestimmt. Unter der schützenden Begleitung seines ältesten Sohnes, eines wackern und verständigen Knaben von sieben Jahren bezieht er mit einer Musikbande die Thäler und spielt bei festlichen Gelagen.

„Wenn ich erst Geige und Flöte spielen kann," sagte der Knabe mit leuchtenden Augen zu mir, „so bleibt der Vater zu Hause und ich bringe ihm Geld heim." — Glückauf, du gutes Kind!

Logogryph.

Das Leben wird gefährdet durch mein Wort,
Selbst dann gefährdet noch, nimmst du ein Zeichen fort.
Nimm noch ein Zeichen weg, dann schwebt
Nur Einer in Gefahr, der gar nicht lebt.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ignatz Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 302 Donnerstag, 18. Dezember 1856.

Nordmann.

(Fortsetzung.)

Lauter, noch lauter krachte es herein in die Stadt. Häufiger schlugen die Kugeln auf die Straßen und in die Dächer der Häuser. Irma war nicht zum Weggange von der Nähe des Fensters zu bewegen. Und plötzlich that sie einen Schrei, die Dienerin sprang erschrocken an das Fenster, das Irma jetzt aufriß, indem sie hinausrief: „schnell, schnell, macht doch, daß Ihr in's Haus kommt!"

Denn unten über den menschenleeren, todten Marktplatz schritt der alte Musikant und nicht weit von ihm war eine rothglühende Kugel jetzt niedergeschmettert. Der Alte nickte nach dem Fenster zu und näherte sich, ohne seinen Gang zu beschleunigen, dem Hause. Sein Anzug erschien sonderbar. — Auf dem Rücken hatte er die Geige und den Käfig mit dem Stieglitz. In der einen Hand trug er seine zwei weißen Bettelsäcke und das kleine hölzerne Bild, in der anderen Hand den blanken Dolch.

„Wahrheit, Wahrheit," rief er nach dem Fenster hinauf, „wenn Dänemark und Schweden kämpft, da fließt gar vieles Blut. In meinem Hause ist's nicht mehr sicher, ich bin ausgezogen, — ich komme zu Euch."

Auf der Treppe trat die Dienerin ihm entgegen und stellte ihm vor, daß oben Gefahr sey und sagte ihm, warum Irma nicht herab wolle in die sichere Halle.

Und der Alte schritt an die Thüre und rief hinein: „geht nur mit herab, ich will Euch auch erzählen, ich habe viele Grüße, ich komme so eben wieder her von dem Thurme."

Da folgte Irma willig und ging mit hinab. Der Alte hing seine weißen Säcke an die Wand und setzte den Käfig mit dem Stieglitz auf den Boden, und knüpfte das Bild auf an seines Vaters Bettelsack. Den Dolch aber steckte er in sein Kleid, vorn auf die Brust, dann ließ er sich nieder neben Irma und erzählte. Aber er wollte das angstvolle Kind nicht noch ängstlicher machen, daher erzählte er nicht Alles treu. Er schilderte Wodaf ruhig, und doch hatte dieser im Kerker getobt, bei jedem Schusse den Kopf an die Mauer gedrückt und gerufen: „Gott, Gott! ich sitze nun hier, — ich bin gefangen!"

Irma ließ dem Alten einen Becher Wein bringen und Speise, und der Musikant aß und trank. Dann nahm er die Geige und so oft das Fenster klirrte vom Donner der Kanonen, so oft that er einige Striche auf den Saiten und sprach dazu: „Verderben und Untergang allen Feinden, — aber Glück und Segen auf Wodafs Haupt."

Längere Zeit hatte er so gestanden, als er plötzlich rief: „und ich bleibe hier und thue weiter nichts? Kann ich draußen nicht auch vielleicht Etwas helfen? Wird es nicht Verwundete und Todte geben? Lebt wohl unterdessen," fuhr er fort, „Ihr seyd jetzt geborgen, ich muß sehen, wie es steht."

Mit diesen Worten nahm er seinen Hut und wollte fort. So sehr ihn nun Irma auch bat, der Gefahr sich jetzt nicht preiszugeben, so ließ er sich doch nicht halten. Als er hinaus war, faltete Irma die Hände. Nicht für die beiden Greise nur schickte sie ihr Gebet zum Himmel, sondern zugleich für des Reiches Sieg und Errettung. Dann litt sie ihr Herz nicht mehr in der Halle. Wieder hinauf eilte sie in das Zimmer und sah nach dem Thurme, wo Wodaf lebte. Ach, dorthin, dorthin richtete sie ihr Auge mit Sehnsucht. Zu viel, zu viel war seit gestern geschehen, zu günstig hatte Alles für sie und ihre Liebe sich gewendet, als daß sie hätte vom Schicksal nicht wünschen sollen, rascher, immer rascher nun an das Ziel mit ihr zu eilen. Nicht mit den einzelnen Blumen ist der Mensch ja zufrieden, wenn diese Blumen ihm schnell und unverhofft gegeben werden; er dankt wohl, er dankt innig dafür. Aber je frischer die Blumen des Glückes noch sind, desto schneller fängt er an, den Strauß zu ordnen, und diese und jene Blume fehlt ihm noch, und gierig zugleich sucht er nach dem Bande schon, um fest und sicher den Strauß zu binden.

Hinüber nach dem Thurme schlug Irmas Herz daher, dort hinüber strebten ihre Wünsche und Gedanken, dort hinüber wollte sie eilen und den Kerker

Digitized by Google

öffnen und hereinrufen: „Komm, komm, das Reich ist gerettet! komm, komm, du bist und mußt nun der Meine seyn! jetzt schon, jetzt schon!“

Und immer mehr sich vergessend, stand sie jetzt am Fenster, denn das Schießen hatte nachgelassen. Auch dieser jüngste Angriff der Feinde war von den Belagerten zurückgeworfen worden. Man hörte die klingenden Zeichen des abermaligen Sieges, denn die Trommeln verstummten und ein Freudenmarsch ertönte. Lebendiger wurde es auf den Straßen. Einzelne Weiber gingen mit ihren Kindern hinaus an die Festungswerke. Auch Irma wollte das thun, wollte hinaus zum theueren Großvater und machte sich Vorwürfe, daß sie weniger ängstlich um ihn besorgt war, als es würde der Fall gewesen seyn, wenn Auge und Herz noch nichts gewußt hätten von Wodaf, von dem Thurme.

Da sprengte, als Irma noch am Fenster stand, ein Reiter durch die nächste Gasse herauf. Bald war er auf dem Markte. Irma hörte, wie der Reiter eine vorübergehende Frau nach Peter Nordmann fragte, und von dieser hinausgewiesen wurde an die Festungswerke. Kaum hatte der Reiter das vernommen, so spornte er das Pferd von Neuem und jagte vorüber an dem Hause und hinaus nach den Werken.

Irma war erschrocken. Sie trieb die Dienerin an, eilend mit ihr zu gehen; doch ehe sie Beide noch das Zimmer verließen, krachte eine Salve des Festungs-Geschützes, und eine zweite folgte und eine dritte donnerte der zweiten nach, und ein ungeheurer Jubelruf tönte herein bis auf den Markt. — Nun öffneten sich alle Hausthüren. Betagte Mütterchen und junge Mädchen, Greise und Frauen und Kinder zeigten sich an den Fenstern und auf den Gassen, und Viele strömten hinaus nach der Stätte des Jubels.

Aber unten herauf kamen schon mehrere Hauptleute und Bürger. In der Mitte schritt Peter Nordmann, und voraus ging der alte Jakob und geigte, und ließ sich nicht stören, obgleich einige Mal die Hauptleute es ihm verboten. Und als der kleine Zug näher kam an das Haus, und der Musikant sah, daß Irma nicht am Fenster, sondern unten an der Hausthüre stand, um dem Zuge entgegen zu gehen, da geigte er immer froher und rascher, und rief dazu: „Wahrheit, Wahrheit, wir werden jubiliren, wir werden Alle frei, — wir werden Alle jubiliren, wir werden Alle frei!“

Und Irma stürzte dem Großvater entgegen und fiel ihm um den Hals, und küßte und streichelte das von Rauch geschwärzte liebe Angesicht, und Alles war erfreut und jauchzte.

Der Reiter nämlich hatte die günstigsten Nachrichten gebracht. Die in Kopenhagen mit Sehnsucht erwartete Flotte der Holländer war, fünfundvierzig große Schiffe stark, glücklich unter dem Admiral Oppam in den Sund eingelaufen. Obgleich die schwedische Flotte mit zweiundvierzig Segeln ihr zum Angriffe entgegen gegangen, und obgleich das Feuer der feindlichen Strandbatterien furchtbar gewesen war, so hatten doch die Holländer die schwedischen Schiffe geschlagen, den Hafen von Kopenhagen glücklich gewonnen und Lebensmittel, Munition und Truppen reichlich und sicher in die Hauptstadt gebracht. Der Admiral Oppam war in Kopenhagen empfangen worden, wie ein Retter, gesandt vom Himmel. — Alle Glocken, die bis jetzt geschwiegen, hatte man geläutet und ein feierlicher Gottesdienst war gehalten worden in allen Kirchen der Stadt. Auch waren die Einwohner von Drontheim und der Insel Bornholm aufgestanden und hatten kühn das neue schwedische Joch wieder abgeworfen und muthig an ihr altes Dänemark sich angeschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Der arme Student.

(Fortsetzung.)

Hierauf sandte er Reinhold in die Stadt, um Schöffen und Schreiber herbeizuholen, damit die Hinterlassenschaft der Verstorbenen gesetzmäßig unter Siegel gelegt und gesichert werde, was denn auch noch während der Nacht geschah. Mathilden bot er vorerst ein Obdach in seinem eigenen Hause an.

Am Abend nach der Beerdigung der Frau Hensgen hatte der Student seine Wohnung im Thurme zu räumen, in welcher er übrigens seit jener Todesnacht nicht mehr geschlafen hatte. Er verließ sie mit einigem Schmerze, den nur das stille Bewußtseyn linderte, daß er nach Kräften dazu beigetragen, die Möglichkeit der Entdeckung jenes verborgenen Gemachs in der Giebelwand des alten Gebäudes zu beseitigen. Er hatte das kleine Pförtchen verbaut, welches nach dem Speicherraum hinausführte, und das alte Getäfel im Thurmgemach fest vernagelt. Um den übrigen Inhalt des geheimen Verstecks wußte er nicht, und über das Vorhandenseyn desselben und die damit zusammenhängenden Abenteuer gelobte er sich selber ein ewiges Schweigen, damit das Angedenken seiner Wohlthäterin nicht noch befleckt werde.

Leider aber brachte der Tod der Greisin sowohl für Reinhold, als für Mathilden noch andere unangenehme Folgen. Als die Gerichte die angelegten Siegel von den Thüren und Möbeln der Verstorbenen abnahmen und man sich anschickte, das In-

Digitized by Google

ventar über die Hinterlassenschaft derselben aufzunehmen, auf deren Betrag die zahlreichen Erbberechtigten sehr gespannt waren, fand sich beinahe gar kein baares Geld vor, obschon nachgewiesen wurde, daß die Verstorbene erst wenige Tage vor ihrem Tode eine bedeutende Summe eingenommen und diese nicht, nach ihrer sonstigen Gewohnheit, an den Syndikus Wagner abgeliefert hatte.

Die Mehrzahl der Erben bestand nun darauf, daß Reinhold und Mathilde, als die einzigen Hausgenossen der Erblasserin, verhaftet und ihnen, als der Veruntreuung dieser Summe verdächtig, der Prozeß gemacht werden sollte. Nur den Bemühungen des wackern Syndikus gelang es, die beiden jungen Leute aus den Klauen der damaligen Justiz zu befreien und ihre Lossprechung zu erwirken.

Aber beider Ruf ward dadurch beschimpft, und Beide sehnten sich, die Stadt zu verlassen, wo sie solche Unbill erfahren hatten. Mathilde fand eine Stelle als Ladenmädchen bei einem weitläufigen Verwandten in einer Stadt des Auslandes.

Reinhold erstand sein Examen mit ungewöhnlichem Erfolg, und die Fürsprache des Syndikus Wagner verschaffte ihm eine Stelle als Gehülfe des Amtmannes Hester in Waren. So waren die beiden Liebenden jählings auseinander gerissen und sürder nur auf seltenen brieflichen Verkehr beschränkt.

Die verschiedenen Erben aber zankten sich untereinander um das Erbe, bis einer der nächsten Anverwandten, dem einer der größten Theile des Erbes zufiel, der Sohn des Schöffens Reigens, ein hochfahrender, unbesonnener, junger Brausekopf, den Steinthorhof erstand und darin ein großes kaufmännisches Geschäft einrichtete. Das Häuschen im Hofe ward niedergerissen und an die Stelle desselben ein Neubau gesetzt, welcher die Waghalle, die Schreib- und Zahlstuben der neuen Firma Abraham Reigens und Konsorten enthielt.

8.

Zehn Jahre waren vergangen. Reinhold hatte seit lange nichts mehr von Mathilden gehört, denn der Brotherr der armen Waise hatte ihr bei strenger Ahndung verboten, den Briefwechsel mit dem fernen Geliebten fortzusetzen, weil er doch zu nichts führe. Reinhold hatte all jene herben Erfahrungen machen müssen, durch welche sich die Armuth und das bescheidene Talent mühsam zur Anerkennung und Geltung hindurch ringen. Noch immer war seine Stellung eine so ungesicherte, daß er nicht daran denken konnte, die Existenz einer Familie daran zu knüpfen. Da erhielt er eines Tages ein Schreiben von Herrn Wagner, welches ihn aufforderte, dessen Amtsgehülfe zu werden, da auf jenem biedern Manne die Hand des Geschicks hart lag. Mehrere seiner erwachsenen Kinder waren ihm in kurzer Frist nach einander gestorben, und seine Gesundheit war dadurch erschüttert; er bedurfte eines vertrauten Mannes als Stellvertreters. Reinhold fühlte seine Verpflichtung gegen diesen einstigen Gönner allzu lebhaft, um lange zu säumen. Er folgte daher der an ihn ergangenen Ladung, selbst auf die Gefahr hin, dadurch günstigere Aussichten zu verscherzen. Eine wehmüthige Sehnsucht zog ihn obnedem schon lange nach jener Stadt, wo er die unvergeßliche Zeit seiner Studienjahre verbracht hatte.

Zur Zeit seiner Ankunft war die ganze Stadt N. durch ein erschütterndes Ereigniß in eine große Aufregung versetzt. Das große Handlungshaus Abraham Reigens und Konsorten hatte plötzlich Bankerott gemacht, der Träger der Firma sich ertränkt, die Kompagnons waren flüchtig geworden. Die Verluste waren sehr bedeutend, denn eine Menge Leute aus dem Mittelstand hatten dem angesehenen Hause ihre Ersparnisse und Kapitalien mit blinder Zuversicht anvertraut. Die gerichtliche Ermittelung des Schuldenstandes dieser Firma war die erste richterliche Funktion, welche unserm Reinhold anvertraut wurde, denn Herr Wagner lag schwer erkrankt darnieder. So führte ihn das Geschick ganz unvermuthet wieder in jene Räume, an welche für ihn eine Fülle der bedeutungsvollsten Erinnerungen sich knüpfte. Er sah sein Thurmgemach wieder, welches seit Jahren zum Lager für Sohlleder gedient und woran der Zahn der Zeit noch nicht im Mindesten genagt hatte. Sein Auge spähte mit ängstlicher Neugier nach dem Getäfel jener Wandfläche, die an den Speicherbau stieß, aber nichts verrieth, daß die Geheimnisse entdeckt waren, welche jene Holzwand barg.

Der Konkursprozeß dauerte zwei Jahre. Einige der einflußreichsten Senctoren und Magistratsmitglieder waren mit großen Summen bei dem Bankerott betheiligt, und ihnen hatte es Reinhold zu danken, daß er nach dem Tode seines Gönners trotz vieler Mitbewerber in dessen Stelle vorrückte. Endlich sollte der Steinthorhof verkauft werden. Aber die Versteigerung fiel in eine kriegsläuftige Zeit, wo das baare Geld selten war und das Kapital sich von der Anlage in Liegenschaften zurückzog. Es fanden sich keine Käufer, denn der Hauptbau war überdem baufällig, und eine abergläubische Furcht maß dem alten finstern Gebäude ein Verhängniß bei, welches Alle zu Grunde richte, welche darin Handel und Wandel trieben. Die Geschichte von mehr als sechszig Jahren hatte es bestätigt. Endlich ward nach manch vergeblichem Ausgebot von den Gläubigern der Antrag gestellt, das ganze Anwesen stückweise auf den Abbruch zu verkaufen.

Digitized by Google

Reinhold stockte der Athem in der Brust, als er diesen Beschluß in's Protokoll niederschreiben sollte. Wenn dieß geschah, wenn der alte Bau sammt dem Thurme niedergerissen würde, und somit das Geschick so vieler alten Gebäude theilte, welche damals der Neuerungssucht der Gegenwart zum Opfer fielen, dann mußte das versteckte Gemach entdeckt werden, und wer vermochte noch zu sagen, welche weiteren Geheimnisse es noch enthielt! Eine innere Stimme, welche er nicht durch Klügeleien und Entschlüsse zum Schweigen bringen konnte, flüsterte ihm unaufhörlich zu, er solle den alten Bau für sich erwerben und die Geheimnisse des Thurmgemachs in ewige Nacht begraben. Ohnedem hatte ihn schon seit Jahren der Gedanke gequält: was wohl die andre kleine Kiste enthalten, in welcher Beziehung sie zu Frau Hensgen's nächtlichen Besuchen im Thurmgemache stehen mochte, und er hatte sich in den abenteuerlichsten Vermuthungen hierüber ergangen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Wien 9. Dez.: Ein gräßliches Unglück wurde im Circus Renz am letzten Samstag durch einen Zufall, durch Geistesgegenwart und Geschicklichkeit der Betheiligten verhütet. Wir dürfen die halsbrecherischen Kunststücke der beiden Clowns Bertrand und Arthur als bekannt annehmen, wo der Eine eine bis zur Decke des Circus reichende Stange balancirt, an deren äußersten Spitze der Andere die kühnsten Attituden ausführt. Eben daran, mit der Fußspitze des Circus Decke zu berühren, kracht die Stange unter der Last des daran schwebenden Körpers, sie bricht im Nu entzwei und ein jäher Sturz des Unglücklichen mit dem obern Theil der Stange scheint unvermeidlich. Das Sprüchwort audaces fortuna juvat hat sich vielleicht nie glänzender bewährt, als in diesem kritischen Momente. Der Künstler, der am Boden die Stange balancirte, verlor das Equilibre mit dem plötzlich viel leichter gewordenen Stangenstumpf nicht nur nicht, sondern hatte die Besonnenheit, die Gesetze fallender Körper genau berechnend, einen Sprung vorwärts zu machen, während der Stürzende oben nicht minder mit Geistesgegenwart gerüstet, im jähen Fall Kraft und Muth genug hatte, den übrig gebliebenen Rest der balancirten Stange mit der einen Hand zu erfassen und sich daran anzuklammern, während die andere den abgebrochenen Strunk mit eiserner Faust hielt. Einige Sekunden und er war glücklich an der noch immer balancirten Stange herabgerutscht, und erst als er die Manege betreten, sank er ohnmächtig zusammen. So endigte dieses grause Schauspiel, wo der Einsatz ein Menschenleben! Das Publikum, welches mit dem in Todesgefahr schwebenden Künstler alle Torturen der Angst durchgemacht, rief fast endlos den wunderbar Geretteten und seinen besonnenen Retter hervor, und Direktor Renz konnte sich nicht erwehren, Ersteren Angesichts des Publikums auf das Herzlichste zu umarmen. Auch Baptist Loisset hatte an demselben Abend einen gefährlichen Sturz vom Pferde gemacht, ohne sich im Geringsten zu beschädigen.

Vor einigen Tagen ist in Berlin ein eigenthümliches Verbrechen verübt worden. Ein sehr geachteter, junger Gelehrter war am Abend im Begriff, sich in seine zwei Treppen hoch gelegene Wohnung zu begeben, als ihm ein junger, schwächlicher Mann entgegentrat und ihn zu sprechen verlangte. Er forderte den Unbekannten auf, mit ihm einzutreten, und erhielt nun einen Brief eingehändigt. Während er Licht anzünden wollte, um den Brief zu lesen, wurde ihm eine feste Schnur um den Hals geworfen, anscheinend in der Absicht, ihn zu erdrosseln. Es entstand ein Kampf zwischen dem Ueberfallenen und dem Unbekannten, bei welchem der Letztere schließlich entfloh. Es gelang indessen, denselben gleich darauf zu ermitteln und festzunehmen, und man erkannte in ihm unerwarteterweise ein junges Mädchen in Männerkleidern. Der Brief enthielt Drohungen, welche auf Zahlung von Geld berechnet waren. — Das Mädchen war früher in Diensten und stand zuletzt in zweideutigem Rufe. Es muß der gerichtlichen Untersuchung vorbehalten bleiben, die Motive der räthselhaften und unerhörten That aufzuklären und namentlich festzustellen, ob wirklich ein Attentat der ernstesten Art vorliegt.

[Avis für Schullehrer.] In der Ortschaft Esoma, Igaler Bezirk, Somogyer Komitat, ist die Stelle eines Schullehrers zu vergeben. Derselbe erhält drei Gulden achtzehn Kreuzer jährlichen Gehalt, 60 Metzen Korn, 38 Wagen Holz, 8 Eimer Wein und eine halbe Session Feldes, welches vom Volke bearbeitet wird.

Auflösung der Charade in Nro. 297:

Lustschloß.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 303 Freitag, 19. Dezember 1856.

Nordmann.

(Fortsetzung.)

Und das war noch nicht Alles, was die so eben eingegangenen Nachrichten meldeten. Auch eine englische Flotte war nach dem Sunde gekommen und der Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der sich ebenfalls der Eroberungssucht des Schwedenkönigs widersetzte, hatte sechszehn tausend Soldaten nach Holstein geführt, die Schweden vertrieben und Schleswig besetzt. Selbst Frankreich, welches, in Verbindung mit den Engländern, die eine nordische Macht nicht zu gewaltig emporwachsen lassen wollte, war mit ernstlichen Drohungen gegen Schweden eingeschritten. Die Hauptstadt Kopenhagen stand jetzt fester als je. Es fehlte ihr nun nicht an Geld, nicht an Lebensmitteln, nicht an Streitern, nicht an bedeutenden Munitions-Vorräthen. Einige wiederholte Angriffe und Stürme der Schweden hatte die Stadt abermals bereits zurückgeschlagen, und sie stand nun da stark und kühn, so daß die Schweden sich überzeugten, sie sey nicht zu nehmen. Karl der Zehnte selbst mochte dieß glauben, denn er verwandelte die Belagerung in eine Einschließung und gedachte, die Stadt vielleicht aushungern zu können. Doch auch diesen Plan schien er ändern zu wollen und man sah seinem Abzuge täglich mehr entgegen.

Diese Nachrichten hatte Peter Nordmann draußen an den Festungswerken vorlesen lassen, eben, als auch der Feind vor Friedrichshall zum vierten Male heute zurückgeschlagen war. Der Jubel, der draußen sich erhoben, dauerte lange noch fort. Denn Peter Nordmann ließ seine Keller öffnen und Wein hinausschaffen für Alle. Im Lager der Feinde war es ruhig. Denn sie hatten von den Friedrichshallern einen Empfang erhalten, daß sie müde waren und ruhen mußten.

Peter Nordmann aber ruhete nicht. Nur eine Stunde lang blieb er bei seiner Irma und sprach mit ihr und freuete sich mit ihr und hoffte mit ihr. Der alte Jakob ging ab und zu. Bald war er bei den zwei Glücklichen im Hause, bald aber ging er auf die Straßen und geigte ein Freudenlied, und bald hinaus auch zu den Unglücklichen und geigte ein Trost- oder Trauerlied. Die Unglücklichen aber waren die Verwundeten und Todten, die man in die den Festungswerken zunächst liegenden Häuser geschafft hatte.

Trotz dem, daß der Feind noch vor der Stadt lag, ordnete Peter Nordmann ein Freudenfest an. Wie in Kopenhagen, so wurden auch hier die Glocken geläutet. Eine Besatzung nur blieb auf den Wällen. Alle anderen Streiter und alle Einwohner von Friedrichshall zogen in die Kirche. Am Abende wurde auf zwei Stunden die Stadt erleuchtet und von den Wällen hinab eine Freudensalve gegeben.

Von Gyllenborg hatte man den ganzen Tag über nichts gesehen und gehört. Als aber die Freudenlichter in der Stadt erloschen und die zwei Freudenstunden beschlossen waren, saß Gyllenborg allein und still in der Eidergans, dem bekannten Wirthshause. Er rückte tief in eine Ecke, zog ein kleines, beschriebenes Papier aus der Tasche und las. Als er mit dem Inhalte nicht zufrieden, verlangte er Feder und Tinte. Ehe der Wirth dieß aber herbeischaffen konnte, sprang er auf und eilte nach Hause. Dort setzte er sich an den Schreibtisch und änderte an jenem Papier. Endlich zerriß er es unwillig in kleine Stücke, warf sie zu Boden und sagte: „das wird sich schon finden, habe ich sie nur hingebracht, es sey nun so oder so."

21.

Die Nacht verging ruhig. Am folgenden Morgen aber krachte von Neuem das Geschütz. Die Schweden stürmten, die Friedrichshaller stritten mit erhöhtem Muthe und standen wie die steinernen Säulen ihrer Festung. Nach zwei Stunden hatten sie die Feinde geworfen und ruhiger wurde es wieder auf beiden Seiten.

Aber Etwas war doch geschehen, was Alle in Friedrichshall betrübte, nur Einen nicht. Dieser eine konnte kein Anderer seyn, als Gyllenborg. Und wirklich drängte sich dieser boshaft lächelnd durch die Menschen, und blickte schadenfroh hin auf den

Digitized by Google

tapfern Greis Peter Nordmann, man diesen trug man jetzt nach seinem Hause. Eine feindliche Kanonenkugel hatte ihm den linken Arm zerschmettert. Das Antlitz des Greises aber war heiter, sein Auge blickte noch muthig. Und zu den Soldaten und bewaffneten Bürgern, die ihn theilnehmend begleiteten, sprach er: „Seyd nur tapfer, tapfer wie bisher, der Feind wird nicht lange mehr stehen."

Und die Begleiter vermehrten sich. Viele Frauen und Kinder, viele Alte und Betagte kamen, und manche Klage, manches Schluchzen wurde laut. Auch der Musikant eilte herbei, der so eben seinen Besuch bei Wodaf gemacht hatte, und als er erschrocken sich hindrängen wollte zu dem schwer verwundeten Helden, und in Schmerz und Eifer keinen Gedanken jetzt weiter hatte, als sich zu überzeugen, daß er noch lebe und auch am Leben erhalten werden könne, da zischelte Gyllenborg, den er im Gedränge nicht gesehen, boshaft und lächelnd ihm in das Ohr: „Dem ist Recht geschehen! Den hat der Teufel gezeichnet! — Auch du, grauer Hund, und auch die schöne Hündin, Ihr Alle sollt schon noch gezeichnet werden!"

„Bube!" schrie der alte Musikant, und in diesem Augenblicke blitzte der Dolch in seiner Hand, den er rasch aus der Brust gezogen hatte.

Gyllenborg wich zurück, der Alte sprang nach. Aber die Umstehenden hielten den Alten und der Alte schrie: „Laßt mich, laßt! Sagte der Bube nicht, dem Verwundeten sey Recht geschehen? — Der Teufel habe ihn gezeichnet?"

Gyllenborg floh, aber viele Umstehende schrieen und warfen ihm Steine nach und verfolgten ihn, bis er verschwand in seinem Hause.

Und aus Peter Nordmanns Hause stürzte Irma und jammerte, und warf sich weinend auf den Großvater, und küßte die zerschmetterte Hand wohl hundert Mal und weinte immer heftiger, immer lauter. — Der Großvater aber legte gut und freundlich seinen rechten Arm um die Weinende, und suchte sie zu beruhigen und sagte: „Konnte nicht die Kugel das Herz auch treffen? — Und wäre das für das Reich etwa zu viel gewesen?"

Dann kamen die Wundärzte in das Haus und nahmen dem Greise den Arm ab. Der alte Musikant und Irma waren nicht dabei. Als man aber den Verwundeten verbunden hatte, setzten Beide sich an das Bett des Greises. Irma weinte noch lange und viel. Der alte Jakob aber tröstete sie und sprach: „Auch mit der einen Hand kann er Euch Zwei noch segnen."

In den Nachmittagsstunden wurden die Todten begraben, welche am gestrigen Tage gefallen waren. Feierlich und ernst war der Zug. Auch Peter Nordmann wohnte dem Begräbnisse bei. Auf einem Sessel ließ er sich tragen und die Hauptleute umringten ihn. Nicht nach Hause auf das Bett wollte er sogleich nach beendigter Feierlichkeit, so sehr die Aerzte dazu riethen, that er es doch nicht, sondern ließ noch vorher hinaus sich schaffen an die Festungswerke. Hier mußten alle Streiter sich aufstellen. Er musterte Mannschaft und Geschütz, befahl und ermahnte, übertrug das Kommando den tapfersten Hauptleuten und schauete triumphirend hinab noch in das ruhende Lager der Feinde.

Der alte Musikant, der ihn begleitet hatte, stand vor der aufbewahrten, feindlichen Kugel, welche dem Tapfern den Arm zerschmetterte. Er stieß sie mit dem Fuß hin und her, und murmelte dabei und zürnte. Endlich aber griff er, ruhiger werdend, zu seiner Geige; nur einige Striche ließ er klingen und sagte dabei: „Wahrheit, Wahrheit, es konnte ja schlimmer werden, als es ist."

Nicht nach Peter Nordmanns Hause ging er dann, sondern nach dem Thurme zu Wodaf. Denn der Gefangene wußte noch nichts von dem Unfalle, der den tapfern Greis betroffen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der arme Student.

(Schluß.)

Seine Vorstellungen, den alten Bau doch zu schonen, weil er eine Zierde der Stadt nach dieser Seite und einer der stattlichsten Ueberreste der Vorzeit sey, fanden keinen Anklang bei den Advokaten, die sich um das Aktivvermögen der Konkursmasse zankten, wie die Geier um ein Aas. — „Wir begreifen," hatte Einer der Advokaten ihm erwidert, den er bei der Bewerbung um das Syndikat ausgestochen hatte, — „wir begreifen, daß Sie an dem alten Dohlennester hängen, Herr Syndikus; es war ja eine Zeitlang die Freistatt Ihrer Jugend!"

Ja, das war sie," erwiderte Reinhold mit Würde; „der Steinthorhof ist mir lieb und werth um der Dankbarkeit willen, zu welcher ich mich gegen seine einstige Besitzerin, meine Wohlthäterin, verpflichtet fühle!"

„Wohlan, so kaufen Sie den alten Bau!" rief ein Anderer, welcher dem hergelaufenen Eindringling auch nicht wohlwollte; „Sie brauchen dann der Verstorbenen kein Denkmal mehr zu setzen!"

„Sie sollen das Anwesen unter dem Anschlagspreise haben, nicht wahr, meine Herren Kollegen?" rief ein Dritter.

Alle stimmten zu und betrachteten die Sache als eine treffliche Neckerei gegen den „bettelhaften Emporkömmling."

„Ich bin leider arm!" sagte Reinhold.

Digitized by Google

„Wir gestatten Ratenzahlungen!“

„Entweder kaufen Sie oder wir lassen den alten Bau abtragen!“

„Wer weiß, ob der alte Thurm nicht noch verborgene Schätze enthält?“ rief ein Dritter, der den Freigeist spielte.

Reinhold erblaßte; freilich aus anderen Beweggründen, als aus Aerger über die Neckerei der Anwälte. „Und wenn ich nun aus dem Scherze Ernst machte, meine Herren?“ rief er lebhaft. „Wenn ich Ihnen zwölftausend Thaler böte?!“

„Wir schlagen zu! Der Handel gilt!“ tönte es sogleich in der Runde.

„Abgemacht!“ rief Reinhold. Aber kaum war ihm das Wort über die Zunge geglitten, so hätte er es zurücknehmen mögen. Er war jedoch in der Schlinge gefangen. — „In welchen Fristen muß ich zahlen?“ fragte er kleinlaut.

Man schlug ihm vor, selbst die Bedingungen zu stellen, und er verpflichtete sich dazu, die ganze Summe binnen einer gewissen Frist zu erlegen.

Das Gerücht von diesem Kaufe ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Reinhold's Verfahren erfuhr die verschiedensten Deutungen. Er ward von diesem Augenblicke beinahe seines Lebens nicht mehr froh, und fand mit Schrecken, daß er sich auf einen Handel eingelassen, der ihm Ehre und Existenz kosten konnte, denn Niemand war erbötig, ihm Geld zu diesem ungeheuerlichen Kaufe vorzuschießen.

Der gestellte Termin rückte heran, ohne daß Reinhold außer seinen mäßigen Ersparnissen irgend ein Sümmchen von Belang zur Verfügung hatte. Man las auf seinem offenen Antlitz die schwere Sorge, welche ihn umtrieb. Die Gegner und Neider jubelten schon im Stillen; brachte der junge Syndik das Geld nicht zusammen, so ward der Steinthorhof auf's Neue dem Verkauf ausgesetzt, und Reinhold verpflichtet, den Ausfall am Erlös zu decken; dazu reichte sein Vermögen wohl nicht hin, und er war dann seines Amtes verlustig; er hatte seine Vermessenheit zu büßen, eingeborne Bürgerskinder um diesen Vertrauensposten gebracht zu haben.

Nur wenige Tage fehlten noch zu dem Verfalltage, und Reinhold schwankte zwischen verzweifelten Entschlüssen und frommer Ergebung in sein Schicksal, zwischen peinlicher Angst und geheimer Hoffnung auf eine höhere Hülfe, die er allnächtlich auf den Knieen von Gott erflehte. Da kam eines Morgens ein Jude zu ihm, der von der Sache gehört hatte, und bot ihm die Summe an. Die Bedingungen, die er stellte, waren wunderlich genug: „Sie dürfen vorerst keinen Stein versetzen, Herr Syndik, bis der Kaufpreis erlegt ist. Dann aber werden Sie wissen, wo sie den Schatz suchen müssen, um dessen willen sie den alten Bau gekauft haben. Nu, leugnen Sie nicht! Sie sind ein kluger Mann und werden schon wissen, was Sie thun. Wenn Sie mein Geld benutzen wollen, sollen Sie mir nur geben fünf Prozent Interessen und ein Viertel von Dem, was Sie finden! Wollen Sie so?“

„Wenn ich aber nichts finde?“ fragte Reinhold.

„Na Spaß! wir suchen mit einander! Ich habe die alte Hexegen gekannt! sie stunk vor Geiz, und hat doch keinen Louisd'or baar hinterlassen; also hatte sie ihr Geld irgendwo versteckt!“ rief der Hebräer. „Das Wo soll sich schon ergeben; wo der Schatz ist, da ist auch das Herz; Sie haben ja zusammengewohnt mit ihr, Sie werden können Auskunft geben, wo sie ist zuweilen heimlich gesteckt, und hat geschaut nach dem versteckten Mammon. Wir theilen uns darein, und Niemand erfährt ein Wörtchen davon!“

„Pfui! Das wäre Funddiebstahl!“ sagte Reinhold. „Finden wir etwas, so werde ich es den Behörden anzeigen, und nur Dasjenige nehmen, was mir die Gesetze zuerkennen!“

„Nu, das wird sein genug! Ein Drittel dem Finder, ein Drittel dem Grundeigenthümer, ein Drittel dem Fiskus!“ sagte der Jude; „spricht nicht so das Gesetz?“

„Allerdings! Aber wenn wir gar nichts finden?“ rief Reinhold.

„Wie heißt? Gar Nichts. Nu, dann hab' ich gemacht ein schlechtes Geschäft zum Erstenmal in meinem Leben. Aber ich laß' Ihnen das Geld dann auf fünf Jahre ohne andere Interessen als fünf vom Hundert. Wir machen es schriftlich zur Stunde, und ich spucke aus! Soll ich heißen ein schlechter Mann, soll ich verdorren, wenn ich breche mein Wort! Sie thun's auch nicht.“

Reinhold stand eine Minute stumm; was der Hebräer sprach, das hatte er schon in hundert schlaflosen Nächten gedacht und nach allen Seiten hin erwogen und verfolgt. — „Aber halt, mein Freund!“ rief er; „wie kommt es, daß diese Erwägungen nicht auch schon in Anderen aufgestiegen sind, als in uns? Am Abende liegen ja diese Schlüsse so nahe!“

„Hinterher werden Tausende sagen, sie hätten's gewußt!“ sagte der Jude; „aber sie werden es sagen zu spät. Der Herr gibt die Gedanken nur Denen, die er ausersucht, daß sie sie ausführen!“

Der Vertrag ward geschlossen, das Geld erlegt. — „Nun an die Arbeit!“ sagte Moses; „ich hab' gelesen in ihren Augen, daß Sie haben eine Hoffnung!“ Reinhold führte den Mann in das Thurmgemach: ein paar Hiebe mit dem Beile sprengten das Getäfel los. Beide stiegen die Treppen hinunter in das enge Gemach; man machte sich sogleich an die kleinere Kiste und Moses wußte mit dem

Digitized by Google

Oeffnen derselben umzugehen wie ein Schlosser. Als der Deckel abgesprengt war, sah man Sack an Sack, Rolle an Rolle, vergilbte Papiere. Der Jude wollte zugreifen. „Halt!“ rief Reinhold; „nicht Rühran! Erst müssen wir Zeugen haben; sie warten schon unten im Hofe!“

Die Kiste ward den Gerichtspersonen und Schöffen übergeben und dann das Thurmgemach untersucht. Es fand sich keine Summe von großem Belang, Hypotheken und Pfandbriefe der Landschaft, dabei aber auch ein Codicill der Alten, beglaubigt von zwei tadellosen Zeugen, worin Frau Hensgen den ganzen Inhalt dieser Kiste und ihr gesammtes übriges Vermögen zu gleichen Theilen dem Studenten Reinhold und der armen Mathilde Werdes vermachte.

Die früher entschädigten Erben prozessirten, aber waren am Ende froh, einen Vergleich mit den Testamentserben einzugehen, welcher nicht zum Nachtheile dieser ausfiel. Mathilde wurde Reinhold's Gattin, wie es die alte Hensgen gewollt. Moses hatte ein gutes Geschäft gemacht. Ein Jahr später schlug der Blitz in den großen Speicherbau und äscherte den ganzen hölzernen Einbau des weitschichtigen Gebäudes ein. Da ward die verbrannte Ruine auf Kosten der Stadt abgebrochen, um Raum zu einer armen Schule zu bekommen, und Reinhold dafür reichlich entschädigt. Aber er hatte in Mathilden bereits seinen größten Schatz geborgen. Und so endet unsere dunkle Geschichte vom armen Studenten! — —

Mannigfaltigkeiten.

Der zu seiner Zeit, d. h. vor 200 Jahren, berühmte Advokat Lemaitre hatte einst, so erzählt der „Droit,“ für einen der vornehmsten Edelleute Frankreichs einen Rechtsstreit siegreich durchgeführt. Da der glückliche Ausgang des Prozesses dem an sich schon reichen Klienten den Besitz eines Landgutes von 2 Millionen Livres im Werthe sicherte, so glaubte dieser dem geschickten Rechtsanwalt nichts weniger als 150,000 Livres, eine für jene Zeiten außerordentlich hohe Summe, als Honorar anbieten zu können. Kaum hat aber Lemaitre das Geld empfangen, als er auch sofort zum Advokaten der Gegenpartei eilt und demselben mit den Worten: „Der Herr Herzog, mein Klient, hat mir 50,000 Thlr. für Eure Klienten übergeben; er hat zwar nach Recht und Gerechtigkeit gewonnen, allein er wünscht nicht, daß sein Sieg zu gleicher Zeit den Ruin einer Familie herbeiführe, welche er achtet und schätzt,“ die bezeichnete Summe einhändigt. Dieser Zug seltener Uneigennützigkeit ward erst 30 Jahre nach dem Tode Lemaitres durch seinen Klienten, den Herzog, bekannt, dem jener das Verdienst dieser edeln Handlung beigemessen hatte.

Man schreibt aus Paris, 12. Dez.: Um zu beweisen, wie wenig verläßig die Ansicht der Experten über die Aechtheit oder Nicht-Aechtheit der Handschriften sey, erzählt der Advokat Berryer in seiner gestrigen Vertheidigungsrede der Michel'schen Erben (wo bekanntlich die Aechtheit des Testaments-Kodizills angefochten wird): Die Michel hatten einen Kommis, welcher alle Handschriften mit außerordentlicher Geschicklichkeit nachzuahmen verstand. Der Präsident des Assisenhofes gestattete, daß derselbe vorgerufen werde. Einer der Assessoren wurde ersucht, seinen Namen zu schreiben, welcher von dem Kommis sogleich nachgemacht wurde. Als er damit hereinkam, erklärten die Experten die rechte Unterschrift als falsch, dagegen jene, welche der Kommis geschrieben hatte, als ächt.

Herr X. ist ein großer Geizhals. Eines Tages fand ihn Jemand während des Frühstücks sehr eifrig damit beschäftigt, Fliegen zu fangen. Nach langer Mühe gelang es ihm endlich, einen dieser lästigen Gäste zu ertappen; das Gesicht des alten Harpar drückte lebhafte Befriedigung aus; er lüftete den Deckel der Zuckerdose und ließ vorsichtig das geflügelte Wesen hineingleiten. „Was machen Sie denn da, Herr X.?“ — „Nichts“, sagte der Geizhals. „Ich will nur nicht, daß meine Domestiken mir Zucker stehlen; ich habe ein Loch in den Deckel gemacht, damit die Fliege Luft hat. Wenn nun meine Leute Zucker stehlen wollen, so wird die Fliege sich davon machen und ich weiß, woran ich mich zu halten habe!“

Ein Dresdener Schneidermeister, Namens Liebe, hatte sich die pikante Firma: „au pauvre diable“ gewählt, auf Verlangen des Rathes aber dieselbe als anstandswidrig entfernen müssen. Die königl. Kreisdirektion hat jedoch auf eingewendeten Rekurs den ferneren Gebrauch dieser Firma gestattet. In Dresden darf man also nicht bloß ein armer Teufel seyn, sondern auch sich als solchen öffentlich bekennen.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ignatz Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 304 Samstag, 20. Dezember 1856.

Nordmann.

(Fortsetzung.)

Als der alte Musikant an den vordersten Eingang des Thurmes kam, zeigte er dem wachthabenden Soldaten seinen von den Hauptleuten ihm ausgestellten Erlaubnißschein vor. Der Wachthabende war derselbe, der vorgestern ihn nicht hatte einlassen wollen. Heute aber öffnete er schnell und der alte Jakob sagte: „Wahrheit, Wahrheit, Ihr seht nun wohl, daß ich nicht verrückt bin? Auch meine Stirne wird wieder heil, aus der Wunde wird eine Narbe, über die Narben hält Gott Gericht."

Wodaf war erfreut, den Alten zu sehen. Dieser mußte nun erzählen, nnd er sagte Alles, was sich ereignet hatte. Ueber Peter Nordmanns Unfall trauerte Wodaf tief; aber dennoch hob er wieder an, den alten Musikanten zu bitten und zu bestürmen, wie er es bei dessen letztem Besuchen schon gethan hatte. Der Alte nämlich sollte dem Gefangenen zur Flucht behülflich seyn, darum hat der Gefangene früher, darum bat er auch jetzt.

Aber auch jetzt schüttelte der Musikant sein Haupt wie früher und sagte: „ich verständige mich dann an Peter Nordmann, er hat geschworen!" — Er nahm dabei den Hut ab und erzählte nun noch Vieles von Irma, und suchte den Jüngling zu trösten. Und der Gedanke an Irma war auch das Einzige, was den gefangenen Jüngling trösten konnte. Tausend Grüße an die Theure trug er dem Musikanten auf und dieser schied nun, da es schon dämmerte, mit der Versicherung, daß er morgen wieder kommen werde. Auch versprach er, die Hauptleute, die jetzt freilich viel zu thun gehabt hatten, daran zu erinnern, Wodafs jetziges Gefängniß morgen endlich in ein besseres zu verwandeln.

Kaum war der Alte an dem wachthabenden Soldaten vorbei und in der Dämmerung verschwunden, so nahte still und behutsam sich Gyllenborg von dem Thore her, an welches der Thurm sich anschloß. In der Ecke, die das Thor und der Thurm an der einen Seite bildeten, blieb er stehen und steckte eine wallende Feder auf seinen Hut. Die übrige Kleidung, die er trug, war dieselbe, welche er vorgestern getragen hatte, auch ein Schwert führte er. Den Mantel, der ihn bedeckte, schlug er jetzt zurück. Mit raschen Schritten trat er der Wache entgegen und fragte: „Wie lange werdet Ihr stehen auf diesem Posten?"

„Bis Mitternacht!" antwortete der Soldat und präsentirte, als er die wallende Feder auf dem Hute und Schwert und Waffenkleid sah.

„Da Peter Nordmann verwundet ist," sagte kurzhin Gyllenborg, „so bin ich wieder in meine frühere Stellung getreten."

„Zu Befehl, edler Herr Gyllenborg!" erwiderte die Wache.

Gyllenborg sah jetzt, daß der Soldat derselbe sey, welcher auch vorgestern hier gestanden hatte. Er war darüber erfreut, gab dem Soldaten einige Geldstücke und sagte dann: „dieß für unser zufälliges Zusammentreffen auf dem ersten Wachtposten, den ich jetzt von Neuem in meiner wieder angenommenen Stellung begehe. „Ich werde späterhin vielleicht noch ein Mal kommen und Euch weiteren Befehl geben," setzte er gebietend hinzu. „Niemand erfährt jetzt, daß ich hier war oder mit Euch sprach, hört Ihr? Ich habe meine Absicht dabei, die dem Reiche gilt. Also Ihr schweigt?"

„Wie Ihr befehlt!" antwortete die Wache und präsentirte, indem Gyllenborg zurückging.

Wiederum trat er nach zwanzig Schritten etwa in jene Ecke, zog die Feder vom Hute, steckte das Schwert höher herauf und zog den Mantel dichter um seine Gestalt. — Dann schlich er weiter und nach seiner Wohnung hin.

22.

Die Wachtfeuer im schwedischen Lager brannten zahlreicher, denn der Abend war kalt und kleidete Flur und Feld in ein weißliches Reifgewand. Weithin schillerte die Fläche, auf welche das Flammenlicht der Wachtfeuer fiel. Die Schweden saßen um die leuchtenden Holzklötze herum, theils um zu kochen, theils um sich zu erwärmen. Wer an den

Digitized by Google

Feuern keinen passenden Platz mehr fand, fällte mit einigen Kameraden einen Baum oder schleppte dürres Holz herbei und zündete sich nun, wenn auch nur ein kleineres, doch ein neues Feuer an. Auf diese Weise hatten sich die brennenden Haufen in kurzer Zeit fast verdoppelt, und im Lager wurde es um so lebendiger. Uebrigens aber hielten sich auf beiden Seiten die Streiter ruhig. Keine Kugel flog mehr aus dem Lager herauf, und kein Schuß fiel oben von den Festungswerken, überhaupt gewann es ganz den Anschein, als wolle der General Horn, der ja auch den ganzen gegenwärtigen Zustand der Dinge kannte, mit seinen Belagerungstruppen bald abziehen. Die Hauptleute in Friedrichshall aber hatten gerade deßhalb den Entschluß gefaßt, noch in dieser Nacht einen entscheidenden Ausfall zu unternehmen, und dadurch die Feinde völlig und mit einer Niederlage zum Abzuge zu zwingen.

Mehrere der Hauptleute waren daher jetzt bei Peter Nordmann und sprachen mit ihm darüber. Dieser rieth von dem Vorhaben ab, weil die Mannschaften ermüdet waren, und sobald der Ausfall nicht völlig gelingen sollte, die Schweden für morgen im Vortheil stehen würden und die deßhalb ermüdeten Friedrichshaller dann mit besserem Erfolge angreifen könnten, als es bis jetzt geschehen sey. Doch nicht völlig dagegen war Peter Nordmann, er sagte nur seine Ansicht und wollte das Weitere den Hauptleuten und den vielleicht bis Mitternacht noch eintretenden Umständen überlassen.

Als die Hauptleute ihn verlassen hatten, setzte sich Irma an des Großvaters Bette. Der alte Jakob trug erst noch den Stieglitz, das hölzerne Bild und die Bettelsäcke herbei, gab jedem dieser Dinge einen Platz und fütterte den Stieglitz, dann setzte auch er sich mit ihm an das Bett des Verwundeten. Dieser hatte die Papiere vor sich liegen, welche gestern der reitende Bote gebracht hatte. — Nochmals las der Greis mit heiterem Auge sie durch. Einzelne Hauptgegenstände hob er hervor und sprach darüber mit dem alten Jakob und Irma. Irma aber bat nur immer, daß der liebe Großvater sich nicht anstrengen, sondern lieber ruhen und schlafen möge. —

Und endlich war der Greis auch eingeschlafen. Nun verhielten die beiden Wärter sich ruhig am Bett. Irma nahm leise die Papiere weg, und faltete sie in einander und hob sie auf. An der Wand hing des Großvaters Waffenkleid und am Halskragen desselben drohte eine dünne, stählerne Kette herabzufallen, die gewöhnlich den Kragen und die Brust umgab, wenn der Großvater das Waffenkleid trug. Damit nun die Kette nicht etwa herabfallen, und ein Geräusch verursachen und den Schlafenden dadurch stören möchte, henkelte Irma die schon halb los gegangene Kette vollends aus und legte sie hin auf das Fenster. Als aber die Kette mit ihren kleinen, blanken Stahlgliedern unter Irma's Hand zusammen rieselte, durchschauerte es wunderſam Irma's ganzes Wesen. — Fast erschrocken fragte sie leise den alten Musikanten: „War das nicht ein recht sonderbarer Klang?“

„Das machen die vielen Glieder,“ antwortete ernst und eben so leise als Irma gefragt hatte, der alte Jakob. „Je weniger Glieder, desto weniger Klang. Auch mit dem Leben ist es so. Ein einfaches Leben hat einen guten, erfreulichen Klang, ein vielgegliedertes aber gibt oft einen schauerlichen, geisterhaften Ton.“

„Wie meint Ihr das? ich verstehe Euch nicht ganz,“ flüsterte Irma.

„Das will ich Euch erklären, liebes Kind,“ sagte der Alte.

Aber ehe er noch mit seiner Erklärung begann, trat die Dienerin in die Thüre und winkte hinaus. Irma wußte nicht, ob es ihr oder dem alten Jakob galt. So gingen denn alle Beide hinaus. Draußen aber stand ein Bursche und sagte, der alte Gefangenwärter habe ihn hergeschickt, um zu melden, daß der junge Schwede plötzlich erkrankt sey und sogleich den alten Jakob und die Jungfrau Irma zu sprechen wünsche.

(Fortsetzung folgt.)

Die alte Jungfer.

Von Amely Bölte.

Der Todesengel hatte seine Fackel ausgelöscht, vor dem Drama eines Lebens war der Vorhang gefallen, tiefe Stille herrschte in dem Gemache und der sausende Nachtwind störte den Schlummer der Todten nicht mehr. „Friede sey mit ihr!“ sprach eine sanfte Stimme, und die zarte Gestalt eines jungen Mädchens trat dicht an das Lager und breitete einen Schleier über das Antlitz, auf dem beinahe ein Lächeln schwebte, so friedlich war das Gepräge desselben. „Lassen Sie uns jetzt hinunter gehen, Anna!“ flüsterte eine männliche Stimme, — denn im Hause des Todes spricht man leise, als fürchte man das Ohr, das nicht mehr hört, durch die menschliche Sprache zu verletzen. — „Sie bedürfen der Ruhe und ich — der Speise!“ Die Angeredete folgte stumm mit einem letzten traurigen Scheideblick auf die verhüllte Todte, und die Thüre schloß sich mit leisem Druck zwischen Zeit und Ewigkeit.

Zur ebenen Erde, in einem weiten, behaglich eingerichteten Gemache, brannte mit halbem Lichte eine Lampe, auf dem Büffet standen kalte Speisen

Digitized by Google

aufgestellt und im Kamin loderte eine behagliche Flamme. Das junge Mädchen schürte behutsam die Kohlen, rückte einen Sessel neben das Feuer und betrachtete sinnend ein kleines Päckchen, das sie in der Hand trug. „Folge meinem Beispiele, Anna", sprach der Herr, ein kleiner Mann von vielleicht fünfzig Jahren, mit einem düster blickenden Antlitz, „genieße Etwas und suche dann die Ruhe."

„Ich danke dir, Onkel," versetzte das Mädchen ernst; „ich könnte jetzt nicht essen und eben so wenig schlafen. Was ich beabsichtige ist, so bald du dich entfernt hast, dieß kleine Manuskript zu lesen, das vielleicht noch manchen Rath und Wunsch meiner guten Pathe enthält."

„Dazu wird es auch morgen noch Zeit seyn."

„Das wohl, da mich aber nichts abhält, schon jetzt diese Neigung zu befriedigen, so ist der Aufschub nicht nothwendig."

„Es ist am Ende nichts weiter als ihr Tagebuch und ein paar Liebesbriefe, wenn sie deren je besessen hat."

„Sprich nicht in diesem Tone, Onkel! Ich kann es nicht leiden, weißt du, und heute nun vollends nicht."

„Was ich gesagt habe, ist ja nichts Böses, du aber wirst alle Tage schlimmer mit deiner Empfindelei und dem, was sich schickt und nicht schickt."

„Stille, stille Onkel. — Im Hause des Todes muß das Schweigen und der Friede herrschen."

„Wieder eine schöne Phrase," murmelte der Andere vor sich hin und verließ mit einem Lichte in der einen, mit einem Glase Branntwein und Wasser in der andern Hand das Zimmer.

Anna war jetzt allein. Sie schloß leise die Thüre, schürte noch einmal die Flamme, deren Knistern eine Art schauerlichen Fröstelns durch ihre Glieder jagte und entsiegelte nun das Päckchen, das sie nicht aus der Hand gelassen. Kein vergelbtes Pergament begegnete ihrem Auge unter des Umschlags sorgfältiger Umhüllung, weiß und frisch lagen die Blätter wohlgeordnet da und die große, leserliche Schrift trug den Stempel einer Hand, der das Alter schon viel von ihrer Sicherheit genommen. Also nur erst kürzlich mußte der Inhalt dem Papier anvertraut seyn. — Sie las:

„Diese Zeilen, meine gute Anna, sollen zu dir sprechen, wenn die mütterliche Freundin es nicht mehr kann; sie sollen dir sagen, was ich dir nie selbst gesagt, daß das Leben karg mit mir verfahren ist und daß ich doch nicht unglücklich gewesen bin, und ich hoffe, daß mein Beispiel dir dann eine Lehre seyn wird, die dir manche Pflicht leichter macht.

Es ist dir bekannt, mein liebes Kind, daß ich von reichen Eltern geboren wurde und in Ermangelung von Söhnen mit meinen Schwestern das große Vermögen theilen sollte. Du hast mir diese Gabe des Glückes oft beneidet, und ich habe gelächelt; denn was mir dafür entzogen war, überwog bei weitem diese Gabe. — Es war nicht Schönheit, was mir fehlte, Anna, denn auch ohne schön zu seyn, kann man gefallen; es war auch nicht Gesundheit, denn ich wuchs hoch und kräftig heran; es waren die Haare, die mir jedes Glück der Jugend raubten. — Du lächelst vielleicht, Anna, und denkst bei dir, wie die Pathe nur so viel Wesens von einer so unbedeutenden Sache machen kann, denn dein Haarwuchs ist prächtig und du kannst dir nicht vorstellen, daß die Entbehrung desselben einen Unterschied in deinem Lebensglücke machen würde, weil du es nicht versucht hast. Wir wissen selten den Werth der Dinge zu schätzen, bis wir sie entbehren. So geht es dir auch damit.

Stelle dir nun aber deine alte Pathe als ein Mädchen von vierzehn Jahren vor, groß und hoch gewachsen, blühend und frisch, wenn auch nicht schön, und sieh nun dasselbe Mädchen nach einer Maserkrankheit aus ihrem Bette aufstehen mit — schneeweißen Haaren. Aber du kannst dir diesen Anblick nicht vorstellen. Denke dir nun, wie die Aerzte zu Rathe gezogen werden, wie jedes Mittel angewendet wird und nichts die Farbe dieses Haarwuchses herstellen will. Wie sehr man den armen Kopf auch quälte und ihn mit tausend Oelen und Wassern rieb, wie oft man das Haar auch abschnitt, ja es bis auf den Grund wegrasirte, immer blieb es störrisch, häßlich weiß. Endlich schwand jede Hoffnung einer Aenderung und man gab mich muthlos auf. Eine hübsche hellbraune Perrücke wurde bestellt und das sechszehnjährige Mädchen mit einem falschen Haarwuchse bekleidet, unter dem es sich mit großer Befriedigung sah.

Ich kann nicht läugnen, daß an dem Tage, als ich mich zum Erstenmale wieder mit einem braunen Kopfe erblickte, meine Eitelkeit bedeutende Fortschritte machte und ich dem Spiegel manchen überflüssigen Besuch abstattete.

Ich war nun alt genug, um in die Welt zu treten und bei unsern Gutsnachbarn eingeführt zu werden. Diese alle kannten mich von Jugend auf, nahmen Theil an mir, und liebten mich meiner Perrücke wegen nicht weniger, ich selbst gewöhnte mich auch bald an die Sache, und binnen eines Jahres war der mangelnde Haarwuchs verschmerzt. Indessen wurden meine beiden Schwestern, Elisabeth und Ella, — deren du dich noch aus der Kindheit entsinnst — die älter waren, als ich, verheirathet, und ich blieb den Eltern nur einzig übrig; die Jüngste von der Familie und, nach dem Testamente des Großvaters, die Reichste. Aber Niemand kam, zu kehren. — Es war in der Gegend bekannt, daß ich eine Perrücke trug, und jeder junge Mann scheute den Ge-

Digitized by Google

danken, die Gattin einmal mit dem kahlen Kopfe zu erblicken. Mir machte das auch wenig aus, ich war jung und fröhlich und dachte nicht an die Ehe, während mir die Zeit so anmuthig verstrich und mein Herz durchaus stumm blieb. — Da nöthigte ein Anfall von Gicht meinen Vater, ein Seebad zu besuchen, und hier war eben eine bunte Welt versammelt, in deren Strudel wir auch sogleich geworfen wurden. — Daß ich eine Perrücke trug, war hier natürlich nicht bekannt. Auf den ersten Anblick — besonders im Winter unter dem Hute, und den Abend im Ballschmucke verrieth sich dieser Fehler auch nicht, und da das Gerücht mich als reiche Erbin auspries, so wurde ich bald von einem Schwarm begehrlicher Freier umgeben. Diese Zeit steht wie ein Meteor in meinem Leben, und blickte ich darauf zurück, so ist mir noch heute, als könne mir dieß nicht wirklich passirt seyn.

Mein Vater ritt alle Tage aus, ich ritt sehr gut und begleitete ihn. — Ganz leicht war es nun für die junge, müßige Herrenwelt, sich hier auf der Promenade zu uns zu gesellen und ihr Glück bei der reichen Tochter zu versuchen. Ich war aber ein Landkind und in der Einsamkeit aufgewachsen, und die Sprache der großen Welt verstand ich nicht. Sie mögen sich also oftmals über meine naiven, ja einfältigen Antworten gewundert haben, mit denen ich ihren holden Phrasen begegnete.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Auch der Regenschirm hat seine Geschichte.] Die älteste historische Urkunde über den Regenschirm findet sich im Jahre 800 nach Christus, wo der Bischof von Salzburg dem Abte von Tours einen Regenschirm zum Geschenk gemacht hat. Allgemeiner taucht der Regenschirm unter der Regierung Ludwig XIV. auf. In dieser Zeit trug man ihn unter'm Arme, eine Sitte, die sich lange erhalten hat. Erst mit Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts wurde der Regenschirm wie ein Stock getragen. In Deutschland existirt überhaupt der Regenschirm nicht gar zu lange und in England hatte er, ehe er siegreich durchdrang, einen langen Kampf mit den Droschkenmännern und Portechaisenträgern zu bestehen. Die genannten Klassen hetzten den Pöbel und die Schuljugend gegen Jedermann, der sich mit einem Regenschirm blicken ließ. Einem Schotten blieb der Ruhm, den Regenschirm in England zur Geltung gebracht zu haben. Mit ächt schottischer Zähigkeit bot er drei Monate lang dem Gelächter und Spotte der Straßenjungen Trotz, bis diese endlich die Sache überdrüssig bekamen. Es ist merkwürdig, daß das Gute, Zweckmäßige und Nützliche weit längere Zeit und Mühe braucht, um sich einzubürgern, während die Thorheit weit leichter Eingang findet.

In Berlin fabrizirt man jetzt künstliche Milch. Wir werden die gute Mutter Natur bald ganz pensioniren können, da die Kunst jetzt Alles hergibt, was sich der Mensch immer wünscht. Künstliche Augen, künstliche Zähne, künstliche Haare, künstliche Nasen, künstliche Beine, künstlichen Wein, künstliches Bier, künstliche Chokolade, endlich auch künstliche Milch. Ganz zufällig ist diese Entdeckung in einer großen Fabrik, wo Nahrungsmittel bereitet werden, gemacht worden. Diese künstliche Milch, welche ganz denselben Nahrungsstoff der natürlichen Milch enthalten soll, nur mit dem sehr vortheilhaften Vorzuge, daß sie weit billiger hergestellt werden kann, wird aus Fleischbrühe und Knochen gewonnen und soll ganz das Ansehen und den Geschmack von der Milch haben. Sie gerinnt sogar wie diese und es fehlt ihr noch der eigenthümliche Arom, so wie der gehörige Zucker. Doch auch diese beiden mangelnden Eigenschaften sollen auf dem Wege der Kunst noch beigebracht werden.

Das Archiv in Venedig ist das größte der ganzen Welt. Bedacht durch die Freigebigkeit der Kaiser ist es außerordentlich bereichert und mit der bewundernswerthesten Ordnung eingerichtet worden. Es umfaßt 298 Säle, deren Wände mit Gestellen bedeckt sind. Würden diese letzteren neben einander gestellt, so bildeten sie eine Linie von 26,000 Meter oder 7½ Lieues. Dieses Raumes ungeachtet ist derselbe noch ungenügend gewesen, um die 8,664,700 Hefte aufzunehmen, welche die ganze Masse der hier gesammelten Dokumente bilden. — Ein Venetianer hat berechnet, daß tausend Schreiber, welche täglich acht Stunden ununterbrochen arbeiteten, nicht weniger Zeit brauchen würden, als 734 Jahre, um das ganze Archiv zu kopiren. Es würden also tausend Schreiber, welche diese Arbeit begonnen hätten, als die Kreuzfahrer ihre Fahnen auf den Wällen von Jerusalem entfalteten, jetzt kaum damit zu Ende seyn.

Räthsel.

Im Frieden wie im Krieg man mich in Ehren hält;
Als Neutrum bin ich Waffe, als Femininum Geld.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 305 Montag, 22. Dezember 1856.

Nordmann.

(Fortsetzung.)

Der Bursche zog dabei einen Zettel hervor und gab ihn an Irma. Auf dem Zettel stand fast unleserlich dasselbe, was der Bursche mündlich berichtet hatte. Das Papier zitterte in Irmas Hand. Der alte Jakob nahm das Papier auch und las es, und sagte, indem Irma erschrocken, aber schweigend, noch die Hände rang, „geh' nur, Bursche, — ich werde kommen."

Der Bursche ging. Irma und der alte Jakob blieben eine Weile noch stehen, der Alte sann hin und her, Irma weinte. Endlich wendete sich der Musikant und versprach, bald wieder da seyn zu wollen.

Irma hielt ihn am Arme und bat unter Thränen: „Nehmt mich mit, nehmt mich mit! Lasset den kranken Wodaf mich sehen! Auch nach mir hat er ja Verlangen!"

Und sie faltete die Hände, und weinte und bat so innig und treu, daß der alte Jakob bald einwilligte. Die Dienerin brachte den Mantel und versprach, am Bette des Verwundeten zu wachen und Alles zu besorgen. Ohne zu säumen, traten die Zwei nun aus dem Hause und schritten durch die Straßen. Irma zitterte in dem Gedanken, daß es mit Wodaf wohl schlimm stehen müsse, der Alte aber sprach: „Laßt es uns abwarten, laßt uns auf den Himmel bauen!"

23.

Als sie an den Eingang kamen, zeigte der Musikant seine Karte vor und ihm war bange, daß der Soldat etwa Umstände machen werde wegen des Einlasses der Jungfrau. Der Soldat aber öffnete und ließ Beide ein, ohne ein Wort zu sagen.

In dem Hofraume, der den vordersten Eingang von der Halle schied, in welcher der Gefangenwärter wohnte, stand eine brennende, hell leuchtende Laterne. Die Halle selbst war verschlossen und auch äußerlich der Riegel vorgeschoben, den der Wärter nur dann vorzuschieben pflegte, wenn er sich auf längere Zeit von seiner Wohnung entfernte. Der alte Jakob glaubte daher, daß er wohl oben sey bei dem Kranken.

Schon wollte der alte Jakob nach der Laterne greifen und dankte im Stillen dem Wärter für die gebrauchte Vorsichtsmaßregel, als ein Mann, in einen Mantel gehüllt, von der anderen Seite her aus einer Mauervertiefung trat. Er nahm, indem er sich näherte, einen Becher von seinem Munde, den er, wie es schien, so eben wieder leeren wollte. — Gyllenborg war's.

„Das ist ja schön, daß ich Euch Beide noch treffe," sagte er geschmeidig und verbeugte sich vor Irma, die sichtlich zusammenschrack. „Kaum hätte ich das erwartet. Fast kommt mir das erwünscht, denn ich verlasse in dieser Nacht noch Friedrichshall, und so kann ich Abschied von Euch nehmen."

„Ihr lügt!" versetzte ruhig und bestimmt der alte Jakob.

„Lasset uns nicht mit Groll scheiden, Alter!" erwiderte leutselig Gyllenborg. „Wir haben uns lange genug gehaßt, — vergeßt das, Alter; es ist wirklich wahr, ich verlasse Friedrichshall, — meine Schiffe sind verkauft, mein Geld ist gepackt. Nur um mein Haus noch handelt sich's. Der Gefangenwärter will es kaufen, wir wurden heute nicht ganz einig; nun bin ich nochmals hergegangen, um den Handel abzuschließen, aber er ist nicht daheim, ich habe schon gepocht und lange gewartet, und will auch noch länger warten. Das werdet Ihr ebenfalls thun müssen," fuhr er fort und trank wieder aus dem Becher, „denn wenn der Wärter auch wirklich da wäre, so muß er doch schlafen, und gar nicht zu erwecken seyn. Wie ich Euch sage, er ist nicht heraus zu pochen, und Ihr könnt es versuchen."

Hier trank er den Rest aus dem Becher, zog eine Flasche hervor und schenkte wieder ein, indem er weiter sprach: „es ist kalt, ich habe schon viel getrunken, — hier trinkt auch, Alter, trinkt noch einmal mit mir vor meinem Abschiede! Müßt Ihr mich noch hassen, nun so thut es, aber heute vergeßt Alles, morgen bin ich fort, ich habe den Bettel-

Digitized by Google

tanz hier satt. Trinkt Alter! — Doch halt," fiel er artig ein und zog den Becher zurück, und reichte ihn zu Irma hin, „auch jetzt noch, schöne Irma, sieht Ihr mir näher, als der alte Freund hier. Es ist nun freilich nicht anders, ich muß auf Euch verzichten, aber vergessen werde ich Euch nie. So trinkt denn auf meinen Abschied, schöne Irma! — bezeugt durch den Trunk, der an diesem kalten Abend Euch ohnedieß dienlich seyn dürfte, daß Ihr mich wenigstens nicht ganz verdammen wollt, wenn ich fern, so fern dann von Euch bin."

Und Irma dankte mit dem Haupte und ergriff den Becher. Der alte Jakob aber trat schnell einen Schritt näher, schlug ihr den Becher aus der Hand und rief: „Ja, wir verdammen, wir verdammen Euch!"

Irma wich erschrocken zurück. Gyllenborg stand wie verwandelt. Ein gräßliches Lachen erscholl aus seinem Munde, indem er sagte: „Mit dem Weine war es nichts, — so sey es mit dem Eisen! — Ich habe Euch hierher gelockt, — Ihr gingt in die Falle! — Ihr müßt sterben!"

Und blitzschnell schlug er den Mantel zurück und zog das Schwert, — Irma that einen Schrei. — Der Alte sprang auf die Seite, — schwang seinen Dolch — und ehe Gyllenborg einen Streich that, faß ihm der Dolch tief im rechten Arme und aus der Hand ließ er das Schwert fallen. Der alte Jakob ergriff es und schwang es ihm entgegen und rief, indem er dastand wie ein grauer Engel des Gerichts: „Bube, Bube! — Mörder, Mörder!"

Und laut pochte es drinnen in der Halle und der Wärter schrie: „Was gibt's, was gibt's! — Machet auf!"

Gyllenborg floh, — die vorderste Thüre öffnete sich, — schnell war er hinaus und verschwunden. Irma stand fast besinnungslos an die Wand gelehnt. Der Alte trat zu ihr und sprach: „Seyd ruhig, ruhig, armes Kind, — Alles wird noch gut, die Gefahr ist vorbei, — glaubt es, glaubt es, — Wodaf ist nicht krank!"

Dann erst ging er hin und riegelte für den lärmenden Wärter die Halle auf, und dieser, der fest geschlafen hatte, und für den schlimmsten Fall von Gyllenborg eingeriegelt worden war, hörte nun Alles, und wußte nun auch, warum Gyllenborg zwei Mal am Abende bei ihm war und Einlaß verlangte zu Wodaf. Diesen Einlaß aber hatte der Wärter ihm nicht gegeben.

(Schluß folgt.)

Die alte Jungfer.

(Fortsetzung.)

Eines Tages, als wir eben unsern Lieblingsweg auf die Höhe bei Brighton einschlugen, um den Punkt zu erreichen, den man des Teufels Hügel nennt, wegen der schönen, weithin reichenden Aussicht, die sich von hier wie in ein gelobtes Land bietet — führte uns ein Bekannter einen jungen Mann zu, der der jüngere Sohn eines Lords war und dem geistlichen Stande angehörte. Unser neuer Bekannte hieß Herr William Forbes und war von sehr schönem Aeußern. Er bat, uns begleiten zu dürfen, wie sein Freund, und als mein Vater höfliche Einwilligung nickte, brachte er sein Pferd an meine Seite herum und fing eine Unterhaltung mit mir an. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich konnte mit ihm weit besser sprechen, als mit irgend einem der andern jungen Herren, die sich bei uns eingeführt hatten, und unser Gespräch stockte auch nicht ein einziges Mal, bis wir das Haus erreichten. — Ich war streng kirchlich erzogen und ein Geistlicher war für mich eine Person, auf die ich mit einer Art Ehrfurcht blickte. Es konnte daher nicht fehlen, daß ich Herrn Forbes auch mit größerem Vertrauen begegnete und mit ihm über Manches sprach, was ich vor meinen weltlichen Freunden unberührt ließ, wie z. B. unser Dorf, unsere Schulen, unsere Armen und die kleinen Wohlthätigkeits-Anstalten, an denen ich mich mit so großem Vergnügen betheiligte.

Ich sah, daß diese Dinge für ihn nicht ohne Interesse waren, denn sie gehörten ja in sein Fach, und wieder und wieder kam ich daher auf dieselben zurück, bis wir dadurch in eine höchst vertrauliche Beziehung geriethen.

Herr Forbes ritt jetzt täglich mit uns aus, und die Stadt sagte, wir wären verlobt. Mein Vater mochte auch vielleicht so etwas wünschen, hoffen oder erwarten, denn er begünstigte ihn sichtlich und sah es stets mit Vergnügen, wenn der junge Mann ihn verließ, um an meiner Seite zu reiten.

Ich will dir nicht läugnen, meine gute Anna, daß diese Tage für mich recht glücklich waren, obgleich ich mir kaum gestand, was ich hoffte, träumte, wünschte.

Ich schwamm in einem Meer von Seligkeit, ohne mir des Warums klar bewußt zu seyn, und sagte mir nur täglich, das Leben sey doch wunderschön. So verstrich die Zeit und unsere Abreise nahte heran. Wenn davon die Rede war, wurde Herr Forbes ernst und sprach dann oft lange nicht wieder. „Sie besuchen uns doch manchmal in Fothergay?" fragte ich ihn eines Tages, als wir von unserem Dorfe sprachen und ich ihm rühmte, wie

Digitized by Google

schön dessen Lage sey. „Es wird Ihnen gewiß bei uns gefallen."

„Kein Zweifel!" versetzte er, „ob ich indessen je meinen Fuß dahin setze, hängt noch von Umständen ab."

„Diese Reise ist ja so weit nicht," sagte ich arglos.

„Weit? Ihr Wunsch würde sie kurz machen."

„Dann habe ich sie ja bereits verkürzt."

„Durch eine so beiläufige Einladung mögen Sie auch Andere dahin führen, Fräulein Welly; — ich möchte aber ausnahmsweise und ganz besonders von Ihnen gebeten seyn. Dürfte ich hoffen, Ihnen einst so werth zu werden, daß Sie eine solche Bitte an mich richteten, so wäre ein glücklicher Tag für mich angebrochen."

Ich sah verlegen vor mich nieder. „Ich weiß nicht, was Sie meinen, Herr Forbes," versetzte ich und ich wußte es auch wirklich nicht; denn was ließ sich auf solche Frage antworten?

„Ich möchte nicht als Fremder nach Fothergay kommen, um vielleicht Zeuge zu seyn, wie diese Hand eines Andern Eigenthum geworden, während ich sie gerne für mich selbst begehrte," und er nahm dabei meine Hand in die seine und drückte sie an die Lippen. Ich entzog sie ihm. „Sprechen Sie mit meinem Vater," sagte ich und wandte mich verlegen ab, um meinen Arm unter den einer Bekannten zu schieben, die vor uns auf der Promenade ging.

Zitternd erwartete ich nun, was der Tag mir bringen würde, ich horchte auf jeden fremden Tritt und wagte kaum, dem Vater in das Gesicht zu schauen, so oft er in die Stube trat, gerade als habe er mich auf einer Sünde zu ertappen. So kam der Abend heran, der Thee war schon aufgetragen, die Mutter erwachte eben aus einem kleinen Schlummer in ihrem Armstuhle und mein Neffe Charles, der hier in einer Pension war, aß mit großem Appetit ein mächtiges Stück Kuchen; da trat endlich der Vater ein, der die Zeitungen in dem konservativen Klub gelesen und sich heute ungewöhnlich verspätet hatte. Ein schelmisches Lächeln spielte um seine Lippen, als er an den Tisch trat und mir gegenüber Platz nahm.

„Richte Dich noch auf etwas mehr Thee ein," sagte er, mich mit seinen Blicken musternd, „es wird noch ein Gast kommen."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Charakteristik des jetzigen Königs von Neapel.

Als ich mich vor mehreren Jahren in Neapel befand, hatte ich öfters Gelegenheit, König Ferdinand II. zu sehen und auch zu sprechen, eben so seine Handlungen zu beobachten. Derselbe ist ein kolossaler äußerst kräftiger und sehr schöner Mann, von höchst imponirendem und wahrhaft majestätischem Ansehen. Er trägt gewöhnlich Uhlanen-Uniform, die ihm, trotz seiner Wohlbeleibtheit, überaus gut steht, wohl aber deßhalb auch so gut läßt, weil er wie zum Soldaten geboren und überhaupt sein ganzes Benehmen kraftvoll und militärisch ist. Er scheint sehr leutselig und von strengem Rechtlichkeitssinn beseelt, aber auch gegen Uebertreter der Gesetze wenig Milde zeigend. Im Allgemeinen ist er aber sehr beliebt, wofür auch der Umstand zeugt, daß er meistens allein des Abends in einem Einspänner durch entlegene Straßen fährt. Oefters auch sieht man ihn, nur von einem Adjutanten begleitet, Fußtouren machen und die und da Leute, besonders Soldaten und Schweizer, freundlich grüßen und anreden, manchmal auch denselben ein Geldstück schenken. Da er, wie gesagt, ein großer Soldatenfreund ist, so läßt er oft die ganze Garnison, meist 10 bis 12 Regimenter, auf den Campo di Marte ausrücken und kommandirt das Heer dann in eigener Person, wo gewöhnlich auch Alles sehr gut zusammengeht. Fehlt da oder dort aber etwas, so wird der König manchmal hitzig, oder man sieht sogleich einen Adjutanten mit einem Verweise auf die Abtheilung zusprengen, welche den Fehler begangen hat. Bisweilen äußert sich der König selbst in nicht ganz höflichen Ausdrücken gegen die betreffenden Anführer. Da er mehrere Sprachen und auch deutsch sehr gewandt spricht, so hörte ich ihn einmal dem General der Schweizer, welche deutsch kommandirt werden, auf diesem Felde einige derbe deutsche Worte zurufen. Bei diesen Exerzitien strengt er sich dermaßen an, daß er oft wie in Schweiß gebadet ist, eben so seine Pferde, die er gewöhnlich während des Manövers 4 bis 5 Mal wechselt. Zuletzt, nach dem Exerziren, wird meistens noch ein Reisemarsch bis oft spät in die Nacht gemacht, dann aber in die Kasernen und Forts eingerückt, wo gewöhnlich auch schon gutes Essen, doppelter Tagessold und ein halber Pokal Wein der ermüdeten und durstigen Soldaten wartet. Seine Schweizer-Soldaten scheint König Ferdinand vorzugsweise zu lieben, vielleicht auch deßhalb, weil er ihnen am meisten trauen darf. Als ich einmal das k. Schloß in Neapel zu sehen wünschte, wollten auch ein Paar Schweizer-Soldaten dasselbe mitsehen. Der Aufseher wollte Dieß nicht gestatten, jene aber wollten sich nicht abweisen lassen, so daß es endlich zu lebhaftem Wortwechsel kam und der König selbst benachrichtigt wurde. Er kam selbst, musterte die Schweizer und befahl, daß man ihrem Wunsche Folge leisten und ihnen das ganze Schloß zeigen solle. Nachdem die Soldaten Alles gehörig besehen hatten, wurden sie auf An-

Digitized by Google

ordnung des Königs vor denselben gefährt; er schenkte jedem noch einen Piaster und lud sie ein, ihn auch ein andermal wieder zu besuchen. Dergleichen Vorfälle ereignen sich in Neapel fast täglich. Bemerkenswerth aber ist das Neujahr und der Dreikönigstag. Da gratuliren alle möglichen Gesellschaften dem Könige, auch die bekannten neapolitanischen Dudelsackpfeifer aus dem Gebirge kommen barfuß oder die Füße mit Häuten und Riemen umwunden und ihren Körper in Schaffelle eingewickelt, gratuliren dem Könige und bringen ihm ein Ständchen. Alle werden freundlich aufgenommen und reichlich beschenkt. Von der gewöhnlich geschilderten barbarischen Strenge und Ungerechtigkeit des Königs sah ich durchaus nichts. Als ein Charakterzug des Königs Ferdinand, welcher von besonderem Muthe und Geistesgegenwart zeugt, möge noch Folgendes erwähnt werden: Als im Winter von 1836 auf 37 das königliche Schloß, besonders der Seitenflügel desselben nächst dem San Carlotheater brannte, war der König, wie immer bei solchen Gelegenheiten, der Thätigste in der Hülfe. Er wagte sich im brennenden Gebäude so weit hinauf, daß er auf der noch zugänglichen Treppe wegen den Flammen nicht mehr herunter kommen konnte. Dieß endlich gewahrend, gab der König in seiner kritischen Lage ruhig und kaltblütig von oben herab den Befehl, unten Leitern beizustellen und Matrazen herbei zu bringen, um im schlimmsten Falle noch den Sprung auf diese wagen zu können. Glücklicherweise gelang die Rettung noch ohne diesen gefährlichen Sprung aus gewaltiger Höhe.

Mannigfaltigkeiten.

Dr. Livingstone legte am 15. d. der geographischen Gesellschaft in London seine verbesserten Karten von Südafrika vor. Merkwürdig ist, daß der berühmte Reisende die alten Karten jener Erdtheile verläßlicher als die neuen gefunden haben will. Wo auf den afrikanischen Karten gewöhnlich eine leere weiße Fläche verzeichnet ist, traf er wasserreiche, fruchtbare, reichlich bevölkerte Landstriche, und je tiefer er ins Innere des Festlandes eindrang, desto dichter und kultivirter erschien ihm die Bevölkerung. Die Stämme waren weniger wild und argwöhnisch, hatten mehr Bedürfnisse und besser geordnete Regierungen. So traf er unter Anderen solche, die mit dem Impfungsprozesse und den Heilkräften des Chinin vollkommen vertraut waren und bei denen sich eine Tradition von der noahischen Sündfluth erhalten hatte. Sie handelten mit Gold und Elfenbein, das von Hand zu Hand ging, bis es die Küste und dort die europäischen Kaufleute erreichte. Merkwürdig soll die große Anzahl der Jagdthiere seyn, die sich zwischen dem 8ten und 22sten Grad südl. Breite herumtreiben. Fleischige Gewächse, gute Wassermelonen und Trinkwasser in Ueberfluß machen Thieren wie Menschen das Wandern in jenen Gegenden möglich, und nur dort, wo Insekten in zahllosen Massen schwärmen, verbieten sie das Reisen durch ihre, Schmerzen bis zum Wahnsinn erzeugende Stiche. Die Furcht vor wilden Thieren dagegen soll in Afrika bei Weitem nicht so groß seyn, als man in England meint. Die bedeutendsten Dokumente Livingstone's waren ihm bei der Fahrt über einen afrikanischen Fluß, die ihn selbst in Lebensgefahr gebracht hatte, verloren gegangen; doch brachte er noch eine Masse ethnographischer, philologischer, geographischer und zoologischer Notizen mit in seine Heimath.

Am 12. Dezember Abends wurde zu Köln ein Mann verhaftet, der innerhalb der letzten vierzehn Tagen viermal in sehr verwegener Weise den Kölner-Siegener Postwagen dicht vor den Thoren von Deutz beraubt hat. Er wußte sich zu dem Ende auf den Wagen zu schwingen, zerschnitt mit scharfem Messer die Lederdecke des auf dem Wagen angebrachten Behälters und nahm, was ihm gefiel. Als er gestern Abend zum fünften Male kam und die Hände unter das aufgeschnittene Leder brachte, fühlte er zwei menschliche Beine, die einem Polizeikommissär angehörten, der sich unter der Decke verborgen hatte und nicht säumte, seinen Mann zu fassen. Derselbe, ein Knecht aus Deutz, ist der Justiz übergeben.

Charade.

Zweite Sylbe.

Gefährte ist's der Häuslichkeit, dem Fleiße;
Ist Stammhaus einer alten Monarchie,
Die seit der Schöpfung nie gewankt im Gleise
Und ewig treibt dieselbe Industrie.
Die Frauen lieben es, die Herr'n verachten's
Als eing'gen Preis oft jahrelangen Schmachtens.

Das Ganze.

Es schaut auf hoher, sturmumbrauster Spitze
Aus off'nem Fenster über Land und See;
Eng ist die Leiter, die zu seinem Sitze
Den Kühnen führt in schwindelnd steile Höh'.
Doch kannst auf jenem Thron du dem Verweg'nen
In Blitz und Sturm, in Pulverdampf begegnen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Fiskte Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 306 Dienstag, 23. Dezember 1856.

Nordmann.

(Schluß.)

Als Irma das hörte, wurde sie froh, und so auch der alte Jakob, denn auch dem Dritten war nun von dem Einen kein Leid geschehen. „Der schwedische Offizier ist gesund," sagte der Wärter. „Alles ist Betrug gewesen von Gyllenborg."

„Schläft der Schwede?" fragte der alte Jakob. „Ich möchte ihn noch sprechen."

„Laßt mich erst sehen," entgegnete der Wärter und griff nach der Laterne, die Gyllenborg, sammt Becher und Schwert zurückgelassen hatte.

„Auch mich laßt erst sehen," erwiderte ernst der alte Musikant und nahm dem Wärter die Laterne wieder ab und leuchtete hin nach dem Blute, das auf dem Boden lag. „Wahrheit, Wahrheit," fuhr er feierlich fort, „das ist Gyllenborgs Blut! Das Opfer dampft! — sey nun ruhig, alter Vater, — erst Blut, dann Narben, und nun wieder Blut!"

„Sprecht Ihr schon wieder durch Blut mit Euerm Vater? — Laßt das doch seyn!" sagte der Wärter.

„Schon wieder durch Blut!" antwortete der Musikant ernst wie vorher, „und ich lasse es nun seyn!" —

Der Wärter ging hinauf. Der alte Jakob sprach mit Irma und sagte zu ihr, indem er mit der einen Hand Dolch und Schwert und mit der andern Irmas Rechte faßte: „Ich nehme Euch mit hinauf, — Ihr sollt ihn sprechen, — nach großem Schrecken muß große Freude kommen."

Und der Wärter rief zur Treppe herab, daß Wodaf wache. Nun gingen Beide hinauf. Die Kerkerthüre öffnete sich, Irma stürzte dem Theuern in die Arme, — und selig, himmlisch selig waren die Augenblicke.

Der Wärter setzte die Laterne an die Thürschwelle und ging mit dem alten Jakob sprechend in dem Gange auf und ab. So war's auch dem Musikanten lieb. Nach einer Weile mahnte der Wärter. Auch der alte Jakob mahnte. Irma kam und der Alte rief hinein: „ich komme schon morgen wieder!"

Da nahm der Wärter die Laterne von der Schwelle und Irma blickte und rief noch ein Mal in den Kerker, — dann wurde der Kerker verschlossen. Finster war es wieder um Wodaf her. Die Sterne des Himmels aber leuchteten doch durch die runden Mauerlöcher und tausend Sterne der Liebe brannten und glühten in des Jünglings Herzen.

Mitternacht war vorbei. Eine andere Wache stand draußen an dem vordersten Eingange. Der alte Jakob hielt sich daher nicht auf, sondern ging mit Irma nach Hause. Der Großvater schlief sanft und still. Still auch legte der Musikant Gyllenborgs Schwert und Becher auf den Tisch. Dann setzte er sich an das Bett des Schlafenden und sagte leise: „Irma, gehet auch Ihr zur Ruhe! — Ich werde wachen mit der Dienerin!"

Als nun Irma schlief und auch Peter Nordmann noch nicht erwacht war und der alte Jakob mit der Dienerin am Bette saß, da entstand draußen Lärm. Es war Feuerlärm. Peter Nordmann fuhr erschrocken empor, Irma stürzte herbei, — und ehe der alte Jakob ging, um zu sehen und sich zu erkundigen, brachte man schon die Nachricht, daß Gyllenborgs Haus brenne.

Nach einer Stunde war das Feuer gedämpft. Gyllenborg selbst hatte sein Haus in Brand gesteckt und man wollte wissen, daß er mit einem schwerbepackten Diener in's Lager der Schweden gegangen sey. Der alte Jakob brachte nun das Schwert und den Becher an das Bette und erzählte Alles, was da geschehen war.

24.

Drei Tage später, als die Schweden die Belagerung aufhoben und mit großen Verlusten von Friedrichshall wichen, fand man unter den Todten, die bei der letzten Berennung gefallen waren, Gyllenborgs Leichnam. Er hatte an die Schweden sich angeschlossen und durch eine Kugel aus Friedrichshall sein Ende geschaut.

Auch Kopenhagen wurde nun bald frei. — Die

Digitized by Google

Feinde räumten das Land. — Endlich nahte der Friede. Peter Nordmann war genesen, Wodaf aus seiner Haft längst entlassen. Der König von Dänemark, Friedrich der Dritte, stand so hoch und herrlich, als er nie gestanden.

Wodaf wollte nun bald in Norwegen, bald in Schweden leben. Der Großvater und der alte Jakob sollten bei ihm bleiben. Peter Nordmann war das zufrieden. Er erhob seine Hand und segnete; segnete Irma und Wodaf.

Der alte Jakob aber stand dabei und sprach: „Wahrheit, Wahrheit, auch mit der einen Hand kann er Euch Zwei noch segnen.“

Ist's doch zuletzt nur immer eine Hand,
Die alle Kinder auf der Erde segnet:
Ist's doch nur eine Hand, die uns beglückt,
Nur eine, die aus Finsternis zum Lichte,
Aus Trübsal uns zu reiner Seligkeit
Und von der Erde uns zum Himmel führet,
Ist's doch nur eine Hand, die Hand des Vaters,
Des Vaters hoch im Himmel wie auf Erden.

Die alte Jungfer.

(Fortsetzung.)

Ich fühlte, daß ich roth wurde. Da klingelte es an der Hausthüre und ein Schritt wurde hörbar. Meine Ohren mußten heute besonders geschärft seyn; denn gewöhnlich hört man auf den Teppichen keinen Schritt. „Geh doch, geh Charles,“ rief ich ungeduldig dem Knaben zu, der an mir zupfte und zerrte wie Kinder in dem Alter es zu thun pflegen, wenn ihnen die Zeit lang wird. — „Du wirst heute keinen Kuchen mehr bekommen, ganz gewiß nicht, Du hast schon drei Mal gebadt, und kannst jetzt zu Bette gehen.“ — Da öffnete der Diener die Thüre; ich fühlte, daß ich zitterte.

„Geh doch, Kind!“ sagte ich ungeduldig und schob ihn etwas mit dem Ellbogen zurück. Da trat Herr Forbes ein; ich wollte aufstehen, der Knabe aber in seinem Unmuthe, hatte meine Bandschleife gefaßt, und während ich diese, etwas rasche Bewegung machte, hielt er mich daran fest — und meine Perrücke war in seiner Hand. Rasch entfloh ich durch eine Seitenthür. Aber meine Geistesgegenwart fruchtete nur wenig, denn der Knabe hatte die Ursache meiner Flucht zurückbehalten. Der Vater hieß ihn mir damit folgen und er kam, aber ich hatte mich eingeschlossen und öffnete nicht. Ich hatte es nicht über mich vermocht, so beschämt fühlte ich mich über diesen Zufall.

Die Nacht verging unter ängstlichen Träumen und mancher Verwünschung des muthwilligen Neffen, der mir wegen eines Stück Kuchens den schönsten Abend verdorben hatte. Am Morgen erschien ich spät im Frühstückzimmer, denn ich schämte mich vor dem Vater, vor den Dienern, vor aller Welt. Es war Niemand da auf meinem Platze aber lag ein Brief, der kein Postzeichen trug. Ich öffnete ihn, — die Hand war mir unbekannt — und fand eine Kunde darin von Herrn William Forbes p. p. c.

Die Perrücke kostete mir den Bräutigam.

Ich habe ihm manche Thräne nachgeweint, denn ich liebte ihn und hörte nicht auf zu lieben, bis — das Herz stille steht. Wir kehrten auf das Land zurück, wo ich in der Stille über mein Schicksal nachdachte und einsah, daß ich auf das Glück der Ehe Verzicht leisten müßte. Wer sich, trotz meiner Perrücke, um mich bewarb, konnte es nur meines Geldes wegen thun, und ich mochte noch die Zugabe seyn. Auch liebte ich ihn und Niemand sonst und wollte ihm treu bleiben bis an mein Grab.

Ich widmete mich nun ganz den Armen, und der Kirche that ich wohl so viel ich konnte und fand den Frieden des Gemüths in dieser Thätigkeit. — Auf die Welt verzichtete ich jetzt ganz und meine Eltern ließen mich gewähren, denn auch sie fanden keine Freude mehr daran.

So vergingen die Jahre, nicht glücklich, aber ohne Schmerz, bis die Stunde kam, wo ich allein im Leben stand. Da ging ich in mich und fühlte, daß ich noch eine Sache gut zu machen habe, ehe auch meine letzte Stunde schlage und das war das Mißwollen, das ich gegen meinen Neffen Charles hegte. Ich hatte ihn seit jenem Abend nicht wieder gesehen und vermieden, daß er mir irgendwo vor Augen komme. Das war Unrecht, denn er hatte mir nicht absichtsvoll geschadet, und die Sünde der Unwissenheit rechnet der Himmel nicht, wie durfte ich es denn? Ich ließ ihn kommen. Er war zum Jüngling herangewachsen und wünschte zu reisen; ich gab ihm das Geld dazu. Er kehrte wieder und begehrte ein Mädchen ohne Vermögen, wogegen die Eltern sich sträubten; ich stattete sie aus. Das gab mir meinen völligen Frieden und immer heiterer sah ich dem Tage entgegen, der meine irdische Laufbahn beschließen sollte.

Da kamst Du in mein Haus, eine kleine Waise, und ein neuer Lebensmorgen brach für mich an. Du wuchsest heran, Du liebtest mich und ich lernte Mutterfreude durch Dich kennen.

Oftmals fragtest Du mich wohl nach Deinen Eltern und wolltest wissen, wie Du mir verwandt, dann lächelte ich im Stillen und nannte Dich laut eines geliebten Bruders Kind. Mir aber lebte nie ein Bruder. Der Bruder, den ich meinte, der war mir theurer als ein Bruder, das war der Freund meiner Jugend, das war William Forbes. Du

Digitized by Google

bist sein Kind, meine Anna, und darum mir so theuer. Er hatte eine Frau geheirathet, mit der er unglücklich lebte und die ihn endlich verließ. Du warst die Frucht dieser kurzen Ehe. Dein Vater ging bald darauf nach Madras. Deine Mutter reiste nach Egypten, und Du, die weder dem einen noch der andern folgen konntest, solltest unter fremder Obhut hier zurückbleiben. So wie ich das erfuhr, sandte ich zu Deinem Vater und bat um das Kind. Er gab Dich mir gern. Er wußte, daß ich Dir Mutter seyn würde und es beruhigte ihn, Deine Zukunft auf die Art sicher gestellt zu sehen. Vor seiner Abreise kam er noch zu mir, um Dich zu sehen und mir zu danken. Er war beschämt und verlegen und konnte mir kaum in das Auge sehen. Das that mir in meiner Seele weh. Ich bot ihm herzlich die Hand und sagte wohlmeinend: „Nicht wahr, wir sind Freunde?“ Er sah mich gerührt an. — „Ich habe ein großes Glück verscherzt,“ sagte er mit einem Tone, der aufrichtig schien, „und Ihre Güte macht diese Jugendthorheit noch fühlbarer.“ — „Reden wir davon nicht; das sind vergangene Dinge,“ versetzte ich freundlich; die Wege des Herrn sind wunderbar! Ohne Zweifel war sein Wille so. Und dieß Kind wird ja nun ein Band zwischen uns, das uns dennoch vereint, wenn auch in anderem Sinne.“

Ich nahm Dich auf meine Kniee, ich küßte Dich und reichte Dich dann Deinem Vater. Er sah mich an und eine Thräne stand in seinem Auge. Diese Thräne habe ich nie vergessen. Sie machte Alles, Alles wieder gut.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Was sich Berlin von einer Verlobung erzählt.] In den höheren Kreisen der Berliner Gesellschaft und der Künstlerwelt ist der Mittelpunkt des unpolitischen Gesprächs seit einigen Tagen die Verlobung der ältesten Tochter Giacomo Meyerbeer's mit dem Lieutenant von Korff von dem schönen vormaligen Prinz Wilhelm Dragoner-Regiment. Eine elegante Erscheinung, und in seinem Auftreten in jeder Beziehung Pelham zum Muster nehmend, ist Herr von Korff, nebenher ein Meister in allen Reitkünsten und Sieger in manchem Rennen, eine durch häufigen Theater- und Konzertbesuch ziemlich allgemein bekannte Persönlichkeit, und erregt die Verbindung schon dadurch Interesse. Seine näheren Bekannten wissen aber nebenher, daß er ein durch Reisen und wissenschaftliche Bestrebungen vielseitig gebildeter junger Mann und selbst mit der Feder im Theile der schönen Literatur und musikalischen Kompositionen dilettantirt, und sehen hierin den Ankergrund der Liebe, den die Schwärmsucht der großen Gesellschaft wie meist überall, so auch hier nur in dem goldglänzenden Hintergrunde suchen will, aus dem diese junge Dame, wie viele ihres Gleichen, strahlend genug hervortritt. Eigenthümlich ist übrigens der Umstand, daß die junge Verlobte als einziges Mitglied ihrer Familie dem innern religiösen Drange folgend, schon vor längerer Zeit zum Christenthume übertrat und sich in den Schooß der römischen Kirche aufnehmen ließ, während diese Linie der Familie von Korff gerade vorzugsweise streng lutherisch ist. Bei der Gelegenheit dieser Parthie erinnert man sich auch des geistreichen Witzwortes, welches der König der Ueberraschung der Gesellschaft entgegensetzte, als sich Herr von L. E. mit der Tochter des Banquiers M. verlobte. Er sagte: „Ich weiß nicht, worüber man sich wundert, die Banquiers lieben die „Von's“ und die Lieutenants lieben die „Fonds.“

In diesen Tagen wird in Brüssel ein Diebstahl zur gerichtlichen Verhandlung kommen, dessen Entdeckung unter interessanten Umständen bewerkstelligt worden ist. Vor mehreren Jahren ward im Hause des Grafen Liedekerke, Repräsentanten, ein Diebstahl zum Betrage von 102,000 Franks begangen; Haussuchungen, Verhöre, Beaufsichtigungen, kurz, alle Mittel schlugen fehl. Das Geld war und blieb verschwunden. Da wird vor ungefähr einem halben Jahre ein unglücklicher Börsenspekulant wegen Prellerei verklagt, den nicht seine Schulden verschlungen, sondern der im Gegentheil selbst seine Schulden verschlungen und zwar in Form eines Wechsels, welchen man ihm zur Einlösung präsentirt hatte. Es zeigte sich, daß dieses mit einer so ungesetzlichen Gesprächigkeit behaftete Individuum, Vervat mit Namen, gerade zur Zeit jenes räthselhaften Diebstahls bei dem Grafen Liedekerke die Stelle eines Hauslehrers bekleidet hatte. Man traute seinen Händen eben so viel zu, wie seinem Magen, und siehe da! es scheint, daß man sich nicht geirrt. Zu dem Prozeß sind Zeugen aus mehreren nahmhaften deutschen Badeorten berufen worden.

Folgende Notizen über die weite Verbreitung einiger Konsumtionsartikel auf der Erde, die nicht zu den Nahrungsmitteln gehören, mag nicht uninteressant seyn: Die Kaffeeblätter werden auf der Erde als Aufgußgetränke von 2 Millionen Menschen benutzt; den Paraguaythee trinken 10 Millionen; eben so viel Konsumenten hat die Cora, d. h. die Blätter eines Strauches, welche der Peruaner

Digitized by Google

kaut, um sich zu berauschen; die Cichorie trinken entweder ganz unvermischt oder mit Kaffee vermischt 40 Millionen; den Cacao genießen 50 Millionen; Kaffee wird von 100 Millionen getrunken; und ebenfalls 100 Millionen kauen Betel oder seine Surrogate; 300 Millionen essen und rauchen Hachich, d. i. indischen Hanf, welcher eine außerordentliche, dem Opium ähnliche berauschende Kraft hat; 500 Millionenen trinken chinesischen Thee; alle bekannten Völker der Welt endlich sind dem Gebrauche des Tabaks ergeben, meist rauchend, dann denselben schnupfend oder kauend. Vielleicht mit Ausnahme des Cacao hat keine dieser Substanzen eine direkte Ernährungsfähigkeit. Was mag also das Menschengeschlecht zur Konsumtion derselben bewegen? Die Begriffe der Mode oder der Nachahmungssucht können hier nicht angewendet werden; es muß ein tieferer Grund vorliegen.

Das Wort „Milliarde“ ist sehr leicht ausgesprochen. Was aber ein Milliarde ist, darüber stellt ein französisches Blatt folgende Betrachtungen an. Eine Milliarde Franks wiegt 5 Mill. Kilogrammes (fast 9 Mill. Pfund Wiener Handelsgericht), zu ihrer Transportirung würden 2000 vierspännige Wagen nothwendig seyn. Wenn man 5 Mill. Kilogrammes zu einer einen Zoll dicken Stange ausschmieden würde, so würde die Länge dieser Stange 655,000 Metres (über 36 Meilen) ergeben, welche mehr als genügend wären, um ganz Paris mit einem 10 Fuß hohen Gitter zu umgeben. Eine Milliarde Frankstücke in eine Linie gereiht, würde 750 Wegstunden mehr geben, als der halbe Umkreis der Erde. Wenn endlich diese Milliarde zur Zeit der Geburt Christi in eine Maschine gelegt worden wäre, welche ein Stück per Minute ausgeworfen hätte, so hätte sie, um zu Ende zu kommen, noch ungefähr 56 Jahre zu arbeiten.

Wie weit es die Weiber in Amerika durch ihre Versammlungen schon gebracht haben, zeigt folgender Bericht aus Moorsville im Staat Indiana: „Am 1. November verübten die Temperenzweiber hier eine große Heldenthat; sie ließen die Kirchenglocken läuten, worauf der einzige Wirth in der Stadt, auf den es abgesehen war, seine Thüren und Fensterläden schloß; allein wie Furien versammelten sich die Weiber in großer Masse vor dem Hause, zertrümmerten mit Axthieben die Thüre, rollten die Getränke aus dem Keller und ließen Bier, Wein, Genever und Whisky in die Goffen laufen; sie drohten, das Haus niederzubrennen, im Fall der Wirth versuchen sollte, abermals geistiger Getränke zu verkaufen.“

Böhmische Musikanten durchziehen bekanntlich die ganze Welt und sind in allen 5 Welttheilen zu finden. Auch in Kairo hat sich jetzt ein aus Böhmen gebildetes Orchester ansässig gemacht, welches auf einem der dortigen Hauptplätze Tänze von Strauß, Lanner und Labitzky spielt. Sie finden dort um so mehr Anklang, als in den Privathäusern in Kairo nur wenig Musik gemacht werden kann; es sind nämlich alle Klaviere verstimmt, da sich bis jetzt noch kein Klavierstimmer in Kairo befindet. Uebrigens befinden sich in Kairo jetzt sehr viele Europäer zur Kur und man zählte erst jüngsthin 172 deutsche Familien dort.

Das größte Evangelienbuch der Welt befindet sich in der Kathedrale zu Moskau. Es ist ein Geschenk der Mutter Peter des Großen. Es wiegt hundertundsechzig Pfund und muß stets von zwei Männern in die Kirche getragen werden. Mit Gold und Edelsteinen ist es auf das Reichste bedeckt. Der Einband allein kostete eine Million 200,000 Rubel. Es sind hier Smaragden angebracht von der Größe eines Zolls. — Was ist aber alle irdische äußere Pracht und Herrlichkeit gegen den innern Schatz dieses Buches!

Daß die Dichter aus dem Gewerbstande noch nicht ausgestorben sind (die Gattung der gewerbsmäßigen Dichter florirt bekanntlich sehr), das beweisen die nachfolgenden sinnigen Verse, mit denen ein Münchner Schweinmetzger in der Neuhausergasse den Hofraum seines Hauses geschmückt hat:

Feindlich ist des Metzgers Streben;
Mit zerreißender Gewalt
Geht er Ochs und Stier an's Leben,
Und macht fette Schweine kalt.
Was er schuf, verzehrt man wieder,
Nimmer ruht der Wurstgenuß;
Froh erschallen seine Lieder,
Wenn er Därme füllen muß.
Mensch! daraus erkenn' die Lehre;
„Jeder Stand hat seine Ehre!“

Auflösung des Logogryphs in Nro. 301:
Schlacht — Schacht — Schach.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Lisette Wenlandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 307 Mittwoch, 24. Dezember 1856.

Die alte Jungfer.

(Schluß.)

Seitdem habe ich Deinen Vater nicht wieder gesehen, doch hörte ich von Zeit zu Zeit von ihm und schrieb ihm auch. Er wünschte, daß Du Dich für elternlos halten solltest und sein Wunsch war mir Gesetz. Sein Grund dazu war die Besorgniß, daß des Kindes junggetrenntes Verhältniß in einen Zwiespalt gerathe und sich mit Sorgen und Sehnen und Hoffnungen plage, die den ruhigen Frieden störten, der über des Lebens Morgen wachen sollte. Und die Erfahrung hat mir bewiesen, wie recht er hatte, denn Du kanntest es nur in der Gegenwart zu leben und das eben machte Dein Gemüth so ruhig und friedlich.

Es sind wohl ein halbes Dutzend Jahre her, da starb Deine Mutter. Dein Vater theilte mir diese Nachricht mit und fragte auf zarte Weise bei mir an, ob ich mit Dir zu ihm kommen wolle.

Ich verstand ihn, er wollte gerne vergüten, wollte wieder gut machen; aber es war nichts gut zu machen. Er hatte mir ja sein Kind gegeben und — seine Thräne! Ich schrieb ihm wieder, wir wollten hier ausharren, bis er komme, und dann den Abend des Lebens als Freunde hier theilen. Ich sollte seine Rückkehr nicht erleben. Schwächer und schwächer glimmte der Lebensfunke und ich sah ein, daß ich nicht lange mehr hienieden weilen würde.

Wenn dann die letzte Stunde kommt, dann drückt meine Anna mir das müde Auge zu, und in mein Grab legt sie meine Perrücke und jene Karte mit dem p. p. c."

Hiemit schloß die Lektüre. Das junge Mädchen senkte weinend das Haupt in die Hände und machte ihren aufgeregten Gefühlen in einem Strome von Thränen Luft, bis endlich ein sanfter Schlummer sich auf ihr Auge senkte und diese beschwichtigte.

So fand sie der grauende Morgen, als er mit kaltem Hauche über die Erde strich und am Himmel das erste Frührothy malte. Fröstelnd zitterte durch ihre Glieder, sie stand auf und schaute um sich, fand Lampe und Licht erloschen, und kein Auge, außer dem ihrigen, im Hause mehr wach. Sie schellte. Mit schlaftrunkenem Angesicht erschien eine Dienerin, der sie gebot, ihr eine warme Bedeckung zu bringen, dann senkte sie sich abermals in die Polster des Armstuhles, stützte das Haupt nachdenklich, und sann nach über ihre gegenwärtige Lage. Ein Vater lebte ihr, das war eine große Entdeckung, und durfte sie nicht hoffen, daß dieser Vater zu ihr eilen würde, sobald er erfuhr, daß ihre mütterliche Beschützerin dahin sey? Die gute Pathe! Den fremden Vater konnte sie doch nicht lieben, weil sie die Pathe geliebt?

Das Begräbniß war vorüber; ein kalter Stein bezeichnete die Stelle, wo die gute Pathe ruhte, und den kleinen Rosenhügel, der sich über ihre sterbliche Hülle wölbte, schmückte die Hand der Liebe so eben mit schönen jungen Rosenstöcken.

Da trat ein Mann auf den sonst einsamen Friedhof. — Seine Gestalt war gebeugt, sein Haar gebleicht, sein Antlitz sprach von den Sorgen und Mühen des Lebens. Sein Auge blickte suchend umher, er hielt seine Schritte oft an und musterte diesen und jenen neuen Rasenhügel und immer noch hatte er den richtigen nicht gefunden und schickte sich zum neuen Forschen an. Da gewahrte er eine schwarze Gestalt, die gebückt an einem Rasenhügel ordnete. Er blieb stehen. — Es war ein junges Mädchen, wie er gar bald aus Formen und Bewegung errieth, die hier mit ihren zarten weißen Händen die schwarze Erde häufte und wieder plattete. Ihr rosiges Gesicht überzog ein Ausdruck der Trauer, der sich wie eine tiefe Empfindung darauf spielte und es noch anziehender machte. Sie faltete eben die Hände wie zum Gebet.

Der Fremde trat um ein paar Schritte näher, sein Auge musterte den Grabstein und auf seinem Gesichte malte sich ein unaussprechliches Etwas, das wie Freude, Trauer und Ueberraschung aussah. —

Digitized by Google

Er näherte sich leise der in stiller Andacht Versunkenen.

„Ella Forster," sprach er mit sanfter Stimme, „Du betest für eine edle Frau, die ich tief verehre; schließe aber auch deinen Vater in dein Gebet ein." Ueberrascht wandte sie sich um, seine Arme öffneten sich und die Tochter ruhte an seinem Herzen. Jahre sind seitdem hingeschwunden. Ella Forster hat das reiche Erbe der guten Pathe angetreten und mit den Gütern derselben auch ihren Namen angenommen, der wie ein Segen über dem Hause waltet. — Der Vater steht ihr nicht länger als sorgende Stütze zur Seite, aber ein Gatte ihrer Wahl hat dessen Stelle eingenommen, und eine muntere Kinderschaar begleitet sie, wenn sie in unveränderter Pietät zu dem Grabe der guten Pathe pilgert, um hier mit eigener Hand die frischen Rosen einzusenken. Aber schon die nächste Nachkommenschaft würde das, was ihr eine liebe, ewig theure Erinnerung ist, in den Schooß der Vergessenheit begraben und kein Kindeskind je mehr den Namen der guten Pathe lallen, wäre nicht, dem Willen derselben gemäß, eine Perrücke ihrem Wappen eingefügt und jeder neue Führer desselben dadurch auf alle Zeiten darauf hingeleitet, mit einer Frage nach dem Ursprunge dieses seltsamen Zeichens hervorzutreten, und dafür die Geschichte der guten Pathe entgegenzunehmen.

Fremder! — Wenn dein Fuß dich nach England führt und dein Auge dort auf ein solches Wappen fällt, so entblöße dein Haupt, denn du siehst vor dir das stille Märtyrthum einer wahren Heiligen.

Bei'm Nußkernen.

Eine Geschichte aus dem rheinischen Volksleben.

Wenn der Herbst eingethan ist, und das Keltern ist vorüber, dann ist Sankt Martinitag nicht ferne, und der Wind braust gewaltig um die Häuser und jagt dicke Regentropfen und wollige Schneeflocken untereinander, daß von solchem Wetter die Buben sagen: Bäcker und Müller zanken miteinander, wer von ihnen der größte Schelm sey. Dann sucht man schon den warmen Ofen, und es ist Einem gar behaglich daran, weil man das kalte Wetter sich noch nicht angewöhnt hat.

Ehe aber die Frauen und Mädchen das Spinnrad holen können, sind noch zwei Arbeiten übrig. Der Hanf muß gerieben, gebrochen und gehechelt und die Nüsse müssen gelernt werden.

Letztere Arbeit ist so recht eine, die in Gemeinschaft gethan wird, wo dann einmal ein lustig Lied erschallt oder Einer, dem die Gabe geworden, eine Geschichte erzählt, während die fleißigen Hände die goldgelben Kerne aus den Schalen herauspickeln. Vorher aber sitzen die Bursche im Kreise herum, haben einen Backstein auf den Knieen liegen, halten in der Rechten den Hammer, und die Linke holt aus den Säcken die Nüsse, setzt sie mit der spitzen Nase in die Vertiefung, die sich im Backsteine aushöhlt, und der Hammer trifft die Schale am Stielende, daß sie springt, ohne daß der Kern zerbrochen wird. Ein dastehender Korb faßt die aufgeklopften Nüsse, und dieß Aufklopfen ist ein Meisterstück.

Während dieser geräuschvollen Arbeit kommen die Frauen und Mädchen, setzen sich auf die Bänke, flüstern, lachen, kichern, necken die Buben und treiben derlei Kurzweil, bis die Körbe nach und nach sich füllen und Vorrath genug für den langen Abend da ist. Dann setzt man sich um den Tisch von Kirschbaumholz. Das Licht wird, nachdem ein Haufe aufgeklopfter Nüsse hoch auf dem Tische aufgehäuft ist, mitten in diesen Haufen gestellt, und nun beginnt die Arbeit des Kernens, wobei dann geplaudert, gesungen oder erzählt wird, je nach Lust und Stoff und — nach dem die Leute sind.

Wie ich so das niederschreibe, rollt sich der Vorhang vor einer lieben Jugenderinnerung auf.

Nicht fern von meinem elterlichen Hause, von einer schönen Wiese umgeben und beschattet von vielen hundertjährigen Nußbäumen, davon viele auch noch am ansteigenden Berge standen, lag ein stattlich Bauernhaus mit seinen Ställen und Scheunen. Es war lange vor der Franzosenzeit einem deutschen Grafen zu eigen sammt den vielen Morgen von Weinbergen, Aeckern und Wiesen, und der brave Bauer, dem es später eigen geworden war, saß als Hofmann und Pächter darauf, und da er seine Arme nicht in den Schooß zu legen gewohnt war, gute Zeiten hatte, und zu sparen verstand, so erwarb er sich bei dem niedrigen Pacht ein hübsches Vermögen. Dabei stand sich der Graf und sein Feld prächtig, denn er empfing Punkt Martini seinen vollen Pachtzins in barem Gelde, und sein Feld wurde gut gebaut.

Leider verstand der Graf nicht so gut zu hausen wie der Pächter. Der wohnte in Mannheim am Hofe des Churfürsten von der Pfalz, machte übergroße Sprünge, war ein Pferde-, Hunde- und Jagdnarr und dergleichen, und das kostet um so mehr Geld, je weniger man davon versteht. Kurzum, der Herr Graf machte Schulden, und die wollten am Ende bezahlt seyn. Da ist denn Polen in Noth gewesen, und der Herr Graf nahm bei dem Hans Geld auf, um den Peter zu bezahlen, was man bei uns »Placken« nennt und der sichere Weg ist, allgemach tiefer in die Brüche zu kommen, was

Digitized by Google

denn auch nicht auf sich warten ließ. Hierzu kam, daß der Churfürst einmal den Herrn Grafen nach Wien zum Kaiser sandte in Staatsangelegenheiten oder nicht (wer kann's wissen?), und da kam derselbe mit einem halben Dutzend ungarischer Herren zusammen, die ein Bischen mit ihm Landsknecht spielten — in Summa — er kam als ein vornehmer Verschwender heim, wie's auch heute noch solche gibt, und da ist er eines schönen Morgens zu meines Vaters Nachbar gegangen und hat gesagt: „Hör' mal, mein lieber Velten, ich will Dir den Hof und das Gut zu erb und eigen verkaufen."

Der Velten erschrack heftig und sagte: „Gnädiger Herr, es ist ja doch Ihr väterlich Erbe, das geht nicht."

„Altfränkisches Geschwätze!" lachte der Graf. „Was hilft mich mein väterliches Erbe, wenn ich Schulden habe, wie ein Landstreicher in der Churpfalz? Die Juden machen mich todt, zerreißen mich in der Luft, wenn ich nicht bezahle, und es borgt mir Niemand mehr. Da ist's am Ende mit dem väterlichen Erbe! Willst Du? Es geht, Du kannst mir's glauben. Bist Du's nicht, so ist's ein Anderer."

„Ach, Gott," sagte Velten und kratzte sich hinter den Ohren mit beiden Händen, „wo soll ich das Geld herkriegen?"

„Das ist Deine Sache," entgegnete der Graf. „Baar muß ich drei Tausend Gulden haben; für das Andere setze ich Ziele. Dir gebe ich's lieber, als einem Andern! Mach's kurz. Das Wasser steht mir am Halse."

Der Velten besann sich. Drei Tausend Gulden hatte er in der Kiste liegen, weil er dachte, seinen Sohn zu verheirathen. Nun konnte der noch warten. — So ging er denn mit dem Grafen zum Landschreiber und kaufte ihm das Gut ab, und — in acht bis zwölf Jahren war es sein freies Eigenthum.

Der alte Velten war schon lange todt, und sein Sohn war schon ein ziemlich bejahrter Mann, als meine Erinnerung anhob. Das aber hatte ich von dem Sohne gehört. In dem Hause war ich fast stündlich. Die Wiese war der schönste Spielplatz, und in den Nußbäumen gaukelten die Vögel und bauten ihre Nester. Das war so eine rechte Welt für einen Buben, wie ich.

Doch davon wollte ich ja nicht reden, sondern von einem Abende, der mir unvergeßlich ist.

Es war um die Martinizeit, als der nun auch schon alte Velten sagte: „Kommst Du heute auch zu uns, Nüsse kernen?"

„Gewiß," rief ich freudig. „Ich bringe Hammer und Backstein mit und helfe klopfen!"

„Recht so," sagte er. „Dafür will ich Dir denn auch etwas versprechen. Meiner Frau Bruder ist heute gekommen. Das ist so ein alter Bisikunkus, der erzählen kann wie ein Buch, und man kann ihm acht Tage zuhören und gähnt nicht einmal, schläft auch nicht ein. Und erlebt hat er des Kukucks sein Zeug, was ihm Alles noch im Kopfe steckt. Du sollst Deine helle Plaisir erleben! Dann will ich Dir was stecken! Er ist ein grimmiger Franzosenfeind und erzählt am allerliebsten solche Geschichten, wo die geprellt wurden. Er war seiner Zeit ein Erzschmuggler. Nun weißt Du genug, komm' bei Zeiten!

Damit ging der alte Velten seines Weges.

Ich war von je sein Liebling und hatte ihn mit Erzählungen weidlich geplagt, besonders mit den Geschichten von Schinderhannes, dem Räuber, der den Hundsrücken und die Pfalz in den achtziger Jahren drangsalirt hatte, und den er noch persönlich zu kennen das Herzeleid gehabt. Das fiel mir ein, und ich lief ihm rasch nach.

„Veltensvetter," rief ich ihn an, „weiß auch Euer Vetter etwas vom Schinderhannes und so daherum?"

„Das wollt' ich meinen," sagte er. „Ganz and're Geschichten, als ich."

Das Herz hüpfte mir in der Brust. Ich eilte heim, suchte mir einen Backstein, klopfte ein Höhlchen hinein und legte den Hammer mir zur Hand, und sobald es vier Uhr geschlagen, war ich bei Veltens, wo der Vetter Christoffel schon am Nüsseklopfen saß.

Ich hatte ihn wohl früher schon gesehen; aber er war viele Jahre nicht da gewesen, weil er an der Gicht gelitten. Davon hatte ihn nun der Gichtmann zu Windesheim überm Walde geheilt, und so kam er wieder, um ein Paar Wochen bei Schwester und Schwager zu bleiben. Er war schon ein tiefer Sechziger, aber eine gar gemüthliche, treue Haut; plauderte und erzählte gern und hatte viel erlebt, erfahren und gehört, was er in einer prächtigen Weise zu erzählen wußte, daß man's schier konnte mit den Händen greifen. Es war, wie Velten gesagt. Bei dem kam Einem kein Schlaf. —

Himmel! das war Einer für mich, denn das Erzählen war meine Lust.

Ich setzte mich denn auch neben ihn, legte meinen Backstein auf's Knie und fing wacker an zu klopfen, ohne daß ich nach dem „Guten Abend!" etwas weiter sagte. Er sah mir unverwandt zu, und ich hatte es schnell weg, daß er meinte, ich verstünd's nicht recht.

Als ich aber meine Nüsse kunstmäßig aufschlug, ohne einen Kern zu zerbrechen, schmunzelte er und sagte: „Alterchen, Du bist ein ausgedeckter Nußklopfer. Ich merk's, Du thust's auch nicht zum Erstenmal."

„Gewiß nicht, Christoffelvetter," sagte ich; „thu's

Digitized by Google

auch lieber als Kernen, denn dabei schlaf ich stracks ein, wenn nicht Einer eine Geschichte erzählt."

„Glaub's," entgegnete er trocken.

„Aber", fuhr ich fort, „wenn Jemand etwas Schönes erzählt, so vom Schinderhannes oder vom Schmuggeln, wo die Franzosen gehänselt wurden, die ich bis in den Tod hasse, dann schlaf' ich niemals ein. —

„So? sagte er. „Wie kommt's denn aber, daß du die Franzosen nicht leiden kannst? — Dir haben sie ja doch nichts zu Leide gethan?

„Nun das ist doch kein Wunder!" rief ich aus. „Mein Vater hat mir's oft erzählt, wie sie Anno 1689 unsere schöne Pfalz verheert und zerstört haben; wie sie die Städte und Dörfer anstecken und niederbrannten. Alle die Burgen, die auf unseren Bergen liegen, haben sie zerstört, und wo im Lande Trümmer sind, haben sie sie gemacht. Ueberdieß haben sie Anno 93, als sie kamen und keine Schuhe und Hemden hatten, meinen Vater bis auf's Hemd auf dem Leibe ausgeplündert. Meint Ihr, das wecke Liebe? Fehlgeschossen!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus München, 18. Dezbr.: Es war langgefühlts Bedürfniß, ein einfaches und bequemes Mittel zu besitzen, um seine abgelegten Kleider, Hüte, Regenschirme in Kaffeehäusern, Sälen ꝛc. vor Entwendung oder Verwechselung zu schützen. Ein solches Mittel ist uns durch die von Herrn Schlossermeister Franz Schörg erfundenen und verfertigten Kleiderschlößchen geboten; dieselben verbinden alle Vortheile, die man für diesen Zweck braucht. Die Schlößchen sind elegant gearbeitet, einfach zu handhaben und sehr billig im Preis; denn Herr Schörg hat solche von 36 kr. bis zu 1 fl. 12 kr. angefertigt. Ein einziges solches Schlößchen, das so klein ist, daß in einer Westentasche wool ein Dutzend Platz haben, sichert alle an einem Haken hängenden Kleidungsstück, Regenschirme und Hüte. Da in die Hänger der Röcke ꝛc. ein feines Kugelkettchen eingewacht ist, welches noch entsprechend verlängert ist, so ist ein Abreißen oder Abschneiden der Kleider mit dem völligen Zerreißen derselben verbunden. Dieses Schlößchen hat bereits die Handelsstraße nach England, Frankreich und Oesterreich mit bedeutendem Absatz gefunden. Hr. Schörg, der schon gar Vieles für gediegene Schlosserei, besonders durch seine seit mehreren Dezennien hier bestehende Schlosserschule, geleistet hat, hat seinen besten Dank in der Anerkennung aller seiner vielen Leistungen gefunden.

[Wichtig für Eisenbahn-Reisende.] Ein junger Mann war vor Kurzem so unvorsichtig, auf einer Eisenbahnstation seinen Freunden seine Brieftasche zu zeigen und sie mit dem Inhalt derselben bekannt zu machen. Das war für einen Spitzbuben, der daneben stand, genug. Von da an betrachtete er die Brieftasche als seine rechtmäßige Beute; er setzte sich mit dem jungen Mann in denselben Wagen und sein guter Stern wollte, daß sie allein blieben. Bald war ein freundliches Gespräch angeknüpft; man tauschte Erfahrungen und Cigarren; zuletzt bot der Industrieritter seinem Reisegefährten ein Glas Wein aus derselben Flasche an, deren er sich bediente; die Höflichkeit wurde angenommen und wenige Minuten später lag der junge Mann im tiefsten Schlafe, der wohl sehr lange gedauert haben mag, denn als er am Ziel seiner Fahrt ankam, fand er seinen Rock von außen her aufgeschnitten; der Gefährte war mit der Brieftasche längst verschwunden. Er hatte offenbar eine Flasche mit doppeltem Inhalt bei sich geführt, wie sie von Taschenspielern gewöhnlich gebraucht wird und die Moral der Geschichte ist einfach die, künftig, in England wenigstens, kein Glas Wein von unbekannten Leuten anzunehmen.

Charade.

Drei Sylben nennen dir mein ganzes Wort;
Du wirst auf jedem Erdenraum es finden;
In heißen Wüsten, an dem kühlsten Ort,
Selbst in des Meeres allertiefsten Gründen.
Zwei Jünglinge von feurigem Gemüthe
Nennt dir die Erste, nennt der Letzten Paar:
Sie starben Beid' in frischer Jugendblüthe;
Doch gar verschieden stellt ihr Tod sich dar.
O, weint dem Ersten eine Mitleidszähre!
Er fiel durch eigner, grauser Schuld Gewicht.
Der And're auf dem blut'gen Feld der Ehre,
Starb frei den Tod für Vaterland und Pflicht,
Ihn schmückt der Lorbeer, krönt der Eiche Laub,
Ihm tönt bewundernd noch der Nachwelt Leier;
Indeß vergessen ruht im Grabesschleier
Des ersten Jünglings Frevelthat und Staub.

Auflösung des Räthsels in Nro. 304:
Pistol — Pistole.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Ignatz Wailandt'schen in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 308 Freitag, 26. Dezember 1856.

Bei'm Nußkernen.

(Fortsetzung.)

Der Christoffelsvetter sah mich freundlich an und sagte: „Du hast Recht und Du gefällst mir, Bübchen. Nu, wart' einmal, ich will Dir den Abend eine Geschichte erzählen, wenn mir eine einfällt."

„Ach ja, Christoffelsvetter," rief ich. „Wir wollen dann auch wacker zuklopfen, daß wir bald an's Kernen kommen. Ich denke, es fällt Euch schon etwas ein."

Allgemach kamen nun die Bursche. Veltens Sohn, der Valentin, und andere Nachbars-Söhne, die sich zu uns setzten und zu Stein und Hammer griffen.

Da ging denn ein Klopfen an, daß es eine Freude war, und als die Mädchen und Frauen kamen und Veltens zu Nacht gegessen und wir zu Hause auch, da waren so viel Nüsse aufgeschlagen, daß es bis jenseits Mitternacht währen mußte, ehe alle gekernt waren.

Draußen war ein ganz abscheulich Martiniwetter. Der Wind warf den mit Hagel untermischten Regen praffelnd gegen die Läden und es schuckerte Einen, wenn man's hörte; im Zimmer aber war's warm und behaglich; ein Krug mit federweißem Wein stand auf dem Tische, dabei eine Schüssel mit rothbackigen Birnen und Aepfeln; um den Tisch saßen die Mädchen mit ihren leuchtenden Augen und blühenden Wangen, die freundlichen Frauen; die munteren Bursche und selbst Velten und einige ältere Männer rückten herbei und begannen die Kerne aus den Schalen vollends heraus zu machen mit spitzen Messern oder dergleichen Instrumenten. Christoffelsvetter saß oben an und ich neben ihm, damit ich kein Wort verlor. Als er mir zu lange zauderte, stieß ich ihn in die Rippen und sagte ungeduldig: „Nun, Christoffelsvetter, wird's denn bald? Ihr braucht auch recht lange."

„St!" flüsterte er. „Du weißt ja nicht, ob's die Andern auch wollen?"

Da war denn die Reihe an mir.

„Hört' mal, sagte ich, „Obermeiers Lieschen hat schon dreimal gegähnt! Wißt Ihr auch, woher das kommt? Weil Keiner etwas erzählt. Und der Christoffelsvetter hat mir's doch versprochen."

Das Lieschen wurde blutroth und warf mir einen zürnenden Blick zu, weil ich es verrathen hatte. Wahr aber ist's doch gewesen.

„Sey mir nicht gram, Lieschen," sagte ich, ich wollte nur den Christoffelsvetter erinnern, daß er mir versprochen hat, etwas zu erzählen."

Ach ja, ja! riefen Alle, und der alte Velten sah mich an, zwinkerte mit den Augen und lachte heimlich, weil er sah, wie ich den Alten d'ran gebracht hatte.

„Meinetwegen denn," sagte der Vetter; „aber mir fällt da nur eine Geschichte ein, die ich selber erlebt habe. Fröhlich ist sie nicht."

„Thut nichts!" hieß es aus jedem Munde, und der Alte begann zu erzählen.

„Ihr wißt," sagte er, „daß ich drunten am Rheine zu Hause bin, wo die Berge wild und grausig sich auftürmen und das Bett des Rheines enge machen. Es ist da auch wilder, als im Rheingau oder bei Speyer und Worms oder weiter unten, wo es gen Holland geht.

„Das Dorf, wo ich wohne, ist nicht groß. Es hat nur Eine Reihe Häuser, die alle mit der Rückwand am Felsen lehnen, und der steht so hoch an, daß man vom Speicher in das Freie geht. Gegen den Rhein hin läuft die Straße vorbei, die der Napoleon gebaut hat. Jenseits dieser Landstraße, gegen den Rhein hin, liegen Gärtchen, die zu den Häusern gehören, und, wo diese enden, steht eine alte, mächtige Mauer, die dem Rhein schon seit vielen Jahrhunderten trotzt. Er grollt immer gegen sie und wirft ihr schaumige weiße Wellen bis in die Hälfte ihrer Höhe; drückt im Winter seine gewaltigen Eismassen dawider, aber sie kümmert sich nichts darum, wirft ihm Wellen und Eis zurück und ruckt und zuckt nicht. Das ist noch altdeutsches Bauwerk, und das ist probhaltig. Die Burg, die hinter dem Dorfe auf dem Felsen steht, wo ein Seitenthal mündet, das ein Bach durchfließt, der in den Rhein fällt, ist auch eine Ruine der Frau-

Digitized by Google

zosen. Grade unter der Burg steht die alte Kirche. Die haben sie verschont, was verwunderlich ist. — Sie thaten es selten! Das Dorf bildet einen Halbkreis, und die Rheinmauer ist daher der Schutz des kleinen Hafens, wo die Kähne liegen, da wir alle nicht blos Winzer, sondern auch Schiffer und Fischer sind. Am oberen Ende des Dorfes stand vor Alters ein Thurm gegen den Rhein. Die Franzosen haben 1689 die Mauer um das Dorf, die Burg und diesen Thurm abgerissen. Später hat man ihn noch mehr abgebrochen, und in der Mitte mit Erde ausgefüllt, wodurch ein hübscher, runder Platz entstanden ist, und, da man die Mauer etwa 2½ Fuß hat stehen lassen, so hat er eine hübsche Brustwehr gegen den Rhein, in den die Mauer des ehemaligen Thurmes jäh hinabsteigt, daß er sich wild an ihrem Fuße bricht, und zugleich Abends, wo sich die Männer versammeln, eine prächtige Sitzbank bildet. In der Mitte des alten ausgefüllten Thurmes steht eine mächtige Linde, deren Aeste den runden Platz ganz beschatten. Am anderen Ende des Dorfes, nicht weit von der Kirche, hat ebenso ein Thurm gestanden, der auch, aber schier ganz, abgebrochen wurde, weil man mit den Steinen die Brücke über den recht oft wild werdenden Bach baute. Da nun die Franzosen, als sie Anno 1808 die Landstraße bauten, eine Menge Erde überflüssig hatten, so schütteten sie diese auf die Mauerreste dieses Thurmes auf, drängten dadurch den Rhein weit zurück und bildeten so einen ihm mit der Landstraße gleich geebneten Hügel oder Wall, von dem man ziemlich weit den Rhein hinauf und hinabsehen kann, und oben darauf stellten sie darum ihre Zollwächterhütte, aus der die Grünröcke listig herauslugten, ob nicht da oder dort ein Schmugglernachen landete.

„Sie sind aber doch gehänselt worden," setzte er mit einer listig lächelnden Miene hinzu. „Etwas höher am Rhein hinauf liegt jenseits des Rheines, am Nassauischen Ufer ein Städtchen. Unsere Berge sind alle mit Reben bepflanzt bis zu zwei Drittel ihrer Höhe. Oben beginnen Hecken und Lohwald bis zur Spitze, und dort ist entweder Ackerland oder Wald.

„Nun kennt ihr die Lage des Ortes und seine Art," sagte der Vetter. „Die mußte ich Euch erst so ein Bischen schildern, weil Ihr sonst Vieles von dem nicht recht Euch würdet vorstellen können, was ich nun erzählen will.

„Es war etwa um das Jahr 1788 oder 1789 — genau weiß ich es nicht mehr, thut aber auch der Sache und Geschichte keinen Eintrag, da lag eines Morgens um die Martinizeit ein entsetzlich dichter Nebel auf dem Rheinthale. Man sah kaum drei Schritte weit vor sich, und wer über Feld zu gehen hatte und den Weg nicht recht genau kannte, der mochte zusehen, daß er nicht weit abkam oder in einen Abgrund stürzte. Ihr könnt Euch hier in dem schönen Flachlande der Pfalz gar nicht vorstellen, was so ein zusammen geballter Nebel in einem engen Thale ist. Das wallt und wogt, thürmt sich auf und rollt auseinander, steigt und fällt, daß es schier grausig anzusehen ist, zumal, wenn die Sonne schon oben darüber her ihre Macht übt, den Nebel drückt und preßt, bis er endlich in die Seitenthäler entweicht, an den Bergwänden sich emporwindet, oder als kalter Nebelregen zur Erde niederfällt. Steht man auf einer Höhe, die die Sonne schon siegend bescheint, und blickt hinab in das wogende, wirbelnde Nebelmeer, so gemahnt es Einen, als wichen da unten kämpfend und unwillig die bösen Geister gegen die Macht des siegenden Lichtes, dessen Siegesmacht sie kennen, hassen, dem sie widerstreben und doch endlich weichen müssen. Man kann da recht ernsten Gedanken nachhängen.

„Solch ein Morgen war's, als noch früh am Tage die Thüre des Hauses aufging, in dem die Wittwe Ackermann wohnte. Aus dem Hause traten vier Burschen fast gleichen Alters. Einer wischte sich die Augen, und drinnen hörte man das laute Weinen der alten Mutter. „Der, welcher sich die thränenden Augen trocknete, stand vor der Thüre einen Augenblick still, gleich als wäre er unschlüssig, ob er nicht zurückkehren sollte. Einer der Andern legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: Henner (was Heinrich heißt), sey kein Kind und mache keine Flausen!"

Das Wort wirkte. Er richtete sich empor; aber es war, als fiele ihm etwas heiß auf das Herz. Schnell sprang er einige Häuser weiter hinab in's Dorf, und noch ehe er stille stand, reckte sich ein schneeweißer Arm aus dem Fenster. Er faßte die kleine Hand, drückte sie fest, stieg auf das Bänklein, das unter dem Fenster war, und empfing einen Kuß, dann kam er schnell zurück, und die Burschen schritten rasch dem Ausgange des Dorfes zu, während ein Paar thränenschwere Auge ihnen nachblickten.

„Wer waren denn die Burschen, Christoffelsvetter?" fragte ich neugierig.

„Wart's nur ab," sagte der Alte d'rauf und fuhr fort: „Die Wittwe Ackermann war des verstorbenen Schreiners Frau, und Henner war ihr einziges Kind. Der Vater hatte dem Knaben selbst das Handwerk gelehrt, und er verstand's aus dem Fundamente. Henner war schon losgesprochen von der Zunft und Geselle geworden, als sein Vater jählings starb. Die Zunft gestattete, daß er noch ein Jahr daheim bliebe und für die Mutter arbeitete, weil sie noch Schulden hatte. Als diese aber bezahlt waren, mußte er auf die Wanderschaft drei Jahre lang, nach Zunftbrauch und Herkommen, und heute zog er in die Fremde, und seine Kameraden trugen ihm das Felleisen und gaben ihm das Geleite

Digitized by Google

bis auf's nächste Dorf, das seine anderthalb Stunden weiter oben lag. So war's Brauch und Herkommen im Dorfe. Und die kleine Hand und der schneeweiße Arm und die thränenden Augen gehörten Werners Lieschen, dem schönsten Mädchen des Dorfes, das in treuer Liebe an dem hübschen Jungen hing und nun zum Erstenmale fühlte, wie wahr das Lied sagt: „Scheiden, ja Scheiden und Meiden thut weh!“

Als sie die Gestalten in dem Nebel nicht mehr sah, schloß sie das Fenster, aber der Quell ihrer schönen Augen rann noch fort und fort, als die Mutter ihr rief, daß sie Feuer machen solle. Ob der, um den sie flossen, all' der Thränen werth war, ich weiß es nicht; aber so viel will ich voraussagen, daß ich's nicht glaube; denn als die Viere das Dorf hinter sich hatten, stimmte der Eine ein altes Handwerksburschenlied an, das am Rheine hin und her wohl bekannt ist und sich so anfängt:

„Das, das und das, das ist ein harter Schluß,
Daß, daß, daß und daß, daß ich von dannen muß;
Muß lassen, was mir gut und lieb;
Wie gern ich immer bei Ihr blieb',
Das kann ich Niemand sagen,
Nur klagen!“

Und das Lied hat eine gar schmerzlich klingende Weise, die so recht tief in die Seele dringt und das Weh des Scheidens auffrischt.

Als er aber den ersten Vers gesungen, rief ein Anderer: Geh' mir aus dem Wege mit Deinem Lamento! Es muß etwas Lustiges seyn, was wir singen wollen! Und er stimmte alsbald so ein recht leichtfertiges Lied an, was so anhob:

„Aus den Augen, aus dem Sinn,
Weil ich jung und fröhlich bin!
Ander Städtchen,
Ander Mädchen!
Das ist so die rechte Weis',
Die ich mitnehm' auf die Reis'!“

„Da lachten Alle hellauf, und Henner lachte mit, und sie sangen die sieben Verse des schelmischen Liedes, und nun war die Bahn gebrochen und in heiterm Sinne erreichten sie das nächste Dorf, als die Sonne schon den Nebel besiegt hatte, traten dort in das Wirthshaus und zechten in lustiger Weise bis gegen 9 Uhr, wo sie dann endlich mit schweren Köpfen schieden und Henner seinen Weg allein antrat und ein Lied zu pfeifen anfing, das keine andere Weise hatte, als die des Liedes, das sie so fröhlich gemacht. Das war kein gutes Zeichen für sein Herz, wohl aber ein vollgültiges für seinen Leichtsinn.

Wer so leichtsinnig und leichtfertig vom Hause weggehen kann; so schnell die alte Mutter und das Liebchen vergessen kann, der — fällt nicht schwer in's Gewicht, wenn man die Goldwage zur Hand nimmt, womit man der Menschen Gesinnungen wieget und ihren rechten Werth.

Henner hatte seine Wanderschaft übel angefangen, und da lag so eigentlich ein Fluch d'rauf und ist auch d'rauf geblieben. Er fand wohl in Mainz schon Arbeit, aber er kam in liederliche Gesellenwirthschaft und wurde bald von seinem Meister fortgeschickt. Das wurmte ihn denn doch, und er nahm sich vor, in Frankfurt sich besser zu halten. Er sah ein, daß er in schlechter Kleidung keine Rolle spielen konnte, und darum war's dem leichtfertigen Finken gerade zu thun. So hielt er sich denn Anfangs leidlich, bis er sich seine Wolle auf den Leib geschafft, dann aber besuchte er die Tanzplätze in und außer der Stadt, wo Handwerksbursche und Dienstmädchen sich zusammenfinden.

Dort machte er denn auch viel von sich reden, denn Henner war ein bildschöner Bursch; groß und schön gewachsen, wie eine Tanne; sein Haar war lockig und braun. Seine Gesichtsfarbe war etwas bräunlich, aber ungemein frisch, und die rothen Backen standen ihm schmuck, und die dunklen Augen glühten wie pures Feuer. Alle Mädchen wünschten sich ihn zum Schatz, denn er tanzte prächtig und wie toll und thöricht, wenn er einmal anfing, und unter den Handwerksburschen gab er den Ton an, und alle richteten sich nach ihm, weil er so etwas an sich hatte, das ein Uebergewicht über die Andern gab. An tollen Anschlägen war er unerschöpflich, und seine gute Laune nahm kein Ende. Das war so Einer, der Allen gefiel.

Unter den Mädchen, die ihm wohlgefielen, war eine, die in einem Nachbarhause diente. Sie war aus Seligenstadt am Main und eines braven Bürgers — leichtfertiges Kind. Sie war ein schönes, blühendes Mädchen, jung, unbesonnen, leichtsinnig und, was man so verliebt nennt. Ihr steckte der schöne Heinrich schon lange im Kopfe, und Niemand war glücklicher als sie, da er sie zu seinem Schatze erkor.

Werners Lieschen, denkt Ihr, war da schnell vergessen? Könnet Recht haben in einer Weise; allein er schrieb dem lieben, braven Mädchen oft Briefe, die von Lieb' und Treu überflossen, während er mit dem schönen Bethchen von Seligenstadt alle Tage vertrauter wurde. Das arme Mädchen glaubte fest, sie sey allein sein Herzblatt, und er hatte mit ihr ausgemacht, daß er sie heirathen und sich in Seligenstadt als Meister setzen wollte.

„Die drei Jahre gingen ihm in Frankfurt herum, wie drei Tage, und das Dorf am Rhein, die alte Mutter und das vertrauende, still harrende, sittige Lieschen waren ihm sicher genug. Er hatte kein Verlangen heim zu gehen, und wußte denen da drunten, die auf ihn warteten, allerlei himmelblauen

Digitized by Google

Nebel vorzumachen. Er blieb in Frankfurt noch eine Reihe von Jahren.

„Mittlerweile war denn bei uns das alte Zunftwesen zusammengebrochen mit der Franzosenwirthschaft. Anfänglich hatten sie's noch so hin fort und fort gehalten; allein kein Mensch kümmerte sich mehr d'rum. Jeder setzte sich, wenn er Lust hatte, und trieb sein Handwerk auf seine Faust. In unserm Dorfe war nur ein Schreiner, seit Henners Vater todt war. Der starb, und nun schrieb ihm sein Lieschen und die Mutter, er solle kommen; jetzt sey's Zeit, wenn er Hahn im Korbe werden wolle.

So wenig das ihm früher räthlich geschienen, so wenig angenehm kam es ihm jetzt. Er schrieb an die Mutter und Lieschen, sie sollten alles zur Hochzeit rüsten, sollten beim Pfarrer das Aufgebot besorgen, er käme und schon am andern Tage solle Hochzeit seyn.

Es wird Euch wundern, daß das sich so machte? Ja, ja, des Henners schlechter Sinn that sich da recht kund, denn dem armen Bethchen sagte er, nachdem er zu Pfingsten mit ihr in Seligenstadt gewesen und von ihrem Vater nicht unfreundlich war aufgenommen worden, er gehe heim, um seine Sachen in Ordnung zu machen, sein Haus und Gut zu versteigern, und komme dann, sie zu heirathen. Daran dachte aber seine Seele nicht. Das arme Bethchen, das ihm vollauf vertraute, mußte ohnehin seinen Dienst aufgeben, weil es die Arbeit nicht mehr thun konnte. — So ging das Mädchen heim und wartete seiner.

„Aber welch' eine Aufnahme fand sie dort, als der Vater ihre Schande wahrnahm? Er stieß sie voll Zornes aus dem Hause, und wenn ihre Goth sie nicht aufgenommen hätte aus Barmherzigkeit, weiß der gute Gott, was es mit dem Mädchen gegeben hätte, das nun erst erkannte, wohin es mit seinem Leichtsinn gekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Vor einigen Tagen stürzte zu Braunschweig ein Haus auf der Langenstraße ein, indem die Balken im Keller morsch geworden waren und der oben auf sie drückenden Last nachgaben. Mit einem furchtbaren Krachen brach das ganze Gebäude zusammen und sank größtentheils in den Keller. Ungeachtet der frühen Tagesstunde befanden sich die zahlreichen Bewohner des Hauses fast alle bereits in Geschäften abwesend, und es wurden daher nur vier derselben verschüttet, von denen ein Kind unbeschädigt in seinem Bette und eine Frau mit einigen Kontusionen aus dem Keller hervorgegraben wurden; eine Frau und ein Kind aber waren durch die Balken erdrückt. Bei dem gräßlichen Vorfalle kann man den Ausgang desselben doch immer noch einen glücklichen nennen, wenn man bedenkt, daß in dem Hause ungefähr 30 Menschen wohnten, welche vielleicht sämmtlich zu Schaden gekommen seyn würden, wäre der Einsturz eine Stunde früher erfolgt.

In Köln hat am 9. Dezember ein Jesuit im Wartsaal der Eisenbahn auf die Abfahrt des Zuges gewartet. Während sich noch andere Personen dort befanden, kommt ein fremder Herr mit schneeweißem Bart und schwarzem Kopfhaar in den Saal. Er sieht den Jesuiten einige Mal an, geht dann auf ihn zu und sagt: „Wenn ich nicht irre, sind Sie ein Jesuit?" Der Pater antwortet bescheiden: „Der bin ich." Jener Herr aber fährt fort: „Nun hören Sie einmal, die Jesuiten stehen in dem Ruf so großer Gelehrsamkeit; wenn Sie so gelehrt sind, so sagen Sie mir doch einmal, warum ist mein Kopfhaar so schwarz, mein Bart dagegen so weiß?" Der Jesuit besinnt sich einen Augenblick und antwortet dann wörtlich: „Das kommt daher, weil Sie in Ihrem Leben wenig gebadet, aber sehr viel geschwätzt haben."

Unzählig sind die gegen die Seekrankheit angegebenen Mittel; als ein wahres Spezifikum hat X. Landerer in Athen das Chloroform kennen gelernt. Es stillt in einer Dosis von 10 bis 12 Tropfen unter Wasser genommen (nach dessen Angabe im Novemberheft von Dingler's polytechnischem Journal, welchem diese Mittheilung entnommen) den Brechreiz so gründlich, daß der Seekranke sich nun aufrecht halten kann und das Schaukeln des Schiffes gewohnt wird. Sollte sich neuerdings Uebelbefinden einstellen, so nimmt man wieder einige Tropfen.

Als sich der Professor Engel 1795 in Schwerin befand, wurde er in einer Gesellschaft von einer Dame befragt: was für ein Unterschied zwischen Lust-, Schau- und Trauerspiel sey. Engel antwortete: „Daß Sie dieß nicht wissen, ist hier für die Gesellschaft ein Lustspiel, für mich ein Schauspiel, und für Sie, meine gnädige Frau — ein Trauerspiel."

* * *

Redakteur: Gustav Melfert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 309 Samstag, 27. Dezember 1856.

Bei'm Nußkernen.

(Fortsetzung.)

„Henner kam heim, und nie hatte man ihn froher und heiterer gesehen. Was ihm auf dem Gewissen lag, das ahnete kein Mensch. Das ganze Dorf wurde aufrührerisch, als Sonntags Ackermanns Henner in der Kirche erschien in einem Aufzuge, wie ein Kölner Weinhändler. Er stolzirte einher, daß man ordentlich einen Respekt vor ihm und kaum Kourage hatte, noch „Du" zu ihm zu sagen, wie vor sechs Jahren."

„Das schöne Lieschen war überglücklich, als es ihm Sonntags nach seiner Heimkehr angetraut wurde. Henner begann gleich sein Geschäft und hatte Arbeit in Hülle und Fülle, und selbst die reichen Leute aus dem Nassauischen Städtchen über'm Rheine ließen Möbel bei ihm machen, da er so ungemein gut und schön arbeitete. Er hatte etwas Ordentliches gelernt, das mußte man ihm schon zugestehen. So glücklich auch der Henner zu seyn schien, so war er doch oft recht sorgenvoll, und mancher Seufzer preßte sich aus seiner Brust herauf. Er ging gar nicht aus, nicht einmal Abends unter die Linde, die doch vor seinen Fenstern lag, und wo doch die erhoren Männer alle saßen, wenn das Abendbrod gegessen war. Er saß bei seiner lieben Frau und Mutter in der Stube, und es wurde ihm alle Tage unheimlicher zu Muthe. — Das Gewissen schlug ihn! —"

„Er wußte warum? Ein Geselle aus Seligenstadt, der ihn aber nicht kannte, hatte bei ihm das Handwerk angesprochen. Bei dem hatte er sich so hinten herum nach dem Bethchen erkundigt, und da hatte er denn erfahren, daß der Vater das Mädchen verstoßen hatte, und daß sie bei der Base sey von einem Knäblein genesen, und daß es ihr doch gar so übel gehe, aber von dem schlechten Menschen, der ihres armen Kindes Vater sey, höre und sähe sie nichts, obgleich sie ihm doch viele Briefe geschrieben. Sie werde sich wohl aufmachen und ihm das arme Kind bringen. Er habe sich, sagte der Geselle, erkundigt, wo er wohne, aber sie habe es ihm nicht gesagt."

„Bei solcher Mähr fiel dem Henner das Dach ein! Er hielt sich jedoch wacker dem Gesellen gegenüber, daß der nicht merkte, wo Barthel den Most holt; aber als er fort war, fiel ihm der Hobel aus der Hand, und er sank auf die Bank hin und zitterte an allen Gliedern, wie Espenlaub im Winde; denn mit den Briefen hatte es seine volle Richtigkeit. Die hatte der abscheuliche Mensch alle erhalten, aber seiner Frau darüber etwas vorgelogen, daß die gute Seele kein Arg' hatte; aber nun? Was sollte es werden, wenn Bethchen mit dem Kinde kam? — Seine Haare sträubten sich zu Berge, seine Augen traten ordentlich aus ihren Höhlen, und das Herz schlug in Todesangst. — Und doch durfte er seine gute Frau nichts merken lassen."

„Und dieser Zustand einer innerlich nagenden Angst, einer Qual des Gewissens, die ihm keinen frohen Augenblick zu Theil werden ließ, dauerte fort und wurde alle Tage ärger. Er sah bleich aus, es schmeckte ihm kein Essen und Trinken mehr. Die Arbeit förderte ihm nicht, und seine Frau ängstigte sich, er sey krank, und er wollte es doch nicht merken lassen. Sie quälte sich seinetwegen, daß sie schier auch krank wurde. —

„Aber den hatte die Hand Gottes erfaßt!"

„Eines Abends, es war schon nahe der Weinlese, aber die Oktobertage waren noch erstaunlich mild und man meinte, es wolle noch einmal Sommer werden, da stand der Henner am Fenster und lehnte so wider die Mauer. Er rauchte eine Pfeife, aber er biß manchmal auf das Mundstück, als wolle er's durchbeißen, so war es ihm innerlich zu Muthe. Der obere Fensterflügel stand offen, daß er jedes Wort hören konnte, was die Männer unter der Linde sprachen. Da hörte er, daß Einer sagte: Seht einmal die arme junge Frau da mit dem kleinen Kinde! Die ist gewiß krank, denn sie wankt ordentlich daher, fast wie ein Schatten und Geist. —

„Dieß Wort fuhr wie ein Blitz durch Henners Seele. Bethchen! rief's in seinem Innern. Er mußte sich halten, um aufrecht zu stehen, denn seine Beine

Digitized by Google

zitterten; die Pfeife entfiel seinem Munde, und kalter Schweiß trat auf die Stirn. Es war ein Glück für ihn, daß kein Mensch in der Stube war außer ihm.

„Er lehnte sich zurück, doch so, daß er durch das Fenster sehen konnte. Da wankte ein junges Weib daher, das ein Kind auf dem Arme trug. Ach, sie war bleich, wie der Tod; die jugendliche Gestalt war vom Elende zusammengeknickt; das Gesicht war eingefallen und bleich, ein Bild des Jammers — und doch erkannte er auf den ersten Blick das beklagenswerthe Opfer seiner Verführung, das unglückliche Bethchen von Seligenstadt. —

„Er taumelte zurück und stürzte bewußtlos zusammen. Mühsam hatte er verborgen, was seine Seele folterte — jetzt brach aber seine Kraft und er lag ohnmächtig da wie eine Leiche.

„So kam es denn auch, daß er von dem, was auf der Straße vorging, weder etwas sah noch hörte.

„Das unglückliche Geschöpf wankte noch etwa an zwei bis drei Häuser vorüber, sank aber dann plötzlich zusammen. Die Männer unter der Linde stießen einen Schrei des Schreckens aus, der zugleich aus Aller Munde kam, und eilten ihr zu Hülfe. Es war just vor dem Hause der Amme des Dorfes, die eine gute, mildherzige Frau war. Die Männer rafften die junge Frau auf. Einer ergriff das wimmernde Kind, und so trugen sie Beide in das Haus der Amme, die sie aufnahm und Alles that, was in ihren Kräften stand.

„Das lief, wie ein Lauffeuer durch das Dorf. Alle Frauen eilten in das Haus der alten Amme, ihr Handreichung zu thun. Der Bürgermeister, der von der Geschichte gehört hatte, schickte einen Nachen in das Städtchen gegenüber und ließ den nassauischen Doktor holen, den die Leute im Dorfe ohnehin alle brauchten. Truppweise standen die Leute auf der Gasse und sprachen von der armen Frau und ihrem Kinde.

„Endlich kam der Doktor, trat an das Bett und wollte die Hand ergreifen, aber er fuhr erschrocken zurück und sagte: Sie ist todt.

„So war es denn auch wirklich. Ein Schlag, hatte der Doktor gesagt, habe das Leben der Armen geendet, die wahrscheinlich heute einen zu weiten Weg gemacht und ihre Kräfte über die Maßen angestrengt habe. Laut weinend hörten die Frauen diese Worte des Doktors. Und da sie nun der unglücklichen Mutter nicht mehr Gutes thun konnten, so thaten sie es dem etwa fünf Monat alten Kinde. Sie legten es an die eigne Brust und nährten es, und es wetteiferte Eine mit der Andern, ihm ihre Liebe zu beweisen. Lieschen, Henners gute Frau, war auch unter den Frauen und hatte über dem Leide Alles vergessen.

„Da wankte Henners alte Mutter herein und sagte zu ihr: Komm schnell heim, der Henner ist sehr krank geworden.

„Voll Schrecken eilte sie fort; die Mutter aber sagte zu dem Doktor: Ach, kommt doch einmal mit zu meinem Sohne.

„Henner war erwacht aus seiner Ohnmacht. Ein wilder Frost schüttelte seine Glieder. So schnell er konnte, ging er in die Schlafkammer und schaffte sich in das Bette. So fand ihn seine Mutter, die nichts Eiligeres zu thun hatte, als seine Frau heimzurufen.

„Der Doktor fand Henner in einer gewaltigen Gluthhitze, in die der Frost übergegangen war. Sein Puls schlug Generalmarsch, und der Doktor ordnete dieß und das an und sagte: Morgen komm ich wieder, da wird es sich zeigen, was daraus werden will.

„Das arme Lieschen saß in Thränen an seinem Lager und erzählte ihm arglos die Geschichte von der unglücklichen Frau und ihrem plötzlichen Tode.

„Da drückte er das Angesicht in die Kissen und schluchzte so gewaltig, daß ihm die innere Bewegung ordentliche Stöße gab und er sich gar nicht beruhigen konnte. Lieschen fuhr fort, so recht beweglich ihre Lage zu schildern; daß sie doch so ferne von Vater und Mutter und ihrem Manne habe sterben und ihr Kind allein lassen müssen unter wildfremden Menschen. Sie fühlte das so tief und dachte sich selbst so lebhaft hinein und legte, was sie dachte und fühlte, so in die Worte, die sie sprach, daß auch Henners Mutter mitweinte. Endlich winkte Henner, daß sie schweige. Ihre Worte waren giftige Pfeile, die sein Herz trafen und ihm erschreckliche Qual verursachten, ohne daß sie ein Arg dabei gehabt hätte.

„„Wie meinst Du,“ sagte sie, als er sich etwas beruhigt hatte, „wenn wir das arme Kind zu uns nähmen? Ich wollt's recht lieb haben und pflegen.“ Jetzt fing er auf's Neue an zu weinen und zu schluchzen, und sie mußte aufhören, das sah sie ein, wenn sie seinen Zustand nicht verschlimmern wollte. Erst gegen Mitternacht hörte die Gluth auf, die in seinen Adern raste, und er wurde ruhiger.

„Er selbst fing nun von der verunglückten Frau zu reden und fragte, ob man denn gar nicht wisse, wie sie heiße, woher sie sey, und ob sie zu Niemanden gesagt, wohin sie wolle?

„Er sprach diese Fragen mit einer zitternden Stimme.

„Lieschen erzählte, daß sie keine Sylbe geredet, auch kein Papier bei sich habe. Selbst in ihrem Hemde und dem, was das Kind um und an habe, sey kein Name eingenäht. Der Bürgermeister, fuhr sie fort, wolle den Fall ausschreiben, und da werde man ja wohl doch erkundschaften können, wer sie

Digitized by Google

ist und woher sie stamme und komme. Das Alles bewegte ihn wieder auf's Heftigste, und er schwieg lange Zeit und wälzte sich in dem Bette umher in einer Qual und Angst der Seele, die Lieschen nur in körperlichen Schmerzen suchte. Erst am Morgen fiel er in einen unruhigen Schlaf.

„Als am Vormittage der Doktor kam, wußte er aus dem Zustande gar nicht klug zu werden. Er verordnete beruhigende Mittel und ging wieder; indessen wirkten die Mittel fast nichts, und als am andern Tage das unglückliche Bethchen beerdigt wurde, als er den Glockenklang und Grabgesang hörte, da rang er die Hände und jammerte trostlos. Seine Frau und Mutter gingen der Armen zu Grabe, und er konnte seiner Seelenqual einmal recht freien Lauf lassen. Da klagte er sich denn seiner Bübereien und Treulosigkeit an; da klagte er sich an des Mordes an dem unglücklichen Geschöpfe, da fühlte er die Folterqual der Hölle in der eigenen Brust und war doch keine Linderung, denn er zweifelte, ob Gott ihm diese Schuld vergebe, und nur in dem Aufnehmen des Kindes wollte ihm ein Trost erscheinen.

„Als nun Lieschen mit rothgeweinten Augen heimkehrte, stöhnte er vor innerer Qual und sagte: Hast Du nicht gestern gesagt, Du wolltest das Kind zu Dir nehmen?

„Freudig sagte das brave Weib: „Ja, das habe ich gesagt und will's auch heute noch. Ich habe nur still geschwiegen, weil ich meinte, Du habest etwas dagegen. Ist Dir's denn recht?"

„Ach ja, rief er; bol's gleich und sey ihm eine barmherzige Mutter. Das brauchte er nicht zweimal zu sagen! — Es hatte schwer auf Lieschens Seele gelegen, daß er nichts über ihren Vorschlag gesagt hatte und sie meinen mußte, er fürchte einen Esser mehr ernähren zu müssen, da sie selbst bald Mutter zu werden hoffte. Jetzt erhob sich ihre Seele, wie eine Blume, die nach der Dürre der Regen erquickt. Freudig eilte sie zu dem Bürgermeister, um ihm das Anerbieten zu machen, das Kind ohne Kostgeld aufzunehmen und zu erziehen, wenn sich Niemand dazu melde. Der Bürgermeister war ein braver, menschenfreundlicher Mann. Er sagte: das ist ehrlich und christlich gedacht, Frau Ackermännin, aber Ihr seyd keine Leute, die solch ein Opfer der Gemeinde bringen können. Die Gemeinde ist reich; sie muß für das Kind sorgen. Kriegen sollt Ihr es schon, aber das landesübliche Pflegergeld müßt Ihr nehmen.

„Lieschen sah die Wahrheit dieses ehrlichen und wohlgemeinten Wortes wohl ein, und ließ sich denn das auch gefallen, und der Bürgermeister schrieb die Geschichte in einem Kontrakte auf, den Henner und Lieschen unterzeichnen mußten, und sie bekam das Kind.

„Als sie es brachte, nahm es Henner laut weinend auf seine Arme und suchte in seinen Zügen das Bild der Mutter oder — des Vaters; aber es glich beiden nicht; es sah vielmehr dickköpfig und mit klotzigen Augen dumm und ausdruckslos in die Welt, während sonst Kinder dieses Alters schon recht klug Einen ansehen und fröhlich Den anlächeln, der mit ihnen spielt und sie liebkost.

Als der Doktor wiederkam, fand er ihn zwar besser, aber eine tiefe Traurigkeit, eine Art Schwermuth hatte seine Seele ergriffen, und die blieb ihm und nagte fort und fort an seiner Seele. Dem Pfarrer berichtete er Alles, und dieser legte ihm eine schwere Buße auf, deren leichterer Theil es war, dem Kinde eine gottesfürchtige Erziehung zu geben, und sich als seinen rechten Vater zu erweisen. Das gelobte und hielt er getreulich; aber es gab seinem Gewissen keine volle Ruhe. Er wurde nicht mehr froh, selbst als ihm sein treffliches Lieschen auch einen kräftigen Knaben schenkte. Immer tiefsinniger wurde er, und dieß kam daher, weil das arme Kind, dessen Namen man nicht einmal kannte und das man Jaköbchen nannte, sich als — blödsinnig erwies. Nach und nach ging Henners Zustand in ein stilles Verrücktseyn über. Er arbeitete nichts mehr, er nahm an nichts Theil. Selbst sein bildschöner Knabe erfreute ihn nicht. Murmelnd ging er umher, aber was er murmelte, verstand man nicht. Er kannte seine eigene unglückliche Frau und Mutter nicht mehr, aß, wenn man ihn nöthigte; schlief kaum eine Stunde in der Nacht, war aber gutartig und beleidigte Niemand. Vor dem armen Jaköbchen stand er allein stille, rang die Hände, weinte wohl auch leise und antwortete nie auf eine an ihn gerichtete Frage.

„Lieschen war trostlos wie seine Mutter. Die Nahrungsquelle seines Handwerks stockte, und das arme Weib mußte im Tagelohne etwas zu verdienen suchen.

„Aber Henners Kraft rieb sich auf, und er starb nach zwei Jahren.

„Lieschen arbeitete Tag und Nacht. Die alte Mutter spann Jahr aus Jahr ein, und so ernährten sie sich kümmerlich, und das Kostgeld Jaköbchens kam ihnen recht zu Gute. Doch hielt sie ihr Feld gut und ihr Haus.

„Als indessen die beiden Knaben zwölf Jahre alt waren, starb auch das vielgeprüfte Lieschen, und die alte Mutter folgte bald nach. Jaköbchen kam in Kost und Pflege bei einem Verwandten Lieschens, der auch ihres Sohnes, der Martin hieß, Vormund wurde, so daß beide Knaben zusammen blieben."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Aus Straubing werden dem „Kur. für N.“ folgende Bemerkungen über einige Momente bei der Hinrichtung des Wolfgang Berglehner mitgetheilt: Bei allen Hinrichtungen kann man sich noch nie eine solche Gleichgültigkeit und ruhiges Sichgehenlassen in den letzten Tagen und Stunden vor dem Tode des Delinquenten entsinnen, als wie bei diesem Berglehner. Mazeder ging auch standhaft dem Tode entgegen, aber mit Trotz; er legte eine gewisse Force darin, standhaft zu sterben, er zwang seine Natur zur Standhaftigkeit, — bei Berglehner war es eine natürliche Gleichgültigkeit, die unbegreiflich ist. Essen und Trinken schmeckte ihm bis zur letzten Stunde; eine halbe Stunde vor der Hinrichtung trank er noch sein Haferl Kaffee und aß eine Kreuzerbretzen dazu mit dem größten Wohlbehagen. Sonst muß man gewöhnlich dem Delinquenten auf den Hinrichtungswagen hinaufhelfen, Berglehner bestieg denselben nicht allein ganz frisch, sondern leistete auch dem nachfolgenden Geistlichen hülfreiche Hand dabei. — Abends vorher ließ er sich noch rasiren und wollte dafür dem Badergesellen ein Trinkgeld reichen; der Letztere wies es aber zurück mit dem Bemerken, daß er ihm zu Neujahr die Rechnung schon schicken werde; der Delinquent äußerte, daß die Rechnung bis dahin wohl zu spät kommen dürfte, nöthigte ihm aber das Trinkgeld auf. Das Schaffot bestieg er festen Trittes, als wenn er promeniren ginge, und so blieb er bis zum letzten Augenblick standhaft und gleichgültig. Der Akt der Hinrichtung vom Brettanbinden bis zum Fall des Beiles dauerte übrigens keine sechs Sekunden und die Zweckmäßigkeit der Maschine wurde vielfach anerkannt.

Dieser Tage wurde in München ein raffinirter Betrug ausgeführt. Ein Frauenzimmer suchte sich in einem Kürschnerladen Muff, Pelz und Pelzmanchetten aus, handelte lange hin und her und ließ sich endlich die Rechnung, auf etliche 30 fl. lautend schreiben mit der Weisung, daß die Kürschnermagd mit ihr gehen und zu Hause das Geld in Empfang nehmen solle. Die Magd folgte nun bis auf den Dultplatz dem Frauenzimmer, wo dieses der Magd in einem Hause die Waare abnahm und ihr zu warten befahl, indem sie aus dem zweiten Stock sogleich das Geld herunterbringen werde. Die Magd wartete dort eine Zeit lang, endlich hörte sie das Frauenzimmer von oben rufen, der „Papasey nicht zu Hause, sie solle einige Stunden später kommen. Wie die Magd aber wieder kam, wußte Niemand weder von dem Frauenzimmer noch von den Pelzwaaren. Beide blieben verschwunden.

[Fresko-Anekdote.] Wenn in Wien ein Dach reparirt wird, so muß der Dachdeckermeister an dem Hause ein hölzernes Kreuz aufhängen lassen, als Warnungszeichen für die Vorübergehenden. Die meißten Dachdecker lassen auf diese Kreuze entweder ihre ganz ausgeschriebenen Namen, oder die Anfangsbuchstaben derselben setzen. Neulich hing in einer Straße ein solches Kreuz, mit O. S. A. bezeichnet. Ein vorübergehender Bauer, dem dieß etwas Ungewöhnliches war, blieb vor dem Kreuze stehen und studirte darüber, was denn wohl diese drei Buchstaben zu bedeuten hätten. In diesem Augenblicke fiel ein Ziegel dicht neben ihm vom Dache herab. Er blickte hinauf und schalt darüber nicht wenig. Da rief eine Stimme von oben herab: „Oche, schau auf!“ und der Bauer, nochmals die drei Buchstaben betrachtend, ging mit den Worten fort; „Ah, jetzt weiß ich, was die drei Buchstaben zu bedeuten haben.“

[Ein großer Schriftsteller.] Der frühere Theaterintendant Nareschkin in Petersburg war ein erklärter Liebling des Kaisers, ein witziger origineller Kopf, aber immer voll Schulden, und trotz des Großmuths seines Mäcens in fortwährender Geldverlegenheit. Einst hatte er eine Sammlung seiner Bonmots drucken lassen und das Heftchen seinem Gönner dedizirt. Der Kaiser ließ hierauf ebenfalls ein Buch verfertigen, dessen Blätter aus 1000 Rubel Banknoten bestanden, und Nareschkin zusenden. „Nun, wie gefällt Dir mein Werk?“ frug der Czaar seinen Günstling, als in den nächsten Tagen an der Tafel von dem geistreichen Heftchen die Rede war. „Es interessirt mich so ungemein,“ war die schlagfertige und treffende Antwort, „daß ich den zweiten Theil kaum erwarten kann.“ Der Kaiser lächelte und der geistreiche Intendant erhielt den folgenden Morgen abermals ein eben so kostbares Buch, auf dessen Rückentitel aber leider die Worte standen: Zweiter und letzter Band.

Auflösung der Charade in Nro. 297:

Maskord.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Ferdinand Theinhardt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 310 Montag, 29. Dezember 1856.

Bei'm Nußkernen.

(Fortsetzung.)

Der Christoffelsvetter schwieg eine Weile. Seine Schwester, die Frau Bellend, sagte: „Du magst Dich ausruhen und einmal trinken!" Sie schenkte ein Glas des lieblichen, federweißen Weines ein, der molkig drein sah, aber noch etwas Süße hatte und prickelnd dem Gaumen ungemein behagte. Das Glas ging um, die Aepfel wurden umgereicht und manche Zuhörerin trocknete sich eine Thräne weg von den schönen Augen.

„Seyd Ihr denn fertig mit Eurer Geschichte, die so grausig ist?" fragte eines der Mädchen.

„Nein," sagte der Christoffelsvetter. „Bisher hat es meine Person noch wenig berührt, jetzt aber tritt die Geschichte mir selber näher."

„Ach, so erzählet doch weiter," baten Alle.

„Aber, Christoffelsvetter, wird es dann wieder grausig?" fragte eine andere.

Er zuckte die Achseln und sagte: „Glaubt Ihr, der Fluch der Sünde sey gesühnt? Das ist ihr schrecklichstes Wirken, daß sie immer neues Elend hervorbringt."

Die Frauen schauerten in sich zusammen, und der Vetter fuhr fort: „Mit dem armen Jakobchen war es eine merkwürdige Sache. Er war sehr mißgestaltet. Sein Kopf hatte eine auffallende Dicke, sein Haar war dunkel, aber struppig und wild. Seine Augen aber lagen ordentlich klotzig vor dem Kopfe. Er war klein, aber breit und sehnig und hatte schon als Knabe eine Stärke, die Keiner seiner Altersgenossen, ja selbst ältere nicht, bewältigen konnten. Er war in der Regel theilnahmslos und stierte in die Welt hinein, als ob kein Gedanke in seinem Kopfe und kein Gefühl in seinem Herzen sich rege und bewege. Selten sah man ihn einmal lächeln; gerieth er einmal in Zorn, was freilich lange andauerte, und viele und heftige Neckereien voraussetzte, dann war sein Zorn fürchterlich und kannte keine Gränzen, und nie vergab er dem, der ihn zu solchem Zorne gebracht hatte. Er rächte sich an ihm, wenn es auch noch so lange währte, bis er seine Rache kühlen konnte. Sonst war er lenksam und gutmüthig. Zum Lernen, wenn auch nur der unbedeutendsten Dinge, war er unfähig, und die acht Jahre, welche er in die Schule ging, blieben so völlig ohne allen Erfolg, als wenn er noch niemals über die Schwelle der Schulstube getreten wäre. Nur rudern lernte er, wenn etwa Jemand über den Rhein fuhr, aber einen Kahn zu lenken, brachte er nie fertig; man durfte es ihm aber auch nicht anvertrauen.

„So dumm er auch zu seyn schien, so war es doch verwunderlich, daß er gar wohl unterscheiden konnte. So war er zum Beispiel recht gewandt darin, die französischen Zollwächter abzulauern, die das nie ahneten.

„Ihr wisset es Alle, daß damals das Schmuggeln ein einträgliches Geschäft war; denn was damals am linken Rheinufer verboten war und heillos Geld kostete, das war auf dem rechten Ufer spottwohlfeil, denn dort waren nicht blos die englischen Waaren aufgehäuft, sondern auch was über die See kommt, als da ist: Kaffee, Zucker, Zimmt und andere Gewürze, Tabak und dergleichen. Das war denn eine Lust, die Zollwächter, die verhaßten Grünröcke, zu prellen und zu hänseln, und so schlau sie auch waren, sie dennoch hinter das Licht zu führen.

„Da mußten ihrer aber Viele seyn und Augen mußte man überall haben. Der Pfiffevater Martins und Jakobchens war ein Hauptschmuggler, und der hatte das Jakobchen so abgerichtet, daß er die Zollwächter immer im Auge hatte und ihnen Alles ablauschte, was sie heimlich verhandelten, so ferne sie eben nur deutsch redeten. Die meisten waren Deutsche aus dem Elsaß und Lothringen, und nur die höheren Beamten Franzosen. So ging's leicht.

„Ich habe es Euch Anfangs gesagt, daß drunten am Eingang des Dorfes von den Franzosen beim Straßenbau eine Menge überflüssiger Erde auf die tief ausgebrochenen Mauern des alten runden Thurmes war aufgeschüttet worden. Diesen mächtig das Wasser des Rheines zurückdrängenden Erdhügel hatten sie oben geflacht, und darauf stand oben eine gemauerte Hütte, darein sich bei schlechtem

Digitized by Google

Wetter die Grünröcke verbargen, während zwei Luken, eine hinab, die andere hinauf dem Blicke den Rhein zu beschauen gestatteten.

„Vor dieser Zollhütte kauerte fast immer Jakobchen, mehr oder weniger der Gegenstand der Neckereien der Zollwächter. Seine Lieblingsstellung war ein Kauern, also daß seine Knie dem dicken Kopfe als Stützpunkte dienten, während beide Arme um die Kniee oder vielmehr die Beine geschlagen und durch die in einander gefalteten Hände gehalten wurden. Eine Stellung, wie diese, würde Jedem höchst unbequem gewesen seyn; Jakobchen war sie durch Angewohnheit die liebste, und nie kann ich mich erinnern, ihn freiwillig in einer andern gesehen zu haben, als in dieser.

„Ueberdieß hatte Jakobchen eine Liebhaberei am Schnupfen. Mit Nichts konnte man ihn ködern, als mit Schnupftabak. Diesen bestellte er sich mit bittender Geberde, wenn ein Schiffer über den Rhein setzte; für eine kleine Düte voll ruderte er unermüdet vornan im Kahne. Unter den Zollwächtern war nun Einer, der eben so gern schnupfte, und die Zollwächter meinten die Dose des alten Lutzberger sey das, was Jakobchen an die Zollhütte von Morgens frühe bis Abends spät fessele, zumal der gutmüthige Alte gar gerne ihm eine derbe Prise gab.

„Darin täuschen aber die sonst so schlauen Füchse sich; denn, wenn Jakobchen so da kauerte und in den Rhein hinabstierte, so theilnahm- und regungslos, so entging seinem feinen und scharfen Gehör auch kein Wort, was sie flüsterten, und was er dann sogleich seinem Pflegevater hinterbrachte, wenn er zum Essen heimstolperte. In der Regel warnen es ihre Verabredungen, wo sie die Nacht hindurch stehen oder herumschleichen wollten, was auch von den Schmugglern getreulich benutzt und jedesmal probehaltig gefunden wurde. Es ist auch nie einem Grünrock eingefallen, einen Verdacht auf den Blödsinnigen zu werfen, mit dem sonst auch nicht im Entferntesten ein Gespräch zu führen war, weil er zusammenhängender Gedanken gar nicht fähig war oder doch zu seyn schien.

„So erfuhren wir allemal, was wir wissen wollten, und waren die beiden Zollwächter oberhalb des Dorfes, so landeten wir unten, und waren sie unterhalb desselben, so landeten wir oben und brachten unsere Waarenballen ohne alle Gefahr an das Ufer, von wo wir sie auf den Rücken nahmen und auf Wegen, die nur wir betraten, aber nur sehr auf vielbetretenen, in das Gebirge, oft tief in den Hundsrücken hineinbrachten, und einen Gewinn zogen, den uns kein anderes Gewerbe hätte geben können. Jakobchens Lohn war dann immer ein Viertelpfund besonders guten Schnupftabaks, was ihn unendlich glücklich machte.

„Das hat er als zwölf- und dreizehnjähriger Knabe und dabei blieb er bis zum neunzehnten, wie er denn auch keine Fortschritte machte in seinen Verstandes-, wohl aber desto größere in seinen Leibeskräften, denn er war von einer Stärke in seinem Jünglingsalter, die wirklich riesenhaft war, und Niemand wagte es, mit ihm zu ringen, wie sich denn in späteren Jahren auch Jedermann wohl hütete, ihn zu reizen, denn er würde ihn ohne Zweifel erwürgt haben.

„‚Wie es mit dem Martin stand? werdet Ihr wohl gerne wissen mögen. Nun, der Martin war einer der schönsten Jungen des Dorfes. Sein Vater, der Henner, war sehr hübsch gewesen, und seine Mutter wurde als Mädchen und Frau stets ‚die Rose des Dorfes‘ genannt. Damit ist aber genug gesagt. Von seinem Vater hatte er die kräftige mannpatte Gestalt, die dunklen Haare und Augen; aber von seiner Mutter die weiße Haut, die feinen Gesichtszüge und das liebliche Lächeln. Manchmal, besonders wenn er ernst war, meinte man, man sehe seinen leibhaftigen Vater, da er noch jung war; aber wenn er lächelte und freundlich war, hätte man schwören mögen, er sey das Abbild seiner Mutter, deren Herzensgüte er auch geerbt hatte. Als er heranwuchs, sahen alle Mädchen nach ihm.“

„‚O man meint aber auch,‘ sagte Obermeiers Lieschen und warf dabei die kirschenrothen Lippen schmollend auf, ‚unsereins sähe immer nach den Buben! Wärs es nicht umgekehrt, so wäre es lange gut!‘“

„‚Wißt Ihr auch, Christoffelsvetter!‘“ sprach Veltens Martin, „‚wenn das Hündlein bellt?‘“

„‚Wenn es getroffen wird!‘“ lachte schelmisch der alte Vetter, und Lieschen bückte sich erröthend viel tiefer auf die Nußschale, die sie in der Hand hielt, um das Erröthen zu verbergen.

„‚Es ist kein Kern mehr d'rin,‘“ versetzte Valentin ironisch. „‚Strenge Deine Augen nicht zu sehr an, Lieschen! Es hilft doch nichts!‘“

„‚Haltet Frieden,‘“ redete der alte Velten drein. „‚Ich glaube der Streit ließ sich am Ende durch ein Sprichwort schlichten: Wie es in den Wald schallt, so schallt es heraus!‘“

Da brachen denn Alle in ein herzliches Lachen aus, und als sich das gelegt, fuhr der Vetter Christoffel also fort: „‚Es war im ganzen Dorfe kein Jungbursch, den Alt und Jung lieber hatte, als den Martin. Ich will da nicht die Weibsleute allein gemeint haben, ob ich es gleich da am allergewissesten sagen könnte, sondern auch die Mannsleute. Ein Handwerk wollte er nicht lernen, zum wenigsten das seines Vaters, obwohl man es ihm anrieth. Sein Pflegevater war, wie Alle im Dorfe, Schiffer und Winzer. Da wurde er denn frühe in diesen beiden Erwerbszweigen wacker angeführt, und bei seinem offenen, klaren Kopfe begriff er Bei-

Digitized by Google

des schnell und leicht. Da konnte er bald in den Taglohn bei den Reichern im Dorfe gehen und sich Kleidung und Schuhe, auch wohl sein alltägliches Taschengeld verdienen. Als er einmal fünfzehn oder sechzehn Jahre alt war, ging er mit auf den Schmuggel und wurde bald einer der Rüstigsten und Gewandtesten unserer Bande.

„Jaköbchen und er standen in einem seltsamen Verhältniß. Von Kindheit auf doch aneinander gewöhnt, spielten sie als Kinder nie mit einander. Es war eine unbegreifliche Abneigung, die Beide trennte. Jaköbchen konnte Martin nicht leiden, obwohl dieser ihm nie ein Leid zufügte, nie ihn neckte oder ärgerte. Vielmehr konnte man sagen, Martin thue dem Unglücklichen im Gegentheil nur Gutes. Nie vergaß er, wenn er über den Rhein fuhr, ihm eine Düte Schnupftabak mitzubringen, die aber Jaköbchen nie dankbar nahm, oft nicht einmal ihn freundlich dafür anblickte. Dennoch machte das Martin nicht irre.

„Ich war der Einzige im Dorfe, der um die Sache ihrer Herkunft wußte; denn als der Bürgermeister den Tod Bethchens in die Zeitung setzen ließ, kam von Seligenstadt die Nachricht, daß Bethchens Vater sie ernerbt und verstoßen habe, und daß der Vater des Kindes der Heinrich Ackermann sey, zu dem das unglückliche Geschöpf in seiner Noth und Verzweiflung, nach dem Tode ihrer Goth, habe gehen wollen. Der Bürgermeister theilte das dem Pfarrer mit und fragte diesen, was er thun solle. Das war kurz nachher, als Henner dem Pfarrer gebeichtet hatte, dieser also Alles genau wußte. Der Pfarrer, welcher das Beichtgeheimniß bewahren mußte, rieth dem Bürgermeister, den Henner zu schonen, damit er nicht ganz im Kopfe neben dran komme; das Kind sey ja nun bei ihm, und das engelsgute Lieschen sey seine zweite Mutter; die in Seligenstadt nähmen das arme Würmchen doch nicht an, und wenn sie es thäten, so stehe es um das Kind vielleicht um Vieles schlimmer, als hier; er halte es daher für gut, daß er schweige. Der Bürgermeister war, wie schon gesagt, ein Ehrenmann. Er versprach den Pfarrer, ihm zu folgen, und ich habe es Euch schon gesagt, wie er handelte. Mir, der ich sein guter Freund war, vertraute er die ganze Geschichte unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Das habe ich auch ehrlich gehalten, und warum ich es jetzt brechen darf, wird Euch noch erklärlich werden.

„Ihr könnt Euch denken, daß ich, seit ich die Umstände kannte, einen noch größeren Antheil an den beiden Kindern nahm, als die übrigen Nachbarn, die aber Alle sich oft mit ihnen beschäftigten, ohne aber etwas vom wahren Hergang zu wissen. Da ich nun von meinem Hause in den Hof und fast in das Haus des Pflegevaters der beiden Knaben sehen konnte, so war mir es eine wichtige Sache, die Spiele der Kinder zu beobachten, um zu ergründen, ob denn kein natürlicher Zug die beiden zu einander führe. Wunderbar! Ich begegnete nur einer überall erkennbaren Abneigung des Jaköbchens gegen Martin. Das ging nicht hervor aus einer diesen höher stellenden Vergleichung. Dazu war Jaköbchen zu stumpfsinnig; auch nicht daraus, daß der Mißgestaltete den schönen Martin etwa beneidete; denn auch das lag viel zu weit seitab. Aber ich fand einen anderen Grund, den fast noch Niemand bemerkt hatte.

„Der Pflegevater der beiden Knaben hatte nur ein Kind, ein Mädchen, ein feines, schönes Kind, das etwa ein Jahr oder etwas mehr jünger war, als sie. Käthchen hieß das liebliche, sanfte Kind. Spielten die Drei, so war Jaköbchen stets bemüht, dem Käthchen gefällig zu seyn, aber es mochte nichts von ihm wissen, dagegen gab es sich mit ganzer Zuneigung dem gutmüthigen Martin hin, und wollte nur mit ihm spielen. Freilich war das Jaköbchen zu täppisch und plump, wie etwa ein junger Hühnerhund sich geberdet. Er verdarb Alles, verbrach Alles — nicht aus bösem Willen, sondern aus Ungeschick und Dummheit.

„Die Kinder kränkten ihn nicht absichtlich, sie stießen ihn auch nicht mit Härte zurück; aber sie konnten ihn, und das sah ich viel hundert Mal, zu gar nichts gebrauchen. So kam es denn, daß Jaköbchen, mürrisch und mißvergnügt, an die Zollhütte lief und sich dort hinkauerte, während die beiden, Martin und Käthchen, gar harmlos, einig und lieblich mit einander spielten und nie in Streit oder Zwiespalt geriethen, und wenn auch ihre Spiele ganze Nachmittage dauerten.

„Dieß erweckte mit der Zeit gegen Jaköbchen eine Abneigung, und in diesem bildete sich ganz dasselbe aus — aber merkwürdiger Weise kreuzte es sich. Jaköbchen konnte den Martin nicht leiden, während seine ganze Liebe Käthchen behielt; und Käthchen trug einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Jaköbchen und eine starke Zuneigung für Martin. Und dennoch ist das Entstehen dieser Ab- und Zuneigungen so leicht erklärlich.

„Im Laufe der Zeit wurde Käthchen, wenn auch nicht geneigter gegen Jaköbchen, doch klüger. Sie am besten kannte seinen Grimm, der verzehrend war, und sah es ein, daß daraus nur Unheil folgen mußte für — ihren Martin.

„Ja, für ihren Martin konnte man wohl sagen, denn die kindliche Zuneigung verwandelte sich im Laufe der Jahre in eine innige, treue Liebe, die die Bürgschaft der Lebensdauer in sich trug.

„Die Eltern Käthchens sahen es nicht ungerne, denn der Martin war brav und fleißig; er hatte noch sein eigen Haus, das mittlerweile vermiethet

Digitized by Google

war, und was er von dem Schmuggeln verdiente, das sparte er sich und kaufte sich hin und wieder ein Stückchen Land, zu dem, welches er von seinen Eltern ererbt hatte. So ließen sie die jungen Leute stille gewähren; leisteten zwar ihrer Liebe keinerlei Vorschub, aber traten ihr auch nicht entgegen.

„Die Zwei hatten ihr Getuschel heimlich. Bei den Eltern oder wenn Jaköbchen dabei war, schienen sie völlig gleichgültig zu seyn. Das war einestheils gut, denn daß Jaköbchen, wie der arme Blödsinnige noch immer hieß, ob er gleich die Kinderschuhe längst ausgetreten hatte, das liebliche, frischblühende Käthchen glühend liebte, wenn man das, was ihn für sie beseelte, mit diesem Namen benennen durfte, darüber war Niemand im Dorfe im Zweifel, und leider bildete das gerade den Grund vielfacher Neckereien, welche die Gluth des Unglücklichen nur schürten.

„Heirathest Du bald das Käthchen?“ fragten ihn die jungen Burschen oft. Er lachte dann grinsend und sagte: Zu Neujahr! Das kam daher, daß er, aufgestachelt von solchen Neckereien, einst Käthchen gefragt hatte, ob sie sich denn bald heirathen? Darauf hatte sie lachend geantwortet: Zu Neujahr! Und obgleich der Blödsinnige damit keinen deutlichen Sinn zu verbinden im Stande war, so wiederholte er doch diese Antwort des Mädchens immer, wenn ihn die Burschen nach seiner Hochzeit fragten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Das neueste (5. Heft) der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde“ von Karl Neumann (Berlin bei D. Reimer) bringt uns äußerst interessante Nachrichten über unsere Landsleute Gebrüder Schlagintweit. In einem Berichte von Robert an Se. Maj. den König von Preußen, aus Leh in Ladak vom 4. Juli 1856, wird gemeldet, daß die drei Brüder Simla am 29. Mai verließen und sich in Nagkandu trennten, da Hermann über Bisser, Kanaur und Spiti nach Ladak gehen wollte, während Robert und Adolf gemeinschaftlich über den Sateleſch, durch das Bias-, Tschandra- und Bhagathal, das tibetanische Becken Kiang und ein enges Seitenthal nach Leh vordrangen, wo sie am 29. Juli ankamen. Ende Juli wollten die drei Brüder von Leh aus die Karakorum-Berge besuchen und dann auf getrennten Wegen nach Kaschmir gehen. Aus einem Extrablatte der Zeitschrift erfahren wir jedoch, daß die kühnen Reisenden von Leh in Kleintibet, im Quellengebiete des Indus, dort wo die östlichen Ausläufer des Himalaya mit dem Kuenlün einen Winkel bilden, über dieses Gebirg nordwärts bis Khotan vorgedrungen sind. Die Mittheilungen der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde“ lautet: So eben läuft bei Sr. Exzellenz Herrn A. v. Humboldt ein Schreiben des Herrn Robert Schlagintweit vom 26. September aus Leh in Ladak mit der wichtigen Nachricht ein, daß es Hermann und Robert Schlagintweit gelungen ist, die Kette des Kuenlün zu übersteigen und bis in die Nähe von Elghi, der Hauptstadt Khotans, vorzudringen, bis wohin seit den Jesuiten Benedict Goës (1604) und von Hallerstein (1760) kein Europäer wieder gekommen war. Ueber das durch Abel Remusat's historische Forschungen berühmte Khotan in Turkestan werden die zugleich eingetroffenen Nachrichten in dem nächsten Hefte dieser Zeitschrift mitgetheilt werden können.

Merkwürdige Ueberreste von Ureinwohnern in Texas wurden — wie die „Galveston Gazette“ berichtet — in der Grafschaft Angelina von einigen Jägern aufgefunden. Sie waren einem Panther, so erzählen diese, bis an den Eingang einer Höhle gefolgt, wo er von ihren Kugeln getroffen zu Boden sank. Die Höhle, die sie jetzt untersuchten, führte in ein kellerartiges, gemauertes Gewölbe von ungefähr 40 Fuß Länge, 12 Fuß Breite und 8 Fuß Höhe, an dessen entgegengesetztem Ende sie, zu ihrer nicht geringen Ueberraschung zwei menschliche Körper gewahr wurden. Der Eine war seiner ganzen Länge nach auf dem Boden hingestreckt, der Zweite lehnte in sitzender Stellung mit dem Kopfe an der Mauer. Beide Leichnahme befanden sich im Zustande der vollkommensten Versteinerung. Füße und Hände waren nackt; am Körper dagegen eine Art Jagdgewand, namentlich an den Nähten und Falten, in der Versteinerung noch ganz deutlich zu erkennen. Am Leibe des Einen befand sich eine Schnalle aus reinem Golde von etwa drei Zoll Durchmesser, die in der Versteinerung fest eingebettet stack. Die Züge erschienen nicht sehr zusammengeschrumpft; die Augen waren theilweise geschlossen, und selbst von den Augenbraunen hatten sich Spuren erhalten. — Welcher Zeit diese Leichen angehören, wußten die Jäger nicht zu bestimmen. Es ist überhaupt noch sehr die Frage, ob das Ganze nicht in die Kategorie der Jagdgeschichten gehört.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Hjette Weilandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 311 Dienstag, 30. Dezember 1856.

Bei'm Nußkernen.

(Fortsetzung.)

„Stundenlang konnte er auf einem niederen Schemel vor ihr sitzen, wenn sie nähete oder spann, und ihr in das schöne Antlitz sehen, bis sie es müde wurde und ihn fortschickte, worauf er dann auch folgsam sich entfernte. Eben so saß er halbe Tage lang auf einem Holzstamme, welcher vor dem Fenster lag, in dessen Vertiefung Käthchen arbeitend saß. Ging sie mit in's Feld, so wollte er auch mitgehen, besonders, wenn Martin mitging, dessen Alleinsein mit Käthchen er eifersüchtig zu verhindern suchte, seitdem er einmal gesehen, daß Käthchen mit liebendem Blicke dem Martin die Hand gereicht, als er mit ihrem Vater im Ankernachen mehrere Fuder Weines nach Koblenz führte; damals war er ganz außer sich und drohte mit wüthenden Worten und Geberden dem Martin.

Käthchen ergriff eine wahre Todesangst, wenn sie an die tückische Rachsucht des Blödsinnigen dachte, und wie er sie gegen Andere ausgeübt, die ihn beleidigt hatten. Daß Käthchens Furcht nicht aus der Luft gegriffen war, habe ich Euch bereits früher erwähnt. Jakobchen hatte ein Gedächtniß für Beleidigungen, das unauslöschbar war.

„Nachdem sie sich lange geängstiget und ihre Sorge endlich auch ihrer Mutter mitgetheilt hatte, rieth ihr diese, Jakobchen auch die Hand zu reichen und ihn durch freundliche Worte zu ködern.

„Wie sehr es auch ihr widerstrebte, that sie es doch, und es schien, als sey sein Zorn versöhnt. Es schien aber nur so.

„Martin war von Koblenz zurückgekehrt mit dem Pflegevater und Vormund, und Käthchen bemeisterte das Glück ihres Herzens über seine Rückkehr und ihre Freude, reichte Martin nicht einmal die Hand, daß dieser fast erschrocken stand und sie ansah, als wolle er den Grund dieses frostigen Empfanges erforschen.

„Jakobchen sah das mit grinsendem Lachen, in dem sich die Schadenfreude kund gab, aber er sah auch das Blinzeln mit den Augen, womit ihm das Mädchen zu verstehen gab, es habe Grund zu solchem Thun. Jetzt stieg ihm das Blut in den Kopf, und mit geballten Fäusten ging er von dannen.

„Es braucht nicht gesagt zu werden, daß Käthchen ihren Martin mit einem Kusse entschädigte, von dem ich selber Zeuge war, wenn auch nur aus meinem Verstecke; aber auch das nicht, daß sie das, was sie verhüten wollte, gerade hervorgerufen, nämlich Jakobchens Argwohn eines Einverständnisses zwischen Käthchen und Martin.

„Zu dem trat ein anderes.

„Eines Abends hörte er zu, wie die Männer unter der Linde von Martin redeten und mit seinem Lobe nicht fertig werden konnten. Sie hoben es hervor, wie er schon den Ankernachen nach Koblenz gesteuert habe, während doch gefährliche Stellen da seyen, wie das „wilde Gefährte" bei Kaub und die Bank bei St. Goar; daß er der geschickteste Schmuggler sey, den nie ein Zollwächter fangen würde und dergleichen mehr. Da meinte denn Einer, es sey darum auch dem Pflegevater Martins nicht zu verübeln, wenn er dem Martin das Käthchen gebe.

„Hier war das Gespräch durch das Hinzukommen eines Andern unterbrochen worden, aber Jakobchen hatte doch genug oder vielmehr zu viel gehört. Sein Auge rollte wie eine feurige Kugel in seiner Höhle herum, und vor seinen Mund trat der Schaum, wie es bei einem wilden Thiere ist, das in Wuth geräth. Er rannte weit vor das Dorf hinaus auf die Landstraße, bis der erste Aufwall seines Grimmes verraucht war. Kühler geworden, schien bei ihm ein Nachdenken einzutreten, wie er den Ruhm Martins, den er preisen gehört, vernichten könne, und es schien, als habe er das rechte Mittel gefunden, denn er kam heim, und ein unheimliches Lächeln spielte um seinen breiten, wulstigen Mund.

„Am anderen Morgen sagte der Pflegevater zu ihm: Jakobchen, geh' an die Zollhütte und kunte einmal wieder aus, wohin die Grünröcke heute Abend gehen.

„Jakobchen schmunzelte, denn er hatte gehört, wie der Alte mit Martin von dem Schmuggel des

Digitized by Google

heutigen Abends gerades hatte, wie von einer besonders wichtigen Angelegenheit.

„Er stolperte daher denn auch hinunter an die Zollhütte und kauerte sich dahin, nachdem er vom alten Lutzberger eine derbe Prise gekriegt hatte. Eine Stunde später kam ein Vorgesetzter mit des alten Lutzbergers Genossen den Rhein herauf und trat in die Zollhütte.

„Schaffe den Kerl da draußen fort!“ befahl er, auf Jakobchen deutend.

„O,“ sagten Beide, „der ist blödsinnig und simpel und weiß nicht, was wir reden.“

„Der Fremde ging heraus, stieß Jakobchen an und fragte ihn etwas, worauf aber dieser mit einem brummenden, grunzenden Tone antwortete. Dieß beruhigte ihn, und nun trat er wieder in die Hütte und zog die Thüre an. Darauf begann er den beiden Zollwächtern die Leviten zu lesen und den Kümmel zu reiben, daß es eine Art hatte. Er sagte ihnen, daß nirgends mehr geschmuggelt würde, als in unserm Dorfe, das habe er schon längst erkundet; aber seit sie hier seyen, habe noch nicht einmal Einer von ihnen einen Schmuggler erwischt, entweder hielten sie es mit den Schmugglern, oder sie ließen sich überlisten; er sey verkleidet drüben im Städtchen gewesen und habe gehört, daß diese Nacht der Martin Ackermann und eine Anzahl Anderer eine Hauptschmuggelei vornehmen würden. Nun sollten einmal die Zollwächter des nächsten Dorfes zu ihnen stoßen; sie könnten vor das Dorf gegen Bingen hin auf Posten stehen, während die anderen, beherzte Kerle, mit scharfgeladenen Gewehren unter dem Dorfe Wache halten sollten. Es müßte ja mit dem Kukuck zugehen, rief der Vorgesetzte, wenn wir die Kerle nicht erwischen sollten, und kriegen wir sie nicht lebendig — nun, so schießen wir sie Alle todt.

„Bei dem Worte fuhr Jakobchen in die Höhe, und eine teuflische Freude blitzte über seine groben Gesichtszüge. Er stand leise auf und trabte heim, wo er denn dem Martin sagte, die Zollwächter ständen oberhalb des Dorfes.

„„Wir waren voller Freude,“ sagte der Christoffelsvetter, „denn ich war auch dabei, und wir hatten lauter Seidenstoffe, die nach Paris bestimmt waren. Da gab es einen guten Verdienst.

„„Aber Christoffelsvetter,“ fragte ich, „wer trug denn den Schaden, wenn die Zollwächter Euch erwischten und Euch die Waaren abnahmen?“

„„Nun, die Waaren gingen Dem verloren, der sie schmuggeln ließ,“ sagte der Vetter; „„allein fingen sie uns, so war es ausgemacht, daß wir auf die Galeeren kamen.“

„„Eine schöne Aussicht, meiner Treu.“

„„Daher,“ fuhr er fort, „war es wohl auch die Hoffnung des Jakobchens, daß Martin entweder todtgeschossen oder gefangen fortgeschleppt würde; es ist wenigstens kein Zweifel, daß er Aehnliches hoffte.

„„Wir hatten uns bis jetzt unbedingt auf Jakobchens Spioniren verlassen können, und ahnten auch jetzt im Entferntesten nicht, daß er uns einen Spitzbubenstreich spielen würde oder vielmehr dem ihm verhaßten Martin. Wir hätten ihm so etwas nicht einmal zugetraut; aber es trat da recht zu Tage, daß er für das Böse nicht ohne Klugheit war, während man ihn sonst für nicht viel brauchen konnte.

„„Als der Abend kam, sahen wir die beiden Zollwächter durch das Dorf hinauf gehen, und waren nun unserer Sache um so viel sicherer, als wir auch gar nicht daran denken konnten, daß die Strecke unter dem Dorfe, wo viele Weiden am Ufer standen, besetzt seyn könnte. Wir ruderten hinüber, und sobald die Dunkelheit einer Neumondsnacht sich auf den Rhein gelegt, stießen wir drüben ab und fuhren pfeilschnell über die glatte Fläche des Rheines.

„„Alles war todtstille, als wir landeten, und Keiner hatte ein Arg. Martin, der seinen Bündel an Saalbändern auf dem Rücken hatte und vorn im Kahne saß, sprang heraus, um den Kahn an's Ufer zu ziehen. In diesem Augenblicke faßten ihn ein Paar kräftige Arme, und eine nervige Faust drückte ihm schier die Kehle zu.

„„Verrath!“ schrie er, wandte sich, ergriff den, der ihn faßte, und warf ihn mit seiner ungeheueren Stärke in den Rhein, daß es platschte und das Wasser über ihm zusammenschlug. Dann gab er dem Kahne einen mächtigen Stoß, schwang sich hinein und pfeilschnell war der Kahn gedreht und stach wieder in die Fluth hinein. Der in's Wasser Gefallene arbeitete sich wieder an den Weiden heraus und schrie: Hierher! Da blitzte es zweimal und knallte, und die Kugeln pfiffen uns um die Köpfe wie Hagel. Keiner wurde verwundet, und wir kamen, ehe sie noch einmal laden konnten, aus der Schußweite und waren gerettet. Zwar schossen sie, wir verrückt, noch zweimal, aber keine Kugel erreichte uns, und wir landeten wohlbehalten am jenseitigen Ufer.

„„Was war das?“ fragten wir uns, als wir dort standen und die Geschichte uns überlegten.

„„Sollte Jakobchen uns treulos verrathen haben?“

„„Nein, nein!“ sagte sein Pflegevater, „das thut er nicht. Gewiß sind die Hallunken dahinter gekommen, daß er sie ausspionirt, und haben ihn selber irre geführt. So schlimm das für uns war, so leuchtete uns doch das ein.

„„Was sollen wir thun?“ fragte ich.

„„Ei,“ sagte Martin darauf, „wir ziehen luftern Nachen leise vor das Städtchen hinauf und setzen

Digitized by Google

oben über; denn nun sind die Beiden oben herunter gelaufen und glauben, den Andern zu Hülfe eilen zu müssen. Sie denken nicht daran, daß wir es heute noch einmal riskiren.“

„Das leuchtete Allen ein.

„Einer setzte sich an das Steuerruder. Ein Riemen wurde als Mast aufgerichtet, die Leine dran befestigt, und Alle spannten sich davor. Der Kahn flog durch die Wellen, und ehe eine Viertelstunde vorüber war, hatten wir den Punkt erreicht. Wir setzten über, und wirklich dachte Niemand daran, daß wir's wagten. Wir brachten unsere reichen Bündel glücklich an Ort und Stelle und waren, ehe der Tag graute, wieder daheim. Der Verdienst dieser Nacht überstieg das Dreifache eines sonstigen Schmuggelns. Jakobchen war an diesem Abend ungewöhnlich lange aufgeblieben. Als die Schüsse fielen und das ganze Dörfchen in einen wilden Aufruhr kam, rieb er sich vergnügt die Hände und sagte, was Mehrere gehört zu haben, späterhin aussagten: Todtschießen! Todtschießen!

„Käthchen verzweifelte schier, als sie die Schüsse hörte und die Gefahr überdachte, die ihrem Vater und Martin drohte. Ihre Mutter war eben so trostlos wie sie. Viele Leute waren hinunter gelaufen, als die beiden im Orte stationirten Zollwächter so eilfertig der Stelle des zu vermuthenden Kampfes zurannten. Sie brachten endlich mit unverhofftem Frohlocken die Kunde, es sey Keiner gefangen, aber Einer habe einen Zollwächter in den Rhein geschleudert, daß er nahezu ertrunken wäre. Zwar flößten die gefallenen Schüsse Sorge ein, allein die erfahrenen Schiffer meinten, es müßten doch kreuzschlechte Ruderer seyn, die nicht zwischen dem Laden den leichten Kahn aus dem Bereiche der Kugeln sollten hinausgeschoben haben; überdieß hätten ja die Grünröcke bei der tiefdunklen Nacht nicht zielen können, und da hätte es doch verwunderlich zugehen müssen, wenn sie einen sollten getroffen haben. So richtig diese Bemerkungen waren, so wurden doch die Betheiligten erst dann wieder vollkommen ruhig, als die Männer und Jünglinge wohlbehalten zurückkehrten. Wie starrte Jakobchen am andern Morgen den Martin an, als dieser wohlbehalten in die Stube trat, um sein Frühstück einzunehmen? Hätte Jemand von den Hausgenossen einen Argwohn auf ihn gehabt, man hätte müssen etwas merken. Allein das fiel Keinem ein, und da der Pflegevater in der am jenseitigen Ufer gräuterten Meinung sich völlig festgefahren hatte, so fragte er auch nicht weiter. Man war nur froh, daß Alles so vortrefflich gegangen war, und Niemand war glücklicher als Käthchen, die ihren lieben Martin wohlbehalten wieder hatte.

„Indessen änderte sich nun die Sache. Es kamen vier Zollwächter in das Dorf, und die Alten kamen weg. Als nun Jakobchen sich wieder vor die Hütte kauern wollte, sagten sie ihn von dannen, und lange Zeit lag das einträgliche Schmuggeln ganz darnieder, nicht aber die Lust, die Zollwächter zu hänseln.

„Eines Streiches vor vielen andern,“ sagte mit Behagen der Christoffelsvetter, „muß ich gedenken, weil es sich dadurch zeigt, daß wir nicht müßig waren. Der Wohlheit aber die Ehre zu geben, muß ich sagen, daß Martin die Seele aller dieser Unternehmungen war, weil er unerschöpflich reich war in immer neuen Plänen, wie wir die Franzosen täuschten.

„Eines Abends war Einer der Gränzwächter oben vor dem Dorfe unter den Nußbäumen postirt. Martin hatte es erkundschaftet, daß es nur Einer war, während die andern drei abwärts vom Dorfe eine Landung vermutheten, weil sie durch falsche Anzeigen irre geleitet waren: er selbst übernahm es nun, den Streich auszuführen.

„Der Zollwächter lehnte an einen Nußbaume, deren Viele am oberen Ende des Dorfes stehen. Plötzlich hörte er ein Rascheln im dürren Laube, das der Vorwinter bereits von den Nußbäumen zur Erde geworfen hatte.

„Der Zollwächter horchte hierhin und dorthin. Der Himmel hatte nur eine dünne Wolkenschichte zur Decke und es fiel so viel Licht auf die Erde, daß man, wenn sich das Auge an die Finsterniß gewöhnt hatte, eine Gestalt wohl unterscheiden konnte, die hin und her sich bewegte. Nun strengte der Zollwächter seine Augen an und sah ziemlich deutlich einen Mann daherschleichen, der einen Bündel trug.

„Als er ihm nahe genug war, rief er: „Halt!“

„Martin, denn dieser war es, warf seinen Bündel ab und floh in das Weite. Der Zollwächter war nur froh, daß er von schweren Waarenballen hatte! der sich wrich anfühlte, also englische Waaren zu enthalten schien; denn er bekam die Hälfte des Werthes als Fanggeld. Schnell lud er sich den Bündel auf und trug ihn nach der Zollhütte. Darauf hatte Martin gerechnet, vier schwer beladene Kähne landeten unterdessen, und ihre Waaren wurden ohne alle Gefar in Sicherheit gebracht, um später weiter fortgetragen zu werden. Und in dem Ballen, den der Zollwächter erbeutet hatte, waren — alte völlig unbrauchbare Lumpen. Zu spät sahen sie, ein, daß sie geprellt waren, stürmten durch das Dorf herauf, durchsuchten Alles, aber die Kähne waren drüben am rechten Ufer und die Waaren hatten in Schlupfwinkeln Raum gewonnen, die sie nicht kannten. Wir aber waren bereits mit einer guten Ladung schon droben im Walde.

„So ging es schier alle Tage auf eine oder die andere Weise, und nie erwischten sie uns auf frischer

Digitized by Google

That, obgleich es ihnen bekannt war, daß heillos in unserm Dorfe geschmuggelt wurde.

„Durch große Vorsicht und Schlauheit entgingen wir glücklich allen Nachstellungen, die sie in der größten Erbitterung zu einem Ziele zu führen suchten.

„Gewiß sah es Niemand weniger gern, daß es so kam, als der tückische Blödsinnige, dessen Haß gegen Martin mit jedem Tage sich steigerte. Sein Unmuth äußerte sich selbst gegen seinen Pflegevater. Zum Ausspioniren der Zollwächter ließ er sich durchaus nicht mehr gebrauchen, weil ihm eine dunkles Vermuthen sagen mochte, er diene damit dem verhaßten Martin. So kam es denn, daß selbst der Pflegevater mißtrauisch gegen ihn wurde und jede Unterredung vermied, welche auf eine Verständigung ausging, die dem Schmuggeln dienen sollte. Hätte Jaköbchen so etwas gehört, wer hätte uns gegen Verrath sicher gestellt?

„Er bewachte ordentlich Käthchen. Diese allein vermochte noch etwas über seinen Starrsinn. Ganze Tage saß er in der Stube und beobachtete sie, wenn Martin da war. Keinen Blick der Liebe durften sie tauschen, kein Wort im Vertrauen wechseln. Wußte er, daß Martin irgendwo hin war, so schweifte er im Dorfe umher, kam aber sicher zu der Stunde wieder, wo Martin etwa zurückkehren mußte. Saß er in der Nähe Käthchens, so ruhten seine Blicke mit einer unendlich widerlichen Freundlichkeit auf ihr. Sie blieb nicht mehr allein zu Hause, wenn er da war, und ging ihre Mutter aus, so folgte sie ihr aus Angst vor dem Jaköbchen. Dieser Zustand wurde auf die Dauer unerträglich. Ihr Vater redete darum mit dem Bürgermeister, daß er den Blödsinnigen anderswo unterbringe. Dieß geschah zwar, aber Jaköbchen wollte durchaus nicht weichen. Eine Reihe von Sommernächten schlief er auf der Schwelle der Thüre und war nicht wegzubringen, als mit Gewalt, die Niemand bei ihm anzuwenden wagte. War die Thüre offen, so schlich er sich in das Haus und trat unerwartet in die Stube, um sich stille an seinen gewohnten Platz zu setzen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In der Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse des französischen Instituts vom 22. Oktober stattete der Admiral du Petit-Thouars Bericht über einen Besuch ab, den er bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Arica den längs der Küste befindlichen alt-peruanischen Gräbern gemacht hatte. Er bedurfte dazu der Erlaubniß des Platzgouverneurs, welche mit dem Bemerken ertheilt wurde, daß diese Todten ja nicht getauft worden seyen, und daß man daher keinen Anstand nehme, ihm die Gräber mit ihrem Inhalte zur Verfügung zu stellen. Du Petit-Thouars fand ungefähr 1½ Fuß unter dem Dünensande eine lange Reihe eigenthümlich geformter Särge, in welchen sich die Kadaver in sitzender Stellung, das Gesicht auf die Kniee gebeugt, befanden. Zu den Füßen der Todten standen zwei aus gebranntem Thon geformte Gefäße in Gestalt eines Thierkopfes, von denen das eine zur Aufnahme von Wasser bestimmt schien, während das andere etwas Salz und Cocá (Erythroxylum peruvianum) enthielt — Beweise, daß die Ur-Einwohner Peru's an ein zukünftiges Leben glaubten, indem sie ihren Verstorbenen sowohl Nahrungs- als Erheiterungsmittel mit auf die Reise gaben. Derartige Särge fanden sich in sehr großer Anzahl vor.

Das Problem, Hitze ohne Brennmaterial zu erzeugen, scheint durch die Erfindung der Maschine der Herren Beaumont und Mayer gelöst zu seyn, mittelst welcher man durch bloße Friktion Wasser siedend machen kann. Die Maschine enthält 400 Litres Wasser, das binnen 2 Stunden siedend gemacht wird. Ein Kegel von Holz, welcher sich in einem Zylinder bewegt, um die nöthige Friktion zu erzeugen, ist mit Werg bedeckt, das, um es nicht Feuer fangen zu lassen, immer durch einen Strom Oeles, welches darauf läuft, angefeuchtet wird. Die Hitze wächst allmählig, bis zuletzt Dampf erzeugt wird.

In Dresden wurde bei dem Aufräumen des Gerölles zu dem Bau der großen Aktienbierbrauerei an Stelle der bekannten Grassi's Villa ein besonders in den Zähnen gut erhaltener Unterkiefer des Nashorns der Diluvialzeit mit ausgegraben, mit welchem Professor Geynitz seine Zuhörer bei einem öffentlichen Vortrag in der Aula der polytechnischen Schule näher bekannt machte.

Auflösung der Charade in Nro. 307:

Sandkörner.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 312 Mittwoch, 31. Dezember 1856.

Bei'm Nußkernen.

(Schluß.)

„Gegen Ende des Sommers wurde endlich Martin Käthchens Bräutigam. Er war jetzt 25 Jahre alt, und die Miether seines Hauses gingen mit dem Gebäude übel um. Es war gut, daß ihre Miethzeit auf Martinitag endete. Martin kündigte ihnen und sprach nun bei seinen Pflegeeltern das aus, was sie und alle Welt schon lange wußten, nämlich, daß er Käthchen zur Frau wünsche. Er empfing das Jawort der Eltern und — daß das glückliche Käthchen nicht Nein sage, dafür war jede Sorge überflüssig.

„Siehst Du," sagten die muthwilligen Burschen zu Jaköbchen, „sie haben Dich aus dem Hause geschafft, damit Martin das Käthchen heirathen kann." Sie bedachten nicht, welch' ein Feuer sie im Gemüthe des unglücklichen Menschen anschürten. Alle seine wilden Leidenschaften loderten in unbeschreiblicher Gluth auf. Er stürmte knirschend fort und gerade in das Haus seiner ehemaligen Pflegeeltern hinein.

„Dort saßen, denn es war ein Sonntagnachmittag, die Pflegeeltern und eine Anzahl Nachbarn bei einander und ich auch dabei. Wir plauderten gemüthlich von den Aussichten auf den Herbst, der nahe war, und von der Güte der Trauben, die der Lese harrten. Niemand ahnete etwas.

„Martin und Käthchen saßen wie Brautleute bei einander in der stillen heimlichen Ofenecke, flüsterten und kosten, und Niemand wollte es sehen, wenn sie sich heimlich einen Kuß gaben. Da hören wir alle plötzlich ein Poltern, die Treppe herauf und wildes Schnaufen, wie wenn ein Thier wild geworden ist.

„Wir horchen noch zu — da wird die Thüre aufgerissen und Jaköbchen, ein blankes Schiffsmesser in der Hand, glühend vor Zorn und Wuth, stürmt herein, und sieht sich im Kreise um.

„Martin!" schreit er in einem Tone der Wuth, der durch Mark und Bein dringt, aber er sieht ihn noch nicht.

„Plötzlich wendet er sich gegen den Ofen und erblickte das Paar und will sich mit der Wuth eines wilden Thieres auf sie stürzen.

„Wir waren Anfangs selbst überrascht und erschrocken vor dem Anblick des Menschen, der kaum mehr einem Menschen ähnlich sah. Zum Glücke erkannte sich ein Nachbar zuerst, ahnet dunkel, was könnte geschehen seyn, und was jetzt erfolgen mußte. Er sprang auf und führte einen so gewaltigen Schlag auf Jaköbchens Arm, daß das Messer weit weg flog, dann aber erfaßten wir ihn zu Dritt. Kaum sind wir im Stande gewesen, ihn zu bändigen. Er schlug, trat, biß, wie ein Rasender. Nur mit vieler Anstrengung gelang es uns, ihn ganz zu überwältigen und fortzubringen.

„Wir schleppten ihn zum Bürgermeister, der mit Entsetzen den Vorfall vernahm und mit uns erkannte, wie sehr nothwendig es sey, daß Jaköbchen unschädlich gemacht würde. Die Nacht wurde er bewacht und auch in den folgenden Tagen, bis vom Unterpräfekten weitere Befehle angelangt seyn würden, an den der Bürgermeister berichtet hatte.

„Für das Volkswohl thaten die Franzosen nichts. Eine Anstalt, wohin man den Unglücklichen bringen könnte, und wo für ihn könnte gesorgt werden, war nicht da. Der Präfekt, ein wohlwollender Mann, sah wohl ein, daß da müsse Rath geschafft werden. So brachte man ihn an den Ort, wo der Präfekt wohnte, und wo in einem ehemaligen, fürstlichen Schlosse ein Gefängniß war. Dorthin kam der Arme, und die Gemeinde unterhielt ihn dort mit nicht unbedeutenden Kosten.

„Zu Martini wurden dann Martin und Käthchen ein glückliches Paar, und nichts störte ihre Zufriedenheit, als der Gedanke, daß einst Jaköbchen wieder kommen könnte.

„Leider stand diese Aussicht näher, als sie vermuthen konnten.

„Der Bürgermeister starb plötzlich, und sein Nachfolger wollte sich dadurch verdient machen, daß er einen strengern Haushalt mit dem Gemeinde-Vermögen einrichtete.

Digitized by Google

„Was brauchen wir den Menschen im Gefängniß zu erhalten," sagte er, „während wir ihn in der Gemeinde um Hälfte wohlfeiler unterbringen können?"

„Die Gemeinderäthe machten ihn mit dem bekannt, was vorgefallen und was wiederkehren könnte.

„Er lachte und meinte, dafür wolle er schon Sorge tragen. Endlich setzte er seinen Antrag durch, und Jaköbchen kehrte zurück.

„Etwa dreiviertel Jahre war es her, seit er weggebracht worden war.

„Ein ordentlicher Mann des Dorfes nahm ihn in Kost und Pflege und versprach, sorgfältig über ihn zu wachen.

„Anfänglich schien Jaköbchen alles Frühere vergessen zu haben. Als er aber Käthchen, das blühendschöne, junge Weib, sah, da erwachten die alten Erinnerungen und Leidenschaften in aller Macht und Gewalt; aber er schien sich den Schluß zu machen, daß er sich ruhig halten müsse, um nicht wieder in das Gefängniß gebracht zu werden, wo es ihm übel ergangen war.

„Er saß wieder Tagelang vor Käthchens Wohnung, aber stille und ruhig. Martin verfolgte er mit glühenden Blicken, und dieser nahm sich vor ihm in Acht, so viel er konnte.

Eines Tages, es ist mir noch so erinnerlich, als wäre es heute, hatten wir eine Schmuggelei verabredet.

„Martin sollte zu Hause bleiben und die Zollwächter beobachten. Er wählte, um nahe bei seiner Frau zu seyn, den Platz unter der Linde. Hier sollte er uns durch dreimaliges Feuerschlagen das Zeichen geben, daß Gefahr vorhanden sey. Schlüge er nicht Feuer, so könnten wir die Landung wagen. So war die Abrede. Wir waren auf die benachbarten Orte gegangen und da übergesetzt. Die Luft war nebelfrei, aber die Nacht dunkel, so daß man den aufblitzenden Schein des Feuerschlagens recht genau am jenseitigen Ufer wahrnehmen konnte.

„Da Jaköbchen sich ruhig verhielt, so wurden die Leute in seiner Ueberwachung nachlässig.

„Wußte Jaköbchen Etwas davon, daß Martin allein am Stamm der Linde stehe, oder wollte er durch das Fenster Käthchen sehen und beobachten, wer wüßte das? Das aber war Thatsache, daß er sich aus seinem Pflegehause wegschlich und unbemerkt an das Haus Martins kam, welches gerade der Linde gegenüber lag. In Martins Stube war noch Licht, obgleich es bereits stark auf zehn Uhr ging.

„Jaköbchen kauerte vor dem Fenster, wohin er, selbst von Martin unbemerkt, geschlichen war.

„Als es zehn Uhr schlug und ein Zollwächter zum Dorfe eben herausgegangen war, schlug Martin dreimal Feuer. Hierdurch erfuhr Jaköbchen, daß dort Jemand stehe.

„Hustete Martin oder sprach er so Etwas, woran ihn der Blödsinnige erkannte — kurz die ganze ungemessene Wuth wurde wieder in ihm rege. Wie ein Tiger seine Beute beschleicht und dann erst, wenn er die rechte Entfernung hat, den verderbenden Sprung wagt, so schlich der Blödsinnige heran, dann mit einem Wuthgebelle, das weithin schallte, stürzte er sich auf Martin, der vor Schrecken kaum an seine Vertheidigung denken konnte. Jaköbchen faßte ihn an der Gurgel, daß Martin fast der Athem fehlte; aber er rang mit dem Aufbieten aller Kräfte gegen die riesige Stärke des Wüthenden. Immer mehr drängte er ihn zur Brustwehr der Mauer des ehemaligen Thurmes, die zu Sitzen diente, wo unten der Rhein seine starken Wellen anschlug.

„Der Schrei, das Brüllen der Wuth, rief zuerst Käthchen an's Fenster, die augenblicklich den Zusammenhang ahnete. Sie schrie um Hülfe. Leute aus allen Häusern stürzten herbei.

„Als Jaköbchen sah, daß er an seiner Rache gehindert werden sollte, ließ er plötzlich den halberstickten Martin los, faßte ihn eben so schnell an der Hälfte des Leibes und schwang ihn über die Mauer hinüber, um ihn in die Wellen des wildangeschwollenen Rheines zu schleudern. Martin faßte sich krampfhaft an den struppigen Haaren Jaköbchens, der sich immer weiter hinauebog. Das Uebergewicht der Schwere riß Martin hinab, aber Jaköbchen verlor selbst das Gleichgewicht, und ehe noch die rettende Hand sie beide fassen konnte, stürzten sie hinab in die Tiefe, und die schäumende Fluth verschlang sie.

„Alle hatten den Fall in das Wasser gehört, und ein Schrei des Entsetzens entrang sich der Brust Aller, die herzugeeilt waren.

„Niemand wußte eigentlich, wer hinabgestürzt sey; nur Käthchen schrie verzweifelt: „Rettet meinen Martin! Jaköbchen hat ihn hinabgestürzt."

„Lichter, Laternen werden gebracht und hinab gehalten. Die Schiffer eilten zu den Kähnen. Mit Hacken wurde die ganze Nacht gefischt; aber die Fluth gab ihre Opfer nicht wieder." —

Aller Hände ruhten. Angstvoll war jede Brust am Tische gepreßt.

Der Vetter schwieg.

„Großer Gott," sagte des Veltens Frau, „hat man sie denn nicht mehr gefunden?"

„Doch," erwiderte der Christoffelsvetter. „Nach drei Tagen zog man sie aus der Tiefe, und Beide hatten sich noch umklammert. Jaköbchens, ohnedieß so abschreckende, von der grimmigen Wuth entstellte Züge waren zum Entsetzen. Man wollte sie in

Digitized by Google

Ein Grab legen, aber die ganze Bürgerschaft widersetzte sich dem, bis endlich der alte Pfarrer, nun, wo das Geheimniß keinen Einfluß mehr üben konnte, die Decke davon wegzog. Da gestattete man es endlich."

„Aber Käthchen? Was wurde aus dem armen Käthchen?" fragten die Mädchen und Frauen.

„Die Arme," sprach mit Rührung der Christofelsvetter, „führte ein trauriges Leben. Sie genas eines Mädchens, das schön war, wie die Mutter. Sie erzog es in der Furcht Gottes; aber so alt sie auch wurde, der Quell ihres Leides und ihrer Thränen versiegte niemals. Was so die äußerlichen Lebensumstände anging, so fehlte es ihr nicht, und sie litt niemals Noth. Vor etwa zwei Jahren ist sie gestorben, und ihr braves Kind wird wohl bald eines braven Mannes Weib werden."

Er schwieg.

Die Nüsse waren alle gekernt und Mitternacht nahe. Als wir weggingen, sagte er zu uns: „Behüte Gottes Gnade uns alle vor Sünde und Frevel. Das ist ihr schrecklichster Fluch, daß sie immer neue Sünden gebiert."

Und dieß Wort klang schauerlich in alle Herzen, und die Geschichte war der Beleg dazu.

Ein Polizeidiener als Kammerdiener.

Vor mehreren Jahren, berichtet der Verfasser der „Memoiren eines Russen," kam ein Reisender, ein französischer Legitimist, Chevalier Proe, nach Moskau vom Kaukasus. Er war in Persien, Grusien ꝛc. gewesen, hatte Vieles gesehen, aber auch die Unvorsichtigkeit begangen, die Kriegsführung im Kaukasus und besonders die Administration sehr streng zu tadeln. Der kaukasische Gouverneur, fürchtend, daß Proe dieselben Sachen in Petersburg wiederholen werde, schrieb sehr vorsichtig an den Kriegsminister, daß Proe ein gefährlicher militärischer Agent der französischen Regierung sey. Proe lebte ganz ruhig in Moskau und ward vom Prinzen D. W. Galizin sehr gut auf genommen, als auf einmal der Prinz einen Befehl erhielt, Proe, von einem Polizeiagenten begleitet, über die Gränze zu schicken. Es ist immer unangenehm, einer solchen Unhöflichkeit gegen einen Bekannten schuldig zu seyn, weßhalb Galizin zwei Tage zögerte, ehe er den Befehl ausführte. Endlich lud er Proe ein und sagte ihm nach der schönsten Einleitung, daß wahrscheinlich eine Denunziation vom Kaukasus den Kaiser gegen ihn eingenommen habe, daß er Rußland verlassen müsse und ihn Jemand bis zur Gränze begleiten solle.

Proe, sehr ärgerlich, bemerkte dem Prinzen, er werde gehen, denn die Regierung habe das Recht, ihn wegzuschicken; eine Begleitung müsse er aber ablehnen, indem er nicht zu der Klasse von Verbrechern gehöre, die begleitet zu werden pflegten. Am folgenden Tage kam der Polizeimeister zu Proe. Dieser empfing ihn mit der Pistole in der Hand und sagte ihm kurz, er werde weder in seinem Zimmer, noch in seinem Wagen einen Polizeidiener dulden, ohne ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn er Gewalt brauchen wolle. Galizin war ein sehr edeldenkender Herr und daher in großer Verlegenheit. Er schickte zu Wayer, dem französischen Konsul, um ihn zu befragen, was zu thun sey. Wayer fand einen Ausweg. Er fragte nach einem Polizeibeamten, der vollkommen gut französisch spräche und versprach, ihn bei Proe als einen Reisenden einzuführen, welcher ihn bäte, ihm einen Platz in seinem Wagen zu überlassen, indem er die Hälfte für die Postpferde bezahle. Bei dem ersten Worte Wayers merkte Proe die Geschichte.

„Ich verkaufe keine Plätze in meinem Wagen," sagte er dem Konsul. — „Der Mann wird in Verzweiflung seyn." — „Gut," sagte Proe, „ich nehme ihn umsonst, wenn er mir einige kleine Dienste leisten kann. Ich hoffe, er ist nicht launisch, sonst werde ich ihn auf die Landstraße setzen." — „Der gefälligste Mensch von der Welt. Sie können ganz über ihn disponiren. Ich danke Ihnen in seinem Namen." Wayer lief hocherfreut zum Prinzen Galizin und erzählte ihm seinen Triumph. Am Abend reiste Proe und der bona fide Reisende ab. Auf der ersten Poststation legte er sich auf das Sopha und rief: „Holla! komm hierher und zieh' mir die Stiefeln aus!" — „Ich bitte sehr, für was halten Sie mich?" erwiderte der Reisegefährte. — „Zieh' meine Stiefeln aus, sage ich, oder ich lasse Dich hier auf der Landstraße. Ich halte Dich nicht." — Der Polizeibeamte zog die Stiefeln aus. — „Nun geh und dürste sie!" — „Nein, das geht zu weit." — „Gut, so bleibe hier!" Und Jener dürstet sie. Auf der folgenden Station fing dieselbe Geschichte mit den Kleidern an und so quälte ihn Proe bis zur Gränze. Um diesem Märtyrer der Polizei einigen Trost zu gewähren, lenkte man die Aufmerksamkeit der obern Behörde auf ihn und er wurde zum Polizeikommissär ernannt.

Mannigfaltigkeiten.

[Die Kriegsmacht Preußens.] Nach der im Dez. 1855 vorgenommenen Zählung betrug die Bevölkerung Preußens 17,202,013 Einwohner;

Digitized by Google

die Totalsumme seiner Kriegsstärke beläuft sich aber auf 603,038 Mann, also auf stark 3½ pCt. der Bewohnerzahl, während die Friedensstärke 129,369 Mann beträgt. Das Kriegsheer zerfällt in drei Klassen: 1) stehendes Heer (Garde und Linie), 2) Landwehr ersten und zweiten Aufgebots, 3) Landsturm. Die Infanterie der Feldarmee besteht aus 260 Bataillonen; die Kavallerie zählt 296 Schwadronen; die Artillerie außer 41 Festungskompagnien noch 108 Batterien mit 864 Geschützen. Die gesammte Kriegsstärke beläuft sich auf: 1) Feldtruppen: 228 Bataillone mit 228,456 Mann, 292 Schwadronen mit 51,344 Mann, 99 Batterien mit 792 Geschützen mit 18,981 Mann, 18 Pionierkompagnien mit 4100 Mann, zusammen 302,881 Mann; 2) Garnisonstruppen: 178½ Bataillone mit 178,857 Mann, 162 Schwadronen mit 19,880 Mann, 215 Artilleriekompagnien mit 41,108 Mann, 27 Pionierkompagnien mit 5162 Mann, zusammen 245,007 Mann. Gesammtsumme 547,888 M. Hiezu etwa 10,000 Offiziere, 150 Feldjäger, 45,000 Trainsoldaten gibt obige Stärke von 603,038 Mann.

Es wurde neulich von einer Bauernhochzeit berichtet, die in der von Wenden bewohnten Umgegend von Lüchow (Hannover) gefeiert worden, und sich durch den dabei entwickelten Aufwand an Speisen und Getränken auszeichnete. Ein Seitenstück hierzu, das jedoch das norddeutsche Gaumenfest an Großartigkeit überbietet, lieferte der badische Ort Altenheim (O.-A. Offenburg) zu Anfang vorigen Monats bei Gelegenheit einer Verehelichung. Es wurden bei diesem Anlasse nämlich verzehrt: drei Stück großes Rindvieh, 9 Kälber, 10 Schweine, einige Schafe, einige Dutzend Enten und Gänse, Massen sonstigen Geflügels, zahlreiche Hasen und Rehe, mehrere 100 Kuchen und unzählbare Flaschen des feinsten 1834er Markgräflers. Auch an reichlichen Spenden von Champagner fehlte es nicht. 400 Gäste waren zu dieser eines Lukullus würdigen Festlichkeit geladen worden, die volle 5 Tage währte; außerdem wohnten derselben Nichteingeladene in Masse bei, wie dieß dort zu Lande üblich ist. Der Brautvater ist ein Mann von mehreren Hunderttausenden, wie es denn in dem gesegneten Ländchen Besitzer von 100,000 fl., 200,000 fl. und mehr nicht wenige gibt.

Ein vorzügliches mechanisches Talent in Pesth beschäftigt sich seit längerer Zeit mit einer Erfindung, welcher, nachdem sie gelungen, nichts weiter fehlt, als daß sie aus Paris oder London sich datire, um schnell das allgemeine Interesse auf sich zu ziehen und dem Urheber derselben reichen Lohn für seine Mühe, Zeitaufwand und schlaflosen Nächte einzubringen. Es ist dieß eine Ton-Notirmaschine, welche alles, was auf einem Tasten-Instrument gespielt wird, mit oder ohne Elektromagnetismus, in Zeichen so fixirt, daß das Gespielte mit den feinsten Nuancen gelesen und in die gewöhnliche Notenschrift übertragen werden kann. Der Erfinder ist Hr. Joseph Kliegl, ur er hat bereits ein ausschließendes Privilegium für die Dauer von zwei Jahren erhalten. Ein von ihm angekündigtes Werk wird sowohl über die Operation der Maschine als sein Notensystem Aufschluß geben.

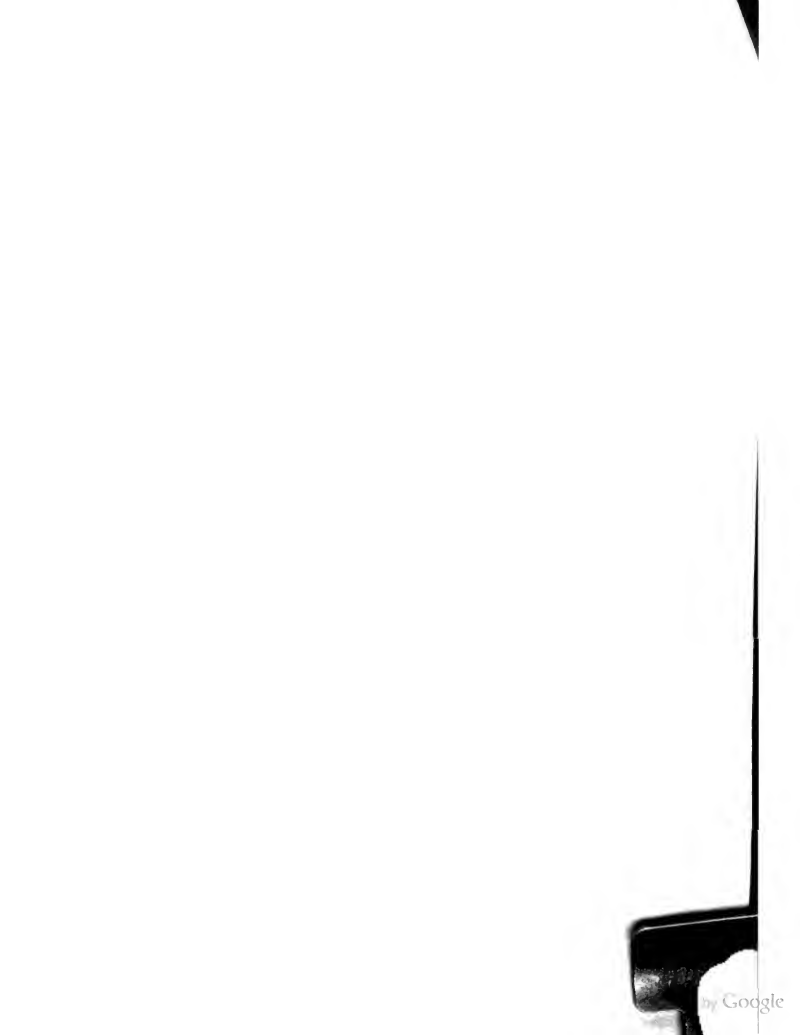
In Woolwich haben neue Versuche stattgefunden, um die Wirkung der Geschosse auf Schmiedeisen zu ermitteln. Das Ziel war eine Wand, 12 Fuß lang, 14 Fuß breit, aus starken unter einander fest verbundenen, 20 Zoll starken Balken, wie ein Schiffbug gebildet, die mit vier geschmiedeten Eisenplatten von 4 Zoll Stärke überzogen war. Die Wand war unter einem Winkel von 8 Grad gegen den Horizont geneigt. Man that dagegen 24 Schüsse aus einem 68-Pfünder mit 16 Pfund Pulver, theils mit gegossenen, theils mit geschmiedeten Kugeln, auf 600 und 400 Yards (1800 und 1200 Fuß). Von 21 Treffern schlugen sich 9 geschmiedete Kugeln platt, die gegossenen zersprangen, nur eine drang durch die Eisenhaut und blieb im Holz stecken.

[Ein Futter für Kriegsschiffe.] Lieutenant Walton von der britischen Marine hat eine Mischung von Sägespähnen und Kautschuk unter dem Namen Kamptalikon bereitet, und für das Innere von Kriegsschiffen bestimmt. Der Erfinder behauptet, das wegen ihrer Elastizität die Masse sich sofort zusammenziehen wird, wenn eine Kugel hindurch gedrungen ist, und so das Eindringen des Wassers verhindern wird. Sie hat auch die werthvolle Eigenthümlichkeit, den Stoß zu schwächen, und bei ihrer Schwimmkraft wird sich das Schiff flott halten, wenn es von Schüssen auch ganz durchlöchert seyn sollte.

Als Mittel gegen Frostbeulen empfiehlt Medikal Times eine Mischung von 30 Theilen Kollodion (Schießbaumwolle in Chloroform aufgelöst), 12 Theilen venetianischen Terpentin und 6 Theilen Rizinusöl auf die leidenden Stellen mit einem Pinsel dünn aufzutragen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Lisette Weilandt in Aschaffenburg.

Bayerische Staatsbibliothek München
Digitized by Google


by Google

Digitized by Google